Slaviſche Melodien

von

Siegfried Kapper.

Leipzig,
Wilhelm Einhorn.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den Dichtern meiner Heimath,

Karl Egon Ebert

und

Ludwig August Frankl

gewidmet.

Slaviſche Melodien.

Motto:
Was das Volk geſungen —
Wie es nachgeklungen
In der Seele mir.

Inhalt.

Aus dem Slovakenlande.

	Seite.
Vorn der Lieder	1
Selbstgespräch	2
Woher die Liebe?	3
Das Bächlein	3
Augen und Herz	4
Dornen am Strauche	5
Arme Liebe	6
Wenn du eine Blume wärst!	7
Letzter Wille	8
Blumenorakel. I. 2.	9
Vom Erkennen. I. 2.	11
Groll der Liebe	12
Der gewarnte Knabe	12
Thau, Reif, Thräne	13
Verschiedne Wege	14
Bündniß	15
Ring und Feder	16
Vom Scheiden. I. 2.	17
In der Ferne	19
O spielt ein traurig Lied!	19
Hinter den Bergen	20
Klänge	20
Dort mag jetzt Maifest sein	21
Schwanenbotschaft	21

Vom Kriege. Seite.
1. Wenn ich von dir ziehe 23
2. Warum, ach warum? 23
3. Vor dem Abmarsche 24
4. Fort will ich! 25
5. Frage 26
6. Nach der Werbung 26
7. König Seba's Krone 27
9. Lied vor der Schlacht 28
10. Die Heldin 29
11. Der Reiter von Belgrad 30
12. Der Bruder 31
Der Räuber 32
Entführen 33
Ein Wort, ein König! 34
Die Nonne 37
Die Braut. 1. 2. 38
Der Bettelbube 40
Das Mädchen. 1. 2. 41
Vier Lieder aus dem Kerker. 44
Die Wolke 46
Zigeunersagen.
1. Die Weid' am Quell 48
2. Die Braut des Sturmes 54

Aus Böhmen.

Aus dem Liederbuche eines Jägers.
1. Kennt ihr das Hüttlein im Walde? 59
2. Gruß 60
3. Das Mädchen im Walde singt 60
4. Was vom Hüttlein meine Gedanken sind . . 61
5. Ach, könnt' ich blasen ein Lied so hold . . 61
6. Gute Nacht 63
7. Wer hat das Jagen wohl ersonnen? . . . 64

Seite.
8. Als ich geſtern kam vorüber 65
9. Ach, die Lüfte wallen 66
10. Der Wald, der war mein Leben 66
Mädchen am Weiher 68
Einladung 69
Die Lerche 70
Lehre 70
Wir dürfen kein Glück uns dau'n 72
Ein Scheiden 73
Zwei Roſen 74
Gedenke mein 74
Roſenkunde 76
Spielmanns Abſchied. 1. 2. 77
Die Pappel 80
Verlaſſen. 1. 2. 3. 4. 81
Heimkehr 83
Eine Mutter und ihr Söhnlein 85
Die Waldinnen 86

Aus Mähren.

Erwarten 91
Gefundne Blumen 91
Gefangen 92
Liebeserklärung 93
Könnt' ich, o könnt' ich! 94
Wilde Roſ' und erſte Liebe 96
Roſenwäldchen 97
Zwei Wege 97
Ade! 98
Verlornes Glück 99
Ein Blick in die Ferne 99
Wenn es ſo wäre! 100
Wär' ich eine Kön'gin 101

Seite.

Der Pfau 101
Einſamer Gang 102
Glückſtern 103
Wahrzeichen 104
Hochzeitslieder.
1. Willkommen! 105
2. Hinter den Bergen 106
3. Es ſtreifen die Abendlüftchen 107
4. War ein Mädchen 108
Die Sprödе 109
Die Waiſe 110
Jano 112
Der Brunnengräber 114
Der Schwan 115
Der leere Kahn 117
Ritt durch den Slawkowwald 118

Aus Illyrien.

1. Liebe 123
2. O daß er mich liebte! 123
3. Weil wir uns das Wort gegeben 125
4. Ritt zum Liebchen 126
5. Liebe läßt ſich nicht hehlen 127
Vöglein Freiheit 129
Held Baroda 130
Der Flüchtling in der Czernagora 132
Muſſaj 134
Ein Vampyr. 1. 2. 137

Anmerkungen 145

Verzeichniß der Fremdwörter 155

Aus dem Slovakenlande.

Born der Lieder.

O wissen wollt' ich doch, Ihr Lieder,
Woher Ihr kommt, stets hold und neu,
Daß Ihr durch Wald und Thal tönt wieder
Und auf den Bergen hoch und frei!

Pflegt Ihr vom Himmel wohl zu fallen
Im Abendregen mild und lind?
Weht aus versunknen Königshallen
Euch fort ein lauer Morgenwind?

Streut Euch der Baum herab wie Blüthen?
Seid Ihr in Gärten aufgekeimt?
Sagt, — oder haben Euch Waldvöglein
In stiller Mondennacht geträumt? —

„Nicht Regen, Wind und Blüthenbäume,
„Waldvöglein nicht und Hagedorn —
„Der Knaben und der Mädchen Träume
„Sind unser ewig reicher Born.“

Selbstgespräch.

An der Quelle bleicht' ich Linnen,
An der Quelle blau und klar, —
Ach, wie war so blau sein Auge,
Wie so glänzend braun sein Haar!

Tief im Walde sucht' ich Rosen,
Wilde Rosen, roth und voll, —
Ach, wie war so roth die Lippe,
Wie so süß die Rede quoll! —

An der Quelle wenn ich stehe,
Schau' ich träumend in die Fluth, —
Und ich seh' in jeder Welle
Lockenhaar und Augengluth.

Wenn ich irr' im Walde einsam,
Macht die Einsamkeit mir bang,
Und ich hör' in jedem Rauschen
Seiner Stimme süßen Klang! —

Woher die Liebe?

Die Liebe, mein Gott, die Liebe,
Wo nehmen die Menſchen ſie her?
Man holt ſie doch nicht wie die Perle,
Aus fernem, aus tiefem Meer?

Die Liebe, mein Gott, die Liebe,
Wie kommt ſie den Menſchen in's Herz?
Man gräbt ſie doch nicht in Schachten,
Wie edles Geſtein und Erz?

Die Liebe, mein Gott, die Liebe,
Wer ſie den Leuten wohl gab?
Es warf ſie doch nicht wie ein Sternlein
Des Nachts der Himmel herab?

Ich ahn' es, die Lieb' iſt das Rauſchen
Des Waſſers im Felſenquell —
Ich fühl' es, die Lieb' iſt das Duften
Der Roſen im Wald ſo hell.

Das Bächlein.

Wohl fließt das Bächlein ſtill und klar,
Hin durch das Blumenthal,
Auf ſeinen Wellen ſpiegelt ſich
Des Morgens goldner Strahl.

Bald ſtürzt es jählings in die Schlucht,
Von ſeiner Klag' erzählt der Wald, —
Und wer nicht weiß, was „Leiden" heißt,
Den lehrt's die Liebe bald. —

Augen und Herz.

Ich fühl' es, mein Herz iſt feſtgebannt
Im wunderſamſten Elfenland;
Die Elfenkönigin wunderſchön,
Sie glaubt es nicht, daß mein Herz muß vergehn.

Das Herz, in ſeinem verzweifelnden Wahn,
Das klaget die Augen Verrathes an:
„Das haben gethan die Augen dein,
„Die ſchauten ſo tief in die Zaubernacht ein!"

Die Augen, ſie ſaugen verzehrende Gluth,
Im Herzen verſiegt faſt das kranke Blut;
Die Augen, ſie ſchieben die Schuld zurück
Auf ein andres Paar, das gefeſſelt den Blick.

Ihr andren Augen — o ſelige Nacht! —
Uebt immer nur eure zauberiſche Macht!
Und zaubert von hinnen mein Leben ihr gleich,
Doch laſſ' ich nimmer, ja nimmer von euch.

Dornen am Strauche.

Dornen am Strauche,
Stechende Dornen!
Weicht nur ein Wenig,
Nur ein Wenig,
Daß ich dem Mädchen mein
Rosen mag pflücken! —

Dann aus den Rosen
Wind' ich ein Sträußchen,
Ein zierliches Sträußchen;
Geb' es dem Bache,
Daß er es trage
Hin vor ihr Fenster!

Schaut aus dem Fenster
Mein trautes Mädchen,
Sieht das Sträußchen:
„Was bringst du, mein Sträußchen?"
„„Viel herzliche Grüße
Vom Liebsten dein!""

Für jedes Röslein,
Für jedes Knöspiein,
Nachts in der Laube

Küss' ich der Holden
Glühende Küsse
Auf die glühende Wange.

Dich aber will ich,
Stattlicher Rosenstrauch!
Täglich begießen,
Daß du nicht trocknest,
Daß du nicht dorrest
In der Mittagssonne.

Will dich pflegen,
Stattlicher Rosenstrauch!
Daß du noch tragest
Viel tausend Rosen. —
Stechende Dornen,
Weicht nur ein Wenig —
Nur ein Wenig!

Arme Liebe.

Ich habe nicht Wiese, nicht Felder,
Nicht Haus, nicht Hof ist mein, —
Du hast nicht Vater, nicht Mutter,
Du stehst auf der Erde allein.

Ich halte dich in den Armen,
Und Aug' in Auge brennt,
Und Herz an Herz pocht fragend:
Ob es die Liebe kennt?

Ich halte dich in den Armen,
Und Lipp' auf Lippe preßt
Die Antwort, die ein Herze
Dem andern sagen läßt.

Ich halte dich in den Armen,
Aug', Herz und Lippe spricht:
„Wir beide im Ungarlande
Sind doch die Aermsten nicht! —"

Wenn du eine Blume wärst!

Ständest du, mein trautes Mädchen,
Drin in einem Blumengarten,
Alle Blumen würden welken,
Gramverzehrt, die jungen, zarten.

Alle Blumen würden traurig
Ihre süßen Kelche schließen,
Weil die Bienchen, liebesummend,
Dir zuflatternd, sie verließen.

Von der Stirne, von den Wangen,
Aus den Lippen, aus den Augen
Würden sie viel süßern Honig,
Als aus tausend Blumen saugen.

Letzter Wille.

Wüßt' ich, mein Glöcklein,
Wann es wird läuten,
Ließ' ich ein Bettlein
Golden bereiten.

Bettlein gelbgolden,
Decklein kristallen, —
Mir und der Holden
Solle' es gefallen!

Drüber zwei Kränze
Zusammengewunden, —
Weil wir durch Liebe
Beide verbunden.

Ueber den Kränzen
Zwei wächserne Kerzen, —
Daß sie erleuchten
Unsere Herzen.

In beiden Kränzen
Zwei Tulpen, weißhelle, —
Weil ſie noch Jungfrau,
Ich Junggeſelle.

An jeder Tulpe
Zwei weiße Nelken, —
Weil unſre Herzen
So rein verwelken.

Und an den Nelken
Bänder grün, —
Weil wir ſo jung ſchon
Welkten dahin.

Blumenorakel.

I.

Hold Prinzeßlein, eingekerkert
In der Roſe hundertblättrig,
Künd'ſt du holde Liebeskunde,
Deinen Kerker dann zerſchmettr' ich.

Und du kannſt dich frei erheben
Durch die Lüfte liebefächelnd,
Hin zu deinem Prinzen ſchweben,
Wo er ſchläft, im Traum dir lächelnd.

2.

Blätter, fliegt vom Wind getragen,
Flieget zu der Mutter Fenſter!
Kündet ihr, daß mir beſtimmt ſei
Zum Gemahl der Knaben Schönſter.

Denn ich ſuchte mir die Roſe
Dort am Ufer flach und graſig,
Blatt für Blatt der Kron' entpflückt' ich,
Forſchend jedes Blättchen las ich.

„Dein — nicht dein —" ſprach eins ums and're,
Und mir ward faſt bang zu Sinne;
Sieh', da ſprach das letzte Blättchen:
„Ewig dein in Luſt und Minne!" —

Roſenblätter, fliegt zur Mutter!
Schweb', Prinzeßlein, durch die Lüfte —
Hauch' am Weg den, den ich meine,
An mit ſüßem Liebesgifte!

Vom Erkennen.

1.

In der Ferne die Geliebte
Mag dich ſehnend wohl erkennen,
Weil am Hut drei gold'ne Federn
Dir wie Liebesflammen brennen.

„Meinſt du? aber ich erkenne
Mädchen mein aus weit'ſter Ferne,
Weil mir ihre Augen winken
Durch die Nacht zwei helle Sterne."

2.

Nun iſt die Traube wohl reif zum Schnitt,
Lau wehen die Lüftchen darüber;
Sie nehmen der Winz'rinnen Lieder mit,
Und bringen ſie uns herüber.

Es wehen die Lüftchen lau und lind
Vorbei am Bergeshange —
Weß drüben gedenkt ein holdes Kind,
Der kennt es am Geſange.

Groll der Liebe.

„O weine nicht, Mädchen, ich lieb' dich nicht eh'r,
Als bis ſich zum Berge erhoben das Thal!"
„„Zieh hin! Ich meide dich, bis ein Meer
Die Donau in's Meer getragen zumal!""

Das Thal liegt eben; ich weiß es nicht, ob
Der Strom einen Eimer in's Meer ergoß —
Der Knabe klopft' an dem Pförtlein leis —
Das Mädchen ihm Pförtlein und Arme erſchloß.

Der gewarnte Knabe.

O meide den Garten, trauter Knab',
Dort bergen die Blumen manch frühes Grab.
Eine Roſenblume ſucheſt du hier?
Eine Todtenblume pflückſt du dafür. —

„Und ſuch' ich die Roſe, die liebliche, holde,
Und find' ich die Todtenblume ſo blaß —
O: hat mein Herz auch Ruhe gefunden,
Bald woget darüber das grünſte Gras."

„An der Kirchhofsthür, an der Kirchhofsmauer,
Da iſt dann ein Grab; am erſten Mai
Und an Allerſeelen kommen die Jungfraun
Und knien und weinen ſtill dabei.“

„Die Eine, die Bleiche im weißen Kleide,
Pflanzt Roſen dann auf's friſche Grab,
Der Andern Jede zum Angedenken
Pflückt betend ſich ein Blättchen ab.“

„Dann ſcheiden ſie Alle. Die Eine nur bleibt,
Mit Thränen ſie auf den Grabſtein ſchreibt:
„Die Roſ', die du liebteſt, ſuchteſt du dir —
Eine Todtenblume pflückteſt du dafür!“

Thau, Reif, Thräne.

Ich darf nicht meine Thräne
Vergleichen dem Abendthau,
Den nächtlich ſtill geweinet
Das Blümchen auf der Au.

Ich darf nicht meine Thräne
Vergleichen dem Abendreif,
Der aus der Blume quillet,
Wenn ſie der Nachtwind ſtreift.

Es trocknet mit liebendem Hauche
Ein Weſt der Blume feuchten Rand;
Die Thrän' in meinem Auge,
Die trocknet, ach, keine liebende Hand.

Verſchiedne Wege.

Gebt mir meine Wandertaſche
Reich beſetzt mit bunten Knöpfen,
Gebt mir Hakenſtab und Flaſche
Und den braunen Mantel!

Gebt mir auch die blaue Binde,
Die ſie mir geſchenkt am Kirchtag,
Daß ich um den Hut ſie winde,
Will zu meinem Mädchen.

Will das Band zurück ihr geben,
Daß es länger nicht mehr binde
Herzen, die in dieſem Leben,
Ach, getrennt ſein müſſen. —

Weinend ſtand ſie auf der Schwelle,
Ihre Wangen bleiche Roſen,
Ihre Augen thränenhelle
Weinend nahm das Band ſie.

Schön Marina, laß das Klagen,
Schön Marina, laß das Weinen,
Kann als Denkmal nicht mehr tragen
Deiner Liebe Zeichen.

Du wirſt zieh'n durch duft'ge Haine,
Aber ich durch düſtre Wälder; —
Du wirſt zieh'n bei'm Sonnenſcheine,
Aber ich bei'm Mondſchein.

Dich wird ſanftes Lüftchen koſen,
Aber mich wird Sturmwind treiben; —
Du wirſt wallen weich auf Roſen,
Aber ich auf Dornen.

Du wirſt ſpinnen Gold und Seide,
Wohnen ſtolz im Herrenſchloſſe;
Ich mit ſchwerem Draht und Leide
Ewig wandern — wandern! [1])

Bündniß.

Hoch über'm blauen Donauſtrom
Drei weiße Vögel zieh'n,
Leg', Jäger, ſchnell die Flinte an,
Und ziel' nach Einem hin.

Das Fleiſch giebt uns ein Abſchiedsmahl,
Die Federn theilen wir,
Daß du aus der Ferne mir Lieder ſchreibſt,
Ich treue Briefchen dir.

Ring und Feder.

Bei'm Tanze gab er mir ein Reiflein
Geſchlungen roth von Gold,
Das hat umreift zwei treue Herzen,
Ob nichts ſie trennen ſollt'.

Bei'm Spiel gab ich ihm eine Feder
Vom Schwanenflügel rein,
Da hat er mir und ſich geſchrieben
Gar tief in's Herz hinein.

Das goldne Reiflein liegt im Bronnen;
Die Feder nicht mehr ſchreibt —
Zwei Herzen bluten losgeriſſen,
Was drin geſchrieben — bleibt. —

Vom Scheiden.

I.

Wohl war's im Wald einst grün,
Jetzt ist es fahl und schaurig;
Wohl schlug mein Herz einst froh,
Nun aber schlägt es traurig.

Es hatte der Wald sein Lied,
Das Lied es ist verschollen;
Es hat mein Herz ein Lieb,
Darf es nicht lieben wollen. —

Mein Herz, wie ihm mag sein,
Ich weiß es kaum zu sagen;
Nicht Lieb', nicht Freud', nicht Lied
Hat es, und nichts als Klagen.

Doch klagt's nicht, weil der Ruf
Zur Schlacht tönt durch die Straßen —
Es klagt nur, weil es muß,
Was lieb ihm ist, verlassen.

2.

O weint mit mir, o weint,
Ihr Wolken grau und luftig!
Weint auf den Wald herab
Ein Gärtchen grün und duftig,

Daß in dem Gärtchen mir
Ein Röslein roth erſpröſſe,
Daß wenn ich fern auch bin,
Mein Lieb mich nicht vergeſſe. —

Doch, ach, das Gärtchen wird
Zum Walde ſich verdüſtern,
Und wenn ich heimgekehrt
Wird mir das Laub wohl flüſtern:

„Auf felſ'gem Waldesgrund
Da blühen keine Roſen,
Und Freud' im Herzen nicht
Im Lieb- und Liebeloſen.“

In der Ferne.

Zwiſchen Diſteln, zwiſchen Felſen
Irr' ich auf der Haide weit,
Nimmer kann mein Herz gewöhnen
Sich an wüſte Einſamkeit.

Bei Trentſchin iſt eine Wieſe,
Wo ſo viele Veilchen blüh'n —
Kein' iſt mir ſo lieb wie dieſe,
Und dort ſehnt mein Herz ſich hin.

O ſpielt ein traurig Lied!

Heut haben ſie mein Lied begraben,
Drum zieh' ich heut noch fort von hier,
Und die zu Grabe ſie geleitet,
Die geben das Geleit auch mir.

O ſpielet mir ein Lied, recht traurig,
Das ſich an's Herz feſtklammernd ſchmiegt,
Und forthallt durch mein ganzes Leben,
Bis es mit ihm zugleich verſiegt!

Hinter den Bergen.

Wenn die Berge dort nicht ſtänden,
In der Ferne, jene blau'n,
Könnt' ich eine Förſterhütte,
Und darin ein Mädchen ſchau'n.

Könnte heimlich es belauſchen,
Wie das Aug' es niederſchlägt,
Ob es noch die alte Liebe,
Ob es eine neue hegt.

Doch, die Berge, unbeweglich
Steh'n ſie wie mein hart Geſchick —
Und vergeblich nach der Heimath
Sucht mein thränenfeuchter Blick.

Klänge.

Wie vom Thurme Glockenklänge
Durch die weiten Lüfte dringen,
Hör' ich mir's im Herzen pochen
Und in meinen Ohren klingen.

Und ich Armer in der Ferne
Weiß nicht, was ſoll das bedeuten,
Ob zum Traualtar mein Mädchen —
Ob zu Grabe ſie's geleiten?

Dort mag jetzt Maifeſt ſein.

Hier ſteh' ich auf hohem Felſen
Bei'm Abendſonnenſchein,
Und ſchau' nach der Heimathgegend —
Dort mag jetzt Maifeſt ſein!

Dort mag im Frühlingsreigen
Sich ſchwingen die Liebſte mein —
Dort mag ſie's wohl nimmer ahnen,
Daß fern ich um ſie wein'.

Schwanenbotſchaft.

Ueber den blauen Berg hinüber
Tauben zieh'n am Wolkenrand,
Zieh'n ſo traurig, weil mein Mädchen
Um mich weint im Heimathland.

Ueber dem Berge wird es trüber,
Schwäne zieh'n vom See herüber,
Und ſie thäten mir verkünden,
Daß ich nimmer ſoll ſie finden.

Vom Kriege.

1.

Wenn ich von dir ziehe.

Mädchen, wenn ich von dir ziehe
In den wilden Krieg hinaus,
Wirst du aus dem Fenſter ſchauen
Auf den langen Zug heraus.

Und ich laſſ' ein Lied mir ſpielen,
Toll, mit gellem Paukenſchlag,
Daß ich nimmermehr es höre,
Wie du klagſt und weinſt mir nach.

2.

Warum, ach warum?

Warum, ach warum
Haſt du mich erzogen,
Mich erkauft mit deinem Leben,
Mutter, Mutter!
Wenn du wußteſt,
Daß es Krieg im Land wird geben?

Warum, ach warum
Haſt du mich erzogen
Bei der Egge, bei dem Pfluge,
Vater, Vater!
Wenn du wußteſt,
Daß die Türken im Anzuge?

Warum, ach warum
Haſt du mich geliebet,
Ließeſt mich im Gram nicht ſterben,
Mädchen, Mädchen!
Wenn du wußteſt,
Daß mein Blut das Gras ſoll färben?

3.

Vor dem Abmarſche.

Ach, wenn dir ein Weinberg voll Reben hing',
Und ich die Füllen nur weiden ging' —
Ich könnte dich doch nicht lieben!
Und hätteſt du, Mädchen, ein königlich Schloß,
Und ich ein ärmlich Strohdach blos —
Ich könnte dich doch nicht lieben!
Und hätteſt du, Mädchen, Perlen und Gold,
Und wenn mich der Bettelſtab nähren ſollt' —
Ich könnte dich doch nicht lieben!

Und hätteſt du, Mädchen, die halbe Welt,
Und ich keine Fußbreit Ackerfeld —
Ich könnte dich doch nicht lieben!
Und hätteſt du, Mädchen, Himmel und Erd',
Doch muß ich und will tragen dies Schwert —
Und kann dich ja doch nicht lieben!

4.

Fort will ich!

Mutter, warſt du unten in der Schenke? —
Hörteſt du des Werbers kräft'gen Sang?
Hörteſt du, wie dumpf die ſchwarze Stube,
Als ich ihm den Handſchlag gab, erklang?

Fort will ich! Es hat der König ſelber
Mir ein ſtolzes, falbes Roß geſandt,
Und ein ſilbern Schwert mit goldnem Handgriff,
Und 'nen Hut mit blauem ſeidnen Band.

Fort will ich! Es hat mit holdem Gruße
Eine blaue Schärpe, goldgeſtickt,
Und dazu beſpornte, gelbe Ziſchmen
Mir die junge Kön'gin ſelbſt geſchickt! — [3])

5.

Frage.

Wenn du nicht wollteſt Lieb' erwiedern,
Dann hätteſt längſt du ſagen ſollen,
Daß nimmer dunkelblaue Augen
Den ſchwarzen hold begegnen wollen.

Und ſagen auch, daß rothen Lippen
Die Küſſe glüh'nden Munds zuwider; —
Längſt wär' ich in die Welt gegangen,
Du hättſt nie geſeh'n mich wieder.

Und willſt du Liebe nicht erwiedern,
Was ſtehſt du nun mit feuchtem Blicke,
Wenn mich den dunklen Strom hinunter —
Gott weiß wohin! — trägt die Tſchaike?! [3])

6.

Nach der Werbung.

Einen Tanz noch, ihr Zigeuner! —
Will dich einmal nur noch ſchwingen,
Braunes Liebchen, eh' zum Abzug
Die Trompeten hell erklingen.

Einmal ſchwingen, — einmal küſſen —
Dann vergiß auf ewig meiner! —
Eh' mich rufen die Huſaren,
Einen Tanz noch, ihr Zigeuner!

7.

König Seba's Krone.

Bei Zniow ſteht im Feld ein Schloß,
Das ſteht ſeit alten Tagen,
Da haben unſre Väter frei
Manch Heldenſchlacht geſchlagen.

Da in ein halbverfall'nes Gemach
Scheint nicht das Licht der Sonnen,
Drin quillt aus hartem Felsgeſtein
Geheim ein klarer Bronnen.

In dieſen Bronnen hat verſenkt
König Seba ſeine Krone,
Eh' er ſie preis den Feinden gab
Und ihrem Spott und Hohne. —

Bei Zniow in dem alten Schloß,
Auf freier offner Haide,
Da flattert nun das Werbpanier
Von blau und weißer Seide.

Da flattert's hoch, ein Ruf zum Kampf
Des Landes treu'ſten Knaben,
Und Allen, die unſrem Bunde längſt
Im Herzen geſchworen haben.

Da ſchwören wir nun mit vereintem Muth:
„Erſt, wenn aus dieſem Bronnen
Des König Seba's goldne Kron'
Sich hob an's Licht der Sonnen;

„Erſt dann ſoll unſer freies Land
Der Feind in Feſſeln knechten —
Bis dorthin laſſet uns mit Gott
Für Glaub' und Heimath fechten!" *)

9.

Lied vor der Schlacht.

Wenn wir fallen — überwunden —
Fällt mit uns des Landes Blüth',
— Blätter von der vollen Roſe,
Die im Frühling ausgeglüht.

Wenn wir fallen — überwunden —
Fällt mit uns die ganze Welt,
— Wald von jungen grünen Eichen,
Die der kalte Herbſtwind fällt.

Wenn wir fallen — aber ſiegend! —
Wird das Land, die Welt wird frei.
Zwar entblättert ſtirbt die Roſe,
Doch der Eichwald grünet neu! — [5])

10.

Die Heldin.

Ritt ein Mädchen
Hinaus in den Krieg;
Hatte nicht Spieß,
Und hatte nicht Schwert.
„Sprich, womit haſt du,
Mädchen, im Schlachtgewühle
Dich wohl gewehrt? —“

„„Mit meiner Stimme
Sang ich Lieder,
Und ſang in die Herzen
Der Krieger Muth;
Mit meinem weißen Tuche
Von den klaffenden Wunden
Trocknete ich das Blut!““

II.

Der Reiter von Belgrad.

1688.

Vor Belgrad an der Donau
Steht Mann und Roß im heißen Kampf,
Da rollt und qualmt in Wolken
Der dicke ſchwarze Pulverdampf.

Vor Belgrad an der Donau,
Da ſteht ein weißes Roß im Feld,
Der Reiter liegt am Boden,
Das Herz verwund't, das Haupt zerſpällt.'

„Vergeblich iſt dein Warten
Daheim, o trautes Mädchen mein!
Sie haben tief geſchoſſen
Mir in die junge Bruſt hinein."

„Vergeblich iſt dein Hoffen!
Ich ſterb' vom Schlachtgetös umbrüllt;
Aus meinem jungen Herzen
Mein warmes junges Leben quillt."

„Fragſt, wer mich wird begraben?
Bei Belgrad auf der Haide weit,
Da wird mein jung Gebeine
Des Nachts vom Sturmwind ausgeſtreut.“

„Fragſt, wer zu Grab' mir läutet?
Kanonen! — Und Trompetenklang
Und Schwertgeklirr und Trommeln,
Die ſingen mir den Grabgeſang.

12.

Der Bruder.

Ihr Weiden am Bache, was hat euch entlaubt?
Ihr Pappeln, was neigt ihr im Sturm euer Haupt?
Es ruft das Banner vom Beleznay-Schloß,
Die Schweſter muß ſatteln dem Bruder das Roß.

„O Bruder, o Bruder, mir theuer und werth,
Wann grüß' ich vom Kampfe dich heimgekehrt?“
„„Drei Schüſſe geſchoſſen aus meinem Piſtol,
Die geben, o Schweſter, dir Antwort wohl!““

Und als er zum erſtenmal ſchoß, aus dem Rohr
Eine weiße Flamme blitzt hervor; —
„O Gott — in Buda, ſo weit, ſo weit —
Schon ſeh' ich den Bruder in Weiß gekleid't!“

Und als er zum zweitenmal ſchoß, aus dem Rohr
Eine rothe Flamme blitzt hervor; —
„O Gott — bei Mohacz im offnen Feld
Mein Bruder im ſchärfſten Feuer hält.“

Und als er zum drittenmal ſchoß, aus dem Rohr
Eine ſchwarze Flamme blitzt hervor; —
„O Gott — auf dem Schlachtfeld im nächtlichen Graun,
Da liegt mein Bruder zerſchoſſen, zerhaun!“ —

Und alle Herrn ziehn heim aus der Schlacht;
Des Bruders Roß — ſie führen's am Zaum.
„Ihr Herrn des Rathes, ihr Herrn der Schlacht!
Wo ließt ihr meinen Bruder? Ihr ſaht ihn wohl kaum?“

„„Wir haben ihn nicht verzecht im Wein,
Wir haben ihn nicht verſpielt in der Kart',
Dort an der Donau, der Bruder dein,
Dort liegt er tief genug in der Erde verſcharrt.““

Der Räuber.

Am Berge ſo hoch, um Mitternacht,
Da lodert die Flamme vom Sturme gefacht;
Sie lodert ſo hell um den Keſſel hervor,
Der Rauch, der rollt zu den Wolken empor.

Zwölf Räuber ſtehen im Kreis umher,
Geſtützt ein jeder auf's blanke Gewehr;
Der Dreizehnte aber in ihrem Bund
Liegt regungslos am felſigen Grund.

Seine Wangen ſind roth, von Wiederſcheinsgluth,
Doch röther noch ſind ſie vom triefenden Blut;
Sein Arm iſt gebrochen, ſein Haupt zerſpällt —
Horch, horch! Was ſo hell durch die Waldung gällt?

Er rafft ſich empor und lauſcht in die Weit' —
„Geſellen, auf! Schnallt mir das Schwert von der Seit'!
Ihr habt es gehört, das Hifthorn hell,
So brecht denn mein Schwert entzwei zur Stell'."

„Die ſtärkere Hälft' mit dem ſpitzigen End',
Die ſtoßt mir in's zuckende Herz behend; —
Mit dem kürzern Stumpf, wo das Feuer glüht,
Verſcharrt mich im dürren Laub, und — flieht!"

Entführen.

„Auf dem Berge, da liegt noch der Schnee ſo weiß,
Im Walde da grünt ſchon das junge Reis; —
Die Mutter ſchläft, o laß uns entflieh'n,
Hin über den Berg, in die Wälder hin!"

„„Ach Liebster, der blühweiße Schnee der Flur —
Sie fänden des flüchtigen Fußes Spur!““
„Sie finden sie nicht; eh' der Hahn noch kräht,
Sind längst die Spuren vom Winde verweht.“

„„Und Liebster, die Pappel am Waldesrand —
Sie hängen dich hin an rothseidnem Band!““
„O zage nicht, eh's Frühglöckchen schallt,
Brach längst die Pappel des Sturmes Gewalt.“

„„Und Liebster, der Bergstrom bodenlos —
Sie senkten dich tief in sein'n Wellenschooß!““
„O zaudre nicht, der Strom versiegt,
Deß Welle Nachts im Sturme sich wiegt!“

„„Und Liebster, die schwarze Felswand so gäh —
Sie stürzten dich häuptlings hinab von der Höh'!““
„O laß uns fliehen, und fürchte nicht —
Du weißt nicht, daß Liebe auch Felsen zerbricht!“ *).

Ein Wort, ein König!

Es ward der König wohl Tag und Nacht,
Er ward ein Heer zur Türkenschlacht.
Und was einen Speer erschwingen konnt',
Das mußte sich stellen in Glied und Front.

Trat einer hin in der Werber Kreis,
Sein Scheitel war kahl, sein Bart schneeweiß:
„O König, reich' mir zum Eidschwur die Hand,
Daß ich kämpfend sterbe fürs Ungarland!" —

„„Ich kann dir nicht reichen die Hand zum Schwur,
Die reich' ich kräftigen Jünglingen nur! —
Doch wenn du willst kämpfen für meinen Thron,
So stelle für dich mir zur Fahne den Sohn!""

* * *

„Du Aelteste von den Töchtern mein,
Willst du zieh'n zur Schlacht für den Vater dein?"
„„Ach Vater, ach Vater, ich zöge für dich,
Wenn nicht auf dem Schlachtfeld mein Mann erblich.""

„Du Jüngere von den Töchtern mein,
So geh' denn du für den Vater dein!" —
„„Ach Vater, ach Vater, ich ging' zum Heer,
Wenn dort mein Lieb' nicht gefallen wär'.""

Da weinte der Greis, die Jüngste sah's,
Und hüpfte, ein Reh, durch's thauige Gras.
„Ach Vater, ach Vater, und ließest du mich,
Ich zöge so gern, und kämpfte für dich!"

„Drum ſchaffe mir ſchnell ein Kampfroß herbei,
Und ſattl' es mit einem Sattel neu,
Und gieb mir Pfeile und Schwert und Speer,
Daß ich mich ſtelle für dich in's Heer."

Und als ſie anlegte die Rüſtung voll Muth,
Da war's Allen leid um's junge Blut;
Doch als ſie ritt über Wieſ' und Hag,
Da zog ihr des Vaters Segen wohl nach.

Denn als ſie einritt im Felſenthal,
Wo das Lager ſtand mit Schanz und Wall —
Der König vor ſeinem Zelte ſitzt,
Die Hand auf's blanke Schwert geſtützt.

Sie brach ſich ab von der Eich' ein Reis,
Und ritt um's Lager dreimal im Kreis;
Sie ſaß zu Roſſe, ſo ſtolz, ſo kühn —
Dem König gar wunderſam ward zu Sinn:

„Und wärſt du, Reiter, ein Mädchen fein,
Du ſollteſt zur Stund' mir kredenzen den Wein!"
Da ſtieg ſie vom Roſſe und neigt ſich zur Erd';
Der König berührt ſie dreimal mit dem Schwert:

„Und wärſt du, o Reiter, ein Mädchen ſein,
Du ſollteſt zur Stund' meine Königin ſein —"
Sie lüftet den Helm — ihr Goldhaar wallt dicht —
„Ein Wort — ein König! — der hält, was er ſpricht!"

Die Nonne.

Der Kloſterthurm iſt ſo feſt gebaut —
Sie führen hinein die Himmelsbraut;
Sie haben gebrochen den Urtheilsſtab,
Und mauern ſie ein in's Mauergrab. —

Ein Edelherr reitet über die Haid':
„Was hat euch gethan die arme Maid?
Und koſtet's mein Leben, wohlan — es ſei,
Tod, oder die Holde mein eigen, und frei!" —

Der Wind, er wehet ſo lind, ſo leiſ';
Der Wetterhahn ſingt die alte Weiſ' —
„Was hallt ſo dumpf? iſt's Hammerſchlag?" —
Wohl hallt es in's Grab der Nonne nach.

Der Wind umbrauſet ſo wild den Thurm —
„Was, Wetterhahn, ſingſt du dein Lied in den Sturm?“
„„Ich ſing' von der Roſe ein trauriges Lied,
Dir hat ſie geglüht, dir iſt ſie verblüht!““

Die Braut.

1.

„Du ſorgteſt immer, o Mutter mein,
Wo einſt mein Brautbett werde ſein? —
Am Friedhof draußen, am grünen Zaun,
Da wird es der Todtengräber mir bau'n.“

„Zehn Mädchen, ſchneeweiß gekleidet ganz,
Die werden mir flechten den Liljenkranz,
Und zehn Geſellen, ſchwarz gekleid't,
Die werden mir geben das Brautgeleit.“

„Der Küſter mit ſeinen Knaben im Chor,
Der wird mir ſingen das Brautlied vor,
Und Gott als Zeuge von ſeinen Höh'n,
Der wird auf den Traualtar niederſeh'n.“

„Und wenn ſie mich tragen bleich und kalt,
Den letzten Gang durch den grünen Wald,
Dann tönt die Glock', und das Waldhorn ſchallt,
Daß traurig und dumpf es im Thal wiederhallt."

„Ich aber im ſtillen Brautgemach
Ruh' ſanft und ſüß unter grünem Dach,
Und klagten dreitauſend Stimmen mir nach,
Sie riefen und weckten mich nimmermehr wach."

2.

(Sie ſpricht:)

„Kränze verſprachſt du
Mit mir zu winden
Im ſonnigen, duftenden,
Wonnigen Mai; —
Du ließeſt mich warten —
Du kamſt nicht, du wandſt nicht,
Nun iſt's mit der Liebe vorbei!" —

„Aehren verſprachſt du
Mit mir zu ſammeln
Am Herbſtlicht dämmernden
Stoppelplan; —

Du ließeſt mich warten —
Du kamſt nicht, du wandſt nicht,
Nun iſt's um die Liebe gethan!" —

„Gras verſprachſt du
Mit mir zu mähen
Auf grünendem Hage
Hügelauf — hügelab; —
So winde denn Kränze,
Und ſammle die Aehren,
Und mähe die Gräſer —
Von meinem Grab!" —

Der Bettelbube.

Ich bin ein armer Bettelbube;
Mein Bruder iſt der Mond —
Und um ihn her geh'n meine Schweſtern,
Die Wolken bleich und blond.

Mein Vater iſt der Thurm, der morſche,
Der ſteht am Unkenteich,
Und meine Mutter ſteht am Kreuzweg,
Die alte hohle Eich'.

Ich bin ein armer Bettelbube; —
Wenn ich geſtorben bin,
So nehmt und legt zu meiner Mutter
Mich in den Graben hin.

Da iſt mein weites Gruftgewölbe
Das nächt'ge Himmelszelt,
Und mich beklagend zieh'n die Schweſtern,
Der Bruder durch die Welt. —).

Das Mädchen.

I.

Was ſteigt das Gewölk ſo ſchwarz empor?
Was hüllt das Gebirg ſich im Trauerflor?
Es zieht in die Welt ein Geliebter fort,
Und ſpricht zum Liebchen kein Abſchiedswort.

„Wo ziehſt du, Liebſter, wo ziehſt du hin?
O laß dein Mädchen treu mit dir zieh'n!"
„„Leb' wohl, Herzliebchen, und tröſte dich,
Es hat mein Rößlein nur Platz für mich.""

„Und ſei dein Rößlein für zwei auch zu klein,
Ich laß nicht ab von dir Liebſter mein;
Und reichſt du die Hand nur, die liebe, mir,
So will ich wandern zur Seite dir.“

Und als ſie ſo kamen zum Donauſtrand,
Da ließ er fahren des Mädchens Hand:
„Der Weg iſt ſchmal, 's iſt Mitternachtſtund',
Kehr' heim, oder lieg' in des Stromes Grund!“

„„Und iſt der Weg auch für zwei zu ſchmal,
Doch folg' ich dir Liebſter allüberall,
Und folg' dir hinaus in Nacht und Wüſt',
Bis ich ſink' und mein Herz gebrochen iſt.““

Und als ſie ſo kamen zum weiten Meer —
Da ſanken die Nebel ſo ahnungsſchwer:
„Das Meer iſt tief, 's iſt Mitternachtſtund',
Kehr' heim, oder lieg' in des Meeres Grund!“

„„Und iſt das Meer auch bodenlos,
Und birgt es auch Gräber in ſeinem Schooß,
Doch folg' ich dir, Liebſter, ich laß nicht ab,
Und fänd' ich auch drin ein naſſes Grab!““

2.

„Es wehe gen Süden ſo lau, ſo lind —
Gieb, Schiffer, gieb ſchnell die Segel dem Wind,
Mein harrt ein Mädchen im Türkenland,
Und find' ich's, iſt dein dies gold'ne Band.“ —

Und als ſie kamen mitten in's Meer,
Da ward ihm ſein Herz wie Blei ſo ſchwer,
Da ſtand er am Bord, und ſchaut hinaus,
In's Wogengetös, in's Waſſergebraus.

Da ſchwamm es fern, im Mondlicht klar,
Die Flagge — langes gold'nes Haar, —
Die Segel — Gewand ſo roth wie Blut,
Zwei Hände theilten als Ruder die Fluth.

Und wie es ſo näher und näher ſchwamm,
Da ſangen die Waſſer gar wunderſam:
„Die Welle bricht klagend an der Klippen Erz,
An dir, Treuloſer, des Mädchens Herz.“

Vier Lieder aus dem Kerker.

1.

Ein Rößlein weiß — die Zügel von Gold —
So ritt ich zu frei'n ein Mädchen hold,
Ein Mädchen treu aus dem Ungarland,
Das hat nicht Vater, nicht Mutter gekannt.

Trat einer in Weg mir mit keckem Muth,
Der hat es gebüßt mit seinem Blut;
Das Mädchen treulos ihr Wort dann bricht,
Ich wollt' mich rächen — ich konnt' es nicht. —

Was wälzt sich der Staub so hinter mich her?
Sie holen mich ein, sie fesseln mich schwer! —
Sie führen mich in den Thurm hinein —
Das Thor schlägt zu — ich bleib' allein!

2.

Am Gitterfenster sitzt Einer und wacht,
Und starrt hinaus in's Dunkel der Nacht —
Die Dohlen, die nisten im alten Gebäu,
Die flattern mit wildem Geräusch vorbei.

„So hohl dein Blick, so wirr dein Haar!
Die ringenden Hände blutbefleckt gar! —
Was ſtörſt du uns Dohlen, wahnſinniger Mann?
Unſeliger, ſprich, was haſt du gethan? —“

„„In Liebchens Fenſter ein Täuber girrt,
Der hat mir den Sinn berückt, verwirrt; —
Und wenn die blutige Hand ihn erſtach, —
Was, nächtige Dohlen, fragt ihr darnach? —““

3.

„O hängt mich nicht an die Eich' im Revier,
Dort flattern Raben — nicht Täubchen zu mir —
An der Donau iſt ein Plätzchen ſo grün,
Dort iſt es ſo traulich, dort hängt mich hin.“

„Dort hör' ich der Waſſerjungfrau'n Sang,
Die ſcheuchen die Raben mir fort von der Wang';
Eine Leiche ſchwimmt dann am Spiegel, ſo klar —
Mein Mädchen iſt's — mit dem gold'nen Haar.

4.

„Zur Mutter geht mir hinab in's Thal,
Sie soll mein nicht warten zum Mittagmahl,
Sie soll mein nicht warten zum Abendgebet —
Und nie mehr — als hätt' mich der Sturm verweht."

„Zur Schwester auch geht mir hinab in's Thal,
Sie mög' mir schicken zwei Binden zumal:
Eine schwarze — dann werden sie brechen den Stab —
Eine weiße — mit der will ich liegen im Grab."

„Zum treulosen Mädchen auch hingeht mir,
Mög' senden zwei Kränze, gewunden von ihr:
Aus Myrthen — dann bricht das Auge mein,
Aus Rosen — dann senken in's Grab sie mich ein."

Die Wolke.

Verstieß die Mutter ihr eigen Kind,
Sie stieß es hinaus in Nacht und Wind:
„Und kehre mir nicht mit Freud', nicht mit Klag',
Sieben Jahr', sieben Wochen und sieben Tag'!"

„Und weil du die Mutter berühret haſt,
O, daß du walleſt ohn' Ruh' und Raſt
Um die Welt herum, eine Wolke ſchwarz!"
Die Mutter ſprach's, die Tochter ward's. —

„„O Mutter, hörſt du des Windes Gebraus,
So denk', er trägt mich hin über dein Haus! —
Und, Mutter, hörſt du des Donners Gebrüll, —
So denk', daß deine Tochter weinen will.""

Und als die Mutter in den Garten trat, —
Da ſtanden alle Blümlein welk und matt:
„Wohl pflanzt' ich mir Liljen und Majoran;
Sie welken, wer wird ſie begießen fortan?" —

Da ward es ſo drückend, ſo ſchwül umher,
Es zog eine Wolke am Himmel ſchwer:
„Und ſtießeſt du mich auch in Nacht und Wind,
Ach Mutter, ich bin doch, und bleib' dein Kind!

„Und daß nicht die Blümlein dir ſterben im Garten,
So will ich wie vor ſie pflegen und warten" —
Da ſchlug der Donner — die Wolke brach,
Und ſtürzte ſich weinend auf Beet und Hag.

Zigeunersagen.

I.

Die Weid' am Quell.

Noch ſchaut nicht das Frühroth zum Fenſter hinein,
Schon wecket die Mutter ihr Töchterlein:
„Und eil' mir zur Linde, dort ſiedet ein Quell,
Und ſchöpfe mir Waſſer, und bring' mir's zur Stell'!"

Sie eilt über Wieſen und Ackergrund,
Sie eilt ſich im Stoppel die Füßchen wund,
Und als ſie gekommen zum Quell am Rain,
Da war er verſchüttet mit mooſ'gem Geſtein.

Da war er umhegt von grünem Geſträuch,
Da quollen die Gräſer ſo üppig, ſo weich,
Da war es ſo wohlig, ſo heimlich, ſo traut,
Da glühten die Roſen, wie zum Kranz für die Braut.

Da ſang eine Nachtigall lieblichen Sang:
„Mein Lieben! wie mußt' ich dich meiden ſo lang!"
„„Laß lieben — laß meiden — geh' — bleibe —
doch nein!
Und hilf mir wegräumen vom Quell das Geſtein!" "

Und die Sonne kam ſcheinen, und die Sonne
ſtand hoch,
Und der Quell, wie vor, war verſchüttet noch.
Da ruft die Mutter daheim im Zorn:
„Daß eingewurzelt du ſtündeſt am Born!“

Und als ſie's gerufen — am Waldesrand,
Da ſteht die Tochter wie feſtgebannt,
Da ſteht ſie, eine Weide, ſo traurig, ſo ſchlank —
An ſie ſchmiegen ſich Roſen erbleichend und krank.

* * *

Drei Wand'rer ziehen des Weges daher.

Der Erſte.

Wie wird mir mit Eins mein Herze ſo ſchwer!

Der Zweite.

Wie wird mir zu Muthe, zum Klagen ſo recht!

Der Dritte.

Mir iſt, daß ich weinen und ſterben möcht'!

Und als ſie kamen mitten in's Thal:

Der Erſte.

Wie ſchön hier die Weiden im Abendſtrahl!

Der Zweite.

Und ſaht ihr die Weiden ſo traurig auch je?

Der Dritte.

Ach, ich nur die Weid' am Quelle dort ſeh'!

„Die Weid' am Quelle ſo traurig und ſchlank —
Da wollen wir ruh'n, bis die Sonne ſank —
Da wollen wir raſten, und denken dran ſtill,
Was uns ſo ſchmerzlich bemahnen will."

Und als die Sonne geſunken war,
Da rauſcht's in den Zweigen gar wunderbar,
Da flüſtert und weint es und klagt es und ſingt,
Daß es mächtig den Drei'n in's Gemüthe klingt.

Sie lauſchen — und ſiehe, da war es kein Traum.

Der Erſte.

Ich ſchneid' mir ein Pfeiflein von dir, o Baum!

Der Zweite.

Ich ſchneid' und bau' mir Bogen und Geig'.

Der Dritte.

Ich flecht' einen Cymbal aus deinem Gezweig.

Und wie ſie ſchnitten hinein in den Baum,
Sie trauten den eigenen Augen kaum —
Aus den offenen Wunden von Aſt und Reis
Quoll das Blut hervor ſo roth und heiß.

Und wie es quoll und zur Erde rann,
Da zitternd die Weide zu rauſchen begann:

„Zieht hin, zieht hin vor der Mutter Thür,
Und bringt ihr den letzten Gruß von mir!“

* * *

Drei Spielleut' zieh'n von Schwell' zu Schwell',
Sie ſpielen ein Lied „von der Weid' am Quell',“
Sie ſpielen — da weint es und klagt es und ſingt,
Daß es mächtig in Aller Seelen dringt.

Und als ſie kamen vor der Mutter Zelt —
Die Geige weint und die Pfeife gällt,
Und der Cymbal flucht darunter ſo wild,
Wie den Drei'n die Qual in der Seele ſchwillt.

„Wir kommen, wir kommen gewandert weit,
Zu frei'n, zu befrei'n die ſchönſte Maid.
Dies Ständchen, wir ſpielen's ſo lang und ſo laut,
Zu gefallen der Mutter der holdeſten Braut!“

„Und ſpinn' ihr und web' ihr den weißen Talar,
Und flecht' ihr die Myrth' in's ſchwarzlockige Haar,
Und reih' ihr die Perlen an die ſeidene Schnur —
Wir ſpielen indeß vor dem Zelt auf dem Flur!“

Und als ſie ſo ſpielten und ſangen im Schmerz,
Da fielen die Töne der Mutter auf's Herz;
Die Töne, wie Tropfen ſiedendes Blut,
Die Worte, wie Funken praſſelnder Gluth.

„Wie könnt ihr, wie wollt ihr meine Tochter frei'n?
Dort ſteht ſie, dort grünt ſie am Quell im Hain!
Und ſo oft ich ſie ſchau', und ſo oft ich ſie ſeh',
Da möcht' ich ſterben vor Reu' und vor Weh! —"

Und es wollen nicht ruh'n und nicht enden die Drei:
„Und aber gieb uns die Geliebte frei!
Und haſt du vergeſſen das Löſungswort,
So ſollſt du uns hören fort und fort."

„Und haſt du verlaſſen dein heillos Zelt,
Wir folgen dir nach in die ganze Welt,
Und ſpielen die blutenden Lieder ohn' Raſt,
Bis du die Löſung geſprochen haſt."

„Und ſcharren ſie dich eher im Walde ein,
So ſitzen auf deinem Grab wir zu Drei'n,
Und ſpielen und ſingen dies eine Lied,
Bis daß wir verſtummen todesmüd'." —

Fort eilt die Mutter, und hinterdrein
Die Fiedel, die Pfeif', und der Cymbal zu Drei'n.
Und fort über Wieſen und Ackergrund,
Sie eilt ſich im Stoppel die Füße wund.

Und als ſie kommen zum Quell am Rain,
Da ſprudelt es heiß und roth vom Geſtein;
Die Weide ſo traurig, die Weide ſo ſchlank,
Entblättert und blutend in den Sprudel ſank.

Und die Mutter in Angſt, in Haſt und in Qual,
Sie kann nicht finden den Spruch zumal;
Sie flucht ſich, und ſchlägt ſich die Stirne wund:
„O daß ich verſteinert hier würde zur Stund'!"

Und als ſie's gerufen ſo ſchrill und grell,
Da ſtand ſie ein Fels am ſiedenden Quell;
Der ſteht noch jetzt, und man ſieht es genau,
Ein Mütterchen iſt es ſteinalt und grau. —

* * *

Der Fels — verzweifelnd die Hände ringt,
Die Weide — verzeihend empor ſich ſchlingt,
Am Boden, da liegen der Gerippe drei,
Und Fiedel und Pfeif' und Cymbal dabei. *)

2.

Die Braut des Sturmes.

Der Himmel ſo trüb — der Schnee ſo weiß —
Wie wirbelt der Sturm die Flocken im Kreis!
Er jagt vorbei mit tollem Gebraus
An einer Wittwe öd' einſamem Haus.

Er klopft an's Fenſter zu nächtlicher Stund':
„O Wittwe, o Wittwe, dein Herz wie ſo wund!
Verlaß dein Haus, an Freuden ſo leer,
Und folg' mir, folg' weithin über's Meer!"

„„Wie könnt' ich Arme verlaſſen mein Haus,
Und folgen dir weit über's Meer hinaus?!
Wem ließ ich die Waiſen ſo fromm, ſo gut?
Wem ließ ich den Säugling, das ſchuldloſe Blut?""

„Das Knäblein vermachſt du dem Bruder dein,
Das Mägdlein laß bei der Schweſter ſein,
Den Säugling aber, den laß an der Bruſt,
Weil Wittwe du mir einmal folgen mußt."

Sie eilt hinaus über Thal und Höh' —
Es fegt ihr voran der Sturm den Schnee;
Es flattert ihr Haar, es fliegt ihr Gewand —
Da ſtand ſie mit Eins am Meeresſtrand.

Da toſten die Wogen, da ziſchte der Schaum —
Sie hörte das Rufen des Sturmes kaum; —
Da pfiffen die Winde ſo feucht, ſo kalt —
Sie riſſen ihr das Kind von der Bruſt mit Gewalt.

„O Söhnlein, o Söhnlein, wenn es wird ſchnei'n,
So träum', es nährt dich die Mutter dein!
Und iſt dir die Lippe vom Regen feucht,
So träume, daß dich die Mutter ſäugt!"

„Und wenn dich die Woge umſchaukelt, mein Kind,
So träum', es wiegt dich die Mutter lind!
Und liegſt du todt in der Wellen Arm,
So träume, du läg'ſt an der Mutterbruſt warm!"

Es toſten die Wogen, es ziſchte der Schaum,
Sie hörte das Rufen des Sturmes kaum —
Er riß ſie hinab — er hob ſie empor —
Sie hörte nicht winſeln den Säugling im Rohr! —

Aus Böhmen.

Aus dem Liederbuche eines Jägers. *)

I.

Kennt ihr das Hüttlein im Walde?
Vorüber der Wildbach ſchießt,
Vor der Thür ein junges Bäumchen
Gar luſtig grünt und ſprießt.

Das ſtrohige Dach umflattern
Viel Tauben weiß und grau,
Am Rande des Bächleins blühen
Vergißmeinnichte blau.

Das iſt mir die liebſte Stelle
Im weiten, weiten Wald,
So oft ich komme des Weges,
Gar hell mein Waldhorn ſchallt.

Und dann geſchieht's nicht ſelten,
Ich bleib' ein Veilchen ſteh'n,
Und laß aus meinem Horne
Einen Gruß hinüberweh'n. —

2.

(Gruß:)

„Sei mir gegrüßt, o Hüttlein!
Den Hut zieh' ich ab vor dir, —
Es wohnet ja die Heilige,
Die mein Herz anbetet, hier."

3.

(Das Mädchen im Walde ſingt:)

Ich bin ein Mädchen, ledig und frei,
Gleichwie im Wald ein Roſengeſträuch;
Mein Herzchen freut ſich und hüpfet und ſingt,
Gleichwie das Vöglein in ſeinem Gezweig.

4.

Was wohl vom Hüttlein im Walde
Meine liebſten Gedanken ſind?
Das Bäumchen vor der Thüre,
Das Mädchen — noch halb Kind.

Die Holde begießt das Bäumchen
Tagtäglich mit Waſſer vom Bach,
Zuſehends wächſt und grünt es,
Wächſt meiner Liebe nach.

Und bis es herangewachſen
An's Kammerfenſterlein,
Dann iſt das Mädchen kein Kind mehr —
Dann iſt ſie, ſo Gott will, mein.

5.

Ach, könnt' ich blaſen
Ein Lied ſo hold,
Wie ich es gerne
Erſinnen wollt';

So tief aus der Seele,
So tief aus der Bruſt,
Mit all' meiner Sehnſucht
Schmerz und Luſt:

Ich wollt' es blaſen
Den ganzen Tag,
Da ſollt' es ſchmettern
Durch Wald und Hag!

Ich wollt' es blaſen
Die ganze Nacht,
Da ſollt' es verhallen
So ſacht — ſo ſacht!

Und lernen müßten's
Die Vöglein bald,
Und ſingen müßt' es
Der ganze Wald.

Da ſollt' ſie es hören
Von jedem Baum,
Und Nachts meine Lieb' ſie
Umklingen im Traum!

6.

(Gute Nacht:)

Hüttlein im Walde,
Aus weiter Fern'
Winkſt du mir freundlich,
Ein Liebesſtern!
Hüttlein im Walde,
Ich grüße dich —
Denkt deine Herrin
Wohl jetzt an mich?

Hüttlein im Walde,
Die Wolken zieh'n,
Die Bäume rauſchen
Ueber dich hin —
Stehſt ſo träumeriſch,
Sinnend und ſtill,
Mahnſt mich, daß Liebchen
Schlafen will?

Will ganz leiſe
Vorüberzieh'n,
Daß nicht erwache
Die Schläferin.

Wenn ihr im Traume
Die Liebe lacht —
Hüttlein im Walde,
Gute Nacht!

7.

Wer hat das Jagen wohl ersonnen?
Hat gut es mit der Lieb' gemeint!
Ist wahrlich nicht daheim gesessen,
Und war verliebt und hat geweint.

Den hat es fort hinausgetrieben
Nach waldigem Grunde, dicht bemoost,
Und wie im Herzen ihm sein Lieben,
Hat durch die Waldung er getost.

Da drang er kühn durch Waldgeklüfte,
Thalein, thalaus, bergab, bergan;
Da sucht' er sich die steilste Zinne,
Erklomm sie leicht auf luft'ger Bahn.

Des Waldes Grün, des Himmels Bläue
Unwandelbar umwehten ihn;
Unwandelbar blieb seine Treue,
Und seine Liebe immer grün.

Drum preiſ' ich hoch das Jägerleben!
Am Tage ſtreift man durch den Wald;
Ein Wild erſpürt — da bellt die Rüde —
Das Horn ertönt — die Büchſe knallt —

Und kömmt der Abend zu den Bäumen,
Da iſt es noch einmal ſo ſtill,
Da kann man gehn und ſelig träumen
Und denken, an was man will.

8.

Als ich geſtern kam vorüber,
Blies in's Horn ein neues Lied;
Sah im Fenſter ihrer Kammer
Eine Roſ' ich aufgeblüht.

Hat die Roſe ſie zum Zeichen
Ihrer Lieb' für mich erdacht?
Oder hat die Roſe jemand
Anderer ihr gebracht?

Läſſig, nicht des Wildes achtend,
Streif' im Wald' ich her und hin —
Ach die Roſe will mir nimmer
Aus dem Sinn!

9.

Ach, die Lüfte wallen
In den Wald hinein! —
Laß ein Lied ich ſchallen
Hinterdrein?

Fruchtlos würd' es wallen
Nach dem Ziele nur,
Ungehört verhallen
Seine Spur.

Ungehört verhallen,
Wie ein einſam Herz —
Ewig ziellos wallen,
Wie mein Schmerz!

10.

Der Wald, der war mein Leben,
Der Wald ſo frei und grün,
Das Hüttlein an dem Wildbach,
Das war meine Seele drin.

Es ging mir nichts darüber,
Es war meine Luſt allein —
Weiß nicht, wie mir geworden,
Mich kann nun nichts erfreu'n.

* * *

Ich wollt' im Wald vergeſſen,
Im Wald mein Herzensweh,
Ich ging mit Rüd' und Büchſe
Zu jagen ein braunes Reh.

Am Quell fand ich gelagert
Bald eins in ſtiller Luſt —
Doch als darnach ich zielte,
Da ſchoß es ein And'rer juſt.

Da ging ich in den Garten,
Wollt' Blumen pflücken dort;
Ein And'rer war ſchneller geweſen —
Da ging ich wieder fort.

Kam Nachts in die Schenk' am Walde,
Die Wirthin ſchenkte mir ein;
Mir wollte das Glas nicht munden —
Ein And'rer trank den Wein.

Da ging ich vorüber am Hüttlein;
Im Fenſter die Roſe ſtand,
Dabei ein Burſch, ein Mädchen,
Mund an Mund und Hand in Hand —

Das hat ſo betrübt mein Herze,
Daß nichts mir gelingen kann —
Ich will nicht denken an's Sterben,
Vielleicht gelingt's mir dann.

Mädchen am Weiher.

Tief in den Weiher
Schaut ihr, meine Augen,
Wie in einen Spiegel! —
Tief aus dem Weiher
Was ſchaut ihr, meine Augen,
So lockend, ſo freundlich? —

Wenn ich nur wüßte,
Warum ich ihm gefalle?!
Wenn ich nur wüßte,
Warum er mich liebt?!
Ich bin doch nicht reich —
Ich bin doch nicht ſchön? —

Wenn ich nur wüßte,
Warum er mir folget,
Ueberall und überall?! —

Tief aus dem Weiher
Was ſchaut ihr, meine Augen,
So lockend, ſo freundlich? —

Einladung.

Knabe will die Wieſe mähen,
Klingt die Senſe ſchrill: „O nein!“
Greift der Knabe zu dem Rechen,
Rechen ſagt: „Laß ſein! Laß ſein!“

Knabe ſchaut, wie hoch die Sonne,
Sonne ſagt: „Ich neige mich!“
Knabe lauſcht hinab zum Bächlein,
Bächlein ſagt: „O zeige dich!“

„Sieh', die Senſe will nicht mähen,
Und der Rechen greift nicht zu,
Und die Sonne ſteigt vom Himmel,
Und das Bächlein ſingt zur Ruh'.“

„Und im Wald auf weichem Mooſe
Spielen Hirſch und Reh ſo traut,
Auf geheimem Pfad luſtwandelt
Jägerburſch mit ſeiner Braut.“

„Laß denn uns auch liebend wandeln
In den dunkeln Wald hinein, —
Sonn' iſt unter — freundlich lädt uns
Schon des Mondes Silberſchein!"

Die Lerche.

Schwebt eine Lerche
Hoch in den Lüften,
Schauet hernieder
In's bunte Thal,
Auf Wieſen und Gärten
Und Ackerland.

Sie erblickt meinen Liebſten
Hinter dem Pfluge,
Und ſtreut ihm hernieder
Freundliche Grüße
Und Liebeslieder
In die Furche, die er zieht.

Lehre.

„In deiner Hütte Nähe
Ein kühles Brünnlein quillt,
Willſt du nicht kommen, o Mädchen,
Und tränken mein Röſlein wild?"

„„Ach nein, dein ſchnelles Rößlein,
Das tränk' ich nimmermehr!
Ich bin ein kleines Mädchen
Und fürchte die Rößlein ſehr.““ —

„Vor deinem Kammerfenſter
Ein junger Lindbaum grünt —
Wie ſchwellen deine Lippen
So roth, o holdes Kind!“

„„Laß meine Lippen ſchwellen,
Laß blau mein Auge ſein,
Mein Mütterchen meint immer,
Ich wär' noch viel zu klein!““ —

„Wie hold erblüht die Roſe
In deinem Fenſter iſt!
Willſt, ſüßes Kind, nicht ſagen,
Was du ſo traurig biſt?“

„„Ach ich bin ja nicht traurig,
Nur Eines thut mir leid —
Mein Mütterchen meint immer,
Ich hätte zum Lieben noch Zeit.““

„Wie dunkel und traut die Laube
In Eurem Garten lädt —
Zum Lieben iſt es, o glaube,
Zu früh nie — eher zu ſpät! —“

Wir dürfen kein Glück uns bau'n.

Wer immer uns begegnet,
Der ſchaut uns forſchend an:
Wohin wir unſre Liebe,
Wohin unſre Luſt gethan?

Ach über Wälder und Berge,
Und über See und Teich,
Sind ſie hinfortgezogen,
Den Wandervöglein gleich! —

Im Frühling, in dem Garten,
Da ſä'ten wir Roſen aus,
Statt Roſen ſchoß uns wuchernd
Gelbes Schlangenkraut heraus.

So oft wir uns begegnen,
Wir dürfen uns nicht anſchau'n; —
Im Garten, wie in der Liebe —
Wir dürfen kein Glück uns bau'n!

Ein Scheiden.

Es war ein Uhr um Mitternacht,
Als wir vonſammen ſchieden —
„Mein Mädchen treu, behüt' dich Gott!"
„„Mein Trauter, zieh' in Frieden!""

So viel vom Himmel Sternlein nicht
Auf uns hernieder blickten,
Als wir auf unſre Lippen vier
Der Abſchiedsküſſe drückten.

So viel um uns her Blätter nicht
Im Eichenwalde rauſchten,
Als wir mitſammen heimlich traut
Der Abſchiedsworte tauſchten. —

Es war fünf Uhr des Morgens früh,
Als uns die Lerche trennte —
So ſcheiden wollt' ich ſtets von ihr,
Wenn ich nur bleiben könnte!

Zwei Rosen.

Im Nachbargarten ein Röslein knospt,
In unsrem Garten ein zweites;
Ein Bächlein fließt zwischen Beiden so schmal,
Für die Knospen ein viel zu breites.

Der Thau so süß, die Sonne so mild,
Zwei Knospen werden zwei Rosen;
Die Lüftchen so lau, die Röslein so roth,
Die möchten einander wohl kosen.

Sie schauen sich an, so liebesbang,
Bis daß sie beide erbleichen —
Sie reichen die Hände sich immerdar,
Und können sich nimmer erreichen.

Gedenke mein.

Im tiefen Wald ein Weiher,
Am Weiher hohes Ried,
Im hohen Ried eine Rose
Einsam zu Ende blüht.

Und traurig blüht ſie zu Ende:
„Eh' ihre Krone fällt,
Will, Mädchen, ich von dir ziehen
Hinaus in die weite Welt.“

„„Ich will dich, Geliebter, geleiten
Bis hinter den Eichenwald.““
Da pflückte ſie Blumen ſchweigend
Am Rain von grüner Hald'.

„„Ich will dich, Geliebter, geleiten
Noch über drei Waſſer kühl!““
Da wehten über die Felder
Die Mittagslüftchen ſchwül.

Und als wir ſaßen im Schatten
An des dritten Waſſers Rand,
Da ſchwiegen wir beide — ſie weinte,
Indeß ſie ein Sträußchen band.

Sie band's mit dem Buſenbande,
Und band es mir an den Hut —
Auf daß ich nimmer vergeſſe,
Wie weh das Scheiden thut.

Roſenkunde.

Ging Nachts im Wald, mir war ſo wohl,
Ich ſann ein neues Lied,
Da trug der Wind mir an die Bruſt
Eine Roſe halb verblüht.

Bei'm Sternenſchein, bei'm Mondenſchein
Nahm ich die welke Roſ' —
Ach eine helle Thräne lag
Geweint in ihrem Schooß.

Bei'm Sternenſchein, bei'm Mondenſchein
Gab mir die Roſe kund,
Was ſie erſchaut, was ihr vertraut
Ein andrer Roſenmund.

Sie ſprach zu mir: „Die letzte Roſ'
Bin ich von dieſem Mai;
Ich ſuche dich geſandt von ihr,
Daß ich dir Botin ſei.“

„Ach ſähſt du, wie die Laube ſteht
Im Garten leer und ſtill!
Auf allen Wegen wuchert Gras,
Kein Vöglein ſingen will.“

„Und keine helle Blume blüht
In jenem Beet am Teich,
Nur bleiche Todtenblumen zieht
Dein Liebchen, selbſt ſo bleich.“

„Die windet ſie zum Trauerkranz,
Geziert mit weißem Band,
Und weint: O hätte ich Arme ihn
Doch nimmermehr gekannt!“

„Und unter dem jungen Maienbaum,
Da zirpt ein Heimchen viel —
Sie pflanzte ihn, bald wird ſie auch ruhn
In ſeinem Schatten kühl!“

Spielmanns Abſchied.

1.

Zog ein Spielmann in die Ferne,
Als er kam vor Liebchens Haus,
Sang er noch dies Lied vom Scheiden
In die ſtille Nacht hinaus:

„Sag', was ſoll mir all' der Frühling,
Wenn er mir nicht Blumen ſtreut?
Und was ſoll mir all' das Lieben,
Wenn es nicht mein Herz erfreut?“ —

„Was ſoll dem ein goldener Kronreif,
Deſſen Haupt er nicht umzieht?
Und was ſoll mir all' deine Schönheit,
Wenn dein Herz für Andre glüht?" —

Zog ein Spielmann in die Ferne,
Als er kam vor Liebchens Haus,
Sang er auch dies Lied, dann ging er
Schweigend in die Nacht hinaus. —

2.

Gillawa, du freundlich Städtchen
Mit den Wäſſern goldesreich, [19])
Mit den Tagen ſonnenhelle,
Mit den Nächten mondenbleich;

Gillawa, du freundlich Städtchen
Mit den Mädchen wangenroth,
Erſt mein Schatten ſieht dich wieder,
Wenn mein Aug' erloſch im Tod'!

Weil in deinen ſchmucken Mauern
Liebe ich gefunden einſt,
Du in meiner Bruſt vor allen
Städten wie ein Stern hell ſcheinſt.

Weil in deinen ſchmucken Mauern
Liebe mich betrogen hat —
Muß ich dich auf ewig meiden,
Gillawa, du ſchöne Stadt! —

Wenn ob deinen weißen Thürmen
Schwarze Raben du ſiehſt ziehn,
Dann laß deine Glocken ſtürmend
Fragen ſie: Woher? wohin?

Wenn die Raben ſprechen können,
Werden ſie dir ſagen dann,
Wie ſie fern mich im Gebirge
Zwiſchen Felſen liegen ſahn:

„Dort auf einem Felſen einſam
Sahen wir ſein morſch Gebein;
Abgenaget haben wir es,
Bleichgebrannt der Sonnenſchein.“

„Aus den Rippen wuchern Gräſer
Perlend hell im Thauesglanz;
Um den Schädel ſchlingen Diſtel
Sich und Dorn zum Todtenkranz.“

„Dort, wo Augen um dich weinten
Blut'ge Thränen heiß und klar,
Quillen aus zwei Knochenhöhlen
Thränenblümchen unzählbar."

„Und wo Lippen dich geprieſen,
Niſten Käfer ſchwarz und ſtumm,
Wo das Herz dir ausgeſchlagen,
Duftet eine Todtenblum'. —"

Die Pappel.

„Sahſt du die Pappel, die ſchlanke, im Thal?
Ihr Stamm iſt verdorrt, ihre Zweige ſind kahl.
Und wird ſie einſt ſtark und grün, wie ſie war,
So führ' ich dich, Mädchen, zum Traualtar! —"

Sie eilt, ſie wankt zum Kreuzweg hin:
„Wann wirſt du, Pappel, wie einſt ſo grün?

Sie netzt die Erde mit Waſſer vom Quell —
Es zeigt ſich am Baume kein Blättchen hell.

Sie badet die Wurzeln in Thränen heiß, —
Es zeigt ſich am Baume kein grünes Reis.

Sie tränkt ſie mit Oelen wunderſam —
Es zeigt ſich kein grünes Blättchen am Stamm.

Da kamen die Schreiner mit Aexten ſtark,
Und zimmerten aus der Pappel einen Sarg.

Verlaſſen.

I.

Knabe, dir gefiel die duft'ge Roſe,
Als ſie glühend hing am grünen Strauch,
Aufgeküßt vom warmen Morgenſtrahle,
Rothgeküßt von lindem Frühlingshauch.

Und mit Schmeicheln haſt du mich gebrochen,
Sattgeliebt — verlaſſen ſie darauf —
Ach wer hebt die hingeworfne Roſe,
Die am Boden liegt verwelkend, auf?

2.

Röslein roth vor meinem Fenſter,
Warum ſolltet ihr nicht glüh'n?
Grünes Gras vor unſrer Hütte,
Warum ſolltest du nicht ſproſſen?

Iſt ja Frühling! — Alles regt ſich,
Alles prangt in duft'gem Blüh'n —
Und mit meinen Thränen hab' ich
Euch ja oft genug begoſſen!

3.

Wie ſchwingt ſich die Lerche ſo hoch, ſo hoch!
Man ſieht ſie nicht und hört ſie doch.
Sie ſingt, was ſie ſchaut in der ganzen Welt,
Sie ſingt, daß mein Liebſter ſein Wort nicht hält.

O ſänge ſie auch: „Allüberall
Wächſt die Neſſel „Erinn'rung" zu ew'ger Qual;
Und die Diſtel flicht auf jeder Flur,
„Gebrochener Liebesſchwur!"

4.

Es fliegt die verlaſſ'ne Taube
Durſtend zum Wieſenquell —
Mit der eignen Flügel Rauſchen
Trübt ſie die Fluth, ſonſt hell.

Und will ich, zu vergeſſen,
Einmal erheitern mich —
Da denk' ich ſchön'rer Tage,
Und mein Auge trübet ſich.

Heimkehr.

„Dort in jenem Birkenhaine,
Wem gehören jene Pfaue,
Die im Mittagſonnenſcheine
Tauſendfarbig prunken?"

„„In dem Haine, in dem kühlen,
Jene Pfaue, deren Schweife
In der Sonne Farben ſpielen,
Fütterte dein Mädchen.""

„Auf des Teiches glatten Wogen,
Wem gehören jene Schwäne
Mit den Hälſen krumm gebogen,
Die ſo ſtill hinrudern?“

„„Auf des Teiches dunkelm Spiegel
Jene Schwäne, jene weißen —
Traurig ſenken ſie die Flügel
Suchend ihre Herrin.““

„In der Grotte, in der dunkeln,
Sag', was deuten jene Lettern,
Die im Sonnenſcheine funkeln,
Wie im Auge Thränen?“

„„Unter jenen gold'nen Lettern
Ruhet die Herrin jener Schwäne,
Jener Pfaue in vier Brettern —
Fremdling, willſt du ſonſt was wiſſen?““

Eine Mutter und ihr Söhnlein.

Ging eine Mutter, ging des Nachts
Dahin am dunkeln See,
Trug in den Armen ein Knäblein zart,
Im Herzen ein tiefes Weh.

„O Söhnlein, verwaistes Söhnlein, ſag',
Was beginn' ich nun mit dir?
Soll ich dich verſenken im tiefen See?
Soll ich dich pflegen hinfür?"

„„O Mütterchen, liebes Mütterchen,
Thu' mir kein Leides an!
Du zieh' mich lieber ſtark und groß,
Gieb mich den Werbern dann.""

„„Der König und die Königin,
Die werden dich loben ſehr,
Daß du einen wackern Kriegsmann
Geſendet in ihr Heer.""

„„Und wenn ich ein Schwert erſchwingen kann,
Noch ehe du es denkſt —
Dann wähl' ich aus des Königs Stall
Mir den allerwildſten Hengſt.““

„„Und bohren will ich den ſcharfen Sporn
Tief in des Roſſes Bug,
Und finden den Feind in offnem Kampf,
Der mir den Vater erſchlug! — ““

Die Waldinnen.

Ein Schäferknab' trieb Schäflein weiß
In den finſtern Wald hinein,
Er ſang eine frohe Morgenweiſ',
Die Vöglein ſtimmten drein.

Da ſaßen heimlich am kühlen Quell
Drei Jungfrau'n wunderbar,
Sie wuſchen die Wangen roſig hell,
Sie flochten ihr grünes Haar.

Sie waren beide ſo wunderweiß,
Gleich Schwänen auf dunklem Teich;
Sie wanden Schilf und Eichenreis
Um ihre Stirnen bleich.

Und als der Schäfer vorbeiziehn wollt',
Da bot er freundlichen Gruß;
Sie nickten ſo lieblich, ſie winkten ſo hold,
Und ſandten ihm Kuß um Kuß.

„O Schäfer jung, o Knabe traut,
Laß deine Schäflein zieh'n!
Es wächſt im Wald viel grünes Kraut,
Laß ſie weiden her und hin."

„Du komm mit uns in ein wonnig Thal,
Von Fliederlauben umdacht,
Da wollen bei heimlichem Liebesmahl
Wir wachen manch ſüße Nacht."

„Da wollen wir dir geben ein koſtbar Kleid,
Dich kränzen mit Rosmarin —
O komm, o komm! die Schäflein weid'
Ein Anderer fernerhin!"

Das klang ſo ſüß; ſie nahmen ihn
Eine jede bei einer Hand,
Und führten ihn tief in's Gebirge hinein
Ueber Schlucht und Felſenwand. —

Da thäten im Wald ſich die Schäflein zerſtreu'n,
Kein Vöglein ſingen will —
Und zögen die Winde nicht aus und ein,
Es wär' wie im Grabe ſo ſtill. — [1])

Aus Mähren.

Erwarten.

Wehe, Lüftchen, lau und linde
Bis in unſern Hof herein,
Wo mein Liebſter pflegt zu kommen,
Fege mir die Pfade rein! —

Fächle, Lüftchen, lau und duftig
Ueber den ſchmalen Wieſenpfad —
Künde mir, ein treuer Bote,
Wenn des Nachts mein Liebſter naht! —

Geſundne Blumen.

Wenn ich nur wüßte,
Wer euch verloren, ihr Nelken,
Daß ihr hier am Wege
Liegen müſſet und welken!

Wüßt' ich, daß ihr am Hute
Meines Bruders wart prangen,
Sollte mein weißes Buſentuch
Euch als Zierde empfangen.

Wüßt' ich, daß ihr vom Hute
Meines Liebſten gefallen,
Grüßt' ich euch Liebesboten,
Trüg' euch im Herzen vor Allen!

Wüßt' ich, daß euch verloren
Ein glücklos liebend Herze, —
Grüb' ich euch tief in die Erde,
Daß es vergeſſe — verſchmerze.

Gefangen.

Harmlos in des Baches Waſſern
Treibt das Fiſchlein muntres Spiel,
Ach, es ahnt nicht, daß es ſpielend
In der Fiſch'rin Netze fiel.

Harmlos lauſcht mein Herz beim Spiele
Deines Liedes ſüßem Klang,
Ach, es ahnt nicht, daß es lauſchend
In der Liebe Netzen rang.

Leicht entſchlüpft der Haft das Fiſchlein;
Doch mein Herz im Garne bebt,
Ach, es ahnt nicht, daß es ringend
Unlösbarer ſich verwebt!

Liebeserklärung.

Er.

Draußen auf den fürſtlichen Feldern
So viel Körner in den Sangen,
An den Blumen in den Wäldern
So viel Tropfen Thaues hangen,
Auf dem Weinberg an den Ranken
So viel blaue, volle Reben: —
Mädchen, ſo viel Liebesgedanken
Deinem Bilde in mir leben! —

Sie.

In den königlichen Gärten
So viel rothe Roſen prangen,
Nächtlich auf den Himmelsfährten
So viel Sterne aufgegangen
Auf dem Wieſenplan unzählig
So viel ſüße Lüftchen ſchweben: —
Könnt' um deine holde Seel' ich
So viel Liebeszauber weben!

Könnt' ich, o könnt' ich!

Sie.

Könnt' ich, o könnt' ich
Ein Bienlein werden,
Ein ſummendes Bienlein —
Flög' ich hinaus
Zum offenen Fenſter —
Du haſchteſt mich nimmer!

Er.

Dann würd' ich, lieb Bienlein,
Ein Blümlein auf der Wieſe,
Ein ſummendes Bienlein —
Du kämeſt und ſaugteſt
Mein Lebensblut —
Ich ſtürbe ſo gern!

Sie.

Könnt' ich, o könnt' ich
Ein Rehlein werden,
Ein flinkes Rehlein —
Ich hüpfte hinaus
In die dunkle Waldung —
Du fingſt mich nicht ein!

Er.

Dann würd' ich, lieb Rehlein,
Ein Bäumchen im Walde,
Ein keimendes Bäumchen —
Du eilteſt vorüber,
Du träteſt mich nieder —
Ich ſtürbe ſo gern!

Sie.

Könnt' ich, o könnt' ich
Ein Fiſchlein werden,
Ein goldnes Fiſchlein —
Ich wollt' dir entſchlüpfen
In's tiefſte Waſſer —
Du fändeſt mich nicht!

Er.

Dann würd' ich, lieb Fiſchlein,
Ein armer Fiſcher —
Bei'm tiefſten Waſſer
Säß' ich, und ſchaute
Hinab in die Fluthen —
Und ſtürbe ſo gern!

Sie.

Könnt' ich, o könnt' ich
Ein Sternlein werden,

Ein funkelndes Sternlein —
Unerreichbar
Hing' ich am Himmel —
Du erlangteſt mich nie!

Er.

Dann würd' ich, lieb Sternlein,
Ein irrender Wandrer —
Auf einſamer Haide
Ständ' ich allnächtlich,
Dich ſuchend am weiten Himmel —
Und ſtürbe ſo gern!

Wilde Roſ' und erſte Liebe.

Frühling durch die Waldung zieht,
Wilde Roſe ſchnell erblüht;
Wilde Roſen trägt das Herze,
Das in erſter Lieb' erglüht.

Iſt noch roth die Roſe heut,
Morgen hat ſie der Wind zerſtreut;
Wilde Roſen, erſte Liebe
Dauern, ach, nur ſelten weit! —

Rosenwäldchen.

Grünes Wäldchen, Rosenwäldchen,
Wenn dein Gärtner einſt geſtorben,
Sag', wer wird dich pflegen?
„Der vom Himmel niederfällt,
Lauer Frühlingsregen.“

Holdes Mädchen, unſre Liebe,
Wenn ich in der Ferne weile,
Sag', wer wird ſie hegen? —
„Der aus meinen Augen quillt,
Heißer Thränenregen! —“

Zwei Wege.

Sie ſtand am grünenden Gartenzaun —
Wie war die Hecke ſo grün!
Sie wand ein Kränzchen aus Tauſendſchön,
Aus Myrth' und Rosmarin.

„Als du die Blume zum Kranze wand'ſt,
Was dachteſt du wohl dabei?“
„„Ich dachte, wir ſtünden am Scheideweg',
Es wär' mit dem Lieben vorbei!““

„Und ſieh! — Ein Weg führt über den Berg,
Ein andrer führt durch's Thal —
Und fänd' ich dich Mädchen nimmermehr,
Leb' wohl zum letzten Mal! —"

Ade!

Wie ſchienen die Sternlein ſo hell, ſo hell
Herab von des Himmels Höh'!
Zwei Liebende ſtanden auf der Schwell',
Ach, Hand in Hand: „Ade!"

Die Blümlein weinten auf Flur und Steg,
Sie fühlten der Liebenden Weh' —
Die ſtanden traurig am Scheideweg,
Ach, Herz an Herz: „Ade!"

Die Lüfte durchrauſchen die Waldesruh' —
Aus dem Thal und von der Höh'
Wehn zwei weiße Tücher einander zu:
„Ade! — Ade! — Ade! —"

Verlornes Glück.

In der fernſten Ferne,
Hinter Bergen, hinter Wäldern,
Hinter Strömen und Meeren
Weilt mein verlor'nes Glück.
Ach, mein einſames Rufen,
Ungehört verhallt es;
Thal und Waldung erwiedern:
„Nimmer, ach nimmer zurück!“

Und ich darf es nicht ſuchen
In der ſeligen Ferne,
Muß verſchließen mein Sehnen
Tief in der kranken Bruſt —
Gleich der einſamen Roſe,
Die, feſthaftend am Strauche,
Wo ſie geknospt und geblühet,
Welken und ſterben muß.

Ein Blick in die Ferne.

Was ſucht ihr immer das Plätzchen
In dunkler Waldesnacht,
Wo träumeriſch über dem Raſen
Die Schattenweide ſich dacht?

Das Plätzchen, wo ihr in Liebe
Beglückende Stunden geseh'n —
Der Rose Knospen und Blühen,
Und — ach — ihr frühes Vergeh'n.

O sucht es nimmer, ihr Augen,
Und weinet verborgen und still,
Wenn auch das Herz, das arme,
Dort immer weilen will!

O, sucht es nimmer, und sendet
Hinaus in die Ferne den Blick —
Und weinet still und verborgen,
Kehrt er mit Thränen zurück. —

Wenn es so wäre!

O Frohsinn, Herzensfreude!
Ob, wenn im Mai es regnet,
Du in den Gärten wächsest?
Ob man dir im Wald begegnet? —

Wenn man dich in Gärten pflanzte,
Wenn dich der Waldgrund trüge —
Wie viele Tage im Jahre
Mein Herz wohl fröhlicher schlüge! —

Wär' ich eine Kön'gin.

Wär' ich eine Kön'gin, thät' meine Stirn
Ein goldner Reif umfangen, —
Dann ließ' ich belegen die Pfade mit Gold,
Auf denen er zu mir gegangen.

Wär' ich eine Kön'gin, und hätte Befehl
Ueber Land und Volk hienieden,
Dann ließ' ich fällen den Hain, durch den
Zuletzt er von mir geſchieden.

Wär' ich eine Königin, da würde nicht Wein
Aus goldenen Bechern getrunken,
Ich ließ' ausſchöpfen den argen See,
In dem mein Geliebter verſunken.

Der Pfau.

Gegen Schleſien ein lauer Wind
Die wogenden Saaten ſchwellt —
Da ſteht ein wilder Birnenbaum
Im weiten offenen Feld.

Und unter dem wilden Birnenbaume,
Am längſt vergeſſnen Rain,
Da liegt, von einem Grabe gewälzt,
Ein mooſiger Grabesſtein.

Und unter dem Stein, verborgen geheim
Ein goldnes Ringlein liegt,
Darüber gewachſen mannshohes Gras
Im Windeszuge ſich wiegt.

Und über das Gras hinwandelt ein Pfau,
Und ſchlägt einen funkelnden Reif, —
Eine Feder nach der andern fällt
Aus ſeinem prunkenden Schweif.

O Mädchen, der Pfau — unſre Liebe iſt's! —
Geh — leſe die Federn auf!
Und find'ſt du ein Grab ohne Grabesſtein,
So lege ſie weinend darauf. —

Einſamer Gang.

Stand der Mond am Himmel,
War ſo bleich ſein Schein,
Bin im Wald gegangen
Mutterſeelallein.

Mutterſeelalleine
War ich ſelig ſchier,
Kaum gedacht' ich deiner,
Kam der Schmerz zu mir.

Kam zu mir im Herbſtwind,
Kam als welkes Blatt,
Weil dein Herz den Fernen
Längſt vergeſſen hat.

Kam zu mir als Regen
Rauſchend durch's Geäſt,
Weil um todte Liebe
Sich nur weinen läßt.

Glückſtern.

Wüßt' ich doch nur, ob mein Glückſtern
Freundlich mir am Himmel funkelt,
Oder, ob er weint verborgen,
Wo die Wolke ihn verdunkelt! —

Würd' er freundlich niederſchauen,
Glück und Luſt im Silberblicke,
Wär' ich wohl kein Wand'rer irrend,
Und ein andres mein Geſchicke.

Hätten Wolken ihn verdunkelt,
Müßten ſie vorüberzieh'n,
Und ich ſuchte nicht vergeblich,
Wo mir volle Roſen blüh'n.

Wahrzeichen.

Nun da ich wieder heimgekehrt,
Wer ſagt von meiner Lieb',
Wer ſagt mir, ob ſie, wie ſie ſchwur,
Im Herzen treu mir blieb? —

Wohl drüben über'm Erlenbach
Steht noch das alte Haus; —
Weß iſt das Vöglein gelb und klein,
Das ſchaut zum Fenſter heraus? —

Es ſingt ſo traurig, ſo bewegt
Ein ſeltſam ſchönes Lied, —
Ich glaub', es iſt daſſelbe ſchier,
Das ich geſungen damals ihr,
Als in die Welt ich ſchied.

Hochzeitslieder.

I.

Willkommen, Kaufherr
Aus fernem Lande,
Stattlicher Kaufherr
Auf falbem Roſſe;
Wir haben eine Perle,
Eine koſtbare Perle.

Und willſt du die Perle
Haben zu eigen,
Und willſt du in's Haus dir
Schaffen den Schmuck,
So mußt du tauchen
In den Meeresgrund.

Im tiefſten Meere,
In zierlicher Muſchel,
Da liegt die Perle,
Und weint heiße Thränen,
Weil ſie die Mutter
Verlaſſen muß.

So ſitzt die Jungfrau
Im Hauſe der Mutter,
Du Bräutigam, führ' ſie nun fort,
Und trage die Perle
Als koſtbare Zier
Für und für!

2.

Hinter den Bergen,
Hinter den ſchwarzen Wäldern —
Trautes Mädchen!
Wohl wußte nicht meine Mutter,
Wo ich verweile
Im Dunkel der Nächte.

Hätte gewußt ſie,
Daß ich ein Mädchen frei';
Hätte gewußt ſie,
Daß ich dich liebe —
Ich glaube, ſie wär'
Um mich ſelbſt gekommen.

Wär' kommen zu holen
Mit ſechs wiehernden Rappen

Ihr Söhnlein;
Wär' kommen gefahren
Mit ſechs ſchnaubenden Schimmeln
Um ihre Tochter.

* * *

Oeffne, Mütterchen,
Oeffne die Thore,
Dein Sohn kehrt heim!
Er bringt dir in's Haus
Eine liebliche Tochter —
Eine Fuhre voll Gold.

3.

Es ſtreifen die Abendlüftchen lind
Vorbei am Gartenſaum,
Sie ſtreifen herab einen Apfel rund
Vom jüngſten Apfelbaum.

Einen Apfel roth, wie Mädchenwang',
Den brachen vom Zweige ſie los —
Ein Mädchen unter dem Baume ſaß,
Dem warfen ſie ihn in den Schooß.

Sie nahm die holde Frucht, und sieh,
Da trat ein Knab' zu ihr,
Der bat so lang: „Du süßes Kind,
Mußt theilen den Apfel mit mir!"

Und wie sie theilte, und wie sie schnitt,
Da schnitt sie den Finger sich,
Da fiel ihr das Ringlein vom Finger in's Gras,
Sie weinte bitterlich.

„Und schnitt'st du dir blutig dein Händchen lieb,
So hast du mein Herz verwund't,
Und mußt es heilen mit Küssen viel
Von deinem süßen Mund."

„Und fiel dir das Ringlein vom Finger in's Gras,
So leg' ich's in Priesters Hand,
Daß er am Altare uns schlinge daraus
Ein goldnes Liebesband."

4.

War ein Mädchen im Hofe gar hold,
Das ewig sein Schäflein weiden wollt';
Da kam ein Jäger grün und grau,
Verscheuchte die Schäflein über Berg und Au.

„Was hab' ich, o Jäger, gethan dir gar?
Verſcheuchſt meine Schäflein, zerſtörſt mein Haar!
Und wenn's meine Mutter erfährt zu Haus,
Da ſchilt ſie mich armes Mädchen aus. —“

Es ſtand die Mutter wohl in der Thür:
„Wo ſind hinkommen die Schäflein dir?
Und ſind über Berg und Haid' ſie zerſtreut,
So troll' dich mir aus den Augen weit!“ —

Und als das Mädchen zu weinen hub an,
Da trat zur Mutter der Jäger heran:
„O ſchelte nicht, Mutter, die holde Maid; —
Geh aufbieten lieber die Hochzeitsleut'!“ —

Die Sprödе.

Vor unſrem Haus eine Linde ſteht,
Die ſchönſte Linde vor allen;
Ein Lied durch's grüne Geweige weht,
Als ſängen es Nachtigallen.

Doch Nachtigallen ſingen es nicht;
Des Dorfes Knaben ſingen
Allnächtlich dort, ſie möchten gern
Wohl Alle mein Herz erringen.

Doch mögen ſie ſingen, ſo lang, ſo ſchön,
Soll keiner mein Herz erweichen;
Und mögen ſie ſingen manch langes Jahr,
Soll keiner meine Lieb' erreichen. —

* * *

„Was ſitzeſt du Mädchen im Kämmerlein
So einſam mit traurigem Schweigen?
Was weinſt du nun? willſt dich nicht freun
Mit uns am fröhlichen Reigen?"

„„Wie ſollt' ich nicht weinen, nicht traurig ſein!
Vom Kirchthurm die Glocken ſchallen,
Die Hochzeitsreigen der Mädchen ſeh'
Ich all' zur Kirche wallen.""

„„Zur Kirche wallen mit Spiel und Tanz,
Von der Linde die Blätter fallen —
Und ach, das Lied, das im Laube klang,
Das ſangen die Nachtigallen.""

Die Waiſe.

Der Sturmwind über die Gräber zieht,
An der Aeltern Grab eine Waiſe kniet.

„Wo biſt du, ach biſt du, Mütterchen mein?“
„„Dort, wo nicht iſt Sonnen-, nicht Mondenſchein,
Da lieg' ich und träum' und weiß nicht was,
Und über mir wuchert das wogende Gras,
Und wächſt die gelbe Todtenblum',
Mein Aug' iſt umnachtet, mein Mund iſt ſtumm.““

„Wo biſt du, ach biſt du, Väterchen lieb?“
„„Dort, wo es Nacht, ſtets finſter und trüb,
Da lieg' ich und Träume umweben den Sinn,
Und über mich dehnt ſich der Raſen hin,
Und wächſt Majoran und wuchert Moos,
Und mein Arm iſt ſtarr und regungslos.““

* * *

An der Aeltern Grab eine Waiſe kniet,
Ein trauriger Wand'rer vorüberzieht.

„Wo weilſt du tagsüber, du bleiches Kind?“
„„Wo Vater und Mutter begraben ſind.““
„Verlaſſ'nes Mädchen, wo ſchläfſt du zu Nacht?“
„„Wo über zwei Gräber die Nachtluft facht.““
„Was nährt dich, o Arme, bei Gräbern hier?“
„„Ich zehre mein Herz, das ſo ſtark in mir.““
„Was weinſt du, o Kleine, ſo bitter und ſtill?“
„„Ich wein', daß mein Herz nicht brechen will.““

„Du Gute, du Arme, ein Herz, das ſo treu,
So ewig liebend, wie meines ſei,
Längſt hab' ich's geſucht, nun find' ich's bei dir, —
Du Gute, du Arme, drum zieh' mit mir!
Gern will ich trocknen die Thränen dein,
Und will dir Vater und Mutter ſein,
Und will dich ſchützen mit ſtarkem Arm,
Und will dich hegen lieb und warm,
Und, die ich geliebt ſeit langer Zeit,
Dich will ich lieben in Ewigkeit!"

Ein Immergrün zwiſchen den Gräbern hing,
Das ſchlang für die Braut er zum Schwuresring,
Eine Lilje zwiſchen den Gräbern ſtund,
Die brach ſie zum Denkmal dem Liebesbund.
Dann zogen ſie fernwärts Hand in Hand,
Vereint durch Liebe, durch Schmerz verwandt.

Juno.

Weißes Turteltäubchen
Girrt ſo lang und klagend,
Um des Schloſſes Zinnen
Kreiſt es ängſtlich zagend.

Mähdrin ſitzt im Felde,
Singt, die Sichel wetzend,
Singt, mit ihren Thränen
Heiß die Wangen netzend:

„Jann, tief im Kerker
Sitzeſt du gefangen, —
Wirr ſind deine Haare,
Bleich ſind deine Wangen!“ —

Von des Schloſſes Erker
Lauſcht der Graf dem Sange; —
Mähdrin, junge Mähdrin,
Sag', wird dir nicht bange?

Bei der Hand nahm er ſie
Nachts im ſtillen Flieder,
Zog in's weiche Gras ſie
Heimlich zu ſich nieder.

„Lerne, Kind, vergeſſen!
Laß uns traulich koſen! —“
Bei dem erſten Kuſſe
Welkten rings die Roſen;

Und ein ſchwarzer Rabe
Kreiſte ob dem Thurme,
Und die Spindelfahne
Seufzte wie im Sturme:

„Jano, dir iſt's letzte
Frühroth aufgegangen! —
Wirr ſind deine Haare,
Bleich ſind deine Wangen! —"

Der Brunnengräber.

Ich grub ein Brünnlein in den Fels,
Es fließt ſo klar, ſo rein;
Die Erſte, die dran raſten wird,
Die ſoll meine Liebe ſein.

Die Schäfrin kömmt mit Schäflein weiß,
Sie ſieht das Brünnlein klar —
Die weißen Schäflein tränkt ſie nicht,
Sie zieht vorbei und ſingt und flicht
Waldroſen ſich in's Haar.

Der Schwan.

Wohl unter dem Mühlrad ahnend
Ein weißer Schwan hinſchwimmt,
Daß niemals Lieb' ohne Treue
Ein glückliches Ende nimmt? —

Was unter der Mühle ſchwimmet,
Das iſt kein weißer Schwan,
Das iſt ein weißes Segel,
Das iſt des Müllers Kahn.

Und wie das Mühlrad brauſet,
Und wie das Waſſer rauſcht,
Die ſchöne Müllerstochter
Am Fenſter ſitzt und lauſcht. —

„O öffne, Mädchen, das Fenſter,
Die Nacht iſt finſter und ſchweigt! —
Warum willſt du nicht öffnen?
Du warſt mir doch ſonſt ſo geneigt!"

„Ich will mit dir Alles abthun,
Und Zeuge ſoll ſein die Nacht —
Gieb mir zurück die Geſchenke,
Die ich dir ſo koſtbar gebracht!"

„Und gieb mir zurück die Tage,
Die ich verloren bei dir!
Und gieb mir zurück die Ruhe,
Die du gemordet mir!“

„Und gieb mir zurück die Liebe,
Die ich dir ſo treu erwies,
Und gieb mir zurück mein Leben,
Du, die es hinunterſtieß.“

* * *

Es überſchreiten die Waſſer
Wildbrauſend den grünen Damm.
Die Treuloſe nicht vergaß er,
Als er mit hinüberſchwamm.

Es rauſchen die Fluthen ahnend
In die enge Kammer hinein —
Eine Leiche klopfet mahnend
An der Müllerin Fenſterlein.

Der leere Kahn.

O Mutter, dein Herz ſo liebeleer! —
Sag', Mutter, haſt du gehört die Mähr'?
Es ſchwamm an's Ufer ein leerer Kahn,
Und mit ihm ſchwammen zwei Leichen heran.

Wie waren ſie beide ſo kalt, ſo blaß, —
Die Brautgewänder verblichen und naß;
Sie hielten einander umſchlungen ſo traut —
Es war ja der Bräut'gam mit ſeiner Braut.

„Wen haſt du gerufen am ſandigen Grund,
Als dir die Waſſer umſtrömten den Mund?
Wen angeklagt, o Tochter mein,
Als Sand umſpülte die Augen dein?"

„„Wie war mir das Leben ohn' ihn ſo ſchwer!
O Mutter, und dein Herz ſo liebeleer —
Dich hätt' ich gerufen am ſandigen Grund,
Da ſtrömten die Waſſer mir in den Mund.""

Ritt durch den Slawkowwald.

Der Slawkowwald am Slawkowteich,
Voll finſtrer Tannen ragt er; —
Es zieht der Wind durch das Geweig,
Im Schilf des Weihers klagt er.

Die Nebel ſchleichen aus dem Moor
Im Duft des Tannenharzes;
Ein Reiter reitet durch die Nacht,
Ihn trägt ein Roß ein ſchwarzes.

Des Roſſes Mähne, lang und wirr,
Fliegt hoch im Sturmgetoſe; —
Der Reiter ſchleppet Schwert und Spieß
Sich nach im feuchten Mooſe.

„Mein Rößlein treu, mein Schlachtenroß,
Was iſt dein Schritt ſo läſſig?
Iſt dir des Reiters Laſt zu ſchwer, —
Iſt dir die Nacht gehäſſig? —"

„„Ich fürchte nicht die ſchwarze Nacht,
Mir iſt nicht ſchwer der Reiter; —
Mich hält am Zaum', ich weiß nicht wer,
Drum kann ich nicht mehr weiter.““

„Du fürchteſt wohl den dichten Wald
Mit ſeinen Rieſenſtämmen? —
Sag', oder will der tiefe Teich
Den Weg dir überſchwemmen? —“

„„Ich fürchte nicht den Tannenwald,
Mich hemmt auch nicht der Weiher; —
Dein Liebchen hält mich feſt am Zaum,
Gehüllt in weiße Schleier. —““

„Halt, halt, mein Roß! — ſiehſt du nicht dort
Mein Liebchen freundlich winken? —“
„„Ich ſeh', ich ſeh' wohl fern im Teich
Dein Mädchen tief verſinken! —““

* * *

Hoch in der Luft ein Falke rauſcht —
Ihn trägt nicht Luſt, nicht Hoffen —
Ein Jäger hat mit ſchwerem Schrot
Sein Weibchen treu getroffen.

Vorbei! vorbei, mein Roß! Vorbei
An meines Vaters Hütte! —
Und kämſt du bis an's End' der Welt
Im raſtlos ſchnellſten Ritte. —

Kurz iſt der Weg aus Slawkowwald,
Kurz iſt der Weg aus Mähren, —
Wie lang, wie lang ſoll noch der Weg
Aus dieſem Leben währen!? — [12]).

Aus Illyrien.

1.

Liebe.

Gar oft an einem Baume
Im Laub ein Apfel hangt,
Nach Außen hold geröthet,
Nach Innen wurmerkrankt.

Dem Apfel iſt zu vergleichen,
Wen die Liebe überkam —
Die Wangen oftmals roſig,
Das Herz vernagt vom Gram.

2.

O daß er mich liebte!

Ich wollt', ich wär' ein Bronnen,
Im Wald ein Quell —
Wie hätt' ich dann gewonnen
Sein Herz ſo ſchnell!

Wohl in des Tages Schwüle
Lockt' Einmal dann
Der Wald mit ſeiner Kühle
Den Knaben an.

Und käm' er an der Quelle
Dann auch vorbei —
Da riefe ihn die Welle
Zur Raſt herbei;

Da lockten ihn die Lieder
Wie längſtbekannt —
Er ſäße lauſchend nieder
Am grünen Rand.

Und wenn er dann wohl tränke
Die klare Fluth,
In's Herz ſie ihm verſänke
Als heiße Gluth,

Und würde drinnen wühlen
Unlöſchbar hell —
Die Flamme könnte kühlen
Kein andrer Quell.

In Liebe müßt' er glühen
Dann wunderbar —
Zur Quelle würd' er ziehen
Dann immerdar!

3.

Weil wir uns das Wort gegeben.

Leuchte, Sonne, leuchte,
Daß es endlich Mittag werde!
Kreiſe, Sonne, kreiſe,
Daß es endlich Abend werde!

Spiele, Sonne, ſpiele
Nur ſo lang noch hell in Farben,
Bis wir heimgeführet
Von den Feldern unſre Garben!

Und dann ſinke, Sonne,
Suche andre Thäler wieder!
Sinke, Sonne, ſinke,
Bis du ganz geſunken nieder.

Hinter jenem Walde
Siehſt vielleicht du wo mein Leben —
Sinke, Sonne, balde,
Weil wir uns das Wort gegeben!

4.

Ritt zum Liebchen.

Es reitet ein Knabe von Radgon-Schloß,
Er reitet ſein ſchwarzes Lieblingsroß.

Sein Lieblingsfalke mit rothem Band
Sitzt ſtolz ihm auf der rechten Hand.

Und um den Hut ſchlingt zum Kranz ſich herum
Der Rosmarin, ſeine Lieblingsblum'.

* * *

Und als er kam vor der Liebſten Haus,
Da ſtieß er in's Horn — da trat ſie heraus.

„Wo ſtell' ich, Geliebte, mein Röſlein zur Raſt?"
— „„Bind' es an den Lindbaum, du lieber Gaſt.""

„Wo ſetz' ich zur Ruhe den Falken ab?"
— „„Setz' ihn in mein Kämmerlein, trauter Knab'.""

„Wo pflanz' ich den Rosmarinzweig dann ein?“
— „„Pflanz' ihn an's Herz mir, o Liebſter mein.““

* * *

Das Roß an der Linde erquickt ſich am Spreu,
Der Falk regt die Flügel, und träumt, er wär' frei,
Der Rosmarin an des Mädchens Bruſt
Grünt Lieb' und blüht Küſſe, in ſeliger Luſt.

5.

Liebe läßt ſich nicht hehlen.

In der ſonnigen Lichtung
tief im Birkenwalde
Saßen zwei Verliebte
in dem Grün der Halde.
In der Lüfte Wehen,
in der Zweige Rauſchen,
Meinten, daß ſie Niemand
könne da belauſchen.

Aber ſahn's die jungen
Gräſer auf der Halde,
Gräſer ſagten es den
weißen Lämmern balde.

Von den weißen Lämmern
hört's der Hirtenknabe,
Hirtenknab' erzählt's dem
Wandersmann am Stabe.
Wandersmann dem Fährmann
ſagt es im Vertrauen;
Doch den Fährmann heimlich
thät ſein Kahn belauſchen.
Kahn entdeckt's den Waſſern
gleich, den kühlen blauen,
Waſſer geh'n im Garten
es der Roſ' zu rauſchen.
Roſe duftet's nächtlich
ſtill dem Lindenbaum,
Lindenblüthen flüſtern
leiſ' es wie im Traum.
Vom Geflüſter lernt das
Lied die Nachtigall,
Tauſend Vöglein ſingen
es all überall.

Vöglein Freiheit.

Nächtlich tönen wunderbare Lieder
In dem nahen Pomeranzenwalde;
Sendet ihren Diener die Bojarin:
„Bring' mir Kunde von dem holden Sänger!"

Iſt kein Sänger, iſt ein flinkes Vöglein;
In der Nacht ſingt's jene ſchönen Lieder. —
Von dem Schloſſe lauſchet die Bojarin
Nächtlich, öffnet leiſ' die Spiegelfenſter:
„Vöglein, willſt auf's Schloß zu mir du kommen?
Sollſt bei meinem lieben Söhnlein ſitzen,
Meinem Söhnlein ſchöne Lieder ſingen;
Zuckerbrödchen ſollſt dafür du koſten,
Süßen Wein aus gold'ner Schale nippen,
Und in ſchönem gold'nen Hauſe wohnen.
Vöglein, holdes Vöglein, willſt du kommen?"

„„Komm' zu dir auf's Schloß nicht, o Bojarin!
Will nicht ſingen deinem lieben Söhnlein.
Lieber koſt' ich gelben Mais, denn Zucker;
Lieber nipp' ich klaren Quell, denn Süßwein;
Lieber wohn' im Wald' ich, denn im Goldhaus.

Gold'nes Haus iſt gold'ner enger Käfig —
Grüner Wald iſt grüne, weite Freiheit,
Und mein Sang iſt grüne — grüne Freiheit!

Held Baroda.

Auf dem Schlachtfeld lieget ein Bojare,
Liegt Held Baroda im Kampf gefallen,
In dem heil'gen Kampf für heil'ge Freiheit.
Spricht zu ſeinem Knappen der Bojare:
„Eilig, Knappe, ſieh' nach meinen Wunden!
Sind die Wunden roth, wie Blut des Lebens,
Eil' nach einem Arzt, daß er ſie heile;
Sind ſie ſchwarz, wie Blut des Tod's, geronnen,
Dann zerſchlag' mein Schild, zerbrich die Lanze,
Nimm den Pallaſch, grab' ein Grab am Schlachtfeld!" —

Sieht der Knappe nach der erſten Wunde —
„Ach ich ſeh' bis tief in's weiße Hirn!"
Sieht der Knappe nach der zweiten Wunde —
„Ach ich ſeh' bis tief in's rothe Herz!" —

Spricht zu ſeinem Knappen der Bojare:
„Wenn du kömmſt vor meiner Väter Haus,
Und ſie werden ängſtlich nach mir fragen,
Sage dann: Er blieb im Heerzug rückwärts;

Bei den kühnſten Kämpen dort verweilt er,
Die für Montenegro's Freiheit bluten. —
Wenn du kömmſt vor meiner Liebſten Haus,
Und ſie fragt nach mir dich liebbekümmert,
Sag' ihr dann: Vor Sarajewo's Mauern
Sprießen aus dem Schlachtfeld tauſend Roſen;
Sprießen aus den Herzen junger Helden,
Quillen aus den Wunden kühner Kämpen.
Doch die ſchönſte Roſe quillt vor allen
Aus dem Herzen Baroda's, des Kühnen. —
Wenn du kömmſt zu Montenegro's Fürſten,
Und er frägt beſorgt nach ſeinem Freunde,
Reich' dies Schwert ihm, dies mein gutes Hand-
ſchwert,
Dran das Blut von tauſend Türken haftet;
Sag' ihm: Dich beſchwört dein Freund Baroda
Bei dem Schwure ewig treuer Freundſchaft,
Den du am Altare ihm geleiſtet,
Bei den Siegen, die er dir gefochten,
Sollſt nicht ruhen eh' auf ſeid'nem Kiſſen,
Sollſt nicht trinken eh' aus gold'nem Becher,
Schau'n nicht eher deine holden Frauen,
Bis von dieſem Schwert das Blut aus tauſend
Und aus aber tauſend Türkenherzen
Hinfloß auf ſein Grab bei Sarajewo. —" ")

Der Flüchtling in der Czernagora.*)

Also sprach der Wirth zu seinem Gaste:
O Fremdling, sprich, so willst du weiter ziehn?
Vor wenig Tagen kamst du in's Gebirge,
Und irrtest scheu und einsam in den Klüften;
Wo Wölfe heulen, Wasserfälle rauschen,
Blutgierige Vampyre Nester bau'n,
Da irrtest du umher. —
Und in der Nacht kamst du an meine Hütte,
In stürm'scher Nacht, und klopftest an das Fenster,
Und sprachst ein leises Wort ... ich hab's verstanden,
Und dir ward aufgethan.
Und als du eingetreten, bleich, erschöpft,
Da jagte draußen laut, mit wildem Fluchen
Und Schwertgeklirr vorbei der Späher Schwarm ....
Du fandst ein gastlich Dach und sichern Schutz,
Und willst doch weiterziehn? —
„Fern in Saraj, auf gesticktem Teppich
Und auf gold'nen Polstern sitzt ein Osman;
Sicher sitzt er dort und frohen Muthes.
Aber meine Hütte liegt in Asche,
Meinen Bruder schlugen seine Sklaven,
Meine Schwester weint in seinem Harem ...!"

*) Czernagora, Montenegro.

Sprach zum Gaſt des Wirthes holde Tochter:
O Fremdling, alſo willſt du weiter zieh'n?
O horch! vom Norden ſauſen ſchon die Stürme
Durch's Felsgeklüfte, die unfreundlich kalten;
Sie bringen Schnee, die Pfade zu bedecken,
Die Schluchten zu verſchütten, daß der Wandrer,
Ein Raub den Wölfen, drin verſinke.
Und ſieh! — da unten dehnt ſich weit die Ebne,
Von welkem Laub bedeckt und welken Gräſern!
Die Nächte bringen kalten Reif;
Wann wirſt du wandern?
Kein gaſtlich Obdach nimmt dich auf;
Wo wirſt du weilen?
Drum bleib' bei uns, geheimnißvoller Fremdling!
Hier ſoll dir blühn ein ew'ger Lenz — in Liebe,
Und Friede grünen an des Gaſtfreunds Herd.
Hier ahnt dich Niemand — Niemand frägt nach dir!
O bleibe hier! .... So willſt du dennoch zieh'n?
„Fern in Saraj, auf geſticktem Teppich
Und auf gold'nem Polſter ſitzt ein Osman;
Sicher ſitzt er dort und frohen Muthes.
Aber meine Hütte liegt in Aſche,
Meinen Bruder ſchlugen ſeine Sklaven,
Meine Schweſter weint in ſeinem Harem.
Rachedurſtig, wie mein Herz in ſeinem Leide,
Alſo brennt der Dolch mir in der Scheide!"

Muſſaj.

Sind es junge Roſen, die dort brechen
Aus der Knospe grüner Haft hervor?
Roſen ſind es, doch nicht Gartenroſen,
Roſen, Sarajewo's holde Töchter.
Niederſchau'n ſie von den hohen Mauern,
Von den langen Wällen auf die Ebne,
Die ſich hindehnt weit um Sarajewo,
Auf die Ebne, auf das Schlachtenfeld.

Graue Nebel liegen auf dem Felde;
Denn es dampft vom Blute der Gefallnen,
Von dem Blute der gefallnen Helden,
Die dort bleich, mit offnen Wunden, liegen,
Jeder auf dem unbeſiegten Schilde,
Jeder mit dem Schwerte in der Rechten.

Aber an der Spitze der Gefallnen
Liegt Muſſaj, der tapfere Bojare;
An der Spitze liegt er ſeiner Treuen,
An der Spitze, wo er focht und fiel.

Feucht von kühlem, nachtgefallnem Thaue
Iſt ſein Schlachtgewand, ſein langes Haar,

Bleich ſein Angeſicht und ſtarr ſein Arm.
Doch ſein ſchwarzes Aug' iſt nicht geſchloſſen,
Furchtbar, zürnend, ſieht es hin gen Oſten;
Vor dem todten, regungsloſen Blicke
Würden ſelbſt entſetzt die Feinde fliehn.

Als ihn von den Mauern, von den Wällen
Seine Braut ſah, hub ſie an zu weinen;
Mit ihr weinten ihre hundert Jungfrau'n.
Alle weinten um den todten Helden.

Doch bald hemmten ſie den Strom der Thränen;
Denn als Sieger war Muſſaj gefallen,
Kämpfend für der Heimath freien Herd,
Siegend für der Freien gutes Recht.

Und ſie ging hinaus mit ihren Jungfrau'n,
Ging hinaus auf's weite Schlachtenfeld,
Eingehüllt im grauen Wittwenflore,
Muſſaj's Leichenfeier dort zu feiern.

Alſo ſang ſie mit dem Chor der Jungfrau'n
An der Leiche Muſſaj's auf dem Schlachtfeld:

„Muſſaj, Muſſaj, ſtolze Eiche,
Schlankſter Baum im Hain der Helden,

Hier nun liegſt du auf dem Wahlplatz
Von des Feindes Schwert gefällt!"

„In der Bruſt die offne Wunde,
Rothe Wunde, Ehrenroſe,
Trägſt du als des Sieges Zeichen,
Und weißt ſelbſt nicht, daß du ſiegteſt!"

„Ja, weißt ſelbſt nicht, daß du ſiegteſt,
Siehſt den bleichen Mond nicht fliehen,
Siehſt die Fahnen mit dem Kreuze
Nicht ob deinem Haupte wehn!"

„Höreſt nicht den Schall der Becken,
Nicht der Freunde Siegesſänge,
Kannſt den lauten Dank nicht hören
Aller der, die du befreit!

„Alle Helden, heimgekehret,
Jubeln nun in ihren Hallen
Bei der Becher hellem Klang;
Aber du, der Held vor allen,
Liegeſt auf dem Schlachtfeld und dir ſingen
Hundert Jungfrau'n dieſen Todtenſang. —

Ein Vampyr.

1.

„Was betrübt, o Marko, deine Seele,
Daß dein Auge also finster ſchauet?
Was bedrückt dein Herz, daß deine Stirne
So gefurcht und deine Wang' erblichen?
Hat der Hagel dir die Saat zerſchlagen?
Glaubſt du, daß ich wankend in der Liebe?
Oder ſaugt in mitternächt'ger Stunde
Ein Vampyr das Blut dir aus dem Herzen?"

„„Hätte Hagel mir die Saat zerſchlagen,
Brächt' ein nächſtes Jahr wohl Doppelernten;
Wärſt du wankend in der Liebe worden,
Neue Zeit brächt' wohl auch neue Liebe.
Aber ein Vampyr ſaugt mir am Herzen,
Nachts und Morgens, lange, lange Tage,
Seit Stavila iſt zu Schutt geworden,
Seit an unſern Küſten fremde Kähne,
In den Bergen fremde Männer ſtreifen.""

„Schlimm ſind, die Stavila eingeäſchert,
Schlimm in unſerm Land' die wilden Gäſte;
Schlimmer der Vampyr in deinem Herzen, —
Hat mir deine Liebe wohl geraubt;
Kämſt wohl ſonſt wie immer an mein Fenſter,
Ließeſt nimmer mich in ſtillen Nächten

Einſam deiner und vergebens harren,
Bis der Morgen in der Ferne graut!"

„„Müßt' ich nicht vorüber an Stavila,
Wenn ich Nachts zu dir, Geliebte, gehe,
Sollteſt nicht vergebens meiner harren;
Müßt' ich nicht vorüber dann am Strande,
Wenn ich früh des Morgens von dir ſcheide,
Sollteſt meine Liebe nicht bezweifeln.
Aber — der Vampyr in meinem Herzen
Läßt mich nie den Weg zu dir vollenden,
Hält mich wie gebannt bei jenen Trümmern,
Bei Stavila's Schutt und Aſchenfeldern!" "

* * *

Kam zur Hütte der Geliebten Marko,
— Morgens war es, eines frühen Morgens —
Pochte leiſe an das kleine Fenſter.
Trat heraus das Mädchen an die Schwelle,
Sah den Liebſten, den ſo lang vermißten,
Sank ihm freudig jubelnd an die Bruſt. —

„Einen Becher fülle mir, Geliebte,
Rothen Weines! — Reiche mir ihn ſelber,
Daß ich einmal noch von deinen Händen
Trinke, die ſo oft mich treu gepflegt;
Daß ich einmal noch die warmen Lippen
Küſſe, die ſo oft mich ſüß gelabt!"

Eilt das Mädchen in des Vaters Keller,
Bringet ſchnell den Becher rothen Weines,
Reicht ihn freundlich dem Geliebten hin.
Marko nimmt den ſchäumend vollen Becher,
Schwingt ihn hoch: „O edler Heldentrank!“
Schlingt die Arme um das ſchlanke Mädchen,
Küßt ſie: „Und o ſüßer Trank der Liebe!“

Doch mit einmal windet ſich das Mädchen
Bleich, entſetzt aus des Geliebten Armen —
„Marko! Marko! ſprich, was iſt geſchehen?
Feucht von nächt'gem Thaue iſt dein Mantel —
Naß von friſchem Blute die Gewänder —
Blutbefleckt dein Jatagan *) — die Hand —
Und — o Gott! — aus deiner Bruſt — verwundet —
Quillet warmes Blut! — Haſt du gerungen
Mit den Hirten um ein Roß im Walde?
Haſt mit Räubern du gekämpft am Wege?
Oder haſt du in den dunkeln Schluchten
Des Gebirges einen Wolf erlegt? —“

Marko drauf mit ſtolzem Muth erwiedert:
„„Um ein edles Roß hab' ich gerungen,
Aber mit den Hirten nicht im Walde;
Hab' gekämpft mit einem frechen Räuber,

*) Jatagan, kurze Stoßwaffe.

Doch mit keinem, der am Wege lagert;
Einen böſen Wolf hab' ich erlegt,
Aber keinen, der in Schluchten hauſet:
Edles Roß iſt unſer freies Recht!
Räuber ſind die Fremden, die es ſchänden!
Wölfe ſind es, die mit blut'ger Gier
Sich von unſern Scheunen, Hürden mäſten!" "

Alſo Marko. — Und den Becher ſchwingt er,
Trinkt die volle Gluth des Heldentrankes:
„Dies, o Mädchen, iſt mein letzter Trunk!"
Und die Arme ſchlingt er um das Mädchen,
Trinkt der Liebe Gluth von ihren Lippen:
„Dies, o Mädchen, unſer letzter Kuß! — —
Eile nun, und laß die Glocken läuten —
Laß ein Grab mir graben bei Stavila —
Laß ſie ſingen alte Heldenlieder,
Wenn ſie mich verſenken in das Grab.
Roſen pflanze über meinem Herzen —
Reben um den Hügel rings im Kreiſe —
Und zu Häupten einen Eichenbaum;
Denn wie ich — im Arme treuer Liebe,
Mit dem Becher voll des edlen Weines,
Für das gute Recht, für heil'ge Freiheit —
Wen'ge ſterben alſo ſel'gen Tod!" —

2.

Auf dem Morſchland bei Stavila,
Auf dem Brachfeld, wo die Aſche
Ausgeſtreuet liegt vom Winde
— Aſche von Stavila's Hütten —
Steht ein Eichbaum alt und rieſig,
Fließt ein klarer Wieſenquell.
Ueber Nachtzeit ſind die Blätter
Hingewelkt vom Eichenbaume,
Ueber Nachtzeit ſind die Waſſer
In der Quelle roth geworden.

An der Eiche, an der Quelle
Liegt ein Leichnam auf dem Rücken.
Eine Kugel traf die Kehle
Und das Herz ein Jatagan.
Seit drei langen, langen Tagen
Liegt er da im Quellenſande,
Liegt im heißen Sonnenbrande
Und im kühlen Thau der Nacht.

Nicht geſchloſſen ſind die Augen,
Scheinen boshaft noch zu glimmen;
Nach der Eiche ſchau'n ſie aufwärts
Und es welkt das grüne Laub.
Nicht geſchloſſen ſind die Wunden,

Rothes Blut fließt noch aus ihnen,
Fließet abwärts in die Quelle
Und die Waſſer werden roth.
Lang geworden iſt ſein Hauptthaar,
Und die Nägel ſind gewachſen,
In den Boden hat die Rechte
Eingewühlt den blut'gen Dolch.
Alſo ſeit drei langen Tagen
Liegt er da im Quellenſande,
Liegt im heißen Sonnenbrande
Und im Thau der kühlen Nacht.

Fanden ihn des Feldes Hirten
Als es war am vierten Tage.
Eilten in die dunkeln Wälder,
Eilten in die finſtern Schluchten:
„Die ihr flohet in die Wälder,
Die ihr flohet in's Gebirge,
Als der Venezianer Fackeln
Auf Stavila's Dächer fielen —
Eilt herbei! — An jener Eiche,
An der Quelle bei Stavila
Könnt ihr ſchauen einen Leichnam!
Iſt der Venezianerhauptmann,
Deſſen Boote an den Küſten
Unſers Meers auf Beute lauſchten!

Iſt der böſe Venezianer,
Der mit ſeinen Schandgeſellen
Uns die Herden fortgetrieben!
Der die Töchter uns geſchändet,
Der die Söhne uns geknechtet,
Der die Hütten uns verbrannt!
Eilt herbei! — Im heißen Sande
Liegt er da in ſeinem Blute!
Liegt allein, und ſeine Rotten
Flohen weit hin über's Meer!"

Alſo ruft die Schar der Hirten
In die Wälder, in die Schluchten.
Die es hörten, die da kamen,
Um den Leichnam an der Quelle
Stehn ſie alle nun im Kreiſe.
Jeder kennt ihn, den Verhaßten,
Jeder freut ſich ſeines Falles,
Freier athmet jede Bruſt.

Und ſo ſtehn ſie rings im Kreiſe,
Graben eine tiefe Grube,
Wohl drei lange Klafter tief,
Und verſcharren drin die Leiche
Des gehaßten Venezianers.
Und o Wunder! — Schattig wieder
Grünt der Eiche welkes Laub!

Kühlend, wie in frühern Tagen,
Fließt die Quelle klar und rein!

Aber — Einer fehlt im Kreiſe.
Wird kein Aug' ihn wiederſehen! —
Volle, rothe Roſen blühen
Bald aus ſeinem treuen Herzen,
Daran kein Vampyr mehr nagt;
Schlanke Reben werden grünen
Bald um ſeine ſtille Klauſe,
Deren Frieden nichts mehr ſtört;
Eine ſtolze, kühne Eiche
Schattet bald ſein Grab, darüber
Hin ſich dehnt ein freies Land.

Und auch Eine fehlt im Kreiſe —
Freute ſich mit Euch wohl gerne!
Aber einſam muß ſie ſitzen
In der ſtillen, dunklen Kammer.
Ihre ſchönen ſchwarzen Augen,
Sie beweinen den Geliebten,
Ihre ſchönen weißen Hände
Weben einen Wittwenſchleier. —

Anmerkungen.

1) Verſchiedne Wege.

Der Abſchied eines Drahtbinders von ſeinem Liebchen. — Eine ſowohl durch Tracht, als durch Lebensweiſe von den übrigen Slowaken ganz verſchiedene Klaſſe bilden die Drahtbinder (Drotár, Drotár, Drátenjk). Sie bewohnen einige Dorfſchaften des Trentſchiner und Zipſer Komitates im nördlichen Ungarn, und treiben ſo viel Akkerbau und Viehzucht, als zur Deckung ihrer Lebensbedürfniſſe eben ausreicht. Daſſelbe gilt von den Gewerben. Mit beſonderer Geſchicklichkeit jedoch verſtehen es dieſe Leute aus Eiſen- und Meſſingdraht verſchiedene, mitunter recht nette Geräthchen zu verfertigen. Ihre dreifüßigen Drahtgeſtelle, ihre mit buntem Glasſchmelz verzierten Pfeifenſtürer, ihre Schnürſtiftchen, ihre Meſſingkettchen finden in allen Theilen des öſterreichiſchen Staates Abſatz. Dieſer Handel wird jedoch nicht durch Vermittelung betrieben, ſondern ſie wandern ſelbſt zu Hunderten aus, um ihre Drahtwaaren nach allen Gegenden der Monarchie zu vertreiben. Männer verlaſſen ihre Familien, Kinder, oft ſchon im achten bis zehnten Lebensjahre, verlaſſen ihre Aeltern, um dieſem ſo ärmlichen Erwerbe in der Fremde nachzugehen. In Böhmen, Mähren, überhaupt mehr in den ſlaviſchen als deutſchen Provinzen ziehen ſie dann ſcharenweiſe zu Zwanzig oder Dreißig herum, und durchkreuzen Städte, Märkte, Dörfer und Meierein, um für ein Geringes in den Küchen die alten Scherben zu neuen,

oft recht brauchbaren und dauerhaften Geſchirren zu reſtauriren.

Der Aufzug eines Drahtbinders hat durchaus viel Eigenthümliches. Knappanliegende weiße Hoſen mit ſandalenartig geſchnürten Schuhen, ein in Fett ſchwarz geſottenes Hemd, ein kurzer Mantel aus dem gröbſten braunen Ziegenhaartuche, deſſen Aermel zur Reiſetaſche und zum Felleiſen dienen, machen die weſentlichſten Stücke ſeiner Tracht aus. Um die Schulter trägt er an einem breiten Riemen eine kleine Ledertaſche, in der er ſeine Zängkeln und Hämmerchen nebſt ſonſtigen Kleinigkeiten aufbewahrt. Am Riemen, der ebenſo wie die Taſche mit den bunteſten Reihen von Meſſing-, Stahl-, Zinn- und Glasknöpfen geziert iſt, trägt er ſeine kleinen Waaren an Häkchen zur Schau. Ein breitkrämpiger Hut, der ſein braunes, von langen, dunkeln Haaren umwalltes Geſicht beſchattet, nebſt einem langen Stocke, der mit einer kleinen eiſernen Axt ſtatt eines Handgriffes verſehen iſt, dürfen nicht fehlen. So ſieht man ihn Vormittags in den Höfen der Häuſer die Runde machen und ſein melancholiſches „Dajte drátowac! Hrnce dajte drátowac!“*) ausrufen. Den Nachmittag verbringt er am liebſten mit den Kameraden in der Branntweinſchenke.

Ueberhaupt halten die Drahtbinder in der Fremde ſehr zuſammen. Sie wählen Einen aus ihrer Mitte, gewöhnlich den Aelteſten und Verſtändigſten zum Hauptmann, den ſie Mjstr (ſprich Meiſter) nennen. Er bewahrt die kleinen Erſparniſſe jedes Einzelnen aus der Truppe, und legt die Streitigkeiten derſelben bei. Widerſpruch und Auflehnung gegen ihn werden mit Stockſchlägen beſtraft; jedoch geſchieht es nicht ſelten, daß ſich die

*) Gebt zu binden! Töpfe gebt zu binden!

ganze Schar gegen den Hauptmann zuſammenrottet und ihn elend zugerichtet davonjagt. Urſache hierzu pflegen Geldhinterſchleife oder Uebermüthigkeit von Seite des Mjete zu ſein.

In der beſſern Jahreszeit halten ſich die Drahtbinder gewöhnlich in der Nähe der Dorfſchaften und Waldeslichtungen auf. Da werfen ſie Stock, Hut, Mantel und Taſche von ſich und lagern ſich in wilden Gruppen im Kreiſe umher, um ihre kurzen Pfeifchen aus Wachholderholz zu ſchmauchen, während Einer von ihnen eine wunderbare Geſchichte von Dſchingiskhan oder Soliman erzählt; oder ſie ſtimmen in lautem Chor ihre alten, mährchenhaften Lieder an. Die Weiſen dieſer Lieder ſtehen den leichtbewegten, reichnüancirten, ſo hochmuſikaliſchen Melodien der böhmiſchen und mähriſchen weit nach. Die Tonarten ſind durchgehends moll; die Weiſe ſelbſt bewegt ſich nur im Raume weniger Töne, und wird vom größten Theile des Chors uniſono abgeſungen, während die andern Wenigen eine Art Baß — gewöhnlich in der Sext — dazu anſtimmen. An poetiſchem Gehalte jedoch übertreffen die ſlowakiſchen Lieder die böhmiſchen und mähriſchen. Dieſe haben durch den Verkehr mit Deutſchland an Nationalität das Meiſte verloren. Ich habe die Drahtbinder oft in ihren Waldaufenthalten beſucht, und für Tabak und Branntwein manch ſchönes Lied kennen gelernt.

2) **Fort will ich!**

Ziſchmen, Ciami, Schnürſchuhe, die bis über die Knöchel reichen; auch Bajance.

3) **Frage.**

Tſchaike, Kriegsſchiff auf der Donau.

4) König Seba's Krone.

Ein altes Lied, von dem nur Fragmente hin und wieder gesungen werden. Wahrscheinlich aus Ragocy's Zeiten. An dem Bronnen, in den König Seba seine Krone versenkt haben soll, damit sie nie das Haupt eines Fremdlings ziere, hielten Ragocy's Anhänger wahrscheinlich Zusammenkünfte. König Bela soll auf seiner Flucht hier gerastet haben.

5) Lied vor der Schlacht.

Wahrscheinlich ebenfalls aus Ragocy's Zeiten.

6) Entführen.

Die Entführung eines Mädchens, um das man vergeblich geworben, gehörte in frühern Zeiten bei den Slowaken, wie bei den meisten andern Slaven, nicht unter die seltensten Ereignisse. In Serbien erhielt sich diese chevalereske Sitte sogar bis in der neuesten Zeit, und Czerny Johann mußte sehr harte Strafen festsetzen, um ihr Einhalt zu thun. Siehe: J. Csaplovics in seinem „Slavonien und Croatien"; Engel's Geschichte von Dalmatien; Vukassovich. Geistreich und treffend ist Linhart's Bemerkung (II. S. 320): „So wie der slavische Tanz ist, möchte man ihn für das allegorische Bild des Mädchenraubes halten."

7) Der Bettelbube.

Auf den Jahrmärkten zu Pesth zog lange Zeit ein schwarzlockiger Bettelbube mit diesem Liede die Aufmerksamkeit des vorübertreibenden Menschengewühles auf sich.

— Die Erſcheinung hatte etwas Edles, dem ſlowakiſchen Pöbel ſonſt nicht Eigenes. Sonderbar und auffallend kontraſtirte hiermit die äußerſt kümmerliche Bekleidung. — Die Frage, ob das arme Kind wohl ein geborner Bettler ſei, und die Antwort hierauf, lag nicht gar ſo fern. —

8) Zigeunerſage.

Ich verdanke dieſe Sage einem Drahtbinder. Ich glaube, es exiſtirt auch ein Lied unter den Slowaken, welches dieſe Sage zum Vorwurf hat. Sollte dieſer Felſen etwa die Ratka ſein? Von der Ratka erzählt man unter andern eine etwas obſcöne, alſo unpoetiſche Sage, der ich lieber die vorliegende ſubſtituiren mochte.

9) Aus dem Liederbuche eines Jägers.

Auf einer meiner Wanderungen durch das liederreiche Böhmen erregte auf dem Wege zwiſchen Benatek und Bunzlau ein junger Waidmann, der einſam und in ſich gekehrt auf einem Seitenpfade zwiſchen Wieſen und Feldern dahinſchritt, meine Aufmerkſamkeit auf's Neue, nachdem er mir ſchon Tags vorher auf dem Jahrmarkte zu Benatek unter dem bunten Gewühle von Landleuten und Krämern mehrmals begegnet war. Schon geſtern war er mir aufgefallen. In ſeiner Tracht, in Haltung und Gang, in ſeinen bleichen Zügen lag ein unbeſchreibliches Etwas, das für ihn intereſſiren mußte. Heute tauchte er wieder und plötzlich vor meinen Augen, wie aus den Saatenfluthen empor. Ich ſah ihm eine Weile faſt abenteuerlich geſtimmt nach, und lenkte dann denſelben Fußpfad durch die Felder, den er eingeſchlagen hatte, ein.

Während ich es versuchte mir meine Gedanken über den jungen Mann im grünen Kamisol zu machen, Möglichkeiten zu erſinnen, Wahrſcheinlichkeiten zu combiniren, hatte ich ihn eingeholt. In der Fremde hören die Menſchen auf einander fremd zu ſein. Ich grüßte freundlich; er wachte wie aus tiefem Sinnen auf, ſah mich etwas befremdet an ſchien ſich erinnern zu wollen, und dankte mir dann, wie einem alten Bekannten recht treuherzig. — Nach Austauſch der gewöhnlichen En-paſſant-Fragen und Antworten, verſuchte ich unſerem Geſpräche eine mich mehr intereſſirende Richtung zu geben. Anfangs war der junge Jäger ziemlich einſylbig, bald jedoch gelang es mir einen Punkt zu berühren, der ihm die Zunge löſte, und mit der liebenswürdigſten Offenheit und rührendſten Einfachheit erzählte er mir die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Liebe. Er war der Sohn eines Förſters. In früher Jugend hatte er Vater und Mutter in kurzem Zwiſchenraume verloren, und ſich ſeit jener Zeit vielfach herumtreiben müſſen, um das Waidwerk, daran ſeine Seele von jeher mit Leidenſchaft hing, zu erlernen und betreiben zu können. Zuletzt war er in Dienſten des gräflich *.... Forſtmeiſters geſtanden, in deſſen funfzehnjährige einzige Tochter er ſich gleich in den erſten Tagen ſeiner Dienſtzeit verliebt hatte. Zwei Jahre hatte er ſie ſtill geliebt, ſtill und um ſo leidenſchaftlicher, grenzenloſer; er nannte dieſe zwei Jahre die ſeligſten ſeines Lebens, denn er hatte viel gelitten und geſchwiegen, viel verzagt und Alles gehofft. Endlich als er um die ſo lang und ſo innig Geliebte anhalten wollte, ward ſie dem Sohne eines benachbarten Oberförſters verlobt. Still, wie er geliebt, hatte er am Tage der Verlobung das Haus ſeiner geſtorbenen Hoffnungen verlaſſen, und wollte jetzt in's Rieſengebirge, um in den alten, dichten Wäldern Rübezahls — zu verſuchen, ob er vergeſſen könne.

Ueber ſeine Erzählung war es ſpät Abend geworden, und nur mein freundliches Bitten konnte ihn bewegen im nächſten Dorfe mit mir zu übernachten. Die ganze Gegend ſchien ihm verhaßt, er wollte ſie ſo ſchnell als möglich verlaſſen haben.

Es war bald Mitternacht. Noch ſaß mir der junge Waidmann am grünen Wirthstiſche gegenüber und erzählte. Endlich ſchlug die knarrende Gewichteruhr der dunklen Wirthsſtube zwölf, und ich ſagte ihm gute Nacht, in der Hoffnung Morgens in ſeiner Geſellſchaft meine Wanderungen fortzuſetzen.

Als ich Morgens — noch vor fünf Uhr erwachte, war der Jäger bereits fort. Einige Papierſtücke lagen auf dem Tiſche; es ſchien, als habe er ſie zurückgelaſſen. Es waren dieſe Lieder in böhmiſcher Sprache. —

10) Spielmanns Abſchied.

Gillawa (ſpr. Jillawa), deutſch Eule. Ein altes Bergſtädtchen an der Sazawa in Böhmen. Ehemals hatte es ergiebige Goldwäſchereien und beſaß bedeutende Privilegien und Vorrechte.

11) Die Waldinnen.

Der Volksglaube der meiſten ſlaviſchen Stämme läßt die düſtern uralten Wälder, die grauen, mährchenhaft geſtalteten Felſengruppen, die Schluchten, Kreuzwege, Ruinen von phantaſtiſchen Weſen aller Art bewohnt ſein, meiſt dunklen Geſtalten aus ihrer vorchriſtlichen Mythe. In den Wäldern namentlich hauſen die Wily, die Ruſalken, luſtige Frauengeſtalten mit weißen fliegenden Schleiern, die ſich im Mondſchein auf einſamen Wieſen oder in entlegenen Waldeslichtungen verſammeln, um ihre

Reigen zu ſchweben. Sie erſcheinen auch einzelnen Menſchen, und wirken auf das Schickſal derſelben bald wohlthätig, bald böſe ein. Oft thun ſie den ſchönen Menſchenkindern gar hold, und verlieben ſich ſogar in ſie; aber dann iſt es um dieſe geſchehen.

Kaysarow in ſeiner ſlaviſchen Mythologie erzählt: „Die Fabel ſagt, daß ſie grünes Haar gehabt, und großes Vergnügen daran gefunden haben ſollen ſich auf den Zweigen der Bäume zu ſchaukeln.“ —

Auf den Glauben an dieſe Weſen ſcheint die Sitte Bezug zu haben, alljährlich im Frühjahre einen Maienbaum aufzuſtellen, und durch Geſang und Reihentanz um denſelben die Macht böſer Waldgeiſter zu bannen. Der Baum wird noch an demſelben Tage draußen vor dem Dorfe unter Jubel verbrannt.

12) Ritt durch den Slawkowwald.

Slawkow, Auſterlitz in Mähren, an der Littawa; Schlachtfeld vom 2ten Dezember 1805.

13) Held Baroda.

Sarajewo, Bosna Seraj, die Hauptſtadt Bosniens, an der Migliazza in einer wilden Gebirgsgegend gelegen. Die Stadt hat 100 Moſcheen, mehre Kirchen und Klöſter und an 65,000 Einwohner.

Verzeichniß

der in den „Slaviſchen Melodien“ vorkommenden Fremdwörter.

Baroda, Name eines ſerbiſchen Helden.
Beleznay, Schloß.
Belgrad, Stadt.
Bosna Seraj, Stadt.
Buda, Stadt, heute Ofen.
Csaplovics, Schriftſteller.
Czernagora, Montenegro, Landſchaft.
Dajte drátowac! Hrnce dajte drátowac! Ausruf der Drahtbinder.
Drátenjk, Drotár, } Drahtbinder.
Gerewitza, Wald.
Gillawa, Stadt.
Jáno, Jánko, Name.
Jatagan, Waffe.
Marko, Name.

Mohacs, Stadt.
Mussaj, Name.
Osman, Türke.
Pallasch, Pallasch, Waffe.
Rusalka, Fee, Elfe.
Saraj, Sarajewo, } Städte.
Seba, Königsname.
Slawkow, Stadt und Wald.
Stavila, Stadt.
Tschaike, Schiff.
Vampyr, böser Geist.
Wily, Elfen.
Zniow, Schloß.

Struve'sche Buchdruckerei in Leipzig.

Lazar der Serbencar.

Lazar der Serbencar.

Nach serbischen Sagen und Heldengesängen

von

Siegfried Kapper.

Wien.
Verlag von Franz Lee.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Fürsten

Michael Obrenović

in Hochachtung zugeeignet

Vorbemerkung.

Nicht leicht dürfte der angeborne Genius eines Volkes die Gabe haben, ſich ſo ſchnell des hiſtoriſchen Ereigniſſes zu bemächtigen, und dasſelbe in freigeſungenen, kunſtloſen Liedern zu verewigen, als der des ſerbiſchen. Noch kaum beendet, ſind ihm die Begebenheiten der Stoff zahlreicher Rhapſodien, die dann von Mund zu Mund, von Ort zu Ort wandern, wohl auch von Geſchlecht zu Geſchlecht übergehen und die friſchen Farben des Augenblickes mit hinüberbringen in Zeiten, in denen dem Geſchichtſchreiber kaum mehr als das bloße trockene Datum bekannt iſt. So kömmt es denn auch, daß dieſe Rhapſodien Gruppen von Liedern bilden, die ſich um einzelne Thatſachen oder Perſönlichkeiten reihen, ohne untereinander in irgend einem engeren Zuſammenhange zu ſtehen, als eben dem der Gemeinſchaftlichkeit des Stoffes, wie dies z. B. bei den Liedern von Marko dem Königsſohne, von Miloſch Obilitj, vom Räuber Nowak u. ſ. w. der Fall iſt.

Unstreitig das wichtigste Ereigniß und zugleich dasjenige, um das sich die schönsten und ältesten Rhapsodien der serbischen Heldenmuse wie um einen gemeinsamen Mittelpunkt reihen, ist der Untergang des großserbischen Reiches auf dem Schlachtfelde von Kossovo (15. Juni 1389) und mit ihm der Moment, in welchem ein kriegerisches, heldenmüthiges Volk in der aufopfernden Vertheidigung des Kreuzes gegen die anstürmende Gewalt des Erbfeindes alles Christenthums das kostbare Gut seiner Selbstständigkeit und Freiheit verlor, um fortan durch Jahrhunderte als rechtlose Raja unter dem Drucke der Willkühr und Grausamkeit einer unabsehbaren Reihe habsüchtiger und tyrannischer Statthalter und Pascha's bis zur Verkümmerung zu schmachten.

Wiewohl dieß Ereigniß erst am obigen Tage zum vollendeten Abschlusse gelangte, holen die Heldengesänge, die es zum Gegenstande haben, ein halbes Jahrhundert früher aus. Wie eine unheildrohende Wolke tauchen in dem Augenblicke, als Serbien unter seinem Caren Stefan Duschan aus dem Hause Nemanja, den die dankbare Erinnerung Silni den Starken nennt (durch fast vier Jahrhunderte — von 1120 bis 1368 — die einzige unabhängige slavische Dynastie im Süden), sowohl an äußerem Umfange, als an innerer Macht, sowohl an äußerer Geltung als innerer Cultur einen Standpunct erreicht hatte, von dem es einer großen Zukunft, einer festbegründeten Dauer, einem in die Geschichte des Welttheils tiefer eingreifenden Einflusse entgegensehen konnte, die Horden eines erobernden Stammes am Horizonte empor, die, geschworne Feinde aller christlichen

Lehre, Sitte und Veredlung, die Gewitter ihres Fanatismus über Europa zu entladen drohen. Fortan schwebt diese Wolke über den Geschicken Serbiens — und die inneren Stürme, denen dieses Reich durch eine Reihe von Jahrzehenten nach Duschan's Tode ausgesetzt ist, vermögen, anstatt sie zu verscheuchen, sie nur um so unabwendbarer heranzuziehen. Bald ist das Reich, das berufen schien, die Vorhut europäischer Entwicklung gegen asiatischen Stillstand, christlicher Cultur gegen fatalistische Versunkenheit zu sein, von den Heeren der Verwüstung umrungen, und dem übrigen christlichen Europa bleibt der Vorwurf, diese Vorhut geopfert, so dem Halbmonde die Pforte ins Herz des Christenthums geöffnet, die blühenden, von der Adria, dem mittelländischen und dem schwarzen Meere umspülten Lande dem Islam überliefert und durch seine Theilnahmlosigkeit jahrhundertlange Kriege heraufbeschworen zu haben. Von Stunde an ist es Ein Gedanke, der ganz Serbien und alle seine Helden beherrscht — der Gedanke der Aufopferung für Freiheit und Christenthum. Der Träger dieses Gedankens, um dessen Banner sich die ganze kampffähige Kraft des Reiches sammelt, bereit, ihn mit ihrem Blute zu besiegeln, ist ein Held von dunkler Herkunft, aber lichtem Gemüthe, Lazar, der „letzte Car." Wie sehr aber auch dieser die Sendung Serbiens begreift, wie heldenmüthig er sie zu erfüllen strebt, er vermag den verlöschenden Glanz von Duschans Tagen (1335—1368) nur noch auf Augenblicke wieder zu beleben, nimmermehr den von Duschans Günstling Wukaschin und eignem Sohne Uroſch V. vorbereiteten Verfall der serbischen Macht aufzuhalten.

Die Bestimmtheit, mit der in den einzelnen Rhapsodien, die diesen Zeitraum und die erwähnte Katastrophe besingen, gewisse Persönlichkeiten, als: Duschan, Wukaschin, Lazar, Jug Bogdan, Marko, Milosch Obilitj, u. s. w. gezeichnet sind; die Einheit der Thatsache, die Klarheit des Gedankens der Aufopferung in denselben hat schon Grimm und Vater zu der Vermuthung geleitet, daß alle diese Heldenlieder wohl nur Fragmente eines einheitlichen Ganzen seien, daß entweder im Laufe der Zeiten in diese Theile zerfallen, oder das erst aus den zerstreuten Theilen herzustellen, späteren Zeiten vorbehalten sein mag, etwa wie Iliade und Odyssee erst aus dem Zusammenfinden und Aneinanderfügen der Rhapsodien von Ilium und Odysseus hervorgegangen. Der Umstand, daß die Serben selbst, alle auf Lazar und den Untergang Serbiens Bezug habende Lieder unter dem gemeinsamen Namen der „Lazarizza" zusammenfassen, möchte diese Annahme wohl unterstützen können; und es bliebe nur zu wünschen, daß so gründliche Kenner der serbischen Volkspoesie, wie Vuk Stenowitj Karadschitj so glücklich wären, durch neue Funde den uns bisher durch die Forschungen des letzteren bekannt gewordenen Cyclus von Lazar-Liedern, wiewohl Mickiewicz die Möglichkeit bezweifelt, zu ergänzen und zu vervollständigen.

Den Zusammenhang, der in einem solchen Ganzen walten müßte, zu errathen, wird schon bei aufmerksamer Sichtung der bekannten Heldengesänge, bei Vergleichung derselben mit scheinbar entfernter liegenden Liedern möglich, und man darf, wenn man dort, wo das Lied plötzlich abbricht,

ſich bei der Sage oder Geſchichte Auskunft erholt, es wohl auch verſuchen, den Faden, der das ganze leiten müßte, anzudeuten.

Als ein ſolcher Verſuch nun möge die in den folgenden Blättern enthaltene Reihenfolge von Liedern gelten. Es iſt dahin geſtrebt worden, denſelben die im ſerbiſchen Volke lebende Auffaſſung der Thatſachen und Perſonen zu Grunde zu legen; es wurde in denjenigen Momenten, die den Gegenſtand der bisher bekannten Heldenlieder bilden, die Gewandung beibehalten, in welche ſie das Volk kleidete: es wurde endlich die Herſtellung der Einheit und des Zuſammenhanges aus den Mittheilungen der Sage und aus den Blättern der Geſchichte verſucht, denn nur auf dieſem Wege ſchien es möglich, nicht nur eine zeitfolgerichtige Anordnung, ſondern auch die innere Fortentwicklung und das Hinſtreben der Begebenheiten nach einem Endereigniſſe herzuſtellen. Als ein ſolcher Verſuch mögen ſie denn auch in die Hände derjenigen gelangen, die der ſo wenig gekannten Vergangenheit eines ſo urkräftigen und urpoetiſchen Volkes, wie es das ſerbiſche iſt, einiges Intereſſe zuzuwenden geneigt ſein möchten.

Wien zu Oſtern 1851.

Im Bezug auf die Schreibart und Aussprache sei bemerkt, daß der Gebrauch des „tj“ für den Ausgang „tsch“ oder „tsch“ wie gälschlich gesprochen wird, in der schon von Kukhof der Verdeutlichung wegen in seiner „Histoire de la langue et de la literature des Slaves“, Paris 1801, in Anwendung gebrachten Schreibart seine Begründung findet, und daß das „c“ in Car. Kruschewac und in den andern serbischen Eigennamen wie ein reines deutsches „z“ zu lesen sei, also Zar. Kruschewac u. s. w.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung.
Kossovo 3

Erstes Buch.

Der Sohn der Wila 11
Das Schwert von Albanien 19
Militza und die Morgensonne 23
Eine Sonntagsjagd 27
Eine Brautwerbung 32
Car Duschan's Vermächtniß 38
Car Duschan's Tod 41

Zweites Buch.

Eine Warnung 48
Helene 54
Ein Brief der Mutter Gottes 60
Wukaschin 64
Marko der Königssohn 70

Drittes Buch.

Marko und Miloseh 83
Urosch der Car 104
Urosch's Brautfahrt und Ende 108

Viertes Buch.

Der Tod Mukaſchin's 117
Ein goldnes Kreuz 121
Lazar der Sieger 133

Fünftes Buch.

Miloſch der Brautwerber 145
Mara 157
Die Stiftung Ravanizza's 167

Sechstes Buch.

Brod und Wein 182
Gar Lazar's Auszug 194
Miloſch und Koſſantſchitz 201
Gar Lazar's letzter Trinkſpruch 207
Der Tag von Koſſovo 211
Die letzte Kunde 224
Anmerkungen 229

Kossovo.

Wie ſo ſchön in blauer Berge Kranze
Lagſt Du da vor meinen trunknen Blicken,
Koſſovo[1], im Frühlingsmorgenglanze,

Thal, geſchaffen nur, um zu beglücken,
Mit den Hügeln voll von Rebenlaſten,
Die den Weinſtock faſt zu Boden drücken;

Mit den Höfen, die zu frohem Gaſten
Laden ein in ſüdlich duft'ger Schwüle
Jeden, der Dir naht, um auszuraſten;

Mit der Bäume ſchattenreicher Kühle,
Mit den Aeckern, überwogt von Segen,
Mit der Herden ſcheckigem Gewühle!

Jubelnd ſcholl mein Zuruf Dir entgegen,
Und hinan zu Deiner Berge Wellen,
Zu den Forſten, wolkennah gelegen,

Und hinab zu Deiner Thäler Schwellen,
Zu der Bäche ſaatbegränztem Gleiten,
Irrt' mein Blick im Wonneflug, im ſchnellen!

„Gäb's ein Thal auf dieſer Erde Weiten,
Da ich einſam möcht' und weltgeſchieden
Und doch ſelig durch dies Leben ſchreiten."

Rief ich aus — „bei Gott, es wär' hienieden,
Wo der Schmerz ein Fremdling iſt den Räumen,
Auf den Hügeln ruht der ew'ge Frieden!" —

Doch nicht lange ſollt' die Täuſchung ſäumen.
Fortgeſcheucht hat ſie ein blinder Geiger,
Sitzend hart am Weg in dunklen Träumen.

Einſam ſaß im ſchattenden Gezweig' er,
Nimmer müd' zu ſingen ſeine Lieder,
Koſſovo's ein traur'ger Meilenzeiger.

Und gebannt von den Gebirgen nieder
Stiegen auf ſein Wort die wilden Heere,
Wie vor fünfthalbhundert Jahren, wieder.

Aus den Bäumen blitzten weiße Speere,
Dunkel ward die Luft von Lanz' und Fahnen,
Und der Grund erbebt' von Roſſesſchwere.

Grimmig ſchlugen mit den Buſdowanen[2]
Rieſ'ge Helden an die blanken Schilde;
Schlachtgewühl ergoß ſich auf den Planen.

Und der Tod mit seiner Schreckensgilde,
Der empörend grausen, jammervollen,
Raste durch die tobenden Gefilde.

Wie der Strom im Frühjahr Eisesschollen,
Baumgezweig und Trümmerwerk von Booten
Mit sich fortreißt, schäumend angeschwollen,

Trug die Sitnitza auf blutig rothen
Fluten in wildschäumendem Gewühle
Trümmer nur von Waffen und von Todten.

Helm und Turban, Speer' und Lanzen viele,
Halbmond durcheinand und Christuszeichen,
Mann und Roß in schaurig buntem Spiele. —

Und auf seines Bogens leises Streichen
Weinte still die Gusle[3] in sein Singen —
Waisen jammern so bei Vaterleichen

Klagelieder müſſen alſo klingen
Auf der Freiheit Gräbern; halberſtickter
Wehruf mag aus Kerkern alſo dringen.

Ingrimm ſo, verſtohlner, unterdrückter
Von der Lipp' gefeſſelter Titanen,
Seufzen ſo im Joche tief Gebückter. —

Aber mich — mich faßt' ein ſchmerzvoll Mahnen
Bei des Liedes wunderſamer Weiſe,
Und zur Stunde lernt' ich's innerſt ahnen:

Ob im Süd, ob in des Nordens Eiſe,
Unberühret von des Schmerzes Walten
Iſt kein Handbreit Land vom Erdenkreiſe!

Ein Weh aber gibt's, das kennt kein Alten,
Weiß vom Sterben nichts und vom Verjähren,
Nichts von den verwüſtenden Gewalten.

Was uns Tod ſcheint, iſt ihm Neugebären,
Was Vergeſſen uns, iſt ihm Gedächtniß,
Was uns Schwinden, iſt ihm Wiederkehren.

Unberührt von Schwert und Brand und Aechtniß
Lebt es fort in der Geſchlechter Gange,
Einem nach dem Andern ein Vermächtniß.

Und dies Weh? — Es klang aus ſeinem Sange,
Und mein Ohr hing an des Sängers Munde,
Und mein Auge bitter weinend lange
Koſſovo, an Deiner Thäler Runde!

Erstes Buch.

Der Fluch der Wila.

1345.

Wilde Jagd durch's Waldgebirg von Schara
Jagt Car Stefan Duſchan, der Gewalt'ge.
Da der Car des Jagens müd geworden,
Hält er Raſt zur heißen Zeit des Mittags,
Kühle Raſt auf ſteiler Waldeshöhe.

Spricht der Car zu ſeinen treuen Dienern:
„Wer da Labung brächte meinem Munde,
Sei's von kühler Flut, von wilder Baumfrucht,
Haben ſollt' er mein gezäumtes Jagdroß,
Meinen Gürtel und was drin von Golde;
Doch wer Labung brächte meinem Herzen,
Haben ſollt' er meinen edlen Falken!"

Als die Diener ſolches Wort vernommen,
Springen auf ſie von dem harten Felsſtein,
Machen flink ſich auf die leichten Beine,
Eilen nach vier Seiten in den Bergwald,
Suchend, wo ſie kühle Labung fänden.

Auch die zwölf Wojwoden wollen aufſtehn,
Die den Caren auf der Jagd begleiten,
Doch Car Duſchan mag es nicht geſtatten:
„Bleibt! o bleibt, Ihr wackern zwölf Wojwoden!
Will Euch von den Wundern heut' erzählen,
Wunder, die geſchah'n vor zwanzig Jahren,
Da ich Raſt hielt in Albaniens Wäldern,
Wie wir heut' im Scharabergwald raſten!"

Nieder ſitzen drauf die zwölf Wojwoden,
Sitzen nieder auf dem harten Felsgrund,
Und Car Duſchan ſpricht zu ihnen alſo:

„Mit dem Schwert bezwungen war Albanien[4],
Alles Heer war glücklich heimgezogen,
Heimlich rückwärts blieb nur ich, der Einz'ge,
Liebend des Gebirges weiße Wila[5].
Auf und nieder ging die Frühlingsſonne,
Eines Mondes Umlauf war vollendet,

Und, gedenk des Reiches und der Herrſchaft,
Brach ich auf, zur Heimath rückzukehren.
Sprach zu mir des Waldes weiße Wila:
„Zieh' mit Gott, o mächt'ger Stefan Duſchan!
Kehrſt Du einſt nach Jahr und Tagen wieder,
Fliegt ein grauer Falke Dir entgegen,
Wie mit Flügeln keiner noch geſchlagen:
Kehrſt Du nicht, dann will ich ſeiner warten,
Seiner pflegen zwanzig junge Jahre,
Dir ihn ſenden nach den zwanzig Jahren,
Daß er aufwärts bis zur Sonne fliege,
Und im Flug kein zweiter ihn beſiege!"
Sprach alſo mit Thränen, und wir ſchieden.

Durch den Bergwald ritt ich nun drei Tage,
Ritt drei Nächte durch die wüſte Wildniß —
Nirgends ließ ein Ausweg ſich erſchauen.
Endlich an des vierten Tages Morgen
Dacht' ich ſchier, der Ausgang ſei gefunden,
Doch kein Ausweg war's, war nur ein Abgrund,
Drinnen brauſend wild Gewäſſer rollte,
Den umher der Fels erklomm die Wolken,
Grauſen Unthiers furchtbare Behauſung.
Dennoch beſſer ſchien mir's, drin zu ſterben,
Als im Bergwald elend zu verderben,
Beſſer, daß die Waſſer mich begraben,
Als zum Raubmahl gier'ge Wölfe haben.

Nach dem Abgrund jagt' ich hin den Rappen.
Sieh, da greift ein Hirt mir in die Zügel —
Wußte Gott nur, wo und wie er herkam!
Faßt die Zügel, reißt den Rappen ſeitwärts,
Reißt ihn nach ſich fort in den Gebirgswald,
Macht erſt Halt vor einer Baumrindhütte.
„Raſte hier" — ſo ſpricht er — „ruheg' der Rube;
Einen Ausweg dann will ich Dir zeigen!"
Bringt dann Wein in trockner Kürbißſchale,
Rothen Wein und Brod von geldem Maiſe.
Einmal ſetz' ich an den Mund die Schale,
Sieh, da kömmt herbei ein brauner Junge!
Setz' die Schale zweimal an die Lippen,
Sieh, da kömmt ein zweiter aus dem Bergwald!
Nehme drauf zum drittenmal die Schale,
Kommt ein Dritter aus dem Felsgebirge!
Singend und die Kieferſtäbe ſchwingend
Treten die drei Jungen vor die Hütte:
„Merlawac, o Vater, ſieh, wir durſten.
Merlawac, o Vater, ſieh, wir hungern,
Gib uns Wein und gib uns Brod, o Vater!"
Spricht der Schafhirt zu den braunen Jungen
„Weder Wein noch Brod kann ich Euch geben.
Gab vom Wein den letzten Reſt dem Helden,
Gab die letzten Krumen ihm des Brodes!" —
Aber mir — mir wollt' es nicht mehr munden.
Denn nicht recht iſt's, eignen Leibes pflegen,
Und den Wirth ſehn darben mit den Seinen!

„Nehmt das Brod!“ — ſo ſprach ich — „nehmt's Ihr Knaben!“
Da, Wojwoden, mußtet Ihr es ſchauen,
Wie der Jungen älteſter ſich aufthat,
Wie er aufſprang gleich lebend'gem Feuer:
„Meinſt Du, weil mein Name ſtammt von Wölfen*,
Müßt' ich ſelbſt an Gier den Wölfen gleichen?
Heimgekommen ſollſt Du nicht erzählen,
Daß ertragen Hunger Du drei Tage,
Doch kaum Einen die Merlawtſchewitje!
Sieh', von Stund' an faſten wir drei Tage,
Wär' im Haus auch Vorrath für drei Jahre,
Aber Du, Du iß Dein Brod und reiſe!“ —

Alſo ſpricht der Car zu den Wojwoden,
Schaut empor und legt dann ſeine Rechte
Auf Wukaſchin's breite Heldenſchulter:
„O Wukaſchin, werther Sohn und Kume*!
Daß ich für des Brodes kleine Gabe
Um die Lenden Dir mein Schwert gegürtet;
Daß ich aus des Waldes dunkler Tiefe
Dich geführt zur Pracht des Carenthrones;
Daß ich treulich Dir des Vaters pflegte,
Treu ihn pflegte und begrub in Ehren;
Daß ich Dir zu Hofe nahm die Brüder,
Sie wie Dich mit Land und Macht bekleidend:
Nicht genug iſt ſolcher Dank, Wojwode,
Nicht genug für alſo edlen Helden!

Darum hör' mich, o Merlawtſchewitſje!
Hört mich an, Ihr Kumen und Wojwoden!
Sterb' ich einſt, wie mir geweiſſagt worden,
Ohne Syreſſen eignen Bluts und Stammes
Der mir nachfolgt in des Reiches Herrſchaft,
Sei Wukaſchin, der Merlawtſchewitſje,
Reich und Länder in des Waldes Grunde
Gab mir einſt ein Schafhirt — Reich und Herrſchaft
Nehme nun ſein Sohn von meinem Munde!"

Spricht der Car, und von der dunklen Eiche,
Drunter er im kühlen Schatten raſtet,
Bricht er Zweige los, zwei laubesreiche,
Schlingt ſie ineinand zur grünen Krone,
Und erhebt ſich, ſie aufs Haupt zu legen,
Dem im Graſe knienden Waldesſohne.

Horch — da war es, ob es tief im Walde
Plötzlich rief' mit niegehörter Stimme:
„Wo iſt Duſchan? Führt mich zu dem Caren!" —
Und der Car hält ein im Werk der Krönung.

Aus dem Eichbuſch aber tritt Knecht Stojan,
Einen Jüngling an dem Arme führend,
Schön und wild, und ſeltſam anzuſchauen,

Wie ſich um die ſonnverbrannte Stirne
Ihm ein Kranz von ſchwarzen Locken ſchlinget,
Wie zwei Augen aus den Wimpern leuchten,
Ob ſie ihm die Wila ſelbſt geliehen,
Wie er ſchreitet, ſtelzt und kühn an Haltung,
Keiner, der da ſtehn kömmt, ſondern mahnen.

Hebt der Gar empor die ſchwarzen Augen:
„Sprich, wer biſt Du, der den Garen ſuchet?“

„Lazar heiß' ich, aus Albanien ſtamm' ich,
Viel durch Länder bin ich umgezogen,
Durch Gebirge, Auen, Meereswogen,
Froſt hab' ich ertragen viel und Hitze,
Durſt und Hunger, Sturm und böſen Hagel,
Doch nicht raſten durft' ich eh', o Duſchan,
Ruhe nicht vergönnen meinen Sohlen,
Bis ich Dir auf's Knie gelegt dies Schreiben,
Wie die Mutter ſterbend mir geheißen.“

Duſchan nimmt das Blatt. Er lieſt es leiſe,
Lieſt es leiſe einmal und dann zweimal,
Seinem Aug' entrollen heiße Thränen,
Was im Brief er ſchweigend hat geleſen,
Keinem klagt er's, keinem Zweiten ſagt er's.

Nichts davon ſpricht er zu den Wojwoden
Nur den Jüngling ſchaut er wohlgefällig,
Schaut ihn an mit wehmuthvollem Schweigen,
Wie ſich um die ſonnverbrannte Stirne
Ihm ein Kranz von ſchwarzen Locken ſchlinget,
Wie der Augen Paar ihm ſeltſam leuchtet,
Ob es ihm die Wila ſelbſt gegeben,
Wie er vor ihm ſteht in kühner Haltung,
Keinem gleich, der bittet, ſondern mahnet.
Schaut ihn ſchweigend — ob ein Angedenken
Rückwärts weit ihn führte nach Albanien,
Nach Albanien zu der weißen Wila,
Zu der Wila, zu der einſtgeliebten. —

Kühles Waſſer aus gefundner Quelle
Reicht dem Caren jetzt ein treuer Diener,
Nimmt der Car den Becher kühlen Waſſers,
Löst von ſeinem Leib den goldnen Gürtel,
Löst ihn ab und reichet ihn dem Diener
„Für das Waſſer, das Du mir gefunden,
Nimm den Gürtel und was drin von Golde
Nimm mein Jagdroß, nimm es mit dem Sattel:
Doch den Falken, meinen edlen Falken,
Laß ihn Stojan, meinem treuen Diener,
Einen edlern fand er mir im Walde!“

Das Schwert aus Albanien.

Sonntag Morgens nach der Liturgia[5]
Schreitet Duschan durch die Gärten Prisrens[6]
Schreitet hin an Rand des kühlen Wassers.
Neben ihm in goldgesticktem Kleide
Geht ein Diener, trägt ihm das Gebetbuch.
Spräche nicht der Car „Mein Diener Lazar!“
Nimmermehr erkenntest Du den Jüngling,
Der im Bergwald hintrat vor den Caren.
Also bleich ist seine Wange worden,
Also gramvoll schau'n die Wilenaugen.

Spricht der Car: „O Lazar, treuer Diener!
Sag', was senkst Du also tief die Stirne,
Und was schaut Dein Antlitz so voll Trauer?

Iſt vielleicht Dein Leibroß Dir geſtorben?
Iſt zu früh Dein Anzug Dir gealtert?
Fehlt's an blankem Golde Deinem Säckel?
Oder, ſprich, mißfällt's Dir hier am Hofe?"

Drauf verneigt der Knecht ſich, und erwidert:
„Weil Du fragſt, ſo ſieh ich wahrhaft Rede:
Nicht geſtorben iſt mein gutes Leibroß,
Nicht gealtert ſind mir die Gewänder,
Nicht an Golde fehlt es meinem Säckel.
Was mich grämt, iſt, daß mir ohne Thaten,
Ohne Wagniß, ohne Heldenplage,
Meiner Jugend goldne Kraft verkümmert,
Während Andre Land und Meer durchſtreifen,
Suchend kühn nach ſtolzen Abenteuern,
Ruhm und Lob und Liebe zu erwerben.
Taugt mein Arm, den Becher Dir zu füllen,
Glaube nicht, daß er dem Schwert nicht tauge!
Gönn' mir erſt, der Waffe Wucht zu prüfen,
Und im Kampfe, wie beim Trinkgelage
Soll ſich Lazars Treue Dir bewähren!
Sieh, ein neuer Feind iſt Dir entſtanden,
Makedonien trotzt Deinen Gebothen,
Bogdan Jug zieht hin, es zu bekämpfen,
Zieht hinaus mit zwanzigtauſend Helden!
Car, befiehl, daß ich mit Bogdan ziehe,
Und die Waffe bring' ich ſieghaft wieder!

Bring' nicht ich ſie — wird ſie Bogdan bringen,
Wird ſie bringen, wird Dir dann verkünden."
Lazar blieb, wo Helden ſtets nur bleiben!"

Spricht zum Diener drauf der Gar bedächtig
„Hör' mich, Lazar, merk', Du mein Getreuer!
Wohl erkenn' ich, was Dich ſchmerzt im Herzen, —
Stolzer Drang iſt's junger Heldenjahre.
Doch der Ruhm allein iſt's nicht, o Lazar,
Nicht allein, was Deine Wangen bleichet'
Wohl auch weiß ich, daß Du gern Miliza,
Seit Du ſie erſchaut am Gjurgjewtage[10],
Sie erſchaut in Prisren's weißen Hallen,
Gern erwürbſt Zug Bogdan's ſchöne Tochter
Dir als theure, vielgeliebte Hausfrau!
Gerne ſäh' ich ſelbſt ſo edle Werbung,
Gern, weil Lazar nah iſt meinem Herzen,
Und ich nimmer meiner Diener Liebſten
Eines Löbuers nied'rem Kind vermählte
Sondern Freunde lieber mir erwürbe,
Edlen Stamms und reich an Ruhm und Thaten,
Werth, mit mir bei Hofe Wein zu trinken.
Doch — viel ſtolz iſt Bogdan, der Wojwode,
Mächtig ſehr und reich in Akarnanien,
Weiſe und ein Held, dem Keiner gleich kommt,
Leicht erregbar iſt ſein jäh Gemüthe,
Hoch geht ſeiner Söhne herriſch Trachten,

Ruhn auch ſind ſie, jeder eine Heerſchaar,
Ein Gewitter an dem Tag der Schlachten —
Fruchtlos wär' es, um die Braut zu werben
Eh' des Greiſes Lieb' Du nicht errungen,
Eh' der Brüder Freundſchaft nicht gewonnen;
Gerne darum leid' ich's, daß Du auszieh'ſt,
Bogdan's Gunſt im Kampfe zu erſtreben —
Dir die Braut wird Stefan Duſchan werden!"

Spricht's, und ſchnallt das Carenſchwert, das blanke
Schnallt es los von ſeiner Carenhüfte,
Lazar's Lenden damit umzugurten.
„Nimm es hin, und ſei's in Makedonien
Dir, was mir einſt auf Albaniens Feldern!" —

Weiter ſchritt der Car dr... durch die Garten,
Schreitet hin im Schatten dunkler Linden.
Lazar aber ſchaut noch in Gedanken
Lang im Strom die Wellen abwärts wanken
Hinziehn alle vor Mitizza's Schwelle.
Mitziehn möcht' er ſelber gleich zur Stelle,
Mitziehn, und das Schwert in Freude ſchwingen.
„Das wär' mein! — werd' ich auch Dich erringen!"

Militza und die Morgensonne.

Früh des Morgens in der Morgensonne
Schlingt empor ein zartes Nelkenblümlein,
Schlingt empor sich zu des Thurmes Höhen.
Weiß, wie Schnee ist's, frisch auf's Feld gefallen
Schlank und zart und zierlich goldbeblättert.

Was empor sich schlingt zur Thurmeshöhe,
Ist kein Blümlein, ist kein Nelkenblümlein,
Ist Militza, Bogdan's schöne Tochter,
Früh des Morgens, eh' der Morgen dämmert,
Eilt sie nach des Thurmes hoher Zinne,
Eilt hinan, in's ferne Land zu schauen.

Also spricht sie dort zur Morgensonne:
„Morgensonne, weiße Morgensonne,
Ei, wie ist es wunderbar und seltsam'

Täglich kommſt Du, kommſt dieſelben Wege,
Steigſt empor zur ſteilen Himmelshöhe,
Schauſt umher, als ſuchteſt Du Vielltheures,
Steigſt hinab, erſt wenn es dunkel worden —
Morgenſonne, wirſt Du deß nicht müde?"

Spricht darauf die goldne Morgenſonne:
„Schönmiliza, zartes Nelkenblümlein,
Du auch kömmſt dieſelben Wege täglich,
Steigſt empor zur ſteilen Thurmeszinne,
Siehſt umher mit ſchlafentwöhnten Augen,
Spähſt hinaus nach Makedoniens Seite,
Wo zwei Heere ſteh'n im wilden Streite,
Eins entbrannt, das andre zu beſiegen,
Spähſt hinaus, als ſuchteſt Du Vielltheures,
Steigſt hinab, erſt wenn es dunkel worden
Und wirſt dennoch, dennoch deß nicht müde —
Schönmiliza, iſt nicht das auch ſeltſam?"

Spricht Miliza wieder drauf zur Sonn:
„Lenkteſt Einmal Du von Deinem Pfade,
Lenkteſt ſeitwärts nach der Heeresſtraße,
Wo die Krieger ziehn nach Makedonien,
Lenkteſt ſeitwärts nach der weiten Ebne,
Wo die Heere ſtehn im wilden Zweikampf,
Wo der Staub am dichtſten hüllt die Reiter,

Wo gewaltig, wie am Schlachtfeld nirgend,
An die blanken Schilder ſchlägt die Keule.
Dort erſähſt Du einen jungen Krieger,
Geſtern noch des Caren treuer Diener
Heute ſchon ein Held im Heer des Caren!
Sähſt ihn dort von Feindesmacht umrungen,
Wie er ſchwingt das Schwert von allen Seiten
Wie er ficht, ein Einziger gegen Tauſend,
Wie er kämpft, ein Held unter den Helden!
Morgenſonne, gold'ne Morgenſonne,
Würdeſt bald die andre Welt vergeſſen,
Würdeſt ſcheinen nur in Makedonien,
Scheinen wollen nur über dem Schlachtfeld!
Lieben würdeſt Du den jungen Helden,
Alle Strahlen, Deine goldnen Strahlen
Würdeſt Du als goldne Lanzen ſenden,
Lanzen nach den Herzen ſeiner Gegner,
Würdeſt kämpfen an des Helden Seite,
Würdeſt tödten ſeine böſen Feinde,
Würdeſt ihm den Sieg erringen helfen!"

Da es hört im nahen Wald die Wila,
Wie Milizza ſpricht zur Morgenſonne,
Wie ſie Hilfe gern für den Geliebten
Von der goldnen Morgenſonn' erbäthe;
Läßt zur Stunde ſie ſich alſo hören:
„Bitte nicht um Hilf' die Morgenſonne,

[illegible] nicht um Hilf' auf Erden Jemand!
[illegible]ch ſchlägt ſich Lazar mit den Feinden,
Ihr! [illegible]es Beiſtands iſt er nicht bedürftig!
Braucht er Hilfe, wiſſe, ſchön Miliza,
Nicht an Waldesquellen ſäß' die Wila,
Ihrem Bruder ſtünd' ſie bei im Kampfe!"

Eine Sonntagsjagd

1348.

Sonntag iſt's. — Bei lautem Hörnerſchallen
Reitet Duſchan Car aus Priſrens Hallen.
Ihm zur Seite Bogdan Jug, der greiſe,
Ringe um ihn Jug's neun gewalt'ge Söhne

Stolz, weil ſie bezwungen Makedonien,
Reiten die zehn Helden Schwanenroſſe
Sieggeſchenke aus des Caren Marſtall.
Neun Saumlaſten Goldes werth ein jedes!
Stolz, weil ſie dem Land geſchenkt zehn Burgen,
Tragen ſie die weißen Zobelmützen,
Reich verbrämt mit Gold, wie Duſchan ſelber.

Ungezählt zu Fuß die Schaar der Diener,
Folgen nach auf leichtgefußten Stutten

Mit den Falken hundert Falkenträger,
Und mit Lanz' und Handjar[11] hundert Jäger
Rüden ohne Zahl — der Hörner Schmettern
Uebertönt ihr ungeduldig Bellen —
Sieht man luſtig um die Roſſe ſpringen.
Kaum gelingt's den Dienern, ſie zu bänd'gen
Bogdan's grauen Falken und der Jagdſpeer,
Den mit Gold und Steinen reichbeſetzten,
Läßt zu tragen Lazar ſich nicht wehren.

Durch's Gebirg, von Wäldern dicht umzogen
Reitet hin die Jagd, ſchön anzuſchauen,
Wie ſie prunkend durch's Gezweige ſchimmert,
Reitet hin in mannigfacher Richtung,
Ueber Bäche, durch Gebüſch und Waldesnacht
Reitet hin ſchon manche lange Stunde
Doch kein Wild läßt heute ſich erſchauen
Und kein Vogel in des Waldes Runde.

Friedlich ſtill nickt man die Wipfel ragen,
Sie zu ſtören ſcheint kein Hauch zu wagen,
Keines Flügels Schlag die Luft zu theilen
Unſichtbar in ihren hohen Neſtern
Stimmen an die Vögel ihre Lieder,
Durchs Gezweig ſtreicht keiner hin und wieder,
Unſichtbar in moosbedeckter Waldſchlucht

Muß der Bär, der Fuchs im Bau ſich halten,
Rud'n der Wolf in ſeiner Höhlen Raume —
Fruchtlos ſpürt die Rüd' von Baum zu Baume.

Nur zum Rand der klaren Waldesquelle
Kam der Hirſche Schaar aus dem Gebüſche,
Sich zu laben an des Waſſers Friſche.
Kam herbei — doch ſonſt ſo ſcheu und flüchtig,
Flieht ſie nicht beim Klang des Jagdhorns heute,
Fliehet nicht, ſchaut gar mit Augen, frommen,
Nah und näher Rüd' und Jäger kommen.

Bogdan merkt, daß er vergebens jage,
Merket nicht am Waldesquell die Hirſche,
Und zu Lazar ſpricht er dieſe Worte:
„Klug und kühn haſt Du Dich mir bewieſen,
Weiſe auch im Makedonierſtreite.
Sag' mir nun, wie iſt es zu begreifen,
Daß in dieſem Forſt, ſonſt reich an Wilde,
Heut' kein einz'ges will vorüberſtreifen?
Hat erzürnt man dieſes Bergwalds Wila?
Oder iſt im carlichen Reviere,
Seit zuletzt wir hier mit Duſchan jagten,
Alles Wild erſtorben und Gefieder?"

Drauf erwidert Lazar ohne Säumen:
„Schwer nicht iſt, o Bogdan, dies zu deuten!
Nicht erzürnt hat man des Bergwalds Wila,
Auch erſtorben ſeit dem letzten Jagen
Iſt nicht alles Wild, jedwed Gefieder,
Nur vor Sünde will der Herr Dich wahren.
Darum, Bogdan, macht er Dir unſichtbar
Des Geflügels und des Wildes Schaaren!
Sonntag iſt es, lichter Sonntag heute!
In dem Bane ruht der Fuchs und raſtet,
In der Schlucht der Wolf, der Bär im Baume,
Keins der Thiere geht aus ſeiner Höhle!
Sieh' die Hirſche dort! Sie mögen wiſſen,
Daß ſie ſicher vor des Raubthiers Zahne —
Sorglos ſchlürfen ſie des Stromes Fluthen:
Vor des Jägers ſcharfgeſchliffnem Pfeile
Mögen ſie geborgen auch ſich wähnen —
Nicht erſchreckt ſie heute, die ſo ſcheu ſonſt,
Deines Hornes ſchmetterndes Getöne!
Darum, Bogdan, laß, o laß vom Jagen!
Lenke heimwärts aus des Waldes Tiefe,
Daß die Blinden ſingend einſt nicht künden,
In der Waldſchlucht ehrt das Wild den Sonntag,
Bogdan hat zu ehren ihn vergeſſen!"

Bogdan hört die Rede und bedenkt ſie,
Lenket um ſogleich den weißen Prachthengſt,

Heißt die Söhne, heißt die Jugowitje
Halten ein im eifervollen Spüren.
Umlenkt auch der Car, und „Heimwärts! Heimwärts!“
Tönt der Ruf der Hörner durch den Bergwald.
Ohne Beute, wie ſie ausgezogen,
— Nichts gewonnen hat ſie, nichts verloren —
Kehrt die Jagd zurück zu Priſrens Hallen.
Auch kein Einz'ger von den hundert Jägern
Hat geſpannt des Bogens ſchnelle Sehne.
Keinem Einz'gen von den hundert Falknern
Iſt vom Daum der graue Falk gekommen! —

Da ſchon nah die Höfe Priſrens ſchimmern,
Schimmern hell im Niedergang des Tages,
Spricht der Car: „Es iſt der Tag im Sinken,
Will nicht Zug zur Nacht mein werther Gaſt ſein?“

Lazar aber neigt ſich tief zur Erde.
„Längſt bereitet ſtehn die goldnen Becher,
Stehn im Saal, der edlen Gäſte harrend!“
Selber lädt er die neun Jugowitje.

Eine Brautwerbung.

In der Halle ſtehn die goldnen Tiſche,
Stehn bedeckt mit Bechern und mit Schalen,
In den Schalen ſchimmern weiße Brode,
In den Bechern rothe Küſtenweine —
Stefan Duſchan ſitzt beim Abendmale,
Lazar aber dient den wackern Helden,
Reicht umher erſt weiße Zuckerbrode,
Rothen Wein darauf in goldnen Bechern.

Emſig geht der kühle Wein im Kreiſe,
Und gedacht wird manches kühnen Helden,
Was in heißen Kämpfen er erfochten,
Was in ſchweren Mühſal er erlitten,
Was an frommen Werken er geſtiftet.
Auch des letzten Kampfes in Makedonien
Unterläßt nicht Bogdan zu gedenken,
Und der Thaten, die dort Lazar übte.

Als des Weines ſich erlabt die Helden,
Und genug erzählt war und geprieſen,
Wird mit Einmal Bogdan's Antlitz ernſter,
Langt hervor der Held die alten Runden,
Langt hervor die altgeweihten Bücher,
Lieſt darin die zartgeſchriebnen Zeichen,
Lieſt ſie ſchweigend, tief die Stirne neigend,
Spricht drauf ſo, was einſt geſcheh'n wird zeigend:
„Weh' mir, weh', daß ich es muß verkünden!
Zeiten ſeh' ich kommen, unheilſchwere,
Da das Feld nicht Aehren mehr will tragen,
Da der Weinſtock Reben nicht will zeugen,
Nicht dem Hirten folgen mehr die Heerde,
Weil der Wohlthat Undank wird zum Lohne,
Weiſer Lehre frech der Knabe ſpottet,
Kum und Kume vor Gerichten zanken,
Brüder ſich im wilden Streit bekämpfen,
Töchter Rachts des Vaters Ende ſinnen,
Söhne in ſein Blut die Hände tauchen,
Und Verrath mehr wiegt, denn Heldenehre —
Zeiten ſeh' ich nah'n, unheilvollſchwere!“

Alſo ſpricht er, deutet ſo die Zukunft,
Schweigend ſitzen Alle, die es hören.
Lazar aber eilet aus der Halle,
Eilt hinan zum ſchlanken Thurm behende,
Eilt, den prächt'gen Goldpokal zu holen,

Den Car Stefan ſorgſam läßt bewahren,
Weil an Kunſt und Werthe nichts ihm gleichet,
Schöpfet Rothwein, kühlen, in den Becher,
Reicht ihn dar dem Helden, und verneigt ſich
„Laſſ', o Jug, den Zutrunk Dir genehm ſein
Laſſ' ihn deuten, daß noch gut die Zeiten,
Alle Zucht noch nicht geflob'n von Erden'
Männer giebt's noch, deren Weisheit ſchwer wiegt,
Kum und Kum, die treu in Freundſchaft walten,
Da noch Jug mit Duſchan kühlen Wein trinkt'
Brüder giebt's noch, die in Eintracht leben,
Helden, Ehr' und Freiheit zu bewahren,
Da noch Schwerter Dir die Söhne ſchwingen'
Jungfrau'n noch, dereinſt des Hauſes Zierde,
Reich an Tugend minder nicht als Schönheit
Da Militza noch in Anmuth waltet —
Ehrfurcht ſtirbt nicht aus vom greiſem Haupte,
Da noch Lazar Dir, o Jug, darf dienen'"

Bogdan hört's, und nimmt den goldnen Becher
Ladend ſchaumt darin der kühle Rothwein,
Ladend ſchaumt der, doch zu trinken ſäumt er

Fragen ihn die muth'gen Jugewitje:
„Was bedenkſt Du, ob Du trinkſt vom Weine,
Den Dir Lazar reicht, der treue Diener?"

Bogdan aber ſpricht drauf wohlbedächtig:
„Nicht bedenk' ich, ob vom Wein ich trinke,
Sinn nur ſinn' ich, wie die Gab' erwidern,
Wie vergelten alſo edlem Mundſchenk.
Denn fürwahr, ſeit Wein in Bechern quillt,
Hat den Kelch kein Beſſrer noch gefüllet'
Oder wißt Ihr, wer ihm gleich an Muthe,
Gleich an Klugheit und an frommem Sinne,
Gleich auch an Beſcheidenheit und Demuth'
Leichter wahrlich iſt geleert der Becher,
Als dem Geber danken mag der Zecher!"

Memen drauf die muth'gen Jugewitze:
„Viel an Roſſen, Falken, Schmuck und Waffen,
Steht Dir, Vater Bogdan, in den Höfen.
Gib Dein Roß dem treuen Diener Lazar,
Drei Saumlaſten iſt es werth zur Stelle!
Gib ihm Deinen Handjar, langt das Roß nicht,
Drei'n der ſchönſten Burgen gleicht's an Werthe!
Gib ihm Deinen Kalpak[11], Deinen Gürtel,
Jeder Stein dran gilt zwei Weingebirge!
Gib ihm all das — oder laſſ' ihn fordern,
Dran ſein Auge Wohlgefallen findet!"

Fällt Car Duſchan ihnen in die Rede:
„Nun denn, Jug, gib, was die Söhne nannten!

Roſſe — aber nicht zum Kampf geſchirrte,
Doch geſchmückt, daß um die Braut er werbe,
Waffen — aber nicht den Feind zu ſchlagen,
Doch zur Zier am lichten Hochzeitstage,
Gürtel auch — doch Waffen nicht zu tragen,
Nur vom Leib der ſchönen Braut zu löſen!
Wohlgefallen hat mein Diener Lazar
Sonſt an Nichts, als an Militza's Schönheit!"

Kaum ſprach aus Car Duſchan ſolche Rede,
Springen auf die neun gewalt'gen Brüder,
Rauſchen auf, neun Falken aus den Neſtern,
Lodern auf, neun Feuer aus den Dachern,
Durch die Halle blitzen neun Handjare,
Nur unſchlüſſig, ob das Herz des Caren,
Ob ſie Lazars ſollen erſt durchbohren.

„Laſſet ab, ſo Ihr noch Gott bekennet,
Laſſet ab, bei Eurer Schweſter Leben!"
— So beſchwert Jug Bogdan die Ergrimmten —
Wessen Hand am Caren ſich vergriffe,
Brächte Fluch Euch, Fluch für ew'ge Zeiten!
Laſſt vorerſt die Bücher mich befragen!"
Schlägt die Bücher auf der greiſe Bogdan,
Lieſt darin, und weint viel große Thränen.
„Seht, o ſeht! der Himmel hat's beſchloſſen,

Lazars Ehfrau muß Militza werden.
Lazar aber wird einſt herrſchend ſitzen
Auf Kruſchewac am Morawaſtrome!"

Hört's der Car, und aus dem ſeidnen Seckel
Holt er blanke tauſend Golddukaten,
Holt hervor auch einen Apfel golden,
Schimmernd mit drei prächt'gen Edelſteinen,
Edle Brautgeſchenke für Militza.
Bergend ihre Waffen in die Gürtel
Sitzen mählig nieder auch die Brüder.

In der Halle drauf am goldnen Tiſche
Weilt der Car noch lange mit Jug Bogdan,
Mit den neun gewalt'gen Jugowitſen,
Der Vermählung Tag und Stund' beſprechend.
Lazar aber frägt nicht, ob ſie weilen,
Frägt nicht, wer den Wein mag fürder ſchenken —
Fern von Strizen jagt der edle Falke,
Jagt dahin durch Thal und Waldgebirge,
Raſten wird er an Militza's Thurme'

Car Duschan's Vermächtniss.

Auf dem schlanken Thurm an Prisrens Veste
Steht der Car im rothen Schein des Abends
Marko neben ihm, Wukaschin's Sprosse,
Goldnes Dintzeug im gestickten Gürtel,
Goldne Federn, seines Amtes Zeichen

Weithin überschaut der Car die Lande,
Seines Reichs gesegnet schöne Marken,
Wie sie liegen zu den Füßen Prisrens,
Von der Raschka bergwaldreichen Höhen
Bis zur Sawa kornbesäten Ebnen,
Von des Meeres felsigem Gestade
Bis zu Makedoniens fernen Hügeln
Dubrownik[13] selbst zollt ihm reiche Steuern
Und in Mletak[14] zählt er treue Freunde

Schwere Thränen weint Car Stefan Duſchan,
Da er ſchaut ſein Reich, und alſo ſpricht er:
„Ringe umher in ſchöner Länder Kreiſe
Wohnen mir bealuckte Völkerſtämme.
Weitzen gibt die Ebne ihnen ſattſam,
Wild der Bergwald, Wein die Meeresküſte,
Und die Wieſe nähret reiche Heerden.
Weiſe Lenker gab ich auch den Stämmen,
Gab dem Reiche eigne Patriarchen [15],
Legte Klöſter an und baute Kirchen.
Nicht vergaß ich über Strom und Bergkluft
Mancher Brücke ſichern Bau zu ſpannen,
Sorgte fromm für manche gläub'ge Stiftung,
Schrieb Geſetze [16], weiſe, wohlbedachte.
Gleichwohl darum nicht vergieß' ich Thränen,
Weil ich bald dem Allen ſoll entſagen!
An des Bosper klarem Uferſtrande
Liegt die ſchöne Burg des Griechencaren,
Carigrad [17], der Schlüſſel dieſer Reiche —
Wär' es mein, des Feindes wollt' ich ſpotten,
Den in Grimm Kantakuzen berufen,
Sich zur Schmach und Chriſto zum Verderben [18]!
Herrſchte dort, ſtatt argen Brudermeineids,
Treu und Glauben in der Metropole,
Nie trät' Chriſti Grund des Moslims Sohle!
Carigrad, du ſchönſte aller Burgen,
Weil ich ſterbe, und du nicht mein eigen,
Drob allein vergieß' ich ſchwere Thränen!"

Alſo ſpricht der Car und mißt noch lange
Schweigend feuchten Aug's der Länder Weiten,
Mißt ſie lang im Sonnenuntergange.

Marko aber nimmt ein Pergamentblatt,
Schreibt die Worte nieder gleich zur Stunde,
Schreibt ſie nieder für das Knäblein Uroſch,
Duſchan's Neugebornen zum Gedächtniß,
Wie für Uroſch, alſo auch für Lazar,
Kommenden Geſchlechtern zum Vermächtniß.

Car Duschan's Tod.

1350.

Still iſt's — ſtill auf Prisrens hoher Veſte.
Schweigend und mit bleichen Angeſichtern
Geh'n die Diener durch die weißen Hallen.
Duſchan liegt im Sterben. —

Als die Carin,
Als ſie's merkt, nimmt ſie den goldnen Griffel,
Setzt ſich nieder an die goldnen Tiſche,
Zeichnet Briefe an die Herrn des Reiches:
„Kommt, o kommt, Ihr Knesen und Wojwoden,
Lazar, Gojko, Wukaſchin, Ugljeſcha,
Marko, Bogdan, Ihr neun Jugowitſe,
Eilends kommt auf Prisrens weiße Veſte,
Denn erkrankt iſt ſchwer Car Duſchan Stefan.
Eilt, daß Ihr ihn treffet noch am Leben,

Daß Ihr hört, was er befiehlt im Sterben
Wer nach ihm im Reiche soll gebieten!"

Boten schickt sie aus nach jeder Richtung,
Und die Herren sieht man — keiner fehlet —
Bald erscheinen in den Hallen Prierens.

Schweigend stehn sie um des Caren Lager,
Hundert Kerzen brennen rings im Kreise,
Pop Nedelke und die Mönche singen,
Singen traurig heil'ge Sterbelieder.
Mit der Hand, der sonst so starken, macht gen
Winkt der Car sich jetzt Wukaschin näher,
„Hilf mir auf — und schließ mich in die Arme,
Stütze mir im Leben, nun im Tod auch,
Daß ich Einmal noch die Helden grüße!"
Und Wukaschin schließt ihn in die Arme,
Schlauer Thränen viel dabei vergießend.

Um sich blickt der Car mit mattem Blicke,
Blickt um sich, und sieht der Fürsten Vollzahl,
Winkt — und sinket müd zurück aufs Lager.
„Dir Wukaschin, König, werther Arme,
Dir empfehl' ich meine weiten Reiche,
Dir die Klöster und die festen Burgen,

Dir die Volker und die Wojewoden,
Dir die Czarin und das Kindlein Uroſch!
In der Wiege liegt das zarte Knäblein,
Kaum noch zählt es vierzig volle Tage,
Herrſche Du ſtatt ſeiner ſieben Jahre,
Sieben Jahr' in allen meinen Reichen,
Kömmt das achte, nimm ſodann die Krone,
Setz' auf's Haupt ſie Uroſch, meinem Erben!"

Doch Wukaſchin neigt ſich tief zur Erde:
— Heimlich kränkt's ihn, daß nicht ihm das Reich ward —
„Mächt'ger Stefan Duſchan, Car von Serbien,
Nicht an mir iſt's, Dir das Reich regieren,
Nicht an mir, den Knaben groß zu ziehen!
Iſt mir nicht der eigne Sohn miſſrathen?
Stets nur ſeinem Sinne nach thut Marko,
Spricht, und frägt nicht, ob es Nutz, ob Schade,
Zieht die Welt durch, ohne wen zu fragen,
Liebt den Wein, und lebt nach ſondrer Weiſe."

Spricht der Car noch drauf mit leiſer Stimme:
„Eines Reiches Völker und Wojwoden
Wußt' ich in Gehorſam zu erhalten,
Du den Sohn nicht, Deinen ſelbſtgezeugten! —
Dir empfehl' ich alle meine Reiche,
Dir die Klöſter und die feſten Burgen,

Dir die Völker all' und die Wojwoden,
Dir die Carin und das Knäblein Uroſch'
Herrſche Du ſtatt ſeiner ſieben Jahre,
Sieben Jahr in allen meinen Reichen
Kömmt das achte, nimm ſodann die Krone,
Seh' auf's Haupt ſie Uroſch, meinem Sohne!"
Spricht es — und verhaucht die Heldenſeele.
Marko aber nimmt ein Pergamentblatt,
Schreibt die Worte nieder gleich zur Stunde. —

Still iſt's nun auf Priſrens hoher Veſte.
Schweigend und mit bleichen Angeſichtern
Sieht man einen Zug zur Kirche wallen.
Langſam wallt er hin, ſtumm wegt die Menge,
Diakone, Popen und Wladyken [19].
Geh'n mit Todtenſängen nach dem Sarge.
Frei von Thränen iſt kein einzig Auge,
Nur Vukaſchin's hat jetzt nicht mehr Thränen.
Lazar aber eilet nach Chilandar [20],
An Remanja's Grabe dort zu trauern.

Zweites Buch.

Eine Warnung.

Sieben Falken sind an's Meer geflogen,
Sieben Jahre sind vorbeigezogen,
Sieben Jahr seit Stefan Duschan todt ist.
Weiß es Niemand, ob jetzt Urosch herrsche!

Herrschet nicht. — Dort auf der Veste Skadar[1]
Auf Wukaschin's Burg am Rand des Sees,
Sitzt Milan, des Knaben Urosch Meister,
Sitzt bei Wein und fröhlichen Gesellen,
Urosch sitzt, der Knabe, ihm zur Seite.

Bei dem weichen Klange griech'scher Flöten,
Bei dem lauten Schalle voller Becher,
Rahet, nicht bemerkt, die Mitternachtzeit.

Horch! da klinget leis' wie Sterbeklagen
Aus der Nacht herein durch's offne Fenſter
Einer Gusle jammervolle Töne.

Milan hört ſie. „Stimmt die wilde Schlange,
Stimmt ſie wieder an ihr giftig Ziſchen?
Peitſcht ſie fort, daß ſie die Luſt nicht ſtöre!“

Mitleid zuckt dem Knaben durch die Seele,
Und den Stock entreißt er dem Haiduken,
Wirft ſich bittend an den Hals dem Meiſter:
„Laß, o laß, er that Dir nichts zu Leide!
Und vor Gott erfleh' ich dieſe Bitte,
Laß herein den armen Guslar treten,
Daß mein junges Herz an ſeiner Lieder,
Seiner Sagen Klange ſich erfreue!“
Und herein im nächſten Augenblicke
Tritt, geführt vom bärtigen Haiduken,
Der Guslar mit Kniefall und mit Bücken.

„Der Du ſtörſt der Nachtzeit Stille wieder,
Lüſtet's Dich nach meines Handjars Küſſen?
Buhlenſohn, ſoll ich in's Holz die Beine,
In den Bock die dürre Hand Dir zwängen,
Dir die Geig' zerſchmettern am Geſteine?“

„Nicht doch, o Milan, biſt ſonſt ſo gnädig!
Laſſ' mich erſt ein Lied dem Prinzlein ſingen,
Nicht von Duſchan, nicht vom heil'gen Sawa,
Frauenliedlein, Wein und Liebe preiſend,
Gern dann zieh' ich weiter meines Weges!"

Milan winkt — und eine kurze Weile
Schweigt's im Saal vom wilden Becherſchalle —
Und der Guslar kauert ſich zur Diele,
Stemmt die Gusle feſt in beide Knice,
Und beginnt nach kurzem Saitenſpiele:

„Weißt du, wann die Sonn' am ſchönſten?
Morgens, noch nicht ganz erglühet!
Weißt du, wann die Roſ' am ſchönſten?
Wenn ſie noch nicht ganz erblühet!
Weißt du, wann die Lieb' am ſchönſten?
Wenn das Herz ſie nicht vermißt noch!
Weißt auch, wann ſich's küßt am beſten?
Wenn kein Andrer vor geküßt noch!"

Milan hört's mit ſeinen Zechgenoſſen,
Lacht darob, und mit ihm lachen Alle,
Daß im Saal die weißen Wände zittern,
Schenkt dem Guslar für das feine Liedlein,

Schenkt ihm blanke hundert Golddukaten —
Doch der Guslar, kauernd auf der Diele,
Rückt dem Knaben näher, immer näher,
Und beginnt nach neuem Zwiſchenſpiele:

„Eichen — edles Eichenreislein,
Schad' um Dich iſt's ew'ge Zeiten,
Daß Du nicht die grünen Zweige
Wirſt empor zum Himmel ſpreiten!

Schad' um Dich, daß ſchlechter Farren
Dich erdrückt und überſchattet,
Und die Kraft des jungen Markes
In verdorbnem Pfuhl ermattet!

Könntest ſproſſen jung und kräftig,
Könntest grünen friſch und heiter,
Könntest ſtrecken Deine Glieder
Immer weiter, immer weiter!

Könntest heben aus dem Walde
Stolz und kühn die Kronenſtirne —
Und ſo bricht Dich im Vorbeige'n
Loſe ſcherzend eine Dirne!"

Immer wilder mit den Trinkgeſellen
Gibt Milan ſich hin des Trunkes Lärmen,
Immer näher, kauernd auf der Diele,
Rückt der Guslar, ernſter immer ernſter
Lauſcht der Knab' dem ernſtern Saitenſpiele:

„Hör' mein Knäblein, hör' ein Märlein!
Wenn ein Vater früh geſtorben,
Was er mühſam hat erworben,
Iſt es nicht des Sohnes auf ein Härlein?
Hör' mein Knäblein, hör' ein Stücklein!
Der's ihm raubt mit argen Liſten,
Soll man, Türken oder Chriſten,
Ihn nicht knüpfen an ein hanfen Stricklein?
Hör' mein Knäblein nur noch Eines!
Wenn der Sohn, ſtatt abzuwehren,
Die des Vaters Schatz ihm leeren,
Sich, in Wein und Weiberarmen
Arg berauſcht, ſieht ſelbſt verarmen,
Soll man ihn im tiefſten Bronnen
Nicht verbergen vor der Sonnen,
Den unwürd'gen ihres goldnen Scheines?"

„Schweige!" flüſtert Urosch tief ergriffen.
Jedes Wort traf ihn in's Herz, in's junge,
Wie ein Pfeil, geſchnellt von ſtraffer Sehne.

„Hörte Milan Deines Liedes Weise,
Mit dem Leben müßtest Du es büßen!
Doch wer bist Du, sprich, und woher kamst Du?“

„Milosch bin ich! — spricht darauf der Guslar —
Dieses Treiben, Urosch, laß es bleiben!
Sieh! Zum Caren bist Du uns geboren,
Und die Hand weiß noch kein Schwert zu schwingen,
Die zur Last des Szepters auserkoren!
Mächt'ger Länder sollst Du dereinst walten,
Und der Mund erlahmt in Frauenliedern,
Deß Gebot ein Volk aufrecht soll halten!
Sieh' um Dich', und raff' empor Dich kräftig!
Weh Dir, weh! Zu Deinem Untergange
Ist die Lust, die Heuchlerin, geschäftig! . . . .“

Auf geht einer Wand geheime Pforte,
Und Vukaschin steht im Saale plötzlich.
„Wie? ein Guslar redet zu dem Knaben,
Und Milan, der Wächter ihm und Meister,
Kann beim Wein vergessen, drob zu achten!
Zweien Rossen knüpfet ihn zur Stunde,
Zweien von den wildsten an die Schweife,
Treibt mit Peitschen das Gespann zur Bergschlucht,
Daß den Knecht es dort zu Tode schleife!
Und den Guslar . . . “ Doch der ist verschwunden.

Und verhallend tönt durch's offne Fenſter,
Tönet ſeine Stimme durch die Nachtzeit:

„Eichen — edles Eichenreislein,
Schad' um Dich iſt's ew'ge Zeiten,
Daß Du nicht die grünen Arme
Wirſt empor zum Himmel ſpreiten!

Schad' um Dich, daß ſchlechter Farren
Dich erdrückt und überſchattet,
Und die Kraft des jungen Markes
In verdorbnem Pfuhl ermattet!

— — — — —
— — — — —

Beilage.

Briefe ſchickt nach Carigrad Wukaſchin,
Schickt ſie an den Car Kantakuzenes,
An der Griechen arghedrängten Caren
„Fürchte nichts von Murad's wilden Haufen
Nichts von Lalaſchabin's[22] böſen Horden
Ob mit Liſt Dein herrlich Demitoka
Hadſchilbeki auch, der Beg, genommen[23]
Ob auch Murad ſchwur in's Meer zu ſenken
Carigrad, die ſchönſte Deiner Städte,
Schwur mit Deinem Carenhaupt, o Bruder,
Deiner Kirchen höchſten Thurm zu ſchmücken —
Vor Gewalt und Unbill Dich zu ſchirmen,
Will ich, Bruder, vierfach ſtark mich rüſten,
Will erneu'n mit Dir das alte Bündniß,
Das Car Duſchan treulos Dir gebrochen,
Lüſtern nach den Wällen Deiner Hauptſtadt!'

Doch zum Zeichen alter heil'ger Freundschaft
Mußt Du, Bruder, Eines mir gewähren,
Eines, d'rum ich werb' in Deinem Reiche!
Kaum eilf Jahre zählet noch Helene,
Zählt Helene, Deine einz'ge Tochter,
Weiter aber, denn eilf Tagesreisen,
Ist schon ihrer Schönheit Ruf gedrungen.
Kaum eilf Jahre zählt mein Pfegling Urosch,
Weiter aber, denn eilf Tagesreisen,
Trägt ihn schon die Sehnsucht nach Helenen.
Nimm die Brautgeschenke, die ich sende,
Goldne Reife für Helenens Arme,
Goldne Schleier für Helenens Wangen,
Seidne Kleider für die Neuverlobte!
Nimm den goldnen Apfel, den ich biethe,
Kostbar mit eilf Edelsteinen prangend,
Dir als Preis für Deine junge Tochter!
Nimm dazu noch Goldes eilf Saumlasten,
Deines Hauses Dienern zu Geschenken!
Nimmst Du nicht die reichen Brautgeschenke,
Nimmst Du nicht den steinbesetzten Apfel,
Gibst Du mir Helenen nicht für Urosch —
Rechne nicht auf meines Schwertes Beistand!"

Also schreibt er und entsendet Bothen,
Schickt von Skadar am Bojanastrome
Sie nach Carigrad am fernen Bospor.

Heißt ſie eilen, und die weißen Briefe
Legen auf das Knie Kantakuzenos.

Und die Bothe fliegen trotz den Falken,
Fliegen fort bei voller Mondesſcheibe,
Fliegen heimwärts, wie ſie hinwärts flogen,
Sind vor Skadar eher als der Neumond.

„O Bukaſchin, Herr und mächt'ger König!
Freundlich nahm uns auf Kantakuzenos,
Doch nachdem er Deinen Brief geleſen,
Hieß er dreifach freundlich uns willkommen,
Führt' uns in ſein Haus, an ſeine Tiſche,
Reicht' uns rothen Wein und weiße Brode,
Nahm von uns die reichen Brautgeſchenke,
Nahm den goldnen Apfel mit den Steinen,
Nahm von uns die elf Saumlaſten Goldes,
Und beſchenkt' mit Kleidern uns und Waffen.
Offen ſtehn die Pforten meines Hauſes,
Sprach er, Eures Königs jungem Pfleglinge
Gern vermähl' an Urosch ich Helenen;
Doch vor Carigrad ſchon weh'n die Fahnen,
Schimmern ſchon die Zelte Sultan Murad's,
Grüßt Bukaſchin, meinen Freund und Bruder,
Heißt ihn eilends rüſten ſich zum Kampfe,
Ungeduldig harr' ich ſeines Beiſtands!"

Noch zu Ende ſprachen nicht die Bothen,
Da erläßt Wukaſchin durch die Gauen,
Läßt ergeh'n ein Aufgebot zum Kriege.

Und vor Skadar, der geſchmückten Veſte,
Sieht man bald der Helden Schaar erſcheinen.
Von dem Meere bis an's Felsgebirge
Weh'n die Fahnen in den Morgenwinden,
Vom Gebirge bis zur Meeresküſte
Schimmern Lanzen, Schwerter, Buedowane.
Auf der Zinnen Skadars ſteht Wukaſchin,
Ueberſchau'nd die weitgedehnte Heerſchaar,
Läßt von ſeinen Dienern ſich den Panzer,
Läßt das Schwert ſich ſchnallen um die Lenden.

Da dies Stefan Urosch ſieht, der Knabe,
Da er dieſes ſieht von Skadars Wällen,
Springt er weinend auf die jungen Beine,
Roth wie Feuer glühen ſeine Wangen,
Hell wie Blitze funkeln ſeine Augen,
Und dem König wirft er ſich zu Füßen.
„O Wukaſchin, mir erwählt zum Vater,
Laſſ' bei Gott, beim ein'gen, Dich beſchwören!
Laſſ' mich mitziehn in die heiße Feldſchlacht!
Laſſ' im Streit das junge Herz mich prüfen!
Bin ich nicht der Sproſſe Stefan Duſchan's?

Stamm' ich nicht aus edlem Heldenſtamme?
Oder war's nicht eine Heldenmutter,
Mihaile, des Lateinerkönigs
Edle Heldentochter, die mich nährte?
Bitter muß mich die Verlobte ſchmähen,
Feig' mich ſchelten und ein Mutterſöhnlein,
Rückwärts ſenden muß ſie die Geſchenke,
Wenn ſie's hört, wie ich auf Skadar heimblieb,
Da bedrängt war ihres Vaters Hauptſtadt!"

Alſo weint der Knab' und ringt die Hände.
Sieh! da treten Bothen vor Wukaſchin
„Wukaſchin, o mächt'ger Herr und König,
Ausgeſandt hat uns Kantakuzenes,
Seiner Freundſchaft Grüße Dir zu bringen'
Prachtgewänder für den Jungverlobten
Gab uns mit von Carigrad der Herrſcher,
Goldne Ringe, goldne Blumenſträuße
Gab uns mit Helene ſeine Tochter.
Für Dich ſelbſt, o König und Gebiether,
Trugen zwanzig Roſſe die Geſchenke,
Dreimal elf für Deines Hauſes Diener.
Doch ſchon ſchimmern Murad's weiße Zelte,
Schimmern hart vor Carigrad, der Hauptſtadt
Seine Fahnen weh'n um unſre Dächer —
Darum auf! erhebe Dich, Wukaſchin!
Eil' mit Deiner Heerſchaar, es zu retten!"

Auf die Wälle Skadars tritt Mukaschin,
Gibt sogleich dem Heer des Aufbruchs Zeichen.
Zu dem Knaben Ureich aber spricht er:
„Schwach ist Deine Hand und weich, o Knabe,
Nicht für's Schwert geschaffen, nicht für Lanzen!
Geh' Du hin, und schmücke sie mit Ringen!
Kleide Dich in seidene Gewänder!
Lerne spinnen, zierlich Kränze winden,
Und die Hände weiß und lind bewahren,
Wie es liebt die liebliche Helene!
Nimmer schmähn dann wird Dich die Verlebte,
Feig nicht schelten und nicht Muttersöhnlein,
Auch nicht rückwärts senden die Geschenke!" —

Von dem Meere bis zum Felsgebirge,
Vom Gebirge bis zur Meeresküste
Ist die lange Heerschaar in Bewegung.
Auf den Wällen Skadar's steht der Knabe,
Steht noch lang' und schauet nach dem Zuge,
Wie er hinwogt, hell in Waffen schimmernd.
Dichter Staub verhüllt ihn seinen Blicken;
Doch dem Staube nach sieht noch der Knabe,
Wie er hinrollt hinter den Gebirgen,
Und sein Auge hört nicht auf zu weinen.

Ein Brief der Mutter Gottes.

1863.

Flog empor ein prächt'ger Edelfalke
Von Jeruſalem, der heil'gen Stätte,
Ueber Länder und Gewäſſer flog er,
Ueber Wälder und Gebirge zog er,
Trug ein Schwälblein auf den grauen Schwingen.
War kein Falke, prächt'ger Edelfalke,
War Ilia, war der heil'ge Donnrer[14],
Was er trug, das war auch nicht ein Schwalblein,
War ein Brieflein von der Gottesmutter,
Nach Kruſchewa[15], nach der grünen Ebne,
Fliegt er mit dem Muttergottesbrieflein,
Läßt herab ſich aus den blauen Lüften,
Läßt herab ſich auf die grüne Ebne,
Ueber Lazar's neugebauten Hofen,
Legt das Brieflein Lazar auf die Kniee,
Auf die Knie' dem neuvermählten Helden.

Solches ſpricht das Brieflein zu dem Helden
„Lazar, edler Sproß von edlem Stamme!
Ziehſt Du vor der Erde Macht und Herrſchaft,
Oder willſt das Himmelreich Du wählen?
Ziehſt Du vor der Erde Macht und Herrſchaft,
Geh' dann hin und zäume Dir Dein Kampfroß,
Gürte Dich mit blanken Heldenwaffen,
Zieh' hinaus nach fremder Länder Marken,
Dein wird ſein, ſo viel Du Macht begehreſt,
Dein an Größ' und Ehr', wie keines Zweiten,
Volk und Fürſten werden Dir ſich beugen,
Ruhmvoll einſt iſt Deines Daſeins Ende!
Wählſt Du Dir das Himmelreich zu eigen,
Dann bedenke Chriſti Weg zu wandeln,
Recht zu üben, Werke fromm zu ſtiften,
Für der Wahrheit heilig Reich zu kämpfen
Für der Wahrheit und des Kreuzes Ehre,
Selig einſt iſt Deines Daſeins Ende!"

Da der Held des Briefes Laut erkundet,
Denkt er nach und denkt in manchem Sinne.
„Herr, mein Gott, wie mag ich's nun beginnen?
Welcher Macht iſt's weiſe, ſich ergeben?
Zieh' ich vor der Erde Macht und Herrſchaft,
Oder wähl' das Himmelreich ich beſſer?"
Denket nach und denkt wohl manche Stunde,
Doch nicht leicht iſt's, daß er es ergründe.

Da dies merkt Milizza, seine Ehfrau,
Tritt sie leise zu dem jungen Helden,
Legt die Hand ihm sorgsam auf die Schulter,
„Sag', was trübt sich Deine klare Stirne?
Und was sinnst Du, Lazar, mein Gebieter?"

Drauf erwiedert Lazar dies zur Stunde:
„O Milizza! Schwerer Frage sinn' ich,
Sinn' ihr nach, und kann sie nicht ergründen.
Sieh, es hat die heil'ge Gottesmutter,
Hat gesandt mir dies geschrieb'ne Brieflein:
Ziehst Du vor — so schrieb sie — Diener Lazar,
Ziehst Du vor der Erde Macht und Herrschaft,
Oder willst das Himmelreich Du wählen?
Ziehst Du vor der Erde Macht und Herrschaft,
Geh' dann hin und zäume Dir Dein Kampfroß,
Gürte Dich mit blanken Heldenwaffen,
Dein wird sein, so viel Du Macht begehrst,
Volk und Fürsten werden sich Dir beugen,
Dir an Größ' und Macht wird Niemand gleichen,
Ruhmvoll einst ist Deines Daseins Ende?
Wählst Du Dir das Himmelreich zu eigen,
Dann bedenke Christi Weg zu wandeln,
Recht zu üben, Werke fromm zu stiften,
Für der Wahrheit heilig Reich zu kämpfen,
Für der Wahrheit und des Kreuzes Ehre?
Sprich Milizza, wie ist weise wählen?"

„Schwer, o Lazar, kann hier nicht die Wahl ſein!
— Läßt ſich Frau Milizza gleich vernehmen —
Zögſt Du vor der Erde Macht und Größe,
Wär' es ſchön wohl, groß und mächtig walten.
Doch vergänglich iſt der Ruhm der Erde.
Weihſt Du Dich des Himmels heil'gem Reiche,
Mußt Du wohl der Erden Macht entſagen,
Doch für ewig währt das Reich des Himmels'
Darum Lazar, ſiehe, wie Du wähleſt.
Wähle Dir das Himmelreich zu eigen!"

Alſo ſpricht Held Lazar's fromme Eh'frau. —

Lazar aber geht zur ſelben Stunde,
Geht hinaus, ſein Schwanenroß zu ſatteln,
Reitet grad' nach Detſchan's fernem Kloſter [26],
Dort zu beten mit den frommen Mönchen,
Dort zu beten ſieben volle Tage,
Sieben Tage und auch ſieben Nächte,
Dann zu wallen nach der heil'gen Stätte,
Zu geloben dort ein fromm Gelöbniß
An dem Grabe Chriſti des Erlöſers,
Nach des Himmels Reiche ſtets zu ſtreben. —

Wukaschin.

1365.

Dreizehn Falken sind an's Meer geflogen,
Erst flog Einer und nach ihm die Andern,
Weiß es Niemand, ob sie rückwärts kamen?
Kamen nicht! Sie sind in's Meer gesunken,
Sind gesunken, sind darin ertrunken,
Und nun zieht der vierzehnte nach ihnen.

Dreizehn Jahre sind vorbeigegangen,
Dreizehn Jahre seit gestorben Duschan,
Schon zieht auch das vierzehnte vorüber,
Weiß es Niemand, ob jetzt Urosch herrschet?
Herrschet nicht! In Serbien herrscht Wukaschin,
Sitzt auf Skadar am Bojanastrome,
Schreibt Gesetze, blutig zu befolgen,
Fordert Gaben, nimmer zu erschwingen

Feſter auf den Schultern ſteht kein Haupt mehr,
Als ein morſches Dach auf morſchen Mauern.
Wer ſich ſonſt in Seide reich gekleidet,
Hüllt ſich jetzt in ärmlich ſchlechtes Linnen.

Da erhebt ſich Königin Roxane,
Macht ſich auf von Prisren, ihrem Wohnſitz,
Pochet an an Skadars ehr'ne Thore.

O Roxane, arme Carenwitwe,
O Roxane, arme Waiſenmutter,
Bleibe fern von Skadars ehr'nen Thoren!
Düſter tief verſenkt in dumpfes Brüten
Sitzt Wukaſchin oben auf der Veſte,
Was er ſinnt, iſt Zorn und bittrer Ingrimm.
Laß ihn erſt die arge Schmach vergeſſen,
Daß Hadſchi Ilbeki ihn bezwungen,
Ihn bezwungen am Maritzaſtrome[27].
Starb der Sieger auch den Tod des Neides,
Gift aus Lalaſchahin's Kelche ſchlürfend —
Seinen Ingrimm kann das nicht verringern,
Seine Schande nicht zu Ehre wandeln,
Todte Heere nicht zum Leben wecken.
Darum, o Roxane, arme Witwe,
Arme Waiſenmutter, bleib' ihm ferne,
Sprich ihn jetzt nicht an, o Carin, jetzt nicht!

Fruchtlos iſt's. — Aufgeb'n die ehr'nen Pforten,
Vor den König tritt die Carenwitwe.
„O Wukaſchin, mächt'ger Herr und Kume!
Sprach Car Duſchan nicht im Sterben alſo?
Dir empfehl' ich alle meine Reiche,
Dir die Klöſter und die feſten Burgen,
Dir die Völker all und die Wojwoden,
Dir die Carin und mein Söhnlein Uroſch!
Herrſche Du ſtatt ſeiner ſieben Jahre,
Kömmt das achte, nimm die Königskrone,
Setz' auf's Haupt ſie Uroſch, meinem Sohne!
Sprachſt Du nicht, da ſieben Jahr vergangen:
Noch ein Knabe iſt der junge Uroſch,
Kaum vermag der Helden und Wojwoden
Eines Mannes Arm mit Kraft zu walten,
Wie ſollt' eines Knaben Hand es können?
Laſſ' noch ſieben Jahre ziehn vorüber,
Daß zum Mann das Knäblein Uroſch werde,
Auf ſein Haupt dann ſetz' ich gern die Krone! —
Zweimal ſieben Jahre ſind vorüber,
Und der Knabe iſt nun Mann geworden,
Thu' auch Du, wie Du gelobt, Wukaſchin,
Thu', wie Duſchan ſterbend Dir gebothen!"

Aufſpringt wie ein grimmes Wild Wukaſchin,
Da er höret ſolche Mutterrede.
„Sprich nicht weiter, o Lateinertochter!

Nimmer darum herrſcht' ich vierzehn Jahre,
Kämpfte vierzehn Jahre Schlacht um Schlachten,
Daß ein Knab' auf Thronen ſich ergötze!
Nein! ſo lang Vukaſchin lebt, der König,
Soll den Serben Niemand andrer Herr ſein!
Aber Dich, daß Du nicht fürder klageſt,
Will ich ſchleudern in den tiefſten Kerker,
Will erbauen einen Thurm am Meere,
Ein Dich mauern in des Thurmes Pfeiler,
Und mit Dir Dein junges Söhnlein Uroſch."

Alſo ſpricht er, und ergreift die Carin,
Wirft ſie tief im Skadars tiefſten Kerker,
Wo die ſalz'ge Fluth des nahen Sees
Durch die Mauern quillt und aus dem Boden,
Wo der Todten modernde Gebeine
Den Gefangnen reichen an die Kniee.
Einzulaſſen ſie war Skadar offen, —
Ihrem Ausgang bleibt es feſt verſchloſſen!

Was der König ſprach, hört Jevroſima,
Jevroſima, ſeine treue Gattin.
Treu war ſie ihm, doch auch milden Herzens,
Hebt des Nachts ſich aus den weichen Betten,

Schreibt bei einer Ampel mattem Schimmer
Einen Brief an Lazar ihren Kumen.
„Kume Lazar, Sohn der weißen Wila!
Schweres Unglück droht der Carenwitwe.
Drohet ihr in Skadars tiefen Kerkern!
Mach' Dich auf, die Carin zu erlösen,
Mach' Dich auf, und schütz' den Knaben Urosch!"

Weckt Andria dann, ihr junges Söhnlein,
Weckt Urosch — in der Halle schläft er,
Ahnt es nicht, daß in des Thurmes Tiefe,
Ihm Vukaschin's Grimm versenkt die Mutter,
Nicht, daß Schergen just der Halle nahen,
Ihn auch in den Abgrund zu versenken —
Bindet Tücher fest zu langem Seile,
Läßt die Knaben an den Tüchern nieder,
An den Tüchern aus den Fenstern Skadars,
Und an Bändern von den hohen Wällen.
„Eilt, o eilet, bringt die weißen Briefe,
Bringt sie Lazar, meinem Bundesbruder!" —

Schneller als die Nachtzeit eilt Andria,
Urosch schneller als der lichte Morgen,
Nach Kruschewatz bringen sie die Briefe,
Lazar aber ist nicht in den Höfen.
Nach dem Kloster Detschan zog er hinwärts,

Mit den frommen Mönchen dort zu beten,
Sich der Stätte Segen zu erwerben,
Eh' er pilgre nach des Heilands Grabe.
Und die Knaben eilen nach dem Kloſter.

Da der Briefe Inhalt Lazar ſiehet,
Weint er helllaut, heiße Thränen weint er.
Nehmt mir ab, es wird's der Herr vergeben,
Nehmt mir ab den dunklen Walleranzug!
Soll der Wolf das Land uns nicht verwüſten,
Muß ſich Lazar jetzt zum Kampfe rüſten!"

Doch zu Uroſch redet Lazar alſo:
„Stefan Uroſch, Stefan Duſchan's Erbe!
Drei Verräther hadern um Dein Erbtheil!
Auf! Jetzt iſt es Zeit, daß Du Dich wappneſt,
Was in Serbien edel iſt und tapfer,
Steht bei Dir, Dein gutes Recht zu ſchützen'
Auf, und gürte ſchnell die jungen Lenden!
Steig' zu Roß und ſchwing' die Kriegesfahne,
Daß Dir Sieg den Weg zum Throne bahne!"

Marko der Königssohn.

1394.

Auf der prächt'gen Ebne von Kossove
Ist zu schau'n das Kirchlein Samodrescha.
Ist zu schau'n im Schatten dunkler Linden
Um das Kirchlein weithin ausgebreitet
Dehnen sich die Zelte von vier Lagern.
Eines führet Wukaschin, der König.
Ugljesch, der Despote, führt das andre,
Gojko, der Wojwode, führt das dritte,
In dem vierten schimmern Uresch's Zelte,
Mit ihm ist Held Lazar in den Zelten.

Serbiens Herrschaft gilt die wilde Fehde
Um die Eine streiten hier drei Brüder,
Mit den Brüdern streitet Stefan Uresch.
Einer je sinnt das Verderben Dreier.

Spricht Wukaschin: „Mir gebührt die Herrschaft!“
Ugljesch, der Despote, spricht: „Mein ist sie!“
Gojko, der Wojwode: „Mir gebührt sie!“
Uresch schweigt allein, der Nemanjitje,
Er der Herrschaft angestammter Erbe.
Lazar aber spricht: „Uresch wird herrschen,
Ob die Wahrheit, ob das Schwert entscheide!“

Heimlich drauf in ihren weißen Zelten
Sitzen nieder die drei Waldesbrüder,
Jeder schreibt ein Brieflein dicht geschrieben:
„Mach' Dich auf, Nedelko, Protopope!
Mach' Dich auf, nach Kossovo zu eilen,
Daß Dein Spruch entscheide, weß die Herrschaft!
Du bewahrst des Reiches alte Kunden,
Sterbend hat Car Tuschan Dir gebeichtet!“

Schreiben so, und heimlich, wie sie schrieben,
Senden sie auch heimlich rasche Bothen
Gegen Prisren an den Protopopen.
Keiner weiß, daß auch die andern senden.

Lazar nur schickt weder Brief, noch Boten. —

Treffen ein die drei beſchwingten Reiter,
Treffen ein zur ſelben Stund' in Priſren
Vor des Popen weißgetünchten Höfen.
Doch der Prota iſt nicht in den Höfen,
In der Kirche lieſt er Morgenmeſſe,
Morgenmeſſ' und heil'ge Lithurgia.

Nach der Kirche jagen die drei Reiter,
Jagen nach der Kirche ſchnellen Fluges;
Nicht des Prota, nicht des Ortes achtend
Dringen ſie in Gottes heil'ge Kirche.
„Mach' Dich auf, o Protopop Nedelko!
Mach' Dich auf, nach Koſſovo zu eilen,
Zu entſcheiden, weß des Reiches Herrſchaft!"

Bitter weint der Pop ob ſolchem Frevel,
Bitter weint er, zu den Boten ſpricht er:
„Tretet rückwärts, Frechſten Ihr der Frechen!
Tretet rückwärts vom geweihten Boden!
Erſt dien' Gott ich, meinem Herrn, wie Euren,
Dann erſt mag ich Euren Herren dienen!"

Aus der Kirche nach der Morgenmeſſe
Tritt der Prota, nimmt den Brief und lieſet
Und beſcheidet alſo drauf die Boten:

„Hört mich an, Ihr drei beſchwingte Boten!
Wahr iſt's, daß ich um ihn war im Sterben,
Wahr auch, daß Car Duſchan mir gebeichtet,
Doch, beſorgt um ſeiner Seele Frieden,
Forſcht' ich nur nach Sünden, nicht nach Erben.
Gen Prilip [25] lenkt Eure ſchnellen Roſſe,
Gen Prilip zu meinem Schüler Marko!
Ihn belehrt' ich, wie man Schriften deute,
Was der Car gebot, das ſchrieb er nieder,
Er bewahrt die alten Pergamente,
Er auch weiß es, weß des Reiches Herrſchaft!
Ihn müßt ihr nach Koſſovo beſcheiden,
Daß ſein Spruch den Streit der Fürſten ſchlichte!
Und er wird's, denn Marko fürchtet Keinen
Außer Gott, den mächt'gen, einzig Einen!"

Treffen ein die drei beſchwingten Reiter,
Treffen ein zur ſelben Stund' in Prilip
Und vor Marko's weißgetünchten Höfen,
Pochen mit den Aexten an die Thore:
„Laß' uns ein, o Kraljewitje Marko!
Mach' Dich auf, nach Koſſovo zu eilen,
Zu entſcheiden, weß des Reiches Herrſchaft!"

Marko hört, was ihm die Boten sagen,
Schreitet traurig durch die weiße Halle,
Tritt zur Mutter, weinend heiße Thränen.
„Höre mich, o Mutter Jevrosima!
Fruchtlos ist es, daß Du kamst, o Mutter,
Fern von Skadar nach dem weißen Prilip,
Mich zu trösten ob des Vaters Weise!
Fruchtlos ist's, denn schweres Unglück traf mich —
Nach Kossovo rufen mich die Fürsten,
Zu entscheiden, weß des Reiches Herrschaft!
Leihen nicht wollt' ich mein Schwert dem Unrecht,
Auch nicht zücken gen den eignen Vater,
Bin dem Kampfe darum fern geblieben —
Nun soll ich mein Wort zu Felde führen!
Zieh' ich hin, muß ich den Vater kränken;
Zieh' ich nicht, wird Unrecht arg begangen!
Schwer, o Mutter, wird mir, was ich thue!"

Spricht darauf die fromme Jevrosima,
Spricht also zu Marko, ihrem Sohne:
„Fruchtlos ist es nicht, daß ich gekommen!
Denn, o sieh', ich rathe Dir, mein Söhnlein:
Ziehe hin, und sprich, was Recht und Wahrheit!
Besser aber wärst Du nicht geboren,
Als Du beugst das Recht um Haaresbreite!
Besser wär' es, daß ich nie Dich säugte,
Als daß Du mir anders sprächst die Wahrheit.

Sei's zu Vaters, sei's zu Oheims Gunsten,
Sei es Deinem Freunde zu Gewinne,
Denn nach Gott, dem ein'gen, ewig Einen!
Besser, daß den Toden ich beweine,
Als Du lebst mit sündbeladner Seele,
Und der Seele Heil Dir sei verloren!"

Marko aber hüllt sich in sein Wolfsfell,
Nimmt die Pergamente aus dem Schranke,
Schwingt sich auf sein gut gezäumtes Kampfroß,
Reitet von Prilip zur selben Stunde,
Reitet hin nach Kossovo's Gefilden.

Da er naht des Lager's weißen Zelten,
Und die Fürsten ihn erschau'n von ferne,
Hofft ein Jeder still im eignen Herzen,
Daß mit Marko ihm die Herrschaft komme —

Vor dem Königszelte sitzt Wukaschin,
Auf das breite Königsschwert sich stützend.
Da er sieht den eignen Sohn zu Rosse,
Glänzt vor heller Freude ihm das Antlitz.
„Wohl mir, wohl, daß Du es bist, o Marko!

Kehre ein in Deines Vaters Zelten,
Sprich zu Recht, daß mein des Reiches Herrſchaft'
Wenn des Vaters, iſt ſie auch des Sohnes!"

Marko aber achtet nicht der Rede,
Sieht mit keinem Blicke nach dem König,
Lenkt ſein Roß vorbei an den Gezelten.

Da ihn ſchauet Ugljeſch, der Despote,
Schickt er ſeine Diener, ihn zu grüßen,
Ihm zu biethen Wein und weiße Brode,
Prächt'ge Waffen, Roſſe zum Geſchenke.
„Wohl mir, wohl, daß Du es biſt, o Marko!
Kehre ein in Deines Oheims Zelte!
Bruderſohn, ſprich mir der Herrſchaft Recht zu,
Und gleich Brüdern herrſchen wir gemeinſam!"

Marko aber achtet nicht des Grußes,
Sieht mit keinem Blick nach den Geſchenken,
Lenkt ſein Roß vorbei am weißen Lager.

Da ihn Gojko ſieht, der Wojewode,
Bricht er auf mit ſeinem ganzen Heere,
Zieht mit Sang und Jubel ihm entgegen,

„Wohl mir, wohl, daß Du es biſt, o Marko!
Kehre ein in Deines Oheims Lager,
Sprich zu Recht, daß mein des Reiches Herrſchaft!
Da noch Marko war ein kleines Knäblein,
Liebt' ich ihn, mehr denn mein eigen Söhnlein,
Trug ihn oft im Arm gehüllt in Seide,
Wie man trägt ein koſtbar golden Aepflein,
Hob zu mir ihn auf die ſchönſten Roſſe,
Lehrt' ihn frühe Schwert und Lanze brauchen,
Wo ich hin ging, nahm ich Marko mit mir.
Herrſchen ſollſt im Reiche Du der Erſte,
Ich will Dir als Zweiter ſtehn zur Seite!"

Marko aber achtet nicht des Rufes,
Sieht mit keinem Blicke nach dem Oheim,
Lenkt ſein Roß vorüber an dem Heere.

Lenkt er auch vorbei an Lazar's Zelten
Und am Zelt des jungen Stefan Uroſch?
Auch an dieſen zieht er ſtill vorüber,
Will nicht, daß man ihn der Freundſchaft zeihe!

Grüßt ihn Lazar nicht? Der greiſe Bogdan?
Keiner der neun wackern Jugowitſe?
Keiner grüßt ihn, Keiner ſpricht zu Marko,

Für die Nacht nur ſchickt ihm Lazar Zelte.
Marko aber ſchickt die Zelte rückwärts,
Bohrt die Lanze in den grünen Raſen,
Bindet dran ſein treues Kampfroß Scharac[20],
Nimmt zum Pfühl ſein gutes graues Wolfsfell. —

Morgens, da die Sonn' emporgeſtiegen,
Und die Glocken vor der Kirche klangen,
Gingen auf ſogleich die weißen Zelte.
Aus den Zelten traten vor die Fürſten,
Traten vor in fürſtlichen Gewändern,
Gingen hin die Litburgie zu hören,
Mit den Herrn und mit den Führern Allen.

Nach der Meſſ', nach heil'ger Pflichterfüllung
Traten Herrn und Fürſten aus der Kirche,
Saßen nieder in der Linden Schatten,
Saßen nieder an den langen Tiſchen,
Tranken Wein und aßen Zuckerbrode,
Thaten wohl ſich in des Morgens Friſche.

Als des Weines ſie genug getrunken,
Holt nun Marko vor die Pergamente,

Holt ſie vor aus ſeinem grünen Dolman,
Breitet aus ſie auf den langen Tiſchen,
Lieſt darin erſt, und beginnt dann alſo:
„Wie ſoll Gott Euch hören, wenn ihr betet,
Wie ſoll Korn und Wein Euch wohl gedeihen,
Da Ihr nur auf Unrecht ſinnt und Frevel?
Wem von Euch iſt ſo gering ſein Hare,
Daß nach gröſs'rem er die Hand muß ſtrecken?
Wem genügt ſo ſchlecht die eigne Herrſchaft'
Daß nach fremder Macht er muß begehren?
Etwa Dir, o Vukaſchin, dem König?
Ugljeſch, Dir, dem mächtigen Despoten?
Oder Gr„le, Dir, dem Wojewoden?
Stefan Uroſch iſt der Erbe Duſchans,
Ihm allein gebührt des Reiches Herrſchaft!
Darum bergt die Schwerter in den Gürteln!
Legt die Fahnen hin! Brecht ab die Zelte!
Neigt Euch Uroſch! Schaart Euch um ſein Banner!
Uebet Eintracht, daß der Sohn vollbringe,
Was begonnen herrlich einſt der Vater!
Thut Ihr's nicht — dann geht das Reich in Trümmer,
Geht in Trümmer einſt auf dieſem Plane,
Statt am Bospor wehe ſeine Fahne!
Wird zum Raub des Fremdlings blut'gen Händen,
Statt Gebote ſelber ihm zu ſenden!
Euer aber, ſtolze Waldesbrüder,
Euer iſt die Schuld an ſolchem Ende!
Was an Milde Duſchan Euch erwieſen,

Zahlt Ihr mit Gewaltthat seinem Sohne,
Zahlet Ihr mit Unrecht seinen Völkern!
Was Car Duschan sterbend Dir gebothen,
O Wukaschin, schlecht gedenkst Du dessen,
Undank übst Du über'm Grab des Todten!"

Alſo ſpricht er, und dem jungen Uroſch
Neigt ſich Lazar und die Herrn und Führer,
Alle rufen: „Stefan Uroſch lebe!
Stefan Uroſch, gläub'ger Car der Serben!

Gojko aber bebt in bittrem Ingrimm,
Ugljeſch glüht im heißen Zornesmuthe,
Wukaſchin ſpringt auf in blindem Wüthen,
Reißt den Handjar aus dem goldnen Gürtel,
Schleudert nach der Bruſt ihn ſeines Sohnes. —

Drittes Buch.

Marko und Milosch.

1864.

Lässig einsam durch das Waldgebirge
Reitet Marko in des Mittags Stunde.
Schwül ist's, auch kein Windzug kühlt die Lüfte,
Still, nur manchmal rauscht im Laub ein Wiesel,
Knarrt ein Zweig, und klirrt die lose Waffe,
Die er müssig nach sich schleppt im Kiesel.
Flüchtig schon seit eines Mondes Dauer
Reitet Marko so durch's Waldgebirge,
Flüchtig vor des Vaters wildem Grimme,
Und gebeugt darob in tiefer Trauer.
Zack'ger Felsen ist sein nächtlich Lager,
Seinen Schlauch füllt Wasser kühlen Bergquells,
Schlechte Waldfrucht ist ihm einz'ge Nahrung. —
„Ach, wie lang' noch durch die wilden Berge
Werd' ich also irren ohne Obdach,
Ohne Obdach, ohne Freundesseele?"

Alſo klagt er in den heißen Mittag,
Läßt dem Roſſe willenlos die Zügel,
Reitet hin voll trauriger Gedanken,
Und ſein Ritt iſt nur ein taumelnd Schwanken. —

Horch — da tönen aus dem Tannenſchlage,
Aus dem nahen, ferne nicht vom Wege,
Eines Liedes wunderſame Klänge,
Klänge, ob die Wila ſelbſt ſie ſänge!

„Sag', o gold'ne Sonne,
Warum willſt du ſenken,
In das Meer dich ſenken?
Bleibe du bei mir!

Sag', mein gold'nes Ringlein,
Warum willſt du fallen,
Mir vom Finger fallen?
Bleibe du bei mir!

Sag', mein grauer Falke,
Warum willſt du fliehen?
Warum von mir ziehen?
Bleibe du bei mir!

Was dich immer kränke,
Weil du es verloren,
Wieder ſollſt du's haben,
Bleibe nur bei mir!

Kann ich's nicht erſetzen,
Dir's nicht wiedergeben,
Weil es dir zu koſtbar,
Bleibe doch bei mir!

Eins in meinen Armen
Wirſt du dennoch finden,
Was das Leid macht ſchwinden,
Bleibſt du nur bei mir.

Glauben deinen Leiden,
Mitleid deinen Schmerzen,
Freundſchaft deinem Herzen,
Bleibe nur bei mir!

Keine bittre Thräne
Soll dein Auge netzen,
Und du ſollſt vergeſſen —
Bleibſt du nur bei mir!

Sollſt vergeſſen Alles,
Was du je verloren,
Was dich je gekränkt hat,
Bleibe du bei mir!

Denn zuletzt — vergeſſen
Heißt ja wiederfinden,
Wär's auch nur den Frieden —
Bleib', o bleib' bei mir! . . . ."

Lang' noch lauſchet Marko nach den Tannen,
Charac ſelber lauſcht geſpitzten Ohres,
Regles ſtehen beide, ohne Odem —
Horch — da tönet aus dem Tannenſchlage
Einer ſchönern Stimme Wunderklage!

„Wuchſen auf zwei ſtolze Kiefern,
Zwiſchen Beiden wuchs ein Fichtbaum.
Waren nicht zwei ſtolze Kiefern,
War auch nicht ein ſchlanker Fichtbaum,
War ein Paar von edlen Brüdern,
Radul Einer, Paul der Andre,
Und die Fichte ſchlank und lieblich
War Jelizza, ihre Schweſter.
Treue Sorgfalt hegten Beide

Um die Schweſter, die geliebte,
Eifervoll, ihr viel des Guten,
Viel des Lieben zu erweiſen.
Und zum Denkmal treuer Liebe
Sandten eben zum Geſchenke
Sie ihr' Meſſer, wohlgeſtählte,
All' mit ſilbernen Beſchlägen,
Reich verziert mit manchem Zierrath
Von gediegnem, rothem Golde
Und von ſchwarzem Ebenholze.

Sah die Meſſer Pawle's Eh'frau,
Konnt' des Neides ſich nicht wehren.
Sprach zu Radul's Frau: „O Schwäg'rin
Und in Gott geliebte Schweſter!
Weißt Du nicht ein Kraut gewachſen,
Das zu zeugen Haß vermöchte?
Für mein Leben gern zertrüg' ich
Einen Bruder mit der Schweſter!"

Drauf erwiedert Radul's Frauen:
„Wahrlich, Schweſter, keines weiß ich!
Wüßt' ich Eins, Dir ſagt' ich's doch nicht;
Denn, o ſieh, auch mir ſind Brüder,
Theure Brüder, die ich liebe,
Die mir Gutes viel erwieſen!"

Pawle's Eh'frau hört die Rede,
Geht hinaus zur grünen Weide
Und erſticht in böſem Neide
Ihres Herren Lieblingsrappen.
Spricht darauf alſo zu Pawle:
„Wahrlich, wahrlich, nur zu Argem
Haſt geliebt Du Deine Schweſter!
Daß ſie Dir mit Böſem lohne,
Haſt Du Mildes ihr erwieſen!
Sieh, Dein Roß hat ſie erſchlagen,
Hat's durchbohrt auf offner Weide!"

Frägt Herr Pawle ſeine Schweſter:
„Warum, Schweſter, Gnade Gott Dir!
Warum, Schweſter, that'ſt Du mir dies?"
Schwört die Schweſter und verdammt ſich:
„Nimmer übt' ich ſolche Bosheit!
Nimmermehr, bei meinem Leben,
So bei meinem, wie bei Deinem!"
Und Herr Pawle glaubt der Schweſter.

Als dies merkt die junge Eh'frau,
Geht ſie nächtlich in den Garten,
Und erwürgt dort Pawle's Falken,
Spricht darauf alſo zu Pawle:
„Wahrlich, wahrlich nur zu Argem

Haſt geliebt Du Deine Schweſter!
Daß ſie Dir mit Böſem lohne,
Haſt Du Mildes ihr erwieſen!
Nun erwürgt ſie Deinen Falken!"

Zu Jeliza tritt Herr Pawle:
„Warum Schweſter, Gnade Gott Dir!
Warum, Schweſter, that'ſt Du mir dies?"
Schwört die Schweſter und verdammt ſich:
„Nimmer übt' ich ſolche Bosheit!
Nimmermehr, bei meinem Leben,
So bei meinem, wie bei Deinem!"
Und Herr Pawle glaubt ihr wieder.

Als dies merkte Pawle's Eh'frau,
Ging ſie Abends nach der Mahlzeit,
Nahm der Schwägrin ein's der Meſſer,
Und erſtach damit ihr Knäblein,
Eigen Knäblein in der Wiege.
Morgens drauf vor Sonnenaufgang,
Eilt ſie jammernd zu Herrn Pawle,
Ringt die Hände, wehklagt alſo:
„Wahrlich, wahrlich, nur zu Argem
Haſt geliebt Du Deine Schweſter!
Daß ſie Dir mit Böſem lohne
Haſt Du Mildes ihr erwieſen!

Sieh, Dein Kind hat ſie erſtochen,
In der Wieg' Dein eigen Knäblein!
Glaubſt Du mir nicht, glaub' den Meſſern,
Die Du ſelber ihr geſchenkt haſt!"

Aufſpringt Pawle, da er's höret,
Springt empor, kaum ſeiner mächtig,
Eilt hinan in's obre Stockwerk —
Doch noch dunkel iſt die Kammer,
Und Jelizza ſchlummert ruhig.
Zweifelnd rückwärts tritt Herr Pawle,
Sieh — da zeigt ihm aus dem Kiſſen
Sein Gemahl ein Meſſer blinken!
Zitternd griff er nach dem Meſſer,
Riß es zitternd aus der Scheide —
Weh, es troff von rothem Blute!
Da er's ſieht, faßt er die Schläfrin,
Faßt ſie wild am weißen Arme,
Zerrt die Schweſter aus dem Schlafe.
„Schweſter, daß Dich Gott verdamme!
Meinen Rapp haſt Du erſtochen,
Meinen Falken haſt erwürgt Du,
Weh! Warum mein Kind noch morden?"
Schwört die Schweſter und verdammt ſich:
„Nimmer übt' ich ſolche Bosheit,
Nimmermehr bei meinem Leben,
So bei meinem, wie bei Deinem!

Glaubſt Du, Bruder, meinem Schwur nicht,
Führ' hinaus mich in's Gefilde!
Wilden Roſſen an die Mähnen
Magſt Du mich dort binden, Bruder,
Mich zerreißen nach vier Seiten!"
Diesmal aber glaubt Herr Pawle
Nicht dem Schwure, glaubt der Eh'frau,
Glaubt dem Blut, glaubt ſeinen Augen,
Faßt die Schweſter an dem Arme,
Führt hinaus ſie in's Gefilde,
Knüpft ſie an vier wilde Roſſe,
Peitſcht die Roſſe fort in's Weite.
Wo zur Erde fiel ein Tropfen
Von Jelizza's warmem Blute,
Dort erblüht' gleich aus dem Boden
Baſilik und Immortelle.
Wo ſie ſelber ſank zur Erde
Bleich, erſchöpft und baar des Lebens,
Dort entſtand ein frommes Kirchlein;
Ueber Nacht hat ſich's erhoben,
Niemand weiß, wie es gekommen. —

Kurze Zeit war hingegangen,
Da erkrankte Pawle's Eh'frau,
Siechte hin neun volle Jahre,
Daß ihr Gras wuchs aus den Knochen,
In das Gras ſich Schlangen legten.

Wilde Schlangen, blutbegierig,
Die ihr aus den Augen tranken,
Bis ſie ſatt im Gras verſanken.
Bittres litt die junge Eh'frau,
Sprach dann ſo zu ihrem Herren:
„Hör', o Pawle, mein Gebieter!
Bring' hinaus mich zu dem Kirchlein,
Zu dem Kirchlein meiner Schwägrin,
Ob das Kirchlein mir vergebe?"
Als Herr Pawle dies vernommen,
Führt hinaus er ſeine Eh'frau.

Da dem Kirchlein ſie ſich nahen,
Spricht es alſo aus dem Kirchlein:
„Tritt nicht näher, Pawle's Eh'frau!
Nicht vergeben kann das Kirchlein,
Pawle's Frauen nicht verzeihen!"

Da dies höret Pawle's Eh'frau,
Hebt empor ſie ihre Hände,
Hebt empor ſie, bittet alſo:
„So Dir Gott, o mein Gebieter,
Möge rückwärts mich nicht führen,
Rückwärts zu den weißen Höfen!
Beſſer magſt Du an vier Roſſe,
An vier Roſſe gleich mich knüpfen,

Sie hinaus in's Weite jagen,
Mich zerreißen nach vier Seiten!"

Und Herr Pawle that zur Stunde,
Wie die Eh'frau ihn gebeten,
Führt ſie tiefer in's Gefilde,
Knüpft ſie an vier wilde Roſſe,
Peitſcht die Roſſe fort in's Weite.

Wo zur Erde fiel ein Tropfen
Von dem Blut der jungen Eh'frau,
Dort entſchoß ſogleich dem Boden
Spitzer Dorn und heiße Neſſel.
Wo ſie ſelber ſank zur Erde,
Bleich, erſchöpft und baar des Lebens,
Dort ergoß ein weiter See ſich,
Hat ſich nächtlich dort ergoſſen,
Niemand weiß, wie er gekommen.
Auf dem See ſchwimmt Pawle's Rappe,
Hinter ihm ein golden Wieglein,
Auf dem Wieglein ſitzt ein Falke,
In dem Wieglein ruht ein Knäblein,
An dem Hals des zarten Knäbleins
Iſt zu ſchau'n die Hand der Mutter,
In der blut'gen Hand der Mutter
Blinkt der Baſe goldnes Meſſer. —"

Näher reitet Marko zu den Tannen, —
Seltſam tief hat ihn das Lied ergriffen,
Seltſam tief ergriffen in der Seele,
Daß, erfüllt vom Leid ob fremdem Unglück,
Er des eignen Elends ſchier vergeſſen,
Horch — da iſt ein neues ſchon erklungen!
Zürnend klingt es, wild wie Schlachtenlärmen,
Wie wenn Serben Nachts den Feind umſchwärmen!

„Zwei Reiter jagen
In ſtürmiſcher Nacht
Gleich flüchtigen Schatten
Dahin über's Steinfeld.
Kaum hört man der Hufe
Fernhallende Macht,
Die Funken nur ſieht man
Aufſprühen vom Kieſe.

Auf ſchwindligem Felsgrat
Da machen ſie Halt,
Wo rechts das Gebirge
Am ſteilſten emporragt,
Und links in der Tiefe
Des Bergſtroms Gewalt
Wild auftoſend
Aus Schluchten hervorſtürzt.

Hier — ſpricht der Eine,
Ein zitternder Greis,
Glut in den Augen,
Und Glut auf den Lippen —
Hier, o Knabe,
Schwöre mir heiß,
Deines Geſchlechtes
Schande zu rächen!

Neun meiner Söhne
Schickt' ich hinaus,
Grimmige Schnitter
Am Tage der Schlachten;
Neun vergoſſen
Ihr Blut im Gebraus,
Wölfe zur Nachtzeit
Fraßen die Knochen!

Dreißig Enkel
Sandt' ich ſofort,
Gewappnet mit Grimme,
Die Väter zu rächen;
Am nächſten Morgen,
Am ſelbigen Ort,
Prangten an dreißig
Pfählen die Häupter!

Da ſandt' ich die Söhne
Der Enkel hinaus,
Mein brechend Herz noch
An Feindsblut zu laben,
Noch loſch nicht die Sonne
Am Schlachtfeld aus,
Schon lagen die Leichen
Unter Leichen begraben!

Dich hab' ich gerettet,
Nur dich allein,
Mit dieſem Arm dich
Der Wahlſtatt entriſſen
Und all mein Haſſen,
All meine Pein,
Will auf dein Herz ich
Zehnfach vererben!

Blick dort hinunter
In's ſchwarze Gewühl!
Siehſt du die rothen
Fahnen dort flattern?
Das ſind die Flammen
Von deinem Pfühl —
Jetzt brennt er als Fackel
Dem ſiegenden Feinde!

Blick' dort hinunter!
In zuckender Pracht,
Siehſt du den Blitz,
Und hörſt du den Donner?
Zittre, o Knabe!
Das iſt die Schlacht,
Die über der Brüder
Freiheit dahinbraust!

Hier, o Knabe,
Setz' ich dich aus!
Flieh' — oder bleibe
Und lebe hier einſam!
Eines aber,
Das ſchwöre mir laut:
Deines Geſchlechtes
Schandmal zu tilgen!

„Vater, ich ſchwör' es!"
Rief aus der Knab';
Es hörten's die Felſen,
Es hörten's die Ströme,
Es hörten's die Sterne,
Es hört' es das Grab,
Und tauſendfach ſcholl es:
„Ich ſchwör' es! — ich ſchwör' es!"

Da ſchwang ſich der Alte
Auf's dampfende Roß —
Das Roß des Knaben,
Das ſtieß er hinunter
In die brauſende Strömung
Mit kräftigem Stoß.
Ein Sprung — und im Sturme
War er verſchwunden ....“

Näher jetzo zu dem Tannenſchlage
Lenket Marko ſeines Scharac Schritte.
„Sprecht, wo ſeid Ihr, wunderbare Sänger,
Deren Wettſang mich ſo tief ergriffen?
Kommt hervor, daß ich Euch mag erſchauen!“

Sieh — da ruht, bedeckt von grünen Aeſten,
Miloſch im Gebüſch, der Obilitje,
Neben ihm im Graſe ruht die Gusle,
Ihm genüber auf des Felſenhöhe —
Sitzt des Bergwalds Wila, Rawijoila!

„Wie? Biſt Du's, o Miloſch, mein Geliebter?“ —
„Marko! Du in dieſes Bergwalds Klüften?“ —
Und mit Küſſen und mit treuem Herzen
Liegen ſich die Freunde in den Armen.

In den Wald verſchwindet drauf die Wila,
Doch zu Miloſch ſpricht zuvor ſie alſo:
„Wag' es nimmer, Miloſch Obilitje!
Wag' es nimmer, Miloſch von Poſeria,
Deinen Sang im Walde zu erheben,
Nimmer mich zum Wettgeſang zu fordern!
Denn, o wiſſ', nicht dulden kann's die Wila,
Daß im Sang ihr Jemand ſei der Meiſter!
So Du's wagſt, und ſo ich es vernehme,
Meiner Pfeile allerſchärfſten ſend' ich,
Sende Dir ihn in die weiße Kehle!"

Da ſie ſich geküßt die jungen Wangen,
Da ſie ſich gedrückt die Heldenhände,
Spricht zu ſeinem Freunde Miloſch alſo:
„Sag', wie kamſt Du, Freund, in dieſen Bergwald?"

Marko aber drauf gibt ſolche Antwort:
„Miloſch, o mein treuer Freund und Bruder!
Wie nach mir der Vater warf den Handjar,
Haſt mit eignem Auge Du geſehen —
Kaum, daß ich dem Wurf gewandt entſprungen!
Da der König ſah des Stahles Fehlwurf,
Riß vom Gurt er ſein gewaltig Handſchwert.

In mich ſtürmend mit der blanken Waffe.
Dreimal floh ich um die weiße Kirche,
Dreimal vor des Vaters wildem Grimme,
Ich, der keinem Schwerte je gewichen!
Denn dem Sohne kann es nicht geziemen,
Mit dem eignen Vater ſich zu meſſen —
Dreimal um die weiße Kirche floh ich.
Da erreicht, o Bruder, mich der König,
Und mir bleibt, ein Flieh'nder nur zu ſterben,
Oder mich des eignen Vaters wehren!
Horch, da rief es aus der weißen Kirche:
„Flieh' herein, o Kraljewitje Marko!
Flieh' herein, ſonſt mußt Du heute ſterben,
Sterben von des eignen Vaters Händen,
Sterben, weil die Wahrheit Du verkündet!“
Auftut ſich des Kirchleins weiße Pforte,
Eilend übertret' ich, Freund, die Schwelle,
Und mit Donnern ſchließet ſich die Pforte.
Doch der König in des Herzens Ingrimm,
An das Kirchlein ſtürmt er mit dem Schwerte,
Schlägt die Pfoſten mit des Eiſens Schärfe,
Schlägt — da quillt hervor ein rother Blutſtrom —
Und alſo ertönt es aus dem Kirchlein:
„Hör' Wukaſchin, und vernimm, o König!
Nicht erſchlagen haſt Du jetzund Marko,
Gottes Engel, weh, haſt Du erſchlagen!“
Wild ergrimmt der König, da er's höret,
Wild ergrimmt er, flucht mir und verdammt mich:

„Arg mißrathner Sohn, daß Gott Dich tödte!
Weder Grab, noch Nachkunft daß Du habeſt,
Daß die Seele Dir nicht werde ſelig,
Bis Du nicht gefrohnt dem Türkencaren!“
Mitternachts erſt that ſich auf die P[illegible]rte,
Als die Heere längſt ſchon fortgezogen,
That ſich auf, und ich verließ die Stätte.
Vor der Kirch', o Wunder, ſtand mein Scharac,
Stand gezäumt, bereit zu ſchnellem Ritte.
Um den Hals fiel ich dem treuen Roſſe,
Schwang mich drauf und floh hinaus in's Weite,
Floh hinaus — und raſtlos ſeit der Stunde
Flieh' ich fort, des Vaters Ingrimm ſcheuend,
Daß der Zenger ſich nicht an den Sproſſen,
Nicht der Sohn am Vater ſich verſünd'ge.
Eines Mondes Friſt iſt nun verfloſſen.
Wohl entfloh'n bin ich des Vaters Schwerte,
Selber auch von Sünde rein geblieben;
Einem aber kann ich nicht entfliehen,
Einem nicht — des Vaters ſchwerem Fluche!“

Spricht darauf Held Miloſch von Poſeria:
„Bitter wohl hat Dir geflucht Wukaſchin,
Doch indeß er fluchte alſo furchtbar,
Hat Car Uroſch milde Dich geſegnet!
Alſo ſprach er, und ich ſprech' es wieder:
„Kume Marko, möge Gott mit Dir ſein!

Mög' Dein Antlitz leuchten im Diwane,
Mög' Dein Schwert im edlen Kampfe glänzen!
Ueber Dir mehr geb' es keinen Helden,
Deines Namens sei gedacht zu Ruhme,
So lang' Sonn' und Mond auf Erden scheinen!"
Wie er sprach, o Freund, so wird es werden!
Aber mich, mich preis' ich dreifach glücklich,
Daß ich, o mein Marko, Dich nur habe!
Sollst von mir Dich nicht mehr weiter sehnen!
G'nug des Obdachs ist in meinen Höfen,
G'nug des Weines und genug des Brodes,
Zweien Brüdern zum zufriednen Male!
Und was Marko sonst, dem Königssohne,
Fehlen mag in meiner Höfe Hallen,
Mögen Lieb' und Lieder ihm ersetzen!" —

Hand in Hand geh'n nun dahin die Freunde,
Geh'n entgegen Milosch's weißen Höfen,
Scharac mit den Waffen folgt von Ferne.
Vieles hat noch Marko zu erkunden,
Was geschehn seit eines Mondes Dauer.
Milosch gibt von Allem klare Nachricht,
Spricht, wie Urosch ward gesalbt zum Caren
Wie Vukaschin, wie Ugljesch und Gojko
Grollend heim nach ihren Höfen zogen,
Und wie Lazar ab den Harnisch legte,
Gläubig fromm an Christi Grab zu wallen.

„Und von Jevroſima ſchweigſt Du, Miloſch,
Von der Mutter mir, der ewig theuern?
Wie? Dein Haupt zu Boden ſchweigend neigſt Du?“

„Keinen Sohn gibt's, ſprach ſie, keinen trauern,
Da ich ſie geſeh'n zum letzten Male —
Laß uns ſtill ihr Angedenken feiern!“

Uroſch der Car.

1346.

Was bedeuten die geſchmückten Fahnen,
Wehend hell von Priſrens ſchlanken Thürmen?
Langes Trauern lag auf Priſrens Mauern,
Auferwacht iſt nun die Luſt darinnen.
An der Tafel ſitzt der junge Herrſcher,
Mit ihm ſitzen zwanzig junge Helden,
Trinken Wein und eſſen ſüßes Weißbrod;
Doch nicht alſo, wie einſt Duſchan Stefan,
Wenn er Helden lud an ſeine Tafel.
Statt daß Laub die goldnen Becher kränze,
Wird mit dufft'gen Spezerei'n geräuchert;
Statt daß Männer ihm die Becher füllen,
Reichen Wein ihm buntgeſchmückte Dirnen;
Statt zu ſprechen von den alten Zeiten,
Von den Helden und von ihren Thaten,
Läßt der Car ſich Frauenlieder ſingen. —

Vor dem Thore ſitzt indeß ein Pilger,
Fleht um Brod und fleht um Weines Labung,
Fleht im Namen Chriſti um Erbarmen,
Fleht umſonſt, es achtet ſeiner Niemand,
Niemand hört ihn, Niemand reicht ihm Labung.
Miloſch nur erſchaut ihn aus den Fenſtern,
Geht hinaus und reicht ihm Wein und Brode.

„Dank Dir, Dank in Gott, o edler Recke!
Mög' der Herr Dir edle Sproſſen ſchenken,
Und ein ſiegbaft ſchönes Heldenleben!
Mögſt Du ſterben, ohne Schmach zu ſchauen
Und Dein Name Zeiten überdauern!
— Alſo dankt dem Geber fromm der Waller —
Doch was ſoll die Luſt in Pristrens Höfen?
Gibt Car Uroſch wohl ein Feſtmahl heute,
Weil ſein Schwert bezwungen ſchon die Feind.
Die das ſchöne Serbien ihm bedrohen?
Oder ſchwingt er freudig heut' die Becher,
Weil er morgen auszieht, ſie zu ſchlagen?"

Drauf erwiedert dies der edle Miloſch:
„Frag' nicht alſo, Du mein frommer Waller!
Nicht geſchlagen hat der Car die Feinde,
Auch nicht zieht er, daß er erſt ſie ſchlage!
Morgen zieht er aus von Pristrens Höfen,

Zieht gen Carigrad, die weiße Hauptſtadt,
Zieht dahin mit den geſchmückten Swalen[30],
Sich in's Haus die junge Braut zu holen!"

„Laſſ' die Braut ihm, laſſ' ihm ſeine Swalen!
Doch gedenkt er wohl der Satzung Duſchan's
Zu des Landes Gunſt und Frommen herſchend,
Rüſtet Heere, mächt'ge Heldenheere,
Zu begegnen ſtark der Türken Kriegsmacht,
Die ſich näher, näher ſtets heranwälzt
Von dem Meer gen Koſſovo's Gefilde?"

„Frag' nicht alſo, Du, mein frommer Waller!
Frage lieber: Wann wird's Nacht auf Priſtren,
Wann wird's Morgen in des Caren Halle?
Morgen wird es mit der Sonne Sinken,
Nacht wird's bei der Morgenröthe Blinken!
Dicht genug kann Reb' an Reb' nicht hangen,
Uroſch's Becher täglich vollzukeltern,
Tief genug ſind keines Caren Schätze,
Uroſch's Hand weiß ſchnell ſie zu erſchöpfen —
Alſo herrſcht er zu des Landes Frommen!
Statt zur Feldſchlacht rüſtet er zur Bergjagd,
Statt der Türken jagt er zahme Hirſche —
Alſo denkt er Duſchan's heil'ger Satzung!
Sieh, der Helden Beſte, trauernd bitter,

Weilen fern von ſeinem Caroſitze,
Oder nahen nur den Hallen Priſtrens,
Neuen Grames Urſach zu erſchauen;
Alſo Marko, der auf Priſtren feiert,
Alſo Zug und ſeine mächt'gen Söhne!
Einen gab's, auf den noch Mancher hoffte,
Doch — den zog er zu des Heilands Grabe,
Und die Kunde ſagt ihn dort geſtorben!"

„Dort nicht ſtarb er!" ruft der Waller weinend,
Aber hier, o Miloſch möcht' er ſterben,
Da er ſchaut auf Priſtren dies Verderben!"
Miloſch ſtaunt, da er die Rede höret,
Staunt, und ſchließt den Waller in die Arme
„Biſt, o Lazar, biſt Du uns erhalten?"
Beide küſſen ſich die Heldenwangen,

Beide weinen heiße Freudenthränen,
Keiner merkt's von beiden, wie Vukaſchin,
Wie er heimlich eilt aus Priſtrens Pforten,
Wie er heimlich ſpricht zu dreien Männern,
Drei Arnauten, finſteren Geſtalten:
„Nehmt dies — eilt — vollbringt es — und verſtummet!"

Urosch's Brautfahrt und Ende.

1368.

Trauerkunde geht durch alle Länder,
Trauerruf von einer Meeresküste
Ueber Berg und Ebnen bis zur andern
Stefan Duschan ist nicht mehr, der Czare,
Todt der letzte Sprosse vom Stamm Nemanja's,
Und in Serbien herrscht Wukaschin wieder!
Trauerkunde geht von Mund zu Munde,
Also lautet, was die Kunde kündet:

Ausgezogen aus den Höfen Prizrens
Waren Morgens die geschmückten Swaten,
Zogen über drei gewalt'ge Berge,
Schifften über drei gewalt'ge Ströme,
Gingen durch die Länder dreier Kön'ge,
Bis vor's weiße Carigrad sie kamen.

Da ſie ſah der Car Kantakuzenos,
Kam er ihnen freundlich gleich entgegen,
Kam entgegen vor die weiße Veſte,
Schloß ſie in die edlen Fürſtenarme,
Küßte ſie, und frug nach ihrem Wohlſein:
„Sprecht, wo iſt mein Schwiegerſöhnlein Uroſch?“
„Rückwärts blieb er eines Tages Reiſe,
Bis du und die Braut für ihn gegeben!“
Da dies hörte Car Kantakuzenos,
Führt' er in ſein Haus die ſchmucken Gäſte,
Setzte ſie an goldne Herrentiſche,
Und bewirthete ſie mit Wein und Speiſe,
Holte dann ſein Töchterlein Helene,
Holt' herab es aus dem ſchlanken Thurme.
Als es eintrat, glänzten rings die Wände,
Glänzten von der Schönheit ſeltnem Glanze!
„Seht, o Swaten, ſeht hier Uroſch's Bräutlein!
Brautgeleiter, edler Jugendwitze,
Nimm aus meiner Hand es in Verwahrung!“
Drauf entſandt' er ſchnell die eignen Swaten,
Daß ſie eilen eines Tages Reiſe,
Uroſch in das Hochzeitshaus zu holen.
Uroſch kam, der junge Serbencare,
Kam, und theilte fürſtliche Geſchenke.
Was er gab Helenen, der Geliebten,
Gab er nur von theuren Edelſteinen,
Was er gab den Frauen und den Swaten,
Gab er nur von Silber, Gold und Seide.

Fürſtlich drauf drei lange, weiße Tage
Ehrte ſeinen Gaſt Kantakuzenes.
Als der Tage vierter war erſchienen,
Brachen auf die ſchmucken Hochzeitgäſte,
Brachen auf von Carigrad, der Hauptſtadt,
Mit der Braut gen Prisren heimzuziehen.

Da den erſten Berg ſie überſchritten,
Und der Waſſer erſtes rückwärts ſchifften,
Sprach Helene: „Seltſam ſcheint mir's, Urosch!
Sieh, es nahm der Wind die Pfauenfeder,
Nahm ſie mir aus den geflochtnen Haaren,
Trug ſie fort und warf ſie in das Waſſer,
Und das Waſſer trug die Feder abwärts!"

Da den zweiten Berg ſie überſchritten,
Und der Waſſer zweites rückwärts ſchifften,
Sprach Helene: „Traurig will's mich machen!
Sieh', es nahm der Wind den ſeid'nen Schleier,
Nahm den Schleier mir vom weißen Antlitz,
Trug ihn fort, und warf ihn in das Waſſer,
Und das Waſſer trug den Schleier abwärts!"

Da den dritten Berg ſie überſchritten,
Und der Waſſer drittes rückwärts ſchifften,

Sprach Helene: „Weh mir, weh, o Urosch!
Sieh', es fiel mein goldnes Fingerringlein,
Fiel mir plötzlich von dem weißen Finger,
Sank in's Waſſer tief, und iſt verſunken!“ –

Da ſie durch den Schara-Wald dann kamen,
Sieh', da ritten durch den engen Bergwald
Drei Arnauten auf gezäumten Roſſen,
Ritten grad' dem Hochzeitzug entgegen.
„Weicht uns aus — ſo riefen ſie — Ihr Swaten!
Oder gebt uns Euer junges Bräutlein,
Daß wir es, drei Nächte jeder, lieben!“

Urosch hört es, und ſein Antlitz glühet,
Roth erglüht es von lebend'gem Zorne.
„O Arnauten, daß Euch Gott erſchlage,
Woher nahmt Ihr alſo freche Rede?
Keinem Menſchen weicht der Car des Weges,
Und kein Andrer ſoll die Braut ihm lieben!
Reitet ſeitwärts — oder ſterbt, Verwegne!“

Doch vom Weg' nicht weichen die Arnauten.
„Nun, wohlan! Biſt Urosch Du, der Care,
Komm' heran, auf daß Du es beweiſeſt,
Komm' heran, o Knab', mit uns zu kämpfen!“

Aufrafft ſich der junge Serbencare,
Reißt die Keule los vom goldnen Sattel,
Schleudert ſie mit Macht nach den Arnauten —
Einen trifft er und den zweiten ſtreift er,
Trifft den Einen, daß er todt dahinſtürzt,
Trifft den Andern, daß ihm Blut entquillet,
Doch vom Dritten prallt zurück die Keule.
Reißt ſodann den Säbel los vom Gürtel,
Hört es nicht, wie laut Helene bittet,
Sieht nicht, wie ſie heiße Thränen weinet,
Sprengt dahin — des Zornes helle Blitze
Jagen ihn voran, wie glühnde Lanzen —
Schwingt den Säbel ob den Frevlerhäuptern,
Hiebt nach rechts, und von der braunen Stirne
Bis zum Sattel mitten durch entzweiet
Stürzt vom Roß der Zweite der Arnauten.
Hiebt nach links — doch mit dem Schwerte Uroſch's
Iſt nicht mehr das gute Glück Nemanja's!
Auffängt mit dem erzbeſchlag'nen Sechszack,
Auffängt der Arnaut des Caren Waffe,
Daß ſie weithin ſtiebt in tauſend Splitter,
Schwingt die Lanze — und durch's junge Leben
Fährt der ſpitze Stahl dem jungen Caren,
Rücklings von dem hochgebäumten Roſſe,
Von dem Roſſe, das emporfährt ſchnaubend,
Ob es wüßt', was Furchtbares geſchah'n jetzt —
Stürzt der letzte Sproſſ vom Stamm Nemanja's,
Stürzt zu Boden bleich — und kalt — 'ne Leiche. —

Da nun lag er — da lag Stefan Uroſch,
Gar der Serben und der Meeresküſte,
Und mit ihm lag da die ſtolze Eiche,
Lag entlaubt der Eichenſtamm Nemanja's,
Lag in Aſche Duſchans Haus und Größe!

Ueber ihn mit ihren feinen Schleiern
Neigt Helene ſich, die Neuvermählte,
Kaum vermählt, und ſchon verwitwet, weint ſie,
Weinet heiße Thränen, heiße Perlen,
Dem Geliebten in die kalte Wunde,
Flicht die bunten Blumen aus dem Haar ſich,
Bunte Blumen, funkelnd Krongeſteine,
Schlingt dem Todten ſie in's lock'ge Haupthaar,
Schmückt ihm Bruſt und Wang' und Todeswunde
Keinen aber, dem das Aug' gebrochen,
Hat noch je belebt die Flut der Thränen,
Blume nicht und funkelndes Geſteine
Rückgerufen in's verlaſſ'ne Daſein! —

Traurig, ſtatt im frohen Hochzeitsreigen,
Kehrt der Swaten Zug zurück nach Prieren,
Kehrt zurück mit traurig dumpfem Schweigen.
Tiefgehüllt in dunkle Witwenſchleier
Geht die Braut, und ſtatt auf ſchmuckem Roſſe,
Folgt der Bräut'gam nach auf ſchwarzer Bahre.

Nieder an der ſchwarzen Catenbahre
Sinkt Roxane, ſinkt der Mütter Aermſte.
Hebt vom Sarg' empor das ſchwarze Bahrtuch,
Sieht ihr Kind, ſieht's an mit ſtummem Schmerze.
Thränen hat ſie nicht. Doch von der Leiche,
Von des einz'gen Sohnes theurer Leiche
Hat ſie nie mehr wieder ſich erhoben. —

Alſo lautet, was die Kunde kündet.

Viertes Buch.

Der End Wukaschin's.

1371.

Großes Unglück ist geschehn in Serbien!
Sultan Murad's wohlbewehrte Heerschaar
Fiel in's Land, stark hunderttausend Köpfe,
Lalaschahin führt die wilden Haufen.
Wukaschin, in Serbien wieder König,
Eingedenk vergang'ner Ruhmestage,
Wukaschin mit hunderttausend Kämpfern
Macht sich auf, den Haufen zu begegnen.
Mit ihm ist an Schwert und Lanz' und Keulen,
Was im weiten Serbien war zu finden,
Mit ihm ist an wohlgezäumten Rossen,
Was der Marstall barg, die Wiese nährte,
Mit ihm ist an schmucken Muttersöhnlein,
Was nur irgend werth war einer Mutter,
Doch mit ihm ist nicht das Glück der Helden.

Bei Samakow auf der weiten Ebne
Stoßen aneinand die beiden Heere[1],
Stoßen aneinand in blut'ger Feldschlacht,
Daß vom Morgen bis zum späten Abend
Roth von Heldenblut die Ebne dampfet:
Keines aber sieget, keins erlieget.

Da dies schaut der Türke Lalaschahin,
Spät am Abend, ruft der Türkenführer:
„Laß', Wukaschin, uns der Helden sparen!
Komm' heran, daß wir im Kampf uns messen!
Wer da sieget, dem gehör' die Wahlstatt!"

Wukaschin, der König, hört die Rede,
Läßt sich zweimal nicht zum Kampfe fordern:
„Besser wahrlich thust Du, Lalaschahin,
Besser, um die Wahlstatt zu verlieren,
Daß allein Du fällst, als mit Dir Tausend!"

Weichen drauf die Heere auseinander,
Daß zu schau'n der Ebne rother Boden,
Auf dem Boden die gefällten Krieger,
Ob der Tod mit Sensen hier gemähet,
Erst gemäht, dann aufgehäuft die Garben:
Daß zu schau'n die beiden Heeresführer.

Wie ſie blitzgleich ſprengen aneinander,
Lalaſchahin auf geſcheckter Stute,
Wukaſchin auf feur'gem Flügelrappen;
Lalaſchahin um der Stute Weichen
Feſtgeſchlungen wie 'ne bunte Schlange,
Wukaſchin über des Roſſes Ohren
Vorgeneigt bis an den goldnen Gürtel.
Lalaſchahin ſchwingt die Türkenkeule,
Wukaſchin, der König, ſchwingt den Sechszack,
In den Lüften, ſich im Fluge kreuzend,
Stieben auseinand die beiden Keulen,
Stieben weithin über beide Heere.
Lalaſchahin ſchwingt darauf die Lanze,
Wukaſchin, der König, ſchwingt die ſeine:
Lalaſchahin hart am grünen Boden,
Wukaſchin hoch in den blauen Lüften.
Schwirrend fliegen auf die beiden Lanzen'
Hinſauſt eine durch die blauen Lüfte,
Ueberſauſt die ganze Türkenheerſchaar,
Hinter'm Heer in einen Baum ſich bohrend —
Wukaſchin's, des Königs, iſt die Lanze!
Eine ſchnellt vom grünen Boden aufwärts,
Schnellt empor gleich einer gift'gen Natter,
Ziſcht dem König durch die ehr'ne Rüſtung,
Ziſcht ihm durch die Bruſt in's rothe Leben —
Lalaſchahin's iſt die gift'ge Lanze,
Und Wukaſchin ſtürzt von ſeinem Kampfroß,
Sinkt durchbohrt zu ſeines Roſſes Hufen! —

Ruf des Siegs erſchallt in den Gezelten,
In den Zelten, in dem Türkenlager;
Auf des Jammers in dem Serbenheere.
Lalaſchahin läßt die Fahne ſchwingen,
Rothe Fahne mit dem goldnen Halbmond,
Läßt vor ſich her auf geſchmückten Roſſen
Hundert Mohren reiten durch das Lager,
Und verkünden: „Sieht den Kjaurimſieger!“
Doch die Serben brechen auf in Eile,
Brechen auf noch vor der Nachtzeit Einbruch,
Ziehn von dannen, ziehn in's Waldgebirge,
Zieh'n in's felſ'ge Jelizagebirge.

Ihnen voran ziehet Held Wukaſchin;
An des Heeres Spitze zieht der Führer,
Wie es ziemt dem König und Gebieter.
Zieht voran, doch nicht auf ſtolzem Roſſe,
Auf zwei Lanzen ruht der todte König.
Abwärts hängt ſein Haupt zum ſteinigen Pfade,
Und der Arm, erſchlafft und ohne Waffen,
Schleift ihm nach am harten Felsgeſteine,
Herrnlos traurig folgt der Flügeltrappe.

Ein goldnes Kreuz.

1371.

In des Felsgebirges wald'ger Tiefe
Steht ein Kloster, steht ein einsam Kirchlein,
Fromme Stiftung der Merlawtschewitje.

In des Kirchleins Mitt' steht eine Bahre,
Auf der Bahre ruht ein Sarg von Eichen,
In dem Sarge liegt Wukaschin's Leiche,
Blutig, wie sie von der Wahlstatt kommen.
Liegt darin drei lichte Sonnentage,
Mit der offnen Wund' drei dunkle Nächte,
Bis durch's Land geeilt sind Trauerboten,
Nach Burg Skadar am Bojanastrome,
Daß die Kön'gin des Gemahls nicht harre;
Nach Kruschewac an den frommen Lazar,
Nach Poseria an den Helden Milosch,

An den greiſen Jug und ſeine Söhne,
Auch nach Prilip an den Helden Marko,
Und an Alle, die ſich fern gehalten,
Rückgezogen in den ſtillen Höfen,
Seit Wukaſchin herrſchte in den Landen,
Trauerboten, daß die Helden kommen,
Daß ſie kommen und den Leichnam ſchauen,
Ihn beſtatten in des Kirchleins Grunde,
Und nach weiſem Recht des Reiches walten. —

An des vierten Tages lichtem Morgen
Standen um den Sarg die Helden alle,
Und mit ihnen Volkes viel und Mönche;
Legten an Wukaſchin's blut'ge Leiche,
Zierten ſie mit neuen Heldenkleidern,
Schmückten ſie mit blankem Waffenſchmucke,
Erſt zur Gruft den todten Leib zu ſenken,
Dann dem Reich ein neues Haupt zu wählen.
Diakone Rauchgefäße ſchwangen,
Glocken klangen, Kaludjeren ſangen:

„Sag', was liegſt du da, o König?
Auf der ſchwarzen Bahre liegſt du.
Liegſt geſchieden von der Krone,
Von der Macht und vom Gebieten,
Läſſeſt Alles, Ruhm und Herrſchaft'

Sag', was liegſt du da, Wukaſchin,
Läßt das Haupt, das ſtolzgetragne
Willenlos nach rückwärts ſinken,
Senkſt die Arme, Heldenarme,
Sonſt des Feindes Furcht und Schrecken,
Sonſt der Herrſchaft Zügel haltend,
Läſſig nun und müd' und kraftlos,
Daß ein Kind ſie lenkt nach Willkür?
Biſt du müde des Regierens,
Müd' des Waltens und des Sorgens,
Daß du dich nach Ruhe ſehneſt?
Oder ward dir in der Seele,
Ward dir bange nach den Deinen,
Ward dir bange nach den Helden,
Nach den wackern Kampfgenoſſen,
Nach den Freunden auch beim Becher,
Die dir längſt vorangegangen
In die ſtillen Kloſterhallen?

Weiſe thatſt du, daß du gingeſt,
Wo es dir die Seele hinzog!
Wirſt dort Alle wiederfinden,
Deinen Vater mit dem Stabe,
Den geprieſnen Waldeshirten,
Deine Brüder mit den Schwertern,
Zwar dem Streit einſt ſehr gewogen,
Doch gewiß nun mild und friedlich.

Wirſt jedoch auch Andre finden —
Duſchan, den vielmächt'gen Caren,
Uroſch, ſeinen jungen Sproſſen,
Und Roxane, die Gebiet'rin!
Wenn du dieſen dort begegneſt,
Dann, o ſag' dem mächt'gen Duſchan,
Daß wir ſtets noch ſein gedenken,
Sein gedenken heut' und immer!
Sag' ihm Alles, was wir litten,
Seit er ſich von uns gewendet;
Wie es arg mit ſeinem Reiche,
Arg mit ſeinem Volk beſtellt iſt;
Sag' ihm, daß ſo lang' ein Tropfen
Serbenblut auf Erden wallet,
Stefan Duſchan heiß' die Seele,
Die drin lebt und die drin waltet!
Doch vergiß auch du nicht ſel'ber,
O Wukaſchin, kaum noch König,
Nunmehr nur noch Königsleiche,
Was du ihm, dem Caren, ſchuldeſt!
Sei bedacht, wie er dich aufnahm
In des Walds vergeſſ'ner Tiefe;
Wie man auf ein Reislein hebet,
In den Garten es zu pflanzen,
Daß es ſproſſe, grüne, blühe,
Und zum prächt'gen Baume werde,
In der Sonne warmem Scheine;
Und wie mächtig du gediehen

In dem Strahle ſeiner Liebe!
Sei bedacht, ihm dort zu danken,
So du es verſäumt auf Erden!
Und gedenk' auch, der Gebiet'rin
Manches Herzleid zu vergüten,
Das du, König, ihr bereitet!
Und gedenk', ſo du ihn ſiehſt,
Uroſch, deinem jungen Pflegling,
Lieb' und Treue zu erweiſen,
Wie es Duſchan dir empfohlen,
Und wie wir dir Lieb' erweiſen,
Treue hier im ſtillen Bergwald!
Denn, o ſieh, dem Wald entſproſſen,
Fandſt im Walde du die Krone.
Und wie du ſie wieder hinlegſt,
Von dir legſt im ſtillen Bergwald,
Geben wir den Waldentſproſſ'nen
Auch zurück dem Walde treulich,
Daß ihm werd' im Waldesgrunde
Waldesruh' und Waldesfrieden . . .!"

Horch — da pocht es an des Kirchleins Pforte,
Pocht daran mit ſchweren Kriegeräxten!
Dreizehn Türken ſind es, blank bewaffnet,
Lalaſchahin's ſchnelle Kriegesboten;
Von den Schlägen ihrer Eiſenäxte
Geht des Kloſters ehr'ne Pfort' in Trümmer.

„Hört uns an, Ihr Serben, Chriſtenſöhne!
— Rufen ſie, hin an die Bahre tretend —
Was wir ſprechen, redet Lalaſchahin,
Der von Dimitok geſchleift die Mauern [32],
Der zerſprengt das Heer Kantakuzenes',
Euch auf's Haupt bei Samakow geſchlagen!
Liefert aus der Burgen goldne Schlüſſel,
Liefert aus die Schlüſſel Eurer Klöſter,
Wägt an Steuern tauſend Laſten Silbers!
Als der Knechtſchaft lebend Merkmal aber
Und als Zeichen will'ger Pflichterfüllung,
Schickt als Geißel Eure beſten Helden,
Und beſiegelt, ſo mit Schrift, wie Siegel,
Sultan Murac's Fermau hier zur Stunde!
Thut Ihr's nicht — dann wird ſich Lalaſchahin,
Wird erheben ſich, ein grimmer Pflüger,
Mit dem Schwerte Euch das Land durchpflügen,
Daß vom Boden Burg und Kloſter ſchwinden!
Wird das Feld mit Euren Kindern düngen,
Eure Weiber ſpannen vor die Egge,
Eure Greiſe an das Joch des Pfluges!
Eurer Beſten Häupter wird er ausſä'en,
Eure Völker mäh'n als blut'ge Ernte!"

Da die Helden ſolche Botſchaft hören,
Solche Botſchaft und zu ſolcher Stunde,
Bleicht Entſetzen jedes Einzelen Wange.

Nicht Entſetzen ob der argen Kunde,
Ob der Frage nur, was zu beginnen?
Ob der Drohung ſpotten, ob ſie fürchten?
Ob Ergebung beſſer ſei, ob Trotzen?
Wer will's wagen, daß er's ſchnell entſcheide?

Einer wagt es, wähnt genug ſich weiſe —
Baiſcha, der Serdare, feig' und ruhmlos,
Er, von dem im Lied die Blinden ſingen,
Daß ein Türke ihn erzeugt im Rauſche,
Eine Bubl'rin ihn am Zaun geboren!
Alſo ſpricht er: „Liefert aus die Burgen,
Liefert aus die Kirchen und die Klöſter!
Wägt die Steuern! Sendet hin die Geißel!
Beſſer iſt, man beuget ſich dem Sturme,
Als man wird von ſeiner Macht gebrochen!"

Doch ein Zweiter tritt ihm gleich entgegen,
Tritt heraus in herrlicher Erhebung
Aus der Helden gramerfülltem Kreiſe.
Wie zu ſchau'n die helle Morgenſonne,
Wenn ſie plötzlich tritt aus trüben Wolken!

Lazar iſt's. — Er blickt umher — lang ſchweigt er.
In der Augen Funkeln zu erkennen

Iſt die Glut nur, die ihm brennt im Innern.
Um die Lippen nur in leichtem Zucken
Spielt der Rede Macht, die er noch rückhält.
Endlich hebt er an — und ob es donnre,
Hallt es alſo durch der Kirche Räume:
„Wer von Euch, o Serben, wackre Brüder,
Wer von Euch mag hören ſolche Rede,
Und nicht weinen, daß er dies erlebt hat?
Iſt des Heldenblutes letzter Tropfen
Alſo ſchon verſiegt in Euren Adern,
So der Sehnen letzte Kraft erſtorben,
So der Freiheit letzte Luſt verlodert,
So verſtummt des Glaubens letzte Mahnung,
Daß Ihr willig an dem eignen Namen,
An dem eignen Heerde und an Chriſte
Schmachvoll zu Verräthern könntet werden?
Geht dann hin, und liefert aus die Burgen!
Liefert aus die Kirchen und die Klöſter,
Sendet Geißel, wägt des Knechtthums Steuer!
Leugnet Chriſtus! Beugt Euch vor dem Morde!
Iſt es nicht, und lebt im Serbenblute
Noch der Väter Muth und kühne Eintracht,
Wird kein Stein dem Feinde Chriſti werden
Von den Burgen all, den Klöſtern, Kirchen!
Knecht'ſcher Steuer wird kein Loth gewogen!
Keiner Buhle Sohn geſandt als Bürgſchaft,
Wen'ger Helden noch, die da geboren,
Auf der Wahlſtatt ruhmesreich zu ſterben!

Lüſtet wen nach unſern ſtolzen Veſten,
Nun wohlan, ſo komm' er und bezwing' ſie!
Sehnt ſich wer nach unſern Kirchen, Klöſtern,
Nun wohlan, mag Chriſtum er bekennen!
So lang' Männer Serbien hat und Waffen,
Wird kein Serbe Knecht ſein eines Fremden,
Wird beſiegeln nichts, als ſeine Freiheit,
Seinen Glauben und des Heilands Ehre!
Auf dem Schlachtfeld wird er ſie beſiegeln,
Wird beſiegeln ſie mit ſeinem Blute,
Sei es ſiegend, ſei es unterliegend!

Da dies hörte Barjcha, der Serdare,
Rafft er auf ſich, eine wilde Natter;
Glut des Ingrimms flammt in ſeinen Augen,
Schaum des Neides ſchäumt von ſeinen Lippen,
Zuckt den Handjar aus dem breiten Gürtel —
Zuckt ihn — ſchwingt ihn — wirft ihn nach dem Redner —
Sauſend fliegt an Lazar's Bruſt das Eiſen!

Doch o ſieh! Wie gut es auch getroffen,
Machtlos und zerſpellt in tauſend Splitter
Prallt es rückwärts von der Bruſt des Helden.
Unverſehret in des Kirchleins Mitte
Steht er da, zu ſchau'n ein heil'ger Märtrer,
Groß und kühn in herrlicher Erſcheinung.

Staunen ob dem niegeseh'nen Wunder,
Staunen faßt das Volk, so wie die Helden.
Selbst die Popen und die Kalugjeren,
Die Bladiken schau'n es mit Bewund'rung.
Da erhebt die fromme Rechte Lazar,
Holt hervor aus des Gewandes Falten,
Holt hervor ein Kreuz von hellem Golde,
So vom Herzen niemals ihm gewichen,
Seit an Christi Grab die Mutter Gottes
Ihm gesandt es durch den heil'gen Ilia.
Hoch empor hält er das Wunderzeichen:
„Seht, o seht den Schild, der mich geschirmt hat!
Wen der schirmt, der zittert nicht vor Feinden,
Nicht vor Schwertern, nicht vor böser Rede!
Dank Dir Heiland!“ betet drauf der Knecht,
„Dank Dir, Du mein Schirmer, Du mein Retter!
Bist nur Du mit mir, mein Leben dien' ich.
Dien' es gern', wie heute Deinen Haßern,
So wie heut', o Herr, zu allen Zeiten!“

Da die Helden so ihn beten beten,
Sinken sie verbrennt vor ihm nieder,
So vor ihm, wie vor dem heil'gen Kreuze.
Held und Volk sinkt betend auf die Kniee.
Bogdan aber tritt hervor, der greise,
Küßt den Saum von Lazars weißem Kleide,
Küßt die weiße Hand ihm, die geweihte.

„Hör', o Knese, Auserlesner Gottes!
Allzuschlicht ist des Himmels Gnade,
Ist mit Dir des Heilands segnend Walten!
Drum vergönn' es, daß wir in Vereinung
Die geweihte Heldenhand Dir küssen,
Auf Dein Haupt die Krone Duschan's legen!
Sei Du Führer den verwaisten Helden!
Sei Du Herrscher dem verwaisten Volke!
Sei Du Retter dem bedrängten Reiche,
Daß von Deinem, wie von Duschan's Throne
Glanz und Pracht erstrahl' in alle Welten!"

Lazar hört des greisen Bogdan Rede,
Hört sie wohl, und überdenkt sie lange,
Spricht darauf das goldne Kreuzlein küssend:
„Will es Gott, so mag es denn geschehen!"

„Und den Ferman? — fragen jetzt die Boten —
Schreckt Dich nicht, o übermüth'ger Kmete,
Lalaschahin's blutgefärbtes Banner —?"
Lazar nimmt des Sultans weißen Ferman,
Nimmt ihn und zerreißt ihn durch inmitten,
Wirft die Stücke vor den Fuß den Boten.
„Eilet hin, und bringet dies dem Sultan!
Bringt ihm dieses, Boten, und erzählt ihm
Also ächte Lazar seines Fermans!" —

Mächt'ger aus des Himmels lichten Räumen,
Mächt'ger trifft kein Blitz und schlägt kein Donner,
Als dies Wort der Türken Herz getroffen
Eines nur sieht ihr entsetztes Auge,
Wie den Ausweg aus dem Kirchlein finden;
Eines nur sucht Jeder zu erreichen,
Seine Stute vor des Kirchleins Pforte,
Schwingen auf sich, jagen flink von dannen!

In dem Kirchlein aber tonen wieder,
Tönen fromm der Kaludjeren Lieder.
Mukaschin's, des Königs blut'gen Leichnam,
Senken in die dunkle Gruft die Einen,
Lazar's helle Stirn', des Gottermählten,
Salben mit der Weihung Oel die Andern,
Volk und Helden rufen Zivio Care!

Lazar der Sieger.

Morgens früh am lichten Gjurgjewtage
Schreitet Frau Milizza aus den Höfen,
Aus den weißen Höfen von Kruschewac.
Ihr zur Rechten geht ein stolzes Rehlein,
Mara, ihrer Heldentöchter ält're,
Brankowitj, des Tapfern, Neuvermählte;
Ihr zur Linken geht ein sanftes Täubchen,
Wukosawa, ihre jüng're Tochter,
Milosch's von Poseria holde Eh'frau.
Folgen will dem Glockenruf die Hausfrau,
Der zur Kirche ruft, zur Lithurgia.

Da sie also schreitet aus den Höfen,
Sieht sie fernwärts auf der weiten Ebne,
Dichte Wolken Staubes sich erheben,

Waffen draus im Sonnenſcheine funkeln.
„O daß Lazar, mein Gemahl dies wäre,
Kehrend heim nach langen Jahren endlich!“
— Spricht die fromme Frau, da ſie es ſiehet,
Seht die Helden ihn in's Waldgebirge,
Ihn berufen an Wukaſchin's Bahre,
Blieb er fremd und fern den eignen Höfen!
Gerne legt' ich hin die goldnen Gürtel,
Goldnen Spangen, goldgewebne Schleier,
Legt' ſie nieder an der Kirchenſchwelle,
Dankeszeichen, wenn auch nur geringe,
Wär' es Lazar, der mir dort zurückkehrt!“

Da ſie's ſpricht, wälzt ſich die Wolke näher,
Wälzt heran ſich nach den weißen Höfen:
Draus hervor an ſeines Heeres Spitze
Taucht, der Sonne gleich aus Morgenwolken,
Lazar hoch zu Roß und waffenglänzend.

Ausgezogen war er mit drei Heeren.
Hatt' mit Einem Milesch ausgeſendet,
Hatt' entſandt es nach Bulgariens Ebnen,
Schiſman dort, dem Kral, erbetnen Beiſtand;
Mit dem andern Brankowitſch, den Recken,
An den Ufern des Moramaſtremes
Sieghaft die Veſire zu bekämpfen.

Mit dem dritten war er selbst zur Feldschlacht,
War gezogen nach Kossovos Ebne,
Murad dort, den Sultan, zu bekriegen.
Klein nur war die Schaar, mit der er hinzog,
Schlecht gewappnet, doch voll kühnen Muthes,
Und des Helden Glück war ihm zur Seite.
Mächtig schlug er Murad's stolze Heerschaar,
Trieb sie hin durch Kossovo's Gefilde,
Wie der Donner treibt die scheue Herde,
Trieb sie bis in's ferne Karamanien.
Kehret nun, der Erste, sieghaft heimwärts.

Da ihn sah von ferne Frau Milizza,
Eilte sie ihm jubelnd gleich entgegen,
Half vom Roß ihm, schloß ihn in die Arme,
Küßte ihm die weißen Siegerbände,
Lud ihn in der Höfe weiße Hallen,
Sprach zu ihm: „O Lazar, mein Gebieter,
Leg' die Waffen ab, die schwere Rüstung,
Stärke Dich an Wein und weißem Brode!
Pfleg' der Ruh', o Herr, der langentbehrten!"

Lazar aber will nicht schau'n die Hallen,
Will nicht Labung, will der Ruh' nicht pflegen.
„O Milizza, fromme Eh'frau! — spricht er —
Ist nicht heut' der Gjurgjewtag, der heil'ge?

Jetzt die Stunde nicht der Liturgia?
Laß' vorerst in's Haus des Herrn mich treten!
Laß' des Glaubens Pflichten mich erfüllen,
Und des Dankes für des Sieges Gnade,
Dann erst nach dem eignen Hause schauen!"

Lazar spricht es — und in stiller Demuth
Neigt Milizza sich dem Siegesheldeu,
Neigt bescheiden sich der weisen Rede.
Lazar aber, wie er stieg vom Rosse,
Noch bedeckt vom Staub geschlagner Schlachten,
Schreitet hin dem Ruf der Glocke folgend,
Und Milizza geht ihm still zur Seite. —

Doch — o sieh! Noch hat der fromme Sieger,
Noch des Kirchenaufgangs erste Stufe
Nicht betreten mit dem Heldenfuße,
Da ertönt's: „Heil Dir, o Lazar, Heil Dir!"
Und ein Krieger drängt sich durch die Menge,
Schwingt empor die weiße Zobelmütze,
Ruft dem Helden zu: „Vielmächt'ger Lazar,
Freud'ge Botschaft eil' ich Dir zu künden!"
Stratimir der Ban ist's. — Hingezogen
War er nach entfernter Länder Gauen,
Mit den Fürsten weitentlegner Reiche
Serbiens Bund in Freundschaft zu erneuen.

Kündet so nun, was er dort erfahren:
„Weit umher, so weit mich trug die Wand'rung,
Hört' den Ruf ich Deines Heldennamens.
An des Meeres felsigem Gestade
Nennt im leichten Kahne ihn der Schiffer;
Im Gebirg', im stein'gen Waldgeklüfte
Nennt in seiner Schlucht ihn der Arnaute;
In der Ebne, an der Städte Thoren
Singt in seinem Liede Dich der Guslar;
Ja in fernem Land, bei fremden Stämmen
Hören Kön'ge staunend Deine Thaten!
Ihre Freundschaft bieten drum fünf Reiche,
Bieten Heere Dir und blanke Waffen:
Eines ist Albanien, meerumflutet,
Bietet zwanzigtausend flinke Schützen;
Eins Herzegowina, das Gebirgsland,
Bietet wackrer Kämpfer dreißig Tausend.
Ungarland, beherrscht vom mächt'gen Sigmund
Sendet zweimal zwanzigtausend Reiter,
Dubrownik, die Freistadt, blanke Waffen,
Gold der greise Duschd [34] des prächt'gen Metall.
Darum Heil Dir, Serbiens lichter Krone!
Heil Dir, unsrer Feinde finstrem Schrecken!
Heil Dir, dem an Ruhme gleich kein Zweiter!"

Hört die Botschaft Strahina's die Menge,
Füllt die Luft mit lautem Freuderufe.

Lazar aber küßt den wackren Boten,
Küßt ihn auf die weiße Heldenwange,
Reicht ihm als Geschenk dar seine Lanze,
Spricht: „Ist nunmehr ohne fremden Beistand
Auch gesühnt von Samakow das Schandmal,
Ist doch minder kostbar nicht die Kunde:
Denn noch manchen Wettstreit zu bestehen
Denk' ich zu des Kreuzes Ruhm und Ehre
Und zu Serbiens auf der Türkenwahlstatt ....
Laßt den Herrn uns preisen für die Gnade!"

Spricht also, und hat die zweite Schwelle
Nicht betreten noch des Kirchenaufgangs,
Da ertönt es: „Heil Dir, Lazar!" wieder.
Und ein Krieger drängt sich durch die Menge,
Schwingt empor die weiße Zobelmütze,
Ruft dem Helden zu: „Vielmächt'ger Lazar,
Freud'ge Botschaft eil' ich Dir zu künden!"
Toplizza Milan ist's. — Jung schon ruhmvoll
War gefolgt er Milosch in die Feldschlacht,
Legt zu Lazar's Füßen nun bernieder
Einen Turban, prachtvoll anzuschauen,
Einen Leibgurt, reichbesetzt mit Perlen,
Einen Säbel, krumm und goldbeschlagen,
Waffen und Gewänder eines Beirs,
Eines Beirs, eines Türkenhäuptlings.
„Zu den Siegen" — spricht er — „die Du kämpftest,

Ward, o Herr, ein neuer noch erfochten,
Ward erfochten, wie vorher kein Andrer!
Was von Türken lag an Bosniens Grenzen,
Iſt entſchwunden von den weiten Ebnen;
Was nicht flob, das liegt als blut'ge Ernte,
Liegt geſichelt auf der grünen Wahlſtatt.
Lang' vergebens war des Kampfes Müben.
Lalaſchabin ließ die Fahne ſchwingen,
Rothe Fahne, weit im Felde ſichtbar,
Schon den Sieg den Seinen zu verkünden;
Sieh', da ſtürzt, ein Falke hoch aus Wipfeln,
Miloſch in die Ebne mit den Seinen!
Wie das Wetter Ilia's, des Donnrers,
Alſo rauſcht es, da er fährt hernieder,
Und Entſetzen faßt die Türkenheerſchaar;
Wie der Blitz Maria's, der entflammten[33],
So durchzuckt ſein Schwert die hellen Haufen,
Und zu ſchau'n ſind Türkenhäupter fliegen
Gleich wie Diſteln auf der Haid' im Sturme!
Mit den Schwingen ſchlägt der wilde Falke;
Und wie lichte Kornſpreu von der Tenne,
Wenn darein des Windes Flügel ſchlagen,
Stäubt die ſcheue Heerſchaar auseinander!
Lalaſchabin's Fahne ſieht man wanken,
Wanken erſt, und dann hernieder ſinken;
Miloſch's Banner in des Abends Glanze
Siegverkündend auf der Ebne blinken!
Nach der Feldſchlacht in des Planes Mitte

Lag des Türkenhäuptlings blut'ger Leichnam,
Lag im Kreis von tauſend Türkenleichen,
Lag gefällt von Miloſch's breitem Handſchwert.
Den Du ſiehſt zu Füßen Dir, den Turban,
Dieſen Gurt, den Säbel, goldbeſchlagen,
Lalaſchahin trug dies einſt, der Veſir!"

Hört die Botſchaft Topliza's die Menge,
Sieht die Waffen, ſieht die Prachtgewänder,
Füllt die Luft mit neuen Freudenrufen.
Vukoſawa, Miloſch's junge Ehfrau,
Vukoſava glänzt, ein Stern des Morgens,
Da ſie hört des Gatten edlen Namen,
Hört, wie rings ihn tauſend Zungen preiſen,
Küßt des Vaters weiße Heldenhände,
Küßt die Mutter, küßt die liebe Schweſter,
Nennt den Boten „theurer Bundesbruder".
Wonnethränen treten ihr in's Auge.
Lazar aber reicht dem jungen Boten,
Reicht ihm als Geſchenk dar ſeinen Sechszack,
Spricht: „Nimm dies als Dank für Deine Kunde ...
Doch dem Herrn laſſ' mit Gebet uns danken!"

Doch, o ſieh! Noch hat der fromme Sieger,
Noch des Kirchenaufgangs dritte Stufe
Nicht betreten mit dem Heldenfuße.

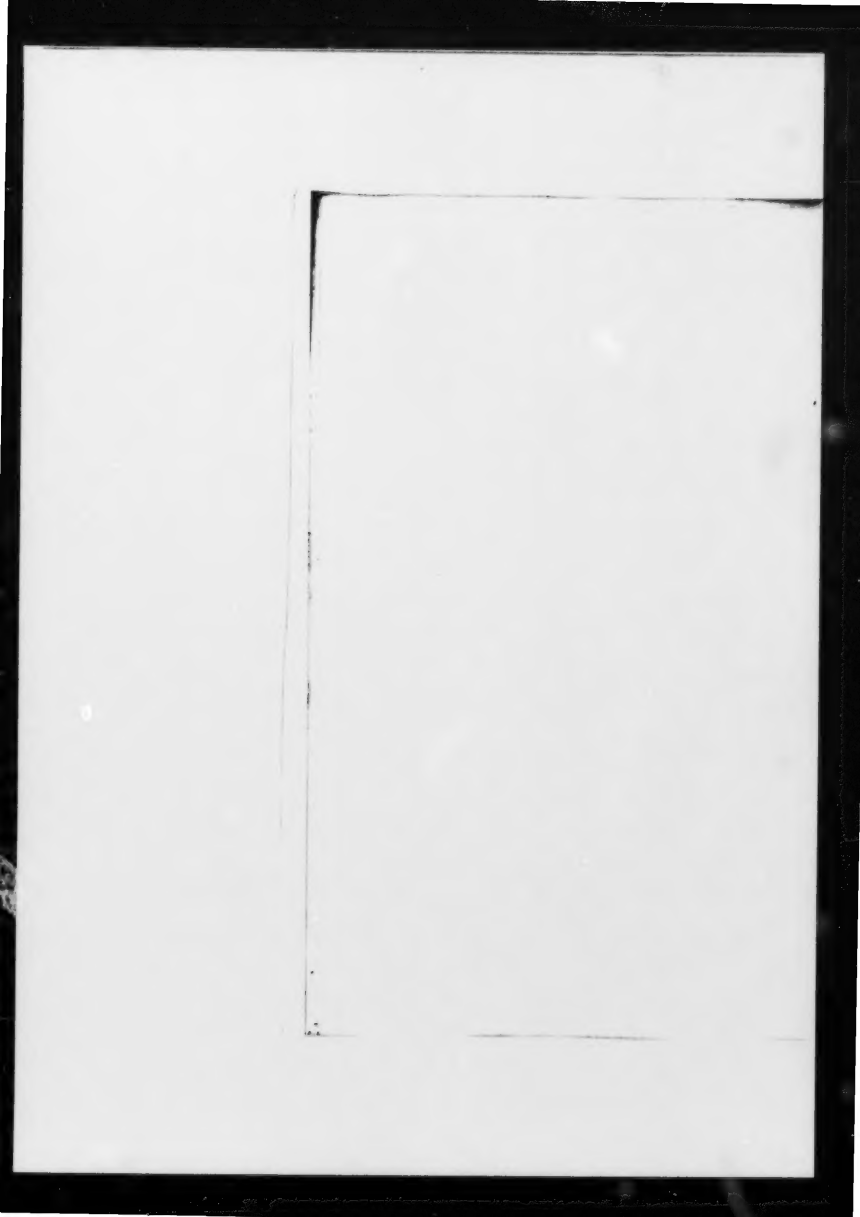
Da ertönt's „Heil Dir“ zum dritten Male,
Und heran an Lazar durch die Menge
Drängt ein Mönch sich von dem Berge Athos[18],
Neigt sich vor den Helden tief zur Erde,
Spricht zu ihm: „O Lazar, Gottgesalbter,
Nimm in Huld auf, was ich Dir verkünde!
Als noch Duschan saß auf Serbiens Throne,
Weit vom Meere bis an's Meer gebietend,
Schrieb er nicht Gesetze nur dem Volke,
Gab auch selbst den Serben Patriarchen.
Zürnend sandte damals mich Kalixtos,
Sandte mich, des Bannes Fluch zu künden
Duschan's Volkern, Duschan's Patriarchen.
Friedlich sendet heute Theophanes,
Sendet mich, o Lazar, Held des Heilands,
Dir der Kirche Segen zu verkunden!
Denn nur Fluch wär's, in dem Heilande Bunde
Länger solche Heldenschaar zu missen;
Segen ist es, Brüder sie zu nennen!
Mehr noch, Lazar! Sieh', von dieser Stunde
Sei uns Jenem, sei der greise Priester,
Sei erkannt als Theophanes' Bruder,
Sei gegrüßt als Serbenpatriarche!“

Da die Menge hört des Mönches Kunde,
Will's des Freudenrufs kein Ende nehmen.
Kind und Greis und Frau'n aus weiten Gauen,

Wie ſie kamen zu des Feſtes Feier,
Drängen ſich heran mit lautem Jubel,
Lazar des Gewandes Saum zu küſſen.
Lazar aber ſpricht: „Zu viel des Glückes
Sendet uns der Herr in ſeiner Liebe,
Eh' des Segens Kleinſtes wir verdienten....
Laßt uns, Brüder, in die Kirche treten,
Daß vergebens länger nicht zur Demuth
Uns der Glocken lauter Ruf ermahne,
Kraft uns werde, an des Beſpors Wällen
Aufzupflanzen ſiegreich Duſchan's Fahne."

Spricht's, und ſchreitet durch den Kircheneingang.
Frau Milizza aber löſt die Gürtel,
Löſt die goldnen Spangen und die Schleier,
Legt ſie nieder an der Kirchenſchwelle,
Bar des Schmuckes geht ſie hin zu beten.

Fünftes Buch.



Miloſch der Brautwerber.

1387.

Vor Poſeria, vor den weißen Höfen,
Morgens in der Linde kühlem Schatten
Sitzt ein Heldenpaar bei rothem Weine.
Miloſch von Poſeria iſt des Einen,
Topliza Milan des Andern Name.

Spricht zu Milan ſo der wackre Miloſch:
„Würzlos heute, wackrer Bundesbruder,
Würzlos muß der kühle Wein Dir dünken,
Oder Leides Dir das Herz belaſten;
Da Du gramvoll in des Bechers Abgrund
Wahrlich, Bruder, ſonſt hinab nicht ſchauteſt,
Statt in freud'gen Zügen ihn zu leeren!
Sag', was iſt Dir, theure Bruderſeele?
Und was haſt Du, das Du mir verſchweigeſt?

Milan drauf: „O wackrer Freund und Kume'
Würzlos nicht will mir der Becher dünken,
Dennoch scheint der Wein darin mir freudlos.
Schweres Herzleid trübt mir seine Welle.
Siehe, vor Kruschewac auf der Ebne
Denkt der Car zu sammeln neue Heere,
Auszuzieh'n gen Carigrad, die Hauptstadt;
Eins der Heere denkt er selbst zu führen,
Eines soll mit Dir zieh'n, o Wojwode!
Doch was soll die Hoffnung neuen Siegs mir,
Den die alten Siege kaum erfreuen,
Da mir unverlobt noch die Geliebte?
Freudlos folgen werd' ich Dir zur Feldschlacht,
Trag' ich nicht von Neda's Hand ein Reiflein,
Goldnes Reiflein an der Heldenrechten,
Zwiefach stark die Feinde so zu schlagen!"

Da dies Miloſch hört, nimmt er den Becher:
„Auf Dein Wohl, o junger Heldensprosse,
Auf Dein Wohl, o junger Kampfgenosse!
Heute noch soll Neda Dir verlobt sein!"

Spricht's, und macht sich auf die leichten Beine,
Läßt zwei Rosse zäumen, Schwanenrosse,
Eines sich und eins dem jungen Helden,
Läßt sie zäumen mit geschmückten Zügeln,

Läßt sie satteln mit geschmückten Sätteln,
Schwingt sich auf dann mit dem jungen Helden,
Reitet hin durch Thal und Waldgeklüfte
Gen Poschareva[37], den prächt'gen Landstrich. —

Da es Mittags war, zur Mittagsstunde,
Und die Glut vom Himmel niederbrannte,
Lenkten thalwärts unter Lindenschatten
Die zwei Helden ihrer Rosse Schritte,
Thalwärts ab von steiler Bergeshöhe.
Was erschau'n sie, daß sie plötzlich halten?
Schimmern seh'n sie's unten in der Ebne,
Schimmern hell am Rande klarer Wasser;
Kühle Schatten, schwankend auf den Matten,
Blüh'nde Linden, spielend mit den Winden,
Und darunter seltsam freundlich ladend
Weiße Mauern, schlankgeschwung'ne Thürmlein;
Musitj Stefan's weiße Höfe sind es!
Vor den Höfen auf dem grünen Plane
Ist's lebendig von geschmückten Gästen.
Musitj Stefan, treu der frommen Sitte,
Ehrt den Tag des heil'gen Amosia,
Amosia, seines Namens Heil'gen[38].
An gedeckten Tischen, wohldewirthet,
Sitzen ihm die Freunde, festlich prunkend.
Junge Helden schwingen bunte Fahnen,
Treiben Kurzweil, flinke Rosse tummelnd.

Zu der Gusle luft'gem Saitenklange
Schlingen holde Jungfrau'n muntre Reigen,
Und im Kreiſe zu den Saiten leiſe
Tönt von Mädchenmund die Liedesweiſe:

„Tanzen wir alban'ſchen Reigen?
Iſt's bulgariſch?
Sei's albaniſch, ſei's bulgariſch,
Freud' iſt Freude!
Tanz' mit uns, o zierlich Dirnlein
Wielieblich,
Mit den Gürtlein weißen Silbers,
Um die Hüften,
Mit den Schnüren zarter Perlen
Um den Nacken,
Mit den Reigen rothen Goldes
An den Ohren,
Mit den Kränzen bunter Blumen
In den Haaren!
Doch gib Acht, was wir Dich lehren,
Zartes Dirnlein!
Käm' daher ein ſchmucker Jüngling
Von Koſſovo,
Ritt' ein prachtvoll Schwanenrößlein,
Wielvollbint,
Sänk' zur Erde von den Schultern
Ihm der Dolman,

Hing' der Säbel ſtolz ihm ſeitwärts
An drei Bändern,
Säße ſchief ihm auf dem Haupt die
Zobelmütze,
Nickt' herab 'ne Pfauenfeder
Ihm zur Schulter,
Und es ſprach' der ſchmucke Jüngling
Alſo zu dir:
„Laſſ', o Kind, die Jungfrau'n tanzen,
Nicht nach mir ſchau'n,
Nicht zu ſtören ihre Freude
Kam ich wahrlich!
„Kam nur her, um Dich zu freien,
Wilenliebchen,
Das du an dir trägſt drei Gürtel
Weißen Silbers,
Um den Schwanenhals drei Schnüre
Zarter Perlen,
An den Ohren drei Gehänge
Rothen Goldes,
In den Haaren drei Gewinde
Bunter Blumen!"
Gieb dem Jüngling dies zur Antwort,
Zierlich Dirnlein:
„Zieh von dannen ſchöner Reiter
Nach Koſſovo —
Um die Jungfrau wirbt und freit man
Nicht beim Reigen,

Um die Jungfrau wirbt und freit man
Bei dem Hauſe!
Fragſt du ziemend, wo mein Haus iſt?
Sieh', dort ſchimmert's!
Der drin waltet, iſt mein Vater,
Muſtj Stefan!"

Reiten drauf die beiden Helden näher,
Reiten näher an die weißen Höfe,
Schwingen ſchon von fern die Zobelmützen,
Grüßend ſo den Hausherrn, wie die Gäſte,
So den Reigen, wie die jungen Recken.
Muſtj Stefan aber, da er ſiehet,
Da er ſieht die edlen Helden nahen,
Springt empor von ſeinem Hausherrnſitze,
Eilt den Beiden freundlich gleich entgegen,
Schließt ſie in die wackern Heldenarme,
Küßt ſie auf die weißen Heldenwangen,
Führt ſie an die reichbeſetzten Tafeln,
Setzt ſie zu den Beſten ſeiner Gäſte,
Bietet ihnen Wein und ſüße Brode,
Spricht mit ihnen kluge Herrenrede,
Kluge Rede von den letzten Kämpfen,
Von den Kämpfen, die da noch bevorſteh'n.
Da der Rede ſie ſchon viel geſprochen,
Spricht zu Muſtj Miloſch dieſe Worte:
„Hör', mein Bruder, wackrer Muſtj Stefan'

„Vielgerühmt ob Deiner Heldenehre
Bist Du in den weiten Serbenlanden,
Dennoch zweifl' ich, ob es Dir bekannt iſt,
Ob Du's weißt, und Alles wohl ergründet,
Was da noth thut einem tücht'gen Helden,
Einem Helden, nicht wie viele heißen,
Einem Helden, der des Namens werth iſt!
Weißt Du es — wohlan, ſo nimm mein Leibroß,
Nimm mein Schwert, nimm meine Prachtgewänder,
Geh' zu Hofe heut' noch nach Kruſchewac,
Sag': „Das hab' von Miloſch ich erbeutet,
Nicht ein Held, ein feiges Weib iſt Miloſch!“
Und als Diener will ich ſelbſt Dir folgen,
Will es hören, und.... Dich leben laſſen!
Weißt Du's nicht — gibſt dann Du einem Helden,
Einem Helden von des Landes Beſten,
Was allein, o Bruder, ihm noch mangelt,
Daß kein Zweiter ihm auf Erden gleiche!“

Muſitj Stefan drauf erwiedert alſo:
„Vielgerühmt ob Heldenthum und Klugheit
Biſt Du, Miloſch, in den weiten Gauen;
Diesmal aber, Miloſch, ſprichſt Du thöricht!
Denn nicht beſſer, traun, als Muſitj Stefan
Kann, o Miloſch, ſolches Jemand wiſſen!
Was für's Erſte einem Helden noththut,
Iſt der Muth in ſtarker Heldenſeele;

Dann ein Roß, gewandt gleich und verständig,
Dann ein schneidig, wohlgekrümmtes Handschwert,
Handjar dann und Buedowan und Lanze,
Gottes Segen und ein Becher Weines!
Hat Dein Held nur Muth und Gottes Segen,
All' das Andre, was ihm immer mangle,
Find'st Du reich in Mušitj Stefan's Höfen,
Rüst' ihn aus nach eignem Wohlbedünken!"

Nimmt das Wort drauf Miloš von Pocerje:
„Mušitj Stefan, kampferfahrner Recke,
Bange wahrlich ward mir's schon im Herzen,
Daß ich meines Heldenruhms entkleidet,
Dir als Knecht müßt' folgen nach Kruschewac;
Denn, o sieh', Du nanntest treulich Alles,
Was da noth thut einem tücht'gen Helden!
Eines aber hast Du doch vergessen!
Nichts ist Muth, nichts Roß und schneid'ge Waffe,
Handjar eitel Buedowan und Lanze,
Nicht des Weines Glut macht ihn zum Helden,
Nutzlos ist ihm selbst des Himmels Segen —
Hüpft ihm nicht das Heldenherz in Wonne,
Wie im Grün ein junges Röslein hüpfet:
Ist mit ihm nicht Freudigkeit der Seele,
Wie der Tag durch Sonnenschein erst klar wird!
Einer aber ist von Serbiens Helden
Zieht mit mir vor Carigrad, die Hauptstadt,

Zieht hinaus — doch zieht er nicht mit Freude,
Weil sein Lieb ihm unverlobt zurückbleibt —
Neda, Musitj Stefan's holde Tochter.
Daß der Wackre freudig zieh' zur Feldschlacht,
Thut ein Ringlein noth ihm der Geliebten,
An der starken Rechten es zu tragen,
Zweifach kühn der Feinde Schaar zu schlagen!"

Kaum der edle Milosch dies gesprochen,
Sieh', da schlingt sich um die reiche Tafel,
Schlingt der Reigen sich vom Plane herwärts'
Eng' und enger schwingen sich die Kreise,
Drängt die Gusle, scherzt darein die Weise:

„Pflanzt' ein Knab' ein schlankes Tännlein,
Nächst dem Tännlein eine Rebe,
Nächst der Rebe zart Bosilje[39],
In's Bosilje kleine Röslein.
Läßt zurück ein zartes Dirnlein,
Zartes Nachtigallenstimmlein,
Nicht gar klein, doch auch gar groß nicht,
Aber lieblich weiß von Antlitz,
Schwarz von Aug' und schwarz von Haaren;
Läßt zurück das junge Dirnlein,
Ihm das Tännlein zu besorgen,
Ihm der Rebe treu zu pflegen,

Des Veilchens und der Röslein
Aus der Fluth der nahen Quelle.
Ist ein Jahr dahin gegangen,
Und verstrichen bald ein zweites;
Auch ein drittes geht vorüber,
Und der Knabe kehret wieder.
Kömmt daher auf prächt'gem Rosse,
Trägt den Dolman niederhangend,
Trägt den Säbel an drei Bändern,
Schief gerückt die Zobelmütze,
Und daran 'ne Pfauenfeder,
Will sein Tännlein wieder schauen.
Doch — o Wunder, großes Wunder!
Was geschieht nicht in drei Jahren?
Wie der Knab auch sinnt und sinnet,
Kann zum Mägdlein nicht gelangen
Ob der Tanne hohem Wuchse,
Ob der Reben üpp'gem Ranken,
Ob der Düfte des Veilchens,
Ob der Fülle rother Rosen,
Ob der Quelle frischem Fluthen,
Ob des Mädchens reicher Schönheit,
Bis zu ihm des Mädchens Vater,
Bis der Vater zu ihm redet
„Reich' die Hand mir, wackrer Knabe,
Sollst das Mägdlein bald erreichen
Und das Tännlein und die Röslein,
Will den Weg Dir selber ebnen!"

Muſtj Stefan hört des Freundes Werbung

Muſtj Stefan hört des Reigens Weiſe,
Hebt empor ſich von dem Hausherrnſitze,
Hebt empor ſich, ſpricht drauf dieſe Worte:
„Sagt' ich, Miloſch, daß Du thöricht fragteſt,
Thöricht, ſag' ich nun, war mein Erwiedern.
Schad' wär's aber, ſo uns Gott beſchütze,
Schade, wenn um eines Reifleins willen
Von den Feinden auch nur Einer wen'ger,
Einer blieb vor Carigrad der Hauptſtadt'"
Spricht's, und ſchließet Miloſch in die Arme,
Küßt den jungen Milan auf die Wangen,
Holt das Mädchen ſelber aus dem Reigen,
Und von Neda's Hand ein goldnes Reiflein,
Gleitet nieder an des Helden Rechte.

Wie das jauchzt dann, wie das aufwärts jubelt'
Wie der Reigen um die Neuverlobten,
Um den Helden Miloſch auch und Muſtj
Toll ſich ſchwingt in immer ſchnellrem Kreiſe,
Und die Gäſte drein jauchzt dieſe Weiſe:

„Lieblich iſt es anzuſchauen
Wie es eigen geht im Reigen,
Wie die Jungfrau bald den Jüngling
Scheint zu fliehen, nachzuziehen,

Wie der Jüngling bald die Jungfrau
Erſt an ſich ſchlingt, dann von ſich ſchwingt!
Lieblich iſt es anzuhören,
Wie die Weiſe geht im Kreiſe,
Und die ſtolze Pfauenfeder
Friedlich nickend, freundlich blickend
Mit der Nachtigallenſtimme
Zärtlich liſpelt, leiſe wiſpelt!
„O daß mein wär' — ſpricht die Feder —
O daß mein wär' Deine Stimme,
Oder meine alſo lieblich!
Ewig wollt' ich Dich beſingen,
Dich, du meines Lebens Freude!"
„O da' mein wär' — ſpricht die Stimme —
O daß mein die Pfauenfeder,
Oder meine alſo prächtig!
Ewig wollt' ich dich nur ſchmücken,
Dich, du meines Lebens Zierde!"
Glück in Fülle muß es geben,
Traun, bei ſolchem Liebesſtreben!"

Mara.

Streben auf zwei wipfelhohe Eichen,
Streben mächtig aufwärts um die Wette;
Ihnen nach zwei schlanke Fichten grünen
Aufgewachsen lieblich in Gemeinschaft.
Bundesbrüder sind die stolzen Eichen,
Bundesbrüder, vielgerühmte Helden:
Milosch Einer, Brankowitz der Andre.
Und die Fichten grünend nah den Beiden,
Sind zwei Schwestern, Lazars edle Töchter,
Mara und die sanfte Wukosawa,
Der gepriesnen Helden holde Eh'frau'n. —

Sieht Frau Mara, sieht die Eiche Milosch
Sieht sie stolz empor zur Höhe streben,
Stolz und herrlich, doch auch immer kräft'ger,

Frisch und prächtig, doch auch immer kühner;
Sieht sich drob die junge Fichte freuen,
Wukosawa, Mildsch's sanfte Eh'frau,
Und im Herzen kann sie's nicht ertragen,
Kann nicht schau'n der Eiche glücklich Wachsthum,
Nicht der Fichte grünend sel'ge Wonne.
Einsam sitzt sie in den weißen Höfen,
Läßt den Flachs, die Spindel müßig liegen,
Läßt im Schrank die goldne Nadel rosten,
Läßt den Garten Unkraut überwuchern,
Einsam sitzt sie, gibt nicht Red' und Antwort,
Spricht nicht: „Dieses grämt mich oder jenes!"
Niemand weiß es, was Frau Mara schmerzet. —

Da sie also sitzt seit vielen Tagen,
Still sich grämt und Thränen viel vergießet,
Tritt zu ihr die treue Dien'rin Stana,
Ihrer Herrin Trübsinn zu verscheuchen,
Borgt sie Märchen aus den alten Tagen,
Wie die Heil'gen einst die Güter theilten,
Wie am Sonntag Djakon Stefan fä'te
Und darob zwei Engel ihn ermahnten,
Wie Maria, die des Feuers waltet,
Einst der Hölle finstern Raum besuchte,
Was sie weiß von Nuje und Smeuu,
Von Car Duklian, vom heil'gen Sawa[40],
Trägt sie vor, so gut sie's kann in Liedern.

Doch Frau Mara höret nicht der Märchen,
Achtet nicht der Lieder, will nicht froh sein.
Da versucht noch Eins die treue Dienrin;
Singt vom edlen Brankowitjenstamme
Manche That der Königsgrossen preisend,
Singt von Vuk's zahlreichen Zweigefechten,
Und wie Keiner lebt im Serbenlande,
Der ihn zu besiegen wär' im Stande.

„War ein Schwert im Serbenlande,
Keiner weiß es wie der Schmied hieß,
Der die seltne Waffe schweißte;
Eines aber weiß ein Jeder,
Daß der Schmied, der es geschmiedet,
Sieben Jahre dran gehämmert,
Daß er's dann mit zehn Gesellen
Und an hundert fünfzig Steinen
Schärft' und wetzte noch drei Jahre,
Bis es schnitt an beiden Seiten,
Daß ein Haar es nach der Länge,
Selbst ein fein's, vermocht' zu theilen,
Harten Felsen auch zu spalten,
Bäume fällen, Stahl zerschneiden,
Ohne Scharten je zu kriegen.
Wer das Schwert zu führen wüßte,
Sollt' im Feld dem Schnitter gleich sein,
Der nur möcht rechtshin, linkshin,

Und wie Halme fällt die Feinde;
Doch im Zweikampf selbst dem Tode
Mit dem wadrlich schwer zu ringen,
Weil noch Keiner ihn bezwungen,
Und ein Jeder ihm erlegen. —
War kein Held im Serbenlande,
Der das Schwert verstand zu führen,
Keiner, der's nur konnt' erheben.
Und so lag es in der Schmiede,
Lag vergessen unterm Ambos,
Ganz vergessen, bald verrostet,
Bis der edle Wuk sich auftat
Aus dem Stamm der Brankewitsje,
Bis er nach der Schmiede hinging,
Und das Schwert vom Boden aufhob.
Bei dem edlen Brankewitsjen
Ist seitdem die mächt'ge Waffe,
Und er weiß es, sie zu führen.
Darum gleicht er auch dem Schnitter,
Der da mähet in der Feldschlacht,
Rechtshin, linkshin, daß gleich Halmen
Feinde rings den Boden decken;
Darum ist er auch im Zweikampf
Wie der Tod, den Jeder fürchtet,
Weil noch Keiner ihn bezwungen,
Und ein Jeder ihm erlegen.
Willst du wissen, wer der Schmied war,
Der geschmiedet solche Waffe?

War ein Mann von finstrem Blicke,
Trug zwei Höhlen statt der Augen,
Knochen statt der Arm' und Beine;
Ohne Haupthaar war sein Schädel,
Hatt' ein furchtbar grauses Ans'eh'n,
War der Tod selbst, wie erzählt wird."

Singt von Miloseh dann, dem edlen Helden:

„Einer ist im Lande Serbien,
Hüte dich vor ihm im Frieden,
Hüte dich vor ihm im Kriege.
Führt im Frieden wohl die Gusle,
Singet Lieder wunderlieblich;
Lass' nur ab, wenn du gedenkest
Im Gesang ihn zu bemeistern:
Denn die Wilen selbst besiegt er,
Singt mit ihnen um die Wette.
Neulich erst im Waldgebirge
Hatt' er Wettstreit mit der Wila,
Und sie schoß ihm ihren Pfeil nach,
Weil er lieblicher gesungen.
Wahrlich, wahrlich, wär' erlegen,
Stand ihm Marko nicht zur Seite,
Der den Pfeil ihm aus der Kehl' zog,
Und die wilde Wila zähmte!

Keinen Wald darf er besuchen,
Weil die Wilen all' ihm zürnen,
Ihm, dem Meister des Gesanges.
Führt im Krieg den schwersten Topus,
Gleich an Schwere zwanzig andern,
Doch für ihn ein leichtes Spielzeug.
Warf ihn jüngst bei den Lateinern,
Da er hinkam Steuer fordern [61],
Hoch über die weiße Kirche,
Daß der Topus in den Wolken
Lange, lange schien verschwunden,
Und als er dann fiel zur Erde,
Jenseits der gebauten Kirche
In des Banes Höhen einschlug,
Ihm zerschlug das prächt'ge Glashaus,
Zwei der Söhne traf zu Tode,
Und dazu zwölf Meeres-Obern
Und zwölf Herrn von edlem Stande.
Seiner ist im Lande Serbien,
Hüte dich vor ihm im Frieden,
Bist du Meister nicht der Wilen;
Hüte dich vor ihm im Kriege,
Bist du nicht ein Brankowitje!"

Spricht von Vukosawa dann, der schönen,
Wie sie jeder liebe, jeder preise
Wie ihr Lob ertön' von jedem Munde,

Wie voll Reiz. . . Da ſpringt empor Frau Mara
Gleich der Schlange, die am Quelle lauert,
Wenn Du arglos hintrittſt, draus zu ſchöpfen.
„Schweig' Nicht weiter! Biſt auch Du gedungen,
Mir der Tage Fluth noch mehr zu trüben,
Mir das Ohr mit Miloſch's Ruhm zu füllen,
Und dazu mit Wukoſawa's Preiſe?
Falſche Magd, daß jedes Wort ein Pfeil wär',
Sich zurück in Deine Bruſt zu bohren,
Wie es mich in tiefſter Seel' verwundet!"
Ruft es aus, bricht aus in heiße Thränen,
Thränen, die in wilden Strömen gießen.

Horch — da pocht es an des Hofes Thoren,
Pocht daran mit wohlbekannten Schlägen.
„Oeffne Mara! Oeffne, theure Eh'frau!
Sieh', es kehrt Dir Wuk zurück vom Zweikampf!"
Da dies hört Frau Mara, eilt ſie ſelber,
Eilt hinab, des Hofes Thor zu öffnen.
Doch ſie grüßt den Herrn nicht, da er heimkehrt,
Hält ihm nicht den Bügel, daß er abſteigt,
Streichelt nicht, wie ſonſt, des Roſſes Mähnen,
Bricht nur aus in neue Thränenfluten.

„Sprich, o Mara, vielgeliebte Eh'frau!
Sprich, was ſoll, o Mara, dies bedeuten?"

Trägt Herr Wuk, da er erstaunt dies schauet:
„Niemals wahrlich sah ich Heldenfrauen
Ihren Herrn mit solchem Gruß begrüßen,
Kehrt er heimwärts von gefochtnem Zweikampf,
Heimwärts, neuen Sieges sich zu freuen!
Hat ein Wolf das Söhnlein uns zerrissen?
Hat ein Feind die Hürden fortgetrieben?
Oder sprich, ist Uebles sonst geschehen?“

„Nicht zerrissen hat ein Wolf Dein Söhnlein,
Nicht ein Feind die Hürden fortgetrieben,
Auch ist sonst nichts Arges widerfahren!
Doch — was nützt der Ruhm all Deiner Thaten,
Was der Siege Glanz, der Feinde Schrecken
Seh' ich Dich, o Brankowitj erniedert,
Neben ihm, der Stute wildem Sohne[62],
Neben ihm, dem besser wär' zu schaffen
Mit der Gusle und der Vogelrutbe,
Als mit Schwertern und mit Buschdwanen?
Muß ich hören, wie nur ihn das Lied nennt,
Als schlug' er, nur er des Caren Schlachten,
Hören, ihn das Haupt der Heere nennen,
Die der Car nach Carigrad will senden,
Hören, wie ihn die bethörte Menge
In den Meidans[63] „ihren Milosch“ nennet
Ihn begrüßend als den künft'gen Caren,
Während Du, vielmächt'ger Kön'ge Sprosse,

Edel, wie kein zweites Blut in Serbien,
Still und dunkel lebst in Deinen Höfen,
Fern dem Ruhme, fern des Thrones Glanze,
Den Du mit viel beſſrem Recht beſtiegen,
Als Du ihm, o Brankowitſch, dieneſt!
Soll ich weinen nicht, darf Wukoſawa
Miloſch über Brankowitſch erheben,
Ihn nur tapfer preiſen, Dich verſchmähen?
Oder ſprich, iſt's wirklich hingekommen,
Daß der Guslenſtreicher von Poſcrija
Einem Brankowitſch den Preis entrungen?
Iſt es ſo — dann führ' mich hin zu ſterben!
Doch dorthin, wo mich nicht Menſchen ſehen,
An's Geſtad', in's öde Felſengklüfte!
Denn kein Aug' iſt auf der Erde Weiten,
Das ich wagte ohne Schmach zu ſchauen!
Führ' mich hin! Du aber geh' zu Miloſch,
Geh, vor ihm zur Erde Dich zu neigen —
Ich will ſterben, will verkommen elend,
Ehe mich vor Wukoſawa beugen!"

Wuk vernimmt Frau Mara's bittre Klage.
Nicht vermag er weinend ſie zu ſchauen,
Flammt empor wie hell lebendig Feuer,
Schlägt des Säbels Griff mit ſeiner Rechten.
„Sollſt mir weinen nicht, geliebte Eh'frau,
Sollſt nicht weinen, ſollſt Dich nimmer härmen!

Kehr' ich heim auch erst von heißem Zweikampf,
Will ich doch bestehn gleich einen zweiten!
Sollst gebändigt schaun den Helden Miloſch
Und ſein Haupt im Staub zu Deinen Füßen,
Und vor Wukoſawa nicht ſoll Serbien,
Soll vor Mara ſich, der Carin, beugen!
Alſo ſchwör' ich's bei des Himmels Gnade,
Schwör's beim Königsblut der Brankowitje!"

Sprichts, und ſchwingt ſich auf den flinken Renner,
Jagt hinaus in's Dunkel ſpäter Nachtzeit,
Jagt von einem Zweikampf in den andern. —

Die Stiftung Ravanica's.

1348.

Auf Kruschewac, der geschmückten Hofburg,
Strahlt es festlich in den hohen Hallen,
Hört man laut der Freude Ruf erschallen.
Lazar, nun gesalbt zu Duschan's Erben,
Nun geziert mit Stefan's heil'ger Krone,
Hat um sich des Reiches Herrn berufen,
Sie berufen, und wie sie gekommen,
Ihm als Caren huld'gend zu begegnen,
Sie gereiht an seiner Tafel Runde,
So wie Jedem Rang und Alter eigen.
Oben an der goldnen Carentafel
Sitzt er selbst in leuchtendem Gewande.
Ihm zunächst der weise Jug zur Rechten,
Ihm zunächst Wuk Brankowitsch zur Linken.
Heitres Wort hat dieser auf den Lippen,
Zu verbergen, wie es tief ihn kränke,

Daß im Zweikampf Milosch ihn bezwungen.
Jug's neun Söhne dann nach Reih' und Alter,
Musitj Stefan, Strahina der Bane,
Marko auch, Topliza und Kossantschitj,
Und manch Andrer noch nach Rang und Würde.
Doch zu unterst Milosch von Poserie.

Kühlen Wein schenkt Golubau, der Diener,
Schenkt ihn ringe in hohen goldnen Bechern,
Jeden Becher, den er reicht dem Caren,
Trinkt zuerst der treue Diener selber.
Und so sind die Herrn zu schauen prächtig,
Wie sie da im stolzen Kreise sitzen,
Wie sie hoch die vollen Becher schwingen,
Wacker sie zur letzten Neige leeren,
Und dann nieder auf die Kniee senken:
Schön zu hören, wie bedachte Rede,
Lob und Preis vollführter Heldenthaten,
Sang und Trinkspruch zu des Caren Ruhme
Wechselnd gehn von Heldenmund zu Munde. —

Da mit Eins wird's lichter in den Hallen:
Ob ein Stern des Himmels drin erschienen,
Wiederstrahlt es von den hellen Wänden.
Frau Militza, die Gebiet'rin ist es,
Die heranwallt durch die Festesräume!

Leise wallt sie dar in holder Demuth,
Reich an Pracht und leuchtenden Gewändern,
Nur das Aug' in schwerem Zweifel lassend,
Ob verdunkeln mag des Aufwands Fülle,
Ob erhöh'n so hohe Frauenmilde,
Und was erst von Allem zu bewundern.
Wie die Gürtel, helle Funken sprühend,
Neunfach um den schlanken Leib sich schlingen!
Wie die Spangen leuchtend und die Ketten
Neunmal um des Nackens Schnee sich winden!
Wie die Reiher in den Haaren prunkend
Neun an Zahl das dunkle Haupt umwallen!
Wie die Krone in den Flechten schimmert
Von der Federn Weiße überschwungen!
In der Krone aber sind drei Steine,
Sind zu schau'n in rother Goldesfassung,
Leuchtend Nachts, gleich wie die Sonn' am Tage.

Naht dem Caren also die Gebiet'rin,
Spricht zu ihm sich demuthvoll verneigend:
„O Gebieter, ruhmgekrönter Lazar!
Unrecht mag es sein, daß ich es wage,
Daß ich's wag', zu ungewählter Stunde
In der Helden festlicher Gemeinschaft,
Und vor Dir, o Care, zu erscheinen'
Unrecht mehr noch, daß ich's unternehme,
Dir des Festes ernste Heldenwürde

Mit vieleitlem Frauenwort zu stören!
Doch zu schweigen, Herr, vermag ich nimmer,
Länger nicht zu bergen stumm versenket,
Was die Seele denket und mich kränket!
Allbekannt ist's von Nemanja's Stamme,
Von den edlen königlichen Sprossen,
Die da herrschten in den alten Tagen,
Allbekannt, wie sie des Glaubens wahrten,
Wie sie nie des Goldes eitle Lasten
Aufgehäuft in ihrem Schatze litten,
Nichts von Gut und andrem Reichthum sparten,
Stets bedacht nur, zu des Kreuzes Ehre
Kirchen zu erbauen und fromme Klöster,
Brücken auch und manche edle Stiftung,
Die noch heut' von ihrer Demuth kündet.
Denk' an Detschan, an das weiße Kloster,
Waldumrauscht im herrlichen Metochien,
Dran Car Duschan bauete zwölf Jahre!
Kloster Dewitj auf Kossovo's Gynen,
Milutin, des Königs, fromme Gründung!
Petri-Kirche, von Pasar nicht ferne!
Studenitza, im Gebirg gelegen,
Simeun[44], des Königs, fromm Gelöbniß!
Selbst Wukaschin, der Merljawtschewitje,
Sieh', ein Kirchlein baut' er im Gebirge,
Seines Namens bleibendes Gedächtniß!
Und nur Du, o Herr, den Gott gesegnet
Wie noch keinen von den Fürsten allen;

Du, den Gottes Hand, in Wundern thätig,
Aus der Knechtschaft unscheinbarem Staube
Zu des Thrones lichtem Glanz gehoben,
Du versäumest frommer Werke Stiftung,
Säumst ein Denkmal dankbar fromm zu setzen
Deinem Hort und Deiner heil'gen Schütz'rin!
Was soll Geld bei Geld in Deinem Schatze,
Erz bei Erz und Stein bei Edelsteinen?
Nicht zum Wohl des Leibes kann's gedeihen,
Nicht zum Heil der Seele kann es frommen,
Nicht zu irgend Jemand's von den Deinen!
Wär's nicht besser, daß in frommen Werken
Es, o Car, Dich selber überdau're,
Deinen Ruhm und Deine Macht verew'gend,
Kündend, wie Du lebtest gottergeben?
Darum zürne nimmer, o Gebieter,
Daß ich's wagte, Dir des Festes Würde
Mit Ermahnung solcher Art zu stören!
Nimm das Wort in Gnaden auf zur Stunde,
Kam's auch nur — von eines Weibes Munde!"

Also spricht Milizza, die Gebiet'rin.
Lazar aber spricht zu seinen Gästen:
„Wohl auf unsrer Frauen weise Rede,
Ziemt es uns, Ihr wackern Herrn zu merken!
Mahnt uns auch die gottergebne Carin
Nicht an Dinge, deren wir nicht dachten,

Facht ſie neu doch an viellheure Wünſche,
Die wir längſt in ſtiller Seele hegten.
Darum hört, und ſei's gelobt zur Stunde!
Eine Kirche wird Car Lazar bauen,
Wie erſchaut ward keine noch auf Erden!
Tief im Erdſchoß, feſt für ew'ge Dauer,
Muß verſenkt der Grundbau ſein im Erze;
Silbern, gleich der Sonne weit zu ſtrahlen,
Muß empor die ſchlanke Mauer ſtreben,
Golden ſein das Dach, und Schmuck und Zierrath
Pure Perl' und koſtbares Geſteine;
Daß ſie fernhin glänzend, Jedem kenntlich,
Später Zeit noch ſeinen Namen nenne!
Wird ſolch Denkmal eine würd'ge Stätte
Einſt, o Carin, Deiner frommen Andacht!"

Spricht kein Wort darauf die edle Frauen,
Beugt das Knie nur vor des Caren Throne,
Küßt die Hand ihm und des Kleides Goldſaum.
Doch die Helden all' im weiten Kreiſe
Stehen auf, die goldnen Becher ſchwingend,
„Heil Dir, Heil, auf daß Du es vollführeſt!"
Tönt es laut, als käm's aus Einem Munde. —
Einer aber will den Ruf nicht theilen:
Unten ſitzt er an der Tafel Ende,
Spricht kein Wort, ſchaut ſchweigend in den Becher;
Obilitj iſt's, Miloſch, der Wojwode.

Lazar merkt's. Und seinen goldnen Becher
Reicht er dar dem seltsam stummen Gaste.
„Sag', wie kömmt's, daß Du, der Einz'ge, schweigest
Wo uns Andre lauten Beifall künden?
Sprich! Weißt Du allein uns nichts zu sagen,
Da wir kaum gelobt ein solch Gelöbniß?
Oder kannst Du's, Milosch, nicht verschmerzen,
Daß wir zögern, Dich mit stolzer Heermacht
Vor die Mauern Carigrads zu senden,
Dir den Anlaß neuer Heldenthaten,
Neuen Heldenruhmes vorenthaltend?"

Auf springt Milosch von dem niedern Sitze,
Nimmt vom Haupt die weiße Zobelmütze,
Neigt in Ehrfurcht tief sich vor dem Caren;
Nimmt den Becher drauf, den dargebotenen.
„Dank, o Herr, für solcher Worte Gnade!
Nicht weil minder Milosch liebt den Caren
Blieb er ihm des Beifalls Zuruf schuldig,
Nicht weil Du gen Carigrad nicht ausziehst;
Weil er anders denkt nur als die Andern!
Groß, o Lazar, nenn' ich Dein Gelöbniß,
Dein ist auch die Macht, es zu vollführen.
Doch nicht will die Zeit zu solchem Werke,
Will nicht scheinen jetzund mir gelegen!
Nimm zur Hand, o Herr, die alten Runden!
Nimm die Bücher, drin der Zukunft Weisung!

Lies darin, und ſieh', was ſie Dich lehren!
Was ſie lehren, iſt, — daß nimmer müd' wird
Zu umlauern Dich des Moslims Auge,
Und daß Türkentrutz nicht alſo zähe,
Daß gebeugt er auch gebrochen wäre!
Lehren, daß die Zeiten nicht undenkbar,
Da der Mond, der blut'ge, wieder aufgeht,
Murad's Mond auf Serbiens ſchönen Ebnen;
Nicht die Tage, da dem drohn'den Monde
Sturmgleich neue Türkenheermacht folge,
Dir das Land mit Blut zu überſchwemmen;
Daß im Blut dies ſtolze Reich verſinke,
Und wo einſt Dein gläub'ger Thron geſtanden,
Sultan Murad's grünes Zelt erblinke!
Furchtbar dann iſt ſeines Fußes Schreiten!
Gleich dem Wild, der ehr'nen Kett' entronnen,
Wird er hin durch Thal und Bergwald raſen,
Ohn' Erbarmen im Verwüſtungswahnſinn
Kirchen rings und Klöſter, ſtolze Veſten,
Zu Verwüſtung und in Trümmer ſtürzend!
Untergang wird ſeiner Ferſe Merkmal!
Aus der Erd' auch wühlt' er dann den Grundbau,
Den Du ſorgſam legſt für ew'ge Zeiten;
Schmilzt das Erz und formt es zu Geſchoßen,
Deiner Burgen Wälle zu erſchüttern;
Schmilzt das Silber, um von Deinen Mauern,
Seiner Roſſe Hufe zu beſchlagen,
Bricht das helle Gold von Deinen Dächern,

Gürtel ſich und Roſſeszaum zu ſchmücken:
Löſt die Perlen von den Heilgenbildern,
Um der Buhle Nacken ſie zu ſchlingen:
Bricht den Edelſtein aus dem Getäfel,
Steckt an Ring und Griff damit zu prunken!
Darum hör', o ruhmesreicher Lazar,
Hör' auf eines treuen Dieners Rathen!
Abſeits von der breiten Heeresſtraße,
Da mich hin einſt trug die irre Wand'rung,
Fand ein Thal ich im Gebirg Kutſchaja,
Fand's in der Reſawa prächt'gem Gaue,
Still und heimlich, ſeitwärts und entlegen,
Rings umrauſcht von laubesreicher Waldung.
Dorthin, Lazar, baue Deine Kirche!
Doch erbau' ſie nicht von Gold und Silber!
Send' hinaus, laſſ' harten Marmor brechen,
Starren Felsſtein in den Felsgebirgen!
Bau aus Fels Dein Kirchlein Ravanizza,
Schlicht und fromm, wie es dem Glauben ziemet!
Währen wird dann ewig Deine Stiftung,
Ueberdauern manchen Sturmes Wüthen,
Künft'gen Tagen ein geheiligt Denkmal!
Und wenn einſt zu ſchwer des Joches Härte,
Car, auf Deines Stammes Söhnen laſtet —
Nach dem Kirchlein werden ſie dann wallen,
Werden beten zu dem kalten Felsſtein,
Beten, bis ſie Funken draus beſchwören,
Funken der Erinn'rung einſt'ger Größe,

Die das Herz zu freiheitsel'gem Wagen
Und den Muth zu kühner That entzünden —
Bau' aus Fels, o Lazar, bau' aus Felsen!"

So spricht Milosch. — Bogdan hört die Rede,
Nickt dazu mit seinem greisen Haupt:
„Wie er sprach, so les' ich's in den Büchern!"

Lazar aber geht vom Festgelage,
Geht hinaus in's Waldgebirg Kutschaja,
Baut aus Fels das Kirchlein Ravanizza [45]

Sechstes Buch.

Marko an Lazar.

„Mächt'ger Lazar, lichter Car von Serbien!
Nicht erſcheinen im Reſavathale,
Nicht die fromme Stiftung werd' ich ſchauen,
Die mit Gottes Beiſtand Du vollendet,
Die zu weih'n des Herren frommem Dienſte
Du nun Helden lädſt und edle Freunde!
Denn, o ſiehe, Lazar, lichter Care,
Wahres ſprach der Sänger von Poserie!
Ob die Wila in des Waldes Gründen
Ihn gelehret all' die Wunderrede?
Ob er mit der Ahnung hellem Auge
Sah das Unheil, das Du nährſt am Buſen?
Schneller immer, als im Heldenherzen,
Schneller, als ich ſelbſt es mochte glauben,
Eher, als er ſelber es wohl ahnte,
Scheint es, will die Rede ſich bewähren!

Sieh' — schon hat des Mondes blut'ger Abglanz
Von Bulgarien überströmt die Ebnen!
Fruchtlos war es, daß sich Schumla wehrte,
Fruchtlos, daß ich selber ihr mein Schwert lieh!
Schumla liegt, die herrlichste der Vesten[46];
Machtlos zieht ihr Kral, ein traur'ger Schatten,
Zieht einher, ein Knecht im Trosse Murad's,
Und gefesselt in des Sultans Kerkern
Sitz' ich selbst, o Lazar, ein Gefangner!
Wird wohl Murad, werden der Veste
Sieger in dem fernen Karamanien[47],
Sieger hier im mächtigen Bulgarien,
Werden sie, mit neuer Kraft gerüstet,
Herr, an Deinem Serbien vorbeiziehn,
Streit vermeidend, fliehend neue Fehde,
Da die Zinnen Gariqrad's, der Hauptstadt,
Fruchtlos noch der Fahnen Duschan's harren?
Nein, o Lazar, nein! Für all' die Tage,
Da, was Roßschweif, Halbmond war und Turban
Angstgescheucht zerstob vor Deinen Heeren,
Schandevoll vor Milesch's Bosdowanen,
Für erlittne Schmach, verlorne Schlachten
Lebt in Türkenseelen kein Gedächtniß!
Eins nur hat drin Raum — geschworne Feindschaft
Allem, was da trägt des Kreuzes Zeichen.
Tod, Verderben, Untergang, Vertilgung
Jedem Odem, jeder Scholle Landes;
Bis, so weit genannt wird Christi Namen,

Jede Lirv' verstummt in gläub'gem Beten,
Statt des Kreuzes in die blauen Lüfte
Ragt ein Wald von schlanken Minareten!
Drum, o Lazar, mach' Dich auf bei Zeiten!
Lang' genug, fürwahr, hast Du gesäumt schon,
Hast gesäumt und bösen Rath vernommen!
Mach' Dich auf und sammle Deine Heere;
Rüste Dich, gen Carigrad zu ziehen!
Rüste Dich, des mächt'gen Duschan Erbe,
Daß Dein Schwert, eh' es zu spät geworden,
Dir, was Dein, am Vespor auch erwerbe!"

Kaum erlas der Car dies Schreiben Marko's,
Steht er auf vom Fest der Kirchenweihe,
Läßt ergeh'n dies Aufgebot in Serbien:
„Wer ein Serb' ist oder Serbenstammes,
Serbenblutes oder Serbenabkunft,
Der erscheine gewappnet vor Kruschewac!
Will mich nun, da im Resawathale
Mir erbaut das Kirchlein Ravanitza,
Will mich selbst gen Carigrad erheben,
Will nicht rasten, bis ich treu vollzogen
Duschan's, meines Ahnen heil'ge Satzung!"

Brod und Wein.

1849.

Vor Kruschewac mitten auf dem Plane
Ist ein Prachtzelt ausgespannt zu schauen
Wie die Sehne keines noch bedeckte,
Keines wohl sie wieder wird bedecken!
Weithin prunkt's in blendendheller Weiße
Wie ein Frühlingsbaum im Sonnenscheine;
Weithin schimmern dran die Silberspitzen,
Gleich wie Thau in Frühlingsbäumen schimmert.
Frisch bewegt vom Zug der Morgenlüfte
Weht darob die lichte Kreuzesfahne.
Drinnen aber tönt ein ernstes Singen,
Tönt zu Weihrauchduft und Glockenklingen
Lang und laut in fremdem Betertone
Sang der Koludjeren, Diakene;
Und umher gleich eines Sees Wellen,
Wenn sie, leis bewegt vom Hauch der Frühluft

Auf und ab im Sonnenscheine schwellen,
Ist von hunderttausend Lanzenspitzen,
Schildern, Helmen, Schwertern, Muselmanen
Anzuschaun ein unabsehbar Blitzen.

Ist dies Heer nicht Lazar's prächt'ge Kriegesschaar?
Gilt die Macht nicht auserles'ner Streiter
Carigrad, der fernen Bosporhauptstadt?

Wohl sind's Lazar's auserles'ne Streiter,
Doch nicht Carigrad, der Bosporhauptstadt,
Gilt die prächt'ge Kriegsschaar; — andrem Kampfe
Wird der Car dies Heer entgegen führen!
Aufgebrochen von der Asche Schumla's
Ist mit seiner Heerschaar Sultan Murad,
Hob empor sich über die Gebirge,
Ziel hernieder auf Kossovo's Ebne,
Schrieb von dort dies Blatt dem lichten Caren:
„Nimmer gut that's, kann auch nimmer gut thun,
Daß zwei Helden, gleich an Muth und Kühnheit,
Friedlich in des Ruhmes Glanz sich theilen!
Nimmer gut that's, kann auch nimmer gut thun,
Daß zwei Herrscher, gleich an Macht und Anspruch,
Eines Land's und Eines Reiches walten!
Nimmer gut that's, kann auch nimmer gut thun,
Daß die Raja zwei Gebieter höre,

Bald des Einen, bald des Andern Seckel
Füllend mit der Steuer schweren Lasten!
Herr sein muß nur Einer — Knecht der Andre!
Drum, o Lazar, und weil's nicht mehr denkbar,
Daß wir Beide herrschen hier auf Erden; —
Statt Dein Heer gen Carigrad zu rüsten,
Sende mir der Burgen goldne Schlüssel,
Sende mir die Schlüssel Deiner Klöster,
Send' die Abgab' sieben voller Jahre!
Willst Du's nicht, — wohlan, dann heb' empor Dich!
Mach' Dich auf nach Kossovo zur Stunde,
Daß allhier der Schwerter blanke Schneide
Wer nun Herr, wer Knecht soll sein, entscheide!" —
Und der Car, da er dies Blatt gelesen,
Weinte brilliant, weinte heiße Thränen,
Weil er nicht zum Vespver sollte ziehn nun,
Ließ zur Stunde dieses gleich verkünden:
„Gilt's auch nicht mehr, Carigrad erwerben,
Gilt es doch, den Sultan zu bekämpfen,
Gilt für's Kreuz und gilt für Serbien sterben!
Drum wer Serb' ist oder Serbenstammes,
Serbenblutes oder Serbenabkunft,
Der erscheint gewappnet vor Kruschewac!
Schwerer Fluch, Verdammniß treff den Säum'gen!
Daß der Hände Werk ihm nicht gedeihe,
Im Gefild der Weizen ihm nicht fruchte,
Nicht die Rebe in den Weingebirgen!
Daß sein Haus, der Nachkunft bar, verröde!"

Folgend ſolchem heil'gen Aufgebote
Lagern auf der Ebne von Kruſchewac,
Lagern nun die tapfern Heeresſchaaren.
Serbiens und Bulgariens wackre Streiter,
Boſniens Recken und der Cernagora,
Wagende Herzegowinerhelden
Und Albaniens kampferfahrne Söhne
Lagern hier geſchaart um Lazar's Banner,
Lagern um das Zelt, das kreuzgeſchmückte,
Eh' ſie ziehn nach Koſſovo's Gefilden,
Von geweihter Hand der Oehlung Weihe,
Letzten Brodes Segen zu empfangen.

Sieh' — jetzt thut ſich auf des Zeltes Linnen!
Und umſtrahlt von hundert hellen Kerzen,
Und umwogt von Wolken Weihrauchduftes
Wallt daraus hervor der Zug der Prieſter!
Angethan in feſtliche Gewänder
Schreiten voran dreißig Diakone,
Goldne Becher mit des Kreuzes Zeichen
Und geſchmückt mit grünem Laubgewinde
Tragen ſie gefüllt mit heil'gem Weine.
Angethan in feſtliche Gewänder
Folgen ihnen dreißig Protopopen,
Weiße Brode mit des Kreuzes Zeichen
Und geſchmückt mit grünem Eichenlaube
Tragen ſie in ſilbernen Gefäßen.

Mönche folgen, aus der Klöſter Stille
Zu des Feſt's Verherrlichung berufen,
Zehn Wladyken dann im Kirchenſchmucke
Betend laut aus aufgeſchlagnen Büchern.
Doch zuletzt in der Wladyken Mitte
Wallt der Patriarch im heil'gen Anzug,
Wallt einher das Bild vom Gottesſohne
Hoch empor in ſeiner Rechten haltend;
Diakone ſtützen ihn im Gehen,
Den Gebeugten von der Jahre Laſten.

Vor dem Zelt auf grünem Frühlingsplane
Hält der Zug. — Und Lied und Glocken ſchweigen,
Und zum Heere ſpricht der greiſe Prieſter:
„Gläub'ge Schaar, o Schaar von Chriſtuskämpfern!
Sieh', vor Vielen hat der Herr erwählt Dich,
Dich erwählt zu heiligem Beginnen,
Dich zu ſchönem Märtyrthum berufen!
So wie Er den Tod für Dich erkoren,
Dich mit ſeines Bluts geweihter Welle
Aus der Sünde ſchwerem Joch erlöſend,
Sollſt für Ihn auch freudig Du nun ſterben,
Durch Dein Blut des Kreuzes Hort bewahrend
Vor der Knechtſchaft Schmach und vor Verderben!
Und Du wirſt es, Schaar geweihter Helden!
Denn geſtählt in heil'gem Glaubensfeuer
Iſt die Schneide Deines Heldenſchwertes,

Und mit kühnem Freiheitsstolz gewappnet
Ist die Brust, die Du dem Feinde bietest!
Wirst es — ob mit stolzen Siegeszeichen
Du zurückkehrst aus geschlagnen Schlachten,
Ob die Wahlstatt decken Deine Leichen:
Weil so sterben nimmer heißt erliegen,
Heißt, wie Er, des Leibes nur entkleidet,
Mit der Wahrheit heil'rem Schwerte siegen'
Heißt erwerben nur die Palmenkrone,
Die der Herr im Jenseits als Vergeltung
Um die Stirne legt dem Märtyrsohne!
Heißt nur fallen, wie im Lenz, im milden,
Fällt der Same aus des Sämanns Händen
In den Schoß von hoffenden Gefilden!
Zu verwesen nicht — im goldnen Schimmer
Schöner und verjüngt nur aufzugeben,
Und zu blühn für ewig dann und immer!
Drum zieh' hin und zieh' in Christi Namen!
Deine Kraft sei — kämpfend ihn bekennen,
Und Dein Siegen — für ihn sterben! — Amen!"

„Amen! Amen!" wiederhallt die Syne,
„Amen!" hallt es unter Fahnenrauschen,
Schlachtenruf und hellem Schilderklange,
Daß die Berge fern es wiederhallen,
Und mit „Amen" zieht in langen Reihen,
Zieht die Heerschaar freudig nun vorüber.

Held für Held den Segen zu empfangen,
Held für Held von heil'gen Priesterhänden
Stärkung durch des letzten Mahls Geheimniß,
Jeder Sünd' und jedes Fehls Entsühnung.

Früh vom Aufgang bis zum Sonnensinken
Währt der Speisung Werk und will nicht enden,
Enden nicht, da in des Himmels Tiefe
Schon des Abends lichter Stern erschienen;
Und erst spät, da schon die letzten Krieger
An dem Segenszelt vorbeigezogen,
Nah'n die Fürsten, naben die Wojwoden,
Nah'n auch sie der heil'gen Kost begehrend.

Lazar naht der Erste, er, der Gare.
Herrlich ist der lichte Held zu schauen
In Car Duschan's strahlendem Gewande:
Tausend Sterne scheinen eingeschliffen
Mit den Steinen, mit den zarten Perlen
In der Krone goldgebognen Reifen,
In der Rüstung spiegelndem Gefüge,
In des Mantels wallend weiten Falten,
In des Schwertes goldgeformtem Handgriff.
Niederkniet er in den grünen Rasen,
Knie' nieder vor dem Segenszelte,
Faltet fromm die tapfern Heldenhände,

Neigt das Haupt in brünſtigem Gebete.
Doch mit Wehmuth ſieht der greiſe Prieſter,
Sieht den Caren an mit feuchtem Blicke,
Schaut dann traurig in den goldnen Becher.
Denn zu End' iſt Brod und Wein gegangen;
Nicht, wie einſt am Oelberg, will das Wen'ge
Heute für ſo große Menge langen.
„Car! — ſo ſpricht er — frei biſt Du von Sünden,
Biſt zum Kampf der Weihe nicht bedürftig,
Du, den ſelbſt der Herr geweiht zum Krieger!"

Sieh', da tritt ein Mägdlein jung und roſig,
Aus des Abends ſpätem Dämmerdunkel
Vor den Prieſter plötzlich und den Caren!
Anzuſchau'n gleich einem Wunder lieblich,
Weines trägt ſie einen goldnen Becher,
Weißes Brod in blendendweißem Linnen,
Kniet nieder an des Prieſters Seite,
Kniet in Demuth hin und reicht die Gabe
Ihm zur Weihe dar, die ungeweihte.

Staunend ſieht der Car das junge Mägdlein
„Sprich, wer biſt Du? Biſt Du erdgeboren,
Oder biſt Du himmliſch, Wunderbare?"
„Neda bin ich — ſpricht darauf das Mägdlein —
Muſtij Stefan's Tochter, fern aus Meidan,

Jüngst verlobt erst Topliza dem Helden!
Ausgegangen bin ich früh des Morgens,
Vielbekümmert um den jungen Helden;
Ausgegangen aus den weißen Höfen,
Wein und Brod in's Lager ihm zu bringen,
Ihn zu laben in des Tages Hitze.
Doch, o Herr, der Helden sind so viele,
Sind so viel versammelt hier im Thale,
Daß ich nimmer ihn vermag zu finden!
Laß' den Wein darum und laß' die Brode
Dir, o Car, als Labung sein geboten,
Dir, und all' den Herrn und wackern Helden,
Die mit Dir jetzt vor dem Zelt erschienen!" —

Da dies hört der Patriarch, der greise,
Weint er Thränen, Dankesthränen weint er,
Spricht den Segen, reicht vom goldnen Becher,
Reicht vom weißen Brode dar dem Caren.
Wunderbar, so wie er's nie empfunden,
Fühlt der Car, vom Weine sich gekräftigt,
Fühlt gestärkt sich von dem weißen Brode.
Nimmt von seinen kostbaren Gewändern,
Nimmt ein Band mit Perlen reich gezieret,
Reicht es dar der lieblichsten der Jungfrau'n.
„Hier, o Mägdlein, nimm das seidne Band hin!
Bei dem Bande sollst Du mein gedenken,
Sollst gedenken mein und meines Namens.

Sollst für mich, o reine Seele, beten,
Daß ich siegreich aus der Feldschlacht kehre!
Will Dich selbst an Milan dann vermählen,
Will Dir Beistand sein am Hochzeitstage!"

Milosch folgt ihm, Milosch von Poseria,
Schön fürwahr ist solch ein Held auf Erden,
Wie der Säbel ihm zur Seite klirret,
Stolz der seidne Kalpak ziert die Stirne
Und verwegen nickt der weiße Reiher!
An der Hand trägt er ein golden Reiflein,
Schaut um sich und schaut das junge Mädchen,
Nimmt das goldne Reiflein von dem Finger,
Reicht es dar der lieblichsten der Jungfrau'n.
„Hör', o Neda, nimm dies goldne Reiflein!
Bei dem Reiflein sollst Du mein gedenken,
Sollst gedenken mein und meines Namens,
Sollst für mich, o reine Seele, beten!
Denn, o sieh', ich zieh' hinaus zu sterben
Nicht nur für des Kreuzes Ruhm und Ehre —
Zieh' hinaus für Wahrheit und für Treue
In der Schlacht um frühen Tod zu werben!
Kehr' ich aber siegreich von der Wahlstatt,
Will ich meinem Milan Dich *vermählen*,
Wie ich Dich *verlobt* dem jungen Helden;
Will Dir Führer sein am Hochzeitstage!"
Kaum daß Milosch solches Wort gesprochen,

Sieh' — da schreitet aus dem Kreis der Helden,
Schreitet Milan vor, der junge Streiter.
Schön ist dieser Held auf Gottes Erde,
Wie der Säbel ihm umklirrt die Ferse,
Wie der Kalpak mit der weißen Feder
Seitwärts ihm die stolze Stirn beschattet!
In der Hand trägt er ein seidnes Tüchlein,
Schaut um sich und sieht das junge Mädchen,
Reicht das Tuch der lieblichsten der Jungfrau'n
„Hör', o Neda, nimm dies seidne Tüchlein,
Bei dem Tüchlein sollst Du mein gedenken,
Mein gedenken und auch meines Namens,
Sollst für mich, o reine Seele, beten!
Denn, o sieh', ich zieh' hinaus zu sterben
Für des Caren und des Kreuzes Ehre,
Jungen Tod im Kampfe zu erwerben!
Kehr' ich aber siegreich von der Wahlstatt,
Sei's auch Dir zu gutem Glück, o Mädchen!
Will nach meinen neuerbauten Höfen
Führen Dich als vielgeliebte Hausfrau!"

Mancher Held noch trinkt aus Neda's Becher,
Mancher Held noch ißt von Neda's Brode,
Bogdan Jug, der greise gleich und weise,
Seiner Söhne kampfgewalt'ge Neunzahl,
Strahina der stolze Fahnenträger,
Musitj Stefan und Kossantschitj Iwan

Sind ſie all auch längſt bewährte Helden,
Wunderbare Kraft aus Neda's Becher
Fühlt doch Jeder ſtrömen durch die Adern;
Reiche Gaben holt hervor ein Jeder,
Reicht ſie dar von Koſſovo der Jungfrau.

Brankowitſch auch naht des Weins begehrend,
Doch, o ſieh', — da er ihn will erfaſſen,
Fällt der goldne Kelch ihm aus den Händen,
Und des Weines Letztes netzt den Raſen.

Lazar ſieht's, und ſpricht zu ihm die Worte:
„Böſes wahrlich kann uns dies bedeuten,
Doch mit uns iſt Gott, und Ihm vertrau'n wir!"

Car Lazar's Auszug.

1389.

Stand die Carin auf des Thurmes Zinnen,
Sah das Zelt und sah die mächt'gen Heere,
Ward ihr bang' im sorgenden Gemüthe.
„Car Lazar, Du goldne Serbenkrone,
— Also sprach sie — Morgen früh des Morgens
Zichst Du hin nach Kossovo's Gefilden,
Führest mit Dir Helden viel und Diener;
Soll kein männlich Haupt von all' den Tausend
Rückwärts, Herr, in Deinen Höfen bleiben?
Führst von hinnen mir den greisen Vater,
Führst von hinnen mir die edlen Brüder,
Führst von hinnen mir die Töchtermänner;
Laß', o Car, laß' Einen von den Allen,
Einen mir zurück von meinen Lieben,
Briefe Dir nach Kossovo zu bringen,
Kunde mir zurück aus Deinen Zelten!

„Was Du bittest — spricht darauf der Czare —
Gern, Militza, will ich's gewähren!
Morgen, wenn der weiße Tag erschienen
Und der Veste Thore sich erschlossen,
Ziehn vorbei die Heere hellgewappnet,
Ziehn vorbei auch Deine wackern Brüder,
Deine Brüder all' und Deine Lieben.
Tritt hinaus dann vor das Thor der Veste,
Sprich zu ihnen: Steigt von Euren Rossen!
Leget ab die blanken Heldenwaffen!
Bleibt bei Eurer Schwester auf Kruschewac!
Keinem, o Militza, will ich's wehren,
Keinem, daß er bleibe Dir zur Seite!" —

Da es Morgens Morgen war geworden,
Und der Veste Thore auf sich thaten,
Ging hinaus die Czarin, Frau Militza,
Ging hinaus und trat vor's Thor der Veste.
Kamen erst die flinken Reiterschaaren,
Kamen an mit blanken Kriegeslanzen
Und auf Rossen, kriegerisch geschmückten.
Ihnen voran ritt der wackre Boschko,
Ritt der jüngste von den Jugowitzen,
Trug des Czaren seidne Kreuzesfahne.
Herrlich war's, den Helden anzuschauen,
Wie ihn stolz das goldgezäumte Roß trug,
Wie hernieder bis zum Bug des Rappen

Rauſchend ihn die ſchwere Fahn' umwallte,
Wie herab vom Fahnenwipfel ſinkend
Goldne Quaſten ihm die Schulter ſchlugen!

Da die Carin ſieht den prächt'gen Helden,
Faßt ſie ihm das Rabenroß am Zaume,
Schlingt den weißen Arm um ſeinen Nacken,
Spricht zu ihm: „O Jugowitje Boſchko,
Bruder mir, im Herzen vielgeliebter,
Steig' herab von Deinem Rabenroſſe!
Stell' die Fahne hin, die Kreuzesfahne,
Daß ein Andrer ſie zur Wahlſtatt trage!
Aber Du — Du bleib' bei Deiner Schweſter,
Bleib' zurück im Hofe von Kruſchewac!
Lazar hat, der Car, es ſelbſt geſtattet,
Hat der Pflicht des Kampfes Dich entbunden!"
Boſchko aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Laſſ' die Zügel, Schweſter, laſſ' ſie fahren!
Tritt mir ſeitwärts von der Heeresſtraße!
Gäb' es ſelbſt der Car mir zum Geſchenke,
Nimmer rückwärts blieb' ich auf Kruſchewac,
Nimmer ließ' ich von des Caren Banner!
Oder willſt Du, Schweſter, daß ſie ſagen:
Feig' iſt Boſchko, feig' der Jugowitje,
Wagt es nicht, nach Koſſovo zu ziehen,
Nicht zu ſterben für des Kreuzes Wahrheit?
Laſſ' die Zügel Schweſter, laſſ' ſie fahren!

Tritt mir seitwärts von der Heeresstraße!
Fordre Du mein Leben, nicht mein Bleiben!"
Spricht's, und gibt dem Roß die scharfen Sporne,
Jagt vorüber an dem Thor der Veste.

Kam heran der Jugowitje Wojno,
Kam heran auf hohem Schwanenrosse.
Herrlich war's, den Helden anzuschauen,
Wie ihn stolz das goldgezäumte Roß trug,
Wie an prächt'gem, goldgeschmücktem Zügel
Er einher des Caren Kampfroß führte.
Da die Carin sieht den prächt'gen Helden,
Faßt sie ihm das Schwanenroß am Zügel,
Schwingt den weißen Arm um seinen Nacken,
Spricht zu ihm: „O Jugowitje Wojno,
Bruder mir, vor Allen vielgeliebter,
Steig' herab von Deinem Schwanenrosse!
Laß' von Deiner Hand des Caren Kampfroß,
Daß ein Andrer es zur Wahlstatt führe!
Aber Du, Du bleib' bei Deiner Schwester,
Bleib' zurück im Hofe von Kruschewac!
Lazar hat, der Car, es selbst gestattet,
Hat der Pflicht des Kampfes Dich entbunden!"
Wojno aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Laß' die Zügel, Schwester, laß' sie fahren!
Tritt mir seitwärts von der Heeresstraße!
Wüßt' mein Leben selbst ich drum zu geben,

Nimmer rückwärts blieb' ich auf Kruschewac,
Ließ' des Caren Kampfroß von der Hand nicht'
Fern von hier nach Kossovo's Gefilden,
Dort zu bluten für des Kreuzes Ehre,
Dort zu sterben für des Glaubens Wahrheit,
Fernhin ruft, o Schwester, mein Geschick mich'
Darum laß', o laß' die Zügel fahren!
Tritt mir seitwärts von der Heeresstraße!
Woll' mein Leben, wolle nicht mein Bleiben!"
Spricht's, und jagt vorüber an dem Thore.

Also zieh'n mit Troß und Kriegesfahnen
Sieben Brüder noch an ihr vorüber,
Sieben Brüder und der greise Vater;
Jeden hält sie an von ihren Lieben,
Schlingt die Arme jedem um den Nacken,
Spricht zu jedem — keiner aber hört sie.
Da sie's sieht, da sinkt sie leidbewältigt,
Sinket hin mit bitterheißem Weinen
Zu der Schwelle kalten Marmorsteinen. —

Sieh' — da nahet Milosch von Poseria,
Kömmt heran an seines Heeres Spitze,
Kömmt heran in heller Kriegesrüstung.
Wer nicht sah den edlen Sängerhelden,
Wie er hinritt heitern Angesichtes,

Nicht ob es dem Tode ging entgegen,
Ob nur längstgewohntem Liederstreite,
Sage nicht, daß er auf dieser Erde
Jemals einen Helden hab' gesehen!
Ihm zur Seit' auf leichtgefußtem Schecken
Reitet Todor sein geliebtes Söhnlein;
Knab' an Jahren noch, doch Held an Sinne,
Trägt dem Helden er die schwere Lanze,
Folgt ihm freudig nach zur fernen Wahlstatt

Da er sieht die Carin, sieht sie weinend
An des Thores kalter Schwelle liegen,
Spricht er alſo zu der frommen Carin
„Sollſt nicht weinen an den kalten Steinen!
Sollſt nicht klagen, Carin mir und Mutter!
Sollſt allein nicht bleiben auf Kruschewac!
Siehe! Da ich auszog von Poseria,
Ließ ſich's Todor nicht, mein Söhnlein, nehmen,
Zäumte ſich den leichtgefußten Schecken,
Schlang ein Schwert ſich um die jungen Hüften,
Nahm mir ab die erzbeſchlagne Lanze,
Trägt mir nach ſie zu der fernen Wahlſtatt!
Doch zu ſchwach noch ſind des Knaben Arme;
Will ihm ab die ſchwere Waffe nehmen,
Will ſie ſelbſt nach Koſſovo mir tragen,
Will den Knaben Dir, o Carin, laſſen,
Daß er mit Dir ſei im weißen Hofe!"

Spricht's, und nimmt dem Knaben ab die Lanze.
„Bleib', o Todor, bleib', mein junges Söhnlein,
Bleibe rückwärts in der Zarenveste!
Briefe wirst nach Kossovo Du bringen,
Bringen sie nach Kossovo dem Zaren,
Und der Zarin frohe Siegeskunde
Aus den Zelten rückwärts nach Kruschewac!"
Gibt darauf dem Roß die scharfen Sporne,
Jagt vorüber an dem Thor der Veste. —

Bittre Thränen weint der Knabe Todor,
Da er sich die Lanze sieht genommen,
Da er hört, was Milosch ihm gebietet.
Thränen weint er, doch gehorcht dem Vater,
Hebt die Zarin von den kalten Steinen,
Führt hinan sie zu des Thurmes Zinnen,
Läßt die schmucken Heere zieh'n vorüber,
Bleibt zurück im Hofe von Kruschewac.

Lazar aber spricht: „O sieh, Milizza!
Kaum ein Knäblein will zurück uns bleiben,
Kaum ein Knäblein will dem Kampf entsagen:
Sprich, wie sollten's Männer erst und Helden?"

Milosch und Kossantschitsch.

1389.

Frühling iſt's auf Koſſovo's Gefilden. —
Frühling wohl, doch wird die Saat der Ebne,
Kaum ergrünt, auch reifen für die Tenne?
Wird die Rebe auf den ſonn'gen Hügeln,
Wird ſie ſich wohl füllen für die Kelter?
Reifen wird die Saat nicht für die Tenne,
Für die Kelter ſich die Reb' nicht füllen;
Zweier Heere weitgedehnte Lager
Laſten ſchwer auf Höhen und Gefilden,
Drücken nieder Weinſtock, ſo wie Ausſaat!
Eins der Lager, weithin unabſehbar
Ueberdeckt's der Hügel ſonn'ge Runde —
Eines iſt des Türkenſultans Murad;
Doch das andre, fernhin ausgebreitet —
Ueberdeckt's des Thales grüne Fläche,
Iſt Car Lazar's, iſt der Serben Lager. —

Abſeits weit vom weißen Serbenlager,
An der Laba kühlendem Gewäſſer
Raſten Freunde zwei im Baumesſchatten.
Miloſch iſt der Eine von Poſeria,
Ivan iſt der Andere, Koſſantſchitz.
Miloſch raſtet, müd' von langem Ritte
Aus der Serben ſchimmernden Gezelten,
Ivan raſtet, müd' der langen Irrfahrt
Durch der Türken weitgedehnte Lager.

Frägt alſo der Sänger von Poſeria:
„Bundesbruder! wackrer Held Koſſantſchitz!
Sahſt Du wohl der Türken weiße Lager?
Sind ſie reich an Kriegern und an Waffen?
Iſt es ſchwer, iſt's leicht, ſie zu beſiegen?“

Drauf erwiedert dies ihm Held Koſſantſchitz:
„Bundesbruder, wackrer Wojwode!
Sah die Lager, ſah die Türkenlager,
Sind an Kriegern reich und auch an Waffen,
Alſo reich, daß wenn wir ſelbſt zur Stunde
Alle gleich zu weißem Salze würden,
Dies ein Mahl dem Türkenheer kaum wurde:
Von den Felſen zu den Kiefernwäldern,
Von den Wäldern zu des Stromes Gürtel,
Von dem Gürtel bis zur Veſte Swetſchan,

Von der Veſte Swetſchan bis nach Djetſchan,
Und von Djetſchan aufwärts durch den Hochwald
Drückt die Kriegsmacht Murad's Thal und Hügel.
Roß an Roß und Held gedrängt an Helden,
Lanz' an Lanz' gleich einem Wald von Stahle,
Fahn' an Fahn' gleich drüberweh'nden Wolken
Zelt an Zelt gleich friſchgefallnem Schnee,
Daß vom Regen, fiel' er aus den Himmeln,
Schwerlich wohl zur Erde fiel' ein Tropfen.
Nur auf Krieger fiel' und Kriegestroſſe!
Leicht fürwahr iſt's nicht, ſie zu beſiegen!"

Frägt den Freund Held Miloſch alſo weiter:
„Bundesbruder, wackrer Held Koſſantſchitj!
Sahſt die Wege Du und die Veſire?
Sahſt Du Murad's königliche Söhne?
Sind ſie Helden, edlem Kampf gewachſen?
Sprich, o Jvan! Sahſt Du Murad ſelber?"

Drauf erwiedert dieſes ihm Koſſantſchitj:
„Fünfzehn Tage durch Gebirg' und Waldkluft,
Fünfzehn Tage ohne Ziel und Ende
Irrt' ich, Freund, umher und ſah die Lager,
Sah die Zelte, Wege und Veſire,
Sah des Sultans königliche Söhne,
Jakub einen, Bajeſith den andern.

Lauter Helden, edlem Kampf gewachsen,
Sah noch nicht von Murad nur das Kriegszelt,
Wen'ger noch, o Freund, den Sultan selber!
Da mit einmal, spät am letzten Tage,
Sah ich's, Bruder, schimmern in der Ferne,
Sah es schimmern in des Lagers Mitte
Wie der Mond hervor aus Sternen schimmert.
Ist's ein Thurm, so dacht' ich, hell vom Golde?
Sind es Wälle, dacht' ich, hell von Silber?
Trat heran, daß ich es näher schaue —
Sieh', da war es Sultan Murad's Kriegszelt'
Drin im Zelte saß der Sultan selber,
Um ihn saßen Bege und Sefire,
Ihm zur Seite saß ein armer Derwisch.
Doch der Sultan sprach nicht zu den Begen,
Sprach nicht rings um ihn zu den Vesiren,
Sprach nur zu dem Derwisch. Solches sprach er:
Sag' mir an, wie morgen ich's beginne,
Wie, daß ich den Serbencar bezwinge,
Und mit ihm sein Heldenheer vernichte?
Sollst dafür auf Serbiens Throne sitzen,
Herr sein in den schönen Serbengauen,
Sollst gebieten, wie Dich's freut im Herzen,
Mir dafür nur Jahresabgab' senden,
Abgab' nur und Heere in die Feldschlacht.'
Drauf gab ihm der Derwisch dies zur Antwort:
„Sorge nicht, o mächt'ger Türkensultan,
Wie Du morgen zwingst den Türkencaren.'

Zogst Du aus, hat erst die Schlacht begonnen,
Will den Serbencaren ich verrathen,
Ihn verrathen und auch seine Helden!
Doch vor Einem, Murad, nimm in Acht Dich!
Hüte Dich vor Milosch von Posecia!
Kühn ist dieser wilde Stutenfreßling,
Kühn nicht nur, auch vielgewandt im Zweikampf!
Stand ihm selbst, noch sind es nicht zwei Jahre,
Stand bei Meidan selber ihm entgegen;
Wahrlich, war's nicht damals um den Caren,
Nicht um seiner eignen Eh'frau Schwester
Nicht lebendig schied ich von der Wahlstatt!" —
Seltsam wahrlich, wackrer Bundesbruder,
Seltsam war mir solches anzuhören;
Glaub' auch schier, es war kein armer Derwisch,
War ein Scheim, wohl Serbenblut entsprossen,
Doch des Stamms nicht werth und nicht des Namens!"

Lang' schweigt Milosch, da er dieses höret,
Schweigt und wehklagt still im edlen Herzen.
„Bundesbruder, wackrer Held Kossantschitz!"
— So beschwört er Ivan, seinen Freund dann —
Ob an Kriegern Murad reich und Waffen,
Ob er's nicht; ob schwer der Sieg, ob leicht sei,
Ob ein Derwisch, oder auch ob keiner;
Nichts davon, o Ivan, spricht zum Caren,
Nichts davon, daß es die edle Kampflust

Nicht ihm ſelbſt und nicht den Helden trübe!
Frägt der Car Dich, gib ihm dieſe Kunde:
Wohl des Heeres viel hat Sultan Murad,
Doch zu zwingen leicht ſind ſeine Schaaren;
Sind kein Heer von kriegsgewohnten Streitern,
Haufen nur von Hodſchen und Hadſchien[44],
Müden Greiſen, abgehärmten Knaben,
Die noch nichts von Krieg geſeh'n und Feldſchlacht,
Wohl nach Brod, doch nicht nach Streite ausgeh'n!
Siech und krank von Herzleid und von Heimweh'
Iſt dies Heer ein Abbild mehr des Jammers,
Denn des Muthes und der Ruhmbegierde!
Solches ſprich, o Ivan, Du zum Caren,
Und, gibt's Gott, wird's unſrem Schwert gelingen,
Nicht nur Murad's ungemeſſ'ne Kriegsmacht,
Des Verräthers Liſt auch zu bezwingen!" —

Alſo an der Lada kühlen Waſſern
Sprachen miteinand die beiden Helden.
Zäumen auf dann ihre flinken Roſſe,
Reiten beide nach des Caren Lager.

Car Lazar's letzter Trinkspruch.

1949

Oben an der goldnen Garentafel
Sitzt der Car in prächt'ger Heldenrüstung.
Ihm zunächst der greise Jug zur Rechten,
Ihm zunächst Wuk Brankowitj zur Linken,
Jugs neun Söhne dann nach Reih' und Alter.
Musitj Stefan, Strahina der Bane,
Topliza Milan, Ivan Kossantschitj;
Doch zu unterst an der Tafel Ende
Milesch von Posecia, der Wojwode.
Wie so oft im Kreise seiner Helden
Sitzt der Car bei heiterem Gelage;
Doch nicht von Kruschewac in den Hallen, —
Sitzt fern auf Kossovo's Gefilden,
Sitzt in seinem Zelt, im Serbenlager.
Emsig geht der kühle Wein im Kreise,
Und gedacht in wohlerwognen Reden,

Wird der morg'gen Feldſchlacht von den Helden,
Jedem klug beſtimmt des Kampfes Antheil.
Da mit einmal, da erhebt ſich Lazar,
Hebt von ſeinem Carenſitz empor ſich,
Nimmt zur Hand voll Weins 'nen goldnen Becher,
Spricht alſo im Kreiſe ſeiner Helden:
„Wem von Euch, Ihr Helden und Wojwoden,
Wem von Euch, Ihr meine wackern Streiter,
Wem am beſten weih' ich dieſen Becher?
Schwer fürwahr iſt wählen, wo nur Vorzug
Mit dem Vorzug um den Vorrang ſtreitet!
Weih' ich greiſem Haar den goldnen Becher,
Muß er Deinem Wohl, o Jug, geweiht ſein!
Zieh' ich vor der Jugend blüh'nde Friſche,
Muß ich Dir ihn weih'n, Topliza Milan!
Widm' ich ihn der Anmuth edlen Sinnes,
Söhne Bogdan's, dann gilt Euch der Becher!
Widm' ich ihn dem Stolze edler Abkunft,
Muß er Dir, o Brankowitſch, gelten!
Zieh' ich Stärke vor und kräftig Wachsthum,
Dann iſt Dein, o Strahina, der Becher!
Wähl' ich Klugheit und beſcheidne Umſicht,
Muß er Dein ſein, o Koſſantſchitj Ivan!
Kraft, vereint mit Klugheit, würd' ich wählen —
Doch in Murad's Kerkern weilet Marko,
Kann mit uns des Bechers ſich nicht freuen,
Nicht des Bechers, nicht des heil'gen Kampfes!
Darf zuletzt auch Heldenthum mit werth ſein,

Aechtes, wahres, nie noch übertroff'nes,
Muß ich, Miloſch, Dir den Becher weihen!
Auf Dein Wohl denn, Miloſch von Poſeria!
Auf Dein Wohl, Du Treuer — Ungetreuer!
Treu — *dereinſt*! Zu *dieſer* Stunde — treulos,
Treulos, der Du morgen in der Feldſchlacht
Deinen Herrn an Murad wirſt verrathen!
Dennoch auf Dein Wohl! Nimm hin den Becher!
Trink' den Wein, trink ihn zur letzten Neige!
Deines Caren *letzter Zutrunk* iſt es!
Doch den Becher, — den magſt Du behalten,
Ihn behalten, daß in ſpäten Tagen,
Trinkſt Du draus, Dein Herz es mag erkennen,
Wie im Herzen Lazar Dich getragen!"

Aufſpringt Miloſch, da er dieſes höret,
Springt empor von ſeinem niedern Sitze,
Nimmt vom Haupt die weiße Zobelmütze,
Neigt in Ehrfurcht tief ſich vor dem Caren.
„Dank Dir, Car — ſo ſpricht er — für den Zutrunk,
Für den Lobpreis Dank und für die Gabe,
Doch nicht Dank für alſo bittre Rede!
Morgen am erſehnten Vidomtage,
Morgen an dem Tag der blut'gen Feldſchlacht,
Morgen wird ſich's, Lazar, wohl erproben,
Wer, für Glaub' und Freiheit zu *verbluten*,
Wer, um Glaub' und Freiheit zu *verrathen*

Dir gefolgt nach Koſſovo's Gefilden!
Laſſ', o Car, erſcheinen erſt den Morgen!
Laſſ' ſich klar und ohne Trug Dir zeigen,
Was noch heute Deinem Aug' verborgen;
Dann, o Lazar, magſt Du erſt erkennen,
Wen Du treu, wen treulos durfteſt nennen!
Miloſch nicht iſt's, der da Gott vergiſſet!
Miloſch nicht, der Dich verräth, o Lazar!
Doch verräth auf Koſſovo Dich Jemand —
Denke deſſen, der zu dieſer Stunde,
Links Dir ſaß an dieſer Tafelrunde!"

Auf bei dieſem Wort von ſeinem Sitze
Fährt erzitternd Brankowitj, der Wojwod,
Ob in's Herz ihm ſchlügen helle Blitze;
Fährt empor und greift nach ſeinem Schwerte:
„Stutenſohn! Verwegner! Steh' mir Rede!"
Miloſch aber iſt nicht mehr im Zelte,
Iſt hinaus in Nacht geeilt und Sturmwind,
Ob's zur Stund' ſein Wort bewähren gelte.

Der Tag von Kossova.

15. Juni 1389.

Morgen iſt es, milder Frühlingsmorgen.
Milder Frühlingsmorgen in den Lüften,
Milder Frühlingsmorgen an den Himmeln,
Schlachtenmorgen auf Koſſovo's Ebne.
Thalwärts nieder von den ſonn'gen Hügeln
Wälzt es ſich gleich einem Meer von Lanzen —
Murad's Heer, des Türkenſultans iſt es.
Und die Wolken, rothe Sturmeswolken,
Die darüber weh'n im Windeszuge,
Sind des Sultans blutgetränkte Banner.
Hügelanwärts aus des Thales Tiefe
Drängt es ſich, ein Meer dem Meer entgegen —
Lazar's Heer, des Serbencaren iſt es,
Und die Wolken, weiße Silberwolken,
Die darüber weh'n im Zug der Lüfte,
Sind des Caren kreuzgeſchmückte Fahnen.

In der Ebne, in des Planes Mitte
Stoßen aneinand die beiden Heere,
Stoßen aneinander, daß es aufhallt,
Wie wenn Donner hallen in Gebirgen,
Wogen an die Meeresküste schlagen,
Aneinander, daß der Grund erzittert,
Und die Berge beben in der Runde.
Von des Felsgebirges kahlem Marmor
Bis hinüber zu den dunklen Wäldern,
Von der Veste Swetschan bis nach Djetschan
Längs des Laufs der schäumenden Sitnitza
Sieht das Auge bald, wohin es schauet,
Nichts als grimmer Feldschlacht blutig Wüthen,
Sieht erblitzen Schwerter in der Sonne,
Sieht nur hageln Keulen durch die Lüfte,
Sieht das Thal von Staube schwarz und Lanzen! —

Wer ist jener kühne Turkenhäuptling,
Der dort nah' dem Marmor kahler Felsen
Arg bedrängt der Bosnier schwächre Haufen?
Vajesith, der Sultanssöhne Erster!
Und wer jener wackre Serbenführer,
Der dort nah' den dunklen Kieferwäldern
Vor sich her treibt vierzehntausend Turken,
Zwei und zwei je spie t an seine Lanze,
Sie emporhebt dann und rückwärts schleudert,
Hinter sich den Plan besä'end mit Leichen?

Boschko ist's, der wackre Sohn Jug Bogdan's!
Wer dann jener andre Türkenobre,
Der bei Swetschan dort, der weißen Veste,
Aus der Weingebirge sichrem Rückhalt
Stürzt hervor mit fünfzehntausend Lanzen?
Jakub ist's, der Sultanssöhne Zweiter!
Doch wer jener taxfre Serbenrecke,
Der bei Tjetschan dort, der weißen Veste,
Um sich hiebt mit seinem guten Schwerte,
Und mit einem Schwung von seiner Rechten
Zwölf der braunen Türkenhäupter abschlägt?
Wojno ist's, der taxfre Jugowitsch! —

So vom Morgen bis zum heißen Mittag
Wogt die Schlacht entlang die grüne Ebne.
Doch wie auch des Blutes Ströme fließen,
Wie auch Leichen rings den Plan bedecken,
Nicht bei des Gebirges kahlem Marmor,
Nicht im Schatten dort der Kieferwälder,
Nicht bei Swetschan und auch nicht bei Tjetschan
Wird des Kampfes schwankend Glück entschieden!
Stolz gespannt von Ufersrand zu Rande
Ueber der Sitnitza schäum'ge Flutung,
Ist zu schau'n von Stein ein Brückenbogen;
Um den Bogen streiten die zwei Heere,
Um den Bogen tobt die Schlacht am wildsten,
Nur wem der wird, hat den Sieg errungen! —

Zieh'n heranwärts acht verwegne Bege,
Zieh'n heran zum grünen Uferrande;
Achtzigtausend Reiter sind mit ihnen,
Zieh'n heran, die Brücke zu erkämpfen.
Da erhebt sich Strahina der Bane,
Macht sich auf mit seinem Kreuzesbanner,
Vierzigtausend Helden eilen mit ihm.
Gilt, daß er das Ufer ihnen wehre.
Sieben Bege schlägt der wackre Bane,
Treibt sie vor sich in des Stromes Abgrund.
Da er aber schlagen will den Achten,
Bleibt er selber auf der blut'gen Wahlstatt,
Bleiben mit ihm seine Krieger alle.
Drei nur, Brüder, Söhne Einer Mutter
Bleiben lebend; und der Bege Achtem
Wehren sie allein des Stromes Bogen.

Zieh'n heranwärts neun verwegne Paschen,
Zieh'n heran zum Rande der Sitnizza,
Neunzigtausend Krieger sind mit ihnen.
Da erhebt sich Toplitza Bebende,
Macht sich auf mit fünfzigtausend Helden,
Gilt, daß er das Ufer ihnen wehre.
Acht der Paschen schlägt der wackre Milan,
Treibt sie vor sich in des Stromes Abgrund.
Da er auch den Neunten will verfolgen,
Bleibt er selber auf der blut'gen Wahlstatt,

Bleiben mit ihm alle seine Krieger.
Zwei nur, Freunde, edle Bundesbrüder
Bleiben lebend; und der Bege Neuntem
Wehren sie allein der Brücke Bogen.

Zieh'n heran zur Stunde zehn Emire,
Zieh'n heran zum blut'gen Ufersaume,
Hunderttausend Streiter sind mit ihnen.
Mit der Söhne muth'ger Falkenneunzahl
Macht sich auf der greise Zug behende.
Fünfmaltausend wohlbewehrte Krieger
Sind mit jedem von den edlen Falken,
Zwölfmaltausend sind mit Bogdan selber;
Eilt, daß er den Zugang ihnen wehre.
Neun Emire schlägt der greise Bogdan,
Treibt sie vor sich in des Stromes Abgrund.
Da er auch den Zehnten vor sich hertreibt,
Bleibt er selber auf der blut'gen Wahlstatt,
Bleiben mit ihm acht von seinen Söhnen,
Bleiben mit ihm alle seine Krieger.
Boschko nur der Eine bleibt am Leben,
Wehrt allein des Stroms gewölbte Brücke.

Macht sich auf der Türkensultan selber,
Macht sich auf mit seinen eilf Vesiren,
Mit sich führt er alle seine Kriegsmacht,

Zieht heran, die Brücke zu erſtürmen.
Lazar aber, Brankowitſ zur Seite,
Bricht empor, ſo bald er dies erſchauet,
Bricht empor mit ſiebzigtauſend Streitern,
Eilet hin, den Strom ihm zu verwehren.
Eilf Veſire ſchlägt der tapfre Lazar,
Jagt ſie vor ſich in des Stromes Abgrund;
Schickt ſich an, den Sultan zu bekämpfen —
Siehe! da verläßt ihn der Wojwode,
Läßt ihn in des Kampfes wild'ſtem Wüthen,
Führet mit ſich vierzigtauſend Reiter,
Vierzigtauſend Pflichtvergeſſ'ne ihm gleich,
Führt ſie zu des Türkenſultans Fahnen,
Schmachvoll ſeinen Herrn alſo verrathend!

Lanzen viele zwar zur ſelben Stunde
Wurden noch im Kampfe da gebrochen,
Serbenlanzen und auch Türkenlanzen,
Wenn zumeiſt auch Lanzen treuer Serben,
Die da fielen an des Stromes Ufern,
Zielen an des lichten Caren Seite.
Doch umſonſt! — Wer will's dem Meere wehren,
Wenn's durchbrach den Damm, daß ſich's mit Brauſen
Nicht ergieße durch die weite Landſchaft?
Wer den Schaaren Murad's, daß ſie meergleich
Nicht der Brücke Bogen überſtürmen,
Koſſovo's Gefild nicht überfluten,

Da der Dämme festester gesunken,
Lazar, in der Hand die Kreuzesfahne?
Da er sank — da sank des Kreuzes Banner,
Mit dem Banner sank die stolze Brücke,
Mit der Brücke Kossovo die Ehre;
Doch mit Ihm und Kossovo — sank Serbien' —

Abseits fern an des Sitnizzastromes
Weidenbuschbewachs'nem Uferrande,
An des Waldes baumbegränztem Saume,
Wo der Strom — gleichwie im Frühjahr Schollen,
Baumgezweig' und Trümmerwerk von Booten, —
Trümmer heut' von Waffen trägt und Todten,
Helm und Turban, Speer' und Lanzen viele,
Halbmond durcheinand und Christuszeichen,
Mann und Roß in traurig buntem Spiele;
Abseits fern an des Sitnizzastromes
Weidenbuschbewachs'nem Uferrande,
Wo der Schall nicht von den Siegesrufen
Hindringt aus des Sultans Heereslagern,
Liegt der Car. — Auf moos'gem Grunde liegt er,
Liegt verwundet bis in's tiefste Leben,
Neben ihm im Moos liegt seine Lanze.
Einsam liegt er da. — An seiner Seite
Kniet mit Weinen Goluban, der Diener,
Ihm mit Than die heißen Wunden kühlend.
Ob zu kühlen Thränen auch vermöchten,

Netzt er nicht mit Thaue nur die Wunden,
Netzt sie auch mit seinen heißen Thränen.

Alſo ſpricht der Car: „O treuer Diener!
Einen möcht' ich, eh' ich hier verſcheide,
Einen wiederſeh'n von all den Meinen! —
Sah'ſt Du ihn, o Goluban, mein Treuer?
Sahſt Du Miloſch, meiner Helden beſten, —
Miloſch, meinen Freund — und Sohn — und Bruder? —
Daß ich kränkte meiner Helden Treu'ſten,
Zwiefach ſchmerzt es jetzund mich im Sterben!"

Trocknet drauf der Diener ſeine Thränen,
Spricht zu Lazar, ſeinem Herrn, die Worte:
„Lichter Lazar, ruhmbedeckter Car!
Nicht im Lager geſtern ſeit dem Abend,
Nicht bei ſeinen Kriegern ſah ich Miloſch!
Wer auch weiß es, wo durch Fels und Bergwald
Seit der Stund' umherzog, der Woiwode!
An dem Strome, am Sitnizzaſtrome,
Bei des Waſſers ſteingeſpannter Brücke,
Wo des Sultans Heer am dichtſten wogte
Und die dicht'ſten Türkenlanzen ragten,
Sah ich erſt den edlen Helden wieder.
Da Dich Vuk verrieth, zur ſelben Stunde
Stürmte Miloſch durch die Reih'n der Türken,

Stürmt' er kühn hinan durch Speer' und Lanzen,
Einer ſich gen tauſend Stärke wehrend,
Frug nach Paſcha nicht und nach Veſiren,
Nicht nach Mohren und Araberwächtern,
Barg ſein Schwert in Murad's rothem Herzblut!
Lichter Car, alſo in Einer Stunde
Sanken hin zwei mächtige Gebieter,
Einer Murad, und der andre Lazar;
Murad — für des Kreuzes Unterdrückung,
Lazar — für des Kreuzes Ruhm und Ehre!
Miloſch aber — auf beſchwingtem Roſſe
Flog er hin, ein Blitzſtrahl durch's Gefilde!
Tauſend Roſſe ſchäumten nach dem Reiter,
Tauſend Lanzen flogen nach dem Helden!
Zweimal an den Ufern zweier Wäſſer
Sah' ich ihn erreicht von den Verfolgern,
Sah umdrängt ihn von der Feinde Lanzen —
Miloſch aber faßt' mit kühnem Arme,
Faßte ſtark die Lanzen und zerbrach ſie;
Sprang behend drauf in des Stromes Schäumen,
Zweimal ſeinen Feinden ſo entgehend!
Ob er auch zum drittenmal entgangen?....
Lichter Lazar, ruhmbedeckter Care,
Nichts davon erfuhr Dein treuer Diener!"

Noch zu Ende ſprach dies nicht der Diener,
Sieh' — da hebt ſich Staubes eine Wolke,

Wogt heranwärts jenſeits durch die Ebne,
Wogt heranwärts an des Stromes Ufer!
Weit voran der grauen Staubeswolke
Fliegt ein Reiter mit des Blitzes Schnelle;
Hinter ihm her ſchäumen tauſend Roſſe,
Hinter ihm her fliegen tauſend Keulen.
An des Stromes Rande hart am Ufer,
Da erreicht die Schaar ihn der Verfolger,
Da erreicht der Wald ihn ſpitzer Lanzen,
Aber er — er faßt mit kühnem Arme,
Faßt die Lanzen kräftig und zerbricht ſie,
Schwingt ſich eilends dann von ſeinem Roſſe,
Schwingt herab ſich, und umarmt und küßt es
Wie ein Freund den Freund umarmt und küſſet,
Wirft behend' ſich in des Stromes Fluten,
Theilt mit ſtarkem Arme Flut und Leichen,
Ringt, des Stromes Diesſeits zu erreichen! —

Miloſch iſt es! — Da der lichte Car ihn
Mit dem Aug', dem ſterbensmüden, ſchauet,
Richtet er empor ſich von dem Moosgrund,
Ruft ihm zu: „O Miloſch, mein Getreuer! —
Sieh'! — Zu Tode lieg' ich hier verwundet! —
Lieg' verblutend — Miloſch — lieg' im Scheiden! —
Laſſ' mich Einmal noch Dein Antlitz ſchauen!
Laſſ' Dein Antlitz ſchau'n mich — Dich umarmen....
Gönn' — o Miloſch — mir ein leichtes Sterben!" —

Da dies Milosch hört — da wankt er näher,
Wanket näher — läßt die Lanze sinken, —
Thränen heiß entquillen seinem Auge,
Warmes Blut entquillet seinen Wunden,
Treien Wunden in dem Heldenherzen,
Treien Wunden an dem Heldenhaupte,
Treien Wunden an den Heldenarmen. —
„Selig — spricht er — Lazar, ist Dein Sterben!
Deines Feindes Fall hast Du gesehen,
Deines Reiches Ende siehst Du nimmer —
Selig mein's auch, Herr, an Deiner Seite!“ ....
Spricht es — beugt sich nieder zu dem Haren —
Kniet in's Moos — küßt ihm den Saum des Kleides —
Sinkt dann — — und zwei edle Heldenherzen
Hauchen ihre Seelen ineinander,
Hauchen aus ein glorreich Heldendasein! —

Auf vom Boden nimmt der treue Diener,
Nimmt vom Boden auf die Lanzen Beider,
Bindet aneinander sie zum Kreuze,
Pflanzt das Kreuz dem Heldenpaar zu Häupten [69]. —

In dem Bergwald aber, in dem tiefen,
Stimmen an zwei Wilen bittre Klagen,
Bittre Klagen, daß der Wald zu weinen
Und die Felsen mit zu klagen scheinen:

„Sandt' 'nen edlen Falken,
Sandt' ihn aus am Morgen,
Wie die Luft mit Flügeln
Keiner noch durchrauſcht!

Sandt' ihn, daß er fliege
Auf zur goldnen Sonne,
Und mein Aug' erfreue
Durch des Fluges Glanz!

Kam ein wilder Geier,
Sah's mit böſem Neide,
Flog mir nach dem Falken,
Traf mir ihn in's Herz;

Und ich arme Wila,
Armes Kukukweibchen,
Sinken meinen Falken
Mußt' ich Arme ſchau'n!

Weh' mir, da nun liegt er
Flügelmatt und müde,
Wird die edlen Schwingen
Nimmer regen mehr!

Und mir ärmſten Armen
Bleibt der wüſte Bergwald,
Bleibt mit bittern Klagen,
Ach, zu füllen nur!"

Alſo tönt der Einen Wila Klage.
Alſo aber klagt der Wilen Andre:

„Lieblich in des Morgens Frühe
Klang es manchmal durch den Bergwald;
Keine Wila ſang ſo lieblich,
Keine Wila ſang ſo ſüß'

Und die Bäume und die Felſen,
Und die Vöglein und die Wilen,
Wenn auch gram dem beſſern Sänger,
Lauſchten gern doch ſeinem Lied.

Wilen, fehlt! — verſtummt für ewig
Iſt der Quell nun Eures Grames —
Doch wie Miloſch's wird auch klingen
Nie ein Lied mehr durch den Wald!"

Die letzte Kunde.

1389.

Morgen iſt's. Hoch oben auf den Zinnen
Von Kruſchewac weht's im Morgenwinde,
Weht's im Zug der Luft gleich weißen Fahnen.
Sind nicht Fahnen; Weiße Schleier ſind es,
Sind die Schleier Miliza's, der Carin,
Ihre und der beiden Töchter Schleier.
Auf und nieder auf der Zinnen Höhe
Geh'n die Frauen in des Morgens Frühe,
Senden ſpäh'nde Blicke in die Ferne,
Ob nicht Todor wiederkehrt, der Knabe,
Ausgeſandt hat ihn die Carin geſtern,
Daß er Kunde bringe von der Wahlſtatt.
Doch der Knabe ſäumet, daß er heimkehrt.
Spricht die Carin ſo zu ihren Töchtern:
„O daß mein des Schwanes Schwingen wären,
Mein des Falken weithinſchauend Auge!

Hinzög' ich nach Koſſovo's Gefilden,
Selbſt der Schlacht Entſcheidung dort zu ſchauen
Und der Meinen Schickſal und der Euern!"

Sieh' — da theilt's die Luft mit ſchwarzem Fittig!
Nieder auf die Zinnen von Kruſchewac
Senken ſich zwei Raben aus den Lüften,
Sinken nieder in der Carin Nähe.
Spricht die Carin: „Raben, ſchwarze Raben,
Sagt, wo kommt Ihr her ſo früh des Morgens?
Kommt Ihr nicht von Koſſovo's Gefilden?
Sahd Ihr nicht dort zwei gewalt'ge Heere?
Sahd Ihr nicht, wie ſie im Kampf ſich trafen?
Nicht auch, welches Sieger blieb von Beiden?"
Drauf erwiedern dies die beiden Raben:
„Gottes Gruß Dir, Carin, Fran Milizza!
Kommen nicht von Koſſovo's Gefilden,
Kommen aus den ſteilen Waldgebirgen!
Kunde zu den wüſten Felsgeklüften
Kam uns von den beiden ſtarken Heeren
Und der Feldſchlacht, die ſie geſtern ſchlugen,
Kunde, daß von Murad's Heer kaum Einer,
Doch von Lazar's blieb am Leben Keiner!
Da verließen gleich wir unſre Neſter,
Ziehen hin nach Koſſovo's Gefilden,
Denn, o ſiehe, Carin, Fran Milizza,
Viel muß für uns Raben dort zu thun ſein.

Viel nach also unerhörter Feldschlacht —
Gott mit Dir, o Garin, denn wir eilen!"

Fortgezogen waren kaum die Raben,
Sieh', da kam auf buntgeflecktem Rosse,
Kam heranwärts Golubon der Diener,
Staubbedeckt und müde war der Reiter,
Weiß von Schaum und roth von Blut sein Flecke.
Spricht die Garin, da sie ihn erschauet:
„Woher kommst Du, Diener meines Herren?
Woher kommst Du, Golubon, mein Treuer?
Zo Du kommst von Kossovo's Gefilden,
Sag' mir an, wo ist Car Lazar blieben,
Wo der greise Bogdan mir, der Vater,
Wo der Brüder neun, die Zugewitje?"
Drauf erwidert dies der treue Diener:
„Gottes Gunst Dir, Garin, Frau Militza!
Rückwärts sind auf Kossovo sie blieben —
Nimmer magst Du, nimmer ihrer harren!" —

Da dies hört die schöne Vukosawa,
Spricht sie bang' zu Golubon, dem Diener:
„Sag' mir an, o sag' es ohne Säumen!
Wo blieb Miloich', wo mein Söhnlein Teodor?"
Und der Diener gibt ihr drauf zur Antwort:
„Gottes Gruß Dir, Herrin, Vukosawa!

Rückwärts, wie es edlem Helden ziemet,
Blickt der wackre Miloſch bei dem Caren.
Leider aber — geſtern ſpät zur Nachtzeit,
Spät zur Nachtzeit nach geſchlag'ner Feldſchlacht
Sah ich ihn am Rande der Sitnitza,
Sah umher ihn irren unter Leichen.
Gern den Knaben wollt' ich mit mir nehmen,
Ihn zurück ihm bringen nach Kruſchewatz,
Sieh — da fiel, ein Falke aus den Lüften,
Marko auf die nachtumhüllte Wahlſtatt!
Sprach zum Knaben: „Kam zu ſpät auch Marko
Serbien ſelbſt vor Untergang zu wahren,
Will er doch dem finſtern Türkenkerker
Nimmer fruchtlos ſich entwunden haben,
Will für Serbien Dich, o Knabe, retten!
Sollſt mir unter Leichen nicht verkümmern,
Nicht als Sklave ſiegberauſchten Fremdlings!
Fern von hier, im öden Felsgebirge
Sollſt Du harren, Knab', von Marko's Schwerte
Und von Miloſch's mächt'gem Lied der Erde,
Bis der Ruf nach Rache und Erlöſung
Laut einſt wird auf Koſſovo's Gefilde,
Wie es jetzt der Knechtſchaft Schweigen decket!" —
Sprach's, und hob zu ſich auf's Roß den Knaben,
Flog dahinwärts über's blut'ge Steinfeld,
Daß der Hufe Hall kaum war zu hören,
Nur zu ſchau'n von fern der Funken Aufſprüh'n —
Doch den Knaben ſah' mein Auge nimmer!"

Da die Rede hört die stolze Mara,
Spricht auch sie zu Goluban, dem Diener:
„Sag' mir an, o sag' es ohne Säumen!
Sahst Du wohl auch Brankowitj, den Helden?
Trägt er auf dem Haupte Serbiens Krone?"
Drauf jedoch der treue Knecht erwidert:
„Gottes Gruß mit Dir, o stolze Mara!
Brankowitj wohl sah ich, Deinen Gatten,
Doch auf seinem Haupt nicht Serbiens Krone!
Schwere Ketten trägt er statt der Krone,
Schwere Ketten in des Sultans Knechtschaft[30];
Also zahlt Bajezith den Verräther,
Serbien — mit unsterblichen Gesängen!"

Da dies Mara hört, sinkt sie hernieder,
Netzt den kalten Stein mit heißen Thränen.

Wukosawa spricht jedoch, die sanfte:
„O Milizza, Mutter, fromme Garin!
Pflegtest Du nicht also stets zu sprechen:
„Seht, vergänglich ist der Ruhm der Erde,
Doch für ewig währt das Reich des Himmels?
Laßt uns segnen, die dies Reich erwarben!"

Anmerkungen.

Kossovo.

1. **Kossovo** oder **Kossovo polje** das **Amselfeld**, eine bei 5000 Schritt breite und 20000 Schritt lange Ebne südwestlich vom heutigen Fürstenthum Serbien, von den Bergwassern Sitnizza, Laba und Graschanizza durchströmt, als Schauplatz wiederholter Schlachten und insbesondere der über das Schicksal des großserbischen Reiches in so tragischer Weise entscheidenden vom 15. Juni 1389 in den serbischen Heldengesängen vielfach besungen. Noch jetzt wird auf diesem Felde die Stelle gezeigt, wo Murad in dieser mörderischen Schlacht von Milosch's Hand sein Ende gefunden.

2. **Busdowan, Topus** und **Scheltoper** (der Sechszack), altserbische keulen- und kolbenförmige Schlag- und Wurfwaffen.

3. **Guste**, die einsaitige serbische Geige, deren sich die Barden bei Absingung der Heldenlieder bedienen, um in das hierbei übliche eintönige Recitativ einige Abwechslung zu bringen. Der diese Geige spielt, heißt **Gusiar**.

Erstes Buch.

4. Die hartnäckigsten Kämpfe hatte Duschan mit den kriegerischen Bevölkerungen im Westen seines ausgedehnten Reiches zu bestehen, die, wie noch heutzutage die Montenegriner, ihre Unabhängigkeit wie ein Kleinod bewahrend, sich dem Schwerte des mächtigen Caren nicht unterordnen mochten.

5. **Wila.** Das Christenthum hat nicht vermocht, das Angedenken an die poetischen Gestalten der altslavischen Götterwelt aus dem Sagen- und Liederkreise der Serben völlig zu verdrängen. Einige Gestalten haben sich, den Jahrhunderten trotzend, in vollkommener Selbstständigkeit erhalten; andere gingen aus einer sonderbaren Uebertragung altmythologischer Attribute auf christliche Persönlichkeiten als eigenthümliche Neugestalten hervor, in denen sich das alte Heidenthum mit dem neuen Christenthume nunmehr unzertrennlich verkörpert darstellt. Zu den ersteren gehören die **Wilen**, die Bewohnerinnen der Bergwälder, geistige Wesen, die mit den Menschen Leid und Freud theilen, an ihrem Schicksale Theil nehmen, sie lieben oder hassen, beschützen oder verfolgen, und sonst auf mannigfache Weise in deren Angelegenheiten eingreifen. Zu den andern gehört der heilige **Ilia** (Elias), der des Donners, dann die heilige **Maria**, die des Blitzes und Feuers waltet, jener „gromovnik", der Donnerer, diese „ognjena", die Feurige, genannt u. s. w.

6. **Wukaschin von „Buk"**, der Wolf.

7. **Kum**, dem deutschen „Gevatter" entsprechend. Nicht nur Leute, die durch das Band der Pathenschaft einander befreundet sind, **nennen** sich so, sondern auch sonst Personen, die einander werth achten.

8. **Litturgia**, der Gottesdienst der serbischen Kirche, die Messe.

9. **Prisren**, die Residenz Duschan's, im heutigen Albanien.

10. **Guirgjewtag**, der Tag des heiligen Georg, einer der vorzüglichsten Festtage der serbischen Kirche.

11. **Handjar**, eine etwa anderthalb Fuß lange, messerartige Waffe, die im Gürtel getragen wird; übrigens türkischen Ursprungs.

12. **Kalpak**, eine Kopfbedeckung aus kostbarem Felle, mit Reiherbusch und Agraffe.

13. **Dubrownik**, der ursprüngliche slavische Name der, von den angesiedelten Venezianern nachmals wegen ihrer rings von Felsen eingeschlossenen Lage Rachiusa und Ragusa genannten freien Seestadt am adriatischen Meere, die im 14. Jahrhundert abwechselnd selbstständig war

oder an Venedig, oder an den Serbencaren Tribut zahlte. So erkannte sie z. B. im Jahre 1347 die Schutzgerechtigkeit Duschan's an.

14. **Mletak**, der serbische Namen für **Venedig**. Der Verkehr zwischen dem großserbischen Reiche und der venezianischen Republik scheint ein sehr lebhafter gewesen zu sein. Eines der herrlichsten Heldenlieder hat die Bewerbung eines vornehmen Serben um die Tochter des Dogen von Venedig zum Stoffe (Ivan Cernojevitj).

15. Die staatliche Selbstständigkeit Serbiens schien dem Caren, unter dessen Scepter dies Reich so rasch und mächtig emporwuchs, auch dessen kirchliche Unabhängigkeit zu bedingen. Er kündigte daher dem Patriarchen von Konstantinopel, der bisher die kirchliche Oberhoheit ausgeübt hatte, die Unterordnung unter dessen Einfluß auf, und setzte aus eigener Machtvollkommenheit den Priester **Sava** zum Patriarchen von Serbien mit dem Sitze zu Ipek ein. **Kalixt**, der ökumenische Patriarch, legte deshalb Serbien in den Kirchenbann, den erst der ökumenische Patriarch **Theophanos** während der ersten Regierungszeit Lazar's löste.

16. Duschan erwarb sich das Verdienst, im Jahre 1349 den staatlichen Verhältnissen Serbiens ein schriftliches Dokument zu Grunde gelegt zu haben, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat, und uns einen hohen Begriff von den damaligen inneren Zuständen des großserbischen Reiches beizubringen geeignet ist. Es ist dies der bekannte Codex Duschan's, zugleich eines der ältesten serbischen Literaturdenkmäler.

17. **Carigrad**, die Veste des griechischen Caren, der serbische Name für **Constantinopel**.

18. Um sich auf dem Throne zu behaupten, suchte Kaiser Johannes Kantakuzenos im Jahre 1341 die Hilfe Stefan Duschan's, des Serbencaren, an. Bald jedoch zerfiel er mit diesem, und berief die Türken.

19. Die serbische Geistlichkeit theilt sich in Weltpriester und Klostergeistliche. Jenen steht das Eingehen in ein eheliches Bündniß, jedoch nur ein Mal, frei; diese leisten das Gelübde der Ehelosigkeit. Jedoch

können Weltpriester, wenn sie verwitwet sind, ebenfalls Klostergeistliche werden. Zu jenen zählen die **Diakone, Popen** und **Protopopen**; zu den Klostergeistlichen die in den Klöstern lebenden **Kaludjeren** (Mönche), die **Archimanditen** (Aebte), **Wladyken** (Bischöfe), **Metropoliten** (Erzbischöfe), und endlich der **Patriarch** als oberste Kirchenautorität.

20. **Chilindar**, von Wilindar (Geschenk der Wila), eines der ältesten Klöster auf Athos, nach Einigen der Begräbnißort Nemanja's, des Stifters der Dynastie der Nemanitje.

Zweites Buch.

21. **Skadar**, der serbische Name von Scutari, nicht fern vom gleichnamigen See auf einem steilen Felsen am Rande des Bojanathales. Die Gründung Skadars durch Wukaschin und seine Brüder lebt im Gedächtniß des serbischen Volkes in einem der schönsten Heldenlieder fort. Die drei Brüder bauten nämlich drei volle Jahre an der Veste, ohne den Bau auch nur über den Grund hinausfördern zu können. Was sie Tags aufführten, das zerstörte während der Nacht die Wila. Da erklärt endlich die Wila, der Bau werde nur dann von Statten gehen, wenn jene der drei jungen Ehefrauen der Brüder, die morgen den Arbeitern das Mittagmahl bringen würde, in die Grundmauern werde eingemauert worden sein. Die Brüder geben einander unter Eid das Wort, daß Keiner von ihnen seiner Ehefrau etwas sagen wolle, damit der Zufall entscheide. Wukaschin und Ugljesch warnen jedoch, trotz dem gegebenen Versprechen, ihre Frauen, morgen den Arbeitern das Mittagmahl zu bringen, und nur Gjoke hält sein Wort. Als des andern Tages die Mittagszeit herannaht, fühlen sich die Ehefrauen Wukaschin's und Ugljesch's leidend, und bitten die junge Gojkowitza, den Arbeitern das Mittagmahl hinauszutragen. Diese, nichts Arges wähnend, ist gern bereit. Da sie Gojko von ferne kommen sieht, erschrickt er: es ist ihm nicht nur leid um seine junge Ehefrau, sondern auch um sein Knäblein in der Wiege, das kaum einen

Monat alt ist. Jedoch umsonst! Die beiden Brüder erfassen die junge Frau, und übergeben sie den dreihundert Meistern zum Einmauern. Geske wendet sich ab, um das Schreckliche nicht zu sehen. Die junge Geskewitza aber hält es anfangs für Scherz und lacht. Da sie jedoch, bis an die Brust hinan eingemauert, sieht, daß es Ernst sei, bittet sie um ihres Kindleins willen um Erbarmen, und bittet Rado, den Meister, doch wenigstens Raum für ihre Augen zu lassen, daß sie nach ihren Hofen schauen, Raum für ihre Brüste, damit sie ihr Knäblein säugen könne. Rado willfährt ihr, und so hat die unglückliche Geskewitza wenigstens den Trost, daß ihr ihre Dienerin von Zeit zu Zeit ihr Knäblein bringt und es ihr an die Brust legt. Noch heute wird bei Skutari die Stelle gezeigt, wo dies geschehen sein soll.

22. **Lalaschahin**, schon unter Urchan, mit dessen Sohne Suleiman er über den Peloponnes gegangen war, ein berühmter Kriegsheld. Nach dem durch einen Sturz vom Pferde plötzlich erfolgten Tode dieses Prinzen wurde er an dessen Stelle oberster Befehlshaber der Truppen mit dem Titel eines Beglerbeg; um 1360.

23. **Während Murad** sein Heer in die nördlich vom Hellespont gelegenen Gegenden **führte**, setzten die beiden Befehlshaber seiner europäischen Vorhut, Hadschi-Ilbeki und Evrenos, diesseits der Meerenge ihre Eroberungen fort. Hadschi-Ilbeki eroberte Dimitok oder Demiteka, das Didymotichon der Griechen, Kantakuzenes' Residenz, indem er den Sohn des Befehlshabers dieser Veste bei einem nächtlichen Ueberfalle gefangen nahm, und den Vater bewog, die Freiheit desselben durch Uebergabe der Veste zu erkaufen. Der türkische Geschichtschreiber Seadeddin nennt ihn den „ersten Renner auf der Rennbahn der Tapferkeit und den Löwen der Schlacht." Später und bis zur Eroberung von Adrianopel residirte hier Murad (Hammer-Purgstall Gesch. d. osm. R.).

24. Siehe Note 5 zum ersten Buche

25. **Kruschewa**, die Gegend an der Morava östlich von Alexinac, im heutigen Fürstenthum Serbien. Lazar's Burg daselbst hieß Kruschewac.

26. **Petschan**, richtig Detschani, in der Nähe von Prizren. Als Stifter dieses Klosters heißt auch Duschan „Kral Decanski."

27. Papst Pius V. schrieb einen Kreuzzug gegen die Türken aus. Mit den Serben vereinten sich, diesem folgend, Ungarn, Bosnien und die Walachen, wurden jedoch 1363 an der Mariza von Hadschi-Ilbeki auf's Haupt geschlagen. Lalaschahin vergiftete den Sieger aus Neid um die Ehre des Sieges.

28. **Prilip**, Marko's Schloß, im heutigen Makedonien

29. **Scharac**, der Schecke, das Kampfroß und der Gefährte Marko's auf allen seinen Zügen, in allen seinen Kämpfen.

Drittes Buch.

30. **Swaten**, Hochzeitgäste.

Viertes Buch.

31. **Samakow**, am Hämus, einst wegen seiner Hammerwerke bekannt. Nachdem Murad seinen Sitz in Adrianopel aufgeschlagen, trug er seinen Heerführern Timurtasch und Lalaschahin die Fortsetzung der Eroberungen längs des Hämus auf. Bei Samakow (1371) stand Wukaschin dem Letzteren selbst gegenüber und verlor Schlacht und Leben.

32. Murad hatte Demitoka zu seinem einstweiligen Hoflager gemacht, und leitete von dort aus die Eroberung von Adrianopel, wohin er nachmals seine Residenz verlegte, was es auch bis zur Eroberung Konstantinopels die erste Hauptstadt des Reiches blieb. Demitoka jedoch ließ er durch Lalaschahin schleifen.

33. Zivio Care — es lebe der Car!

34. **Duschd**, von Mletak — Doge von Venedig. Nebenbei mag hier auf den offenbar slavischen Ursprung des Namens Venetia hinge-

deutet sein. Es ist die Stadt der Wenden, Weneden, Weneten. Der Stamm der Wenden lebt noch heutzutage mit slavischen Sitten und slavischer Sprache aufwärts von Venedig und dem Friaul, dann um Triest in Istrien, Kärnthen und Krain.

35. Siehe Note 5. Uebrigens ist die ognjena, die feurige Maria, nicht identisch mit der bogorodica, der Mutter Gottes, wie Mickewicz in seiner Vorlesung vom 19. Februar 1841 anzunehmen scheint.

36. Der Berg **Athos**, im heutigen Makedonien auf der östlichsten der drei Erdzungen, welche durch die Meerbusen von Salonichi und Contessa gebildet werden, mit 500 griechischen Klöstern und Kirchen, und 6000 Mönchen, von den Serben sveta gora, der heilige Berg, genannt.

Fünftes Buch.

37. **Poscharevac**, im Norden des heutigen Serbien am rechten Ufer der Donau und unterhalb Smederevo (Semendria).

38. Die Serben verstehen unter Namensheiligen die Schutzpatrone ihrer Häupter und Familien, nicht, wie z. B. die Katholiken, die Patrone ihrer Taufnamen.

39. **Posilje** — Basilikum. Smlije und Bosilje, d. i. Imortelle und Basilik sind die in den Liedern zumeist vorkommenden Dichterblumen der Serben. Sie sind ihnen etwa das, was dem Deutschen das Veilchen und das Vergißmeinnicht, haben jedoch einen viel weiteren, und nicht so sentimentalen Bilderkreis, als diese.

40. Stana singt ihrer Herrin die ältesten Lieder und Legenden des serbischen Volkes, als da jenes ist von der Theilung der Güter unter den Heiligen (siehe Vuk Stef. Karadschitj Serb. Volkslieder. 2. B. S. 1 ff.) u. s. w. Das Bemerkenswertheste unter diesen alten Liedern ist unstreitig jenes von der Theilung der Güter unter dem Vorsitze Gottes. Es ist, als hallte in dieser Legende der Homer'sche Olymp in die

slavische Mythe herüber. Wir sehen Gott seine Heiligen um sich im Himmel versammeln, und ihnen die Herrschaft und Gewalt über allerlei Erdengut übertragen. So z. B. erhalten Peter und Paul die Herrschaft über Wein und Weizen, wahrscheinlich als zum Gottesdienste gehörige Dinge, der heil. Ilia den Donner, die heil. Maria den Blitz, der heil. Thomas das Siegel der Wolken, der Erzengel den Herbst, der heil. Nikolaus die Gewässer und Furthen, der heil. Sawa Eis und Schnee, der heil. Georg den Lenz mit seinen Blüthen, und der heil. Johann die Ordnung in der Versammlung der Heiligen u. s. w. — Duklian, wohl der griechische Kaiser Diokletian.

41. Unter Lateinern werden die zur römischen, lateinischen Kirche sich bekennenden Serben an den Küsten des adriatischen Meeres im Gegensatze zu den der östlichen oder griechischen Kirche Treugebliebenen genannt. Viele lateinische Ortschaften waren den Siebenfürsten tributpflichtig.

42. Milosch Obilitj wurde wohl auch Kobilitj genannt. Kobila bedeutet Stute.

43. Meidan, ein öffentlicher Platz. Das Wort ist türkischen Ursprunges.

44. Stiftungen, theils kirchlicher, theils gemeinnütziger Bauten gedenken zu jenen Gelöbnissen, in denen die serbischen Fürsten und auch sonst vornehme Serben, als in ganz besonders frommen und verdienstreichen Werken einer den andern zu übertreffen suchten. Durch die Erbauung von Kirchen, Klöstern, Brücken und Straßen suchten sie mit den Beweisen ihres gottesfürchtigen und Gemeinsinnes zugleich das Andenken ihres Namens zu verbinden. Die Gegend von und um Kossove war ganz besonders reich an dergleichen Stiftungen, die zum Theil noch heute bestehen, zum Theil noch als Ruinen gezeigt und von jedem Serben gekannt werden.

45. Ravanitza, noch heute ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Serben, an dem Bache Rava in der Resava, einer Gegend unfern von Tschupria im heutigen Fürstenthum Serbien.

46. **Schumla**, am öſtlichſten Paſſe des Hämus. Nach der Bezwingung der Karamanen in Kleinaſien ging Murad nach Europa zurück, um hier ſeine Eroberungen fortzuſetzen. Zunächſt kehrte er ſein Schwert gegen Schiſman, den König der Bulgaren, und eroberte nach kurzem Kampfe Schumla, die ſtärkſte Feſtung des Landes. Schiſman mußte ſich tributär erklären und auch noch zur Uebergabe von Siliſtria verpflichten. Als Löſegeld für die Gefangenen begehrte Murad die Uebergabe von Tſchete. Schiſman übergab dieſen Ort; da jedoch Murad die Gefangenen nicht auslieferte, räumte Schiſman auch nicht Siliſtria, worauf Murad den Krieg fortſetzte, und den Kral zwang, ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Murad ſchenkte ihm das Leben, nahm jedoch ganz Bulgarien in Beſitz (1390).

47. **Karamanien.** Indeß Murad in Europa weilte, erhob ſich im Rücken ſeines Heeres in Kleinaſien, in der Gegend des heutigen Karaman eine Empörung mit dem Verſuche, ſich von ſeinem Szepter loszureißen. Auf die Kunde hiervon ſandte Murad ſeinen Beglerbeg Timurtaſch mit ſeiner ganzen Macht nach Kleinaſien und unterdrückte den Aufſtand mit der unwiderſtehlichen Gewalt ſeines Schwertes, worauf er wieder nach Europa zurückkehrte.

48. **Hodſchen und Hadſchien,** Hodſcha, eine prieſterliche Würde von geringer Bedeutung; Hadſchia wird Jeder genannt, der eine fromme Wallfahrt unternommen. Hodſchen und Hadſchien gelten als Gegenſatz zu Kriegern und Helden.

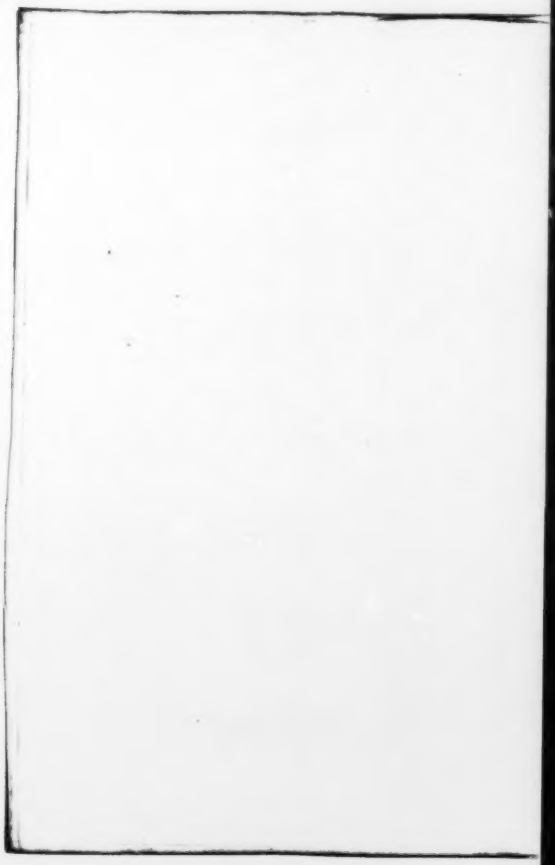
49. Lazar lag zwei Jahre auf dem Koſſover Felde begraben, worauf ſeine irdiſchen Reſte in der Kirche Ravanizza beigeſetzt wurden. Von hier wurden ſie ſpäter nach dem Kloſter Wrdnik in Syrmien übertragen, das nun ebenfalls Ravanizza genannt wird, und ein vielbeſuchter Wallfahrtsort iſt.

50. Nach Murad's Tode wurde Bajeſith noch auf dem Schlachtfelde von Koſſovo zum Sultan ausgerufen. Er hielt ſich nicht für verpflichtet, die von ſeinem Vater einem Verräther geleiſteten Verſprechungen zu erfüllen, und ließ vielmehr Brankowitj die ganze Wucht ſeiner Verachtung empfinden. Nach Einigen ſoll er ihn ſogar eine Zeitlang gefangen gehalten haben. Später mußte ſich Brankowitj damit begnügen, ſtatt mit dem ganzen Reiche mit einem kleinen Theile deſſelben belohnt zu werden, indeß Stefan Lazarewitj, Lazar's Sohn, einen großen Theil der väterlichen Beſitzungen mit dem Titel eines Deſpoten als tributärer Fürſt zurückerhielt.

Druck von Reck & Pieter.

Die Gesänge der Serben

49G



Die

Geſänge der Serben.

Von

Siegfried Kapper.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. kaiſerlichen Hoheit,

dem Großfürſten

Konſtantin Nicolajewitſch.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Einleitung IX
Fremdwörter und geographische Notizen XXXI

Die Jakschitsche.

Jakschitsch Todor 3
Jakschitsch Stjepan 17
Jakschitsch Dimitrije 31
Jakschitsch Bogdan 38
Der beiden Jakschitsch Frauen 42

Janko der Catarauer und sein Sohn Stojan Jankowitsch.

Janko von Catare 49
Wie Stojan Jankowitsch die schöne Stanka erwirbt. 60
Wie Jankowitsch Stojan aus der türkischen Gefangenschaft heimkehrt. 74

Starina Nowak und seine Söhne.

Warum Nowak Haiduke wird 83
Wie Grujo verkauft wird. 87
Wie Radmoj von Nowak scheiden will 95
Wie Nowak das Land von Mehmed dem Moren befreit 99
Wie Grujo seiner Bundesschwester Jkonia beisteht 102
Wie Grujo freiet 110
Von Grujo's treuloser Lieben 123

Zehn Haiduken.

Mihat der Hirt.
1. Wie Mihat Haiduke wird 137

Seite
2. Wie Midat mit dem Paicha spricht 140
3. Wie Midat dem Bide Daniitschitsch das Leben rettet. . . . 144
Der kleine Radoija.
1. Wie der kleine Radoija seine erste Liebe freit 150
2. Wie der kleine Radoija gefangen ist, und seine zweite Liebe freit 152
3. Die Witwe und das Waislein des kleinen Radoija 159
Iwo der Haiduke 163
Meister Manojlo 172
Wischnitsch Jowan 178
Rado von Sokol 185
Haiduk Wukosawa's Ehfrau 192
Mate der Hornate 200
Luka Galowran 207
Bujadin und seine Söhne 210

Iwo der Jengger.

Wie Iwo ein Weib bekommt 215
Wie Iwo mit Wutschko Ljubitschitsch glücklich kämpft 236
Wie die Jengger jagen 242
Wie Iwo zum zweiten male freit und Thaisa sich von ihm lossagt 245
Iwo des Jenggers Schwester 253
Der junge Marian 255
Wie Iwo stirbt 261

Erläuterungen 265

Einleitung.

Die folgenden Blätter haben nicht den Zweck, eine bisher nicht gekannte Richtung der Volkspoesie bekannt zu geben und deren Erscheinungen in der Litteratur einzuführen. Dies hat schon Goethe gethan und nach ihm die Talvj, und zwar jener mit einem ebenso merkwürdigen und sichern Herausfühlen des tiefpoetischen Elementes, wie diese mit ausgedehnter und tiefer Sachkenntniß. Es soll in ihnen an die Mittheilungen, namentlich der Letztern, nur angeknüpft, der von ihr betretene Weg weiter verfolgt werden.

Indem ich hiermit den Standpunkt angedeutet zu haben glaube, von dem ich bei der vorliegenden Arbeit ausgegangen, halte ich es für nicht überflüssig, den Gesängen selbst einige Bemerkungen über das serbische Lied überhaupt voranzusenden.

Der serbische Volksstamm gehört, nach den Ergebnissen scharfsinniger Forschungen auf dem Gebiete der Alter-

thumskunde, mit zu den frühesten Bewohnern Europas. Die wenigen Landstriche, die dieser Stamm nunmehr inne hat, sind nur ein kleiner Theil der Gebiete, über die er ehedem ausgedehnt war. Einer der geistreichsten Forscher, und seinem Beispiele folgend auch andere Gelehrte, glauben sogar in ihm den Urstamm aller Slaven Europas erkennen zu müssen.

Alt und ursprünglich, wie dieser Stamm, ist auch seine Art zu dichten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die serbische Rhapsodie, selbst in der ganzen Form und Weise, wie sie noch heutzutage lebt, schon in den frühesten Zeiten von den serbischen Sängern gepflegt worden sei. Darauf deutet, was die äußere Form anbelangt, die auffallende Identität zwischen dem serbischen Liede und den ältesten Denkmälern slavischer Poesie in der Königinhofer Handschrift, im Igor der Russen u. s. w., darauf die innere, geistige Verwandtschaft desselben mit den letztgenannten Dichtungen hin; darauf das reiche mythische Element in der serbischen Poesie; darauf die tiefinnere Verwandtschaft mit der Urform der Iliade und Odyssee, der griechischen Rhapsodie nämlich; darauf auch noch, wiewol nur in untergeordnetem Grade, die Benutzung eines musikalischen Instruments zur Begleitung der Gesänge, das in seiner rohen Einfachheit gewiß nur aus einer sehr frühen Zeit stammen kann, der Gusle nämlich, sowie der merkwürdige Umstand, daß, wie bei

den Griechen und auch noch bei den Spaniern, die Blinden die Träger des Gesanges, und „Blinder" und „Sänger" identische Begriffe sind.

Die ältesten Stücke der Königinhofer Handschrift, aus dem 9. Jahrhundert stammend, haben denselben strophenlos aufeinanderfolgenden, ungereimten, zehnsilbigen Vers mit dem Absatze nach der vierten Sylbe, wie ihn das serbische Lied hat. Die Darstellungsweise, der stoffliche Inhalt ist zwischen beiden von mehr als zufälliger Aehnlichkeit.

Die durchwegs heidnische Wila, die in dem serbischen Liede eine so ausgedehnte Rolle spielt, kann in die serbische Poesie nur aus vorchristlichen Zeiten mit herübergebracht worden sein, da ein Volk nicht so wie Kunstdichter beliebige, ihm ferngelegene Göttergestalten in seine Dichtungen aufnimmt, wol aber die seinen aus frühern Zeiten im Gedächtnisse behalten kann, wie dies namentlich die Sprichwörter der Slaven bezeugen. Die Uebertragung von Begriffen eines sehr ausgedehnten Naturcultus auf das Christenthum, dessen Gott und dessen Heilige kann nur aus den Zeiten der Verbreitung des Christenthums unter diesem Volke stammen, und zeigt wie schwer es ihm gewesen, sich von seinen alten Göttern zu trennen. Die Poesie war das einzige Gebiet, auf dem es seinen alten Cultus noch anhängen konnte, und auf diesem nahm es denn eine Verschmelzung des Alten mit dem Neuen vor,

indem es Gott wiederum perſonificirte, und ſeinen Heiligen die Eigenſchaften der ſcheidenden Naturgötter nebſt ihren Functionen beilegte, z. B. dem heiligen Elias den Donner, der heiligen Maria den Blitz, dem heiligen Panteleimon die Stürme, dem heiligen Georg den Frühling u. ſ. w.; Umſtände, die das Alter der ſerbiſchen Poeſie wenigſtens auf die Zeit der Einführung des Chriſtenthums bei den Serben zurückführen, folgerichtig aber weit über dieſelbe hinausrücken laſſen, da ja offenbar eine Poeſie mit dergleichen mythiſchen Elementen früher dageweſen ſein muß, wenn dieſe in das Chriſtenthum mit hinübergenommen werden ſollten.

Ein geſungenes Denkmal aus dieſer Vorzeit ſerbiſcher Poeſie iſt uns jedoch nicht übergekommen, wenigſtens bis jetzt nicht bekannt worden, wenn man nicht das Alter der Kralice, Königinlieder*), die als Nachklänge des ehemaligen Naturcultus bei gewiſſen Anläſſen noch geſungen werden und die wol ſeither manche Umwandlung erfahren haben, ſo weit hinausrücken will.

Die älteſten Denkmäler dürften die Lieder gemiſcht chriſtlichen und naturreligiöſen Inhalts ſein, wie z. B. das Lied von der Vertheilung der Obſorge über die Güter und anderer Functionen unter die Heiligen durch Gott,

*) Siehe W. Gerhard's „Wila".

der zu diesem Behufe eine Versammlung in den Himmel beruft, und ähnliche.*)

Selbst aus den Zeiten griechischer und römischer Herrschaft ist in das Gedächtniß des Gesanges kaum mehr übergegangen, als Erinnerungen an Konstantin, Trajan, Diocletian, wiewol schon der Umstand, daß sich diese bis auf unser Jahrhundert, und zwar blos im Munde des Volks, ohne daß sie je aufgezeichnet worden wären, erhalten haben, darauf hindeuten, wie viel und wie allgemein schon damals gesungen worden sein muß.

Das 14. Jahrhundert ist der ferneste Moment, bis zu welchem das Gedächtniß des serbischen Gesanges zurückreicht. Es sind dies die Tage, in welchen eine mächtige Dynastie, die der Nemanja's, das bis dahin von Makedonien, dann von Griechenland, später von Rom und zuletzt von den oströmischen Imperatoren beherrschte, und zu Zeiten, wo dies nicht der Fall war, nie selbstthätig hervortretende Volk zu einer gewissen Selbständigkeit und Bedeutung zu erheben begann; die Tage Duschan's des Starken und seiner Nachfolger bis auf das Eindringen der Türken in Europa, und in dessen Folge den abermaligen Verfall der serbischen Macht am Ende des Jahrhunderts unter Lazar, dem letzten serbischen Zaren.

Die Lieder aus jener Zeit sind zum größten Theil

*) Siehe Talvj, „Serbische Volkslieder".

in den Büchern der Talvj bereits mitgetheilt, und haben in den Vorlesungen über slavische Literatur u. s. w. durch Mickiewicz eine wenn auch nicht erschöpfende, doch zu ihrem Bekanntwerden viel beitragende Würdigung gefunden. Sie reihen sich alle mehr oder minder unmittelbar um das Ereigniß auf dem Felde von Kossowo (Schlacht zwischen Lazar und Murad am 15. Juni 1389), mit welchem das Leben Lazar's und mit diesem die Selbständigkeit des serbischen Volks schließt, und bilden mit den Abenteuern des überlebenden Königsohnes Marko die Fragmente eines großen nationalen Epos, wie einst die Rhapsodien vom Trojanerzug jene der Iliade und Odyssee.

Der Umstand einerseits, daß es nicht in meiner Absicht lag, bereits von der Talvj Mitgetheiltes zu wiederholen, anderseits die Bearbeitung der Ereignisse dieses Zeitraumes in einer andern Weise, zu der mich das Interesse dafür lange vorher führte, ehe ich an eine Arbeit vorliegender Art dachte *), bestimmten die Ausscheidung der Lieder von Kossowo und von dem Königssohne Marko aus der vorliegenden Sammlung, und den Beginn dieser mit der Zeit unmittelbar nach beiden, also mit dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Die Gesänge dieser Zeiten sind auch ganz verschieden von den beiden erstgenannten großen Liedergruppen.

*) „Fürst Lazar, epische Dichtung nach serbischen Heldengesängen" (zweite Auflage, Leipzig 1862).

Während in diesen letztern hoher Heldensinn, tiefinnere Religiosität, der heilige Muth der Selbstaufopferung, herrlichste Männlichkeit und lieblichste Weiblichkeit die vorherrschenden Elemente sind, treten in den frühern Gesängen ganz andere Eigenschaften und Charakterzüge in den Vordergrund. Jene enthalten die Erinnerungen eines nunmehr unterdrückten Volks an seine Größe und Freiheit, diese die Beschauung der jammervollen Gegenwart, der Knechtschaft, des Elends.

Nur noch kurze Zeit nach der Schlacht bei Kossowo fristete ein Theil des serbischen Volkes unter Fürsten, die eben nichts mehr als die Steuereinnehmer der Pforte waren, ein Schattenleben von Selbständigkeit. Bald gab sich die unwiderstehliche Gewalt des Halbmondes in all ihrer Schwere kund, und die Wirkungen blieben nicht aus. Ein Theil des serbischen Stammes, namentlich der vornehmere, nahm den Islam an, um im Besitze seiner Güter zu verbleiben. Hier und da thaten ganze Landstrecken das Gleiche. Ein anderer Theil wanderte über die Save und Donau, und rettete Leib und Glaube in ein fremdes Land. Noch ein anderer Theil blieb in den alten Wohnsitzen, um dem Scheine nach das Joch völliger Rechtlosigkeit und unbegrenzter Verpflichtung zu tragen, in Wirklichkeit aber einen blutigen Rachekampf gegen den Unterdrücker der Freiheit zu beginnen. In demselben Maße als der Uebermuth der Sieger wuchs, nahm dieser Kampf an Er-

bitterung zu. Die zum Islam übergegangenen Serben, nunmehr neben dem Türken die Alleinbesitzenden des Landes, legten nicht nur bald alle christliche Sitte ab, sondern wurden noch härtere Verfolger ihrer christlichen Stammesbrüder, als die Türken selbst. Der Kampf gegen sie und die Türken wurde zur Tugend, ja zur heiligen, sich fortvererbenden Pflicht, und es entstand das Haidukentum, das sich mit Hintansetzung jeder andern Beschäftigung und mit Entsagung auf den Frieden des Hauses sowol als auf das Glück der Familie diesen Kampf zur Lebensaufgabe machte.

Ein übermütiger Spahia (Grundbesitzer), ein wollüstiger Pascha, ein habsüchtiger Aga fiel einem Raja ins Haus, nahm ihm seine besten Rosse, seine Waffen, sein Geld ab und schändete ihm zuletzt das Weib oder die Tochter. Er that dies, weil er sich als Moslim und Herr des Bodens hierzu vollkommen berechtigt glaubte. Der ausgeplünderte Raja floh ins Gebirge, steckte dort seine Fahne aus und sammelte ein Häuflein gleich Unglücklicher und gleich Mutbiger um sich. An einer unzugänglichen Stelle des Gebirges wurde ein notdürftiger Aufenthalt bezogen, ein paar entästeter, an eine steile Felswand gelehnter und mit etwas Reisig und Heu bedeckter Baumstämme gaben eine Hütte ab. Entweder zog nun der Beleidigte geradezu vor die Höfe seines Feindes, brannte diese nieder, erschlug den Uebeltäter und plünderte ihn aus, oder er wartete die Gelegenheit ab, daß er ihm irgendwo begegne. Genug daran, er ließ

nicht ab, bis er seinen Säbel in das Blut des Feindes getaucht. Hierdurch wurde seine Lage nur noch unsicherer. Alles, was einen islamitischen Namen trug, verschwor sich gegen ihn, und es blieb ihm nichts übrig, als den Wald zu seinem zeitlebenslangen Aufenthalte und das Wegelagern zu seinem Geschäfte zu machen, und den einmal begonnenen Kampf fortzusetzen. Haiduken, die sich durch Muth und Entschlossenheit oder sonst irgend eine Fertigkeit im Kampfe hervorthaten, sammelten oft eine sehr zahlreiche Schar (ćeta, družina) von gleich Entschlossenen um sich, und wurden als Harambaschen, d. i. Hauptleute derselben, der Schrecken von ganzen Landstrichen. Selbst Paschas und Vezire verschmähten es dann nicht, mit ihnen in gutem Einvernehmen zu stehen. Bei der Raja aber standen sie in nicht geringerm Ansehen, als einst jene Ritter des Westens, die sich den Kampf mit den Saracenen zur Lebensaufgabe machten. Der Begriff eines Räubers von dem eines Haiduken wurde streng gesondert. Raub und Diebstahl sind schmähliche Gewerbe; ins Gebirge gehen und Haiduke werden ist ein Unternehmen, das Ansehen und Ehre bringt. Die Raja sieht im Haiduken den Einzigen, der irgend etwas gegen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der Türken vermag, sie sieht in ihm ihren einzigen Schutz, ihren einzigen und sichern Rächer.

Dieser Zustand nun im Vereine mit der Spaltung des serbischen Stammes in Folge seiner Unterjochung konnte

auf den Gesang nicht ohne Rückwirkung bleiben. Nicht nur mußte die Sprache der Serben, die sich bis dahin, einige Gräcismen abgerechnet, die in Folge kirchlicher Verhältnisse Eingang gefunden, in voller Reinheit erhalten hatte, durch eine Unzahl türkischer Worte dieses Vorzuges verlustig werden, sondern der Zwiespalt auch im Wesen der Poesie selbst an's Tageslicht treten.

Die zum Islam übergetretenen Serben, die zwar dem Glauben an das Kreuz, nicht aber auch der Sprache ihres Stammes und dem Gesange entsagt hatten, ließen bald in ihren Gesängen das islamitische Element vorwalten. Sie sangen die Besiegung der Christen. Ihre Helden waren gläubige Mohamedaner, die Stoffe ihrer Lieder Unterdrückung der Raja, Erhebung und Lobpreis islamitischer Kämpfer. In den Liebesliedern spiegelte sich nach und nach jene ganze Sinnlichkeit und Leidenschaft ab, wie sie hinter den Gittern der abgeschlossenen Frauenstuben frühzeitig erglimmt und fortglüht.

Im Gegensatze zu ihnen sangen die dem Christenthum Treugebliebenen ihren Widerstand gegen die Türken, ihren Kampf gegen die Gewaltthäter, erhoben und feierten das Christenthum und priesen die Thaten ihrer Vorkämpfer, der Haiduken.

Hierzu kam noch die Berührung mit andern Nachbarvölkern, namentlich an den Küsten Dalmatiens, wo die Serben Jahrhunderte lang im innigsten Verkehre mit ganz

Italien, insbesondere aber mit der Republik Venedig standen, ein Einfluß, der sich nicht nur in den Stoffen vieler Heldengesänge, z. B. in dem Liede von der Hochzeit des Iwan Zernowitsch kundgibt, sondern mehr noch in der schwungvollen, rhetorischen Sprache der Liedesgesänge, Todtenklagen und Tischgespräche der Bewohner Dalmatiens, und der sich sogar auf Wendungen, Gedanken und Bilder erstreckt, die dem Kenner italienischer Volkspoesie nicht leicht entgehen.

Die meisten dieser Lieder aber haben hierdurch in vielfacher Beziehung, und nicht nur in ästhetischer, sondern auch in politischer, eine nicht geringe Bedeutung für die Kenntniß des slavischen Südens gewonnen. Mehr als Schilderungen und Erzählungen sind sie im Stande nicht nur ein lebendiges Bild der Sitten, Gebräuche und Lebensart des serbischen Volks aufzurollen, in dessen Weltanschauung und Moral tiefe Blicke zu gestatten, sondern auch die politischen Zustände zu beleuchten — freilich nicht, wie sie der Diplomat, sondern wie sie das Volk selbst auffaßt. Es gibt sogar einzelne Lieder, wie z. B. jenes von den moskowitischen Geschenken und türkischen Gegengeschenken, die einen durchaus tiefen politischen Sinn haben, und die mit merkwürdigem Volksinstincte das Ziel bezeichnen, dem alles Christenthum in der Türkei entgegenstrebt.

Und diese Bedeutung ist es auch, die ich hier zunächst als den Anlaß zur vorliegenden Sammlung bezeichnen muß.

Denn am Ende ist es ja nicht die metrische Form, nicht das Bild allein, um dessenwillen wir uns für die Gesänge anderer Nationen interessiren, sondern eben mehr die tiefe Einsicht, die sie in die ethischen und socialen Zustände, in die Denk- und Fühlweise, in die Gesinnungs- und Handlungsart, in die Ansichten über Leben und Recht eines Volks gewähren. Daher auch, dieses Alles zugleich mit der Form zur Anschauung zu bringen, mir die Aufgabe schien, die man sich bei der Mittheilung von Poesien fremder Völker zu stellen hat; eine Aufgabe, die allerdings durch eine lediglich wortgetreue Versificirung einer untergelegten wortgetreuen Version kaum zu lösen sein dürfte, wie dies namentlich bei den serbischen Gesängen so oft und erst in neuester Zeit von zwei bekannten östreichischen Dichtern versucht worden, sondern nicht minder die genaue Kenntniß des Volks selbst und seiner Sprache erheischt, als etwa eine Uebersetzung der Iliade oder des zerstörten Jerusalems die der griechischen und italienischen Sprache und das Verständniß des griechischen und italienischen Volkes und seines Geistes.

Günstige Zufälle setzten mich frühzeitig in die Lage, mich zuerst mit der Sprache, dann mit der Poesie und endlich mit der Sitte und Weise des serbischen Volks selbst in unmittelbarem Verkehre vertraut zu machen. Ob es mir gelungen, diese Erwerbnisse in jener Weise zu verwenden, die ich mir als die einzig richtige bei der Vermittlung von

Volkspoesien denke, mag dem Urtheile der Kenner anheimgestellt sein. Was ich nur noch hinzufügen möchte, bezieht sich auf die Anordnung und auf die Form der Gesänge.

Die meisten der im Folgenden mitgetheilten Gesänge, deren Originale sich in der jüngsten Sammlung des verdienstreichen Wuk Stefanowitsch Karadschitsch vorfinden und von denen ich einen großen Theil selbst zu hören Gelegenheit hatte, stammen aus dem heutigen Fürstenthum Serbien, aus Bosnien, aus Dalmatien, aus den Grenzorten der Herzegowina, aus Montenegro, dann auch aus Slavonien, Syrmien, der Batschka und dem Banate. Aus dem Innern der Herzegowina und Bosniens steht noch eine reiche Ausbeute zu erwarten. Am reichsten dürfte Dalmatien vertreten sein, am wenigsten das oestreichisch-serbische Gebiet, wo der Sinn für Volksgesang in Folge unerforderlicher Einflüsse allmählig auszusterben beginnt. Ich habe bei allen die Anordnung getroffen, daß jene Gesänge die von einem und demselben Helden gesungen werden, in eine Gruppe zusammengestellt erscheinen, um so ein möglichst klares Bild davon zu geben, wie er im Gedächtnisse des Volks fortlebt.

Was die metrische Form anbelangt, so muß ich der Ansicht, der Trochäus, dessen ich mich nach dem Vorgange Goethe's und der Talvj bediente, sei das Element derselben, vorbeugen. In Wirklichkeit kennt der serbische Gesang in seinen Zeilen blos eine bestimmte Zahl von Silben, wie

dies z. B. auch im italienischen Gesange der Fall ist, ohne Rücksicht auf deren Länge und Kürze. Die Annahme des fünffüßigen Trochäus, nach dem Vorgange Goethe's, ist ein Ergebniß der leichtern Behandlung und des dem deutschen Ohre wohlthuendern Falles. In den Heldengesängen ist der zehnsilbige Vers mit dem Absatze nach der vierten Silbe der durchaus herrschende, und eine metrisch treue Version müßte nicht nur diesen Einschnitt, wie dies L. A. Frankl in seiner „Gusle“ *) versucht hat, sondern auch den ganzen daktylischen Wellengang der Sprache nachzubilden suchen; was theils unendlich schwer, theils unmöglich, stets aber dem deutschen Ohre nichts weniger als wohlthuend wäre. Als Beispiele der rhythmischen Bewegung dieses Zehnsilbenmaßes mögen hier einige Zeilen folgen:

Gleda njega | Budimska kraljica,
Sieht ihn die Königin von Budim,

Pa doziva | Jakšića Todora
Ruft gleich (hernieder) Jakschitsch Todor:

Oj sokole | Jakšiću Todore!
Jakschitsch Todor, o (du edler) Falke!

*) Wien 1851

Jesi li se | more oženio?
Hast du, Närrchen, schon ein Weib genommen?

Ja djevojku | za se isprosio?
Oder (doch) ein Mädchen dir erbeten?

Mannichfacher ist die Soldenzahl bei den lyrischen Gesängen. Es findet sich die achtsoldige, im deutschen durch den vierfüßigen Trochäus ersetzte Zeile; es findet sich die zwölfsoldige mit dem Abschnitte nach der sechsten und auch nach der achten Solbe vor; endlich auch die kurze sechssoldige Zeile u. a. m. Auch der Refrain ist gekannt, jedoch nur zwischen den einzelnen Zeilen, und aus bedeutungslosen Interjectionen, einzelnen Worten bestehend (II, 224). Ja, es gibt sogar Strophenlieder (II, 255), doch blos in der Art, daß eine Strophe ganz so wie die andere lautet, blos mit Aenderung eines oder des andern Wortes, das sich auf eine stets andere Person oder Sache bezieht, so z. B. daß in der ersten Strophe vom Vater, in der zweiten von der Mutter, in der dritten vom Bruder, von Allen aber dasselbe gesungen wird, und die letzte Strophe eine Antithese, meist mit Bezug auf den Geliebten, enthält.

Dieses vorausgesetzt, ist in dem Folgenden das Metrum der Originale durchgehends wiedergegeben.

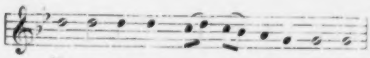
In so hohem Grade die poetische Seite, der Text

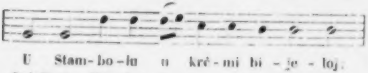
möchte man sagen, der serbischen Gesänge ausgebildet ist, in so geringem ist es der Gesang selbst, die melodische Seite. Es scheint, als ob Vortrefflichkeit des Textes mit Vortrefflichkeit des Gesanges in der Poesie der Völker nur selten oder nie Hand in Hand gehen sollten. Wenigstens muß die Thatsache auffallen, daß in demselben Grade, in welchem die Geläufigkeit der Kehle cultivirt wird, bei einzelnen Völkern der poetische Gehalt des Gesungenen abnimmt, als ob die Uebung der Kehle, das Sinnen auf schöne Melodien, das Bemühen sie schön vorzutragen, den Geist zu sehr in Anspruch nähme, als daß er auch noch schön dichten könnte; oder als ob ein Theil der Poesie durch die Melodie absorbirt, und daher weniger in Worten gesagt wurde. Man kann dies bei den Italienern beobachten, und überall, wo auf den Gesang mehr geachtet wird als auf das Wort.

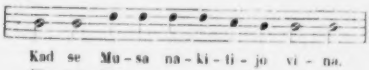
Anders ist dies bei den Serben. Ich weiß nicht, ob hier die Unbedeutenheit der Melodie die Poesie bei voller Kraft erhalten, oder die mächtige Poesie die Melodie nicht hat aufkommen lassen. Wahrscheinlicher ist das erste, und hat seinen Grund in der höchst geringen Pflege, die der Musik unter den Serben überhaupt zugewandt wird. Dem Gottesdienste ist sie fast ganz fremd. Sie hat daher auch keinen Weg ins Leben gefunden und fristet sich nur dürftig mittels der Sackpfeife bei Tänzen, mittels der Tamburine bei Hochzeiten und der Gusle bei den Gesängen,

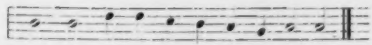
während bei Völkern, bei denen Musik einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes ausmacht, diese viel tief ins Leben eingedrungen ist, in demselben Maße aber auch der Volkspoesie Abbruch gethan hat. Der einzige Stamm, der etwa hiervon eine Ausnahme macht, wären die Kleinrussen.

Die Weise nun, nach welcher die Heldenlieder gesungen werden, ist in verschiedenen Gegenden verschieden, stets jedoch sehr einfach, sich zwischen wenigen Tönen bewegend, beliebig modulirbar, und sich nur bei wichtigern Momenten oder lyrischen Stellen zu etwas mehr melodischem Gange erhebend. Sie lautet nach dem, was ich vom Munde eines Sängers in Sormien aufzuzeichnen Gelegenheit hatte, etwa so:



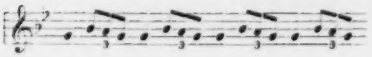


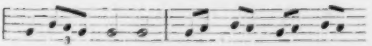




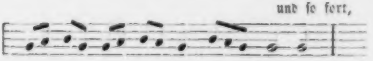
On - da po - če pi - jan bes - je - di - li.
Hebt er trunken al - so an zu re - den.

Jedoch hält ſich der Sänger hierbei wenig an Noten, die er natürlich nicht einmal kennt, ſondern ändert Zeitmaß und Tonfolge ganz ſo ab, wie es der zu ſingende Vers erfodert. Dazu ſtreicht er die einſaitige Guſle mit ſeinem Roßhaarbogen und begleitet ſeinen Geſang unausgeſetzt in folgender Weiſe:





und ſo fort,

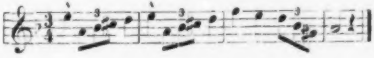


oder auch

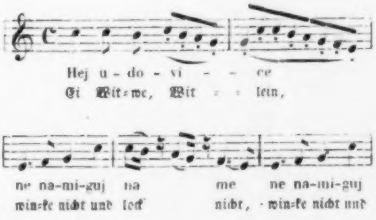
und ſo fort.

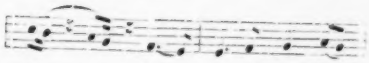
Wie in der Solbenzahl, ſo bieten die lyriſchen Geſänge auch in der Betonung mehr Mannichfaltigkeit. Ein getreues Wiedergeben dieſer Betonungen iſt jedoch ſchlechterdings unmöglich. Jeder Verſuch, die Melodien durch Noten zu fixiren, muß ſcheitern, wenn man nicht durch oftmaliges Anhören ſich mit den Eigenthümlichkeiten des ſerbiſchen Geſanges völlig vertraut gemacht, und aus den bis zum Uebermaß angebrachten Coloraturen und Verzierungen den muſikaliſchen Grundgedanken herausfinden und zudem mit jenen Ungewöhnlichkeiten der Harmonie ſich verſöhnen gelernt hat, die ein nach den beſtehenden Geſetzen der Kunſt gebildetes Ohr für ebenſo viele Sünden gegen den Generalbaß erklären würde. Nicht minder fruchtlos iſt es meiſt, nach dem Takte zu forſchen. Wie die Muſik der Alten überhaupt, und wie dies ſelbſt bei vielen noch jetzt bekannten alten Melodien der Fall iſt, beſteht der ſerbiſche Geſang oft nur aus einer Reihe aufeinander folgender Töne von verſchiedener Länge oder Kürze ohne rhythmiſche Bewegung, ohne bemerkbaren Einſchnitt. Jedoch gibt es auch Lieder, namentlich Liebeslieder und die beim Tanze geſungen werden, die hiervon mehr oder minder eine Ausnahme machen, wiewol dieſe mehr in den Städten, wo das

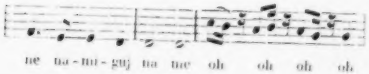
Ohr Gelegenheit hatte, ſich an außerſerbiſcher Muſik zu bilden, als auf dem flachen Lande heimiſch ſind. Als ein Beiſpiel der einfachſten und deutlichſten Melodien möge die folgende hier aufgezeichnet ſein, die ich in Syrmien von arbeitenden Mädchen zu hören Gelegenheit hatte:

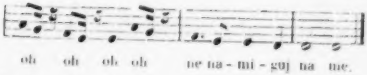


Geeigneter jedoch einen Begriff von der Betonungsweiſe des ſerbiſchen Liedes zu geben, dürfte die folgende Melodie ſein, die ich in der Nähe von Schabaz von dem Munde eines jungen Serben aufzuzeichnen Gelegenheit nahm:









Durch Anmerkungen und Erklärungen habe ich den Umfang der folgenden Blätter nicht vergrößern zu sollen geglaubt. Die Talvj in ihren „Volksliedern der Serben“ und Ranke in seiner „Geschichte der serbischen Revolution“, ferner das Buch „Montenegro und die Montenegriner“ theilen soviel über serbische Sitte und serbisches Leben mit, daß ich bereits Gesagtes nur wiederholen hätte müssen, indeß es für Diejenigen, die sich für den Gegenstand des vorliegenden Werkes interessiren, genügt, auf die genann-

ten Werke hinzudeuten. Unerläßlich jedoch schienen mir einige kurzgefaßte Andeutungen über Fremdwörter und geographische Namen, die ich denn auch hier gleich für beide Theile des Werkes zusammengenommen folgen lasse, indem ich einige wenige Erläuterungen, die sich mehr auf die Lieder im Ganzen und auf Stellen des Textes beziehen, jedem einzelnen Theile angefügt habe.

Am Schlusse dieser einleitenden Zeilen sei mir noch gestattet, allen Freunden, die durch Mittheilungen, Belehrungen, Auskünfte und Gastlichkeit an den fernen Ufern der Save und Donau das Entstehen des vorliegenden Werkes förderten, meinen innigsten Dank zu sagen. Insbesondere dankbar sei jedoch der ebenso anregenden als unterrichtenden Besprechungen mit den Veteranen der serbischen Literatur, Vuk Stefanowitsch Karadschitsch, und der sprachlichen Aufschlüsse seiner Tochter und geistigen Erbin, Wilhelmine Karadschitsch, gedacht.

Mehadia, im September 1851.

Fremdwörter und geographische Notizen.

A.

Aga, ein türkischer Ehrentitel, etwa Herr, Oberer, Ehrenwerther, Führer, der dem Namen angehängt wird, z. B. Muftar-Aga.

Agaluk, die Würde eines Aga.

Akscham (türkisch), Abend, Abendgebet.

Alajbeg, ein gewisser Rang unter den Truppenchefs.

Athos, der bekannte Berg in Thessalien, wo der orientalisch-griechische Klerus so viele Kirchen und Klöster hat. Man zählt ihrer bei 300 mit 6000 Mönchen.

Awala, Gebirge, südöstlich von Belgrad. Der Bach Jaerika nimmt daher seinen Ursprung.

B.

Balatina, ungarisch Balaton, der Plattensee.

Ban, Oberhaupt, Heerführer; in den Liedern, namentlich in den Dalmatinischen, auch als Apostrophe an die Todten gebraucht, um sie zu ehren.

Banat, der südöstliche Theil Ungarns.

Beg, ein Rangtitel, Oberer.

Belgrad, Hauptstadt des heutigen Fürstenthums Serbien.

Berdi, l. Ort in Dalmatien, im Kreise von Cataro, 2. Gegend südöstlich von Montenegro.

Bosita, Fluß.

Bosna, Fluß in Bosnien, der sich in die Donau ergießt. An ihm liegt Sarajewo, welches daher auch Bosna-Saraj oder Bosna-Seraj heißt.

Brescianerin, serbisch: Brescia, eine Amme aus Brescia. Zahlreiche Benennungen, namentlich von Waffen, erinnern noch jetzt in der poetischen Sprache der Serben an den einst so lebhaften

Verkehr zwischen Serbien und Italien, namentlich aber der mächtigen Handelsrepublik von Venedig. Letztere insbesondere war es, die auf ihren Schiffen den kriegführenden und erkrankenden Serben die prachtvollsten und kostbarsten Waffen zuführte. Waffen, die, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, noch jetzt überall, vorzüglich aber in Montenegro und Herzegowina, zu finden sind. Daher die Namen „schlanke Brescianerinnen" oder „Venetianerinnen" und auch „Timischkinje", d. i. „Damascenerinnen" heißen letzteres wegen des vortrefflichen Stahles.

Budim, ungarisch: Buda, die alte Veste Ofen in Ungarn.

Bundesbruder. Die hohe Bedeutung der Familie für Sitte, Leben und Poesie der Serben ist bereits vielfach und ausführlich von den Schriftstellern über dieses Volk hervorgehoben worden, und ich habe es in der Charakteristik Marko des Königssohnes (Zeitschrift für slavische Wanderungen, I. 163) nachzuweisen versucht, wie das Volk diese Bedeutung in dem Prototype seiner Helden zu verkörpern gewusst habe. Jedoch als wäre ihm der Kreis, mit dem die Natur die Familie abgegrenzt hat, für die Bedürfnisse seines Herzens noch zu enge, sucht der Serbe denselben noch dadurch zu erweitern, dass er sich neben seinen angeborenen Brüdern Schwestern u. s. w. auch noch Brüder und Schwestern auserwählt. Es ist ihm nicht genug, einen oder mehre Brüder, eine oder mehre Schwestern zu haben, er braucht noch einen Bundesbruder Pobratim), eine Bundesschwester (Posestrima, ja nicht selten hat er auch einen Bundesvater Poočim und eine Bundesmutter Pomajka, zu denen er dann im Verhältnisse eines Bundessohnes Posinak) steht. Die Gebräuche und Förmlichkeiten, unter denen dergleichen Verhältnisse geschlossen werden, sind je nach den verschiedenen Gegenden verschieden. Meist jedoch findet dies an bestimmten Festtagen oder bei gewissen Familienfeierlichkeiten, als Hochzeiten, Taufen, und bei Tanz und Spiel statt. Die Heiligkeiten einer Bundeswahl sind für das ganze Leben unverletzlich, und man vergeibt es Jemandem leichter, sich mit seinem angeborenen, als mit seinem erwählten Bruder verfeindet zu haben. Liebe, Wohlthun, Beistand in Gefahr, Noth und Drangsal, unbedingte Gastlichkeit, Theilung der Unternehmungen und Abenteuer, kurz, Alles, was man Pflichten der idealsten, aufopferndsten Freundschaft nennen möchte, sind Grundgesetz des Wahlverhältnisses. Niemand ist daher verpflichtet, eine angebotene Wahl anzunehmen. Wer aber eine angenommen, für den darf es nichts mehr geben, was er für

den Andern nicht thun möchte. Diese Heiligkeit des Bundesthumes iſt aber auch ſo tief in die Ueberzeugung der Serben gedrungen, daß er unbedingt und in allen Lagen des Lebens ein vollkommenes Vertrauen in ſie ſetzt, wie er denn auch in Augenblicken der Gefahr oder in ſchwierigen Lagen überhaupt zu ihr ſeine Zuflucht nimmt. Soll er mit Jemand kämpfen, mit dem er es, aus welchem Grunde immer, nicht möchte, iſt er mit Jemand in Streit gerathen, will ihm Jemand Gewalt, Unrecht, Leid anthun, ſo ruft er ihn im Namen Gottes als ſeinen Bundesbruder an „on ga pobratimi“. Es gilt dies gleich als ob er ihn bei Gott und allen Heiligen beſchwöre. Nimmt der Angerufene den Ruf an, ſo hat auch Streit und Kampf ein Ende, und der vor einem Augenblicke noch ſein erbittertſter Gegner war, iſt nun für immer ſein treueſter Freund. Nimmt er ihn nicht an, ſo glaubt der Serbe wenigſtens das Seinige und das Letzte gethan zu haben, was ihm möglich war, und hält ſein Gewiſſen nicht im mindeſten für beſchwert, wenn er auch den Gegner erſchlägt. „Ich habe ihn bei Gott und den heiligen Sowan Bundesbruder genannt; warum nahm er es nicht an?“ Ja, die Ueberzeugung von der Macht dieſes Verhältniſſes geht ſo weit, daß ſelbſt übermenſchliche Weſen, ja ſogar leblose Gegenſtände, als Bundesbrüder und Schweſtern angerufen werden, wenn man irgendwie ihres Beiſtandes bedarf. Sanct Nikolaus nennt die heilige Maria, Marko die Mila ſeine „Bundesſchweſter“. Der Held, der in den Kampf zieht, nennt ſein Schwert, der Flüchtige, der durchs Gebirge flieht, ſein Roß „Bundesbruder“. Das Mädchen nennt die Sonne „Bundesſchweſter“ und der Knabe, der ſeine Geliebte ſehen möchte, den Baum „Bundesbruder“; jene damit die Sonne dem Geliebten leuchte, dieſer, damit der Baum ſeine Zweige ein wenig zur Seite wende.

C.

Carigrad (des Zarigrad), der ſlaviſche Name für Konſtantinopel.

Cataro (des Kataro), feſte Stadt am ſüdöſtlichen Arme des Meerbuſens der Bocche di Cataro, ſerbiſch Kotar.

D.

Damaszenerin, ſ. Bresciauerin.

Delibaſcha, Oberer der Krieger. Deli, Delia bedeutet Krieger, Kämpfer, Baſcha der Obere.

Diaken, eine untere Würde unter den Prieſtern, Jeromonc.
Djewer, Brautführer, des Bräutigams Bruder. Er bewacht die Braut bis zu ihrer Uebergabe an den Neuvermählten. Seine Pflicht iſt heilig, unverletzlich.
Dobuj oder **Dobof**, Ort in Bosnien an der Bosna.
Dolama, daraus das ungariſche Dolmany, deutſch geſtrochen Dolmanj, ein kurzes Ueberkleid mit Aermeln.
Drekalowitſch, ein edler Stamm unter den Montenegrinern.
Drina, Nebenfluß der Save in Bosnien.
Dſchamia, der ſerbiſche Name für Moſchee.
Dubrownik, ſ. Ragusa.

E.

Erdelj, Siebenbürgen.

G.

Gatjen, weite Beinkleider.
Gawas, ein Bote, ein Diener.
Gazko, **Gatſchitza**, Ort und Gegend in der Herzegowina, nördlich von Montenegro.
Golesch, Waldgebirge, wahrſcheinlich unterhalb Ocen.
Grabowo, Ort in Bosnien an der Grenze von Montenegro.
Graſchat, Ort in der kroatiſchen Militärgrenze.
Graſchatz, ſ. Graſchat.

H.

Handjar, eine meſſerartige, an der Spitze convex gebogene, mit einem gewöhnlich ſehr großen und, um das Entwinden zu verhindern, mit zwei klauenförmigen Widerhaken verſehene Handgriff etwa 24—30 Zoll lange Waffe.
Harambaſcha, der Anführer einer Räuberkompagnie. Räuberhauptmann, von harati, poharati, verheeren, plündern.
Herzegowina, von Kaiſer Friedrich III. im Jahre 1448 ſo genannt.
Hodſcha und **Hadſchia**. Das erſtere eine religiöſe Würde von geringer Bedeutung, etwa wie Rabbi bei den Israeliten, das andere die Bezeichnung von Leuten, die eine Wallfahrt nach Mekka und Medina unternommen.

J.

Jajaz, Gegend in Bosnien. **Jajza**, Ort in Bosnien.
Jaorika, Bach im Gebirge Avala, ſüdöſtlich von Belgrad.

Jefero, der Name vieler Ortſchaften. Hier wahrſcheinlich der in Dalmatien.
Igumen, Kloſtervorſteher. ἡγούμενος.
Irig, Stadt in Sormien.

K.

Kadi, der türkiſche Richter — **Kadin** eigentlich, **Kaduna**, ſeine Frau, aber auch Frau im Allgemeinen.
Kalpak, eine Pelzkappe mit Agraffe und Reiherfeder, wie ſie noch jetzt bei den ungariſchen Magnaten üblich iſt.
Kalugjer, καλόγηρος. Mönch.
Kapetan, der ſerbiſchen Sprache überkommen aus dem mittelalterlichen Capitanus oder dem italieniſchen Capitaneo, bedeutet die Würde von Beamts- oder Stadtbauerleuten, ohne militäriſchen Nebenbegriff.
Karabegdanien, die Moldau.
Karawlachien, die Walachei.
Kawana, die Kaffeeſtube.
Kjaur, Giaur, Chriſt im Allgemeinen bei den Mohamedanern.
Kladuſcha, Ort in Türkiſch-Kroatien an der Grenze des Slunier Regiments, gegenüber von Zetin.
Klis oder **Kliſſa**, Ort und feſtes Schloß in Dalmatien, unweit Spalato und Salona, das Ardericum der Römer.
Kliſſura, Engpaß; es kommt dieſer Name vielen Orten und Punkten in den Gebirgen Albaniens, Bulgariens u. ſ. w. zu.
Knes, Fürſt, Oberer, auch Vorſteher eines Ortes.
Kolaſchin, Ort in der Herzegowina.
Kolumbacz, 1) feſter Ort unweit Widdin in Bulgarien, 2) Ort an der Una im 2. Banalregimente.
Koſſowo, hügelige Ebene am ſüdlichen Abhange des Hämus, Schlachtfeld vom 15. Juni 1389.
Kowatſchi, deutſch: „Unter den Schmieden", eine der Vorſtädte von Sarajewo in Bosnien.
Kum, Gevatter. Sie nennen ſich ſo Leute, die einander im Verhältniſſe der Pathenſchaft ſtehen. Außerdem iſt aber auch Kum eine der verſchiedenen Hochzeitswürden, mit denen die Anverwandten und Freunde des Bräutigams und der Braut von den Vätern oder Stellvertretern der letztern behufs der Feier der Hochzeit bekleidet werden. Kumiti koga, Jemanden als Kum anrufen, gilt

ebenſo als Zeichen des Wohlwollens, der Freundſchaft, der Verſöhnlichkeit, der Beſchwörung, wie das Anrufen als Bundesbruder. Auch Thiere, namentlich Roſſe, ſowie Ströme, Himmel, Erde, Sonne u. ſ. w. werden zu Namen angerufen. S. den Artikel **Bundesbruder.**

Kunar, Kunara, Gebirge in der Nähe von Cataro.

Kunewina, Waldgebirge in Bosnien, unweit von Livno, nördlich von Montenegro, bei dem Orte Kunowo.

L.

Lika, Gegend am öſtlichen Abhange des Velebitgebirges in der croatiſchen Militärgrenze. Von ihr hat der Likaner Regimentsbezirk ſeinen Namen.

Litra. Als Geld nach dem Wortlaute des Liedes 100 Dukaten, wahrſcheinlich jedoch nur türkiſche, den öſterreichiſchen nur zum Drittel im Werth gleich. Als Gewicht das Viertel einer Okka, alſo etwas über ein halbes öſterreichiſches Pfund.

Lithurgia, der Gottesdienſt der orientaliſchen Kirche.

Livno, Ort in Bosnien, unweit der Grenze von Dalmatien.

M.

Martolosen. Es iſt mir nicht gelungen zu erforſchen, welchen Ortes oder welcher Gegend Bewohner darunter verſtanden werden. Ich muß mich daher ebenfalls der Meinung anſchließen, daß dieſer Name eine poetiſche Fiction ſei.

Mlawa, Fluß und Gegend in Serbien, öſtlich von Semendria und unterhalb Poſcharewaz.

Mlezi (Mleci), der ſerbiſche Name Venedigs.

Morawa, Fluß in Serbien, der unterhalb Semendria in die Donau mündet.

Moskwa, Moskau in Rußland.

Mostar, Feſtung in der Herzegowina, ſüdöſtlich von Sarajewo, an der Narenta.

N.

Naka, Gegend in Bosnien.

Nebesinj, Ort und Gegend in der Herzegowina, nördlich von Montenegro.

Neboiſcha, das Haus der Jakſchiſche zu Belgrad.
Nikſchitſch, Ort und Gegend an der Nordgrenze von Montenegro.
Nowi. 1) ſechs Ort an der Una in Bosnien. 2) altes Schloß in der Nähe von Banjaluka. In den Geſängen ſcheint das letztere gemeint zu ſein.
Nowi Pasar, Stadt in Bosnien.

O.

Draſchaj, Draſchje, Ort in Bosnien ſüdlich von Travnik.

P.

Para, die kleinſte Scheidemünze in der Türkei. Man rechnet gegenwärtig 1½ Para auf einen öſterreichiſchen Kreuzer Conventions-Münze, alſo etwa 30 Para auf einen Silbergroſchen.
Podgoritza. 1) Ort ſüdweſtlich von Cataro, auf den Ruinen von Diocleä. 2) Ort in Albanien.
Popin, ein Waldgebirge.
Poſawlije, Gegend an der Save.
Prilip, der Wohnſitz des Helden Marko Kraljewitſch in Macedonien.
Prisren, Stadt im ſüdlichen Serbien, ehemals die Reſidenz des Fürſten Lazar.
Prolog, Gebirge in Bosnien.
Prolom, Gebirge in der Herzegowina.

R.

Rakia, Branntwein.
Ribnik, Ort in Serbien, das alte Castra Trajana.
Risano, Ort in der Bocche di Cataro, ſerbiſch Risno.
Romanien, richtig Romanija, Gebirge in Bosnien, wenige Stunden nordöſtlich von Sarajewo.

S.

Sabar, der ſerbiſche Name von Zara.
Sagorien (das S wie in „ſo" geleſen), zu deutſch: „Hinter den Bergen", ein Name, der ſich ſehr häufig findet. Im Liede iſt da-

mit wahrscheinlich der Ort dieses Namens in der Herzegowina, südlich von Sarajewo, am Narentaflüßchen, gemeint.

Saratlien, Diener des Serails, Gefolge.

Sarajewo, Hauptstadt von Bosnien.

Save, Nebenfluß der Donau, Grenzfluß zwischen Oestreich und der Türkei.

Schegawa, ein Bach in der croatischen Militärgrenze.

Scherbet, Sorbette, ein kühlendes Getränk, etwa wie unser Gefrorenes.

Selam, der türkische Gruß.

Serasker, oberster Befehlshaber der türkischen Truppenmacht.

Seratlien, Gefolge, Hofstaat.

Serdar, Oberer, Anführer.

Skenderien, Albanien.

Smederewo, Semendria, Stadt und Festung am rechten Ufer der Donau, unterhalb Belgrad in Serbien.

Sofia, die Hauptstadt von Rumelien.

Sokol, 1) Ort im nördlichen Bosnien an einem Nebenflüßchen der Bosna; 2) Ort in Serbien am rechten Ufer der Dwina.

Spahia, Grundbesitzer, Gutsherr.

Spahilik, Grundbesitz, eine Herrschaft.

Spalato, serbisch: Split, Stadt in Dalmatien.

Stalatsch, Ruinen einer alten Veste an der Morawa in Serbien.

Stambol, Konstantinopel.

Starischwat, der älteste oder auch oberste Hochzeitsgast, da star, alt in allen slawischen Sprachen zugleich den Begriff der Superiorität in sich schließt, z. B. in starjessina, Torfeherr, pan starý, der Oberbrauer in Böhmen u. s. w.

Stupanjza, Gebirge in der Herzegowina.

Stupnjzza, ein Fluß.

Swaten, Hochzeitsgäste. Sowol von Seite des Bräutigams als der Braut werden diese gewählt und mit den verschiedenen Hochzeitswürden bekleidet.

Swijesda, ein Gebirge.

Syrmien, das Land von der Einmündung der Save in die Donau zwischen diesen beiden Flüssen bis gegen Slawonien hin, gebirgreich, fruchtbar, mit vielen serbischen Klöstern und römischen Antiquitäten.

T.

Ternowo, Ort und Feste in Bulgarien.
Todbschien, die türkischen Kanoniere.
Trawnik, Stadt, nordwestlich von Sarajewo in Bosnien.
Trutina, ein Bach, dem Inhalte des Textes nach irgendwo unterhalb Osen.
Tschelebitsch, Tschelebi-Bazar heißt ein Ort in Bosnien südöstlich von Sarajewo.
Tschibuk, eine langröhrige Tabakspfeife.
Tschitschawitza, Gebirge in der Herzegowina.
Tschuprija, Ort in Serbien an der Morawa.

U.

Ubbina, Ort in der Lika, in der kroatischen Militärgrenze.
Urumelien, Rumelien.
Ushitza, Ort in Serbien an der Grenze von Bosnien.

V.

Venetianerin, i. Bresciianerin.

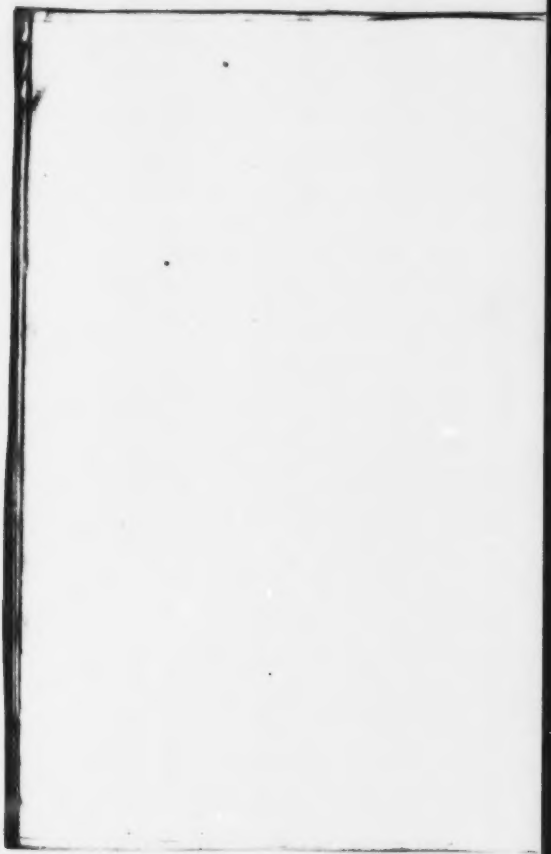
W.

Waradin, Peterwardein, Festung in Syrmien.
Velebit, Küstengebirge, das sich von Zengg längs der Küste des Ototschaner und Likaner Grenzregiments am Kanal di Montagna hinzieht und sich dann ins Innere von Dalmatien bis gegen Knin erstreckt.
Widdin, Festung in Bulgarien, am rechten Ufer der Donau.
Wila, ein fernhaftes weibliches Wesen, das in Wäldern und Gebirgen wohnt und mit den Menschen zu verkehren pflegt. Es sind der Wila allerhand Zauberkräfte, sowie auch die Kunst zu heilen zugeschrieben. Mit ihr umzugehen, bleibt stets gefährlich.
Wilindar oder **Chilindar**, Kloster und Kirche auf dem Berge Athos, von Stefan, dem Bruder des Stifters der Dynastie Nemanitsch, gegründet. Eine Abbildung davon bringt die Illustrirte Zeitung (J. J. Weber in Leipzig) in ihrer Nummer vom 27. März 1852.
Winosch, ein Waldgebirge unterhalb Osen.
Wranjewo, Ort in der Herzegowina.

Z.

Zagorje, ſ. Sagorien.
Zara, Hauptſtadt von Dalmatien.
Zarigrad, ſ. Carigrad.
Zengg, Stadt in der kroatiſchen Militärgrenze am morlachiſchen Kanale, gegenüber der Inſel Veglia.
Zettina, Küſtenfluß in Dalmatien, mündet in den Kanal von Spalato.

Die Jakschitsche.



Jakschitsch Todor.

Schreitet von Budim einher der König;
Hinter ihm der aber schreitet Niemand,
Niemand als der einz'ge Todor Jakschitsch,
Führend an der Hand des Königs Rappen,
Tragend an sich prächtige Gewänder,
Ganz belegt mit Gold und reinem Silber.

Da sie an die schlanken Thürme kommen,
An die Thürme von Budim, der Veste,
Sieht ihn von Budim die Königsfrauen,
Ruft ihm zu vom Thurme: „Jakschitsch Todor!
Jakschitsch Todor, o du grauer Falke!
Sag', o Falke, bist du wol vermählet?
Oder hast ein Mädchen schon erbeten,
Einem Mädchen deine Treu' verpfändet?"

Jakschitsch Todor ihr darauf erwiedert:
„Frauen, von Budim o Königsfrauen,
Nicht bin ich vermählet noch, ich Falke,
Hab' ein Mädchen weder mir erbeten,
Noch verpfändet einem meine Treue!"

Da dies aber hört die Königsfrauen,
Spricht ſie leiſe ſo zu Jakſchitſch Todor:
„Jakſchitſch Todor, o du grauer Falke!
Komm, und nimm dann meine Jkonia,
Führ' als Frau ſie heim nach deinem Hofe!"

Da die Rede Jakſchitſch Todor höret,
Bindet er den Karren an die Thurmthür,
Geht hinan zum ſchlanken Thurm gerade.

Da er eintritt vor die Königsfrauen,
Nimmt er unter ſeinen Arm die Karre,
Neigt ſich nieder bis zur ſchwarzen Erde,
Holt hervor gleich tauſend Golddukaten,
Reicht ſie dar der Frau'n, der Königsfrauen:
„Nimm, o Königsfrauen, nimm du dieſes!
Halb iſt's dein, und halb iſt's Jkonia's!
Will indeß nach meinem Belgrad eilen,
Swaten mir und Hochzeitsſtrauß zu holen!"
Doch für ſpät erſt raumt er an die Hochzeit,
Raumt ſie an nach eines Jahres Dauer.

Steigt hinab dann von dem ſchlanken Thurme,
Schwingt hinan ſich auf ſein wildes Kampfroß,
Reitet graden Wegs nach ſeinem Belgrad. —

Geht ein Jahr vorüber unterdeſſen;
Todor kommt nicht, läßt von ſich nichts hören.
Schwindet eines zweiten Jahres Dauer;
Todor kommt nicht, läßt von ſich nichts hören.
Wie das zweite, ſchwindet auch das dritte;
Todor kommt nicht, läßt von ſich nichts hören.

Als nun auch das vierte Jahr erſchienen,
Schreitet von Budim der König wieder,
Hinter ihm der ſchreitet Swjesditſch Iwan,
Führend an der Hand des Königs Weibsvolk.

Da ſie kommen an die ſchlanken Thürme,
An die Thürme von Budim, der Feſte,
Sieht ihn vom Thurm die Königsfrauen,
Sieht an ihm die prächtigen Gewänder,
Ganz belegt mit Gold und reinem Silber,
Sieht ſein Oberkleid, das rundgefleckte
Und mit Schlangen zierlich überflochtne,
Sieht der Schlangen hocherhobne Köpfe,
In der Schlangen Mund die Edelſteine,
Die ihn laſſen ſchau'n bei Nacht zu reiſen,
Mitternachts, gleichwie am hellen Mittag,
(Schöner iſt der Held wie jedes Mädchen!)
Ruft hernieder aus dem ſchlanken Thurme:
„Falke Iwan von der Feſte Swjesda!
Biſt, o Falke, biſt du ſchon vermählet?
Oder haſt ein Mädchen dir erbeten?"

Swjesditſch Iwan ihr darauf erwiedert:
„Frauen, von Budim o Königsfrauen!
Nicht vermählet bin ich noch, ich Falke,
Hab' auch noch kein Mädchen mir erbeten!"

Spricht zu ihm die Königsfrauen alſo:
„Falke Iwan von der Feſte Swjesda!
Komm, und nimm dann meine Ikonia,
Führ' als Frau ſie heim nach deinen Höfen!" —

Einem Diener gibt das Weißroß Iwan,
Fliegt hinan den ſchlanken Thurm behende,
Nimmt vom Haupt die Kappe, grüßt geziemend,
Neigt ſich nieder bis zur ſchwarzen Erde,
Holt hervor gleich tauſend Goldducaten,
Reicht ſie dar der Frau'n, der Königsfrauen:
„Nimm denn dieſes, nimm's, o Königsfrauen!
Halb iſt's dein und halb iſt's Ikonia's!
Will indeß nach meinem Swjesda eilen,
Will dort ſammeln buntgeſchmückte Swaten,
Und eh' fünfzehn Tage noch verfloſſen,
Siehſt du mich in Budim's weißer Veſte!"
Steigt dann nieder aus dem weißen Thurme,
Schwingt hinan ſich auf ſein weißes Kampfroß,
Eilt geraden Wegs nach ſeinem Swjesda.

Hört es aber von Budim der König,
Daß die Kön'gin hingeſchenkt das Mädchen,
Und um Jakſchitſch Todor thut's ihm wehe.
Fertigt denn ein Schreiben auf den Knien aus,
Sendet es an Jakſchitſch Todor eilends:
„Jakſchitſch Todor, unbeſchiedner Eidam!
Vierer Jahre Dauer iſt verfloſſen
Seit mein Gold zur Frau dir ward verheißen,
Und du heißt ſie weder, weder ſchreibſt du!
Sieh', nun kam und ward um ſie ein Andrer,
Ward dir ab dein Bräutchen Ikonia!
Eh' noch fünfzehn Tage ſind verfloſſen,
Holt er es von Budim's weißer Veſte!
Drum, o Todor, willſt die Braut du holen,
Sammle ſchnell dir hundert Hochzeitsgäſte,

Komm' zu mir nach meinem weißen Budim,
Will dir geben meine Ikonia,
Daß du sie nach deinem Belgrad heimführst!"

Kommt das Schreiben, kommt zu Jakschitsch Todor.
Da jedoch das Schreiben ihm gekommen,
Und er sieht, was ihm das Schreiben kündet,
Flammt empor im Antlitz ihm das Feuer.
Wackre Brüder neun hat Jakschitsch Todor,
In den Höfen aber ist kein Einz'ger.
Alle sind zum Heere sie gezogen,
Alle neun, nur Stjepan nicht, der Knabe,
Und der Knabe zählet kaum zwölf Jahre!

Ruft herbei den Knaben Jakschitsch Todor:
„Stjepan, kleiner Knabe, du mein Bruder!
Nimm, o Bruder, eilends zwei Pistolen!
Spring' hinaus gleich vor den Thurm Rebolscha!
Feure ab dort die Pistolen beide!
Ruf' zusammen hundert wackre Männer!
Denn ein Andrer warb mir ab das Mädchen,
Führt als Braut es heim nach seinen Höfen!
Unterdessen hier im weißen Thurme
Rüst' ich selbst mich, schirre meinen Rappen!"

Vor den Thurm Rebolscha eilet Stjepan,
Feuert ab dort die Pistolen beide,
Und herbei gleich stürzen hundert Männer.

Todor aber öffnet seine Schränke,
Holt hervor draus seinen prächt'gen Anzug,
Den mit Gold und Silber ganz belegten,
Kleidet drein die mächt'gen Heldenglieder,
Legt an sich, was er vermag, das Beste,
Geht heraus dann aus dem weißen Thurme,
Sattelt einen Braun' und einen Rappen,
Sich den Rappen und den Braun' dem Knaben.
Schwingen sich dann Beide auf die Rosse,
Ihnen folgen hundert schmucke Swaten,
Setzen glücklich durch die breite Donau,
Kommen an um Mitternacht vor Budim,
Lagern vor der Veste mit den Swaten. —

Als es Morgens Morgen war geworden,
Und vom Thurme sieht die Königsfrauen,
Daß um's Mädchen Jakschitsch Todor kommen,
Schreibt sie auf den Knien gleich ein Brieflein,
Schickt das Brieflein ab an Swjesditsch Iwan:
«Höre mich, o höre Swjesditsch Iwan!
Kommen ist um's Mädchen Jakschitsch Todor,
Ist mit seinen hundert Swaten kommen,
Will das Mädchen heim nach Belgrad führen!
Schnell darum, und sammle tausend Swaten!
Ich indessen will zurück ihn halten,
Will ihn halten, drei, vier weiße Tage!
Doch nicht nach dem weißen Budim komme!
Sondern komme nach der grau'gen Ebne
Am Trutinawasser, an dem lichten,
Nimm den Weg dann von des Wassers Ursprung
Längs des Wassers bis an dessen Mündung!

Dort erwarte Jakſchitſch Todor's Swaten,
Tödte ihn und ſeine hundert Swaten,
Führ' das Mädchen heim nach deinen Höfen!«

Als zu Iwan's Händen kommt das Schreiben,
Und er ſieht, was ihm das Schreiben kündet,
Schlägt er an das Knie ſich mit der Rechten:
„Wehe mir, bei Gott dem Einz'gen, wehe!
Soll die Braut nun Todor mir entführen?
Nein, du ſollſt es nicht, o Follen Janko's!
Wären dein des Falken mächt'ge Schwingen,
Keine Schwinge trüg' vorbei dich lebend
Am Trutinawaſſer, an dem kühlen!"

Springt empor dann auf die leichten Beine,
Läßt's verkünden durch die Beſte Smjeda,
Ruft zuſammen tauſend Hochzeitsgäſte,
Schwingt hinan ſich auf ſein gutes Grauroß,
Spornt es hin nach dem Trutinawaſſer,
Nimmt den Weg dann von des Waſſers Urſprung
Längs des Waſſers bis an deſſen Mündung,
Spannt ſein Zelt aus an des Waſſers Brücke.

Da die Kunde kommt der Königsfrauen,
Daß am Waſſer angekommen Iwan,
Rüſtet aus ſie ihre ſchöne Tochter,
Gibt das Mädchen an den Helden Jakſchitſch,
Ihn begleitet von Budim der König.

Als ſie nun durch's Feld von Budim reiten,
Lenkt ſein Roß der König hin zu Todor,

Lenkt es hin und redet zu ihm leiſe:
„Jakſchitſch Todor, du mein lieber Eidam!
Einen Brief geſchrieben hat die Kön'gin,
Einen Brief geſandt an Smjesditſch Iwan;
Deiner harrt er am Trutinawaſſer,
Mit ihm harren tauſend Hochzeitsgäſte.
Drum zurück durch's weiße Budim kehre,
Nimm den Weg durch's Winoſch-Waldgebirge!
Wirſt nach Belgrad alſo glücklich kommen,
Ohne die Trutina zu berühren!
Denn dies wiſſe: haſt du Falkenſchwingen,
Keine Schwinge trägt vorbei dich lebend!"

Jakſchitſch Todor drauf zurück dem König:
„Dank dir, vielen Dank, o Herr und König!
Doch warum erſt ſagſt du dieſes jetzt mir,
Sagteſt nicht ſchon dieſes mir in Budim?
Gäbſt du mir die Schätze all' von Budim,
Kehrt' ich jetzt dir nimmermehr zurücke!
Sollen von Budim die Mädchen ſprechen:
Ei! Seht Jakſchitſch Todor! Seht den Feigling,
Wie er fürchtet, Iwan zu begegnen!
Ueber das Trutinawaſſer will ich!
Komm', was Gott will und das Glück der Helden!"

Küßt ſich mit dem König drauf in's Antlitz,
Und nach Budim reitet heim der König,
Todor aber an's Trutinawaſſer. —

Da er anlangt auf der graſ'gen Ebne,
Heißt er ſtill die Hochzeitsgäſte halten,
Holt hervor eintauſend Golddukaten,

Ruft herbei dann Stjepan, seinen Bruder:
„Spornе, Bruder, deinen knoch'gen Braunen,
Und hier sind dir tausend Golddukaten!
Reite hin mir an des Wassers Brücke!
So du hinkommst an des Wassers Brücke,
Sieh nach links und rechts dich um, o Bruder!
Ausgespannte Zelte wirst du schauen,
Schau'n das Zelt, darunter Swjesditsch Stjepan!
(Kenntlich ist es an drei goldnen Aepflein!)
Vor dies Zelt nun reite hin zu Swjesditsch,
Sitz' erst ab von deinem knoch'gen Braunen,
Neig' dich nieder bis zur schwarzen Erde,
Küss' an's Knie ihn, küss' ihm auch die Hände,
Und also dann sprich zu ihm, o Bruder:
Falke Iwan von der Veste Swjesda,
Seinen Gruß dir bietet Jakschitsch Todor!
Deine Freunde bittet er zur Hochzeit,
Dich als Kum in Gott, des Einz'gen, Namen
Und im Namen Jowan's unsers Heil'gen,
Daß du ihn mit der Verlobten traust,
Und gewaltsam ihm die Braut nicht nähmest,
Denn von eher ist die Braut die seine!
Und hier sind dir tausend Golddukaten
Die des Mädchens Mutter du gegeben!
Höre dann, was er darauf zurückspricht,
Sitze wieder auf dein knochig Braunroß,
Reite rückwärts über's weite Flachfeld!"

Stjepan hört es, reitet nach der Brücke.
Zwar noch jung sehr ist der Knabe Stjepan,
Jung noch, aber fassenden Verstandes.

Da er ankommt an des Waſſers Brücke,
Sieht er um nach rechts und links bedächtig,
Kennt heraus das Zelt bald Swjesditſch Iwan's,
Reitet an das Zelt heran zu Swjesditſch,
Sitzt erſt ab von ſeinem knoch'gen Braunen,
Küſſet Iwan's Knie, küßt ihm die Hände,
Richtet aus dann, wie ihm aufgetragen:
„Falke Iwan von der Beſte Swjesda,
Seinen Gruß dir bietet Jakſchitſch Todor!
Deine Freunde bittet er zur Hochzeit,
Und im Namen Jewan's, unſers Heil'gen,
Daß du ihn mit der Verlobten traueſt,
Denn von eher iſt die Braut die ſeine!
Und hier ſind dir tauſend Golddukaten,
Die des Mädchens Mutter du gegeben!"

Von der Zeh' zum Scheitel mißt ihn Iwan,
Ruft dann aus, als hätt' ihn Wuth befallen:
„Hol' der Satan dich, du Follen Janko's!
Nicht beſudeln mag ich meinen Säbel,
Schlüge dir das Haupt ſonſt ab zur Stelle!
Mir zur Hochzeit kamen meine Freunde,
Und von Ikonia laſſ' ich nimmer,
Weil ich lebe und an mir dies Haupt iſt!"

Da die Antwort hört der Knabe Stjepan,
Sitzt er wieder auf ſein knochig Braunroß,
Reitet rückwärts über's weite Flachfeld,
Reitet hin zu Jakſchitſch Todor grade,
Reitet hin, erzählt dem Bruder Alles,
Was zu ihm geſprochen Swjesditſch Iwan.

Da nun Jakschitsch Todor dieses höret,
Nimmt er seine schöne Ikonia,
Führt derbei ein Wilenroß, ein schwarzes,
Thut auf's Roß die schöne Ikonia,
Bindet fest ihr über'm Roß die Beine,
Fest die Arme an des Rosses Mähne,
Spricht also dann zu dem Wilenrappen:
„Flieg', o Rappe, über die Trutina!
Kommst du drüber hin zur graf'gen Ebne,
Setze schnell dann durch den Golesch-Waldberg,
Harre meiner jenseit des Gebirges!"

Bittet drauf die schöne Ikonia:
„Weh, mein Todor, theurer Gebieter!
So du Gott den Eing'gen, bekennest,
Nicht lebendig treibe mich in's Wasser!
Schlag', o Todor, lieber mir das Haupt ab!"

So jedoch sie Jakschitsch Todor tröstet:
„Ikonia, Herz aus meinem Busen!
Ist sein altes Glück mit meinem Rappen,
Trägt er unversehrt dich über's Wasser,
Trägt dich hin durch's Golesch-Waldgebirge!
Jenseit des Gebirgs, da harre meiner!
So zu dir dann Einer kommt der Swaten,
Und dir sagt, ich sei im Kampf gefallen,
Wird nach Belgrad dich der Rappe tragen.
Hab' neun Brüder, treue, vielgeliebte,
Schöner all' als ich und wohlgewachsner,
Wähle dir zum Manne, den du selbst willst,

Und so Gott, der Einzige, mit mir sei,
Keinen Vorwurf deshalb sollst du hören?"

Spricht's und schlägt den Rappen mit dem Hefte,
Und durch's Wasser setzt der Wilenrappe,
Fliegt dahin durch's grasige Gefilde,
Fliegt vorüber an den Swaten Jowan's,
Wie ein Stern am nächt'gen Himmel hinfliegt.
Mancher sieht ihn, Mancher sieht auch nicht ihn:
Wohl jedoch ersieht ihn Iwan Smjesditsch,
Spricht also dann leise zu sich selber:
„Güt'ger Gott! Welch niegesehnes Wunder!
Ist ein Falke dies, der einen Schwan trägt,
Oder ist dies Jakschitsch Todor's Rappe?"

Todor aber wartet an dem Wasser,
Zieht sein silbern Fernrohr auseinander,
Sieht erst nach dem Rappen im Gebirge,
Spricht also dann zu den Hochzeitsgästen:
„O, Genossen, meine theuern Brüder!
Denkt an Gott, den Einzigen, jetzt Alle!
Brechet auf mit euern guten Rossen!"

Schwingt empor sich auf ein fremdes Streitroß,
Reitet grade an des Stromes Brücke,
Reitet vor die Zelte Smjesditsch Jowan's,
Bietet Jowan Gottes Hülf zum Gruße.

Freundlich stellt, so gut er's kann, sich Jowan,
Spricht zu Todor freundlich diese Worte:
„Nun, daß du mir wohl seist, Follen Janko's!"

Also aber redet Jakschitsch Todor:
„Sei in Gott mein Kum, o Jakschitsch Jowan!
Sieh', als Kum erwähl' ich dich in Gottes
Und in Jowan's Namen, unsers Heil'gen,
Grüß' als Kum, der über dir, den Himmel,
Grüß' als Kum, die unter dir, die Erde!
Wolle nicht das Mädchen von mir fordern,
Denn von eher ist ja mein das Mädchen!
Laß vielmehr mir Gast sein deine Freunde!
Mit dem Mädchen traue du mich selber!
Und hier sind dir tausend Golddukaten,
Die des Mädchens Mutter du gegeben!»

Swjesditsch Jwan dieses ihm zurück drauf:
„Nur ein Weilchen dulde, Fellen Janko's,
Bis mein gutes Weißroß ich bestiegen!"

Spricht es, schwingt hinan sich auf sein Weißroß,
Will vom Gurt den grünen Säbel zücken —
An dem Griffe haftet ihm die Rechte!
Greifet mit der Linken nach dem Säbel —
An dem Griffe haftet auch die Linke!
Todor aber schwingt indeß den Säbel,
Fährt ihm blitzend in die rechte Schulter,
Theilt entzwei ihn auf dem weißen Rosse
Und das weiße Roß noch bis zur Erde,
Ruft dann aus, und ruft aus weißer Kehle:
„Meine Brüder, o ihr hundert Swaten,
Frei heran nun durch die gras'ge Ebne!"

Läßt die Zügel schießen seinem Rosse,
Fliegt dahin durch's gras'ge Gefilde,

Fliegt, den Knaben Stjepan an der Seite.
Wo der Einen auffaßt auf die Lanze,
Schleudert er ihn rückwärts über sich hin;
Eh' sie noch die Ebene durchflogen,
Sind gehaun vom Rumpf dreihundert Häupter.

Ruft aus weißer Kehle Jakschitsch Todor:
„Nicht doch, Bruder! Genug schon, Knabe Stjepan!
Dank dem Herrn und Dank dem heil'gen Iwan,
Die gebunden unsrer Feinde Hände!" —

Unterdessen hinter'm Waldgebirge
Harrt der Rappe an der breiten Straße
Und auf ihm die schöne Ikonia.

Nimmt herab sie Todor von dem Rappen,
Küßt den Rappen zwischen beide Augen,
Schwingt sich selber auf das edle Schwarzroß,
Reitet hin nach seinem weißen Belgrad,
Führt mit sich die schöne Ikonia,
Führt sie grade zur Ruschizakirche,
Traut sich sie an nach Sitt' und Satzung.

Auf den Knien schreibt er dann ein Schreiben,
Sendet hin es nach dem weißen Budim,
Sendet's auf die Knie der Königsfrauen:
„Frauen, von Budim o Königsfrauen!
So du deine Tochter willst besuchen,
Geh' nach Swjesda nicht zu Swjesditsch Iwan,
Geh' nach Belgrad du zu Jakschitsch Todor!"

Jakſchitſch Stjepan.

Noch nicht iſt das Morgenrot erklommen,
Noch der Frühſtern ſcheinen nicht gekommen,
Horch, da ruft die Wila ſchon hernieder
Aus dem grünen Waldgebirg Avala,
Ruft hernieder in das feſte Belgrad,
Ruft zu den beiden Brüdern Jakſchitſch,
Jakſchitſch Stjepan, Jakſchitſch Dimitrije:
„Söhne Janko's, bös' ſei euch der Morgen!
Hört ihr es nicht, wollt ihr es nicht hören,
Daß die Türken Belgrad überfallen?
Eingebrochen ſind ſie von drei Seiten,
Und die Namen will ich auch euch nennen!
Aſchuprilitſch iſt einer der Befire,
Und mit ihm ſind vierzigtauſend Krieger!
Von Widdin der Paſcha iſt der zweite,
Und mit ihm ſind dreißigtauſend Krieger!
Novi-Paſar's Paſcha iſt der dritte,
Und mit ihm ſind zwanzigtauſend Krieger!
So ihr aber mir nicht möchtet glauben,
Klimmt hinan die hohen Mauern Belgrads,
Seht hernieder nach der weiten Ebne,
Seht die Macht, die unter Belgrad lagert!"

Da dies höret Jakschitsch Dimitrije,
Springt empor er auf die leichten Beine,
Schreitet hinwärts über Belgrads Marktplatz,
Klimmt hinan der Veste hohe Mauern,
Sieht hernieder nach der weiten Ebne,
Sieht — o lieber Gott, welch großes Wunder! —
Weit, wie rings um Belgrad liegt die Ebne,
So ein Tropfen aus den Wolken fiele,
Fiele nirgends nieder er zur Erde,
Fiele nur auf Rosse oder Türken,
Oder auf der Türken weiße Zelte!
Schweren Schreck erfaßt darob den Helden,
Und zur Stell' befällt ihn böses Fieber.
Rückwärts eilt er über Belgrads Marktplatz,
Eilet hin zu seinen dunkeln Ställen,
Holt hervor sein Roß und seine Waffen,
Nimmt zu sich die Schlüssel von der Veste,
Wirft dem Rosse schnell sich auf den Rücken,
Spornt es hinwärts durch der Veste Straßen,
Spornt es hin bis an das Thor der Veste,
Sperrt das Thor auf von der Veste Belgrad,
Fliegt dahin dann über's weite Flachland,
Fliegt vorbei an des Vezires Heerschar,
Flieht hinein in's grüne Waldgebirge.
Tief darin im Waldgebirg, im grünen,
Drückt den Falken schwer die Sonnenhitze.
Niedersitzt er an der Jaorika,
Sitzet nieder, rastet an dem Wasser,
Rastet aus und redet zu sich selber:
„Weh', Dimitrije, daß du nicht lebtest!
Flohst du schon des Morgens in's Gebirge,

Warum dann verließest du den Bruder,
Deinen eignen Bruder Jakschitsch Stjepan?"
Will zurück gleich eilen nach der Veste —
Sieh', da hat das Stürmen schon begonnen,
Fielen ein die Türken schon in Belgrad,
Fielen von vier Seiten in die Veste!
Tschuprilitsch-Vesir mit seinen Kriegern
Stürmet nach der Veste offnem Thore!
Keine Seele stellt sich ihm entgegen,
Keine Flinte schallt, kein Mörser donnert,
Und der Veste sichres Thor gewinnt er
Ohne Schwertstreich, ohne Wund' und Tode!

Durch die Veste rasen hin die Türken,
Richten viel des Elends an in Belgrad,
Schlagen Köpfe ab und machen Sklaven,
Plündern, was von Gütern ist zu finden.
Doch zuletzt erst fangen sie den Besten,
Machen Jakschitsch Stjepan zum Gefangnen.
Wie er war, zu Roß hoch und in Waffen,
Also fangen lebend ihn die Türken.
Doch nicht tödten mögen sie den Helden,
Also schön von Ansehn ist der Edle,
Sondern binden rückwärts ihm die Hände,
Führen unter's Zelt ihn zum Vesiren.

Da der Held vor den Vesiren hintritt,
Neigt er sich, wenn auch gebunden, drei mal,
Küßt das Knie ihm, küsset ihm die Hände.

Anschaut der Vesire den Gefangnen,
Schaut ihn an und siehet wie er schön ist,

Läßt zur Stund' als hoher Freude Zeichen
Feuern ab die Kriegskanonen alle.
Löst ihm selbst vom Rücken dann die Hände,
Gibt ein Roß ihm, gibt ihm blanke Waffen,
Prunkt mit ihm vorbei am ganzen Heere!

Als die Türken Belgrad so geplündert,
Ziehn sie ab mit ihren starken Heeren.
Ischuprilitsch auch ziehet, der Vesire,
Und mit ihm zieht seine starke Kriegsmacht.
Jakschitsch Stjepan, der Gefangne, reitet
Hoch zu Roß an des Vesiren Seite.

Doch — was thut der mächtige Vesir nun?
Nicht nach Ischuprie den Gefangnen führt er,
Sondern führt ihn nach der Veste Stambol,
Führt zum Sultan ihn, zu Osman's Sohne,
Daß der Sultan ihn dafür belohne.

Da nach Stambol der Vesir gekommen
In's Serail des Sultans, in das hohe,
Tritt er hin vor Osman's Sohn gerade,
Küßt die Hand, die weiße, dem Gebieter,
Sitzt dann nieder an des Sultans Seite.
Der Gefangne, den er mit sich führet,
Da er eintritt in des Sultans Divan,
Er auch küßt den Fuß ihm und Pantoffel,
Küßt den Thron, darauf der Sultan sitzet.

Da der Sultan den Gefangnen siehet,
Und erfährt, weß Stammes er und Namens

Heißt er ihn auch, ihm zur Seite ſitzen,
Heißt ihn ſitzen, ſpricht zu ihm die Worte:
„Jakſchitſch Stjepan, Held du, vielberühmter,
Werde Türke, daß dich Gott nicht ſtrafe!
Sollſt mir ſein ein mächtiger Beſire,
Sollſt mir walten ſtatt Beſiren ſieben!
Dir zur Frau dann meine Tochter geben,
Wie den eignen Sohn dich halten will ich!
So wie Bosnien meiner Länder Haupt iſt,
Sei'ſt das Haupt du, außer mir, von Jedem!“

Alſo aber Stjepan drauf dem Sultan:
„Türkenſultan, du das Haupt der Welten!
Nimmer, Sultan, möcht' ich Türke werden,
Nie entſagen meinem heil'gen Kreuze,
Nie verläugnen Chriſti ſchönen Glauben,
So du auch auf deinen Thron mich ſetzteſt
Und mir gäbeſt aller Welten Schätze!
Sterben lieber möcht' ich meinem Glauben!“

Da der Herr von Stambol dieſes höret,
Schmerzt es ſehr ihn in des Herzens Tiefe.
Gleich den Henker ruft er in den Divan,
Daß zur Stell' er Jakſchitſch Stjepan tödte.

Gutes Glück jedoch iſt mit dem Helden.
Tödten nimmer läßt ihn der Beſire,
Sondern wirft dem Sultan ſich zu Füßen:
„Nicht, um Gott, o Sultan und Gebieter,
Tödte nimmer von den Jakſchitſch Einen!
Treu und Glauben hab' ich ihm gegeben,
Daß kein Leid, o Sultan, ihm geſchehe!

Beſſer iſt's, o Sultan, du verkaufſt ihn!
Selbſt aufwiegen will ich ihn mit Schätzen,
Ganz mit gelben, ungriſchen Dukaten,
Will ihn heim nach meinem Tſchupria führen,
Will bei meinem Glauben mich verbürgen,
Daß er bald, ein Türke, ſich bekehre!"

Alſo günſtig iſt das Glück dem Helden,
Der Beſir erbittet ihn vom Sultan,
Wiegt dem Sultan ihn mit reinem Gold auf,
Führt zu ſich ihn heim nach ſeinem Tſchupria.
Da er heim nun kommt nach ſeinem Tſchupria,
Heim zu ſeinen Höfen, ſeinem Söller,
Hält den Sklaven er zu ſeiner Rechten,
Hält ihn, wie das Haupt er hält, das eigne,
Prüfet und verſucht auf manche Weiſe,
Ob er ihn nicht irgend überrede
Und der Held ihm Türke nicht wollt' werden.
Hält bei ſich ihn eines Jahres Dauer.
Da jedoch des Jahres Friſt vorüber,
Ruft zu ſich er alle Türkenedern,
Führt den Sklaven in der Obern Mitte,
Und es ſprechen Hodſchas und Hadſchias:
„Stepan Jaſchitſch, höre nun, o Sklave!
Alſo iſt es des Beſiren Wille,
Daß wir dich zum Türken machen heute!
Setzen will er ſelber dich als Paſcha,
Als Gebieter über Novi-Paſar,
Dich bereichern wirſt du an den Steuern!
So du aber Türke nicht willſt werden,
Soll dein Haupt vom Henkerbeile fallen!"

Also aber Stjepan drauf den Türken:
„Dank euch, Dank, o Hodschen und Hadschien!
Gerne meinen Kopf will ich verlieren
Für das Kreuz und für die Mutter Gottes,
Für die Satzung, die mir gab mein Christus!
Nimmer aber werd' ich euch ein Türke!"

Weh that solche Rede dem Vesiren,
Läßt herbei den blut'gen Henker kommen,
Daß er tödte den verweg'nen Kjauren.

Gutes Glück jedoch ist mit ihm wieder.
Von Pasar der Pascha ist zugegen,
Wirft vor dem Vesiren sich zur Erde:
„Nicht, um Gott, o Tschuprilitsch Vesire!
Hast nicht selbst dein Wort du ihm gegeben,
Nie, Vesire, woll'st du ihm an's Leben?
Besser ist's, daß du ihn mir verkaufest!
Will dir ihn mit schwerem Gold aufwiegen,
Ganz mit gelben, ungrischen Dukaten,
Will ihn heim nach meinem Pasar führen,
Mich mit meinem Glauben dir verbürgen,
Daß er bald, ein Türke, sich bekehre!"

Günstig wieder ist das Glück dem Helden,
Vom Vesir erbittet ihn der Pascha,
Wiegt ihn auf mit goldenen Dukaten,
Führt ihn heim nach seinem Novi-Pasar.

Da der Pascha kommt nach Novi-Pasar,
Heim zu seinen Höfen, seinem Söller,

Ruft herbei er seinen treuen Diener,
Ruft herbei den treuen Diener Hussein:
„Hussein, du mein vielgetreuer Diener!
Hier und nimm, den ich gekauft, den Sklaven!
Führ' hinab ihn in den untern Söller!
Oeffne in dem Söller die zwölf Kammern,
Thu' den Sklaven in der Kammern zwölfte!
Schließ' dann zu, o Hussein, die zwölf Thüren,
Daß er weder Mond noch Sonne schaue,
Nicht den weißen Tag und keinen Menschen!
Ob den Giauren dieses nicht ermüdet,
Und er endlich Türke möchte werden?"

Seinem Herrn gehorcht der treue Diener,
Fasset Stjepan an der weißen Rechten,
Führt hinab ihn in den untern Söller,
Oeffnet in dem Söller die zwölf Kammern,
Thut den Helden in der Kammern zwölfte,
Und verriegelt sicher die zwölf Thüren.

Hier nun hält der Pascha unsern Stjepan,
Hält darin ihn eines Jahres Dauer,
Bis es selber Leid ihm ist im Herzen.
Ruft herbei Haikuna dann, die Tochter:
„Hör', o reines Gold, mich, meine Tochter!
Höre Tochter, was zu dir ich rede!
Geh' hinan in deine Kleiderhalle,
Oeffne dort die Kasten zwei, die gelben,
Leg' an dich die prächtigsten Gewänder,
Ganz von Sammt und ausgelegt mit Golde,
Hülle dich in jene theuern Stoffe,

Die so dicht benäht mit goldnen Schnüren,
Nimm in eine Hand ein gelben Aepflein,
In die andere jenes Wasserfläschchen,
Drin der Duft ist aller Bergesblumen,
(Denn ich hörte, und gar viel erzählt man,
Wie dies sei ein Wasser des Vergessens
Wer es trinkt und der damit sich wäschet,
Seines Glaubens überdrüssig werde
Und vergesse seines eignen Stammes),
Geh' hinab dann in den untern Söller,
Oeffne in dem Söller die zwölf Thüren,
Schließe, wie du öffnest eine Thüre,
Schließe zu sie hinter dir zur Stelle,
Bis, Haikuna, bis du kommst zu Stjepan!
Bist, Haikuna, bist du bei dem Kjauren,
Reiche dar ihm jenes Wasserfläschchen,
Daß er trinke und daraus sich wasche!
Ob du ihn nicht irgend überlistest,
Und der Kjaure Türke möchte werden,
Und, Haikuna, dich zum Weibe nehmen?"

Sehr willkommen ist dies Wort dem Mädchen.
Seit mit ihrem Aug' sie ihn gesehen,
Litt sie viel von unerhörten Qualen,
Sah den Helden Nachts in ihrem Traume,
Ward am Tag von Fieberglut gesoltert.
Springt empor denn auf die leichten Beine
Läuft hinan zu ihrer Kleiderstube,
Oeffnet hier die Kasten, die zwei gelben,
Nimmt hervor die zierlichsten Gewänder,
Ganz von Sammt und ausgelegt mit Golde

Hüllet sich in jene theuern Stoffe,
Die da sind benäht mit goldnen Schnüren,
Nimmt in eine Hand ein golden Aepflein,
In die andre jenes Wasserfläschchen,
Drin der Duft ist aller Bergesblumen,
Geht hinab dann in den untern Söller,
Oeffnet in dem Söller die zwölf Kammern,
Schließt, wie eine Thüre sie geöffnet,
Schließet zu sie hinter sich zur Stelle,
Bis sie kommt in Stjepan's zwölfte Kammer.
Da sie hintritt zu dem jungen Helden,
Bietet Gott zum Gruße sie dem Wackern.

Springt empor auf seine Beine Stjepan,
Dankt für die Begrüßung ihr bescheiden:
„Gott mit dir, o Paschakind, Haikuna!“

Weiter aber spricht zu ihm Haikuna:
„Stjepan, Stjepan, du mein schwarzes Auge!
Ach, wie ist dein Antlitz dir gedunkelt,
Seit dein Leben du so traurig hindringst
In den Kerkern meines Vaters Pascha!
Nimm, o Stjepan, nimm dies kühle Wasser,
Wasche dich und labe dich, o Stjepan!“

Nimmt der Held, nimmt zwar das Wasserfläschchen,
Klüger aber ist er als das Mädchen,
Läßt das Fläschchen fallen an die Steine;
Hebt empor selbst des Gewandes Enden,
Daß sie ihm das Wasser nicht benetze.

Wol ein Weilchen zürnt darob Haikuna;
Bald jedoch bedenkt sie sich des Bessern,
Fängt dem jungen Helden an zu schmeicheln,
Spricht zu ihm mit süßer Mädchenrede:
„Werde Türke, du mein schwarzes Auge!
Werde Türke, will dein treues Lieb sein!“

Also aber Stjepan drauf dem Mädchen:
„O Haikuna, sieh', bei Gott dem Einz'gen,
Niemals kann ein Türke ich dir werden,
Nie entsagen meinem heil'gen Glauben,
Nie verhöhnen Christi schöne Satzung!
Lieber, wahrlich, will den Tod ich wählen!“

Wol auch darum macht' Haikuna zürnen;
Bald jedoch gedenket sie des Bessern,
Fängt zu schmeicheln wieder an dem Helden:
„Küsse, Stjepan, küsse meine Wangen!“

Stjepan aber wieder drauf zurück ihr:
„Türkenmädchen, daß dich Unheil treffe!
Nimmermehr gestatten kann's die Satzung,
Daß ein Kjaur ein Türkenmädchen küsse!
Aufthun müßte sich der blaue Himmel,
Steine aus dem Himmel müßten fallen,
Und die Steine mich und dich erschlagen!“

Wol auch darum zürnt Haikuna wieder,
Bald jedoch bedenkt sie sich des Andern,
Redet also zu dem jungen Helden:
„Stjepan, Stjepan, du mein schwarzes Auge!

Nicht um alle Schätze dieser Welten,
Möcht', o Stjepan, möcht' ich Christin werden;
Doch um dich, o Stjepan, werd' ich's gerne!
Willst du Treue mir und Glauben geben,
Daß du dann als treues Weib mich heimführst,
Stjepan, dann zur Stelle werd' ich Christin,
Nehme mit mir meines Vaters Schätze,
Fliehe mit dir nach dem festen Belgrad!"

Da dies aber Jakschitsch Stjepan höret,
Springt empor er auf die leichten Beine,
Reicht Haikuna'n, reicht ihr beide Hände,
Schwört bei Gottes Glauben ihr und Treue,
Daß er dann als treues Weib sie nähme!

Auf die Beine machen sich nun Beide,
Oeffnen die zwölf Thüren schnell des Söllers,
Schaun bedächtig vor die weißen Höfe,
Schaun empor zum nächtlich dunkeln Himmel.
Aufgegangen ist des Mondes Scheibe,
In den Kissen schlummert längst der Pascha.
Aus den Kammern, drin das gelbe Gold ist,
Nehmen sie drei schwere Sammetlasten,
Eilen nieder zu den tiefen Ställen,
Laden die drei Lasten auf drei Rosse,
Zäumen auf zwei Rosse für sich selber.

Auf das Weißroß schwingt sich Jakschitsch Stjepan.
Doch Haikuna — daß sie Einer sähe!
In die Stube zu dem Pascha geht sie,
Nimmt dem Pascha, nimmt ihm seinen Säbel,

Dran zu ſchaun zwei goldne Säbelbänder
Und ein ſeltner Edelſtein, viel koſtbar
(Werth bald Kopf-Paſar iſt der Säbel),
Gilt hinaus dann vor die weißen Höfe,
Reicht den Säbel Stjepan auf das Weißroß:
„Nimm den Säbel, Herr mir und Gebieter,
Daß, wenn wir dahin des Weges ziehen,
Und Gefahr uns irgend trät' entgegen,
Wir nicht ſchandvoll brauchen ihr zu weichen!"

Um die Lenden ſchnallt den Säbel Stjepan,
Schnallt den Säbel, ruft zu dem Mädchen:
„Nun mit Gott, nun ſchnell auf's Roß, Haikuna!"

Alſo aber ſpricht zu ihm Haikuna:
„Nur verziehe, du mein ſchwarzes Auge,
Daß ich ein mal noch zum Vater gehe,
Und den prächt'gen Purpurmantel hole,
Den belegten mit gegoſſ'nem Golde
Und mit Golde wunderbar geſtickten,
Drauf zu ſchauen Pfeil' und Edelſteine,
Und der glänzt, gleichwie des Frühlings Sonne!"

Da ſie auch herausgebracht den Mantel,
Legt ſie ihn um Jaſchitſch Stjepan's Schultern,
Schwingt hinan behend ſich auf ihr Roß dann.

Fliehn dann über's Flachgefild von Paſar,
Reiten in der einen Nacht viel weiter
Als ein Wagen fährt in dreien Tagen.

Reiten fort von Posar, da es Nacht ward,
Kommen, da es Morgen ward, nach Belgrad.

Angelangt im festen Belgrad glücklich,
Holt gleich Jakschitsch Stjepan zwölf der Mönche,
Läßt Haikuna taufen und auch segnen,
Führt sie heim als vielgeliebte Hausfrau.

Jakschitsch Dimitrije.

Kühlen Wein zwei Brüder Jakschitsch trinken,
Jakschitsch Bogdan, Jakschitsch Dimitrije,
In Uschitza in der weißen Veste.
Sieh', da kommt den Brüdern zu ein Schreiben,
Kommt aus Belgrad, aus der weißen Veste:
»Weh, zum Bösen sitzt ihr Brüder Jakschitsch,
Sitzt zum Bösen, trinket kühlen Rothwein!
Eure Höfe brennt indeß man nieder,
Schleift mit Rossen eure alte Mutter,
Führt die Rosse fort euch aus den Ställen,
Schleppt die Güter fort euch aus den Kammern,
Raubt Jeliza, eure einz'ge Schwester!«

Da den Brief die beiden Jakschitsch lesen,
Springen sie empor auf ihre Beine,
Schwingen sich hinan auf ihre Rosse,
Fliegen hin nach Belgrads weißer Veste.
Noch am Leben finden sie die Mutter,
Und es fragt Dimitrije sie also:
„So dir Gott, o liebe, alte Mutter!
Sprich, wer ist's, der uns verbrannt die Höfe?

Wer, der dich geſchleift an wilden Roſſen?
Wer, der fortgeführet unſre Roſſe,
Fortgeſchleppt die Güter aus den Kammern?
Wer, der uns geraubt die einz'ge Schweſter?
Was für Helden, was für gute Roſſe?
Und wohinwärts zogen ſie von dannen?"

Ihnen drauf die alte Mutter dieſes:
„Beide Jakſchitſch, o ihr meine Söhne!
Helden ſchwarz auf ſchwarzen Roſſen waren's,
Längs der Donau zogen ſie von dannen!"

Da dies Wort die beiden Jakſchitſch hören,
Ziehen hin ſie nach dem Land Arabien,
Suchen dort drei Jahre lang die Schweſter,
Suchen Beide, Keiner kann ſie finden.

Als es denn das vierte Jahr geworden,
Spricht alſo Dimitrije zu Bogdan:
„Laß, o Bogdan, o geliebter Bruder,
Laß uns, Bruder, ſcheiden unſre Wege!
Kehr' du heim nach unſerm weißen Belgrad,
Siehe, ob die Mutter noch am Leben;
Mich jedoch laß weiter durch dies Land ziehn,
Ob nicht Gott die Schweſter mich läßt finden!"

Sprachen ſo und ſchieden ihre Wege.
Heim zog Bogdan nach dem weißen Belgrad,
Weiter durch Arabien Dimitrije.

Da er hinzieht durch das Land Arabien,
Kommt er auch an's Waſſer der Stuvnija,

Sieht am Waſſer Sklavinnen, vier junge,
Bietet ihnen Gottes Hülf' zum Gruße.

Wol erwiedern ihm den Gruß die Mädchen:
„Daß du wohl ſei'ſt, unbekannter Reiter!“

Zu den Mädchen weiter ſpricht Dimitrije:
„So euch Gottes Hülfe, ihr vier Mädchen,
Reichet mir, o Mädchen, von dem Waſſer,
Denn, o ſeht, gar durſtig bin ich, Seelen!“

Alſo aber ihm darauf die Mädchen:
„So dir Gott, o unbekannter Reiter,
Reichten gern dir von dem kühlen Waſſer;
Doch geſund nicht iſt es für euch Helden!
Drüben aber über'm kühlen Waſſer,
Drüben, wenn du anlangſt auf dem Marktplatz,
Sieh' dich um zur Rechten und zur Linken!
Große Höfe wirſt du dort gewahren,
Wirſt ſie ſchaun bedeckt mit weißem Bleche,
Rings umzäumt des Hofes Raum mit Kupfer,
Vor den Thoren eine Silberbrücke!
Arap-Aga's weiße Höfe ſind dies,
Gebe Gott, daß ſie ihm herrnlos würden!
Drinnen wohnt der beiden Jakſchitſch Schweſter,
Wohnt darin mit jenem Arap-Aga!
Jedem, der vorbeigeht an den Höfen,
Jedem reicht ſie kühle Waſſerlabung,
Tränkt die Wandrer alle, die da wandern,
Tränkt ſie auf das Wohl der beiden Brüder!“

Da dies höret Jakschitsch Dimitrije,
Sucht er nicht nach Furth und nicht nach Brücke,
Sondern treibt durch's Waſſer grad' ſein Braunroß,
Fliegt hinüber nach dem breiten Marktplatz.

Da er ankommt auf dem breiten Marktplatz,
Und erſchaut des Arap-Aga Höfe,
Hebt er an ein helles Lied zu ſingen.

In den Höfen höret ihn die Schweſter,
Hört ihn und erkennt ſogleich den Bruder,
Und vom Antlitz quillt ihr heiß die Thräne.

Spricht zu ihr des Arap-Aga Schweſter:
„Sag', was haſt du, vielgeliebte Schwägrin?"

Leiſe drauf erwiedert ſie der Schwägrin:
„Frage nicht, o meine liebe Schwägrin!
Sieh', ein Held ſingt draußen auf dem Markte,
Singet, ob er käm' aus meiner Heimat,
Und die Sehnſucht faßt mich nach dem Bruder!"

Da er ankommt vor des Hofes Thore
Ruft er alſo, ruft mit heller Stimme:
„Komm heraus, o Arap-Aga's Frauen!
Komm heraus, ſo lieb dir deine Brüder,
Reiche kühlen Weins mir einen Labtrunk!"

Und zur Stelle eilt heraus die Schweſter,
Schließt ihn in die Arme, küßt und herzt ihn,
Fragt ihn ſehnlichſt nach der fernen Heimat.

Doch kein Wein ist in des Aga Höfen,
Holt hervor denn dreißig Golddukaten:
„Hier, o Bruder, dreißig Golddukaten,
Nimm, und geh' zu Jowo hin, dem Schänken,
Trinke Wein, bis daß es Betzeit Abends!
Nicht im Hof ist jetzund Arap-Aga,
Kehrt erst Abends heim zu seinen Höfen!
Will, o Bruder, schwer ihn dann berauschen,
Schließen nicht des Hofes weite Pforten!
Wenn es dann, o Bruder, Betzeit Abends,
Und die Hodschas rufen von den Dschamien,
Komme dann und schlage ihm das Haupt ab!"

Geht denn Dmitar, geht zum Schänken Jowo,
Trinkt da Kühlwein, bis es Betzeit Abends.
Als es aber Abends um die Betzeit,
Und die Hodschas rufen von den Dschamien,
Hebt empor sich Dmitar auf die Beine,
Schreitet hin vor Arap-Aga's Höfe.

Da er ankommt in dem Kupferhofraum,
Sieht hinan er zu dem obern Söller.
Sieh', da sitzt noch Aga Arap-Aga,
Trinket kühlen Wein mit zwei Arabern,
Und den Becher füllt ihm Dmitar's Schwester.

Spricht zu ihr der Aga Arap-Aga:
„Schöne Serbin, meine theure Liebe!
Sieh', drei volle Jahre sind vorüber,
Seit du meine Liebe bist geheißen,
Und noch Keiner kam zu dir der Deinen!
Denken sie nicht, hören sie von dir nicht?"

Also aber sie zurück dem Aga:
„So dir Gott, o Aga Arap-Aga!
Wie der Himmel fern ist von der Erde,
Also ferne sind von mir die Meinen!“

Da dies sieht und da dies hört Dimitrije,
Nimmt sein Schwert er in die starke Rechte,
In die Linke seine gute Keule,
Geht hinan und in den Söller grade,
Schwingt empor das Schwert in seiner Rechten,
Schlägt vom Rumpf das Haupt des Arap-Aga,
Schlägt zu Boden auch die zwei Araber.
In den Arm ihm fällt die Schwester, rufend:
„Nicht doch, Bruder, nicht auch diesen Kleinen!
Wenn er schwarz auch, dennoch thät' es weh' mir!“

Anbrennt er sodann des Aga's Höfe,
Schleift an wilden Rossen ihm die Mutter,
Führt die Höfe fort ihm aus den Ställen,
Schleppt die Güter fort ihm aus den Kammern,
Legt die Güter auf der Rosse Rücken,
Nimmt mit sich die liebe Schwester Jela,
Flieht mit ihr an's Wasser der Stupnitza,
Läßt dem Aga Schmerz zurück für Schande.

Da sie aber an das Wasser kommen,
Wehklagt das Araberkind, das kleine.

Redet also Jakschitsch Dimitrije:
„Gib mir das Araberkind, o Schwester!
Bald beschwicht'gen, wahrlich, wird's der Oheim!“

Gibt ihm das Araberkind, die Schwester,
Gibt es ihm — und Jakschitsch Dmitar nimmt es,
Schlägt das Köpflein ab ihm von den Schultern,
Wirft's hinab dann in die stillen Wasser.

Wehklagt laut die Schwester, jammert also:
„Weshalb dies, o Bruder, gnade Gott dir?
Wenn es schwarz auch, dennoch thut's mir wehe,
Unter'm Herzen hab' ich's ja getragen!"

Spricht zu ihr drauf Jakschitsch Dimitrije:
„Schweige, Schwester! Sprich nicht also thöricht!
Besser wahrlich werden deine Brüder,
Besser dich vermählen, liebe Schwester,
Und gebären wirst du bessre Nachkunft
Als mit jenem schwarzen Arap-Aga!
Recht ist, daß von bösem Stamm kein Splitter
Und von räud'gem Hund kein Junges bleibe!"

Jakschitsch Bogdan.

Schilt der Mond den Morgenstern, den hellen:
„Sprich, wo warst du, Morgenstern, o heller?
Sprich, wo hast du hingebracht die Tage,
Hin die Frist von dreien hellen Tagen?“

Dies darauf der Morgenstern zurück ihm:
„Hab' verweilt mich, hab' verſäumt die Tage
Ueber Belgrad, jener weißen Feſte,
Schauend nieder auf ein großes Wunder,
Wie zwei Bruder Vaters Erbe theilten,
Jakschitsch Bogdan, Jakschitsch Dimitrije.
Schön verglichen ſich die Brüder beide,
Theilten ehrlich all' des Vaters Erbe;
Karawlachien nahm für ſich Dimitrije,
Karawlachien ſammt Karabogdanien,
Das Banat, das ganze, bis zur Donau;
Syrmiens ebne Felder nahm ſich Bogdan,
Syrmiens Felder und der Save Ebnen,
Serbien bis gen Uſchize, die Feſte.
Oberhalb der Burg was liegt, nahm Dmitar
Mit dem Thurm Nebojſcha an der Donau,
Unterhalb der Burg das Land nahm Bogdan

Mit der Kirche Ruschiza, die drin liegt.
Um Geringes stritten nur die Brüder,
Um so wenig, daß es fast wie nichts ist,
Um des Vaters Rappen nur und Falken!
Bogdan meinte, ihm gebühr' das Vorrecht
Auf des Vaters Rappen wie auch Falken,
Dmitar aber mocht' ihm keines geben.
Als es Morgens Morgen war geworden,
Satteilt Bogdan, zäumt den hohen Rappen,
Nimmt den grauen Falken auf die Rechte,
Geht hinaus zur Jagd in's Waldgebirge,
Spricht zu Andjelia, seiner Hausfrau:
„Andjelia, meine treue Hausfrau,
Reiche Gift du Bogdan, meinem Bruder!
So du aber Gift ihm nicht willst reichen,
Harre mein in meinen Höfen nicht mehr!"
Da dies Andjelia hört, die Hausfrau,
Sitzet sie, voll Gram und Kummer sitzt sie,
Denkt im Stillen, spricht zu sich im Stillen:
„Weh, was will doch dieser Unglückselige!
Reiche Gift ich meinem lieben Schwager,
Ist vor Gott dies nicht nur schwere Sünde,
Niedertracht und Schmach auch vor den Menschen!
Sprechen wird dann Klein und Groß und Jeder:
Seht ihr dört die böse Unglückschaffrin,
Die da Gift gab ihrem eignen Schwager?
So ich aber nicht das Gift ihm reiche,
Darf ich nie mehr harren des Gemahles!"
Sinnt also und sann auf Eines endlich,
Steigt hernieder in die tiefen Keller,
Nimmt hervor draus ihren Hochzeitsbecher,

Den geſchmiedeten aus reinſtem Golde,
Den von ihrem Vater mitgebrachten,
Schöpft ihn voll des beſten rothen Weines,
Geht damit hinan zu ihrem Schwager,
Küßt die Hand ihm und den Saum des Kleides,
Kniet vor ihm zur ſchwarzen Erde nieder:
„Dir zu Ehren, o geliebter Schwager,
Dir zu Ehren nimm den Wein, den Becher,
Schenke mir den Rappen und den Falken!“
Tief im Herzen rühret dieſes Dmitar,
Und den Rappen ſchenkt er ihr und Falken. —
Bogdan unterdeſſen jagt im Walde,
Jagt den ganzen Tag, kann nichts erjagen.
Abends ſpät, da führet ihn der Zufall,
Führt an einen See ihn im Gebirge.
Auf dem See, da ſchwimmt ein golden Entlein.
Bogdan ſieht's, läßt los den grauen Falken,
Daß er ihm das goldne Entlein hole.
Doch das Entlein läßt ſich nicht erhaſchen,
Wehrt ſich, ſchlägt den Falken an die Flügel,
Und zerſchlägt ihm ſeiner Flügel rechten.
Da dies Unglück Jakſchitſch Bogdan ſiehet,
Wirft er ab ſchnell ſeinen Herrenanzug,
Schwimmet durch den See dahin, den ſtillen,
Holt den Falken aus den tiefen Fluten,
Trägt an's Land ihn, fragt darauf den Falken:
„Sprich, wie iſt dir, o mein grauer Falke?
Sprich, wie iſt dir, ohne rechten Flügel?“
Schmerzvoll drauf der Falke ihm erwiedert:
„Weh' iſt mir, weh' ohne rechten Flügel,
Gleichwie einem Bruder ohn' den andern!“

Tief im Herzen merkt die Rede Bogdan,
Lebt, da er gedenket seines Bruders,
Wirft sich schnell auf seinen hohen Rappen,
Fliegt, so schnell ihm möglich, hin nach Belgrad,
Ob er lebend noch den Bruder träfe.
Da er anlangt vor der Tschekmekbrücke,
Spornt das Roß er, will im Flug hinüber —
Siehe, da durchbricht der Rapp' die Brücke,
Bricht entzwei die beiden Vorderbeine.
Da nun Bogdan sieht auch dieses Unglück,
Nimmt er ab den Sattel von dem Rappen,
Hängt den Sattel an die starke Keule,
Eilt hinein schnell durch die Thore Belgrads.
Fern noch ist er, ruft schon zu der Hausfrau:
„Andjelia, meine liebe Hausfrau,
O, daß du den Bruder nicht vergiftet!"
Drauf jedoch die Hausfrau dies zurück ihm:
„Nicht vergiftet hab' ich dir den Bruder,
Sondern dir, o Bogdan, ihn versöhnet!"

Der beiden Jakschitsch Frauen.

Trinken Wein die beiden jungen Jakschitsch,
Jakschitsch Bogdan, Jakschitsch Dimitrije.
Als des Weines sie genug getrunken,
Redet also Bogdan zu Dimitrije:
„Jakschitsch Dmitar, mein geliebter Bruder!
Als wir, Bruder, noch beisammen wohnten,
Und die Mutter uns der Höfe pflegte,
Schimmerten die Höfe uns vor Weiße,
Kamen liebe Gäste oft in's Haus uns,
Kamen oft aus Sormien die Knesen,
Kam selbst Stefan, er, der Zar von Serbien!
Doch, o Bruder, seit wir uns geschieden,
Und die Frauen uns der Höfe pflegen,
Scheint's als ob die Höfe uns verdunkeln.
Nicht mehr sehn die Knesen wir aus Sormien,
Nicht mehr Stefan, ihn, das Haupt der Serben!
Sprich um Gott! Woher mag dies wol kommen?"

Jakschitsch Dmitar drauf zurück dem Bruder:
„Jakschitsch Bogdan, mein geliebter Bruder,
Schuld daran, so scheint mir's, ist dein Eheweib,
Angelia, möge Gott ihr gnaden!"

Wehe that dies Bogdan tief im Herzen,
Sprach also zu Dmitar, seinem Bruder:
„Nun dann, Bruder, laß' die Frau'n uns prüfen,
Daß wir sehn, ob schuld daran die Meine,
Ob die Meine, Bruder, ob die Deine!"

Wie sie sprachen, thaten sie zur Stelle,
Gingen hin zu Bogdan's weißen Höfen.
In die Stube vor die Frau tritt Bogdan;
Vor dem Hof am Fenster bleibet Dmitar,
Daß er höre, was die Frau wol spräche.

Spricht nun Bogdan so zu seiner Lieben:
„Angelia, meine treue Liebe,
Gern um etwas würd' ich dich wol bitten,
Wüßt' ich, Liebe, daß du's gern gewährest!"

Leise drauf die Frauen ihm erwiedert:
„Jakschitsch Bogdan, Herr mir und Gebieter!
Sprich, o Seele, was du immer möchtest!
Nie noch war ich gegen deinen Willen,
Werd' auch diesmal nicht dir sein dagegen!"

Spricht drauf Bogdan, spricht zu seiner Frauen:
„Angelia, meine treue Hausfrau!
Von Budim vermählt den Sohn der König,
Und zur Hochzeit lad't er mir den Bruder.
Bittet denn der Bruder um mein Roß mich,
Um die Waffen, türkischen Gewänder,
Und den schönen Sattel, den beschlagnen.
Soll, o Seele, soll ich dies ihm leihen?"

Spricht darauf Frau Angelia milde:
„Leih' es immer, Bogdan, meine Seele!
Leih' das Roß dem Bruder und die Waffen,
Leih' ihm auch die türkischen Gewänder
Und dazu den Sattel, den beschlagnen!
Will ihm auch noch leihen die Schabracke,
Die ich dir noch stickte bei dem Vater
Und von der ich nie dir noch gesprochen,
Weil sie noch nicht ausgefüllt mit Gold war
Und die ich mit Gold nun ausgefüllet!
Leihen meine goldenen Halsbänder
Eines, lauter goldene Dukaten,
Und das andre, lauter weiße Perlen,
Ihm sie flechten in des Rosses Mähnen,
Daß er schön sei bei der Königshochzeit!"

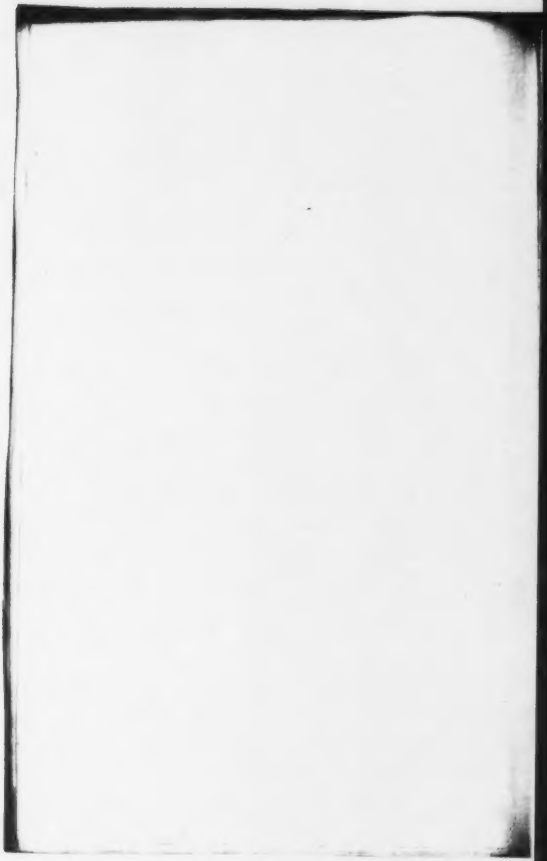
Dmitar hört die Worte an dem Fenster,
Die da redet seine liebe Schwägrin,
Und vor Wehmut weint er heiße Thränen.
Geht darauf nach seinen weißen Höfen,
Tritt zu seiner Frauen in die Stube,
Und es lauschet Bogdan an dem Fenster,
Daß er höre, was die Schwägrin spräche.

Redet Dmitar so zu seiner Frauen:
„O Militza, meine treue Liebe!
Von Budim vermählt den Sohn der König,
Lad't zur Hochzeit Bogdan mir, den Bruder!
Bittet um mein Roß mich denn der Bruder,
Um die Waffen, um den Türkenanzug,
Um den Sattel, um den schönbeschlagnen.
Soll, o Seele, soll ich dies ihm leihen?"

Alſo ihm zurück drauf Frau Militza:
„Wie? Das Roß? Daß Wölfe ihn zerreißen!
Waffen? Daß doch Türken ihn erſchlügen!
Und, Gewänder? Nie doch trag' er welche!“

Dmitar aber, da er dieſes höret,
Faßt vor Schmerz ſie an der weißen Kehle.
Doch, wie er ſie auch nur leiſe faſſet,
Springen aus der Stirn ihr beide Augen.

Jakſchitſch Bogdan, da er dieſes ſiehet,
Springt herbei, faßt Dmitar an dem Arme:
„Weh, was thuſt du? Daß der Herr dir gnade!
Siehe doch auf deine jungen Falken!
Leicht wirſt dir ein beſſ'res Weib du finden,
Nimmer aber ihnen eine Mutter!
Drum — befleck' mit Blut nicht deine Rechte;
Wir jedoch — wir ſind getrennt für immer!“



Janko der Cataraner und sein Sohn Stojan Jankowitsch.

Janko von Cataro.

Einen Brief ſchreibt Janko von Cataro,
Sendet ihn nach Kladuſch hin, dem ſtolzen,
Sendet ihn zu Mujin Alil's Händen:
„Hör', o Türke! Knabe Alil, höre!
Dich rühmt man in Kladuſch, in dem ſtolzen,
Mich rühmt man im ebenen Cataro;
Laß darum uns kämpfen einen Zweikampf,
Daß ſich's zeige, wer der beſſre Held iſt!
Eine Wahlſtatt will ich frei dir ſtellen
Unter Kladuſch, dort vor deinem Thurme,
Daß dich ſehe deine alte Mutter,
Wie im Kampf entweder du erliegeſt,
Oder aber mich beſiegſt, o Türke!
Eine zweite Wahlſtatt magſt du wählen,
Türke unter meinem weißen Thurme,
Daß mich ſehe meine treue Liebe,
Wie im Kampf, o Türke, ich erliege
Oder aber, wie ich dich beſiege!
Eine dritte Wahlſtatt auch noch nenn' ich
Unter Kunar auf Cataros Feldern,
Wo der Chriſten Land grenzt mit den Türken,

Wo die Erde lechzt nach Heldenblute
Und nach Heldenfleisch die Raben hungern!
Wähl', o Alil, welche dir beliebet!
So dir aber fehlt der Muth zum Kampfe,
Nimm zur Hand gleich Spindel nur und Rocken,
Nimm zur Hand von Buchsbaum eine Spule,
Spinn' und webe Gatjen und ein Hemd mir,
Daß mein Lieb sich schone, Angelia."

Da der Brief zu Alil's Hand gelangt war,
Liest der Türke, liest ihn steh'nd zu Ende,
Geht herab dann aus dem weißen Thurme,
Geht betrübt umher in seinem Hofe,
Kreuzt die Hände traurig ineinander.
Sieh', da kommt der Kladuschaner Mujo,
Kommt hernieder von dem grünen Erker,
Kommt gehüllt in seinen grünen Mantel,
Sieht sein junges Söhnlein Mujin-Alil,
Fragt also sein junges Türkensöhnlein:
„Sag', was gibt es, Alil, du mein Söhnlein?
Hat zum Zweikampf Jemand dich gefordert,
Daß du Söhnlein also sehr betroffen?
Sag', o Söhnlein, sag' es deinem Vater!"

Greift in seine Tasche Mujin-Alil,
Reicht dem Vater das beschriebne Briefblatt.
Da das Briefblatt Mujo durchgelesen,
Und ersehen, was darin geschrieben,
Greift er mit der Hand in seine Tasche,
Holt hervor zwölf goldene Dukaten,
Schenket sie des Briefes jungem Boten,

Schenkt sie ihm und spricht zu ihm noch dieses:
„Hör' und merke wohl, o junger Kjaure!
Grüße du mir Janko von Cataro!
Sag' ihm, daß er unter Kunar warte,
Will dahin ihm meinen Alil bringen,
Diesen Sonntag, der da kommt der nächste,
Daß den Streit mit Säbeln sie entscheiden!"
Geht hierauf nach seinem weißen Thurme,
Nimmt Papier zur Hand und Schreibgeräthe,
Schreibt der Briefe vier auf seinen Knien.
Eins der Schreiben fertigt aus der Türke,
Schickt es nach der Ebne von Kowatschi,
Nach Kowatschi an den Türken Kamo:
„O, mein Oheim, Kowatschaner Kamo!
Sammle auf dem Plane von Kowatschi,
Sammle mir fünfhundert Kowatschaner,
Führe sie nach Kladusch hin, dem stolzen,
Und vor meine südlichen Gehöfte;
Denn es fordert Janko von Cataro,
Fordert meinen Alil auf zum Zweikampf!
Komme, daß du beistehst meinem Alil!"
Fertigt aus darauf ein zweites Schreiben,
Schickt es nach der blutgetränkten Lika,
Schickt's dem Türken Talo, dem Likaner:
„Freund, mein alter, o Likaner Talo!
Sammle in der blutgetränkten Lika,
Sammle mir fünfhundert wackre Reiter,
Führe sie nach Kladusch hin, dem stolzen,
Und vor meine südlichen Gehöfte;
Denn es fordert Janko von Cataro,
Fordert meinen Alil auf zum Zweikampf!

Fertigt aus darauf ein drittes Schreiben,
Sendet ab es nach der blut'gen Raka,
Schickt es Rakitſch Ibrahim, dem Türken:
„Rakitſch Ibrahim, o Bundesbruder!
Sammle in der blutgetränkten Raka,
Sammle mir fünfhundert wackre Reiter,
Führe ſie nach Kladuſch hin, dem ſtolzen,
Komme grad' vor meine weißen Höfe;
Denn es fordert Janko von Gatare,
Fordert meinen Alil auf zum Zweikampf!
Komme, daß du beiſtehſt meinem Sohne!"
Fertigt auch noch aus ein viertes Schreiben,
Schickt nach Türkiſch-Udbina das Schreiben,
Osman Tankowitſch, dem Schweſterſohne:
„Osman Tankowitſch, o Schweſterſöhnlein!
Sammle dir in Udbina zur Seite,
Sammle aus den beſten Udbinjanern
Fünf mal hundert auserleſ'ne Helden,
Führe ſie nach Kladuſch hin, dem ſtolzen,
Komm' gerad vor meine weißen Höfe,
Denn es fordert Janko von Gatare,
Fordert meinen Alil auf zum Zweikampf!
Komm' zu helfen deinem Anverwandten."
Als die Schreiben Mujo ausgefertigt,
Geht er hin, und ſitzt in ſeinem Thurme.

Bald darauf vernimmt er fernes Lärmen,
An ſein Ohr klingt heller Pfeifen Klingen.
Mujo ſchauet, ſchaut hinaus in's Weite —
Sieh', da kommen mächt'ge Heereshaufen!
Ihnen voran zwei gewalt'ge Häupter,

Eins Budalin Talo der Likaner,
Mit ihm Ramo Kowatschin das andre,
Und von Helden folgt ein volles Tausend.
Weit entgegengeht den Scharen Mujo,
Führt die Agas nach dem weißen Thurme,
Heißt die Krieger lagern im Gefilde. —
Lange nicht, nach kurzer Weile Dauer,
Da erscheint auch Rakitsch auf der Ebne,
Mit ihm Doman Tankowitsch der Häuptling;
Beiden folgt ein volles Tausend Helden.
Ihnen auch geht Mujo weit entgegen,
Heißt die Krieger auf der Ebne lagern,
Führt die Häupter nach dem weißen Thurme,
Sitzt mit ihnen, kühlen Wein zu trinken.
Alli aber geht, um sich zu rüsten,
Anzulegen Waffen und Gewänder;
Legt zuerst ein feingewobnes Hemd an,
Ueber's Hemd ein Leibchen fein von Seide,
Drüber dann ein grünes Oberleibchen,
Dran des Merkowitschen goldne Spangen,
Die als Beute Mujo selbst erworben
Jüngst von Peter Merkowitsch dem Helden
In dem hohen Waldgebirg Kunara.
An die Beine legt er rothe Hosen
Bis an's Knie bestickt mit reichem Silber,
Und vom Knie mit Gold gestickt bis unten.
Um die Lenden schnallt er einen Gürtel,
In den Gürtel steckt er zwei Pistolen,
Zwei mit rothem Golde schwer beschlagne,
Neben diese steckt er Flammenmesser,
An die Seite hängt er einen Säbel.

Setzt ſich dann auf's Haupt noch einen Kalpak',
Wirft ſich einen Mantel um die Schultern,
Einen prächt'gen, reich mit Gold beſtickten,
Geht hernieder aus dem weißen Thurme.
Flinke Diener führen ihm das Roß vor.
Auf des Roſſes ſtarken Bug geſchwungen,
Reitet er in's Feld hinab zum Heere,
Heißt erheben ſich die Heereshaufen,
Ziehet nach dem Waldgebirg Kunara,
Wo ihn Mujo bald von Klabuſch einholt,
Und mit ihm die ſtolzen Türkenhäupter;
Ueberſchreitet dann die Höh'n Kunaras,
Läßt ſich nieder auf Cataros Ebne.

Doch auch Janko war hierher gekommen,
Und mit ihm im Bunde vier Serdaren,
Vier Serdaren, lauter Catarauer,
Und mit ihnen zweimaltauſend Krieger,
Wackre Helden von Cataros Ebne.

Als die Türken im Gefild erſchienen,
Machen Raſt ſie auf der grünen Ebne.
Janko aber ruft ſein Söhnlein Stojan:
„Auf, mein Söhnlein, junger Knabe Stojan,
Geh', mein Söhnlein, hin zur Türkenheerſchar!
Grüße dort den alten Türken Mujo,
Daß heraus er führe ſeinen Alil,
Ihn heraus zur grünen Wahlſtatt führe,
Daß den Streit mit Schwertern wir entſcheiden,
Und die beiden Heere es erſchauen,
Wer des Andern Auge überliſtet,
Wer zuerſt den Andern überwindet!"

Klug gehorchet Stojan ihm zur Stelle,
Geht hinaus zum Türkenheer in's Lager
Vor das Zelt des alten Türken Mujo,
Und verneigt bescheiden sich vor Mujo.
Doch der alte Türke fragt ihn also:
„Sag', was willst du, Buhlenkind des Janko,
Und was hat dir Janko aufgetragen?"

Spricht darauf der Jankowitsche Stojan:
„Aufgetragen, Herr, hat mir mein Vater,
Einen Gruß von ihm dir zu bestellen,
Daß heraus du führest deinen Alil,
Ihn heraus zur grünen Wahlstatt führest,
Daß den Streit mit Schwertern Ihr entscheidet!"

Ihm erwiedert Mujo drauf der Türke:
„Sag' ihm dies, o Buhlenkind des Janko,
Alsogleich kommt Alil auf die Wahlstatt!"
Springt empor dann auf die leichten Beine,
Rüstet aus zum Kampf den jungen Alil,
Führt ihm vor das prachtvoll hohe Schwarzroß,
Und das Türklein schwingt sich auf den Rappen,
Reitet stolzen Rittes nach der Wahlstatt,
Janko von Cataro zu erwarten.
Ihm zur Rechten, ihm bereit zum Beistand,
Stellt sich Ramo auf der Kowatschaner,
Neben Ramo Talo der Likaner;
Ihm zur Linken, ihm bereit zum Beistand,
Stellt sich Rakitsch Ibrahim, der Türke,
Neben Ibro Osman von Udbina;
Hinter ihm faßt Mujo Stand von Kladusch,

Und mit Mujo noch zweihundert Freunde.
Kamen All', den Kampf mit anzuſchauen.

Bald erſcheint auch Janko von Gatare.
Hoch auf ſeinem ungezähmten Falben,
Trägt die Kampfeslanz' er auf der Schulter.
Ihm zur Rechten ſtellt ſich auf im Felde
Smiljanitſch Ilia der Serdare,
Ilia zunächſt der Zengger Imo;
Ihm zur Linken als des Kampfes Zeuge
Steht im Feld Wuk Manduſchitſch der Recke,
Wuk zunächſt der wackere Scharitſch Zwian,
Hinter ihm der Jankowitſche Stojan,
Hoch auf ſeinem jungen wilden Schwarzroß,
Und mit ihm viel junge Gataraner.

Angekommen auf der grünen Wahlſtatt
Rufet Janko zu dem jungen Alil:
„Höre mich, o Alil, ſchwacher Knabe!
Greif' zuerſt an, daß du dann nicht klageſt!"

Ihm zurück das junge Türklein Alil:
„Greife du an, Janko von Gataro!
Dein iſt dieſer Zweikampf, dein die Ford'rung!"

Da dies höret Janko von Gatare,
Faßt zuſammen er des Roſſes Zügel,
Bohrt den ſcharfen Sporn ihm in die Flanke.
Hinwärts fliegt der Falbe durch die Ebne.
Janko aber ſchwingt die Kampfeslanze,
Schwingt ſich nach der Bruſt des jungen Alil.

Doch das Türklein iſt gewandt im Zweikampf,
Fängt die Lanze auf mit beiden Händen,
Bricht entzwei die Lanze in zwei Stücke,
Nimmt zur Land dann ſeine eigne Lanze,
Wirft ſie hin nach Janko von Catare.
Janko aber hat ein kluges Kampfroß.
Ausgegraben hatt' es eine Grube,
Drin man Alil zwei mal kennt' begraben,
Legt ſich mit dem Reiter in die Grube,
Und die Lanze überfliegt ſie beide
Und zerſplittert an der harten Erde.

Da die Lanzen Beider nun in Stücken,
Zücket Janko ſeinen grünen Säbel,
Alil ſeine Damascenerklinge,
Einer mit dem Andern nun zu fechten.
Hinfliegt Alil. Ihn erwartet Janko.
Mit dem Schwert erwartet er den Säbel,
Schlägt zuerſt den Säbel in zwei Hälften,
Schlägt dem jungen Türken ab die Rechte.
In den Raſen fällt die blut'ge Rechte.
Janko aber ſchlägt zum zweiten male,
Schlägt das Türklein in das weiße Antlitz,
Schlägt ihm ab die Wange bis zum Kinne;
Janko ſchlägt auch nun zum dritten male,
Haut entzwei das Türklein durch den Gürtel,
Wirft herab es von dem hohen Rappen.

Guter Gott! Welch Wunder nun erweiſt ſich!
Da der Türken Häuptling iſt erſchlagen,
Fahren auf in Grimm die Heereshaufen,

Blut'ger Streit beginnt auf dem Gefilde.
Eines Tages Hälfte währt das Metzeln.
Vor sich jagt der Serben Schar die Türken,
Jagt sie in's Gebirg und schlägt sie nieder.
Wen'ge von den Türken nur entkommen,
Außer etwa Talo der Likaner
Und mit ihm der Tankowitsche Osman.
Wen'ge von den Serben nur erlitgen.
Scharitsch Zwian wird allein verwundet
Und vermißt Wuk Mandushitsch der Recke.

Janko, doch zu Rosse, sucht den Helden,
Sucht ihn auf der Wahlstatt, also rufend:
„Wuk, o meine Rechte, sag' wo bist du?"

Also ruft noch Janko von Cataro,
Sieh', da kommt heran der Mandushitsche,
Führt mit sich den alten Türken Mujo,
Hat gebunden rückwärts ihm die Hände,
Führet ihn vor Janko von Cataro,
Macht ihn seinem Freunde zum Geschenke:
„Siehe, Janko, sieh' dies Aepflein gelben,
Thu' damit, so wie es dir beliebet!"

Janko aber ist ein Heldensprosse,
Sendet Mujo heim nach seinem Kladusch,
Spricht zu ihm nur diese Heldenworte:
„Ziehe, Mujo, heim nach deinem Kladusch!
Doch nicht lüge, sondern wahr erzähle,
Daß das Leben dir im Kampf geschenkt ward!" —
Zieht der Türke nach dem steilen Kladusch,

Janko mit den Freunden nach den Höfen.
Drei, vier Tage gesten hier die Helden,
Ziehn dann heim nach seinem Hofe Jeder.
Janko bleibt und trinket rothen Kübiwein,
Trinkt mit Stojan in dem weißen Thurme.

Wie Stojan Jankowitsch die ſchöne Slatia erwirbt.

Seit die Welt als lichte Welt beſtanden,
Ward geſehn nicht eine ſchönre Blume,
Als die Blume, die da war erblühet
Zu Udbina, in der Türken Lande,
Die geprieſne, ſeltne Türkenſchönheit,
Sinan-Aga's vielgerühmte Tochter,
Mit dem Namen: wunderbar Slatia!
Nach vier Seiten ging von ihr der Ruf aus!

Da die Mutter ſie geſetzt in's Leben,
War Slatia auch ein Waislein worden.
Gab ſie denn der Vater an die Amme,
Ließ ſie bei der Amme durch drei Jahre.
Gab ſie in die Pflege dann, in's Kämmen,
Ließ ſie in der Pflege ſieben Jahre.
Pflegten ihrer ſieben Pflegerinnen,
Flochten ihr da dreißig ſchöne Flechten.

Als Slatia ſiebzehn Sommer zählte,
Zur Vermählung war herangewachſen,
Hielten um ſie an viel viele Freier.

Keinem aber ſprach ſie zu der Vater.
Mocht' er Einen, mocht' ihn nicht Statia.

Weit umher ſprach man von dieſem Wunder,
Bis es fern im ſerbiſchen Cataro
Drang zu dem Serdaren von Cataro,
Kam zu Ohr dem Jankowitſchen Stojan.

Als es hört der Jankowitſche Stojan,
Ruft zu ſich er ſeine alte Mutter:
„Höre mich, o meine alte Mutter!
Richte du die weißen Kuchen, Mutter,
Und beſchlagen will ich ſelbſt mein Weißroß!“

Da dies höret Stojan's alte Mutter,
Geht ſie hin und richtet weiße Kuchen;
Stojan aber zäumt ſein gutes Weißroß,
Schwingt hinan ſich auf des Roſſes Rücken.

Fragt ihn, da ſie's ſieht, die alte Mutter:
„Was in Gott gedenkſt du, Söhnlein Stojan?“

Stojan drauf der alten Mutter dieſes:
„So mir Gott, o meine alte Mutter!
Alſo hört' ich's, und die Leute ſprechen,
Ein gar ſeltſam Türkenmägdlein geb' es
Zu Udbina in dem Land der Türken,
Und mich dünkt, als ob für mich das Mädchen!
Hüte drum die Höfe mir, o Mutter,
Was darinnen und was rings umher iſt;
Denn nicht Ziel und Friſt kann ich beſtimmen!

Doch nicht sorgen mögst du, alte Mutter,
Siehst du mich nicht bald in deinen Höfen!"
Also spricht der Jankomitsche Stojan,
Zieht mit Gott drauf hinwärts gen Udbina.

Spät des Abends, nach dem Abendbeten,
Langt er an zur schönen Abendstunde
In Udbinas weißerbauter Feste.
Eine liebe Base hat hier Janko,
Schänkin Mara ihres Namens heißt sie,
Seines Vaters Janko liebe Schwester.
Da er ankommt vor der Base Schänke,
Ruft er seine Base mit dem Namen.
Ihren Neffen gleich erkennt die Base,
Thut ihm auf der neuen Schänke Thore,
Und bekannt, die Junge, sich zu Stojan.
Ab von seinem Weißroß steigt dann Stojan,
Küsset mit der Base sich in's Antlitz,
Fragt nach ihrem Wohlbefinden ziemend.
Unterdeß auch kommen Mara's Diener,
Nehmen Stojan ab sein gutes Weißroß,
Führen auf und ab es durch die Straße.
Stojan aber schreitet in die Schänke,
Setzt sich zu der Base, trinket Kühlwein.

Als des Weines er genug getrunken,
Redet Stojan also zu der Base:
„Höre mich, o meine liebe Base!
Viel schon hört' ich, und die Leute sagen,
Ein gar seltnes Türkenmägdlein geb' es
Hier in euerm schimmernden Udbina,

Sinan-Aga's vielgerühmte Tochter,
Mit dem Namen: wunderbar Slatia,
Wie kein zweites mehr auf Erden wallet,
Und mich dünkt, als ob für mich das Mädchen!
Rathe nun mir, meine liebe Muhme,
Rathe, wie das Mädchen ich befreie!"

Drauf die Base dies zurück dem Helden:
„Brudersöhnlein Stojan, mein geliebtes,
Wärst beim Satan du und seiner Sippschaft!
Keine Seel' in unserem Udbina
Weiß zu sagen, wie das Mädchen aussieht,
Keines Auge hat es je gesehen,
Wer erst sollt' befreia Slatia wollen!"

Da dies hört der Jankowitsche Stojan,
Spricht er so entschlossen zu der Base:
„So mir Gott, o meine liebe Base,
Ich, der Held, ich will befreia Slatia,
Sollt' ich selbst den Kopf darob verwirken!"

Sinnet nach die liebe Base Stojan's,
Was sie ihrem Brudersohne sage;
Sinnet nach, ersinnet endlich eines,
Redet also zu dem wackern Stojan:
„Brudersöhnlein Stojan, mein geliebtes,
Morgen, wenn die Sonn' erst aufgegangen,
Bergen in die Ställe wir dein Weißroß,
Du legst ab die prächtigen Gewänder,
Hüllst dich in schlechte Bettlerhüllen,
Wie ein Armer aus dem Kerker eben,

Thust auf's Haupt ein arg zerriſſen Mützlein,
Nimmſt auf deine Schulter Stock und Säckel,
Gehſt dann hin durch's ſchimmernde Udbina,
Gehſt von Thür zu Thür Almoſen bettelnd.
So du dann vor Sinan's Höfe kommeſt —
Haben juſt die Diener ſie verlaſſen! —
Wird der Aga dich beſtellen wollen,
Daß den Miſt du ſchaffeſt aus dem Schafſtall.
Bleib' bei ihm und rein'ge ihm den Schafſtall,
Alſo wirſt Slatia du befreien!"

Da dies hört der Jankowitſche Stojan,
Birgt er Morgens, da die Sonn' erſchienen,
In die niedern Ställe gut ſein Weißroß,
Thut von ſich die prächtigen Gewänder,
Hüllt ſich ein in ſchlechte Bettlerhüllen,
Wie ein Armer aus dem Kerker eben,
Setzt auf's Haupt ein arg zerriſſen Mützlein,
Nimmt auf ſeine Schulter Stock und Säckel,
Geht alſo von Thür zu Thüre betteln.

War durch ganz Udbina ſchon gegangen,
Kommt zuletzt vor Sinan-Aga's Höfe.

Draußen vor den blendend weißen Höfen
Sitzt der alte Sinan-Aga eben,
Sitzt an ſeiner großen Eichentafel.
Vor ihm neigt ſich tief in traur'ger Demuth,
Küſſet ihm das Knie und auch die Hände,
Spricht dann ſo, der Jankowitſche Stojan:
„O Gebieter, Aga Sinan-Aga!

Gib um Gott, vor den wir Alle kommen,
Gib um Gott dem armen eine Gabe!“

Ihm darauf der Alte Sinan-Aga:
„Sag' mir an, du armer Unglückſel'ger!
Woher biſt du und aus welcher Feſte?
Und wie biſt mit Namen du geheißen?
Wo im Kerker hielt man dich gefangen,
Und bei welchem mächtigen Gebieter?“

Drauf zurück der Jankowitſche Stojan:
„O Gebieter, Aga Sinan-Aga!
Bin ein Held, nicht fern aus dieſer Gegend,
Heimiſch in der weißen Feſte Dobuj
Und geheißen Muſtafa von Dobuj!
In des weißen Sabar Kerkern ſaß ich,
Dort bei jenem mächt'gen Ban von Sabar,
Brauche Löſegeld tauſend Golddukaten!
Sieh'! Neunhundert hab' ich ſchon beiſammen!
Und nun muß ich hundert noch mir ſammeln,
Daß ich nichts mehr ſchuldig bin dem Kjauren!“

Spricht zu ihm drauf Aga Sinan-Aga:
„Ei bei Gott, du armer Unglückſel'ger,
In dem Kerker, drin man dich gehalten,
In dem Kerker möcht' ich ſelber wohnen,
So ich mir dein Angeſicht betrachte!“

Drauf zurück der Jankowitſche Stojan:
„O Gebieter, Aga Sinan-Aga,
Hätt Gott dich, daß du müßteſt wohnen

In dem Kerker, drin man mich gehalten!
So du's mir am Antlitz nicht erkennst mehr
Ist, weil ich mich nun erholt ein wenig,
Mich gewaschen, mir das Haar geschoren;
Ist, weil ich von weißem Brot mich nähren,
Rothen Kühlwein wieder durfte trinken,
Schaun die weiße Welt mit meinen Augen
Und die warme Sonne und den Mondschein,
In die Wangen mir das Blut zurückkam!

Da dies höret Aga Sinan-Aga,
Greift er mit der Hand in seine Tasche,
Holt heraus zwölf gelbe Golddukaten,
Reicht sie hin dem Jankowitschen Stojan,
Reicht sie ihm und spricht zu ihm drauf also:
„Hör' einmal, o Mustafa von Dobuj!
Fortgegangen sind mir meine Diener;
Könnt' es, armer Schelm, sich dir wol schicken,
Daß du meinen Schafstall mir ausmistest?
Sollst dann hundert Golddukaten haben,
Daß du nichts mehr schuldig bist dem Kjauren!

Dieses ist's, worauf nur Stojan wartet!
Geht gleich mit dem Aga in den Schafstall,
Schafft den Mist ein Jahr lang aus dem Stalle.
Doch Slatia? Keine Spur zu schauen;
Wie erst, daß das Mädchen er befreie!
Macht daher die Rechnung mit dem Aga,
Will zurück nach seinen weißen Höfen.
Rückwärts aber hält ihn Sinan-Aga:
„Treuer Diener Mustafa von Dobuj,

Bleibe du ein zweites Jahr noch bei mir,
Diene mir in meinen weißen Höfen,
Will dir zahlen hundert Golddukaten!"

Wohl zufrieden ist zu Solchem Stojan,
Bleibt ein zweites Jahr im Hofe Sinan's.
Doch Slatia? Keine Spur der Holden;
Wie denn erst, daß sie der Held befreie!
Rechnet ab denn mit dem Aga wieder,
Will zurück nach seinen weißen Höfen.
Aufhält aber wieder ihn der Aga:
„O mein Diener, Mustafa von Dobuj,
Diene mir ein drittes Jahr noch, Mujo,
Will dir zahlen hundert Golddukaten!"

Bleibet denn ein drittes Jahr noch Stojan.
Doch Slatia? Nicht ein Laut zu hören!
Schließet mit dem Aga ab die Rechnung,
Will zurück nach seinen weißen Höfen,
Will schon lassen von dem schönen Mädchen.

Sieh', da kommt ein Schreiben zu dem Aga
Von Mustafa Hernjanin von Kladusch:
„Eidam Sinan-Aga! Gojen Alil,
Meinen Bruder, denk' ich zu vermählen.
Komme du, o Eidam, mir zur Hochzeit,
Daß du mir der Hochzeitsobre seiest!
Doch bring' mit auch meine liebe Tochter,
Meine Tochter, deine treue Ehfrau!"

Da dem Aga dieses Schreiben zukommt,
Hält er auf den Jankowitschn Stojan

„Treuer Diener, Muſtafa von Dobuj,
Bleibe du in meinen weißen Höfen
Nur die Friſt noch funfzehn weiter Tage,
Daß dem Schwieger ich zur Hochzeit gehe!
Geb' dafür dir funfzehn Golddukaten!"

Zuſagt Stojan funfzehn Tag' zu bleiben,
Und zur Reiſe ſchickt ſich Sinan-Aga,
Zieht hin nach Kladuſch dann, dem ſtolzen,
Läßt zurück in ſeinen Höfen Niemand,
Niemand als den Jankowitſchen Stojan,
Außer ihm noch eine ſchlanke Dien'rin.

Geht ein Tag hin, kommt die dunkle Nachtzeit,
Macht ſich auf die Dienerin, die ſchlanke,
Richtet zu ein Nachtmahl für Slatia,
Will's ihr bringen in's verſchloſſne Stübchen.
Da beſchwört die ſchlanke Dienrin Stojan:
„Sei in Gott mir Schweſter, ſchlanke Dienrin!
So du trägſt das Nachtmahl zu Slatia,
Laſſe doch die Thür ein wenig offen,
Daß ich an die Thüre dir kann folgen,
Und Slatia's Antlitz einmal ſchauen!
Ließeſt du mich ſchaun Slatia's Antlitz,
Gäb' ich gern dir hundert Golddukaten!"

Annimmt ihm den Schweſtergruß die Dienrin.
Da ſie denn das Nachtmahl bringt dem Mädchen,
Läßt ſie offen ſtehn die Thüren alle,
Neun der Thüren, eine nach der andern.
Auf dem Fuß ihr folgt der Jankowitſche.

Da nun bei dem Nachtmahl sitzt Slatia,
Tritt auch Stojan in's verschloſſne Stübchen.

Kaum jedoch, daß ihn erschaut Slatia,
Fährt empor sie auf die leichten Beine,
Schreiet auf, daß bis zu Gott es aufdringt!
Wie sie ist! Daß Jammer sie nicht treffe!
Nichts an Schönheit ist ihr gleich auf Erden!
Und an ihr weich' prächtige Gewänder!
Binden zwei an ihrem Haupt, dem einen,
Zwei Gehänge an den einen Ohren,
Drei Halsbänder an dem einen Halse,
Gürtel, goldne, zwei vor einem Herzen,
Frauenhosen zwei an ihr, der Einen
(An den Knöcheln ausgelegt mit Marder,
Wenn sie wandelt, daß es sie nicht netze),
Also sitzt sie auf zwei weichen Polstern,
Und gelehnet sind vier weiche Kissen!

Spricht Slatia zu dem Jankowitschen:
„Buhlendiener! Mustafa von Dobuj!
Hast, o Schelm, hast klug dir's ausgespähet,
Daß, da aus den Höfen fort mein Vater,
Du zu mir dringst in's verschloſſne Stübchen?
Brauch' hinab nur auf den Markt zu rufen,
Und zur Stund' verlierst dein Haupt du thöricht!"

Es jedoch ihr Stojan drauf erwiedert:
„Sei erst ruhig, herrliche Slatia!
Drang zu dir ich in's verschloſſne Stübchen,
Hab' ich doch nichts Böses noch im Sinne!

Kam so nicht, daß ich dir Leides thue,
Sondern weil ich müde bin der Aga's,
In den Schänken und in den Kawanen,
Die mich stets nach deiner Schönheit fragen,
Und ich preis', und weiß nicht, was ich preise!
Kam denn her, daß ich dein Antlitz schaue,
Und am Morgen wisse, was ich preise!"

Da dies Wort Slatia hört, das Mädchen,
Sendet sie hinaus die schlanke Dienrin,
Sendet nach der Straße sie um Wasser,
Spricht also zum Jankowitschen Stojan:
„Ei, mein Diener, Mustafa von Dobuj!
Sag', o Schelm, und ist dir wol zu trauen?
Traun! So einen Dienst du mir erweisest,
Geb' dir gern, so viel du willst, an Gute!"

Schwöret und verschwöret sich drauf Stojan:
„So mir Gott, o liebliche Slatia,
Fester als ein Fels ist meine Treue!
Eher schmelzen müßt' ein kalter Felsstein,
Als ich je mich treulos dir erweise!"

Spricht zu ihm Slatia drauf, das Mädchen:
„Nun denn Diener, Mustafa von Dobuj,
Eile bis zur Nacht mir nach Cataro,
Eile zu des Jankowitschen Thurme,
Sage dort dem Jankowitschen Stojan,
Daß er Nachts heut komme nach Udbina,
Heut Nachts noch, oder aber niemals,
Nächtlich mich entführe nach Cataro!

Nicht bewahrt hab' ich dies schöne Antlitz
Für die jungen Türken von Udbina!
Hab's bewahrt dem Jankowitschen Stojan!
Meine Dienrin will ich mit mir nehmen.
Aber du, o Mustafa von Dobuj,
Such' dir aus das beste Roß im Stalle,
Nimm an Gut, so viel du magst begehren,
Nimm an Kleidern, was du selber wünschest,
Flieh' dann hin, wohin es dir beliebet!
Willst du aber, Muje, mit uns fliehen,
Von uns' weisen werden wir dich nimmer!"

Ihr darauf der Jankowitsche Stojan:
„So dir Gott, o liebliche Slatia!
Sähest du den Jankowitschen Stojan,
Könntest du wol irgend ihn erkennen?
Hast du je mit Augen ihn gesehen?"

Drauf zurück die liebliche Slatia:
„So mir Gott, o Mustafa von Dobuj!
Ein mal nur den Jankowitschen sah' ich,
Da er zog durch Lika und Udbina!
An drei Ketten führte er Gefangne,
Junge Türken an der einen Kette,
Schöne Mägdlein an der andern Kette,
Jungvermählte Frauen an der dritten!
Sieben Jahre zählt' ich Mädchen damals,
Sah vorbei ihn ziehn mit eignen Augen,
Sah ihn, wie den Kalpak er emporschwang,
Sah ein Mal ob seiner rechten Brauen!

Säh' ich ihn mit meinen Augen wieder,
An dem Male würd' ich ihn erkennen!"

Da dies hört der Jankowitsche Stojan,
Springt er schnell empor auf seine Beine,
Fliegt hernieder aus dem schlanken Thurme,
Eilt, so schnell ihm möglich, durch die Straßen,
Eilt zu seiner Base in die Schänke,
Rufet den Barbier herbei zur Stelle,
Läßt den Bart sich scheren und das Haupthaar,
Holt hervor die prächtigen Gewänder,
Kleidet schnell sich in den Herrenanzug,
Führt heraus sein Weißroß aus den Ställen,
Wirft dem guten Roß sich auf den Rücken,
Reitet hin gerade durch die Straßen.

Da er anlangt vor den Höfen Sinan's,
Harret sein die liebliche Slatia,
Kommt ihm in den Marmorhof entgegen,
Trägt in ihren Händen Leucht' und Kerze,
Und besieht den wackern jungen Helden,
Ob dies auch der Jankowitsche Stojan?

Von der Stirne nimmt den Kalpak Stojan —
Sieh', da ist das Mal ob seinen Brauen!

Da das Mädchen nun erkennt den Helden,
Fällt sie mit den Armen um den Hals ihm,
Küßt ihn (hei, wie küssen sich die Beiden!),
Gehn hinab dann in die weißen Ställe,
Schirren an drei gute Kampfesrosse

(Eines für Slatia, eins für Stojan,
Und das dritte für die vielen Güter),
Gehen, da sie angeschirrt die Rosse,
Gehn hinab dann in die Kleiderstube,
Nehmen da an Gut, was ihnen lieb ist
Und so viel auf's Roß sie können laden,
Schwingen auf sich auf die flinken Renner,
Fliegen fort — und eh' der Frühstern schimmert
Sind sie schon vor Stojan's weißen Höfen!

Vor die Höfe kommt die Mutter Stojan's,
Breitet aus die Arme, küsset Beide,
Eines fragt das andre nach dem Wohlsein.

Unterdeß auch kommen dar die Diener,
Nehmen ihnen ab die guten Rosse.
Stojan aber führt hinein Slatia,
Feuert zwölf Kanonen ab vom Thurme,
Sitzt dann nieder kühlen Wein zu trinken,
Sitzet, bis die Sonn' emporgestiegen.

Als empor die Sonne nun gestiegen,
Führt er in die Kirche schön Slatia,
Taufe sie hier nach Christenweis' und Satzung,
Legt ihr bei der Namen allerschönsten,
Einß S[illegible]a, nunmehr Angelia.
Auch vermählt er sich mit ihr zur Stelle,
Zeugt mit ihr gar vielgepriesne Abkunft,
Töchter zwei und vier vielwackre Söhne.

Wie Jankowitsch Stojan aus der türkiſchen Gefangenſchaft heimkehrt.

Ueberfielen Gataro die Türken,
Plünderten des Jankowitſchen Höfe,
Führten mit ſich Smiljanitſch Jlia,
Mit ſich Stojan Jankowitſch gefangen.
Rückwärts blieb in Gram Jlia's Ehfrau,
Junge Frau, vermählt ſeit funfzehn Tagen,
Rückwärts, tiefbekümmert, Stojan's Liebe,
Junges Lieb vermählt ſeit einer Woche.
Hin gen Stambol zogen drauf die Türken,
Schenkten hier dem Sultan die Gefangnen.

Blieben da neun Jahre die Gefangnen
Und vom zehnten Jahr noch ſieben Monde,
Und der Sultan machte ſie zu Türken,
Baute ihnen prächt'ge Herrenhöfe.

So jedoch ſpricht Smiljanitſch Jlia:
„Stojan, o geliebter Bundesbruder,
Freitag iſt es morgen, Türkenfeſttag,
Mit den Türken geht hinaus der Sultan
Und die Sultanin mit ihren Frauen.

Nimm du heimlich dann des Schatzes Schlüssel,
Jenen von den Ställen nehm' ich selber,
Daß wir großes Gut zusammenscharren
Und entfliehn nach Cataros Gefilden,
Wieder dort zu schaun die lang Vermißten,
Und zu küssen, die wir längst nicht küßten!"

Da es nun ist Freitag, Türkenfeiertag,
Und der Sultan ausgeht mit den Türken,
Und die Sultanin mit ihren Frauen,
Nimmt des Schatzes Schlüssel Stojan heimlich,
Smiljanitsch den Schlüssel von den Ställen,
Raffen eilig schweres Gut zusammen,
Schwingen schnell sich auf zwei gute Rosse,
Und entfliehn nach Cataros Gefilden.

Da sie nicht mehr fern sind von Cataro,
Redet so der Jankowitsche Stojan:
„Auf, Ilia, mein geliebter Bruder!
Gehe du nach deinen weißen Höfen,
Ich jedoch will schaun in meinen Weinberg,
Meinen Weinberg, meinen lieben Garten,
Schauen, wer darin den Weinstock bindet,
Schauen, wer die vollen Reben sammelt,
Schaun, in wessen Hände er gekommen!"

Und Ilia geht nach seinen Höfen,
Stojan aber geht in seinen Weinberg.

Sieh'; da trifft der Jankowitsche Stojan,
Trifft die alte Mutter in dem Weinberg,

Sieht, wie sie vom Haupt ihr Haupthaar schneidet,
Es dann hinhängt in dem Weingebirge,
Sieht, wie sie mit Thränen netzt die Reben,
Hört, wie sie gedenket ihres Sohnes:
„Stojan, o mein Söhnlein, Aepflein golden,
Dich verschmerzen mußte, ach, die Mutter!
Aber Jela, meine Schwiegertochter,
Jela werd' ich nimmerdar verschmerzen!"

Und es grüßt der Jankowitsche Stojan:
„Helf' dir Gott, o Mutter, arme Waise!
Sag', o Mutter, hast du niemand Jüngern,
Der für dich das Weingebirg bebaue,
Daß du, alt und schwächlich, selbst herauskommst?"

Drauf gibt dies die Mutter ihm zur Antwort:
„Glück mit dir, o ungekannter Recke!
Niemand hab' ich, Bester, niemand Jüngern,
Außer Stojan, meinen Sohn, den einz'gen,
Und den Einen nahmen mir die Türken,
Nahmen ihn mir und mit ihm Jlia,
Meines Stojan vielgeliebten Vetter;
Rückwärts blieb in Gram Jlia's Ehefrau,
Junge Frau, vermählt seit funfzehn Tagen,
Rückwärts tief bekümmert Stojan's Liebe,
Junges Lieb, vermählt seit einer Woche.
Weh mir! Meine Schnur, die Adamstochter,
Treu des Mannes harrte sie neun Jahre,
Und vom zehnten Jahr noch sieben Monde —
Heute wird die Frau sie eines Andern!

Nicht vermocht' das Unglück ich zu schauen,
Floh vor Herzleid in dies Weingebirge!"

Da vernommen Stojan solche Rede,
Eilt er schnell nach seinen weißen Höfen.
Schmucke Swaten traf er in den Höfen,
Ward empfangen freundlich von den Swaten,
So am Eingang wie auch an der Tafel.

Da er sich des Weines satt getrunken,
Sprach nun Stojan zu den schmucken Swaten:
„Meine Brüder, schmucke Hochzeitsgäste!
Ist's erlaubt, ein kleines Lied zu singen?"
Ihm zurück drauf die geschmückten Swaten:
„Wol erlaubt ist's, ungekannter Recke!
Wol erlaubt, und warum sollt' es nicht sein?"

Singt nun Janko, singt mit zarter Stimme:
„Baut' ein Nestlein eine zarte Schwalbe,
Baut' es treu und fromm neun volle Jahre
Und vom zehnten Jahr noch sieben Monde,
Morgen aber will sie es zerstören.
Sieh', da kommt ein edler Falk geflogen,
Kommt geflogen von des Sultans Throne,
Läßt nicht zu, daß sie das Nest zerstöre!»

Nicht verstehn die Swaten dies zu deuten.
Stojan's junges Lieb jedoch versteht es,
Reißt sich los von ihrem Brautgeleiter,
Eilt hinan schnell zu den obern Hallen,
Spricht also zu Stojan's lieber Schwester:

„Liebe Schwägrin, angeborne Schwester!
Heimkehrt uns dein Bruder, mein Gebieter!“

Da dies Stojan's liebe Schwester höret,
Eilt herab sie aus den obern Hallen.
Drei mal überfliegt den Tisch ihr Auge,
Eh' sie sieht des Bruders liebes Antlitz.
Da sie's aber sieht und es erkennet,
Breitet sie die Arme, küßt sein Antlitz;
Eines netzt mit Thränen heiß das Andre
So vor Freude wie lebend'ger Sehnsucht.

Doch die schmucken Hochzeitsleute sprechen:
„O Gebieter, Jankowitsche Stojan!
Was ist's nun mit unserm vielen Gute?
Viel des Gutes haben wir verschwendet,
Ehe wir dein Liebchen uns erbeten!“

Drauf zurück der Jankowitsche Stojan:
„Wollt verziehn nur, o geschmückte Swaten,
Daß ich recht mein Schwesterlein erst anschau'!
Leicht mit euerm Gute soll's dann werden,
Leicht wie unter friedliebenden Leuten!“

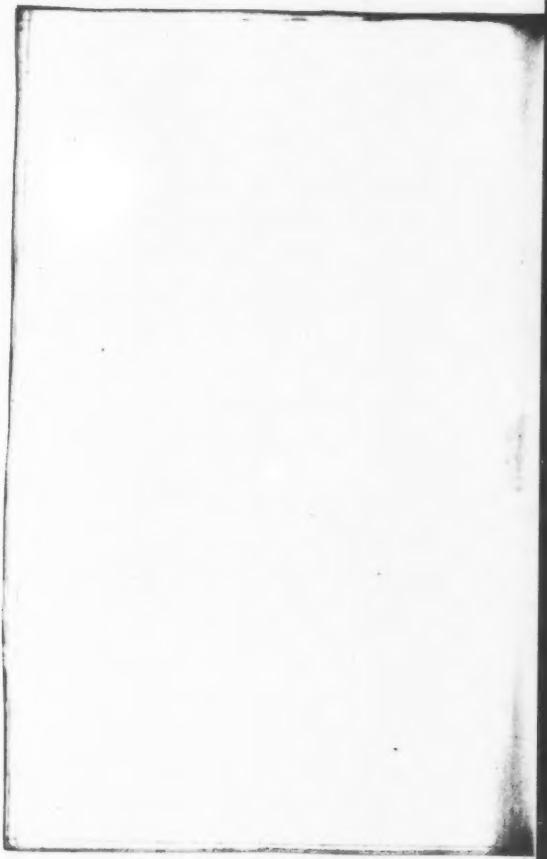
Da er recht nun angeschaut die Schwester,
Da beschenkt die Swaten Stojan stattlich.
Dem schenkt er ein Tuch, ein Hemd' dem Andern,
Schenkt dem Bräut'gam seine liebe Schwester,
Und die Swaten ziehn von dannen freudig. —

Abend spät zur Zeit der Abendmahlzeit
Kehrt die Mutter klagend zu den Höfen.

Schmerzvoll klagt sie wie ein Kuckuckweibchen
Und gedenket also ihres Sohnes:
„O mein Söhnlein Stojan, goldnes Aepflein,
Dich verschmerzen mußte, ach, die Mutter!
Aber Jela, meine Schwiegertochter,
Jela werd' ich nimmerdar verschmerzen!
Wer wird nun die Mutter heim erwarten?
Wer mir armen Alten gehn entgegen?
Wer die alte Mutter sorgsam fragen:
Mütterchen, du altes, bist du müde?"

Da dies höret Stojan's treue Liebe,
Geht hinaus sie vor die weißen Höfe,
Faßt der Mutter weiße Herrenhände,
Spricht also zu ihrer alten Mutter:
„Klage nicht, o Mütterchen, mein altes!
Wärmend scheint die Sonne deinem Alter —
Heimgekehrt ist Stojan dir, dein Söhnlein!"

Da erschaut die vielbejahrte Mutter,
Da sie Stojan, ihren Sohn, erschauet,
Fällt sie tod' zur dunkeln Erde nieder.
Stojan aber geht, sie zu bestatten,
Prachtvoll, wie es ziemet einer Zarin.



Starina Nowak und seine Söhne.

Warum Nowak Haiduke wird.

Rothwein trinken Nowak und Radiwoj
An der Bosna kühligem Gewässer,
Trinken ihn bei Bogosaw, dem Knesen.
Da sie sich des Weines satt getrunken,
Redet also Bogosaw der Knese:
„Sag' einmal — bei deinem Wohl! — in Wahrheit,
Wie doch kam's, daß du Haiduke worden?
Und welch' Unstern zwingt dich jetzt noch, Bruder,
Streifend durch's Gebirg' den Hals zu wagen,
Und solch' bös Gewerbe zu betreiben,
Da du alt, und deine Zeit schon um ist?"

Drauf erwiedert dies der alte Nowak:
„Bundesbruder, wackrer Knes Bogosaw,
Wahrheit willst du, Wahrheit sollst du hören!
Misgeschick war's, was dahin mich brachte!
Wohl gedenken wirst du jener Zeit noch,
Da Jerina Smederewo [1] baute,
Mich auch gegen Taglohn nahm in Arbeit.
Treulich dient ich ihr drei volle Jahre,
Schaffte Holz und Stein herbei zum Baue,
That dies all' mit eignem Rind und Karren;

Doch für all die Mühe dreier Jahre,
Gab ſie Lohnes mir nicht einen Para [2],
Keinen Schuh verdient' ich meiner Sohle!
Doch es ſei — dies mocht' ich ihr vergeben!
Kaum jedoch, daß ſie die Stadt vollendet,
Fing ſie an auch Thürme zu erbauen.
Thore dran und Fenſter zu vergolden,
Schreibt ſie ſchwere Abgab' aus im Lande,
Fordert Haus für Haus drei Litren Goldes [3],
Das ſind, Freund, dreihundert Golddukaten!
Wer ſie hatte, brachte die Dukaten;
Wer ſie brachte, konnte friedlich bleiben.
Ich jedoch, der Allerärmſten Einer,
Konnte nimmer das Verlangte bringen,
Nahm daher die Art, mit der ich frohnte
(Denn verweilen in Jerina's Gauen,
Den verwünſchten, konnt' ich nimmer länger),
Ging in's Weite, wollt' Haiduke werden.
Zog vererſt bis zu der Drina [4] Ufern,
Ging dahin dann durch die ſtrin'ge Bosna,
Kam darauf in's bergige Romanien [5].
Sieh', da gingen türk'ſche Hochzeitsgäſte,
Führten heim ein lieblich Bräutlein eben.
Friedlich zogen hin die Gäſte alle.
Nur der Bräutigam, das junge Türklein,
Blieb zurück auf ſeinem hohen Braunen,
Mocht' in Frieden nicht des Weges ziehen,
Schwang empor ſein dreigeflochten Peitſchlein
(Waren dran drei ſchwere Meſſingknöpfe),
Sprang heran, hub an nach mir zu ſchlagen.
Drei mal bat bei Gott und Bruderbündnis,

Drei mal ihn beſchwor ich: Junges Türklein!
Zieh', ſo Glück und Heldenruhm mit dir ſei
Und geſegnet dir die Hochzeitsfeier,
Zieh' vorbei! Geh' deines Wegs in Frieden!
Arm bin ich! Was kannſt von mir du wollen?
Doch das Türklein ließ nicht ab zu peitſchen.
Aber ich auch, da mich's endlich ſchmerzte,
Konnte mich des Zornes nicht erwehren,
Nahm bebend die Axt von meiner Schulter,
Schwang ſie nach dem jungen Türkenbräut'gam.
Leicht, o Bruder, traf ich nur das Türklein,
Dennoch fiel's vom Roſſe gleich zur Erde.
Aber ich, ich warf mich auf das Türklein,
Schlug nach ihm noch zwei mal oder drei mal,
Ließ nicht ab, bis Leib und Seel' geſchieden.
Mit der Hand drauf fuhr ich in ſein Säcklein,
Fand darin drei Beutel rothen Goldes,
Schob die Beutel ſchnell in meine Taſche,
Schnallte los vom Gürtel ihm den Säbel,
Schnallte mir ihn um die eignen Lenden,
Ließ die Axt doch liegen ihm zu Häupten,
Daß begraben ihn die Türken konnten.
Schwang mich auf ſein aufgezäumtes Braunroß,
Zog dann meines Weges gen Romanien.
Wol von ferne ſahen dies die Swaten;
Keiner aber wagt' es, mir zu folgen,
Keiner wagt' es, wol auch mocht' es Keiner.
Vierzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen,
Zur Gewohnheit wurden mir die Wälder,
Sind mir lieber als der eigne Hof nun!
Im Gebirg' drum lagr' ich an den Wegen,

Laure auf im Umkreis den Bewohnern,
Nehm' ihr Gold und nehm' ihr Silber ihnen,
Nehm' auch Zeuge, Stoffe, Sammt und Seide,
Kleide mich und die Gefährten alle,
Bin gewandt im Fliehn wie im Verfolgen,
Fürchte nicht an schlimmster Stell' zu stehen,
Scheue Keinen, außer Gott den Einen!

Wie Grujo verkauft wird.

Kühlen Wein trinkt Nowak mit Radiwoj
In Romaniens grünem Waldgebirge;
Ihnen dienet Grujza der Knabe.
Da des Weines sie genug getrunken,
Da beginnet Radiwoj der Recke:
„Sieh' doch, Nowak Starina, mein Bruder!
Sieh', Taback und Wein sind nun zu Ende,
Und kein Para Geld in unsrer Tasche!"

Ihm drauf Nowak Starina erwiedert:
„Woll' nicht sorgen, Radiwoj, mein Bruder!
Ist Taback und Kühlwein auch zu Ende
Und kein Para Geld in unsrer Tasche,
Ist doch Knabe Grujo uns geblieben,
Der an Schönheit übertrifft ein Mägdlein!
Wollen denn als Krämer uns verkleiden,
Grujo thun in ärmliche Gewänder,
Ihn zu Markt nach Sarajewo führen
Und verkaufen auf dem offnen Marktplatz!
Wenn sie uns den Knaben erst bezahlen,
Und Taback und Wein wir wieder haben,
Mag er schaun dann, wie er selbst entkomme!"

Wohl zufrieden ist zu solchem Rato.
Springen denn empor auf ihre Beine,
Legen an sich schlichte Krämerkleider,
An den Knaben ärmliche Gewänder,
Führen ihn zu Markt nach Sarajewo,
Bieten feil ihn auf dem offnen Marktplatz.

Will ihn da ein Türkenmädchen kaufen,
Bietet für ihn zwei Saumlasten Gutes.
Doch indeß es geht, das Gut zu holen,
Bringt der Teufel eine türk'sche Witwe.
Die nun bietet drei Saumlasten Gutes
Sammt den dreien Rossen, die es tragen.

Flucht das Mädchen, da es drauf zurückkommt:
„Nimm den Sklaven, Djafer-Begin, nimm ihn!
Doch nicht freuen mögst du lang dich seiner —
Eine Nacht nur oder höchstens zwei!"

Heim den Sklaven führt die Türkenbuhle,
Führt ihn heim nach ihren weißen Höfen,
Bringet Wasser, bringt auch feine Seife,
Wäscht und pflegt den Knaben Grujo sorgsam,
Legt ihn an mit prächtigem Gewande,
Trägt dann auf ein trefflich Herrennachtmahl.

Trefflich läßt das Mahl sich Grujo munden.
Doch die Buhle rührt nicht an die Speisen,
Schaut nur an ohn' Unterlaß den Knaben.

Als es nun iſt nach dem Herrennachtmahl,
Geht ſie, breitet aus die weichen Kiſſen,
Legt ſich nieder mit dem Knaben Gruje.

Morgens aber, an dem frühſten Morgen,
Da erhebt ſich früh die Diafer-Begin,
Schafft herbei die herrlichſten Gewänder,
Kleidet drein den Knaben Gruje ſelber.
An den Leib an legt ſie ihm ein Hemdlein
Bis zum Gürtel von gediegnem Golde,
Unterm Gürtel fein von weißer Seide:
Ueber's nemdchen grüne Ueberkleider,
Reich verziert mit dreißig goldnen Spangen,
Jede ſchwer drei Litren rothen Goldes
(Die am Knie wiegt allein drei Litren,
Iſt zu öffnen durch ein Ringlein zierlich,
Daß man Morgens Rakia draus kann trinken):
Leibchen über's Oberkleid mit Spangen,
Goldnen Spangen, ſchwer vier Dka Goldes,
An die Beine Strümpfe wie auch Hoſen.
Goldgelb, Bruder, ſchimmern ihm die Beine
Bis an's Knie, gleichwie bei einem Falken!
Auf das Haupt 'nen Kalpak mit Agraffen.
An dem Kalpak funkeln drei Agraffen
Und als zehnte ein beſchlagner Flügel,
Draus hervor drei goldne Federn ragen
Wallend tief dem Knaben um die Schultern.
Für Dukaten tauſend ſteht der Flügel!
Legt um ihn dann einen goldnen Gürtel,
An den Gurt zwei Damaſcenerrohre,
Beide mit gediegnem Gold beſchlagen,

Zwischendrein ein Paar geflammter Messer,
Ausgelegt mit Steinen an den Heften;
Gürtet ihn mit einem blanken Säbel,
Einem Säbel mit drei goldnen Griffen,
Edlen Steinen an der Griffe jedem,
Daß er werth drei Burgen ist des Sultans.

So gekleidet geht der Knabe Grujo,
Geht darnieder aus dem schlanken Thurme,
Schreitet auf und nieder in den Höfen,
Kreuzt die Arme traurig ineinander.
Wie er schreitet, sieht ihn die Buhle,
Sieht ihn aus des Thurmes hohen Fenstern,
Spricht zu ihm hernieder aus dem Thurme:
„Höre, Sklave Theuerkauf, mein Herrlein!
Was doch gehst so traurig auf und nieder?
Ist es leid dir um die Menge Gutes,
Das ich für dich ausgab, drei Saumlasten?
Leid dir um die Pferde, die es trugen?
Schätze viel in meinem Thurme hab' ich,
Pferde viel in meinen prächt'gen Ställen.
Dreißig edlen, dreißig mindern Blutes!
Alles dies, einst meines alten Djafer,
Ist nun dein, o Theuerkauf, mein Sklave!"

Drauf erwiedert Grujo ihr der Knabe:
„Djafer-Begin, o Gebietrin, höre!
Nicht das Gut beklag' ich, nicht die Rosse!
Eines nur beklag' ich, Djafer-Begin!
Heim, da ich noch war in meinen Höfen,

Ging ich oft in's Waldgebirg und jagte;
Hier nun hab' ich Niemand, der mit mir geht!"

Ihm darauf zurück die Djafer-Begin:
„Sorge nicht, o Theuerkauf, mein Sklave!
Sieh', bei mir sind dreißig Sarailien,
Die mit Djafer-Beg gar oftmals jagten!
Will gleich rufen Ibraham den Diener,
Will hinaus zum weißen Markt ihn senden,
Will ihn senden nach den Sarailien,
Daß sie mit dir ausziehn in's Gebirge,
Mit dir jagen durch die grünen Wälder!
(Fern nicht sind Romaniens Waldgebirge,
Und darin der Hirsche viel und Rehe!)
Will dem Diener Hussein auch gebieten,
Aufzuzäumen gleich zwei prächt'ge Rosse!"

Während Hussein noch die Rosse aufzäumt,
Sind schon da die dreißig Sarailien.
Oben aber in dem weißen Thurme,
Rüstet aus die Buhle ihren Sklaven,
Spricht zu ihm noch, eh' er zieht von hinnen:
„Höre mich, o Theuerkauf, mein Sklave!
Geh' hinein und geh' in meine Kammer,
Nimm zu dir drin von den Goldducaten,
Daß du habest, was den Mannen schenken,
Wenn sie das erlegte Wild dir bringen."

Grujo hört's, geht in die weiße Kammer,
Macht mit Lust sich über die Ducaten,
Füllet nicht nur alle seine Taschen,
Füllt die Stiefel auch damit die gelben,

Füllt, indeß die Buhle zu den Mannen:
„Höret mich, ihr dreißig Sarailien!
Gebt mir acht auf Theuerkauf den Sklaven,
Beſſer als auf Djafer-Beg ihr achtgabt!“
Gebt hernieder dann vom ſchlanken Thurme,
Schwingt ſich auf das wohlgezäumte Weißroß,
Jagt hinaus drauf nach dem weißen Markte.

Hei, wem es zu ſchauen da vergönnt war,
Wie Ein wilder Satan ritt den andern,
Berg-Haiduk ein ungezähmtes Weißroß!
Unter'm Hufe ſtob empor der Kieſel,
Da er hinflog zwiſchen Kram und Buden!
Sprachen, da ſie's ſahn, die Sarailien:
„Guter Gott, welch niegeſehnes Wunder!
Ueberglücklich iſt die Djafer-Begin!
Einen beſſern Herrn hat ſie erworben,
Einen beſſern, als ihr Djafer-Beg war!“
Und hinaus ging's in das Waldgebirge.

Fern nicht von Romaniens Waldgebirgen,
Hörten ſie den Hirſch, das Reh ſchon röhren.
Sprachen ſo die dreißig Sarailien:
„Hörſt du, Sklave Theuerkauf, Gebieter,
Hörſt der Hirſche Röhren du und Rehe?“

Drauf jedoch zurück der Knabe Gruje:
„Sprecht nicht thöricht, junge Sarailien!
Nicht des Rehs, des Hirſches Röhren iſt's nicht,
Iſt das Rufen Konak's und Radinoſ's,
Und ich ſelbſt — ich bin der Knabe Gruje!“

Treibt drauf an ſein Weißroß mit der Peitſche.
Querfeldein, dem Blitz gleich, ſpringt das Weißroß,
Läßt zurück die Sarallen flammend.

Huſſein aber will zurück nicht bleiben,
Sondern ruft ihm nach aus heller Kehle:
„Stehe, Bublier! Sollſt mir nicht entkommen!
Sollſt mir nicht das prächt'ge Roß entführen,
Nicht mitnehmen Djafer-Beg's Gewänder!“
Ruft ihm nach ſo, zückt den blanken Säbel,
Und erreicht ſchier, wenig fehlt, den Knaben.

Grujo aber denkt nicht an's Entfliehen,
Lenkt zurück ſein ungezähmtes Weißroß,
Zückt den Säbel Djafer-Beg's, den blanken,
Läßt heran den Diener Huſſein kommen,
Schlägt nach ihm, trifft ihn am rechten Arme,
Haut entzwei ihn auf dem Kriegerſattel,
Haut entzwei den Sattel auf dem Braunen,
Haut entzwei den Braunen auf der Erde,
Haut noch ein die Erde ſelbſt ein wenig. —

Horch! Da läßt ſich Nowak alſo hören:
„Wohl geſchlagen, Grujo, wackres Söhnlein!
Eben ſo ſchlug Nowak einſt, dein Vater,
Als er noch, wie du, ein junger Knab' war!“

Zuckend mit dem Fuße bleibt der Türke;
Singend eilet Grujo in die Wälder,
Eilt zu Nowak, ſeinem alten Vater,
Küßt den Oheim auf die weißen Wangen,

Küßt den Vater auf die weißen Hände,
Läßt das Weißroß laufen in's Gebirge,
Nimmt die Flinte wieder in die Rechte,
Streift nach wie vor durch Wald und Berge.

Wie Radiwoj von Nowak ſcheiden will.

In Romaniens fernen Waldgebirgen
Trinkt gekühlten Wein der alte Nowak,
Mit ihm trinket Radiwoj, ſein Bruder,
Außer Rado [8] noch ſein Söhnlein Gruje,
Außer Gruje Tatomir der Recke,
Ueberdies noch dreißig andre Helden.

Als des Weines ſie genug getrunken,
Und berauſcht des kühlen Trunkes worden,
Nimmt die Rede Rado, der Haiduke:
„Höre mich, o Starina, mein Bruder!
Muß mich nun von dir, o Bruder, trennen,
Denn gealtert biſt du ſehr, o Bruder,
Kannſt nicht ſtreifen kühn mehr durch's Gebirge,
Kannſt mit uns nicht lagern an den Wegen,
Nicht erwarten des Geſtades Kaufherrn."
Spricht es, ſpringt empor auf ſeine Füße,
Faßt am Schaft die ſchlanke Bresciantin [9],
Zieht hinaus in's finſtre Waldgebirge.
Mit ihm ziehen drei mal zehn Haiduken.
Nowak bleibt allein mit ſeinen Söhnen,
Bleibt zurück im Schatten grüner Tannen.

Doch gar ſchlecht geht's Radiwoj, dem Helden!
Angelangt im Walde kaum am Kreuzweg,
Sieht er fernher nahn den Mohren Mehmed.
Drei Saumlaſten Goldes führt der Mohre,
Hat zur Seite dreißig tücht'ge Recken.
Reicher Beute ſchon erfreut ſich Rado.
Doch der Mohr iſt klug, merkt den Haiduken,
Schart um ſich her ſeine dreißig Recken,
Heißt ſie friſch die blanken Säbel zücken,
Stürzt behend auf den erſchreckten Haufen,
Läßt auch Einem Zeit nicht, daß er feure,
Schlägt von dreißig Rümpfen dreißig Häupter,
Fängt den Helden Rado ſelbſt lebendig. —

An den Rücken feſt geſchnürt die Hände,
Führt der Mohr nun Rado durch den Bergwald,
Dringt in ihn, und heißt ihn Lieder ſingen.

Und zu ſingen ſo beginnet Rado:
»Schlag' dich Gott, Romaniens Waldgebirge!
Wohnt in deinen Klüften denn kein Falke?
Sieh', von Tauben zieht ein Zug vorüber!
Ihm voran ein ſchwarzbeſchwingter Rabe
Führt mit ſich ein lieblich weißes Schwänlein,
Unter'm Flügel reiche Schätze tragend!«

Rado ſingt entlang die Straße alſo;
Grujo aber hört ihn im Gebirge,
Spricht alſo zu Nowak, ſeinem Vater:
„Höre doch, o Nowak, alter Vater!
Jemand ſingt die Straß' entlang im Walde,

Singt und fragt Romaniens Waldgebirge,
Ob kein Falke wohne in den Klüften!
Fast bedünkt mich's, ob dies Rado singe,
Sei es, weil er guten Fang erkundschaft,
Oder weil Gefahr ihn arg bedrohet!
Laß uns schauen, was der Sang bedeute!"
Nimmt zur Hand die schlanke Damascen'rin,
Geht hinab zur breiten Heeresstraße.
Mit ihm gehet Tatomir, sein Bruder,
Mit den Beiden der bejahrte Vater.

Unten an der breiten Heeresstraße
Birgt sich Nowak in belaubten Rückhalt,
Stellt die beiden Söhne sich zur Seite.
Horch! Da hallt ein Schrei durch's Waldgebirge!
Das Gebet ist's von den dreißig Türken,
Die da nahen, Lanzen auf den Schultern,
Eines Christen Kopf an jeder Lanze!
Voran zieht der stolze Mohre Mehmed,
Führet mit sich Rado, den gebundnen,
Führt auf Rossen drei Saumlasten Gutes.
Unbekümmert zieht er durch den Bergwald.
Da er aber näher kommt dem Rückhalt,
Pfeift der alte Nowak, hellaut pfeift er,
Gibt das Zeichen seinen beiden Söhnen,
Feuert ab die schlanke Damascen'rin,
Schießt den Mohren mitten durch den Gürtel.
Nieder in den Rasen stürzt der Mohre,
Nicht erreicht er lebend mehr den Boden.
Ueber ihn her aber stürzet Nowak,
Schwingt den Säbel, trennt das Haupt vom Rumpf ihm.

Dann zu Rade, ſeinem Bruder, eilt er,
Haut den Strick entzwei an Rade's Händen,
Gibt des Mohren Säbel in die Hand ihm.
Guter Gott, o ſei dafür geprieſen,
Wie die Drei ſich auf die Türken werfen,
Sie in Haufen ſprengen auseinander!
Einer jagt die Haufen zu dem Andern!
Was dem Recken Radiwoj entgehet,
Das erwartet Tatomir, der junge;
Was dem jungen Tatomir entrinnet,
Fällt dem Knaben Gruje in die Hände;
Was der Knabe Gruje läßt entkommen,
Das empfängt mit blankem Schwert der Alte!
Niedermetzeln ſie die dreißig Türken,
Nehmen ihnen ab die reiche Beute,
Reiche Beute, drei Saumlaſten Gutes,
Sitzen dann und trinken rothen Kühlwein. —

Spricht beim Weine Nowak, der bejahrte:
„Radiwoj, mein Bruder, wackrer Recke,
Was ich frage, mir nun wahrhaft ſage!
Was iſt mehr werth: drei mal zehn Genoſſen,
Oder Nowak, ich, der alte einz'ge?“
Ihm erwiedert Radiwoj, ſein Bruder:
„Höre, Nowak Starina, mein Bruder!
Viel viel werth ſind drei mal zehn Genoſſen;
Doch dein Glücksſtern, Bruder, iſt unſchätzbar!“ —

Uebel ſo ergeht' es jedem Helden,
Der gering den ältern Helden achtet.

Wie Nowak das Land von Mehmed dem Mohren befreit.

Rothwein tranken Nowak und Radiwoj
Im Gebirge unter grüner Tanne.
Ihnen diente Tatomir, der Knabe,
Gruja unterdessen hält die Wache.

Spricht zu Rade Nowak so, der Bruder:
„Radiwoj, du mein geborner Bruder!
Jeder Plag' enthoben wir das Land schon,
Nur noch jenes Mohren nicht, des schwarzen,
Der am Weg den Swaten in den Weg tritt,
Ihnen abnimmt das geschmückte Bräutlein,
Erst es liebt durch einer Woche Dauer,
Dann verkauft für schwere Lasten Gutes!
Sag', wie wär's, o Radiwoj, mein Bruder,
Wenn wir einmal Hochzeitsgäste lüden,
Gruja dann verkleideten, den Knaben,
Unter's Kleid ihm einen Säbel schnallten,
Und dann zögen längs der Heeresstraße
Und vorüber an des Mohren Höfen?
Ob den Buhler Gruja wol bethörte,
Ihn bethörte und erschlüg' den Buhler?"

Wohl zufrieden war zu Solchem Rate.
Und sie gingen, luden Hochzeitsgäste,
Hüllten Grujo schön in Frauenkleider,
Schnallten unter's Kleid ihm einen Säbel,
Zogen mit ihm längs der Heeresstraße
Und vorüber an des Mohren Höfen.

Doch der Mohr ist eben nicht zu Hause,
Schlürfet Kühlwein in der nahen Schänke,
Und die Höfe hütet ihm die Schwester.

Nach der Schänke fliegt sogleich die Schwester:
„Hör', o höre, schwarzer Mohr, mein Bruder!
Seit am Rand der breiten Heeresstraße,
Bruder, deine Höfe du erbaut hast,
Kamen schönre Swaten nicht vorüber,
Führten Swaten noch kein schönres Bräutlein,
Als die Swaten, die dir heut' vorbeiziehn
Und der Mägdlein schönstes dir entführen!"

Kaum daß dieses hört der schwarze Mohre,
Springt er von der Erde auf die Beine,
Schwingt sich hastig auf den nackten Klepper,
Sehet nach den schmucken Hochzeitsgästen.

Kaum daß er erreicht den Zug der Gäste,
Faßt er gleich des Mägdleins Roß am Zügel,
Schlingt ihm um den Leib die schwarzen Arme —
Doch, o weh, dem Bräutlein fehlt der Busen!

Spricht verwundert so der schwarze Mohre:
„Ei, daß Jammer deiner Mutter werde!

Mägdlein, gab die Mutter dich so jung hin,
Daß es, Kind, dir noch am Busen fehlet?"

Drauf erwiedert dies der Knabe Gruje:
„Fremde Mutter gab mich aus, o Mohre,
Gab nicht aus die eignen Töchter älter!"

Horch, da ruft ihm Nowak zu, der Alte:
„Schlage zu, daß dir die Hand verdorre!"

Und hervorfliegt unter'm Kleid der Säbel,
Und vom Rumpf der schwarze Kopf dem Mohren. —

Ihres Weges ziehn die Hochzeitsgäste.
Dieses aber singt der alte Nowak:
„O, ihr jungen unvermählten Helden,
Gebt und werbt nun, wo es euch beliebet!
Fürchtet nichts mehr von dem schwarzen Mohren,
Denn erschlagen ward der Unhold heute!
Der ihn schlug — ist Nowakowitsch Gruje!"

Wie Grujo ſeiner Bundesſchweſter Ikonia beiſteht.

Briefe ſchreibt der Paſcha von Sagorien [11],
Sendet ſie nach Grahowo [11], der Ebne,
Und zu Handen Milutin's, des Kneſen [12]:
„Milutin, von Grahowo der Kneſe,
Rüſte mir ein trefflich Herrenobdach!
Rüſte auch und räume dreißig Kammern
Für die dreißig meiner wackern Recken!
Dreißig Mägdlein halte in Bereitſchaft
In den dreißig aufgeräumten Kammern,
Für die dreißig Helden, die mit mir ſind!
Mir doch bette in dem weißen Thurme,
Und laſſ drin ſein deine liebe Tochter,
Deine liebe Tochter Ikonia,
Wol zum Scherz dem Paſcha von Sagorien!“

Gehn von Hand zu Hand die weißen Briefe,
Bis zur Ebne Grahowo ſie kommen,
Und zu Handen Milutin des Kneſen.
Da der Knes die Briefe durchgeleſen,
Quellen ihm die Thränen aus den Augen.

Sieht dies seine Tochter Ikonia,
Spricht zu ihm betroffen diese Worte:
„O mein Vater, Milutin der Kneſe!
Sprich, woher der Brief (daß er verbrenne!),
Daß du weinest, so darin du lieſest?
Und, was schreibt er, das dich so betrübet?“

Drauf erwiedert Milutin der Kneſe:
„Meine Tochter, schöne Ikonia!
Von Sagoriens Paſcha iſt das Schreiben,
Vom verwünſchten Paſcha von Sagorien!
Uebernachten will bei uns der Paſcha,
Fordert dreißig aufgeräumte Kammern
Für die dreißig Recken, die mit ihm ſind,
Will, daß du im weißen Thurme ſeieſt,
Ihm zum Scherze noch bei meinem Leben!
Darum wein' ich, drum vergieß' ich Thränen!“

Drauf jedoch die ſchöne Ikonia:
„O mein Vater, Milutin der Kneſe!
Laß du räumen nur die dreißig Kammern,
Und ein trefflich Abendmahl bereiten!
Für uns Mädchen aber ſorge du nicht!
Dreißig meiner Freundinnen beſtell' ich,
Seiner darr' ich in dem weißen Thurme!“

Alſo ſpricht das Mädchen zu dem Vater,
Nimmt ſodann Papier und Schreibgeräthe,
Schreibt ein zartes Brieflein auf den Knien,

Schreibt an Grujo, ihren Bundesbruder:
„Bundesbruder, Nowakowitsch Grujo!
So wie dir zu Handen kommt dies Brieflein,
Nimm sogleich du dreißig der Gefährten,
Dreißig, Bruder, von den jüngsten Burschen,
Die so schön sind, ob sie Mädchen wären,
Führe sie nach Grahowo, der Ebne,
Bringe sie nach unserm weißen Hofe!“
Schreibt den Brief, und sendet ohne Zögern,
Sendet ihn an Grujo in's Gebirge.

Da den Brief erhalten der Haiduke,
Sammelt er um sich gleich die Gefährten,
Wählt aus ihnen dreißig junge Burſche,
Jeden schöner als ein Mägdlein selber.
Springt empor dann auf die jungen Beine,
Nimmt zur Hand die leichte Damascen'rin,
Eilet hin nach Grahowo, der Ebne.
Abends spät erreichet er die Ebne
Und die Höfe Milutin des Knesen.
Längst jedoch schon harret Jkonia,
Schlingt um ihn den Arm, küßt ihm die Wangen,
Küßt die weißen Hände den Gefährten,
Führt sogleich sie nach dem weißen Thurme,
Oeffnet da die reich versehnen Schränke,
Holt hervor geschmückte Mädchenkleider,
Kleidet drein die dreißig jungen Burſche,
Führt sodann sie in die dreißig Kammern.
Grujo aber spricht noch zu den Burschen:
„Brüder mein, o dreißig junge Freunde,
Jeder sitze still in seiner Kammer!

Wenn des Pascha stolze Recken kommen,
Küsset ihnen Kleidersaum und Hände,
Gürtet ihnen ab die blanken Waffen,
Und bedient mit Rakia sie und Rotwein!
Merkt jedoch auf meine Damascen'rin!
Hört ihr ihren Schall vom weißen Thurme,
Wisset, daß den Pascha ich getödtet!
Tödtet Jeder dann auch euern Recken,
Eilet zu mir nach dem weißen Thurme,
Kommt zu schaun, was aus dem Pascha worden!"

Führt darauf die schöne Ikonia
Und vertheilt die Helden in die Kammern,
Kehrt zurück selbst nach dem weißen Thurme,
Nimmt die eignen prächtigen Gewänder,
Legt sie Grujo an, dem jungen Helden.
Legt ihm an ein zartgewoben Hemdlein
Reich gestickt und ausgelegt mit Golde,
Legt ihm an auch weite Frauenhosen,
An den Leib drei gelbe Ueberkleider
Fest umschlungen von drei goldnen Gürtein,
An den Hals drei zierliche Halsbänder
Und dazu vier Schnüre zarter Perlen,
An die Füße Schuhe und Pantöffiein.
Ausgelegt mit Golde sind die Schuhe
Und verziert mit Silber die Pantöffiein.
Da sie also angelegt dem Helden,
Setzt sie ihm auf's Haupt noch einen Turban,
Schaut ihn an vom Haupt bis zu den Füßen,
Schaut ihn an und rufet vor Verwundrung:

„Schön biſt du fürwahr, o Bundesbruder!
Schöner wahrlich, als ich Mädchen ſelber!“

Noch zu Ende ſprach's nicht Ikonia,
Da erklirrt es auf dem Marmorpflaſter,
Kommt heran der Paſcha von Sagorien!
Da ihn ſieht die ſchöne Ikonia,
Sperrt ſie ein ſich in die Kleiderkammer,
Grujo aber bleibt zurück im Thurme
Und erwartet Berdjanin, den Paſcha.

Gleich darauf, nur kurze Weile währt es,
Tritt der Paſcha in des Thurmes Räume.
Ihm voran geht Milutin, der Kneſe,
Mit dem goldnen Leuchter vorzuleuchten,
Und ihm folgen ſeine dreißig Recken.
Ihn begrüßet Kowakowitſch Grujo,
Küßt die Hand ihm und den Saum des Kleides.
Doch er ſelbſt küßt Grujo auf die Stirne,
Spricht darauf zu Milutin dem Kneſen:
„Geh' zurück mit meinen Recken, Kneſe,
Geh' und laſſ' das Nachtmahl ihnen reichen!
Ich, o Kneſ, verlange mir kein Nachtmahl!“
Und der Kneſ entfernt ſich mit den Recken,
Führet ſie zu ihren dreißig Kammern,
Theilt ſie ein in ihre dreißig Kammern,
Reichet Jedem dar ein trefflich Nachtmahl.

Sollte Einer nun den Paſcha ſchauen,
Wie er von ſich that die Herrenkleider,

Gruzo bat, die Kissen zu bereiten!
Da es sich bequem gemacht der Pascha,
Sinkt er nieder auf das weiche Lager,
Spricht also zu Nowakowitsch Gruzo:
„Laff' dich nieder, schöne Ikonia!
Sollst die Nacht mit mir mein Lager theilen,
Sollst heut' sein des Pascha junges Weibchen!"
Und auf's Lager läßt sich Gruzo nieder.

Schaun jedoch sollt' Einer erst den Pascha,
Wie er anhub Gruzo zu betasten,
Um den Leib die Arme ihm zu schlingen!
Gruzo aber denkt, das es nun Zeit sei,
Springt empor auf seine leichten Beine,
Faßt den Pascha an dem weißen Barte,
Faßt ihn fest, und ruft ihm zu die Worte:
„Nicht so, Buhler, Pascha von Sagorien!
Dies ist nicht die schöne Ikonia!
Wisse — dies ist Nowakowitsch Gruzo!"
Reißt hierauf sein Messer aus dem Gürtel,
Schlachtet ab den Pascha in dem Thurme.
Eilet an des Thurmes hohes Fenster,
Feuert ab die leichte Damascen'rin,
Gibt den Freunden das versprochne Zeichen.

Da den Schuß die dreißig Burschen hören,
Zücken sie die Säbel aus den Gürteln,
Tödten flink die dreißig Türkenrecken,
Nehmen, was von Werth ist an den Türken,
Eilen drauf zu ihrem Harambascha,
Um zu schaun, was aus dem Pascha worden.

Angelangt bei Grujo in dem Thurme,
Schaun sie todt den Pascha ihm zu Füßen.
Grujo aber sitzet frohen Muthes,
Sitzt am Tische, trinket rothen Kühlwein,
Den ihm schenkt die schöne Ikonia.
Da dies schaun die dreißig jungen Burschen,
Legen schnell sie ab die Mädchenhüllen,
Schlüpfet flink in seinen Anzug Jeder,
Setzen sich zur wohlbedeckten Tafel,
Lassen sich ein Nachtmahl trefflich munden.

Sieh', da kommt auch Milutin der Knese!
Bringt herein sechshundert Goldducaten,
Reicht sie Grujo dar, dem kühnen Häuptling:
„Dieses dir, o Bundessöhnlein Grujo!
Dir zur Hälfte, zur Hälfte deinen Freunden,
Die mit dir aus arger Noth mir halfen!"

Ihm nach folgt die schöne Ikonia,
Bringt zur Stelle dreißig feine Hemden,
Schenket sie den dreißig jungen Burschen.
Ihrem Bruder, Nowakowitsch Grujo,
Schenkt sie einen ganzen goldnen Anzug,
Schenkt ihm eine goldene Agraffe.
Drauf zur Rückkehr rüstet sie die Helden,
Gibt für Nowak, ihren Bundesvater,
Ihnen mit ein Aepflein, zierlich golden,
Und darinnen hundert Goldducaten,
Und dazu für Radiwoj, den Oheim,
Einen Säbel noch von ihrem Vater.
Darauf spricht die schöne Ikonia:

„Schweres Unheil bleibt von mir dir ferne,
Nimm dafür die kleinen Gaben, Bruder!“
Küßt sich drauf mit Grujo Stirn und Wangen,
Geht zurück nach ihrem weißen Thurme,
Grujo aber nach Romaniens Bergen.

Wie Grujo freiet.

Kühlen Rothwein trinkt der alte Nowak,
Mit ihm trinket Radiwoj, der Recke,
Und mit beiden Jakomir, der junge.
Ihnen dienet Nowakowitsch Grujo.
Wem mit Wein er immer füllt den Becher,
Den bedient er, wie es sich geziemet;
Doch wenn er dem Vater Wein soll schenken,
Ueberfüllt er stets so sehr den Becher,
Daß der Wein den Goldrand überströmet,
Und dem Alten netzt den Seidenanzug.
Fragt ihn deshalb so der alte Nowak:
„Lieber Sohn, o Grujza, mein Knabe!
Was doch überfüllst du mir den Becher,
Und verdirbst den Sammt mir und die Seide?
Söhnlein, sprich! Was ist dir widerfahren?
Oder hab' ich Leides dir bereitet?“

Ihm erwiedert Nowakowitsch Grujo:
„O mein Vater Nowak, du mein Alter,
Schwerer Kummer liegt mir auf dem Herzen!
Jung und Alt von unseren Geführten,

Allen gabst du Weiber, o mein Vater,
Mir nur, Vater, willst du keines geben,
Keine Jungfrau und auch keine Witwe!
Dieses ist's, was mir so weh thut, Vater!"

Nomak drauf gibt dieses ihm zur Antwort:
„Sohn, zur bösen Stunde willst du freien!
Siehe, eben heute sind's drei Jahre,
Seit ich dir, o Sohn, ein Mädchen suche,
Und mir selber gute Anverwandte,
Um mit ihnen kühlen Wein zu trinken!
Doch, wo ich für dich ein Mädchen antraf,
Fand ich mir nicht passende Verwandte;
Und wo die Verwandten mir gefielen,
Fand ich, Sohn, für dich kein passend Mägdlein.
Nun jedoch, nun hör' mein Söhnlein Gruja!
Hab' ein passend Mägdlein dir gefunden,
Und für mich anständige Verwandte.
In Pladin, der weißgebauten Feste,
Bei dem Kon'ge der Pladiner selber!
Das beweise, daß das Mädchen gut sei,
Daß um sie geworben auch die Schlange,
Wilde Schlange Grtschitsch Manoilo
Aus Sofia, der berühmten Feste.
Darum hör' mich, Gruiza, mein Söhnlein!
Leg' du ab die prächt'gen Herrenkleider,
Hüll dich in bulgarisch schlichte Hüllen,
Nimm ein Grabscheit, Söhnlein, auf die Schulter,
Sieh' erst nach der Ebne vor Sofia,
Und erforsche, was für Griechengäste
Um sich sammelt Grtschitsch Manoilo!

Sammelt Grtschitsch Griechen und Bulgaren,
Meister, die ihm fert'gen die Gewänder
Und in Sammt sich kleiden und in Seide,
Und an beiden Seiten Taschen tragen,
In den Taschen gelbe Golddukaten:
Gibt es Beute unseren Haiduken!
Sammelt Grtschitsch wilde Martolosen,
Die statt Seide grobe Zeuge tragen
Und im Gürtel wohlgeschärfte Säbel:
Gibt's ein schweres Werk für uns Haiduken!"

Da dies höret Nowakowitsch Grujo,
Legt zur Stund' er Sammt und Seide von sich,
Hüllt sich in bulgarisch schlichte Hüllen,
Legt ein starkes Grabscheit auf die Schulter,
Macht sich auf gen Sofia nach der Ebne
Zu erspähn die griech'schen Hochzeitsgäste.

Doch es nimmt nicht Grtschitsch Manoilo,
Nimmt sich nicht die wilden Martolosen,
Die statt Seide grobe Zeuge tragen
Und im Gürtel wohlgeschärfte Säbel,
Sondern sammelt Griechen und Bulgaren,
Meister, die ihm fert'gen die Gewänder,
Und in Sammt sich kleiden und in Seide
Und an beiden Seiten Taschen tragen,
In den Taschen gelbe Golddukaten.

Da dies siehet Nowakowitsch Grujo,
Kehrt zurück er in's Gebirge wieder,
Und erzählet Nowak hier, dem Alten,

Was für Swaten ſich erwählt der Grieche
Nowak aber macht ſich auf, der Alte,
Sammelt ſelbſt jetzt ſchmucke Hochzeitsgäſte,
Lad't als Swaten des Gebirgs Haiduken,
Macht zum Kum Boroje den Haiduken,
Stredoje zum edlen Staroſwaten,
Macht zum Djever Radimoj den Recken.
Sammelt nach der Reihe ſo die Swaten,
Macht ſich auf dann, lagert vor dem Enapak,
Wo vorbei muß Gretſchitſch Manello,
Und vorbei mit ihm der Zug der Swaten.

Siehe da! Bald kommt auch Manello,
Und mit ihm der Zug der ſchmucken Gäſte!
Voran reitet ſelber er dem Zuge,
Reitet einen dichtbehaarten Rappen,
Schleudert ſeine Keule in die Wolken,
Fängt ſie ſpielend auf mit ſeiner Rechten,
Spielt alſo und ſingt mit heller Stimme:
»Mlawa-Berge, o ihr alten Berge!
Mlawa-Berge, blutgetränkte Landſchaft!
Ei, wie ſeid von Blut ihr ſo gerötet!
Wie viel Mütter habt ihr ſchon betrübet?
Wie viel Schweſtern ſchon in Schwarz gehüllet?
Wie viel Witwen bittern Gram bereitet?
Wollt ihr wol auch mir die Mutter kränken,
Wol in Schwarz auch mir die Schweſter hüllen,
Und ſtatt mir die Braut, um die ich werbe,
Grujza ſie ſchenken, Nowak's Sohne?«
Alſo ſinget Gretſchitſch Manello

Ihn erſchaun wol des Gebirgs Haidukin,
Schaun ihn — doch nicht zu ihrer Freude!

Gerſchitſch zieht, das Bräutlein ſich zu holen.
Im Gebirge bleiben die Haidukin. —

Einer Woche Dauer iſt verfloſſen,
Siehe, da kommt Manoilo wieder,
Führt die Gäſte, führt auch heim das Mädchen,
Nimmt den Weg am Engpaß wieder diesſeits,
Reitet voran vor dem Hochzeitszuge,
Reitet einen dichtbehaarten Rappen,
Sitzt zu Roſſe mit gekreuzten Beinen,
Schlägt an eine zarte Tamburine,
Singt alſo zum Schall der Tamburine:
»Mlawa-Berge! O ihr alten Berge!
Mlawa-Berge! Blutgetränkte Landſchaft!
Oi, wie ſeid ihr roth von vielem Blute!
Wie viel Mütter habt ihr ſchon betrübet?
Wie viel Schweſtern ſchon in Schwarz gehüllet?
Wie viel Wittwen bittern Gram bereitet?
Und durch wen dies? Wol durch Niemand Andern
Als durch Nowak und den Recken Kabo!
Wollt ihr heut' auch mir die Mutter kränken?
Heut' in Schwarz auch mir die Schweſter hüllen,
Und ſtatt mir die Braut, die ich geworben,
Sie in's Haus dem Sohne Nowak's führen?«
Alſo ſinget Gerſchitſch Manoilo.

Ihn erſchaun wol wieder die Haidukin,
Schaun ihn, doch wieder nicht zur Freude.

Da ermuthigt Nowak ſo die Seinen:
„Hört, Geführten! Hört was ich euch ſage!
Werfe Jeder ſich auf ſeines Gleichen:
Kum Boreje auf den Griechenkumen,
Srebreje den Griechenſtariſwaten,
Djever Rade auf den Griechendjever!
Selber ich nehm' über mich den Hausherrn,
Grujo übernimmt dann Mancilo
Und ein jeder Swate einen Swaten!"

Gern gehorchen Nowak die Geführten,
Stürzen vor mit Kampfruf auf die Swaten.

Kum Boreje haut den Kum vom Roſſe,
Srebreje den Griechenſtariſwaten.

Radiwoj, der Djever, ſchlägt den Djever,
Faßt am Arm die Liebſte der Bräute,
Flieht mit ihr in's tiefe Waldgebirge.

Auch den Hausherrn ſtreckt zu Boden Nowak,
Und die Swaten fliehen vor den Swaten.

Mancilo ſteht allein am Platz noch.

Auf ihn zu ſtürzt Nowakowitſch Grujo,
Schwingt den Säbel in der ſtarken Rechten,
Ruft zu dem kühnen Griechenhelden:
„Stich mir, Bubler, Gretſchitſch Mancilo!
Weſſen Mägdlein denkſt du heimzuführen?
Sollſt mit mir beſtehn erſt einen Zweikampf,
Daß ſich's zeige, wem die Braut gebühre!"

Da dies ſiehet Gretſchitſch Manolle,
Da entkreuzt er die gekreuzten Beine,
Streckt ſie vor ſich in die goldnen Bügel,
Schleudert von ſich weit die Tamburine,
Schwingt den Säbel mit der ſtarken Rechten,
Spannt die Zügel feſter mit der Linken,
Ruft zurück dem Sohne des Haiduken:
„Nun heran denn, Nowakowitſch Grujo!
Nun heran denn, daß wir uns begegnen!
Gerne mit dir kämpf' ich dieſen Zweikampf,
Und erwerb' die Braut mir mit dem Säbel!"

Wirft ſich Grujo nun auf Manolle,
Schlägt ihm mit dem Säbel nach dem Arme.
Doch der Grieche deckt ſich mit dem Schilde,
Spalt't den Säbel Grujo's in zwei Stücke,
Und ſein Schild trägt keine Spur vom Schlage.
Da dies ſiehet Gretſchitſch Manolle,
Schwingt er ſeinen Säbel durch die Lüfte:
„Stehe du nun, Nowakowitſch Grujo!
Willſt Haiduk ſein, und haſt ſolchen Säbel?
Warte! Will dir zeigen einen Säbel,
Den du, o Haiduke, könnteſt brauchen!"
Trifft ihn leicht dann mit dem blanken Säbel,
Trifft ihn leicht — doch furchtbar iſt die Wunde,
Trennt die Hand ihm los vom linken Arme,
Blutig hängt ſie aus des Dolmans Aermel.

Flink zu Fuße iſt nun der Haiduke,
Flieht geſtreckten Fluges nach den Bergen,
Ruft, ſo laut er kann, in's Waldgebirge,

Ruft, daß rings die Berge widerhallen:
„Hei, wo bist du, Tatomir, mein Bruder?
Auf! Im Zweikampf tödtet mich der Grieche!“

Da dies höret Tatomir der Recke,
Springt er vor mit seinem blanken Säbel:
„Steh', o Bubler, Gerschitsch Manetto!
Leicht mit Grajo ist's den Zweikampf kämpfen;
Doch nun steh' dich Tatomir, dem Helden!“

Ihm entgegnet Gerschitsch Manetto:
„Komm heran denn, Tatomir, o Recke!
Komm heran denn, daß wir uns begegnen!
Gern mit dir auch kämpf' ich einen Zweikampf!“

Stürzt auf ihn zu Tatomir der Held nun,
Schlägt ihn mit dem Säbel nach dem Arme.
Doch der Grieche deckt sich mit dem Schilde,
Spalt't den Säbel Tatomir's entzwei auch,
Und am Schild ist nicht der Scharten kleinste.
Schwingt drauf durch die Lüfte seinen Säbel:
„Siehe Bubler, Tatomir, du Kühner!
Willst Haiduk sein und führst solchen Säbel?
Warte! Will dir zeigen einen Säbel,
Wie du als Haiduk ihn könntest brauchen!“
Trifft ihn leicht dann mit dem blanken Eisen,
Trennt die Hand ihm los vom rechten Arme,
Daß sie blutig aus dem Dolman verdängt.

Flink ist nun auch Tatomir zu Fuße,
Fliegt gestreckten Fluges nach den Bergen,

Ruft, so laut er kann, in's Waldgebirge:
„Hei, wo bist du, Radimoj, mein Oheim?
Auf! Im Zweikampf tödtet mich der Grieche!“

Da dies höret Radimoj der Recke,
Springt er vor mit seinem blanken Säbel,
Stürzt geraden Sprungs auf Manolio:
„Steh', o Bubler, Grichitsch Manolio!
Leicht mel ist's, mit Andern Zweikampf kämpfen,
Doch nun steh' auch Radimoj, dem Helden,
Daß im Zweikampf wir den Streit entscheiden!“

Ihm erwidert Grichitsch Manolio:
„Komm heran denn, Rado, alter Oheim!
Komm heran denn, daß wir uns begegnen!“

Dringt heran denn Radimoj, der Oheim,
Schlägt ihm mit dem Säbel nach dem Arme.
Doch der Grieche deckt sich mit dem Schilde,
Auf den Schild trifft der gewetzte Säbel,
Stiebt dran in drei Stücke auseinander,
Und am Schilde bleibt auch nicht ein Schärtchen.

Darauf also Grichitsch Manolio:
„Ei doch, Bubler! Rado, alter Oheim!
Willst Haiduk sein und führst solche Waffen?
Warte! Will dir zeigen einen Säbel,
Den du besser brauchtest als Haiduke!“
Spricht's, und trifft ihn leicht nur mit dem Stahle,
Haut entzwei ihm zwei der schlanken Rippen,
Daß hervor die weiße Leber schaut,
So die Leber, wie die schwarze Milz ihm.

Flink ist nun auch Nakimoj zu Fuße,
Fliegt gestreckten Fluges nach den Bergen,
Ruft, so laut er kann, in's Waldgebirge:
„Hei, wo bist du, Nemak, alter Bruder?
Auf! Im Zweikampf tödtet mich der Grieche!“

Macht sich auf nun Nemak selbst, der Alte.
Anzuschauen ist furchtbar der Haiduke,
Trägt um sich ein Bärenfell geworfen,
Auf dem Kopf von Wolfsfell eine Kappe,
In der Kappe einen Adlerflügel.
Seine Augen sind zwei Becher Weines,
Seine Wimpern graue Falkenflügel,
Alter Stahl ist seine blanke Waffe,
Und also zuruft er Manolio:
„Steh, o Bahler, Gritschitsch Manolio!
Leicht wol kämpft mit Knaben sich ein Zweikampf,
Und ein Spiel ist's, ihren Oheim schlagen!
Nun jedoch, nun steh dem alten Vater!“

Ihm entgegnet Gritschitsch Manolio:
„Komm heran denn, o bejahrter Nemak!
Nicht mit Worten jagst du mich von dinnen!
Hab' gerungen mit lebend'gen Bären,
Soll ein todtes Bärenfell mich schrecken?
Hab' bezwungen manchen Wolf lebendig,
Soll ich zittern vor 'nem todten Wolfsfell?
Hab' gestritten mit lebend'gen Adlern,
Soll ich beben vor 'nem todten Flügel?“

Sieh', da fällt ihn an der alte Nemak,
Schlägt ihm mit dem Säbel nach dem Arme.

Doch der Grieche deckt ſich mit dem Schilde,
Auf den Schild trifft der gemeſſne Säbel,
Daß entzwei dran ſpalt't die gute Waffe,
Und der Schild erhält auch nicht ein Schärtchen.

Wild ergrimmt nun Gerſchitſch Manolle,
Faßt mit ſeiner Linken ſeine Keule,
Jagt vor ſich der Nowak, den Ergrauten.
Wer da konnte ſtehn und ſolches anſchaun,
Wie die Fetzen von der Wolfsfellkappe,
Stück für Stück vom Bärenfelle flogen,
Und die Federn aus dem Adlerflügel!

Unglückſelig jagt der alte Nowak,
Jagt geſtreckten Fluges durch's Gebirge
Nicht viel weni'ger als zwei volle Stunden,
Ruft, ſo laut er kann, aus weißem Halſe,
Rufet, daß vor ſeines Rufes Halle
Aus den Bergen fliehn die Füchslein alle,
Und das Gras emporfliegt von der Erde,
Ruft alſo die Bundesſchweſter Wila:
„Straf' dich Gott, o Bundesſchweſter Wila!
Schwurſt du nicht in Gott auf Treu' und Glauben,
Wenn ich mich in ärgſter Noth befände,
Rett'rin mir zu ſein aus der Bedrängniß?“

Sieh', da zeigt die weißgedaufte Wila,
Zeigt dem alten Nowak ſich am Wege:
„Sag', o Nowak, alter Bundesbruder!
Sag', verfolgeſt oder fliehſt du Jemand?“

Gibt zur Antwort ihr der alte Nowak:
„Nicht, o Bundesſchweſter, nicht verfolg' ich,
Jag' auch Niemand, ſondern fliehe ſelber,
Denn im Zweikampf tödtet mich der Grieche!"

Da bedeutet ihm die weiſe Wila:
„Kehr' zurück getroſt, o Bundesbruder!
Will mich ſtellen als ein liedlich Mägdlein,
Will des Griechen Augen überſchatten,
Leicht dann iſt's, den blinden Helden tödten!"
Und es kehrt zurück mit ihr der Alte.
Angelangt am Kampfplatz mit der Wila,
Bleibt er rückwärts in dem grünen Walde.

Doch die Wila ſtellt ſich als ein Mägdlein,
Schlingt die Arme um den Hals dem Griechen,
Koſ't mit ihm und gibt ihm ſüße Worte,
Bis ſie ihm die Augen überſchattet.

„Bundesbruder! ruft ſie dann, o Nowak!
Auf, und tödte nun den blinden Helden!"

Doch zu ſehr erſchrocken iſt noch Nowak,
Mag's nicht wagen nah heranzutreten,
Wirft nach ihm die leichtbeſchwingte Keule.

Glücklich traf er Gritſchitſch Manoilo,
Traf ihn grad' in beider Augen Mitte,
Und zum Raſen ſtürzt der Grieche ſterbend.

Nun erſt eilt herbei der alte Nowak,
Trennt dem Griechen ſchnell den Kopf vom Rumpfe,

Geht zurück nach seinen grünen Bergen,
Ruft und sucht zusammen die Gefährten.
Da sie wieder nun beisammen waren,
Teilten sie die reichen Hochzeitsgüter,
Und verbanden sich die blut'gen Wunden.

Von Grujo's treuloſer Lieben.

Spannt ſein Zelt aus Nowakowitſch Grujo
Im Gebirge oder Adrianopel,
Sitzt darunter, kühlen Wein zu trinken.
Ihn bedient ſein zartes Söhnlein Stefan,
Und vor'm Zelte ſticket Maximia,
Stickt mit purem Gold auf reiner Seide.
Redet alſo Nowakowitſch Grujo:
„Maximia, meine treue Liebe,
Halte Wacht vor meinem weißen Zelte!
Will mich legen, will ein Weilchen ſchlafen!“

Grujo legt ſich, ſchläft bald tiefen Schlummer,
Maximia ſticket vor dem Zelte,
Sieh, da kommen her drei junge Türken!

Spricht alſo das zarte Knäblein Stefan:
„Sieh' einmal, o Mutter Maximia!
Kommen dort des Wegs nicht junge Türken?
Will gleich gehn und will den Vater wecken!“

Drauf jedoch die junge Maximia:
„Sind, o Söhnlein, nicht drei junge Türken,

Sind drei junge Krämer, liebes Söhnlein,
Lösegeld wol bringen sie dem Vater!“

Doch das Knäblein hört nicht auf die Mutter,
Sondern geht und will den Vater wecken.
Nach ihm läuft die junge Maximia,
Hält zurück es an des Zeltes Eingang,
Schlägt es mit der Hand auf beide Wänglein.
Wie sie aber leicht es nur geschlagen,
Dreht es sich doch drei mal um im Kreise,
Fallen aus ihm drei gesunde Zähne
Und verschieben vier sich von der Stelle.

Unterdessen kommen an die Türken,
Grüßen so die junge Maximia:
„Gottes Hülf' zum Gruße, junge Hausfrau!
Wessen Liebe bist du? Welches Helden?
Welcher Edle schmückte dich als Hausfrau?“

„Oi, so Gott mir, ihr drei jungen Türken!
Bin die Liebe Nowakowitsch Grujo's,
Grujo ist der Edle, der mich schmückte!“

Sprechen also zwei der Türken weiter:
„Höre, junge Hausfrau, Grujo's Liebe,
Gib heraus uns Grujo, deinen Herren!
Trägst bei Grujo dich in reiner Seide,
Doch bei uns sollst du auf Seide wandeln
Und in Gold dich kleiden und in Silber,
Sollst genannt sein anders nicht als Herrin,
Sollst lustwandeln, wo es dir beliebet,
Jeden Freitag mit den Türkenfrauen!“

Von den Roſſen ſitzen ab die Beiden,
Doch der Dritte ſpricht zu ihnen alſo:
„Nicht doch, Türken, Herzleid eurer Mutter!
Nicht geſchaut noch habt ihr jemals Gruje,
Noch viel wen'ger je mit ihm gefochten!
Aber ich, ich kenne dieſen Gruje!
Da ihm kaum noch funfzehn Jahre waren,
Zog ich einſt durch dieſes Waldgebirge.
Gruje ſaß und zählte juſt ſein Gut nach.
Durch den Bergwald hub ich an zu rufen,
Dachte wol den Knaben zu erſchrecken,
Dacht', er würd' erſchreckt zum Walde fliehen
Und ſein Gut mir in die Hände fallen.
Doch als Knab' ſchon war er kühnen Herzens,
Kühnen Herzens und auch freien Muthes,
Nahm das Gut, verbarg's in ſeine Taſche,
Fing dann an, mich durch den Wald zu jagen,
Ich zu Roſſe und der Knab' zu Fuße,
Und, wenn nicht der Tannen ſchlank Geäſte
Ihm den Kalpak juſt vom Kopf herabriß,
Wahrlich, bald erreichte mich der Knabe!
Kaum, indeß den Kalpak er vom Baum nahm,
Fand ich Zeit, im Wald ihm zu entrinnen.
Gruje aber griff nach ſeinem Wurfſpieß,
Warf ihn nach mir durch das Waldgebirge,
Wollt' auf flinkem Roſſe mich noch treffen.
Mich nicht traf er auf dem flücht'gen Roſſe,
Traf jedoch im Wald 'ne ſchlanke Tanne,
Traf ſie, und wenn auch nicht ſonder mächtig,
War's genug den Baum doch zu entwurzeln,
Und zur Erde ſplitterten die Aeſte."

Nicht in's Zelt drum trauen sich die Türken.
Erst nachdem die junge Maximia
Beide Hände Grujo festgebunden,
An den Hals gelegt ihm eine Kette,
Dreißig Ringe, vierzig Okka wiegend,
Fallen her die Türken über Grujo.

Grujo aber rafft sich auf vom Boden,
Hebt mit sich emporwärts die drei Türken,
Die drei Türken und auch Maximia,
Ringet, sich den Türken zu entreißen.
Da gedenkt er seines Söhnleins Stefan:
„Wehe mir um's Herz, bei Gott dem Höchsten!
Wenn die Türken mir mein Kind entführten,
Mir mein einzig Kind zum Türken machten,
Was soll's dann mit meiner sünd'gen Seele?"
Und ergibt sich um des Kindes willen.

Da die Türken Grujo nun bewältigt,
Seben seine Lieb sie auf sein Grauroß,
Nehmen sie nach Adrianopel mit sich.

Da sie auf dem halben Wege waren,
Hub der kleine Stefan an zu weinen:
„Väterchen, o Nowakowitsch Grujo,
Stefan thun gar weh die kleinen Füßlein,
Können nicht mehr mit den Rossen laufen,
Und im Wald nicht lassen ihn die Türken,
Schlagen über's Aug' ihn mit der Peitsche!"
Thränen weinet Nowakowitsch Grujo:
„Söhnlein Stefan, o mein theures Kindlein!

Sag', wie soll dein armer Vater helfen,
Da so fest die Hände ihm gebunden?
Geh', und bitte Mutter Maximia,
Ob die Mutter dich zu sich wol nähme
Auf des Vaters schöngezäumtes Grauroß!"

Bittet laut das Knäblein seine Mutter:
„Maximia, meine liebe Mutter!
Nimm zu dir mich auf das schöne Grauroß!
Schwache Füßlein hat der kleine Stefan,
Kann nicht länger mit den Rossen laufen!"

Harten Herzens aber ist die Mutter,
Schlägt nach ihm vom Rosse mit der Peitsche:
„Troll' dich fort, elender Schelmensprosse!
Wollt' ich dich zu mir auf's Grauroß nehmen,
Wahrlich nimmer schenkt' ich dich den Türken!" —

Da vor Adrianopel sie gekommen,
Spannen aus die Türken zwei Gezelte,
Eins für Grujo und das zarte Knäblein,
Eines für die junge Maximia.
Zwei von ihnen schreiten dann zur Beste,
Und der Dritte bleibt, um Acht zu haben.
Angelangt beim adrianopler Pascha,
Sprechen jene alsc zu dem Pascha:
„Mächt'ger Pascha! Herr von Adrianopel!
Bringen heute herrliche Gefangne,
Prächt'ge Sklaven! Kowakowitsch Grujo,
Grujo's einzig Kind, das Knäblein Stefan,

Und sein Lieb, die junge Maximia!
Schön wie dieses junge Weib, o Pascha,
Ist kein zweites rings im weiten Lande!
Würdig wäre Zarigrad's ihr Antlitz!"

In den Säckel greift sogleich der Pascha,
Gibt den Türken hundert Goldukaten:
„Hier, ihr Türken, hundert Goldukaten!
Eßt und trinkt bis an den Morgen, Türken!
So ihr morgen mir die Sklaven bringet,
Will ich Einem noch besonders schenken,
Ein Agaluk, Einem ein Spahiluk!"

Streichen ein die hundert Goldukaten,
Fragen dann durch ganz Adrianopel,
Fragen, wo sie süßen Meth bekämen;
Kannten aber süßern Meth nicht finden,
Als bei jener Schänkin, Namens Mara,
Mara, Grujo's treuer Bundesschwester.
„Schwägrin Mara! Schenk' uns süßen Methes!
Brachten heute herrliche Gefangne,
Prächt'ge Sklaven: Nowakowitsch Grujo,
Dann sein einzig Kind, das Knäblein Stefan,
Und sein Lieb, die junge Maximia!
Schön ist dieses junge Weib auf Erden
Wie kein zweites rings im weiten Lande!"

Da dies hört die treue Schänkin Mara,
Kann sie sich der Thränen nicht enthalten,
Hält den Aermel vor die feuchten Augen:
„Wehe, Grujo! Weh', o Bundesbruder!

Drei mal halfst du mir aus schwerem Drangsal,
Wahrtest drei mal mich vor schwerer Knechtschaft;
Bist nun selbst in schweres Joch gerathen!"
Schänket süßen Meth hierauf den Türken,
Gibt darein zur Hälft' betäubend Schlafkraut,
Mischt es heimlich, daß es Schlaf erzeuge
Und die Türken eher nicht erwachen,
Als bis frei die Hände Gruje's werden.
Gehn darauf die jungen Türken weiter,
Nehmen mit den Meth nach ihren Zelten.

Angelangt bei ihren seidnen Zelten,
Sitzen sie, den süßen Meth zu trinken.
Ihnen dient die junge Maximia.
Wem sie darreicht den gefüllten Becher,
Jeder küßt sie auf das schöne Antlitz,
Jeder ihr das Kinn, das runde, streichelt.
Bald jedoch erfaßt der Rausch sie Alle,
Sind berauscht, gleichwie die schwarze Erde,
Schlafen ein, als ob sie All' gestorben.
Da nun stand die junge Maximia,
Stand in Zweifel, dachte sich im Herzen:
„Leg' ich mich bei Zweien hin zu schlafen,
Füg' ich großes Herzleid zu dem Dritten!"
Sann auf Manches und besann sich endlich,
Faßt des Kleides Saum in beide Hände,
Legt sich nieder allen Drei'n zu Häupten. —

Mitternachts, zur mitternächt'gen Stunde
Hub der kleine Stefan an zu weinen:
„Vater! weh, den kleinen Stefan hungert!"

Drauf erwiedert Nowakowitsch Grujo:
„Knäblein Stefan, o mein theures Kindlein!
Sag', wie soll dein armer Vater helfen,
Da so fest die Hände ihm gebunden?
Geh', mein Söhnlein, geh' in's Zelt zur Mutter,
Nimm der Mutter dort die scharfen Messer,
Schneid' entzwei mir an der Hand die Stricke,
Und zu essen will ich bald dir schaffen!"

Aus Haidukenstamme stammt das Knäblein,
Kühnen Herzens ist's und kennt die Furcht nicht,
Geht gerade in das Zelt der Mutter,
Nimmt der Mutter dort die scharfen Messer.
Doch in arger Noth ist nun das Knäblein.
Schwach sind seine Kräfte, schwer die Messer,
Kaum daß es sie hebt mit beiden Händen,
Kaum daß es sie anlegt an die Stricke.
Wie es denn mit Schneiden sich so abmüht,
Hin und her zerrt, eh' die Stricke weichen,
Schneidet Grujo tief es in die Rechte,
Daß das Blut ihm schwärzlich aus der Hand spritzt.
Aufschreit Stefan, eine wilde Schlange:
„Vater, weh! Ich schnitt dir in die Rechte!"

Grujo aber spricht zum Knäblein tröstend:
„Sorge nicht, o Stefan, liebes Knäblein!
Aus des Vaters Rechten kommt das Blut nicht,
Sondern kommt aus den zerschnittnen Stricken!"
Da nun Grujo fühlt erlöst die Hände,
Springt er gleich vom Boden auf die Beine,
Kreuzet schnell sich mit des Kreuzes Zeichen,

Denket noch des Vaters Nikolaje
Und des Sonntags und der Osterfeier
Und des großen, heil'gen Evangeliums,
Greift darauf nach einem blanken Schwerte,
Geht in's Zelt, darin die Türken schlafen,
Hebt die seidnen Decken von den Schläfern,
Schneidet nicht entzwei sie an den Hälsen,
Sondern haut entzwei sie durch die Gürtel,
Machet ihrer sechs aus ihrer Dreien,
Ueberdeckt sie mit den Decken wieder,
Geht darauf in's dunkle Adrianopel,
Geht zu seiner Bundesschwester Mara,
Holt sich rothen Kühlwein, holt sich Rakia,
Holt sich einen Laib auch weißen Brotes,
Nimmt dazu ein Stück noch guten Fleisches,
Kehrt zurück dann zu dem seidnen Zelte,
Sättigt sich und sättigt seinen Knaben,
Hebt dann an mit heller Stimm' zu singen.

Aufwacht drob die schöne Maximia,
Will zur Stund' die jungen Türken wecken:
„Auf! Erwachet! Herzleid eurer Mutter!
Höret! Selbst in Fesseln singet Grujo!"
Doch da sie empor die Decken hebet,
Und die Türken sieht entzwei gehauen,
Steht sie zitternd, weiß nicht was zu denken:
„Guter Gott, was soll ich nun beginnen?
Soll ich Arme, soll ich fliehn zur Stelle?
Rosse konnten Grujo nicht entkommen,
Wen'ger noch entkommt ein schwaches Weib ihm!"
Faßt des Kleides Saum dreuf in die Hände,

Faßt ein Herz und geht in's Zelt zu Grujo,
Fällt darin ihm an die seidnen Schultern,
Küsset Grujo an das seidne Brustkleid:
„O Gebieter, Nowakowitsch Gruje!
Arg bethöret haben mich die Türken!"

Gruje aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Marimia, treuloses Geblüte!
Lebend denn bethörten dich die Türken,
Todt nun, senden sie zu mir dich rückwärts?"
Macht sich auf dann auf die Heldenbeine,
Bricht die seidnen Zelte von der Stelle,
Geht zurück in's dunkle Waldgebirge
Und zu seiner alten Lagerstätte,
Schlägt dort auf die seidenen Gezelte,
Fragt sodann die schöne Marimia:
„Marimia, treuloses Geblüte!
Willst als Kerze du mir lieber leuchten,
Oder willst das Schwert du lieber küssen?"

Spricht darauf die junge Marimia:
„Kann, o Gruje, dir das Schwert nicht küssen,
Denn befleckt von Manchem ist das Schwert dir;
Will dir denn als Kerze lieber leuchten,
Leucht' ich Arme mir auch nicht zu Bette!"

Drauf erhebt sich Nowakowitsch Gruje,
Nimmt sein Lieb an ihrer weißen Rechten,
Nimmt ihr ab die seidenen Gewänder,
Nimmt das goldne Halsband ihr vom Halse,
Führt sie hin an eine wüste Stelle,

Uebertüncht mit gurem Wachs und Theer ſie,
Dann mit Schwefel und mit raſchem Pulver,
Hüllt ſie dann in weiche Baumwollhüllen,
Uebergießt ſie noch mit feur'gem Branntwein,
Gräbt ſie bis zum Gürtel in den Boden,
Zündet ihr das Haar an über'm Haupte,
Sitzt dann nieder, kühlen Wein zu trinken,
Und ſein Lieb, das leuchtet ihm als Kerze.

Abgebrannt bis zu den ſchwarzen Augen,
Spricht alſo die ſchöne Marimia:
„O Gebieter, Nowakowitſch Iwo!
Dauern dich nicht meine braunen Haare,
Die ſo oft die Hände dir umwanden,
Hab' dann Mitleid mit den ſchwarzen Augen,
Mit den Augen, die ſo oft du küßteſt!"
Abgebrannt bis an das weiße Antlitz,
Spricht alſo die ſchöne Marimia:
„O Gebieter, Nowakowitſch Iwo!
Dauern dich nicht meine ſchwarzen Augen,
Hab' dann Mitleid mit dem weißen Antlitz!
Wie mein Antlitz gibt's im Land kein zweites,
Viel des Guts verſchwendete dein Vater,
Werbend, Grujo, dir dies weiße Antlitz!"

Grujo aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Marimia, treuloſes Geblüte,
Wahrheit iſt's, und gut weiß ich es ſelber,
Deinem Antlitz ſei im Land kein gleiches
Und daß viel des Guts mein Vater hingab,
Werbend um dein Antlitz, Marimia!

Beſſer aber ſeh' ich es verbrennen,
Als daß es den Türken mich verrathe!"

Da die Flamme ſchon dem Buſen nahet,
Weinet laut das kleine Knäblein Stefan:
„O mein Vater, Nowakowitſch Grujo!
Sieh', es brennen meiner Mutter Brüſte,
Brennen, die mich einſt genährt, o Vater,
Die herangeſäugt mich auf die Beine!"

Schmerzvoll rührt es Nowakowitſch Grujo,
Da er ſieht das Knäblein Stefan weinen,
Und ihm ſelbſt entquillen bittre Thränen.
Tritt denn hin und löſcht die rothen Flammen,
Und beſtattet, was noch blieb, zur Erde.

Zehn Haiduken.

Mihat der Hirt.

1. Wie Mihat Haiduke wird.

In die grünen Wälder flüchtet Mihat
Ob des Begen Ljubowitsch Bedrückung,
Flüchtet in's Gebirge, wird Haiduke.
Schwarze Erde ißt er da vor Hunger,
Trinkt vor Durst den kühlen Thau der Blätter,
Bis Gefährten er um sich versammelt:
Bojaz Wuk, den Sohn der eignen Schwester,
Schegawaz, den angebornen Vetter,
Iwo, Motropoljanin geheißen,
Nitscheta, berühmt als kühner Führer,
Widoje, genannt das wilde Feuer,
Pauk, als Haiduke grau geworden,
Luka Strmogledscha, der als Mütze
Trägt die Felle zweier wilden Wölfe
Und daran als Reiher vierzig Federn,
Roman, den bewährten Kampfgenossen,
Stega und den rabenschwarzen Gawran,

(Stega macht, der schwarze Gamran, bindet,
Wen er bindet, dem wird eng das Herze!)
Jerko, jenen Hirten auch des Waldes,
Der die Keule trägt von Kornelholze,
Dran allein das Holz wiegt sieben Okka,
Neun jedoch die drei gewalt'gen Ringe.

Da nun Mibat um sich sieht die Freunde,
Spricht er zu den Freunden diese Worte:
„Höret mich, o Brüder und Gefährten,
Höret, was vor Allem wir beginnen —
Ziehen hin und plündern aus den Begen!"
Ziehen hin drauf nach des Begen Höfen.
Doch der Beg ist nicht in seinen Höfen,
Drin allein nur ist die junge Begin.
Anpocht mächtig Mibat, der Haiduke,
Pocht an's Thor mit seinem schweren Ringe:
„Oeffne! Oeffne! Junge Begin, öffne!"

Drauf die junge Begin ihm erwidert:
„Ziehe weiter, unbekannter Recke!
Des vermünschten Haiduk Mibat wegen
Wag' ich nicht, die Thore dir zu öffnen!"

Drauf zurück ihr Mibat, der Haiduke:
„Sorge nicht, o Begin jung, und öffne!
Weißt du nicht? Gestorben längst ist Mibat,
Starb im Herbst am Michaelistage!"

Da die Begin nun die Thore öffnet,
Schließt der Held sie in die starken Arme,

Schließt ſie in die Arme, herzt und küßt ſie,
Führt hinaus ſie nach des Hofes Thurme,
Sendet die Gefährten nach den Hallen.
Während Mihat nun die Begin liebet,
Nehmen die Gefährten alles Habe,
Weiße Groſchen, gelbe Goldducaten,
Nehmen, was im Haus ſie Werthes finden. —

Eh' ſie fortziehn, ſpricht noch Mihat alſo:
„Bleib mit Gott, o liebe Bundesſchweſter!
Mögen wir uns wiederſehn im Wohlſein!“
Weinend aber ruft ihm noch die Begin:
„Zieh' mit Gott hin, Mihat, o Hajduke!
Gebe Gott, daß eh' der Tod uns ſcheide,
Als wir je uns wiederſehn im Leben!“

2. Wie Midat mit dem Pascha ſpricht.

Mit der Nachricht eilen ſie zum Paſcha:
„Herr, ſie bringen Midat dir, den Hirten!“

Da ſie ihn nun brachten vor den Paſcha,
Hieß der Paſcha ihn zur Seite ſitzen,
Hieß ihn ſitzen, ſprach zu ihm die Worte:
„Sag' mir doch, um Gott, o Hirte Midat,
Iſt es wahr, was mir die Leute ſagen?
Daß dir Höfe eigen ſind zu Pferden
Rings umfaßt mit ſteinernem Gemäuer?
In den Höfen ſieben ſchöne Söller,
An den Söllern ſieben goldne Schloſſer?
Vor den Höfen eine grüne Wieſe,
Die du drei mal mähſt in einem Jahre?
Daß du dein nennſt einen prächt'gen Rappen,
Deſſen Mähne gleich dem Bart des Hirſches,
Deſſen Zügel einem bunten Schlänglein?
Wahr auch dies, o Midat, daß neun Pfauen
Auf und ab in deinen Höfen wandeln,
Mit den Pfau'n neun ſchöne Pfauenweibchen,
Ihnen voran eine kluge Otter,

Ihnen noch ein goldgeſchnäbelt Entlein,
Und in Mitten ein geſchmückter Marder?
Wahr, daß deine Hausfrau, die getreue,
Alſo ſchön ſei, weiß und rot von Antlitz,
Daß, wenn Wein ſie trinket oder Waſſer,
Durch die Kehle man es ſchaut gleiten,
Und du dennoch wenig ihrer achteſt,
Sondern nachſtellſt Priſrens jungen Mädchen,
Dir zur Kurzweil, doch zur Schande ihnen?"

Drauf zur Antwort gab ihm dies der Hirte:
„Wahr iſt Alles, mächtiger Gebieter;
Lüge nichts, was dir die Leute ſagen!
Hab' neun Pfauen wirklich — meine Brüder,
Pfauenweibchen neun — der Brüder Hausfraun,
Junge Otter — meine liebe Mutter,
Entlein goldgeſchnäbelt — meine Tochter,
Hab' 'ne liebe, vielgetreue Hausfrau,
Alſo ſchön, an Farbe weiß und roſig,
Daß, ob Wein ſie trinke oder Waſſer,
Durch die Kehle man es ſchaut gleiten!"

Weiter ſpricht der Paſche dann zum Hirten:
„Sag' mir dann, um Gott, o Hirte Mihat,
Da dir alſo Lieb' und Gut in Fülle,
Was verfolgſt du junge Türkenmädchlein,
Treibſt herum dich unter den Haiduken
Und erſchlägſt mir meine Untergebnen?"

Mihat drauf: „Die Wahrheit ſollſt du hören!
Fragſt du, was ich Türkenmädchen küſſe?

Wenn die Blümlein im Gebirg erblühen
Und am Strauch die duftigen Pfingſtroſen,
Gehn hinaus die jungen Mägdlein Priſrens,
Pflücken Sträußlein in den nahen Bergen,
Zieren mit den Sträußlein mir die Waffen.
Dich, o Paſcha, müßte dies bethören,
Wie denn mich erſt, den gemeinen Hirten!
Fragſt, was zum Haiduken mich gemacht hat?
Da nicht Gras genug mir gab die Wieſe,
Trieb ich zur Morawa einſt die Heerden.
Tauſend Schafe ſeien mir am Wege,
Tauſend muſt' ich zahlen für die Graſung;
Blieben mir vierhundert noch in Ahm,
Unfruchtbar dreihundert, hundert Trächt'ge
Die dreihundert junge Lämmlein warfen.
Kamen dar dreihundert Seraſkier,
Zogen ſtill des Weges bis auf dreißig,
Und die fahlen dreißig mir der Lämmlein.
Als die Lämmlein dann zu ſaugen liefen,
Blökten ſchmerzlich laut die dreißig Mütter,
Schauten klagend nach dem Hirten Midat.
Doch woher nahm Midat andre Lämmlein?
Paſcha, ſieh — dies brach das Herz im Leid mir!
Meine Pfauen rief ich gleich zuſammen,
Eilte nach den Türken auf dem Heerweg,
Schlug zu Boden die verwegnen Räuber,
Nahm mit mir die dreißig zarten Lämmlein,
Gab zurück den Müttern ihre Jungen!"

Da dies hört der Paſcha, ſpricht er alſo:
„Hirte Midat, Feind der Türken, höre!

So ein Leid ſich Einem in den Kopf ſetzt
Und das Leid nicht weiß dem Kopf zu rathen,
Iſt es werth, daß es der Blitz erſchlage;
So jedoch der Kopf auf's Leid verſeſſen
Und er weiß vom Leid ſich nicht zu helfen,
Iſt er werth, daß ihn die Schergen abhaun!"

Schenkt darauf ihm hundert Goldzechinen,
Gibt ihm flinke Reiter als Begleiter,
Ihn nach ſeinen Höfen zu begleiten.

Midat aber nimmt den prächt'gen Rappen,
Sendet ihn dem Paſcha zum Geſchenke.

3. Wie Midat dem Vide Danitschitsch das Leben rettet

Kühlwein trinkt der Haramdascha Midat
In den hohen Kunowitza-Bergen.
Mit ihm trinkt der Fahnenträger Lase,
Mit ihm Vide Danitschitsch, der Recke,
Und mit Vide drei mal zehn Haiduken.
Als des Weines sie genug getrunken,
Spricht also der Haramdascha Midat:
„Bundesbruder, Fahnenträger Lase,
Und ihr Brüder, drei mal zehn Haiduken!
Gibt's wol einen Helden, den die Mutter
Groß gesäugt, die Schwester groß geschaukelt
Ohne Wiege auf dem rechten Arme,
Ihn entsandt sodann zu meiner Truppe,
Der es mag hinabzugehn nach Livno,
Dort zu holen dreißig Paar von Spangen,
Für die dreißig Leibchen unsrer Brüder,
Dort zu holen drei mal zehn Agraffen
Für die dreißig Kaiyaks unsrer Freunde?
Gut vergeltet müssen sein die Spangen:
Doch die meinen von gediegnem Golde,
Schwer nicht men'ger als vier Litren Goldes,

Und daran drei theure Edelsteine,
Daß man sehe, daß es Midat's Spangen!
Wer es wagt, von meinem eignen Leibe
Will ein Kleid, ein grünes, ich ihm schenken,
Von den Schultern meine eigne Flinte!"

Hören es die dreißig wackern Freunde,
Keiner aber thut, als ob er's hörte,
Schauen stumm zur schwarzen Erde nieder,
Ob sie wachsen sah'n des Grases Wellen,
Wie man sieht der Mädchen Busen schwellen.

Schweigt auch Wide Danitschitsch der Recke,
Springt jedoch empor auf seine Beine,
Nimmt zur Hand die leichte Damascenerin,
Setzt mit ihr durch Wald und über Felsen,
Hüpfend wie ein Hirsch von sieben Jahren,
Graden Wegs gen Limno zu, die Feste.

Nachruft ihm der Harambascha Midat:
„Halte doch, Wid Danitschitsch, o Bruder!
Halt und bleibe! Treib' kein thöricht Spiel du!
Bliebest du mir in dem weißen Limne,
Keinen Bessern hätt' ich in der Truppe!
Was wir thaten, hast du es vergessen?
Denkst nicht mehr, daß wir jüngst erschlugen
Mal-Aga, den Türkengreis von Limno,
Ihm vom Kleid die goldnen Spangen nahmen?
Trägst an deinem Kleide ja die Spangen,
Und die Schuhe und die weiten Hosen
Mal-Aga's an deinen leichten Beinen,

Und die leichte Damascenerflinte,
Die du selbst ihm nahmst, an deiner Schulter!
So du aber nicht zurück willst kehren,
Wirf um dich doch einen weiten Mantel
Und bedecke an der Brust die Spangen,
An den Beinen Schuh und weite Hosen!
Häng' an deine Schulter meine Flinte!
Dann erst, Wide, magst du gehn nach Limno!"

Ihm gehorchet Danitschitsch zur Stelle,
Nimmt um sich gleich einen weiten Mantel,
Deckt damit an seiner Brust die Spangen,
Deckt die Schuhe und die weiten Hosen,
Uebergibt die Flinte ihm Mal-Aga's,
Hängt die Flinte Midat's an die Schulter,
Geht dann hin nach Limno's weißer Veste.

Ungehindert kommt er an in Limno,
Holt die Spangen hier und die Agraffen,
Geht zurück dann durch das Waldgebirge.

Unterwegs auf einer Türkenwiese
Sieht er spielen dreißig junge Türken,
Steine werfen mit den starken Armen,
Kühnen Sprunges springen um die Wette.
Näheran tritt Danitschitsch zu ihnen,
Bietet ihnen freundlich seinen Selam.
Freundlich ihm die Türken drauf erwiedern:
„Sei willkommen, unbekannter Recke!"
Hei, da sehe einer unsern Wide!
Einen Stein erfaßt er mit der Rechten,

Wirft ein mal, und überwirft sie Alle,
Springt ein mal, und überspringt sie Alle,
Will dann seines Wegs gehn in's Gebirge.

Doch herankommt just der Sohn Mal-Aga's
Mit Haikuna, seiner lieben Schwester.
Da er ankommt an der Türkenwiese,
Da erzählen gleich es ihm die Türken,
Wie gethan der unbekannte Recke.
Und Mal-Agitsch — wer ihn da gesehen!
Nimmt zur Stell' vom Boden einen Stein auf,
Wirft den Stein, und wirft so weit als Wide,
Wirft noch einen, und wirft noch viel weiter,
Springt, und springt viel weiter noch als Wide.

Da dies schauen die Limnaner Türken,
Rufen sie: „Kehr' um, o Held aus Bosnien!
Weiter viel als du noch wirft Mal-Agitsch,
Ueberspringt dich weithin kühnen Sprunges!"

Da dies höret Danitschitsch der Recke,
Kehrt er um gleich zu der Türkenwiese,
Nimmt gleich wieder einen Stein vom Boden,
Wirft und wirft noch weiter, als Mal-Agitsch.
Müd' jedoch des Weges und der Hitze
Läßt den Mantel auseinand' er fallen,
Daß weithin die goldnen Spangen glänzen.

Horch! Da ruft Haikuna, ruft auf Türkisch:
„Seh euch, wehe! Türken ihr von Limno!
Denn fürwahr, dies ist kein Held aus Bosnien,

Sondern Wide Danitſchitſch, der Räuber!
Siehſt du, Bruder, unſers Vaters Spangen?"

Wohl jedoch kennt Danitſchitſch das Türk'ſche,
Greift nach ſeiner leichten Damascenerin,
Eilt querfeldein nach dem Waldgebirge,
Hinter ihm her laufen ſchrei'nd die Türken.
Kaum daß er erreicht die grünen Berge,
Legt Mal-Agitſch an die ſchlanke Flinte,
Zielt nach ihm, und gibt lebendig Feuer,
Jagt ihm grad in's linke Bein die Kugel.
Stehend aber auf dem rechten Beine,
Läßt er näher den Verfolger kommen,
Schießt und trifft — trifft ihn an guter Stelle
In die Bruſt, wo man die Spangen ſchließet,
Schießt herab ihn von dem weißen Roſſe.
In den Raſen ſtürzt Mal-Agitſch nieder.
Doch heran kann Wide nicht zum Tödten,
Daß er ab das rothe Haupt ihm ſchneide,
Denn auf ihn im ſelben Augenblicke
Werfen ſich die Türken, ihn zu tödten.

Da, ein gutes Glück war's, das ihm beiſprang!
Weithin ſchallend war die ſchlanke Flinte,
Daß man ſie im Kunor-Bergwald hörte,
Und Mihat erkannte ſie zur Stelle!
Auftrief er die lagernden Genoſſen:
„Auf, ihr Brüder, drei mal zehn Haiduken!
Hört ihr ſchallen meine Damascenerin?
In Gefahr iſt Wide uns gerathen!"
Springt empor auf ſeine leichten Beine,

Gilt hinab durch's grüne Waldgebirge,
Hinter ſich die drei mal zehn Haiduken,
Kommt juſt an mit ſeinen dreißig Mannen,
Da die Türken Wide überwält'gen.
Nun denn kämpfen Türken und Haiduken!
Ein mal feuern beide gen einander —
Von den Türken rettet ſich kaum Einer,
Von den Serben blieb' am Platze Keiner,
Blieb nicht todt der Fahnenträger Laſo,
Und nicht Wide Danitſchitſch verwundet.

Laſo, den begraben ſie zur Stelle,
Theilen auch zur Stelle gleich die Beute;
Wide aber legen ſie auf Flinten,
Tragen ihn zurück in's Waldgebirge.

Der kleine Radoiza.

1. Wie der kleine Radoiza ſeine erſte Liebe freit.

Kühlwein trinken dreißig Zetinianer
An den ſtillen Ufern der Zetina.
Wie ihn ſchenkt das Zetinianermädchen,
Wie es reicht den vollen Becher Einem,
Nimmt den Becher Keiner von den Allen,
Sondern ſchlingt den Arm um's ſchlanke Mädchen.

Spricht jedoch die ſchöne Zetinianin:
„So mir Gott, ihr dreißig Zetinianer,
Kann ich auch die Dienrin ſein von Allen,
Kann ich doch nicht ſein auch Aller Liebchen,
Sondern mag nur jenen Helden lieben,
Der da überſchwimmet die Zetina
Ganz in Heldenanzug und in Waffen
Und gehüllt in ſeinen rothen Mantel!
Der ſo überſchwimmt das kühle Waſſer,
Und von einem Ufer ſchwimmt an's andre,
Dem nur will ein treues Lieb ich werden!“

Thun die Helden, ob es Keiner höre,
Senken all den Blick zur Erde nieder.
Nicht auch senkt den Blick der kleine Rado,
Sondern springt auf seine leichten Beine,
Schnallet an den Leib die blanken Waffen,
Leget an die mancherlei Gewänder,
Wirft den rothen Mantel noch darüber,
Ueberschwimmt dann der Zetina Wasser,
Ueberschwimmt's, der wackre Held, gerade
Von dem einen bis an's andre Ufer.

Als er durch das Wasser dann zurückschwimmt,
Senkt er sich ein wenig unter's Wasser,
Senkt sich nicht, ob ihn die Kraft verließe,
Senkt sich nur, daß er das Mädchen prüfe,
Ob als Liebste es ihm treu auch bliebe.

Da das liebe Mädchen ihn sieht sinken,
Wirft es sich nach ihm in's kühle Wasser.

Da dies aber Radoiza siehet,
Taucht er schnell empor, erfaßt das Mädchen,
Trägt es aus dem Strome an das Ufer,
Nimmt dann an der Hand die Zetinianin,
Führt sie heim in seine weißen Höfe.

2. Wie der kleine Radoiza gefangen iſt, und ſeine zweite Liebe freit.

Iſt dies Donner? Oder bebt die Erde?
Schlägt das wüſte Meer der Küſte Marmor?
Oder kämpfen im Gebirg die Wilen?
Nicht iſt's Donner und nicht bebt die Erde,
Nicht des Meeres Schlag an's Seegeſtade,
Nicht der Wilen Kampf auf Popin's Höhen:
Fern von Zara donnern die Kanonen,
Freudenfeſte feiert Bekir-Aga,
Weil den kleinen Rado er gefangen,
Und ihm Rado ſitzt im tiefſten Kerker!

Zwanzig Andre ſitzen längſt im Kerker,
Jammern Alle, und nur Einer ſinget,
Singt und tröſtet alſo die Genoſſen:
„Fürchtet nicht, o meine theuern Brüder!
Einen Helden wird wol Gott noch ſenden,
Zu erlöſen uns aus ſolchem Elend!“

Da nun Rado kommt in ihre Mitte,
Weinen Alle laut aus Einer Kehle,
So den Neugefangenen verwünſchend:

„Radoiza, daß dich Unheil treffe!
Warst der einz'ge Held, auf den wir hofften,
Daß er uns aus solcher Schmach erlöse,
Und nun sieh', nun bist du selbst gefangen!
Wehe! Welcher Held kann uns befreien nun?"

Radoiza ihnen drauf erwiedert:
„Fürchtet nicht, o meine theuern Brüder!
Morgen, wenn der weiße Tag erschienen,
Ruft herbei den Aga Bekir-Aga,
Saget ihm, klein Rado sei gestorben,
Ob der Aga mich vielleicht begrübe!"

Als es Tag ward und die Sonne wärmte,
Rufen laut die Zwanzig in dem Kerker:
„Straf' dich Gott, o Aga Bekir-Aga,
Der zu uns du thatst den kleinen Rado!
Gestern wolltest du ihn nicht erhängen,
Heute ist er selber dir gestorben!
Soll des Todten Mißduft uns auch tödten?"

Und der Aga, da er dieses höret,
Läßt zur Stund' den tiefen Kerker öffnen,
Läßt heraus den kleinen Rado schaffen:
„Tragt ihn fort, Gefangne, und begrabt ihn!"

Spricht jedoch des Bekir-Aga Frauen:
„Wahrlich, so mir Gott! Nicht todt ist Rado!
Todt nicht, denn, o seht, wie er sich reget!
Legt lebendig Feuer auf die Brust ihm,
Ob sich da der Buhlensohn nicht rege!"

Legen auf die Bruſt ihm lebend Feuer.
Rado aber iſt ein Held vom Herzen,
Regt ſich nicht, verzieht auch keine Miene.

Redet weiter Bekir-Aga's Frauen:
„So mir Gott, geſtorben iſt nicht Rado!
Nicht geſtorben, denn o ſeht, er regt ſich!
Holt herbei nur eine wilde Schlange,
Legt ſie auf die Bruſt dem argen Schelmen,
Ob der Buhler nicht davor zurückſchrickt,
Ob nicht zuckt der liſtige Halbtuk!"

Und ſie fangen eine wilde Schlange,
Legen auf die Bruſt ſie Radoiza's.
Rado aber bleibt ein Held vom Herzen,
Schrickt nicht auf und zuckt auch nicht im mindſten.

Weiter aber ruft des Aga Ehfrau:
„So mir Gott, und dennoch iſt er todt nicht,
Iſt nicht todt, denn ſeht, auch dieſes merkt er!
Holt herbei nur zwanzig ſcharfe Nägel,
Schlagt ihm ſie in Zehen und in Finger,
Ob der Buhler dann noch immer ſtumm bleibt!"

Und ſie holen zwanzig ſpitze Nägel,
Schlagen ſie in Zehen ihm und Finger.
Doch auch dabei bleibt er ſtarken Herzens,
Gibt von ſich nicht Laut noch leiſen Athem.

Weiter aber ruft des Aga's Frauen:
„So mir Gott, nicht todt iſt dennoch Rado,

Todt nicht — ſieht doch hin, wie er ſich reget!
Sammelt einen Reigen junger Mädchen,
An des Reigens Spitze ſchön Haikuna,
Ob der Scheim der ſchönen Maid nicht zuſacht!"

Und ſie ſammeln einen Mädchenreigen,
An des Reigens Spitze ſchön Haikuna.
Rings um Rado führen ſie den Reigen,
Und vor Rado tanzet ſchön Haikuna.

Wie ſie ſchön iſt, das ſie Gott erſchlage!
Iſt die Schönſte und die Größte Aller,
Ueberragt an hohem Wuchs den Reigen,
Ueberſtrahlt an heller Pracht die Andern!
Um den Hals erklingen ihr die Kettlein,
Und beim Tanze rauſcht um ſie die Seide!

Da ſie ſieht der kleine Radoiza,
Schielt er nach ihr mit dem linken Auge,
Lächelt nach ihr unter'm rechten Schnurbart.

Jung Haikuna aber, da ſie's ſiehet,
Läßt im Tanz ihr Tüchlein auf ihn fallen,
Daß es keines von den Mädchen merke,
Spricht-alſo zu Bekir, ihrem Vater:
„O mein Vater, wolle du nicht ſünd'gen,
Laß zur Stell' begraben den Gefangnen!"

Alſo aber ſpricht des Aga Frauen:
„Nimmermehr ſollt ihr den Scheim begraben,
Sondern werfen in des Meeres Abgrund,

Daß an köſtlichem Haidukenfleiſche
Sich des Meeres wilde Fiſche laben!“

Da ergreift ihn Aga Bekir-Aga,
Wirft ihn in des Meeres tiefſten Abgrund.

Rado aber iſt ein tücht'ger Schwimmer,
Schwimmt hinweg weit von der Meeresküſte,
Schwimmt an's Land weit ab von Bekir's Hofe,
Steigt an's Land und ruft aus weißer Kehle:
„Wehe mir, o meine guten Zähne,
Zieht mir nun die Nägel aus den Fingern!“
Sitzt dann nieder, kreuzt die leichten Beine,
Zieht heraus die zwanzig ſpitzen Nägel,
Birgt ſie wohl an ſeinem feinen Buſen.
Rado aber iſt nicht, der er ruhn mag!
Da nur erſt die finſtre Nacht begonnen,
Eilt er wieder zu den Höfen Bekir's,
Schreitet hin juſt unter Bekir's Fenſtern,
Da der Aga bei dem Nachtmahl ſitzet
Und alſo zu ſeiner Frauen redet:
„Meine Frauen, meine treue Liebe!
Sieh', zur Stunde ſind's neun Jahre eben,
Seit Haiduk der kleine Rado worden,
Und dein Herr aus Furcht vor dieſem Rado
Nicht in Frieden ſeinen Scherbet ſchlürfte!
Dank ſei Gott! Nun lebt nicht mehr klein Rado,
Seinem Haupt auch hat die Stund' geſchlagen!
Nun, wenn es erſt Tag geworden morgen,
Will die zwanzig Andern ich auch hängen!“

Rado hört dies, denkt nicht lange nach erſt,
Stürzt entſchloſſen in des Aga Stube,
Faßt den Aga an dem weißen Nacken,
Reißt den Kopf ihm von den beiden Schultern,
Faſſet dann des Bekir-Aga Frauen,
Holt die Nägel vor von ſeinem Buſen,
Schlägt ſie Bekir's Frauen in die Finger.
Da er kaum die Hälfte eingeſchlagen,
Gibt die Hündin, gibt ſie auf die Seele.
„Wirſt nun wiſſen, Bekir's-Aga Frauen,
Wie im Fleiſch die ſpitzen Nägel ſchmerzen!"

Bei der Hand dann nimmt er ſchön Haikuna:
„O Haikuna, Herz in meiner Bruſt du!
Daß du doch die Kerkerſchlüſſel fändeſt
Und wir frei die zwanzig Freunde ließen!"

Und Haikuna bringt die Kerkerſchlüſſel,
Und herausführt Rado die Gefangnen,
Spricht dann weiter zu der ſchönen Jungfrau:
„O Haikuna, meine theure Seele!
Daß du auch der Schätze Schlüſſel fändeſt,
Und ich Wen'ges mir auf Zehrung nähme,
Denn gar weit iſt's bis zu meinem Hauſe
Und wol Noth thut's, daß ein Trunk mich labe!"

Und Haikuna öffnet ihm die Schränke,
Oeffnet ihm die Schränke, drin die Thaler.
Rado aber ſpricht zu ihr noch weiter:
„O Haikuna, du mein theures Herze,
Sag', was ſoll ich mit den ſchweren Hufen?
Hab' kein Roß, damit es zu beſchlagen!"

Und Haikuna öffnet andre Schränke,
Oeffnet ihm die Schränke der Dukaten.
Seine Freunde nun betheilet Rado,
Faßt Haikuna dann an ihrem Arme,
Führt sie mit sich in die serb'sche Heimat,
Führt sie dort in eine weiße Kirche,
Taust Haikuna um zu Angelia,
Führt sie heim als seine liebe Hausfrau.

3. Die Witwe und das Waislein des kleinen Radoiza.

Aus dem Bergwald ruft die weiße Wila:
„Kleines Dorf, was bist du mir so traurig,
Und was schwinget jetzt in dir kein Reigen?“

Drauf zurück ihr eine zweite Wila:
„Schweig', o Wila, daß der Hals dir schmerze!
Sag', wie sollt' es heiter sein im Dorfe,
Wenn da stirbt der kleine Radoiza,
Der die muntern Reigen immer führte?
Rückwärts bleibt ihm eine traur'ge Witwe,
Rückwärts ihm ein unglückselig Waislein,
Allzu hülflos, kaum noch vierzig Tage!
Seinem Weib empfiehlt er dieses Waislein:
„O mein Lieb, soll dich mein Fluch nicht treffen,
Nicht vermähr' dich wieder vor drei Jahren,
Nicht, eh' nicht mein Waislein aufgewachsen!“

Kaum daß noch drei Wochen sind vorüber,
Kommen schon zu Jela ihre Brüder,

Heben an gar schön ihr zuzureden:
„Komm, o Jela, komm zu unsern Höfen,
Unsern Höfen und zu unsrer Mutter!“
Jela aber folget nicht den Brüdern.

Kaum daß eine Woche drauf verfließet,
Kommt zu ihr die alte Mutter selber:
„Komm, o Jela, so dir's wohlgedeihe,
Daß dich deine Mutter groß genähret!“

Anders nimmer kann die Witwe Jela,
Redet also zu der alten Mutter:
„Nur verziehe, liebe alte Mutter,
Nur verziehe bis nach Sonnensinken,
Daß ich erst mein armes Waislein säuge,
Daß das arme Waislein linder schlafe
Und nicht seh', wohin ihm geht die Mutter,
Und nach ihr nicht mit den Aeuglein suche,
Und nicht schaue, ob sie bald ihm komme,
Bald ihm bringe Muttermahrung, süße!“

Drauf jedoch zu ihr die alte Mutter:
„Sorge du nicht um dein armes Waislein!
Bei dem Waislein bleiben milde Basen,
Werden es an ihren Brüsten stillen;
Bei dem Waislein bleiben liebe Muhmen,
Werden es am frühen Morgen baden;
Bei dem Waislein bleibt ja Nado's Mutter,
Wird dein Waislein sorgsam auferziehen!“

Anders nimmer kann die Witwe Jela —
Bei ihr wartet ihre alte Mutter,

Bis die Sonne niederging am Abend,
Bis ſie ein mal noch geſäugt ihr Waislein,
Es geſäugt und eingehüllt im Wieglein,
Daß das arme Waislein linder ſchlafe
Und nicht ſeh', wohin die Mutter gehe,
Und nach ihr nicht mit dem Aeuglein ſuche,
Und nicht ſchaue, ob ſie bald ihm komme,
Und ihm bringe Mutternahrung, ſüße —
Sitzet zu der Mutter in den Wagen,
Kehrt zurück nach ihrer Mutter Höfen.

Um war noch nicht einer Woche Dauer,
Steigt empor der Vollmond aus den Bergen,
Frug ihn alſo Rabdja's Liebe:
„O du Mond, mein nächtlich ſtiller Walter,
Sahſt du wol mein armes Waislein irgend?
Iſt bekleidet oder nackt das Würmlein?
Iſt beſchuht es oder iſt es barfuß?
Iſt's geſättigt oder iſt es hungrig?
Wird's gebadet an dem frühen Morgen?
Führt es auf nicht aus dem ſüßen Schlafe?
Sucht's nicht mit dem Aeuglein nach der Mutter?
Schaut es nicht, ob ihm die Mutter komme,
Und ihm bringe Mutternahrung, ſüße?"

Drauf der Vollmond dieſes ihr erwiedert:
„Arme Jela, Liebe Rabdja's!
Ueber Dörfer wandl' ich hin und Städte,
Sah auch, Jela, ſah dein armes Waislein!
Nackt nicht iſt es, ſondern wohl gekleidet,
Iſt nicht barfuß, ſondern wohl beſchuhet,

Iſt nicht hungrig, ſondern wohl genähret,
Wird gebadet früh an jedem Morgen,
Fährt empor nicht aus dem ſüßen Schlafe,
Sucht nicht mit den Aeuglein nach der Mutter,
Schauet nicht, woher zu ihm du kommeſt
Und ihm bieteſt Mutternahrung, ſüße —
Eins nur fehlt ihm — Mutterherz, das liebe!"

Da dies Iele hört, die arme Witwe,
Schreit ſie auf vor Jammer, eine Schlange,
Und vor Schmerze bricht im Leib ihr Herze.
An die Erde, eine Leiche, ſinkt ſie.

Iwo der Haiduke.

Früh erwachet Iwo der Haiduke,
Früh erwacht er, redet zu ſich ſelber:
„Heute iſt's ein Jahr vorüber eben,
Daß die alte Mutter ich verloren.
Brüder, hab' ich nicht, nicht liebe Schweſtern,
Keinen Freund im Unglück mir zur Seite
Außer meinem Roß und meinen Waffen,
Leb' allein in meinen weißen Höfen.
Doch zur Laſt ſchon iſt mir dies Alleinſein!
Will hinaus denn, will ein Mädchen ſuchen!
Von der Mutter hört' ich längſt erzählen,
Einzig ſchön und auserleſnen Rufes
Sei der Banin von Erdel die Tochter.
Morgen früh denn will ich mich erheben,
Will ein Roß in aller Stille ſatteln,
Will hinausziehn gen der Banin Höfe.
Krieg' ich Mara zur geliebten Hausfrau,
Will ich ſie mit Gaben ſchön beſchenken,
Will mit Sammt und Seide ſie bedecken,
Will ſie ganz mit Perlen zart beſäen,
Will ihr ſchenken die zwölf golden Ringe,

Die ererbten von der alten Mutter,
Mit den Steinen, die gar nicht zu schätzen,
Nebſt den Ringen tauſend Golddukaten.
Will erbaun auch eine weiße Kirche,
Will geloben manche fromme Stiftung,
Will ernähren Arme und Verwaiſte.
Laden will ich tauſend Hochzeitsgäſte,
Daß man ſehe, wer das Mädchen freite!
Will jedoch die Mutter ſie nicht geben,
Dann will mit Gewalt ich ſie erwerben,
Sie erwerben, oder aber ſterben!“

Was ſo Imo zu ſich ſelbſt geſprochen,
Das vollführt er ungeſäumt, der Kühne.
Führt heraus ein Roß aus ſeinem Stalle,
Ueberdeckt's mit Scharlach bis zur Erde,
Ueberlad't mit reinem Gold den Scharlach,
Und durchflicht mit Perlen zart die Mähne.
Hüllt darauf ſich ſelbſt in Herrenkleider,
Legt an ſich nur Sammt und pure Seide,
Setzt auf's Haupt ſich einen Zobelkalpak
Prachtvoll und mit goldener Agraffe,
Die allein werth tauſend Golddukaten,
Schnallt um ſich noch hellgefegte Waffen,
Wie bei Helden wenig nur zu finden,
Zieht hinaus dann nach dem Hof der Beute.

Da er ankam in des Hofes Vorraum,
Da empfängt ihn Mara's Mutter ſinnend,
Führt hinan ihn zu des Hofes Hallen,
Drinnen Mara ſitzt und zierlich ſticket.

Jemand bietet Iwo Gott zum Gruße.
Gott zum Gruß die Banin ihm erwiedert,
Spricht zu ihm drauf leiſe dieſe Worte:
„Was beliebt dir, unbekannter Recke?“

Ihr zurück drauf Iwo dies beſcheiden:
„Höre mich zu Gunſten, o Frau Banin!
Hörte längſt von meiner alten Mutter,
Bei dir ſei ein unſchätzbares Kleinod,
Deine Tochter, deine liebe einz'ge.
Hörte, wie die Mutter oft ſie rühmte,
Schöner ſei ſie als der weiße Tag ſelbſt,
Und nicht geb's in Erdei eine Zweite
Ihr an Schönheit gleich und Herzensgüte;
Sie zu freien bin ich nun gekommen.
Denn zur Laſt ſchon iſt mir dies Alleinſein;
Hab' nicht Brüder, hab' nicht liebe Schweſtern,
Und vor'm Jahre ſtarb mir auch die Mutter!
Krieg' ich Mara zur geliebten Hausfrau,
Will erbaun ich eine weiße Kirche,
Will geloben manche fromme Stiftung,
Will ernähren Arme und Verwaiſte —
Iwo bin ich, Häuptling der Haiduken!“

Spricht alſo und wendet ſich zu Mara,
Und beſchenkt ſie mit Geſchenken koſtbar,
Ueberhängt mit Sammt ſie und mit Seide,
Ueberſät ſie mit den zartſten Perlen,
Legt vor ſie hin die zwölf Ringe golden
Mit den Steinen, die gar nicht zu ſchätzen,
Nebſt den Ringen tauſend Goldukaten.

Alſo aber ſpricht zu ihm die Banin,
Spricht zu ihm und ſeufzt, indem ſie redet:
„So mir Gott, Haidukenhäuptling Imo,
Keinen Makel kennt' ich an dir finden!
Doch — noch iſt nicht Mara für die Ehe,
Zählt ja kaum erſt dreizehn volle Jahre!"

Drauf beſcheiden Imo ihr erwiedert:
„Will, o Banin, gern ein Jährchen warten!"

Keinen Vorwand kann die Banin finden,
Spricht in Wahrheit alſo zu dem Freier:
„Höre mich, o Herr und Häuptling Imo!
So mir Glück und ſo mir meine Augen,
Keinen Makel kennt' ich an dir finden,
Und vielgerne grüßt ich dich als Eidam!
Doch verheißen längſt ſchon hab ich Mara,
Sie verheißen Avram dem Spahia,
Der um ſie als Kind ſchon angehalten
Und mit Herrengaben ſie beſchenkt hat,
Ihr den Ring gab und beſprach die Hochzeit.
Bald mit ſeinen Swaten wird er kommen;
Denn nur kurze Friſt wollt er beſtimmen,
Kurze Friſt, die Dauer dreier Wochen,
Heimzuziehen nur nach ſeinen Höfen,
Um die ſchmucken Gäſte zu verſammeln."

Als vernommen Imo dieſe Rede,
That es weh ihm in der tiefſten Seele,
Und entſchloſſen ſpricht er zu der Banin:
„Nun denn! Und ſo höre, o Frau Banin!

Gehen werd' ich in die ſchwarzen Wälder,
Werde warten mitten in den Wäldern,
Dort erſchlagen alle ſeine Swaten,
Und erwerben Mara durch Gewalt mir,
Oder ſterben ſelber dort zur Stelle!"

Dieſes ſpricht er, ſpringt auf ſeine Beine,
Schwingt hinan ſich auf ſein gutes Streitroß,
Eilt zurück nach ſeinen weißen Höfen,
Schart um ſich zwölf wagende Haiduken,
Geht mit ihnen in den ſchwarzen Bergwald.
Angekommen in den ſchwarzen Wäldern
Wohnt er drin die Dauer zweier Wochen
Und erwartet Awram den Spahia,
Ihn und ſeine ſchmucken Hochzeitgäſte.
Was er harret, das erharrt er endlich.
Da vorüber ſind die beiden Wochen,
Kommt des Weges Awram mit den Swaten,
Zieht gerade nach der Banin Hofe.

Schön empfängt die Banin ihren Eidam,
Stattet ſchön aus ihre junge Tochter,
Legt ihr an die herrlichſten Gewänder,
Spricht zu ihr, eh' ſie ſie läßt von hinnen:
„Höre mich, o Mara, liebe Tochter!
Wenn ihr hinzieht über's ebne Flachland,
Und hinankommt zu den ſchwarzen Wäldern,
Bitt' den Kum dann und den Staroſwaten,
Daß ſie anziehn ihre Heldenroſſe,
Schweigen heißen Pauken und Schalmeien,
Schlagen nicht die Schellentrommeln laſſen,

Einziehn vor dem Hochzeitszug die Fahnen,
Daß euch Imo, der Haiduk, nicht merke,
Der zu mir kam, dich zur Braut zu werben,
Und erzürnt und schwörend ging von dannen,
Dein zu harren in den schwarzen Wäldern!
Kommst du glücklich in die Höfe Awram's,
Achte fein wie deiner eignen Augen,
Deiner Schwägrinnen wie eigner Schwestern,
Deiner Schwäger wie geborner Brüder,
Deiner Schwieger wie der eignen Mutter,
Deines Schwähers wie des eignen Vaters!"
Auf dann brechen die geſchmückten Gäſte,
Führen fort die Braut, die wunderſchöne.

Hinwärts ziehn ſie über's ebne Flachland
Wie ein Zug von Sternen zieht am Himmel,
Pauken ſchlagend und Schalmeien ſpielend,
Schlagend laut die hellen Schellentrommeln.
Friſch im Windzug wehn die bunten Fahnen.
Da ſie aber zu den Wäldern kommen,
Spricht alſo die Braut, die wunderſchöne:
„Lieber Kum und lieber Starifwatz!
Unrecht iſt es, daß nach Euch ich ſchaue,
Wie denn recht erſt, daß ich zu Euch rede!
Dennoch muß ich's! Haltet an die Roſſe!
Heißt die Pauken, die Schalmeien ſchweigen,
Einziehn die geſchmückten Hochzeitsfahnen!
Vor uns ſind die ſchwarzen Waldgebirge,
Drinnen unſer zwölf Haiduken harren
Und der dreizehnte ihr Häuptling Imo,
Der um mich jüngſt bei der Mutter anhielt,

Mich beschenkte mit Geschenken kostbar,
Mich umhüllte schwer mit Sammt und Seide,
Mich besäte reich mit hellen Perlen,
Mir verehrte zwölf der schönsten Ringe,
Dran die edlen Steine gar nicht schätzbar,
Und darüber tausend Golddukaten!
Doch nicht geben mocht' mich ihm die Mutter
Drob entbrannt' er und verschwor sich furchtbar,
Harret unser in den schwarzen Wäldern!"

Solcher Mahnung achten nicht die Swaten,
Spornen mehr nur ihre Heldenrosse,
Lassen lauter Pauk' und Pfeif' ertönen,
Schlagen stärker an die Schellentrommeln,
Schwingen höher die geschmückten Fahnen.

Doch im Walde hören es die Zwölfe,
Hinterbringen's Iwo, ihrem Häuptling:
„O Gebieter, Iwo, unser Häuptling,
Sieh' die Swaten Awram's des Spahia!"
Und der Häuptling, da er es vernommen,
Springt empor zur Stell' auf seine Beine,
Ueberfällt die Swaten mit den Seinen,
Schlägt sie nieder ohne Ausnahm' Alle,
Tödtet Awram selbst, den Neuvermählten.
Fruchtlos fleht die schöne Braut und jammert:
„Iwo! Sei in Gott mein Bundesbruder!
Laß am Leben Einen mir der Schwäger,
Der zurück mich zu der Mutter führe
Ohne Ringbrot und beraubt des Kopftuchs!"
An das Knie mit seiner Rechten schlägt sich

Awe, da er ſolches Flehen höret,
Und erwiedert dies der armen Mara:
„Hündin eine, wunderſchönes Mägdlein!
Warum nanntest früher mich nicht Bruder?
Alle Swaten ließ ich dir am Leben;
Warum nicht auch Awram den Spahia?"

Da vernommen Mara ſolche Antwort,
Schreit ſie auf gleich einer wilden Schlange,
Rafft zuſammen des Gewandes Enden,
Wirft ſich hin auf die erſchlagnen Swaten,
Küßt ſie jammernd nach der Reihe Alle,
Küßt zuletzt auch Awram den Spahia,
Spricht zu ihm, mit Küſſen ihn bedeckend:
„Weh, o Awram, nicht vergönnter Freund mir,
Was doch biſt du böſe mir geworden?
Honiglippen, warum mich nicht küßt ihr?
Weiße Zähne, warum mir nicht lacht ihr?
Weiße Hände, warum mich nicht halft ihr?
Schwarze Augen, warum mich nicht ſchaut ihr?
Seid ihr etwa böſe mir geworden,
Weil ich, Arme, wenig Schönes biete?
Bring' euch dar ja Alles, was ich habe!
Jedem Swaten ein geſticktes Tüchlein
Und dir ſelber einen goldnen Anzug,
Deiner Mutter ein geſchmücktes Hemdchen,
Dran mehr Gold als feingewobnes Linnen,
An der Bruſt beſtickt mit Trauerblümlein,
Trauerblümlein und auch Nießwurzblümlein,
Daß ſie traure, wo ſie immer gehe,
Daß ſie klage, wo ſie immer ſtehe;

Dieſes Hemdchen ſandte meine Schnur mir,
Die geführte, doch nicht heimgeführte —
Tief im Walde hat ſie ihre Höfe!“

Reißt vom Gürtel drauf ein blankes Meſſer,
Bohrt, ſo jung, ſich's in den weißen Buſen.
„Bin ich Amram's, des Spahlas, Lieb nicht,
Nun ſo will ich gar nicht ſein!“ ſo ruft ſie,
Sinket nieder — athmet nie mehr wieder.

Meister Manoilo.

Trug ſich in Budim, der weißen Veſte,
Daß des Paſchas Aepflein ging verloren.
Sandt' der Paſcha einen flinken Herold,
Ließ ſogleich verkünden in der Veſte:
Einer müſſe bürgen für den Andern;
Doch am ſelben Tag noch müſſe ſterben,
Wer für ſich nicht einen Bürgen fände.

Einer nun verbürgt ſich für den Andern.
Für den Reichen bürgt der Reiche wieder,
Und der Arme bürget für den Armen.
Nur für Einen findet ſich kein Bürge,
Für den Helden, Meiſter Manoilo.

Tödten drum will ihn der Paſcha laſſen.
Meiſter Manoilo aber hört es,
Wirft ſich eine Flinte um die Schultern,
Fliehet in's Gebirge, in den Bergwald,
Streifet als Haiduk unter drei Jahre,
Füllt mit Schrecken von Budim den Umkreis,
Lagert üb'rall, wo ein Schiff an's Land legt,

Läßt in Frieden keinen Brautzug ziehen,
Nicht die Steuer an den Sultan kommen,
Nicht den Kaufmann fördern ſeine Güter,
Nicht den Hadſchia nach der Kaba wallen.

Viel der Klagen und Beſchwerden kommen
Nach Budim dem Paſcha in den Divan:
„Weh', o Paſcha! Siehe, welch Bedrängniß
Uns bereitet Meiſter Manoilo!
Sieh'! Drei volle Jahre iſt es heute,
Seit der Schelm in's Waldgebirg geflohen,
Durch den Bergwald als Haiduk umherſtreift,
Und mit Schreck das Land erfüllt von Budim!
Alle Fährten hält er, alle Straßen,
Daß kein Brautzug ſicher kann dahinziehn,
Nicht die Steuer kommen an den Sultan,
Nicht der Kaufmann fördern ſeine Güter,
Nicht der Hadſchia wallen nach der Kaba!"

Da nun dies von Budim hört der Paſcha,
Schickt er ſeinen flinken Herold wieder,
Läßt verkünden Solches in der Veſte:
„So ein Weib geboren einen Helden,
Der da bringt den Meiſter Manoilo,
Der ihn bringt dem Paſcha in den Divan,
Sei es, daß er ihn lebendig bringe,
Oder des Erſchlagnen blutig Haupt nur,
Drei Saumlaſten Gutes ſoll er haben,
Soll auch Herr ſein, wie der Paſcha ſelber!"

Alſo ruft der Herold durch die Veſte.
Doch, ob ſie's nicht hörten, thun die Fernen,

Und die Raben ſchaun zur Erde nieder,
Ob ſie wachſen ſäh'n des Graſes Wellen,
Wie man ſieht der Mädchen Buſen ſchwellen.
Keinen gibt's in Budim, der es wagte
Manoilo aus dem Wald zu holen.

Höret dies die ſchöne junge Hausfrau,
Manoilo's liebe junge Kumin,
Faſſet an der Hand ihr kleines Knäblein
(Kaum noch iſt das Knäblein alt drei Jahre,
Doch getauft nach Sitt' und Chriſtenordnung),
Führt es in den Divan hin zum Paſcha:
„Iſt es wahr, o ehrenwerther Paſcha,
Drei Saumlaſten Gutes ſei'n verheißen
Dem, der einfängt Meiſter Manoilo?"

Ihr erwiedert von Budim der Paſcha:
„Wahr iſt's, Weib! Bei Gott, dem Einzig Einen
Halten werd' ich treu auch, was ich ſagte!
Wer mir beiſchafft Meiſter Manoilo,
Sei es, daß er ihn lebendig bringe,
Oder auch das Haupt nur des Erſchlagnen,
Haben ſoll er drei Saumlaſten Gutes,
Soll als Herr auch walten wie ich ſelber!"

Dies bedenkt die ſchöne junge Hausfrau
Meiſter Manoilo's liebe Kumin,
Nimmt das Knäblein, geht in's Waldgebirge,
Ruft nach allen Seiten durch den Bergwald,
Drin ihr Kume Manoilo hauſet,
Rufet ihn als Taufkum bei dem Namen:

„Sag, wo bist du, Meister Manoilo?
Kume, wo? Drei Jahre sind es heute,
Daß mein Knäblein ungetauft geblieben;
Immer wart' ich, daß mein Taufkum komme,
Seine Pflicht nach Gottes Wort erfülle!"

Da dies höret Meister Manoilo
Und erkennt der Kumin liebe Stimme,
Kommt hervor er aus dem dichten Bergwald,
Sucht und findet seine liebe Kumin,
Nimmt den kleinen Täufling ihr vom Arme,
Küsset ihn und wiegt ihn in den Armen.
Ihn auch küßt die Kumin auf die Hände,
Küsset nach der Sitte ihn in's Antlitz,
Beide geh'n dann nach dem weißen Kloster.

Da vor's weiße Kloster sie gekommen,
Tritt heraus der Igumen, der Alte,
Mit ihm auch ein Pop, ein heil'ger Priester,
Und begrüßen Meister Manoilo.
Beiden danket: „Segen Euch!" der Haiduk,
Beiden küßt er die geweihten Hände,
Beide küssen ihm das Heldenantlitz,
Oeffnen dann des Klosters weißes Kirchlein.
Eintritt erst der Igumen, der Alte,
Ihm nach folgt der Pop, der heil'ge Priester,
Diesem Manoilo dann, der Meister,
Tragend auf dem Arm den kleinen Täufling,
Und zuletzt die gottvergeßne Kumin.

Rückwärts aber bleibt das Weib, das schlaue,
Schließet zu des weißen Kirchleins Pforte,

Ruft ſodann, und ruft aus vollem Halſe:
„Hierher kommt, o Türkenjanitſcharen!
Hier darin iſt Meiſter Manoilo!
Iſt gefangen in dem weißen Kirchlein!“

Da dies höret Meiſter Manoilo,
Reißt ſein blankes Schwert er von der Seite,
Will den alten Igumen erſchlagen,
Niederhaun den Popen auch, den Prieſter,
Will nicht ſchonen ſelbſt den kleinen Täufling.

Doch ihn hält der Igumen, der Alte:
„Nicht doch, Bruder, ſo du Gott bekenneſt!
Denn, o hör' bei Gott dem Einzig Einen,
Nichts von ſolcher Tücke war bekannt uns!“
Gerne glaubt dies Meiſter Manoilo,
Birgt den Säbel wieder in der Scheide,
Macht vom Gurte los die ſchwere Keule,
Schwingt ſie hoch, zu Gott im Himmel betend:
„Starker Gott, vergib mir, wenn ich ſünd'ge,
Deiner Kirche Thor will ich zertrümmern!
So du willſt, und Heldenglück mir beiſteht
Und ich glücklich in's Gebirg entkomme,
Will ich gern dir ſchöne Pforten bauen,
Schöne Pforten, aus gediegnem Golde!“
Alſo ruft noch Meiſter Manoilo,
Sieh', da weicht die Pforte ſeinen Schlägen!
Tritt in's freie Meiſter Manoilo,
Blickt und ſchaut um ſich nach allen Seiten —
Doch zu ſchaun iſt Niemand vor der Kirche,

Niemand, als die junge ſchöne Kumin,
Und auch die verborgen im Gemäuer.

Da dies ſiehet Meiſter Manoilo,
Kreuzt er ſich, zu Gott im Himmel rufend:
„Dank dir, Dank, o Schöpfer du des Weltalls!“
Eilt zurück dann in die weiße Kirche,
Kreuzt vor Gott den lieben kleinen Täufling,
Kreuzt den Täufling, der ſchon längſt getauft iſt,
Läßt zurück ihn bei den heil'gen Männern,
Eilt hinaus dann vor die weiße Kirche,
Auch die liebe Kumin zu beſchenken.
Zwei Dukaten wirft er hin der Kumin,
Wirft ſie an den Arm ihr wie zwei Steine:
„Wär's um's Kreuz nicht, gottvergeſſne Kumin,
Wahrlich, wollt' ich anders dich beſchenken!“
Eilt dann querfeldein mit leichter Ferſe,
Eilt zurück in's finſtre Waldgebirge,
Schafft viel Herzleid nach wie vor dem Paſcha.

Wiſchnitſch Jowan.

Wein trinkt, kühlen Rothwein, Wiſchnitſch Jowan,
Trinkt zu Zengg ihn in der weißen Feſte,
Spricht alſo vom kühlen Weine trinkend:
„So mir Gott, der Einzigeine, beiſteh',
Sammeln will ich dreißig wackre Freunde,
Sammeln ſie in meinem weißen Zengg hier
Und hinaus in's Waldgebirge Prolog,
Und den Krämer Wein dort erwarten!
Von des Meeres Küſte zieht der Krämer
Hinwärts nach dem Markt von Sarajewo,
Mit ſich führend neun Saumlaſten Gutes.
Ich will ich das reiche Gut ihm nehmen,
Meinen Freunden ſeine Spangen ſchenken,
Oberkleider, koſtbar grüne, ferr'gen,
Uns beſchlagen Meſſer und Piſtolen!"

So wie ſich der Held es vorgenommen,
Alſo läßt er's in Erfüllung kommen.
Geht hinaus und ſammelt dreißig Freunde,
Führt die Freunde in's Gebirge Prolog,
Harret hier des reichen Krämers Wein
Von Sanct Georg's bis zum Tag Sanct Peter's.

Petri Tag erſcheint, doch nicht der Krämer.
Weder kommt er, noch von ihm vernimmt man.

Ungeduldig werden drob die Freunde,
Murren laut gen Jowan, ihren Führer:
„Höre Jowan, unſer Harambaſcha!
Lauernd hier in Waldgebirg auf Beute,
Sind vor Hunger abgezehrt und Durſt wir,
Sind die blanken Waffen uns verroſtet,
Beute aber iſt uns nicht geworden!“

Drauf zu ihnen Wiſchnitſch Jowan alſo:
„Wollt, o dreißig Freunde, nicht verzagen!
Ging vorüber dreier Monden Dauer,
Mag verziehn die Friſt noch dreier Wochen!
Bis zu Sanct Ilia's lichtem Tage
Laßt, o Freunde, uns noch Woin's harren!
Iſt der Krämer dann noch nicht erſchienen,
Kehren wir nach Zengg zurück, o Freunde!“

An dem lichten Tag nun Sanct Ilia's
Macht ſich Jowan auf am frühen Morgen,
Betet ſtill erſt unter grüner Tanne,
Horcht hinaus dann in's Gebirge Proleg,
horchet hinwärts nach der Heeresſtraße,
Nimmt zur Hand dann ſeine Venetianrin,
Steigt hinab zur breiten Heeresſtraße,
Lagert im Gebüſch ſich an der Straße,
Zu erſchaun, weß Stimme durch den Wald ruft.

Sieh'! Da kommt des Wegs der ſchwarze Mohre,
Kommt heran und ſingt aus lauter Kehle:

„Wiſchnitſch Jowan, wo doch biſt du heute?
Wein naht, und reiche Güter führt er!"

Längs des Wegs eilt Jowan ihm entgegen,
Schließt in ſeine Arme ihn und küßt ihn,
Fragt ihn erſt nach ſeinem Wohlbefinden,
Fragt dann weiter: „Mohre, lieber Bruder!
Sag', was gibt es, ſo du Gott bekenneſt,
Was doch, daß du Wiſchnitſch Jowan ſucheſt?"

Ihm darauf der ſchwarze Mohr erwiedert:
„Frage nicht, o theurer Bundesbruder!
Ferne nicht mehr iſt der Krämer Wein,
Treibt einher Saumroſſe neun mit Gütern,
Führet mit ſich dreißig Albaneſen.
Griff ihn an mit meinen dreißig Freunden,
Doch von Allen kam davon mir Keiner!"

Noch zu End' nicht hat's der Mohr geſprochen,
Sieh', da kommt des Wegs daher auch Gawran.
Eilends kommt er, ruft aus lauter Kehle:
„Wiſchnitſch Jowan, wo doch biſt du heute?
Wein naht und ſchwere Güter führt er!"

Gawran auch, dem flieh'nden Harambaſcha,
Eilt entgegen Wiſchnitſch längs der Straße,
Schließt in ſeine Arme ihn und küßt ihn,
Fragt ihn erſt nach ſeinem Wohlbefinden,
Fragt dann weiter: „Gawran, lieber Bruder!
Was doch gibt es, ſo du Gott bekenneſt?"

Ihm darauf der Harambascha Gawran:
„Ferne nicht mehr iſt der Krämer Woin,
Führt mit ſich neun Saumeslaſten Gutes,
Ihn begleiten dreißig Albaneſen.
Fiel ihn an mit meinen dreißig Freunden,
Doch von Allen kam davon mir Keiner!“

Da dies hören Wiſchnitſch Jowan's Freunde,
Können ſie der Angſt ſich nicht erwehren.
Alſo aber ſpricht zu ihnen Jowan:
„Fürchtet nichts, o meine lieben Brüder!
So lang mein die gute Venetianin,
Sechs Spann lang, zwölf Quentchen Pulver faſſend,
Soll uns Krämer Woin nicht entkommen,
Nicht mit ſeiner Seel', nicht mit den Gütern!“
Stellt ſie auf dann längs des breiten Weges,
Spricht zu ihnen und belehrt ſie alſo:
„Merket wol! So lang ich ſelbſt nicht ſchieße
Geb' aus ſeinem Rohr auch Niemand Feuer!
Wie ihr aber meinen Schuß vernehmet,
Gebt ihr All' mit einem Schlage Feuer,
Denkt an Gott, anrufend Gott den Einz'gen,
Reißt vom Gurte ſchnell die blanken Meſſer,
Stürzt mit Lärmen auf die breite Straße —
Dann was Gott gibt und das Glück der Helden!“

Zu den Freunden ſpricht noch Wiſchnitſch Jowan,
Sieh, da kommt des Wegs der Krämer Woin!
Mit ſich führt er neun Saumlaſten Gutes,
Und um ihn ſind dreißig Albaneſen.

Da den Krämer Wischnitsch sieht von ferne,
Zielt er nach ihm mit dem schlanken Rohre,
Gibt lebendig Feuer aus dem Rohre;
Seinem Schuß, kaum daß er noch verschollen,
Folgt der Schall von dreißig andern Rohren.

Viele trafen, ein'ge nur verfehlten.
Jowan aber traf den Krämer Woïn,
Traf ihn, daß er taumelnd stürzt vom Rosse.

Auf die Straße eilt nun Wischnitsch Jowan,
Faßt am Halse den getroffnen Woïn —
Jeder faßet, wen getroffen Jeder —,
Nimmt ihm ab die schönen goldnen Spangen,
Nimmt die Gürtel ihm, die goldbelegten,
Schnallt ihm los den blankgewetzten Säbel,
Läßt ihn lebend liegen an der Straße.
Selber zieht er durch das Waldgebirge,
Führt mit sich die Rosse mit den Gütern
Und der Freunde unversehrte Vollzahl.

Oben nun auf des Gebirges Gipfeln
Theilen sie die abgenommnen Güter.
Wischnitsch Jowan nimmt die goldnen Spangen,
Gibt den Gurt dem Harambascha Gavran
Und dem Mohren den gewetzten Säbel.

Doch, da seh' den schwarzen Mohren Einer!
Springt empor und schmäht die Genossen:
„Unrecht habt, Haiduken, ihr gethan mir!
Mehr ist werth der goldbesetzte Leibgurt,

Beſſer ſind die ſchweren goldnen Spangen
Als mein Säbel hier, der blankgewetzte!"

Ihm jedoch erwiedert Wiſchnitſch Jowan:
„Sprich nicht thöricht, Bundesbruder Mohre,
Nicht betrog ich dich, that dir nicht Unrecht!
So du's aber dennoch meinſt, o Mohre —
Hier der Säbel, dort der Krämer Woïn,
Wirſt lebendig finden ihn am Weg noch —
Geh' zu ihm und frag' den Krämer ſelber,
Frag' ihn, wie viel Gutes er verausgabt,
Da die goldnen Spangen er ließ ſchmieden,
Sich mit Gold den Gürtel ließ belegen,
Und mit Gold den Säbel reich beſchlagen!"

Nieder von den Bergen eilt der Mohre,
Stürzt auf Woïn, der noch liegt am Wege:
„So dir Gott, o Krämer Woïn, beiſteh'!
Wie viel Gutes, ſprich, haſt du verausgabt,
Da du dir die Spangen ließeſt ſchmieden,
Dir mit Gold den Gürtel überlegen,
Und mit Gold den Säbel reich beſchlagen?"

Ihm erwiedert der getroffne Woïn:
„So dir Gott, o ſchwarzer Mohre, beiſteh'!
Golddukaten tauſend mußt' ich zahlen,
Da die goldnen Spangen ich ließ ſchmieden,
Tauſend, mir den Gürtel zu belegen,
Tauſend, mir den Säbel zu beſchlagen.
Doch nun hör', o höre, ſchwarzer Mohre!
An mir trag' ich noch Dukaten, tauſend,

Rechts an meiner Bruſt, im Kleid verborgen —
Sterben muß ich hier auf offner Straße —
Komm — und nimm die tauſend Golddukaten!“

Gierig auf ihn wirft der ſchwarze Mohr ſich,
Fährt ihm mit den Händen nach dem Buſen.
Woïn aber, liſtig noch im Sterben,
Richtet nach der Bruſt ihm die Piſtole,
Drückt ſie los, erſchießt den ſchwarzen Mohren.

Aus dem Buſch hervorſtürzt aber Jowan —
War von fern gefolgt dem ſchwarzen Mohren —,
Schlägt vom Rumpf das böſe ſchwarze Haupt ihm,
Schlägt dem Krämer Woïn auch das Haupt ab,
Schnallt ſich um den Damaſcenerſäbel,
Geht zu ſeinen Freunden in die Berge,
Macht ſich auf, und zieht nach Jengg in Frieden.

Rado von Sokol.

Im Gebirg, im Dunkel grüner Tannen,
Trinken Wein drei wackre Bundesbrüder:
Radimoj von Sokol iſt der Eine,
Sawa von Poſawlije der Zweite,
Pawle aus dem Sormierland der Dritte.
Neunzig Freunde trinken hier mit ihnen.

Da des Weines ſie genug getrunken,
Redet alſo Radimoj von Sokol:
„Höret mich, o meine beiden Brüder!
Sommer ſchwindet, Winter ein ſich findet;
Weiß ſchon iſt das Land und öd' die Waldung,
Nicht mehr thut ſich's, durch's Gebirg zu ſtreifen!
Darum ſagt: Wo wollt ihr überwintern?
Wo zu Ort und auch bei welchem Freunde?“

Drauf erwiedert Pawle dies von Sormien:
„Bundesbruder, Radimoj von Sokol!
Ueberwintern werd' ich dieſen Winter
Fern in Irig, in der weißen Veſte,
Dort bei Druſchko, bei dem Kapitäne.

Der mir Obdach gab seit sieben Wintern,
Wird auch Obdach diesen Winter geben,
Mir sowol wie meinen sechzig Freunden."
Sawa von Posawlije erwiedert:
„Ueberwintern werd' ich diesen Winter
In Posawlije bei meinem Vater!
Raum genug in seinen dunkeln Kellern
Find' ich dort mit meinen dreißig Freunden.
Aber du, o Bundesbruder Rado,
Sprich, wo denkst dein Obdach du zu nehmen?"

Drauf erwiedert Radiwoj von Sokol:
„Hört mich an, o meine Bundesbrüder!
Niemand hab' ich, der verwandt mir wäre,
Hab' in Gott nur Einen Bundesbruder,
Achschin-Beg, den Beg der Veste Sokol.
Seit neun Jahren, durch neun strenge Winter
Hat er treu, o Brüder, mich beherbergt,
Wird im zehnten Obdach auch mir gönnen.
Doch nun Eines, wackre Bundesbrüder!
Wenn des Winters strenger Frost vorüber,
Nach dem Frost der Tag Sanct Georg's anbrach,
Und der Berg mit neuem Laub sich kleidet
Und der Grund mit Wasen und mit Blumen;
Wenn im wilden Dornstrauch an der Sawe
Ihren Sang die Lerche wieder anstimmt
Und der Wolf zurückeilt in's Geklüfte:
Wo, o Brüder, sehn wir uns dann wieder?
Laßt es dort sein, wo wir heute scheiden!
Laßt, wer nicht zur angesetzten Frist kommt,
Sieben Tag' erharrt sein von den Andern;

Wer nach ſieben Tagen noch nicht eintrifft,
Sein erwartet noch durch funfzehn Tage!
Wer jedoch nicht kommt nach dieſer Friſt auch,
Den, o Brüder, ſucht in ſeinem Obdach!“

Sprechen ſo und ſpringen auf die Beine,
Küſſen Einer auf die Wang' den Andern,
Herzen Jeder ſeine Damascenin,
Ziehn hinaus ein Jeder ſeines Weges:
Pawle aus dem Sormierland gen Irig
Und mit ihm von den Haiduken ſechzig,
Same nach Poſawlije der Ebne
Und mit ihm von den Haiduken dreißig,
Radiwoj gen Sokol's weiße Veſte.

Abends ſpät kommt Radiwoj nach Sokol
Vor die Höfe Achſchin-Beg des Begen.

Mit der Streitart pocht er an die Pforte.
In den Höfen aber ſchläft der Beg ſchon,
Schläft darin mit ſeiner lieben Hausfrau.

Da ſie's höret, weckt die Frau den Begen:
„Achſchin-Beg, o Beg, und mein Gebieter,
Höre, Beg, man pocht an deine Pforte!
Iſt mir recht, ſo iſt's dein Bundesbruder,
Iſt dein Bundesbruder, der Haiduke
Radiwoj von Sokol, der da pochet!“

Schnell von ſeinem Lager hebt ſich Achſchin,
Sperrt erſt auf des Thurmes fichte Pforte,

Eilt vom Thurm dann nieder in den Hofraum,
Oeffnet auch des Hofraums weite Pforte,
Läßt herein den lieben Bundesbruder.

Auf die Wangen küssen sich die Brüder,
Drauf nach Rado's Wohle forschet Achschin,
Führt hinan den Freund nach seinem Thurme.

Auch die Hausfrau kommt ihm hier entgegen,
Küßt ihn auf die weißen Freundeshände,
Nimmt ihm ab die schlanke Damascenrin,
Heißt ihn sitzen auf die niedern Polster,
Bringt ihm dar ein Herrennachtmahl trefflich.

Als am Mahle Rado sich erlabet,
Gürtet er vom Leib die breiten Gürtel —
Drei gewalt'ge, goldgestickte Gürtel,
Je dreihundert Golddukaten haltend —,
Schenket zwei dem vielgeliebten Freunde:
„Dieses dir, in Gott mein Bundesbruder,
Wirst den ganzen Winter ja mein Wirth sein!"
Legt zu Kopf den dritten auf sein Lager,
Greift dann mit der Hand in die Dolama,
Holt hervor drei Schnüre Golddukaten,
Reicht sie dar der Begin zum Geschenke:
„Dieses dir, o liebe Bundesschwägrin,
Wirst mir ja den ganzen Winter dienen,
Niederlassen vor mein Bett den Vorhang!"
Wirft sodann auf's Lager die Dolama,
Schnallt sich ab die beiden grünen Schwerter,
Legt sie nieder an des Lagers Seite,

Legt sich selbst, des langen Weges müde,
Einzuschlummern fester denn ein Lämmlein,
Einzuschlummern an der Seite Ashchin's.

Spät zur Nacht weckt ihren Herrn die Begin:
„Ashchin-Beg, o Beg und mein Gebieter!
Höre du, mein Gut, was mich bekümmert!
Schmähen morgen werden dich die Türken,
Weil du gastlich aufnahmst einen Kjauren!
Drum, o Ashchin, tödte den Haiduken!"

Ashchin-Beg gehorchet seiner Hausfrau,
Greift nach einem von den grünen Schwertern,
Schlachtet seinen Freund damit zur Stelle.
Drauf den todten Bundesbruder nimmt er,
Wirft hinaus ihn aus des Thurmes Fenstern,
Wirft zum Fraß den Adlern ihn und Raben;
Doch nicht Rado's Gurt und die Dolama
Aus dem Thurm auch fortzuschaffen denkt er.

Also war's, doch blieb's nicht also lange.

Bald vorüber ist der strenge Winter,
Neu mit Laubgrün decken sich die Berge,
Und die Erd' mit Blumen und mit Rosen.
In der Saue in dem wilden Dornbusch
Stimmt die Lerche ihren Sang an wieder
Und der Wolf verbirgt sich im Gestüfte.
Nach den Bergen ziehen die Haiduken.

Ein zur rechten Zeit und Stelle treffen
Pawle aus dem Sormierland der Erste,

Sawa von Posaniže der Zweite.
Doch nicht eintrifft Radinoj von Sokol.

Sieben Tage harren sie des Freundes,
Harren keiner auch noch funfzehn Tage,
Brechen auf dann in Gemeinschaft Alle
Gegen Sokol, die berühmte Veste,
Vor die Höfe Ibschin Beg, des Begen.

Mit der Axt pocht Pamle an die Thore,
Pocht just, da der Beg im weißen Thurme
Mit der Begin sitzt beim Abendmahle.

Spricht die Begin, da sie hört das Pochen:
„Hör', o Beg, man pocht an unsre Thore!
Willst du nicht hinabgehn aus dem Thurme
Und des Hofes weite Pforten öffnen?"

Aus dem Thurme geht der Beg hernieder,
Oeffnet schnell des Hofraums weite Pforten.
Doch wie sehr erschrickt der Türkenobre,
Da er sieht die Haramdschen beide,
Und mit ihnen der Gefährten neunzig!
Rückwärts will er nach dem weißen Thurme.
Pamle aber läßt ihn nicht entkommen,
Hält zurück ihn an des Thurmes Treppe,
Hält zurück ihn, hält ihn fest und fragt ihn:
„Nicht so, Beg! Und was so sehr erschrickst du?
Sieh'! Wir sind ja Radinoj's Gefährten!
Unsern Bruder kommen wir nur suchen!
Führ' zu ihm uns, daß wir ihn begrüßen!"

Drauf den Beiden Aschin Beg erwiedert:
„Wie! Von mir verlangt ihr euern Bruder?
Daß euch Gott, ihr beiden Harambaschen!
Längst schon ist ja Radiwoj gestorben!
Mitten in des Winters strengsten Zeiten
Grub ich selbst ihn ein am Samatage;
Was an Gut und Golde er zurückließ,
Theilt ich unter Blinde aus und Lahme!"

Meint darauf Held Sawa von Posawitje:
„Da du all sein Gut und Geld vertheiltest,
Wo ist dann der Gürtel, die Dolama?
Wo dann Rade's beide grünen Schwerter?"

Schwingt empor die dreigeschwänzte Rabe,
Schwingt empor sie über Aschin's Frauen.
Kaum jedoch die Frau die Peitsche schauet,
Oeffnet sie zur Stell' der Hallen Eingang,
Bringt heraus die Schwerter, die Dolama.

Da nun die Dolama sehn die Freunde,
Sie befleckt mit rothem Blute schauen,
Fassen sie zur Stelle gleich den Riegen,
Führen aus dem Thurm ihn in den Hofraum,
Stellen ihn in der Gefährten Mitte,
Säbeln ihn in hundert blut'ge Stücke,
Nehmen alle Habe, die sie finden,
Rächen so den Tod des Bundesbruders,
Ziehn in Glück dann weiter und in Wohlsein.

Haiduk Wukosaw's Ehfrau.

Macht ſich auf ein Türklein von Uddina,
Von Uddina, jener blut'gen Landſchaft,
Junges Türklein, Boitſchirſch Alija,
Macht ſich auf, zu jagen durch den Bergwald,
Nimmt mit ſich Genoſſen viel und Diener,
Führt mit ſich der Hunde viel und Rüden.

Weitum jagt drei Tage lang das Türklein,
Jagt umher, und kann doch nichts erjagen.
An der Tage drittem erſt zu Mittag
Wird dem jungen Türklein gute Beute,
Fängt den ſtarken Wukoſaw das Türklein,
Des Gebirgs gefürchteten Haiduken.

Erſt nun rühmt ſich Boitſchirſch Alija:
„Will nach Stambol den Haiduken führen,
Ihn verehren dem allmächt'gen Sultan!“
Bald jedoch beſinnt er ſich des andern,
Sperrt ihn in ein finſteres Gefängniß,
Läßt ihn drin drei Jahre lang in Elend.

Da des Elends müd' ist der Haidukc,
Ruft er einmal zu dem Türklein Alil:
„Höre mich, o Beirschitsch Alija!
Schenke mir um Gott ein weißes Briefblatt,
Und dazu, was nöthig ist zum Schreiben!
Will ein Brieflein zeichnen, dicht gezeichnet,
Meiner Mutter, meinem Lieb es senden!"

Dies gewährt ihm gern das Türklein Alil,
Reicht ihm dar ein feines weißes Briefblatt
Und dazu was nöthig ist zum Schreiben.
Und auf seinen Knien schreibt der Haiduke:
„Alte Mutter, nicht zurück mich warte!
Treues Lieb, nur Andrem dich vermähle!"

Da dies Schreiben anlangt an der Küste,
Weinen laut die Mutter und die Schwestern.
Lauter aber lacht die junge Ehfrau,
Lacht, und geht hinaus zum neuen Marktplatz,
Tritt in Mihat's, des Barbieres, Bude,
Bittet ihn und heißt ihn Bundesbruder:
„Mihat, o Barbier, mein Bundesbruder,
Scheere mir das goldne Haar vom Haupte!
Nur ein Büschchen, wie bei Helden, laß mir!"

Mihat nimmt in Gott das Bruderbündniß,
Schneidet ihr das goldne Haar vom Haupte,
Läßt ihr, wie bei Helden, nur ein Büschchen.

Schnell zurück drauf eilt sie nach dem Hofe,
Wirft sich in die prächtigsten Gewänder —
Erst in rothe Hosenhosen schlüpft sie,

Nimmt ein weißes Baumwollhemd dann um ſich,
Drüber dann das beſſre, goldgeſtickte,
Daß der Schweiß es nicht ſo leicht verderbe;
Dann ein Ueberkleid von rothem Tuche,
Dran ein goldner Ball an jeder Seite,
Reinen Goldes ſchwer zwei Litren, hanget,
Und ein dritter unter'm Kinn gerade,
Schwer allein zwei Litren reinen Goldes,
Anzuſchrauben wie auch abzuſchrauben,
Kühlen Wein bequem daraus zu trinken;
Legt dann an mit Gold belegte Leibchen,
Gürtet ſich mit reichgeſticktem Gurte,
Thut darein zwei herrliche Piſtolen,
Thut darein auch einen goldnen Handjar;
Setzt auf's Haupt ſich einen prächt'gen Kalpak,
Einen Kalpak mit Agraffen ſieben —
Sattelt drauf und zäumt ein hohes Kampfroß,
Sattelt es mit ſchönem Silberſattel,
Deckt's bis zu den Knien mit Silberdecken,
Daß die Quaſten an die Hufe ſchlagen,
Ueberdeckt's mit einem Bärenfelle,
Zäumt es auf mit ſtählernem Gebiſſe,
Schmückt die Mähn' ihm mit gezählten Perlen,
So mit Perlen wie auch Edelſteinen,
Daß es vor ſich ſchauen mag die Wege
Spät zur Nacht gleichwie am hellen Mittag;
Schwingt hierauf ſich auf das prächt'ge Streitroß,
Nimmt zur Hand noch eine ſchwere Keule,
Wirft die Keule ſpielend in die Lüfte,
Fängt ſie auf mit ihren weißen Händen,
Lenkt hinaus das Streitroß nach dem Marktplatz.

Antreibt ſie das Roß mit ſcharfer Peitſche,
Daß es ſchäumend umſpringt und ſich bäumend
Und der Kies ihm aufſprüht von den Hufen,
Pocht an Mihat's Bude im Bazare,
Redet an und fragt den Bundesbruder:
„Mihat, o Barbier, mein Bundesbruder!
So du ſelbſt das Haar mir nicht gekürzet,
Sprächſt du wol, daß dies ein weiblich Haupt ſei?“

Drauf zurück ihr Mihat, der Barbiere:
„So mir Gott, o liebe Bundesſchweſter,
So ich dir nicht ſelbſt gekürzt das Haupthaar,
Sprächʼ ich, traun, du ſeiſt ein wackrer Recke,
Wackrer Recke, prächt'ger Sultanskrieger!“

Und von hinnen lenkt ſie nun das Streitroß,
Lenkt es nach dem ſchimmernden Ulbina,
Drängt Jeden, der ihr in den Weg tritt,
Drängt Jeden aus dem Wege ſeitwärts,
Bis ſie ankommt in der weißen Veſte,
Ankommt vor den weißen Höfen Alil's.

Alil, da er ſieht den Reiter nahen,
Springt hervor aus ſeinen weißen Höfen,
Will das Roß erfaſſen an den Zügeln.
Nach ihm aber ſchlägt ſie mit der Keule:
„Aus dem Wege, Buhlenſohn, verwegner!
Hat der Sultan dich beſtellt, o Buhler,
Anzuhalten ſeine treuen Boten?
Mich jedoch, dies wiſſe, hat geſandt er,
Dich und den Halduken ihm zu bringen,
Daß ihr Beide, alſo will er's, ſterbet!“

Sehr erſchrickt das Türklein ob der Rede.
Sie jedoch ſchwingt trotzig ſich vom Roſſe,
Herrſcht dem Türklein zu, es umzuführen,
Brennt ſich einen Tſchibuk an und rauchet.

Angſtvoll ſchaut das Türklein, ob die Heldin
Ihm das Roß bald abzuſtellen heiße,
Angſtvoll bebt er, da ſie ihm gebietet:
„Stelle, Türklein, hin mein gutes Streitroß!
Reich' ihm Heu und reich' ihm ſüßen Hafer!
Mir jedoch beſorg' ein trefflich Nachtmahl!
Schaff' derbei, ſelbſt wenn du's nicht im Hof haſt,
Schnitte Fleiſches, feiſte, von Gataro,
Weizenbrot vom Koſſowogefilde,
Rotben Kühlwein aus den Bergen Budims,
Rakia aus dem Schank von Demir-Kapia!
Schaffſt du's nicht, dann koſtet es dein Leben!"

Hoffnungsvoll noch erſchrickt darob das Türklein,
Sucht unter im Uddinlaner Bazar,
Schafft zur Stelle das befohlne Nachtmahl.

Trefflich läßt die junge Frau ſich's munden,
Alil, einem Diener gleich, bedient ſie.

Da ſie nun am Mahle ſich erlabet,
Iſt die Heldin wenig nicht in Sorgen,
Darf nicht löſen vom Gewand den Gürtel,
Soll nicht gleich das Türklein ſie erkennen.
Lange ſinnt ſie, was ſie nun beginne.
Endlich ſpricht alſo ſie zu dem Türklein:

„Nimmer rathsam ist's, o Türklein Alli,
Daß du bleibest, wenn ich mich entgürte!
Fiele einer von den goldnen Ballen,
Die an meinem Oberkleide hangen,
Fiel' er dir, o Türklein, an die Schläfe,
Mit der Seele könntest du es büßen!"

Da dies höret Beitschitsch, das Türklein,
Macht es schnell sich aus dem weißen Thurme.
Hinter ihm her eilt die junge Heldin,
Drängt hinaus den Aengstigen aus dem Thurme,
Schließt behutsam hinter ihm die Thüre,
Legt zur Ruh' sich auf das weiche Lager.

Als es morgens Morgen war geworden,
Nimmt sie wieder die gefegten Waffen,
Schwingt sich wieder auf das gute Streitroß,
Reitet graden Weges vor's Gefängniß.
An der Pforte findet sie den Hüter,
Schlägt das rothe Haupt ihm von den Schultern,
Pocht dann mit der Keule an die Pfosten:
„Komm hervor, Haiduke, Wegelagrer!
Auf! Es hat der Sultan mich entsendet,
Daß zu ihm ich dich und Alli bringe!"

Mud' des Elends längst ist der Haiduke,
Ist schier froh, daß er nun endlich sterbe,
Wankt an's Tageslicht aus dem dunkeln Kerker.

Mit der Keule schlägt nach ihm die Heldin,
Schlägt nach ihm wol zwei mal und auch drei mal,

Den Verdacht der Türken nicht zu wecken,
Ruft derweil dann Boitschitsch, das Türklein:
„Schaff zur Stell' mir, Boitschitsch Alija,
Schaff zur Stell' ein Roß für den Haiduken!
Sattl' auch dir eins! Auf! Und fort zum Sultan!"

In den niedern Stall hinab eilt Alli,
Führt hervor ein stattlich braunes Rößlein,
Bringt jedoch ein Schwert auch, seltsam prächtig,
Mit dem Schwert fünfhundert Golddukaten.
„Dein sei dieses, wackrer Sultanskrieger,
So du mich zum Sultan nicht willst führen!"

Sehr erwünscht ist dies der jungen Heldin,
Nimmt den Säbel, nimmt die Golddukaten,
Wirft auf's braune Rößlein den Haiduken,
Fliegt mit ihm durch's grünende Gefilde. —

Angelangt im Waldgebirg, im grünen —
Mitten in dem Bergwald ist ein Kreuzweg,
Da zwei Wege auseinander eilen;
Einer führt nach Stambol in die Hauptstadt
Und der andre an die Meeresküste —,
Spricht die junge Heldin zum Haiduken:
„Nun, Haiduke, sieh' mich an doch ein mal!
Kennst du die Gewänder, diese Waffen?"

Aufschaut der Haiduke und erwiedert:
„Kenne sie, doch kenn' ich sie vergebens!
Doch sag' an! Woher dir diese Waffen?"

Drauf die junge Heldin ihm erwiedert:
„Jüngſt hat mir verehrt ſie deine Liebſte,
Da ich um ſie ward als liebe Ehfrau.“

Da die Antwort höret der Haiduke,
Da erfaßt vor Leid ihn böſes Fieber.

Sie jedoch, da ſie es merkt, ruft alſo:
„Fürchte nichts, mein Liebſter, mein Gebieter,
Sieh', bin ich nicht ſelbſt dein treues Ehweib?
Nur vergib der Keule, o Gebieter,
Die dir manchen Fußſtoß heut' vergolten!“

Nach der Küſte ziehn ſie nun gemeinſam,
Ziehen hin zu ihrer Mutter Freude,
Heiter, wie dies Lied, in gutem Wohlſein!

Mato der Horwate.

Tschuprilitsch erhebt sich, der Vesire,
Geht hinaus in's Waldgebirg, zu jagen,
Mit ihm gehn Vesire viel und Diener.
Weitumher durch's Waldgebirge streift er,
Jagt den halben Tag durch Busch und Waldung,
Doch kein Wild vermag er zu erjagen,
Keinen Hirschen und auch keinen Christen,
Keine Hirschkuh und auch keine Christin,
Macht darum sich auf zurückzukehren.

Spricht zu ihm der Aga Hassan-Aga:
„O Vesir, Sohn ehrenreichen Stammes!
Streiften wir durch's ganze Waldgebirge
Und erjagten nichts von guter Beute,
Keinen Hirschen und auch keinen Christen,
Keine Hirschkuh und auch keine Christin;
Folge dann, Vesir, noch meinem Rathe,
Laß uns noch die sonn'ge Au durchstreifen,
Ob wir dort ein Wild vielleicht erjagen,
Einen Hirschen oder einen Christen,
Eine Hirschkuh oder eine Christin!"

Diesem Rath gehorchet der Vesire,
Lenkt sein Jagdroß nach dem sonn'gen Plane,
Schickt die Diener, auszuspähn ein Jagdwild.

An ein Brünnlein kommen bald die Diener,
Dran im Gras ein wackrer Recke schlummert.
An sich trägt er prunkende Gewänder,
Durch den Schnurbart schimmern ihm die Spangen
Gleich dem Mond durch dunkles Tannegeäste,
An den Schultern hängt ein langes Rohr ihm
Ganz aus Silber und gediegnem Golde,
In dem Gürtel trägt er zwei Pistolen
Reich behängt mit Kettlein, und zwei Messer,
Auf dem Haupte Kalpak und Aigraffe —
Mato ist's, der Recke, der Horwate!
Und sie eilen, melden es dem Vesir.

Da ihn siehet Tschuprilitsch, der Vesir,
Ruft herbei zur Stell' er sein Gefolge,
Heißt ergreifen es den wackern Helden,
Rückwärts ihm die weißen Hände binden,
Fest, vom Ellenbug bis zu den Nägeln,
Daß das Blut ihm aus den Nägeln aufspritzt,
Schleppt ihn mit sich heim nach seinen Höfen,
Schleudert ihn in's schaurigste Gefängniß.

Furchtbar ist's, in solchem Abgrund wohnen,
Wo das Wasser zu den Knien hinaufreicht,
Skorpion und Schlang' im Wasser hausen,
Schlangen saugen, Skorpione nagen!
Nicht gewohnt an solchen Graus ist Mato,

Spricht alſo zu Tſchuprilitſch, dem Beſir:
„O Beſir, Sohn ehrenwerthen Stammes,
Laß mich frei aus dem verwünſchten Abgrund!
Goldes zahl' ich einen vollen Haufen!“

Doch der Beſir will ihn gar nicht anſchaun.

Zwei mal ſo viel Goldes bietet Mato.
Doch auch deſſen achtet nicht der Beſir,
Sondern gibt ihm Solches zu bedenken:
„Böt'ſt du mir auch drei mal ſo viel Goldes,
Nimmer dennoch ſchenkt ich dir die Freiheit!
Kannſt ſtatt Golds die Dinge du nicht geben:
Einen Kahn von leichtem Nußbaumholze;
An dem Kahn ein weißes Silberſegel
Oben drauf mit einem Edelſteine,
Einem Stein, bei dem man ſieht zu ſegeln
Mitternachts ſo wie am hellen Mittag;
Dann ein Weißroß, dem kein zweites gleichkommt
Nicht bei Türken und auch nicht bei Chriſten;
Mit dem Weißroß einen beſten Säbel,
Ganz mit Silber ausgelegt und Golde,
Und am Griff mit einem Edelſteine,
Daß dabei ein Roß man kann beſchlagen
Mitternachts ſo wie am hellen Mittag;
Dann ein Tiſchlein von gediegnem Golde,
Auf dem Tiſchlein drei getriebne Roſen
Und darin drei Edelſteine koſtbar,
Die an Wertt drei Sultansſchlöſſern gleichen —
Soll, o Mato, dein Gebein vermodern,
Soll vermodern in dem finſtern Abgrund!“

Drauf erwiedert Mato, der Horwate:
„O Vesir, Sohn ehrenreichen Stammes!
Gerne! Und was sollt' ich's auch nicht geben?
Schwer jedoch ist, wie herbei es schaffen!
Habe Niemand, der statt meiner bliebe,
Bürge wär', indeß ich heimwärts ziehe,
Heimwärts ziehe, wieder rückwärts kehre!"

Da erbietet Lakitsch Hussein ihm sich:
„Bundesbruder, Mato, o Horwate,
Ich statt deiner will im Kerker bleiben,
Bis du heimziehst und auch wieder rückkehrst!"

Und sie setzen fest der Rückkehr Zeitfrist
Auf drei Tage und drei dunkle Nächte.

In den Kerker schreitet Lakitsch Hussein,
Aus dem Kerker Mato der Horwate,
Ziehet heim nach seinen weißen Höfen. —

Hingegangen sind drei weiße Tage,
Hingegangen sind drei dunkle Nächte,
Mato kommt nicht, läßt von sich nichts hören.

Da dies sieht Tschuprilitsch, der Vesir,
Ruft herbei er seine Diener alle:
„Auf denn! Auf, ihr meine treuen Diener!
Schleppt hervor den Buhler Lakitsch Hussein,
Der den schwarzen Christen ließ entkommen!
Schüret an ein tüchtig Scheiterfeuer!
Werft hinein den Buhler Lakitsch Hussein,
Und verbrennt ihn in dem Roth der Flammen!"

Dem Befehl gehorchen flink die Diener,
Schüren an ein mächtig Scheiterfeuer,
Schleppen Lakitsch Huſſein aus dem Kerker,
Werfen in die angeſchürte Glut ihn,
Und verbrennen ihn im Roth der Flammen. —

Hierauf geht ein lichter Tag vorüber,
Und die dunkle Nachtzeit bricht hernieder.
Tſchuprilitſch, der Veſir, nimmt ſein Nachtmahl,
Betet ſeinen Akſcham, ſchaut noch ein mal,
Eh' er ſich zur Ruh' gibt, nach dem Meere.

Doch — was glänzt im Niedergang die Meerflut?
Gleich herbei die treuen Diener ruft er:
„Kommt herbei, ihr meine treuen Diener!
Seht, wie dort im Niedergang die Flut glänzt!
Wiſt ihr Jemand, was das wol bedeute,
Ob die Sonne, ob dies ſei der Mondſchein?"
Und herbei eilt ſeiner Diener Schar gleich.

Nach dem Meer gen Abend ſchaun ſie Alle,
Keiner aber ſpricht ein einzig Wörtlein,
Und nur dies ſpricht Aga Haſſan-Aga:
„O Veſir, Sohn ehrenreichen Stammes!
Nicht die Sonn' iſt's und auch nicht der Mondſchein,
Mato iſt es, der Horwate Mato,
Schifft heran mit koſtbar ſeltnen Dingen!
Was ſo weiß glänzt, iſt der Kahn von Nußbaum,
Was dran ſchimmert, iſt das Silberſegel
Mit dem koſtbar ſeltnen Edelſteine!
Was ſo leuchtet, iſt das edle Weißroß

Und daran der goldbelegte Säbel
Mit dem seltsam prächt'gen Edelsteine!
Was dich blendet, ist das goldne Tischlein
Und darauf von Golde die drei Rosen
Mit den seltsam theuern Edelsteinen,
Gleich an Werth drei stolzen Sultansburgen!"

Also spricht der Aga zum Vesire.
Mato aber rudert immer näher,
Rudert näher durch die wüste Meerflut,
Legt an's Ufer vor der weißen Veste,
Ruft vom Ufer zu dem mächt'gen Vesir:
„Komm', o Vesir! Nimm, was du gefordert!"

Auf von seinem Sitze springt der Vesir,
Ruft zusammen seine treuen Diener,
Eilt hernieder zu des Meeres Ufern,
Tritt, der Erste, in den Kahn von Nußbaum,
Und ihm folgen seine treuen Diener.

Staunen macht der Anblick ihn der Schätze.

Da spricht also Mato der Horwate:
„O Vesir, Sohn ehrenreichen Stammes!
Führ' heraus nun meinen Bruder Hussein!
Ihm auch bracht' ich dankbare Geschenke,
Bracht' ein gutes Roß als Freundesgabe,
Gutes Roß und einen edlen Falken!"

Drauf zurück der Türkendiener Einer:
„Todt seit gestern ist dein Bundesbruder!"

Mato aber, da er dieſes höret,
Ruft alſo auf Griechiſch ſeinem Freund zu:
„Steuermann, o Grieche, Manoilo!
Auf! Und ſtoß' den Kahn hinaus in's Weite!“
Und vom Ufer abſtößt Manoilo,
Stößt den Kahn in's Meer hinaus, in's Weite.

Auf dem Meere binden ſie die Diener,
Senken in die kühle Flut des Meers ſie;
Mit dem Beſir aber in dem Kahne,
Kehren ſie zurück nach Mato's Höfen.

Angelangt in ſeinen weißen Höfen
Ruft herbei die Serbenobern Mato,
Spricht zu ihnen wie und was geſchehen,
Und die Obern fällen drauf einhellig:
„Wie du thatſt, o Tſchuprilitſch Beſire,
Wie du thatſt, ſo ſoll auch dir geſchehen!“
Schüren drauf ein tüchtig Scheiterfeuer,
Werfen in die Glut ihn, wie er Huſſein.

Luka Galowran.

Einen Brief ſchreibt Jerko der Lateiner,
Schickt den Brief hinaufwärts in's Gebirgsland,
Schickt an Luka Galowran, den Freund, ihn:
„Luka Galowran, o Bundesbruder!
Sammle Helden unter deiner Fahne,
Auserleſne, die du kennſt als beſte,
Führ' zu mir ſie an die Meeresküſte,
Daß wir hinziehn und Italien plündern!"

Da dies Schreiben Luka zugekommen
Und des Schreibens Inhalt er erſehen,
Da entfaltet er die ſeidne Fahne,
Pflanzt ſie wehend auf im grünen Raſen,
Sammelt um ſich ſechzig kühne Recken,
Auserleſne, die er kennt als beſte,
Führet ſie zu Jerko, dem Lateiner.

Ziemend wol empfängt die Mannen Jerko,
Gibt den Freunden italienſche Flinten,
Ueberkleider, ſcharlachrothe Leibchen,
Prächt'ge Hoſen, ſchöngeformte Schuhe,

Führt sie dann nach seinem Ruderschiffe,
Läßt vollauf den besten Rothwein fließen.

Viel des Weines trinken da die Helden,
Trinken satt sich wie die schwarze Erde,
Schlafen ein, als wären sie gestorben.
Jerko aber springt empor behende,
Stößt das Schiff in's Meer hinaus vom Ufer.

Als die Mannen drauf vom Rausch erwachen,
Sieh, da schwimmt das Schiff auf offner See schon!
Bangniß drob erfaßt die sechzig Recken,
Daß sie häuptlings schier in's Meer sich stürzen.

Luka sieht's, und spricht sogleich zu Jerko:
„Bundesbruder, o Lateiner Jerko!
Singe nun, und tröste unsre Brüder,
Daß verzweifelnd sie in's Meer nicht stürzen!“

Da beginnt und singet Jerko also:
„Jaget nicht, ihr meine lieben Brüder!
Haben nicht die Mütter uns geboren,
Daß wir so erwerben oder sterben?“
Mehr jedoch erschreckt dies noch die Mannen,
Tiefre Bangniß faßt sie in der Seele.

Da nun Luka Galowran dies sieht,
Da ergrimmt er, zückt den blanken Säbel,
Schlägt das Haupt ab Jerko dem Lateiner,
Und beginnt und singt den Mannen selber:
„Jaget nicht, ihr meine lieben Brüder!

Alte Mütter, mögt indeß euch tröſten —
Gut iſt Gott, bald kehren heim die Söhne!
Junge Frauen, wollt euch nicht vermählen —
Gut iſt Gott, bringt euch die Männer wieder!
Liebe Schweſtern, flicket feine Tüchlein —
Gut iſt Gott, bald kehren heim die Brüder!“

Glücklich überſchiffen ſie die Meerflut,
Nehmen in Italien viel des Gutes.

Als ſie aber beim gedenken wieder
Und zurück das wüſte Meer durchſchiffen,
Da erkranken ſchweren Wehs die Mannen.
Von dem Weh und von dem bittern Herzleid
Bleiben dreißig auf dem wüſten Meere,
Dreißig kehren glücklich in die Heimat.

Welcher Held geblieben auf dem Meere
Und im Haus 'ne alte Mutter rücklies,
Alte Mutter oder treue Hausfrau,
Einen Bruder oder liebe Schweſter,
Deſſen Theil gibt dieſen von der Beute,
Gibt ihn dieſen Lohn, wie ſich ſelber.
Wem jedoch auf Erden Niemand rücklieb,
Deſſen Theil weiht er dem Heil der Seelen,
Wie es Sitte, wie es Chriſtenglaube.

Bujadin und seine Söhne.

Zürnt ein Mägdlein so den eignen Augen:
„Schwarze Augen, daß ihr nie mehr sahet!
Immer sahe ihr! Warum eben heut nicht,
Da die Türken aus dem Waldgebirge
Führten gegen Limne die Haiduken,
Bujadin mit seinen beiden Söhnen?
Prachtvoll, sagt man, war der Helden Anzug!
Bujadin der Alte, der Haiduk,
Trug, so sagt man, einen Scharlachmantel
Wie der Pascha selber trägt im Diwan;
Von den Söhnen Bujadin's der Aeltre,
Militsch, noch viel schönere Gewänder;
Von den Söhnen Bujadin's der Jüngre,
Bulitsch, eine wunderprächt'ge Kappe,
An der Kappe zwölf der schönsten Federn,
Jede Feder werth zwei Litren Goldes!"

Unterdessen kommen die gen Limne

Da sie sehn von fern das böse Limne,
Draus ein weißer Thurm so schlank emporragt,

Spricht der Alte ſo zu ſeinen Söhnen:
„Söhne mein, o meine grauen Falken!
Seht ihr dort die böſe Veſte Limno?
Seht ihr auch den weißen Thurm, den ſchlanken?
Schlagen wird man dort uns, grauſam foltern,
Hand und Fuß ausrenken uns und brechen,
Aus der Stirn die ſchwarzen Augen reißen!
Doch, o Söhne, meine grauen Falken!
Seid drum nicht, wie Waislein, zagen Herzens!
Seid wie Helden ungebeugten Muthes,
Nennet keinen unſerer Gefährten,
Keinen unſrer Freunde, unſrer Hehler,
Die zur Frostzeit Obdach uns gewährten
Und in Kellern unſre Beute bargen,
Keine von den Schänkinnen, den jungen,
Die zuweilen rothen Wein uns ſchänkten,
Rothen Wein, den heimlich wir dann tranken!“

Angelangt drauf in der Veſte Limno
Thut in ein Gefängniß ſie der Kadi,
Hält ſie drin drei Tage lang gefangen,
Daß er mit den Türken ſich berathe,
Wie er ſchmerzvoll ſie zu Tode martre.

Als der Tage dritter nun vorüber,
Läßt zuerſt den Alten vor er führen,
Füße ihm entzwei und Hände ſchlagen.

Da ſie an die ſchwarzen Augen kommen,
Dringt von Limno ſo in ihn der Kadi:
„Nenne jetzund, Bujadin, o Bubler,

Nenne mir die Namen der Geführten!
Nenn' die Freunde, die euch Obdach gaben!
Nenn' die Hehler, die die Beute bargen!
Nenn' die jungen Schänkinnen zur Stunde,
Die zuweilen rothen Wein euch schänkten,
Rothen Wein, den heimlich ihr dann trankt?"

Dies jedoch der Alte drauf erwiedert:
„Nannt' ich sie nicht bei den schnellen Füßen,
Die im Wettlauf mit den Rossen rannten,
Nannt' ich sie nicht bei den Heldenarmen,
Die entzwei die stärksten Lanzen brachen,
Furchtlos in gewetzte Schwerter griffen:
Sollt' ich sie für diese Augen nennen,
Für die falschen, die so treulos waren,
Niederschauten von der Berge Gipfeln,
Niederschauten auf den breiten Heerweg,
Wo die Zöllner zogen und die Krämer,
Und die bösen Häscher nicht erblickten!"

Wie der Vater, theilten sich die Söhne.

Iwo der Zengger.

Wie Iwo ein Weib bekommt.

Kubten Rothwein trinken dreißig Zenggar,
Trinken ihn zu Zenga, der steilen Felsburg,
In des Zenggers Iwo weißen Hofen.
Iwo selbst, der Zenggar, trinkt mit ihnen,
Fahnenträger Komnen auch, sein Bruder.

Da genug des Weines sie getrunken,
Redet von den Zenggern Einer also:
„Wie doch, Iwo, Kapitän der Zenggar,
Wie doch kommt es, daß du unvermählt noch?
Fehlt es dir an Gelde wol zur Hochzeit,
Oder will kein Kind dir Niemand antraun?"

Nichts darauf hat Iwo noch erwiedert,
Da zugleich ausrufen alle Dreißig:
„Ei doch, wahrlich, Kapitän der Zenggar!
Fehlt es dir an Gelde nur zur Hochzeit?
Sieh'! Beisammen sind hier unser Dreißig!
Gern von uns wird Geld dir leihen Jeder,
Daß du heimführst, die du dir erlesen!
Will jedoch kein Kind dir Niemand antraun,

Gern von uns gibt Jeder dir ein Mädchen,
Der die Schweſter, Der die liebe Tochter!
Nenne du nur, welche dir gefiele!"

Auflacht aber Iwo, lacht vellaut,
Spricht alſo zu ſeinen dreißig Freunden:
„Wackre Freunde, dreißig edle Zeugger,
Nicht an alle dem liegt's, was ihr meinet!
Gelt iſt mein, ſo viel ich mir begehre;
Bauen könnt' ich, ſo ihr wollt, zehn Klöſter,
Wie viel eher um ein Mädchen werben!
Weiß auch, daß kein Kind mir Jeder gäbe!
Doch von Niemand bab' ich eins begehrt noch,
Und, daß ihr nur wißt, will keins begehren,
Sei es Serbin oder ſei es Türkin,
Keins, ſo lang Haikuna lebt, das Mädchen,
Ferſo Ihre's wunderbare Schweſter,
In Uldina, in der weißen Veſte!
Wer jedoch Haikuna mir zum Weib ſchafft,
Gern ihm geb' ich Golds drei Saumeslaſten,
Gern von meiner Bruſt die goldnen Spangen,
Schwer vier volle Litren reinen Goldes,
Gern dazu die ſchlanke Damascenerin,
Die nicht weit trägt, und nur den Gemeinten
Todt auf tauſend Schritte ſtreckt zu Boden!"

Wie dies ſpricht der Kapitän der Zeugger,
Horen wol die dreißig edlen Freunde;
Doch zur Erde ſchaun ſie Alle nieder,
Ob ſie ſproſſen ſäh'n des Graſes Wellen
Wie man ſieht der Mädchen Buſen ſchwellen.

Keiner wagt es, Keiner will's verſprechen,
Ihm zum Weib das junge Kind zu ſchaffen.

Einer nur, der ſchaut zur Erde nimmer,
Schaut nicht nieder, wie ſo zart das Gras wächſt,
Schaut empor und ſpricht alſo zum Awo:
„Iſt dein Ernſt dies, Kapitän der Zengger?
Gäbſt du wirklich deine Damascenerin
Dem, der dir Haikuna ſchafft zur Ehfrau?“

Drauf zurück der Kapitän der Zengger:
„Wahrlich, und ſo wie ich Gott bekenne,
Wahrheit immer, Lüge red' ich nimmer!
Was ich ſprach, das will ich treulich halten!
Wer Haikuna mir erwirbt zur Ehfrau,
Gern ihm geb' ich Golds drei Saumeslaſten,
Gern von meiner Bruſt die goldnen Spangen,
Gern dazu die ſchlanke Damascenerin.
Wo jedoch — wo iſt, der dieſes wage?
Wo, der mir Haikuna ſchafft zur Ehfrau?“

Da Komnen dies hört, der Fahnenträger,
Springt empor er auf die leichten Beine,
Rollt zur Stell' ſein Banner auseinander,
Steckt es aus und rufet zu den Freunden:
„Wen zum Helden aufgeſäugt die Mutter,
Der bewähr' es, folgend meiner Fahne!
So Gott will und Heldenglück mit uns iſt,
Werben wir umſonſt nicht um Haikuna,
Führen glücklich aus dem Ort das Mädchen,
Bringen glücklich heim nach unſerm Zengg es,

Theilen dann die Saumeslaſten Gutes,
Theilen auch getreu die goldnen Spangen,
Eins nur nicht, — die ſchlanke Damascenerin!"

Da den Ruf die Zengger Edlen hören,
Treten alle Dreißig ſie zur Fahne,
Schwören, wie ſie Gott getreu bekennen,
Treulich ihm nach Uldina zu folgen.

Und zur Stunde — kurze Zeit verſtrich nur —
Bricht empor Kemnen mit ſeinem Haufen,
Schlägt den Weg ein nach der ſtolzen Veſte.

Iwo aber, da er ihn ſieht fortziehn,
In der Hand die ſchlanke Damascenerin,
Und entſchloſſen, ihm die Braut zu werden,
Macht ſich auf zur gleichen Stunde ſelber,
Nimmt zur Hand die andre Damascenerin,
Folgt ihm nach, zieht mit ihm nach Uldina. —

Angelangt auf des Gebirges Höhen,
Bei der Lämmer waſſerreicher Tränke,
Schaun ſie eine Heerde friedlich lagernd
Um die Tränke in dem Kühl der Tannen.
Bei der Heerde ſitzt ein lieblich Mägdlein,
Sitzt und ſtickt mit Seid' in einen Rahmen.
Da mit einmal fährt hervor ein Widder,
Scheucht empor der Lämmer weiße Heerde.
Schmerzvoll iſt dem Mädchen, es zu ſchauen,
Wie die Lämmlein ihr verſcheucht der Widder,
Schmerzvoll auch, den Rahmen zu verlaſſen,

Um den bösen Unhold zu vertreiben.
Fängt denn an, das böse Thier zu schelten:
„Hei doch, böser Widder! Wirst du weichen?
Fort! Und nicht zerstreue mir die Heerde!“

Da Komnen dies hört, der Fahnenträger,
Und des Mädchens Schelten sieht erfolglos,
Spricht er so zu zweien jungen Metzgern:
„Geht doch hin und fangt den schlimmen Widder!
Fangt heraus ihn aus der scheuen Heerde!
Zieht lebendig ihm das Fell vom Leibe,
Treibt zurück dann zu der Heerd' ihn wieder!“

Auf die Beine springen gleich die Metzger,
Fangen aus der Heerde gleich den Widder,
Führen seitwärts von der scheuen Heerd' ihn,
Ziehn lebendig ihm das Fell vom Leibe,
Treiben ihn zurück dann zu den Lämmern.

An der Lämmer raubem Fließ sich weidend,
Wie nun aufstöhnt der geschundne Widder,
Büßend seinen Muthwill'! Auf zu Gott geht's!

Da Komnen dies sieht, der Fahnenträger,
Spricht er also zu den dreißig Freunden:
„Seht nun hin, o meine dreißig Freunde!
Seht die Marter, die das Thier muß leiden —
Schlimmre noch harrt unser bei den Türken!
Wer nicht Muth hat, schweigend sie zu tragen,
Kehre um und bleib' daheim bei Zeiten!“
Also spricht Komnen, der Fahnenträger,

Schaut umher im Kreise der Geführten —
Schaut verändert aller Freunde Antlitz,
Und entflohen das Blut aus ihren Wangen.
Bei sich denkt Komnen, der Fahnenträger:
„Ei doch, was für wackre Freunde sind dies!
Da ihr Antlitz jetzt schon sich entfärbt so
Und das Blut entfliehet aus ihren Wangen,
Was soll's dann, wenn arge Noth und Drangsal
Mich betreffen auf der offnen Wahlstatt?
Wie, um Gott, wir werden die mir beistehn?“
Also denkt er, spricht jedoch kein Wörtlein,
Zieht von dannen durch den dunkeln Bergwald,
Zieht zuerst durch's Waldgebirg Kunera,
Steigt herab in's Feld dann von Uddina,
Schlägt hier seine Lager auf zur Nachtzeit.

Als morgens Morgen war geworden,
Da vermißt er der Genossen Halbzahl.
Ohne Fragen, ehn' es auch zu sagen,
Kehrten sie nach Zengg zurück zur Nachtzeit.

„Was zu thun?“ so denkt der Fahnenträger,
Macht sich auf, zieht weiter durch die Ebne.

Abends, in dem Weichbild von Uddina,
Vor Uddina auf dem grünen Plane,
Spannt zur Nachtzeit er sein Zelt aus wieder.
Morgens aber, als es Morgen worden,
Mißt er auch der Freunde andre Halbzahl.
Ohne Fragen, ehn' es auch zu sagen,
Kehrte sie nach Zengg zurück auch nächtlich.

Sich allein nur findet er am Morgen,
Sich zur Seite Iwo nur, den Zengger:
Doch auch Dieser wär' daheim wol lieber.

Da Komnen dies sieht, der Fahnenträger,
Und wie wen'ge Freunde ihm geblieben,
Spricht er dies zum Kapitän der Zengger:
„Bleib', o Bruder, Kapitän der Zengger,
Bleibe du im Gras hier mit den Freunden!
Ich indes allein will nach Udbina,
Will mich umschaun in der weißen Feste,
Will erforschen in der weißen Feste,
Ob zu Hauf' die Udbinian.r Helden,
Die so fleißig gegen Zengg zu Feld ziehn:
Ob zu Hause Hernetin Mustafa,
Ob zu Hause Gleditsch Osman-Aga,
Ob zu Hause Fahnenträger Suko,
Ob zu Haus der Kowatschaner Kamc,
Ob zu Haus der Tankowitsche Osman,
Ob zu Haus der alte Keïwan-Aga,
Ob zu Hause Talo der Likaner,
Ob auch Ferso Ibrahim zu Hause!
So Gott will und Heldenglück uns beistebt,
Daß zu Hause von den Allen Keiner,
Wärt's nicht lang', und unser ist Haikuna!"

Also spricht Komnen, der Fahnenträger,
Faßt am Schaft die schlanke Damascenerin,
Geht hinaus, geht grade nach Udbina.
In Udbina, in der weißen Feste,
Sucht er auf der Schänkin Jela Schänke,

Grüßt in Gott die junge Schänkin Jela:
„Gott mit dir, o Jela, junge Schänkin!“

Ihm die junge Schänkin drauf zur Antwort:
„Gottes Glück Komnen, dem Fahnenträger!“

Wild ergrimmt fährt auf der Fahnenträger,
Fährt empor erzürnt ob solcher Antwort:
„Hündin Eine! Junge Schänkin Jela!
Sprich wie magst du Türken Christen schelten?“

Hellauf aber lacht die junge Schänkin,
Lacht ob dem Erzürnen ihres Gastes:
„Schwarz dein Leben, Freund Komnen! Was zürnst du?
Meinest wol, daß Niemand hier dich kenne?
Jeder Hofhund kennt dich in Udbina,
Sollten's nicht die Männer und die Frauen?“

Da Komnen dies hört, der Fahnenträger,
Faßt er schnell sich in der schlimmen Lage,
Redet also zu der jungen Schänkin:
„Schänkin Jela, sei in Gott mir Schwester,
Sei's in Gott und sei's im heil'gen Jewan!
Gib mir Obdach heute in Udbina,
Wolle nicht den Türken mich verrathen!“

Heldenflammes ist die junge Schänkin,
Nimmt ihm gern den Schwestergruß entgegen,
Und verbirgt den neuen Bundesbruder
In die Keller, wo den Wein sie aufwahrt,
Hebet ihn so lang' die Sonne leuchtet.

Nach der Sonne Sinken in der Dämmrung
Geht sie wieder hin, die junge Wirthin,
Schließt das Thor auf an den tiefen Kellern,
Führt hervor den neuen Bundesbruder:
„Geh' mit Gott nun, wo du immer hin magst!
Ich, deß sei gewiß, verrath' dich nimmer!"

Alſo jetzund ſpricht Komnen zur Schänkin:
„Bundesſchweſter, Eins noch laß mich bitten,
Und, ſo unſre Freundſchaft dir gedeihe,
Gib, wornach ich frage, wahre Auskunft!
Sind zu Haus die Uddinianer Helden?
Iſt zu Hauſe Hernetin Muſtafa?
Iſt zu Hauſe Gleditſch Osman-Aga?
Iſt zu Haus der Kowatſchaner Name?
Iſt zu Haus der Tankowitſche Osman?
Iſt zu Haus der Fahnenträger Suko?
Iſt zu Haus der alte Keiwan-Aga?
Iſt zu Hauſe Talo der Likaner,
Iſt auch Ferſo Ibrahim zu Hauſe?"

Drauf erwiedert Jela ihm, die Schänkin:
„Bundesbruder, wackrer Fahnenträger!
Wahre Auskunft will ich wol dir geben,
Und bei Gott und bei dem heil'gen Jeſan,
Sicher biſt du, daß ich dich nicht täuſche!
Ausgezogen ſind die Helden ſämmtlich,
Gegen Zengg mit Muſtafa gezogen,
Aufzulauern irgend guter Beute,
Heimzuholen junge Chriſtenſklaven."

Weiter fragt Komnen, der Fahnenträger:
„Weißt du auch, o liebe Bundesſchweſter,
Weißt du von Haikuna mir zu ſagen,
Von der Schweſter Ibrahim's, der holden,
Ob ſie ſchon zum Weibe ward erbeten,
Und, wenn ſie erbeten ward von Jemand,
Ob ſie ſchon vermählt iſt, oder frei noch?“

Drauf erwiedert Jela ihm, die Schänkin:
„So mir Gott, Komnen, o Bundesbruder,
Noch zum Weibe ward ſie nicht erbeten,
Und noch wen'ger heimgeführt von Jemand!“

Weiter fragt Komnen, der Fahnenträger:
„So dir Gott, o Bundesſchweſter Jela!
Möchteſt du, o Schweſter, mir dann rathen,
Wie ich wol Haikuna könnt' erwerben?
Iſt in meinen Händen erſt das Mädchen,
Dann — was Gott will und das Glück der Helden!
Dies wie möglich, dies allein nur frag' ich;
Kümmer frag' ich, wie mit ihr entkommen!“

Jela drauf, die Schänkin, ihm erwiedert:
„So mir Gott, Komnen, o Bundesbruder,
Gerne will ich dirſes auch dir ſagen,
Will dir rathen, wie es wol am leichtſten!
Abends um der fünften Betzeit Hälfte
Geh' du hin zu Ferſe's weißen Höfen,
Klopfe mit dem Thürring an die Pforte,
Ruf', die Stimme Muſtafa's nachahmend:

„Komm heraus, o liebe Bundesſchweſter!
Oeffne ſchnell des weißen Hofes Pforte!
Schwer im Arm mir liegt die ſchöne Andja,
Hart am Fuß mir folgen die Verfolger,
Schmerzhaft furchtbar ſind die Zengger Wunden!“
Leicht alſo wirſt du das Mädchen täuſchen,
Kommen wird ſie, wird dir ſelber aufthun.
Denn als auszog Hernetin Muſtafa,
Mit den Helden gegen Zengg hinauszog,
Schloß er Freundſchaft mit dem jungen Mädchen,
Alſo ſich dem jungen Mädchen brüſtend:
„Bundesſchweſter, magſt mich froh erwarten!
Denn, komm ich von Zengg zurück, dem weißen,
Schenk' ich dir die wunderſchöne Andja,
Sie, des Zenggers Imo liebe Schweſter,
Schenke dir Kemnen, den Fahnenträger!“
Eines aber, Bundesbruder, merke!
Will es Gott und will's das Glück der Helden,
Daß Haikuna glücklich du erlangeſt
Und ſie glücklich aus der Veſte bringeſt,
Hab' dann Acht im Felde von Udbina,
So der Weg vorbei dich führt am Wachtthurm!
Rückwärts ließ hier Muſtafa drei Freunde,
Ließ zurück ſie auf des Wachtthurms Höhe
Ihm den Thurm zu ſchützen vor den Zenggern,
Vor der Zengger Ueberfall Udbina,
Und ihm ſelber beizuſtehn im Unfall,
Wenn zu hart die Zengger ihn bedrängten.
Kriwan-Aga ließ er dort, den Alten,
Mit dem Alten den Likaner Talo,
Außerdem den Schweſterſohn Ibrahim!“

All dies merkt Komnen, der Fahnenträger,
Schreitet hin dann durch die weiße Veste,
Kommt des Abends um die fünfte Betzeit,
Kommt zur rechten Zeit vor Ferso's Höfe.
An die Pforte mit dem Thürring pocht er,
Ruft, die Stimme Muſtafa's nachahmend:
„Bundesſchweſter, liebliche Haikuna,
Oeffne ſchnell des weißen Hofes Pforte!
Schwer im Arm mir liegt die ſchöne Andja,
Hart am Fuß mir folgen die Verfolger,
Schmerzhaft furchtbar ſind die Zengger Wunden,
Und erſchlagen alle meine Freunde!"

Da Haikuna dies, das Mädchen, höret,
Iſt vergebens all ihr Witz und Klugſein,
Läßt vom Klang der Stimme ſie ſich täuſchen,
Meint, es wäre Muſtafa, der rufet,
Geht hinaus und öffnet ſchnell die Pforte.
Doch, wie ſie des Hofes Pforte aufthut,
Blitzen hell die Spangen ihr entgegen,
Und mit Schreck erkennt ſie den Haiduken.
Fliehn zurück gleich in die Höfe will ſie.
Komnen aber faßt ſie an dem Arme,
Faßt mit einer Hand ſie an dem Arme,
Holt hervor ein Tüchlein mit der andern,
Schlingt es ellends um den ſchönen Mund ihr,
Hebt ſie dann auf ſeine Heldenſchultern,
Schlingt ſie feſt mit ſeinem breiten Gürtel
Und darüber mit dem Säbelriemen
Trägt hinaus ſie aus Udbinas Mauern,
Eilt dahin durch's Flachfeld von Udbina.

Morgens, da es Morgen eben worden,
Und der Frühſtern ſchimmernd war erſchienen,
Kommt vorbei er an dem öden Wachtthurm.

Aufgewacht indeß iſt Keïwan-Aga,
Schaut hinaus in's morgende Gefilde.
Fernher ſieht den Mann er auf der Ebne;
Doch erkennen kann es nicht der Alte,
Wer dies ſei, der alſo früh vorbeizieht,
Steigt vom Thurme, zäumt ein ſchnelles Weißroß,
Schwingt ſich drauf, und eilt hinaus in's Weite.

Bald erreicht den Mann er auf der Ebne,
Bald erkennt Komnen er auch den Zenggar,
Kennt das Mädchen auf des Zenggers Rücken.
Schnell vom Gürtel reißt er die Piſtole,
Will von rücklings ſchießen durch den Leib ihn;
Doch nicht wagt er's ob des jungen Mädchens,
Sucht den Helden ſeitwärts zu umgehen.

Heimlich, während Keïwan ihn umgehn will,
Lad't jedoch Komnen die Damascenrin,
Faßt in's Aug' den alten Keïwan-Aga,
Faßt in's Aug' ihn, gibt der Pfanne Feuer,
Trifft ihn links grad' in die linke Seite,
Daß das Blei zur rechten ihm herausfährt,
Und ein Stück der Leber mitherausreißt.
Keïwan-Aga ſtürzt zur Erde ſterbend,
Durch's Gefilde herrnlos irrt ſein Weißroß,
Und Komnen flieht weiter durch's Gefilde.

Da erſchauet Talo der Likaner,
Niederſchauend aus dem öden Wachtthurm,
Wie Komnen den alten Keïwan tödtet,
Steigt vom Thurme, gürtet feſt ſein Graueroß,
Fliegt hinaus in's morgende Gefilde.

Bald erreicht auch Talo den Haiduken.
Da er ſieht, welch' Kleinod der entführt,
Reißt vom Gurt er grimmig die Piſtole,
Will von rückwärts durch die Bruſt ihm ſchießen.
Doch auch er will's um der Maid nicht wagen,
Sondern ſucht, wie er ihn ſeitwärts treffe.

Heimlich, während Talo ſeitwärts einlenkt,
Lad't jedoch Komnen die Damascenrin,
Faßt in's Aug' den flinken Graueroßreiter,
Schießt und trifft ihn durch die linke Seite,
Daß das Blei herausfährt durch die rechte
Und ein Stück der Leber mitherausreißt.
Sterbend ſtürzt zur Erde der Likaner,
Herrnlos durch's Gefilde irrt ſein Graueroß,
Und Komnen flieht weiter durch's Gefilde.

Rückwärts eben von dem kühlen Waſſer
Kehret Ferſo zu dem öden Wachtthurm.
Da erblickt er im Gefild das Flammen,
Wie Komnen juſt Talo ſchießt vom Roſſe.
Nieder eilt er in den dunkeln Stall gleich,
Schnallt die Gurten feſt um ſeinen Falben,
Schwingt dem Falben flink ſich auf den Rücken,
Fliegt hinaus, verfolgt den kühnen Zeugger.

Ins Gebirg längſt iſt der Held entkommen,
Eh' ihn Perſo einholt auf dem Falben,
Und von Ferne ruft er zu dem Türken:
„Bleib' doch rückwärts, guter Freund! Bleib' rückwärts!
Imo, meinem lieben Bundesbruder,
Iſt beſtimmt zur Ehfrau deine Schweſter!
Schmerzen thät' mich's, müßt' ich dir ein Leid thun!"

Perſo aber hört nicht auf den Zuruf,
Bleibt nicht rückwärts, reitet immer näher.

Ein mal noch ermahnt Komnen ihn treulich:
„Bleib' zurück, auf daß du's nicht bereueſt!
Streckt' zur Erd' ich jene beide Helden,
Schoß ſie nieder mitten auf der Ehne,
Sollt', o Perſo, dich, der du der Schwächre,
Sollt' ich im Gebirge dich nicht treffen?
Drum bedenke, was die Alten ſagen:
Ins Gebirg nicht folge dem Haiduken!"

Doch auf dies auch mag nicht Perſo achten,
Reitet an den Leib grad dem Haiduken.

Wild darob ergrimmt der Fahnenträger,
Lad't auf's neu die ſchlanke Damascenrin,
Legt an einen Tannenaſt die Tödt'rin,
Faßt in's Aug' den kecken Falbenreiter,
Zielt in's Herz ihm zwiſchen beide Spangen —
Und, kaum daß die Damascenrin aufſchallt,
Liegt am Rand des Felſenſteges Perſo,
Liegt im Graſe, ringend mit dem Tode.
Zu ihm eilt Komnen, der Fahnenträger,

Tödtet, daß er mit dem Tod nicht ringe,
Tödtet vollends mit des Schwertes Schärf' ihn,
Faßt am Zaum den herrenlosen Falben,
Schwingt ſich auf und hebt zu ſich Haikuna,
Fliegt von hinnen durch die thau'ge Bergſchlucht.

Tief im Wald, im ſchatt'gen Waldgebirge,
Ueberkommt ein mächt'ger Durſt den Helden,
So wie Helden ſtets nach heißer Feldſchlacht.
Durch den Bergwald an des Weges Saume
Hört er da ein kühles Waſſer rauſchen,
Lenkt denn hin, am Waſſer ſich zu laben;
Doch wie er der kühlen Flut ſich nähert,
Schallt Getöſe wild an ſeine Ohren.
Erſt erſtaunt Komnen, der Fahnenträger,
Bald jedoch lenkt rückwärts er den Falben,
Bindet feſt ihn an der Tannen eine,
Feſt Haikuna an der Tannen andre,
Faßt die Damascenrin um die Mitte,
Stiehlt bedacht von Tanne ſich zu Tanne,
Stiehlt heran ſich bis an's kühle Waſſer.
Hei! Was ſieht er! An des Waſſers Rande
Ruhn im Schatten dreißig Ubinianer,
Jeder eine Jungfrau an der Seite.
An der Seite Muſtafa's, des Obern,
Ruht im Rasen die geprieſne Schönheit
Angelia, Komnen's liebe Schweſter
Und des edlen Kapitäns der Zengger!

Da Komnen dies ſieht, der Fahnenträger,
Lad't er nochmals ſeine Damascenrin,

Legt an einen Tannenaſt die Tödt'rin,
Faßt in's Auge Muſtafa den Obern,
Schießt — und trifft den Türken alſo trefflich
In den Knopf grad, dran das ſtark Herz ſchlägt,
Daß er leblos hinſtürzt an das Waſſer.

Kaum das Blei dem ſchlanken Rohr entfahren,
Springt Komnen empor zum raſchen Angriff,
Reißt vom Gurt den grünen Heldenſäbel,
Ruft mit lautſter Stimme nach dem Bergwald
— Von dem Ruf erzittern Fels und Baumſtamm,
Regnen rings die Nadeln von den Tannen —
„Auf! Mir nach! Hieher, ihr wackern Zengger!
Todt am Boden liegt der Türken Führer,
Laßt nun fangen lebend uns die Andern!"
Ruft's, und ſtürzt ſich kämpfend auf die Türken.

Schwerer Schreck befällt darob die Türken.
Zitternd fliehn ſie nach verſchiednen Seiten,
Zwei nicht ſieht deſſelben Wegs man fliehen.

Doch Komnen, der muth'ge Fahnenträger,
Tritt nun an das Waſſer zu den Mädchen,
Tröſtet ſo die arg erſchreckten Jungfraun:
„Fürchtet nichts, o meine dreißig Jungfraun —
Vor euch ſteht von Zengg die ganze Truppe!"

Nach dem todten Muſtafa nun ſchaut er.
Doch, o ſieh! Noch ſchlägt das Herz dem Türken!
Ein mal ſchwingt Komnen darum das Schwert noch,
Trennt das Haupt, das rothe, ihm vom Rumpfe,

Streift vom rothen Schwerte dann das Blut ab,
Birgt es in die blanke Silberſcheide,
Tritt heran an's rauſchende Gewäſſer,
Labt ſich an des Waſſers kühler Welle.
Friſch darauf die Damaſcenerin lab't er,
Hängt ſie an die breite Heldenſchulter,
Nimmt das blut'ge Türkenhaupt vom Boden,
Gebt, und heißt die Jungfrauen ihm folgen.
Rückgekommen zu den beiden Tannen
Bindet er vom Baume los Haikuna,
Führt ſie vor die ſchöne Angelia:
„Angelia, ſeltner Brautgeleiter,
Sieh Haikuna, unſre liebe Schwägrin!“
Bindet los vom Baume nach den Falben,
Schwingt dem flinken Thiere auf den Grat ſich,
Schlägt den nächſten Waldesweg nach Jenga ein.

Wer ſchon ſah ſolch niegeſehne Wunder?
Dreißig Hochzeitsgäſte, dreißig Mädchen
Um die Braut, die liebliche Haikuna,
Und ein Mädchen, Schönheit Angelia,
Reben ihr als flinker Brautgeleiter —
Alſo ziehn nach Jenga ſie, nach der Veſte.

Vor der Veſte noch zwei Wegesſtunden
Geht dem ſeltnen Zug die Sonne unter,
Und zwei Stunden Nachtzeit ſind vorüber,
Da ſie einziehn durch die weißen Thore.

Da ſie nah ſind Imo's weißen Höfen,
Sieht Kemuen, der muth'ge Fahnenträger,

Vieler Kerzen Schimmer in der Stube,
Schweigt jedoch, und denkt bei sich im Stillen:
„Was doch mol die Kerzen drin bedeuten,
Zahlreich, wie ich niemals sie gesehen?“

Schweigen auch die dreißig Mädchen heißt er,
Daß kein Wort die tiefre Stille störe,
Heimlich will er treten in die Stube.

Da er hingeht unter'm hohen Söller,
Hei, wie lärmt es in der obern Stube!
Schweigend aber klimmt die Treppe hinan er,
Und geräuschlos folgen ihm die Mädchen.

Da jedoch er anlangt vor der Stube —
Welch ein großes Wunder muß er schauen!
Zu sich hat von Zengg die edlen Helden,
Zu sich Awe allesammt beschieden,
Alt und Jung und alle Herrn der Feste,
Zu begehn das Todtenmahl des Freundes,
Todtenlieder, traurige, zu singen,
Wein auf seiner Seele Heil zu trinken.

Da Kommen dies sieht, der Fahnenträger,
Reißt er auf die Stubenthüre plötzlich,
Bietet frohen Abend der Versammlung,
Wirft das Haupt des Türken auf die Tafel:
„Froher Abend, edle Zengger Herrschaft!“

Da von Zengg die Helden solches schauen,
Springen sie erstaunt von ihren Sitzen,

Springen auf, so Junge wie auch Alte,
Schließen in die Arme ihn und küssen:
„Wohl uns, wohl, daß solcher Held der Unsre,
Solcher Held, Komnen der Fahnenträger!“
Wer nicht zukann an den wackern Helden
Ihm das weiße Angesicht zu küssen,
Küßt die Hand, den Saum ihm des Gewandes.

Lang' noch haben Alle nicht geküßt ihn,
Als auf's neu die Studenthür sich auftut,
Und herein die dreißig Mädchen treten —
Ihnen voran Schönheit Angelia,
An der Hand die liebliche Haikuna.

Nun erst — wer doch schauen durfte die Freude!
An die Tafel setzen sich die Helden,
Nöthigen Komnen, den Fahnenträger,
Nöth'gen ihn, sich obenan zu setzen,
Heben auf sein Wohlsein an zu trinken.
Zwei mal selber trinken auf sein Wohl sie,
Reichen ihm zum dritten mal den Becher.

In die Rechte nimmt Komnen den Becher,
Nimmt den Becher, zeichnet mit dem Kreuz sich,
Danket Gott und dankt dem heil'gen Jowan:
„Dank dir, Herrgott! Dank dir, heil'ger Jowan!
Gute Beute ließt ihr mich erwerben!
Gabt Haikuna mir, das liebe Mädchen,
Ließt mich abhaun dreien Türken Häupter,
Ohn' Gefahr umgehn den weißen Wachtthurm,
Heimwärts diese dreißig Jungfraun bringen,

Die entführt hat Muſtafa, der Türke,
Und ihm ſelbſt das Haupt vom Rumpfe ſchlagen!
Nun, o wackrer Kapitän der Zengger,
Hier des Türken Haupt dir zum Geſchenke!
Doch auch zum Geſchenke dier Haikuna,
Dein Gut und das meine, wackrer Bruder —
Hab' ja nicht, mit wem ich ſonſt ſie theilte!
Deine Spangen, die auch trage ferner!
Mir jedoch gehört die Damascenrin —
Solches Mahr gebührt für ſolchen Helden;
Und fürwahr, nichts ſoll von ihr mich ſcheiden,
Eh' von mir die Seele ſelbſt nicht ſcheidet!"

Schlanke Tanne, ewig mögſt du grünen!
Treue Freunde, ewig mögt ihr froh ſein!
Und geprieſen ewig ſei der Edle,
Der hinauszieht, und bekämpft den Erbfeind!

Wie Iwo mit Wutschko Ljubitschitsch glücklos kämpft.

Kühlen Rothwein trinken sechzig Zengger
In dem weißen Zengg zunächst dem Thore.
Ueber ihnen weht ein seidnes Banner,
Dran zu schauen vierundzwanzigästig
Ein vielprächt'ger Zitterballen, silbern,
Drehnd um eine Spindel sich im Windzug
Mit dreihundert feinen Zitternadeln.
Wie sich um die Spindel dreht der Ballen,
Rauschen die dreihundert Zitternadeln,
Gleichwie Laub rauscht, leis bewegt vom Zugwind.

Zu den Freunden spricht der Zengger Iwo:
„Wackre Freunde, sechzig edle Zengger,
Trinket Rothwein, seid mir guter Dinge!
Morgen mit des weißen Tages Anbruch
Ziehn wir über's Welebitgebirge,
Ziehen hin gen Gratschaz in die Berge,
Wutschko dort, den Ljubitschitsch, zu suchen!
Denn bei ihm ist Jurisch's gute Büchse,
Harambascha Plawscha's gutes Handschwert,
Jung Thadia's Spangenpaar, das schwere

Und der Kalpak Merkonitsch's sammt Reiter,
Und das trägt uns Zengaern er zum Trotze!"

Und die sechzig edlen Zengaer trinken,
Trinken ihren Wein, sind guter Dinge,
Trinken, bis der weiße Tag herandricht.

Morgens drauf, bei frühstem Tagesanbruch,
Ziehn sie über's Weledagebirge,
Kommen an vor Gratschaz im Gebirge,
Ziehn umher drei Tage in den Klüften,
Tage drei und auch drei finstre Nächte,
Suchen Wutschko Ljubitschitsch allüberall,
Suchen ihn, und können ihn nicht finden.

Unter'm Thore in der Veste Gratschaz
Sitzt indessen Wutschko, kühlwein trinkend,
Sitzt bei seinem Freund Gratschanin Marko.

Da er trinkt, da kommt ihm zu die Kunde:
„Trinkst, o Wutschko Ljubitschitsch, zum Unglück!
Trinkst zum Unglück, sitzest hier beim Weine!
In den Klüften suchen dich die Zengger,
Und du sitzest, trinkest kühlen Rothwein!"

Kaum daß Wutschko solches Wort vernommen,
Springt empor er auf die leichten Beine,
Nimmt an sich Thadia's goldne Spangen,
Gürtet um das gute Handschwert Planscha's,
Setzt auf's Haupt des Merkonitschen Kalpak,
Nimmt zur Hand des Helden Jurisch Büchse.

Zu ihm spricht sein Bundesbruder Marko:
„Mitnimm, Bruder, kreißig Gratschanianer!
Bessre Kämpen sind sie als die Zengger;
Schießen gut, so wie die Zengger selber,
Mit den Säbeln dann sie noch viel besser!“

Ihm darauf zurück der Ljubitschitsche:
„Wahrlich, Bruder, auch nicht Einen nehm' ich!
Soll ich Herzleid vielen Müttern schaffen?
Besser ist's, daß nur die meine klage!
Soll ich todten vieler Schwestern Brüder?
Besser ist's, daß meine nur allein sei!
Soll zu Witwen viele Frau'n ich machen?
Besser ist's, daß meine nur verwitwe!“
Spricht's und eilt von Gratschaz nach den Klüften.

Was ihn führt, das ist ein günstig Schicksal,
Führt ihn hin grad wo die Zengger lagern.

Gott zum Gruße bietet er den Zenggern:
„Helf euch Gott, so Trupp wie Harambascha!“

„Gnade Gott dir, unbekannter Recke!
Da du also durch Gebirge streifest,
Kennst du nicht den Ljubitschitschen Wutschko?
Weißt du nicht, wo gestern er genachtet,
Nicht, wo er zu nachten denket heute?“

Also Wutschko Ljubitschitsch zurück drauf:
„Bundesbruder, wackrer Harambascha!
Sag', was hast du, daß du Wutschko suchest?

Hat er Schimpf erwiesen deiner Mutter?
Hat er dir geliebt die treue Hausfrau?
Hat er dich zum Zweikampf ausgefordert?
Sag', was hast du, daß du nach ihm ausgehst?

„Eine Bublе sei ihm seine Mutter —
Schimpf erwiesen hat er nicht der meinen,
Nicht geliebt auch meine liebe Hausfrau,
Noch mich selbst zum Zweikampf ausgefordert!
Doch bei ihm ist Jurisch's gute Büchse,
Harambascha Plawscha's gutes Handschwert,
Jung Tbadia's Spangenpaar, das schwere,
Und der Kalpak Merkonitsch's sammt Reider!
Lauter hell' Gewand und helle Waffen,
Nach der Reide, unsrer Harambaschen,
Das er trägt uns Zenggern zur Verhöhnung!"

Also Wutschko Lyubitschitsch zurück drauf:
„Selbst ein Bubler, Bublen-Harambascha!
Bubler selbst und Würfling einer Bublе,
Den mit Recht die Helden also schimpfen!
So ich Jurisch's gute Büchse trage
Und mit Plawscha's gutem Schwert mich gürte,
Hab' im Kampf die Waffen ich erworben,
Sie erobert, doch gestohlen nimmer!
Hab' als Weib verkleidet ihn gefangen,
Hab' ihm demnach Leides nichts erwiesen,
Hab' das Schwert nur losgeschnallt vom Gurt ihm!
So ich trag' des Merkonitschen Reider,
Ist's als Beute, da ich ihn erschlagen!
So ich trug Tbadia's goldne Spangen,

Iſt's, weil ich lebendig ihn gefangen!
Was ich trag', iſt Siegesgut, nicht Diebſtahl!
Und nun, Bubler, thue, was du thun willſt!"

Da dies hört der Truppe Harambaſcha,
Kniet er auf das rechte Knie zur Erde,
Zielt nach ihm mit ſeiner Büchſen einer;
Doch die Büchſe, ſtraf ſie Gott, verſagt ihm.
Zielt nach ihm mit ſeiner zweiten Büchſe,
Drücket ab – doch ſie auch gibt nicht Feuer!

Da dies Wutſchke Ljubitſchitſch erſiehet,
Kniet er ſelbſt auf's linke Knie nun nieder,
Feuert ab die gute Büchſe Jurisch's.
Einſt im Heere war geſtanden Wutſchke,
Trifft gar wol der Truppe Harambaſchen,
Jagt ihm durch die rechte Hand die Kugel,
Daß der Held zur Erde ruckſinkt blutend.

Gleich derüber die ſechzig Zengager eilen,
Ihres Häuptlings rothes Blut zu ſtillen.
Wutſchke aber fliegt, der Ljubitſchitſche,
Nimmt der Zengager ſeidnes Kriegesbanner,
Jagt damit, dem Wind gleich, gegen Gratſchaz —
Ihm nach fliegen alle ſechzig Zengager.

Da von ihnen Wutſchke ſich bedrängt ſieht,
Faßt mit ſeiner Linken er das Banner,
Mit der Rechten das geſchliffne Handſchwert,
Wehrt ſich wacker mit dem blanken Schwerte,
Tödtet dreißig von den ſechzig Zengagern,

Jagt vor ſich in Flucht die dreißig Andern,
Kehrt zurück drauf nach dem weißen Gratſchaz. —

Da er einzieht in dem weißen Gratſchaz,
Und vor ſich das Zengger Banner derträgt,
Da empfangen froh ihn die von Gratſchaz,
Wählen in der Stadt ihn zum Sardaren
Ueber vier mal hundert wackre Helden,
Schenken ihm ein Haus an der Schegawa,
Wie es heut zur Stelle noch zu ſchauen
Und noch trägt des Ljubitſchitſchen Namen.

Wie die Jengger jagen.

Auf zu jagen machen ſich die Jengger,
Glückswegen, Morgens früh am Chriſttag,
Möchten gern ihr Heldenglück verſuchen.

Gott und ihr Geſchick jedoch die fügen's,
Daß es klares Wetter iſt bis Mittag,
Nach dem Mittag ſich die Himmel trüben
Und am Abend Schnee fällt, froſt'ger Sturm weht,
Daß die Spangen an die Leibchen frieren
Und die Leibchen an die dünnen Hemden,
Und die Hemden an die Heldenglieder,
Und die Säbel an die Heldenhüften.

Da dies Jwo ſieht, der Jengger, ſpricht er:
„Weißt, o Bruder, Fahnenträger Juro,
Weißt du nicht von Stein wo einen Ofen,
Daß darin ein Feuer wir entzünden,
Dran erwärmen unſre Heldenglieder?"

Drauf erwiedert Juro ihm, der Jengger:
„Nirgends, Bruder, weiß ich einen Ofen.

Doch nicht weit von hier im Waldgebirge
Weiß ich wol ein Kirchlein, Petrowitz.
Könnten wol ein Feuer drin entzünden,
Dran erwärmen unsre Heldenglieder!"

Da im Wald das Kirchlein sie erreichen,
Ruft den Freunden Imo zu, der Zeggar:
„Auf, o Brüder! Wackere Genossen!
Brecht von den Gewehren los die Kolben!
Brecht von euern Säbeln ab die Griffe!
Auf! Laßt schnell ein Feuer uns entzünden!"

Drauf jedoch der Fahnenträger Juro:
„Nicht doch! Nicht verderbt die schlanken Rohre,
Nicht die Rohre, nicht die blanken Säbel!
Brauchen wol noch dürften wir die Waffen!
Besser ist's, ein Feuer zu entzünden
Aus den Kirchenbänken, Pulten, Leuchtern!
Was wir heut' verwüsten, uns zu wärmen,
An des heil'gen Peter's schönem Tage
Können reichlich wieder wir's ersetzen!"

Weise finden solches Wort die Freunde,
Brechen ab die Bänke, Pulte, Leuchter,
Schüren an ein hellauflodernd Feuer,
Wärmen dran die frosterstarrten Glieder.

Als es nun am Morgen Morgen werden,
Geht hinaus der Fahnenträger Juro,
Umzuschaun sich vor dem weißen Kirchlein.
Sieh' — da liegt der Schnee hoch auf dem Dache,
Vor dem Kirchlein eine Schar von Türken.

Da dies Jure sieht, der Fahnenträger,
Kehrt zurück er in das weiße Kirchlein,
Kehrt zurück und ruft zu den Freunden:
„Auf die Beine, Brüder und Genossen!
Zu den Säbeln! Auf! Zu den Gewehren!
Türken haben nächtlich uns umlagert!“

Drauf empor von Zengg die wackern Helden,
Wehren sich mit ihren schlanken Rohren,
Feuernd, so lang Blei und Pulver reichen.

Da sie Pulver, doch nicht Blei mehr haben,
Spricht von Zengg der Fahnenträger Jure:
„Nicht verzagt, o Brüder und Genossen!
Hierher seht! An meinem Oberkleide
Trag' ich dreißig schwere Silberknöpfe,
Von mir selbst im Kugelguß gegossen!
Laßt uns unsre Rohre damit laden,
Schaun, ob Silber besser nicht als Blei trifft!“

Mit den schweren Silberknöpfen Jure's
Laden nun die Dreißig ihre Rohre,
Strecken nieder dreißig von den Türken,
Zucken drauf die blankgewetzten Säbel,
Mähen nieder, was die Rohre schonten,
Ziehen heim nach Zengg, der weißen Feste,
Singend Lieder, daß es hallet wieder.

Wie Iwo zum zweiten male freit und Thadia sich von ihm losſagt.

Da zu freien Iwo wieder denket,
Freit er um ein Mädchen in der Ferne,
In der Ferne, an der Meeresküſte,
Freit bei einem Ban des Küſtenlandſtrichs.
Iwo freit, der Ban gibt ihm die Tochter.
Viel dabei verſchwendet Iwo Geldes,
Goldukaten, voll drei Schuhe, ſpricht man,
Setzt auf lange Zeitfriſt an die Hochzeit,
Setzt ſie an nach eines Jahres Dauer.
Wenn der weiße Weizen ihm gereift erſt
Und die Rebe in den Weingebirgen,
Will er ſchmucke Hochzeitsgäſte ſammeln,
Will zurück zur Meeresküſte kommen,
Ruſchita, das Bräutlein, heim dann führen.

Da — wer ſah die Schmach und Schande jemals?
Macht ſich auf der Truppenhäuptling Mehmed
Aus Utbina im Gebiet der Türken,
Ueberwirbt dem Kapitän das Mädchen.
Mehr des Geldes wendet auf der Türke,
Goldukaten, voll ſechs Schuhe, ſpricht man,

Lauter blanke, gelbe Goldducaten,
Setzt auf kurze Zeitfriſt an die Hochzeit,
Von dem einen Freitag nur zum andern,
Bis er ſchnell nach Udbina nur heimzieht
Und die ſchmucken Hochzeitsgäſte ſammelt.

Da dies ſchön' Muſchiza ſieht, das Mägdlein,
Nimmt ein Blatt ſie, nimmt das Schreibgeräthe,
Fertigt aus ein Brieflein auf den Knieen,
Schreibt nach Zengg an Iwo, den Verlobten:
„Iwo, du mein erſtes Glück, o höre!
Sammle Swaten nicht, verſchwende Geld nicht,
Sondern ſammle dreißig junge Helden,
Auserwählt, die Beſten von den Beſten,
Die es vorziehn, einen Kampf zu kämpfen,
Als zu ſchlürfen glühend heiße Rakia —
Harre mein im Prolom-Waldgebirge!"
Schreibt alſo und ſendet ab das Schreiben.

Da das Schreiben Iwo in die Hand kommt,
Und er ſieht, was ihm das Schreiben kündet,
Schlägt er mit der Fauſt ſich an die Kniee:
„Weh mir, weh bei Gott! Und ſoll der Türke,
Soll er wirklich mir die Braut entführen?"
Ruft drauf ſeinen Schweſterſohn Thadia:
„Auf Thadia! Schweſterſohn, mein lieber!
Geh' hinaus zu meinem ſchlanken Thurme!
Roll' das Banner auf! Bohr's in den Raſen!
Feure ab zwei ballende Piſtolen!
Gib es kund dem weißen Zengg zur Stunde,
Daß ſich ſammeln dreißig wackre Helden!

Doch laß ſchlechtes Volk nicht nahn dem Banner,
Sondern Helden blos, der Beſten Beſte!
Denn, dies wiſſe, Mehmed von Udbina
Will, der Beg, das Bräutlein mir entführen!“

Kaum daß dieſes jung Tbadia höret,
Steckt er aus das aufgerollte Banner,
Feuert ab zwei ballende Piſtolen,
Gibt ſo kund das Aufgebot den Zenggern.

Auf das Zeichen kommen dar die Helden,
Junge Zengger, dreißig von den Beſten.
Jung Tbadia ſteht in ihrer Mitte,
Und um ihn der rauſcht das grüne Banner,
Wehn im Wind die bunten Fahnenbänder,
Wartet bis auch Iwo kommt, der Zengger.

Da der kommt, da brechen auf die Helden,
Ziehn hinaus in's Prolom-Waldgebirge,
Kommen an am Kreuzweg im Gebirge,
Als die Türken wol ſchon hingezogen,
Doch noch nicht zurückgekehrt vom Meere.

Hier nun harrt des Hochzeitszuges Iwo,
Wartet hier von Tag zu Tag, drei Tage.

An des vierten Morgens lichtem Anbruch
Hallt es lärmend von der Küſte herwärts,
Hallt es lärmend bis in's Waldgebirge.
Von der Küſte gen den Prolom-Bergwald
Zieht heran der ſchmucken Swaten Feſtzug.

Da er's ſieht, da ſpricht der Zengger Iwo:
„Hat kein Weib geboren einen Helden
Und für meine Schar ihn ausgerüſtet,
Der hinabſtieg' aus dem ſteilen Bergwald
Und des Hochzeitszuges Zahl erſpähte,
Ob er reich an Roſſen und an Helden,
Ob es rathſam, daß wir ihn bekämpfen?"

Drauf entgegnet alſo ihm Tkadia:
„Höre mich, o Iwo, wackrer Oheim!
Was doch willſt du fremdem Auge glauben?
Beſſer iſt's, du gehſt und ſiehſt ſelber!"

Da dies hört der Zengger wackrer Führer,
Springt er auf, ſteigt nieder aus dem Bergwald,
Schwingt behend von Tanne ſich zu Tanne,
Bis der Swaten bunten Zug er ſchauet.
Was er ſchaut, ſind wol dreihundert Swaten,
Auserwählt die beſten Udbinianer!

Da dies ſieht der Zengger wackrer Führer,
Da erſchrickt er — ei doch welche Schande! —
Klimmt zurück zu den Gefährten eilends,
Kommt beſtürzt und kündet noch beſtürzter:
„O, ihr wackern Freunde, dreißig Zengger!
Wie wir ſind, wenn Salz wir Alle würden,
Kaum ein Gaſtmahl ſalzten wir den Türken,
Alſo zahlreich ſah ich Mehmed's Swaten!
Bückt drum nieder in den grünen Raſen,
Bergt euch unter dunkle Tannenzweige,
Bis vorbei der Swaten Macht gezogen!"

In die Rede fällt ihm jung Idadia:
„Höre mich, mein Oheim, Jengger Jwo!
Willſt du fliehen, magſt du fliehen ſelber,
Doch entmuth'ge nicht die edle Schar mir!"

Doch die Jengger thun nach Jwo's Worten,
Bücken nieder in den grünen Raſen,
Bergen ſich in dunkle Tannenzweige.

Nimmer aber thut alſo Idadia,
Sondern ſchlüpft von Tanne klug zu Tanne,
Bis hinab, wo ſich die Wege kreuzen,
Legt ſich lauernd hier in grünes Buſchwerk.

Lang' nicht harrt er — ſieh', da nahn die Swaten!
Voran, hoch auf ſeinem braunen Roſſe,
Voran kommt der Truppenhäuptling Mehmed,
Wirft den blanken Säbel in die Wolken,
Fängt ihn auf mit ſeiner weißen Rechten.
Mehmed, dem verwegnen Türkenhäuptling,
Folgt der junge Türkenknabe Osman.
Hoch auf ſeines Rappen breitem Rücken
Sitzt der Knabe mit gekreuzten Beinen,
Halb gezückt ruht ihm im Schoos der Säbel,
Und er ſelber ſchlägt die Tamburine,
Singt dazu ein türkiſch Hochzeitsliedchen.
Auf gezähmtem Weißroß nach dem Knaben
Kommt der Türke Pforſcha Sſjania.
Halb gezückt trägt er auch ſeinen Säbel,
Trägt geſpannt die Büchſe auf der Schulter,
Schaut umher bedacht nach allen Seiten.

Ihm nach folgt auf grauem Roſſe Talo.
Talo aber iſt der Brautgeleiter,
Führt am Zaum das Roß des jungen Bräutleins.

Angelangt an der beſtimmten Stelle,
Ruft die Braut hellaut aus weißer Kehle:
„Iwo! Wo doch biſt du? Nirgend ſeiſt du!
Soll denn wirklich Mehmed heim mich führen,
So zu deiner wie der Deinen Schande?“

Alles dieſes hört und ſiehet Iwo —
Und umſchleicht den Baum doch, eine Ziege,
Eine räub'ge, wenn ſie ſpürt die Hornis!

Jung Thadia auch, da er es ſchauet,
Fühlt das Herz im jungen Buſen zittern.
So jedoch ermuthigt er ſich ſelber:
„Herz, was iſt's, was dich ſo ſehr erſchrecket?
Einmal hat die Mutter dich geboren,
Einmal, Herz, mußt du auch wieder ſterben!“
Nimmt zur Hand die ſchlanke Küſtenbüchſe —
Spiegelnd hell, als wär' ſie lauter Spiegel,
Hat ſie Läufe zwei und faßt vier Kugeln,
Außer den vier Kugeln noch zwölf Schrote —,
Legt ſie auf in ſeine ſichre Linke,
Zielt nach Mehmed, nach dem Truppenhäuptling,
Drückt ſie ab mit der geübten Rechten,
Trifft ſein Ziel und trifft's an gutem Orte,
In die Stirne zwiſchen beide Augen,
Schießt vom Roß in's Gras herab den Türken.
Durch die Stirne aber fliegt die Kugel,

Trifft auch Osman, trifft den jungen Knaben,
Trifft ihn in die Bruſt, grad durch die Spangen,
Schießt vom Roß in's Gras herab den Knaben,
Daß er todt iſt, eh' er langt zur Erde.
Doch den Knaben auch durchfliegt die Kugel,
Trifft noch Plotſcha mitten in den Leibgurt,
Räumt hinweg auch dieſen aus dem Leben.

Da die Drei nun todt am Boden liegen,
Fahren auf die Andern all' voll Schrecken.
In den Bergwald aber ruft Thadia:
„Wo ſind eure Büchſen? Herrnles ſei'n ſie!"
Und auf einmal dreißig Büchſen hallen,
Und auf einmal dreißig Türken fallen,
Und dem Wald entſtürzen die Haiduken
Und verfolgen durch's Gebirg die Andern.

Doch — da ſeh' wer Talo den Likaner,
Was der thut, des Mädchens Brautgeleiter!
Vom geſchmückten Roſſe reißt die Braut er,
Wirft ſie hinter ſich auf ſeinen Klepper,
Flieht mit ihr hindurch den ſteilen Bergwald.
Keiner von den Zenggern iſt, der's merke —
Denn beſchäftigt ſind die Edlen alle
Um der Türken rückgebliebne Beute —,
Keiner ſieht ihn fliehen, als Thadia.
Ohne Säumniß ſetzt er nach dem Türken.
Da er doch ihn nimmer kann erreichen,
Ruft er alſo laut aus weißer Kehle:
„Höre mich, o Baſe, holdes Mägdlein!
Willſt du nicht bei jungem Leibe ſterben,

Bücke dich dann, bücke dich hernieder,
Laß mir frei des Türkenhäuptlings Rücken!"

Wie er ruft, ſo thut das holde Mägdlein,
Läßt ihm frei des Türkenhäuptlings Rücken.

Auf die Erde wirft ſich nun Thadia,
Zielt, und ſchießt nach Talo auf dem Grauroß,
Trifft ihn gut, und trifft an ſichrer Stelle,
Grad in's Leibchen mitten in den Rücken,
Schießt herab ihn von dem hohen Grauroß.

Talo ſtürzt, auf ihn wirft ſich Thadia,
Trennt das Haupt, das rothe, ihm vom Rumpfe.
Dann am Zaum das ſchmucke Grauroß faßt er,
Führt das Roß und führt das liebe Mädchen
In den Bergwald zu dem Zeggar Zwo,
Gibt ihm Beides, redet aber alſo:
„Hier, o Oheim, nimm das liebe Mädchen!
Hier, o Oheim, nimm auch Talo's Grauroß!
Doch von nun an bin ich dein Genoß nicht,
Feige biſt du, wo es gilt zu wagen!"

Iwo des Jenggers Schweſter.

In des Jenggers Iwo weißen Höfen
Iſt zu ſchaun ein nirgendlich Wunder,
Iwo's Wunderſchweſter Angelia!
Wie ſie ſchlank iſt und wie hochgewachſen,
Alſo iſt ſie blendend weiß und roſig.
Stadt und Land ſchon hat verwirrt das Mädchen,
Sieben Bane von der Länder ſieben,
Sieben Könige von ſieben Reichen.

Um ſie wirbt nun Marko von Venedig,
Und zur Schweſter ſpricht der Bruder alſo:
„Höre mich, o ſchöne Angelia!
Wie du ſchlank biſt und wie hochgewachſen,
Alſo biſt du blendend weiß und roſig;
Keinem aber willſt als Weib du folgen.
Nun, ſo nehm' ich ſelber dich zum Weibe!“

Da dies hört die Schweſter Angelia,
Geht hinauf ſie in die obern Hallen,
Schneidet ab drei Ellen weißen Linnens,
Nimmt zwei Schnüre von gediegnem Golde,

Geht hinaus an's ſtein'ge Meeresufer,
Meinet, daß ſie Niemand ſehe hingehn.

Marko aber von Venedig ſieht ſie,
Geht ihr nach bis an das Meeresufer.

Angelangt am ſtein'gen Meeresufer,
Sieht ſie um ſich, ſieht nach allen Seiten,
Weinet heiße Thränen, redet alſo:
„Seid, o Ufer, ſeid ihr meine Schwäger!
Seid, o Wogen, meine Schwägerinnen!
Seid, o Fiſchlein, meine Mannesſchweſtern!“
Spricht alſo, verhüllt die ſchwarzen Augen,
Will hinab in's wüſte Meer ſich ſtürzen.

Da ſteht vor ihr Marko von Venedig,
Faßt ſie ſtark an ihrem ſeidnen Gürtel,
Hebt ſie hinter ſich auf ſeinen Braunen,
Schlingt um ſie drei mal den ſeidnen Leibgurt
Und zum vierten noch den Säbelriemen —
Andja läßt's geſchehn und ſpricht kein Wörtlein —,
Reitet heim nach ſeiner Stadt Venedig.

Als ſie nach Venedig ſo gekommen,
Tanzt ein prächt'ger Reigen vor dem Hauſe,
Und der Zengger Iwo führt den Reigen.

Der junge Marian.

Schreibt ein Schreiben Pandſcha von Udbina,
Schickt nach Zengg es an den Zengger Iwo:
„Zengger Iwo, daß du mich doch hörteſt
Und zu mir kämſt an die Meeresküſte,
Kämeſt zur Verſöhnung und Verbrüderung.
Genug ſchon iſt des Kampfs in unſern Landen,
Genug ſchon ſind der Helden uns gefallen,
Laß, o Iwan, laß uns Frieden ſchließen!
Eines aber, Iwo, darum bitt' ich:
Bring' den Sohn nicht deiner Schweſter mit dir,
Deiner Schweſter Sohn, den jungen Marian;
Osman, den Arnauten, bring' auch ich nicht!
Wilde Zänker ſind die Jungen beide,
Könnten leicht uns neuen Streit beginnen,
Selber wir es mit dem Leben büßen!"

Da dies Schreiben Iwo in die Hand kommt,
Und er ſieht, was ihm das Schreiben kündet,
Freut er ſehr ſich ob des Schreibens Inhalt.
Ladet ein von Zengg ſogleich die Helden,
Edle Helden, dreißig von den Beſten —

Heimlich thut er's, daß der junge Marian,
Daß der junge Jänker nichts erfahre —,
Führt ſie heimlich aus der weißen Veſte,
Führt an's Meer ſie, ſpät in finſtrer Nachtzeit,
Langt dort an, juſt da die Sonn' emporſteigt.

Doch noch früher war gekommen Pandſcha,
Saß an breitem Tiſch ſchon mit den Seinen.
Einer ſaß da an des Andern Seite,
Pandſcha ſelber oben an der Tafel,
Ihm zur Seite Osman, der Arnaute.

Näher tritt der Kapitän der Zengger,
Grüßt die Türken, Gott zum Gruße bietend.

Aufſtehn von der Tafel ſie dagegen —
Pandſcha auch von Uddina erhebt ſich,
Breitet aus die Arme, küßt den Helden —
Und ein Jeder dankt den Gruß ihm freundlich.
Einer nur will weder ſich erheben
Noch ihm danken — Osman der Arnaute.
Trotzig ſieht er nach dem Zengger Iwo.

Einen Sitz drauf räumen ein die Türken,
Einen Sitz dem Kapitän der Zengger,
Daß er ſitze an der Seite Pandſcha's,
Zwiſchen ihm und Osman, dem Arnauten.
Serb' und Türke ſitzen ſo beiſammen,
Sitzen friedlich, trinken kühlen Rothwein.

Pandſcha von Uddina trinkt der Erſte,
Trinkt auf's Wohl des Kapitäns der Zengger.

Iwo nimmt den Becher, trinkt der Zweite,
Trinkt auf's Wohlsein Osman, des Arnauten.
Osman der Arnaute nimmt den Becher,
Trinkt ihn zu dem Freund an seiner Seite:
„Auf dein Wohl! Laß diesen Wein uns trinken
Nicht auf Kaisers Wohl und nicht auf Sultans,
Nicht auf's Wohlsein irgend andrer Häupter,
Sondern auf das Wohl des wackern Helden,
Der zu kämpfen heut' noch einen Streit denkt!"

Also spricht er, trinkt den rothen Kühlwein,
Und im Kreise geht der Becher weiter:
Serb' und Türke leeren ihn in Freundschaft.

Sehr betroffen ist der Zengger Iwo,
Sehr betroffen ob der Rede Osman's.
Unglück für den Schwestersohn, den lieben,
Schlimmes für den jungen Osman fürchtend
Blickt er hin nach Zengg, der weißen Veste.

Ein'ge merkten's, Ein'ge merkten's nicht auch,
Wie nach Zengg der Kapitän stets hinblickt.
Wol jedoch merkt's Osman der Arnaute,
Spricht also zum Kapitän der Zengger:
„Bruder, der du bist, o Zengger Iwo,
Sag', was siehst in Einemfort nach Zengg du?
Ist's nicht, weil du Zuzug hoffst von dorther,
Zu vernichten, wie wir hier sind, Alle?"

Ihm zurück der Kapitän der Zengger:
„Sieh'! So möge beistehn mir mein Glaube,

Nicht von Zenga erwart' ich irgend Jemand!
Nicht dran denk' ich, dir zu thun was Leides!"

Noch nicht sprach's der Kapitän zu Ende,
Sieh', da wallt's von Zenga heran feldüber,
Wallt heran gleich einer Wolke Nebels,
Wallt heranwärts an die Meeresküste!
Ein'ge merkten's, Ein'ge merkten's nicht auch.
Wohl jedoch merkt's Osman der Arnaute,
Stößt mit seiner Hand den Zengager Iwo:
„Sprich, und weißt du Kapitän der Zengager,
Was die Wolke Nebels dort bedeutet,
Die von Zenga heran wallt an die Küste?"

Sehr erwünscht ist Iwo diese Frage.
„Gutes", spricht er, „bringt sie uns, so Gott will!"

Kurze Zeit jedoch war kaum vorüber,
Sieh' da wallt die Wolke immer näher,
Näher, bis ein Reiter draus hervortaucht —
Marian ist's auf seinem guten Schwarzroß!

Flink heran zur breiten Tafel fliegt er,
Schwingt herab sich vom geräumten Rosse,
Grüßt die Zecher, grüßt sie alle freundlich:
„Gott mit euch, so Serben wie auch Türken!"

Auf von ihren Sitzen stehn sie Alle,
Und der Erste, der die Arme breitet
Und ihn küßt, ist Osman der Arnaute.
Einen Sitz drauf räumen sie dem Gaste,

Einen Sitz an Pandſcha's andrer Seite.
Marian aber will bei ihm nicht ſitzen,
Setzt ſich neben Osman, den Arnauten.
Nun den Zutrunk reichen ihm die Türken.
Marian aber nimmt den Becher, kreuzt ſich,
Denkt an Gott, wie es Geſetz und Sitte,
Trinkt dem Gaſt zu, der ihm ſitzt der Nächſte:
„Auf dein Wohl! Und laß den Wein uns trinken
Nicht auf Kaiſers Wohl und nicht auf Sultans,
Nicht auf's Wohlſein irgend andrer Häupter,
Sondern auf das Wohl des wackern Helden,
Der zu kämpfen heut' noch einen Streit denkt!"

Alſo ſpricht er, trinkt den rothen Rubinwein,
Schaut ſich an im Kreiſe dann die Zecher,
Traut dem Aug' kaum, da er ſieht beim Becher
Serb' und Türk' in brüderlicher Eintracht!

Viele merken's, Viele merken's nicht auch,
Wie darob der junge Marian ſtaunet.
Wol jedoch merkt's Osman der Arnaute,
Spricht alſo arnautiſch zu den Türken:
„Schwarz eu'r Leben! Daß euch Schlangen ſtächen!
Seht ihr nicht, wie wir verloren allſammt?
Welch ein Blitzſtrahl unter uns gefahren?
Wie ſie ſchaun, bald hierhin und bald dorthin,
Die zwei Serben in der Türken Mitte!
Streit fürwahr und Zank nur iſt ihr Trachten!
Beſſer, wahrlich, iſt, daß wir nicht warten,
Und ein Jeder ſeinen Nachbar tödte —
Selbſt beginn ich mit dem jungen Marian!"

Alſo redet Oſman der Arnaute,
Meinend, daß von Iwo's edlen Freunden
Keiner auf Arnautiſch ſich verſtehe.
Das jedoch das Wunder Jemand ſähe!
Wohl verſteht Der, dem ſie gilt, die Rede,
Wohl verſteht jung Marian ſie, der Recke,
Springt empor gleichwie von Wuth befallen,
Zuckt vom Gurt den blanken Flammenſäbel,
Schlägt nach Oſman, ſchlägt nach dem Arnauten,
Theilt entzwei ihn in zwei blut'ge Hälften,
Schlägt ſodann auch nach den andern Türken,
Schlägt um ſich — und ſtaunt nach kurzer Weile,
Staunet ſelbſt ob ſeines Armes Walten!
Sechzig liegen, wo erſt dreißig ſaßen!
Nieder noch zu ihnen ſtreckt er Pandſcha,
Schwingt den Säbel ſelbſt nach ſeinem Oheim;
Thäten die Genoſſen ihm nicht Einhalt,
Ihn fürwahr auch legt' er zu den Todten,
Weil er thöricht Türkenworten glaubte!

Wie Iwo ſtirbt.

Einen Traum träumt Iwo's alte Mutter:
Finſtre Nacht, die ſei auf Zengg geſunken,
Eingeſtürzt der blaugewölbte Himmel
Und zur Erd' der helle Mond gefallen
Vor Ruſchitza, vor die Zengger Kirche.
Alle Sterne, träumt ſie, ſei'n gekommen,
Auch der Frühſtern, anzuſchauen blutig,
Und ein armes, graues Kuckuckweibchen
Hab' gewehklagt auf der Kirche Zinnen.

Als dem Traum die Greiſin ſich entrungen,
Nimmt den Stab ſie in die alte Rechte,
Geht hinaus und geht zur weißen Kirche,
Spricht dort mit dem Protopop Rebelke,
Sagt ihm Alles, was ſie Nachts geſehen.

Da der Pop der Greiſin Traum vernommen,
Hebt er an, den Traum ihr ſo zu deuten:
„Höre mich, o greiſe Mutter, höre!
Bös haſt du geträumt, und bös erfüllt ſich's!
Finſtre Nacht ſei über Zengg geſunken?
Dir bringt ſie Verlaſſenheit und Oede!
Eingeſtürzt des Himmels weite Wölbung

Und der Mond auf Ruschitz gefallen?
Tod bringt solches deinem Sohne Iwo!
Schmerzvoll sei'n verdeigerilt die Sterne?
Witwen viel und Waisen werden jammern!
Blutig sei der Frühstern dir erschienen?
Tief bekümmert wirst du ihn beweinen!
Ob der Kirche klagt' ein Kuckuckweibchen?
Türkenhand wird sie in Trümmer legen,
Sie verwüsten, mich, den Greis, ermorden!

Noch zu End' nicht sprach der Protopope,
Sieh', da kommt heran der Jengger Iwo!
Rotb ganz ist sein gutes Roß vom Blute,
Das ihm strömt aus siebzehn offnen Wunden.
In der Linken trägt er seine Rechte.

Vor die Kirche reitet Iwo schweigend,
Vor der Kirche spricht er so zur Mutter:
„Hilf herab, o Mutter, mir vom Rosse!
Labe mich mit kühlem Weine, Mutter!"

Wie er bittet, thut zur Stell' die Mutter,
Hilft herab ihm von dem müden Rosse,
Kühlt mit kühlem Wasser ihm die Stirne,
Labt mit kühlem Weine ihm die Lippen,
Fragt besorgt: „Ging's so dir in Italien?"

Leise drauf erwiedert Iwo dies ihr:
„Wohl, o Mutter, ging's mir in Italien!
Viel Gefangne fielen in die Hand mir,
Viel Gefangne, und noch mehr des Gutes.

Ohne Fehr auch kehrt' ich drauf zur Heimat.
Doch, o Mutter, bei der ersten Nachtrast
Sah ich von Verfolgern mich erreicht schon.
Schwarz sind sie und schwarz auch ihre Rosse,
Schwarze Helme schatten ihre Stirnen.
Einmal, Mutter, tauschen wir die Kugeln,
Und von ihnen bleibt am Leben Keiner,
Und von meinen Freunden fällt nicht. Einer.
Da ich drauf am zweiten Abend raste,
Jagt mir nach die zweite Schar Verfolger.
Weiß sind sie, and weiß auch ihre Rosse,
Weiße Helme schimmern um die Stirnen.
Einmal, Mutter, tauschen wir die Kugeln,
Und am Leben bleibt von ihnen Keiner,
Und von uns fällt dies mal auch nicht Einer.
Da jedoch das dritte mal ich raste,
Jagt mir nach die dritte Schar Verfolger,
Schwarze Männer, lange Flinten schwingend,
Bis an's Knie in flammenden Gewändern.
Ein mal wol auch tauschen wir die Kugeln,
Heben dann zu fechten mit dem Schwert an —
Doch von ihnen, Mutter, fällt nicht Einer,
Und von uns am Leben ist bald Keiner,
Keiner, Mutter, als dein Sohn, der Eine,
Und auch der verwundet schwer zum Tode!"
Dies erzählt er — sinkt drauf todt zur Erde.

Gönn' ihm Gott des Paradieses Freuden,
Wohlsein uns und Abwehr aller Leiden.

Erläuterungen.

Die Jakschitsche.

Verbesserungen.

S. 15 Zeile 2 v. o. statt Jakschitsch l. Swjestitsch
„ 76 „ 11 v. u. „ Hofe l. Rosse
„ — „ 6 v. u. „ Schmerz l. Schmach
„ 79 „ 14 v. o. „ Bogdan l. Dmitar

Der Stamm der Jakschitsche oder der Sohne Janko's scheint bereits zur Zeit Stefan Duschan's, Zaren von Serbien, bestanden zu haben. Wenigstens geschieht in einem der Lieder dieses Zaren Erwähnung. Sie hatten ihren Wohnsitz in Belgrad, wo man noch unlängst das Haus der Jakschitsche, „Rebojscha" geheißen, zeigte. Ein Jakschitsch Demetrius focht zur Zeit des Königs Mathias von Ungarn unter den Fahnen des Despoten Paul Brankowitsch und fand bei Semendria seinen Tod. Der König von Budim, d. i. Ofen, von dem im Liede „Jakschitsch Todor" die Rede ist, mochte dann wol König Mathias sein, wiewol die Geschichte von einer Verschwägerung desselben mit den Jakschitschen nichts erwähnt. Der Rhapsode scheint dies Factum erdichtet zu haben, um die Angesehenheit der Jakschitsche bei Hofe recht hervorzuheben.

Jakschitsch Todor.

. . . . o du grauer Falke!

Der Falke ist das Sinnbild des Helden und der jugendlichen Männlichkeit, wird daher oft für Held, Jüngling, Sohn, Knabe gebraucht.

Holt hervor gleich tausend Golddukaten.

Noch jetzt ist es unter den Serben Sitte, daß der Bräutigam oder sein Vater den Aeltern der Braut ein Geldgeschenk macht womit er ihnen die letztere gleichsam abkauft

Seit mein Gold zur Frau dir ward verheißen.

Gold ist das Sinnbild für geliebte Töchter. „Mein Gelt" ist so viel wie „meine Tochter".

. . . . . o Follen Janko's!

Follen gilt als Schimpfname.

Dich als Kum in Gott, des Einz'gen, Namen.

Kum ist hier in der Bedeutung der Hochzeitswürde gebraucht. Siehe übrigens unter den „Fremdwörtern".

Wilenroß.

Edle Rosse nennt man Wilenrosse, um sie als wunderbare wol auch wunderwirkende Thiere zu bezeichnen, wie es z. B. in diesem Liede der Fall und wie Schwarz, der Scheckt Marko's eines ist.

Jakschitsch Stjepan.

Weit, wie rings um Belgrad liegt die Ebne,
So ein Tropfen aus den Wolken fiele,
Fiele nirgends nieder er zur Erde,
Fiele nur auf Rosse oder Türken,
Oder auf der Türken weiße Zelte!

Ein dem Cyklus der Kossowo-Lieder entlehntes Bild, denen sich Kossanitschitsch Iwan bedient, um seinem Freunde Milosch Obilitsch die Größe der türkischen Heeresmacht zu bezeichnen.

Jakschitsch Dimitrije.

Nach dem Land Arabien.

Arabien scheint den serbischen Sängern überhaupt für den Orient zu gelten. Arapin (der Araber) hat immer das Epitheton ara (schwarz) bei sich. Die schwarzen Araber und Ara-

dien ſpielen in den Liedern die Helle ſehr entfernter fabelhafter, kriegeriſcher Völker und Länder.

Und die Hodſchas rufen von dem Dſchamien,

So viel als: Und die Muezzin vom Minarete die Zeit verkunden. Bekanntlich werden von den ſchlanken Thürmen der Moſcheen herab, von einem hiermit eigens Beauftragten, die Gläubigen, ſo oft es Zeit zu beten iſt, aufgefordert, in die Moſchee zu kommen.

Der beiden Jakſchitſch Frauen.

Stefan, er, der Zar von Serbien.

Wie bereits oben erwähnt, in hiermit wahrſcheinlich Stefan Duſchan, genannt der Starke, Mächtige, gemeint.

Von Budim vermählt den Sohn der König.

Siehe die einleitende Anmerkung zu den Jakſchitſchen.

Janko der Cataraner und ſein Sohn Stojan Jankowitſch.

Verbeſſerungen.

S. 60 Z. 10 v. o. ſtatt auch l. gleich.
» 60 » 12 v. u. » Und gelebet ſine l. Angelebnet in.

Janko von Cataro lebte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ſcheint ein durch perſönlichen Muth ſowol als durch ſeltene Kühnheit in der Ausführung von Streifzügen ſehr angeſehener morlachiſcher Häuptling geweſen zu ſein. Ungleich geehrter als er iſt ſein Sohn Stojan Jankowitſch, den die Republik von Venedig im Jahre 1646 ſeiner Tapferkeit und ſeines Anſehens wegen zum Kapitän der Morlachen ernannte. Er bezog als ſolcher einen Monatsgehalt von zwanzig Dukaten und wurde ſpäter mit einer goldenen Denkmünze ausgezeichnet. Bei Gelegenheit eines Streifzuges gerieth er mit ſeinem Freunde und Zeitgenoſſen Smiljanitſch in türkiſche Gefangenſchaft, aus der er

erst nach vierzehn Monaten durch ein kühnes Wagniß wieder entkam. Bei einem gleichen Streifzuge verlor er das Leben. Seine Nachkommen haben sich bis auf den heutigen Tag in Dalmatien erhalten. Als seine und seines Vaters Zeitgenossen werden türkischerseits ein gewisser Mustafa von Kladuscha, mit dem Beinamen Hernetin oder Hernjanin, dann dessen Sohn Mujin Alil, d. i. Alil, Sohn Mustafa's, ferner Ramo von Kowatschi, Talo aus der Lika mit dem Beinamen Budalin, d. i. der Tolpel, endlich Osman Tankowitsch von Uebina und Ibrahim aus der Raka genannt, wol zumeist zum Islam übergegangene Serben, über deren historische Existenz wol noch Aufschlüsse gefunden werden dürften. Die Consequenz, mit welcher sie sämmtlich individualisirt sind, läßt nicht zweifeln, daß ihnen wirkliche Persönlichkeiten zu Grunde liegen. Serbischerseits werden außer Smiljanitsch noch Wuk Manduschitsch, Iwo von Jengg, Scharitsch Zwian ꝛc. genannt.

Wie Stojan Jankowitsch die schöne Slatia erwirbt.

Gab sie in die Pflege dann, in's Kämmen.

Ein Kind „in's Kämmen" geben, heißt, nachdem es entwöhnt worden, es irgendwo zum Auferziehen unterbringen.

Richte du die weißen Kuchen, Mutter.

Es ist Sitte, wenn man um ein Mädchen anhält oder Verwandte besucht, ihnen Kuchen mitzubringen. Eine Sitte ebenso morgenländischen Charakters wie das Erkaufen der Braut.

Wie Jankowitsch Stojan aus der türkischen Gefangenschaft heimkehrt.

Blieben da neun Jahre.

Auf welches Maß diese poetische Fiction zurückzuführen sei, lehrt die obige Anmerkung über Stojan's Gefangenschaft.

Starina Nowak und seine Söhne.

Verbesserungen:

S. 102 Z. 1 v. u. ſtatt quellen l. quillen.
„ 115 „ 7 v. u. „ „ wollt l. willſt.

Starina Nowak, wörtlich „der Greis Nowak", iſt der älteſte Haiduke, deſſen in den Liedern Erwähnung geſchieht und gleichſam der Vater und das Urbild des Haiukenthums. Er lebte im 15. Jahrhundert. Mit ihm genannt werden Radiwoi ſein Bruder, dann Tatomir und Grujo ſeine Söhne.

Warum Nowak Haiduke wird.

[1] Irenen, der Gemahlin des Deſpoten Paul Brankowitſch wird die Erbauung Smederewo's, d. i. Semendrias, einer alten Feſtung am rechten Ufer der Donau, zugeſchrieben.

[2] Para, eine kleine turkiſche Münze. 1/40 Kreuzer Conv.-Münze. 1/3 Pfennig.

[3] Litre, wahrſcheinlich ſind hier blos kleine turkiſche Dukaten gemeint, deren 100 auf 1 Litre gehen ſollen.

[4] Drina, ein Nebenfluß der Save in Bosnien.

[5] Romanien, Urumelien, Rumili.

[6] Beutel, Collectivname für eine Summe von etwa 50 fl. Conv.-Münze.

[7] Swaten, Hochzeiter.

Wie Grujo verkauft wird.

Grujita, das Diminutiv von Grujo.

Reich verziert mit dreißig goldnen Spangen.

Ich glaubte das ſerbiſche „toke" am faßlichſten mit „Spangen" wiederzugeben, obwol die ſerbiſche toka doch immer noch etwas ganz anderes als eine deutſche Spange iſt. Man trägt die toka oben an der Bruſt, an beiden Theilen des Leibchens, als eine ſehr koſtbare, bei Wohlhabenden ſchwer aus Gold oder Silber verfertigte Verzierung. Manche toka iſt zwei

des abgeschraubten Stückes als Trinkschale benennen.

An- und Abschrauben eingerichtet, und man kann sich dann

Und als zehnte ein beschlagner Flügel.

Weder „Agraffe“ noch „Flügel“ entsprechen den serbischen Bezeichnungen „ćelenka“ und „krilo“ vollkommen. Beides sind Verzierungen, die an der Kappe getragen werden, aus Flittergold, Zitternadeln, Kunstblumen, Bändern, Federn. Für „ćelenka“ gibt es kein correspondirendes deutsches Wort, „krilo“ aber heißt wörtlich Flügel, daher ich es auch beibehalten habe. Ein beschlagener Flügel heißt ein mit einem Metallbeste an die Kappe befestigter.

Wie Radiwoj von Nowak scheiden will.

[8] Rado, Diminutivum von Radiwoj.

[9] Brescianerin, f. Fremdwörter.

Wie Nowak das Land von Mehmed dem Mohren befreit.

Dieses Lied stimmt mit dem vorhergehenden dem Stoffe nach wesentlich überein. Es handelt sich um den Tod des Mohren Mehmed. Nichtsdestoweniger glaubte ich seines eigenthümlichen Tones wegen es hier mit aufnehmen zu sollen.

Radiwoj, du mein geborner Bruder.

Der Serbe unterscheidet sehr genau zwischen seinem leiblichen Bruder, den er den gebornen oder angebornen nennt, und seinem Freunde, den er Wahlbruder, Bundesbruder heißt.

Fremde Mutter gab mich aus.

Fremde Mutter tuđja majka, heißt die Stiefmutter, im Gegensatze zu der eigenen.

Wie Grujo seiner Bundesschwester Ikonia beisteht.

[10] Sagorien, eigentlich Sagorje, f. Fremdwörter.

11 Grahowe, ein Ort in Bosnien.

12 Knes, der Obere eines Ortes.

Wie Grujo freit.

In Pladin, der weis gebauten Feste,
Bei dem Kön'ge der Pladiner selber.

Ich habe nicht zu ergründen vermocht, was mit diesem „Pladin" und dessen Könige gemeint sei. Wahrscheinlich ist es eine bloße poetische Fiction.

Wilde Martelosen.

Das eben Gesagte gilt auch von diesem Namen.

Kum Boreje auf den Griechenkumen u. s. w.

Die Hochzeitswurtenträger auf der Seite Grischtisch Manoile's. Grischtisch Manoile ist ein stereotyper Name, der häufig und in den verschiedensten Situationen vorkommt. „Grk" heißt nicht nur ein Grieche, sondern auch ein Krämer, wie denn Namen, die irgend eine Landsmannschaft anzeigen, überhaupt oft zur Bezeichnung für gewisse Gewerbe und Beschäftigungen gebraucht werden, z. B. „Slowak" und „Tiroler" in einigen Gegenden Oestreichs für Hausirer, in Böhmen sogar für elegante Luxuswarenhändler. „Gottscheer" für Südfrüchtehändler. Grtschitsch heißt dann ebensowol Griechensohn wie Kaufmannssohn. Manoile ist Emanuel.

Würdig wäre Carigrads ihr Antlitz

d. h. Sie wäre wol werth, daß du sie in deinem Harem aufnehmest. Carigrad ist der serbische Name für Konstantinopel.

Willst du mir als Kerze lieber leuchten,
Oder willst das Schwert du lieber küssen?

Willst du lieber durch Feuer oder durch das Schwert umkommen.

Zehn Haiduken.

Wie Mihat mit dem Pascha ſpricht.

Deſſen Mähne gleich dem Bart des Hirſches

Im Originale heißt es „kod jelena brada", was durch obige Ueberſetzung wörtlich wiedergegeben iſt. Was jedoch mit dieſem Gleichniſſe gemeint ſei, vermag ich nicht zu enträthſeln.

Wie der kleine Radoiza gefangen iſt ꝛc.

Sag', was ſoll ich mit den ſchweren Hufen?

Schwere Hufe werden hier die ſchweren großen Silbertaler-ſtücke genannt, die größer und ſchwerer fortzuſchaffen ſind als Dukaten, und doch viel weniger ausgeben.

Iwo der Haiduke.

Ohne Ringbrot und beraubt des Kopftuchs.

Ringbrote, ringförmige Brote, welche die Braut ihren Schwiegereltern mitbringt. Hier will die Figur ſoviel bedeuten, als ohne Bräutigam, verwitwet.

Hündin eine, wunderſchönes Mägdlein! u. ſ. w.

Hunzin iſt im ſerbiſchen Liede nicht mit jenem ſchimpflichen Nebenbegriffe gebraucht, der dem Worte „Hund" im Deutſchen anhaftet. So wie in der zärtlichen Redeweiſe oft mitunter aus Zärtlichkeit geflucht wird, ohne damit Böſes zu wollen, ſo wird auch „Hunzin" gebraucht. Würde das Mädchen Iwo genug zu ihrem Bundesbruder aufgerufen haben, dann hätte er ſchon deshalb ihre Swaten verſchonen müſſen.

Meiſter Manoilo.

Nicht den Hadſchia nach der Kaba wallen.

Kaba iſt die Zuſammenkunft der Turken, um ſich über allerlei zu beſprechen, Kaffee zu trinken u. ſ. w.; außerdem der heilige Wallfahrtsort, das Grab des Propheten.

Haiduk Wukosaw's Ehfrau.

Bittet ihn und heißt ihn Bundesbruder.

Jemanden Bundesbruder heißen, bedeutet ſo viel, als ihm Bundesbruderſchaft anbieten und ſich hierdurch ſeines Beiſtandes verſichern.

Nur ein Büſchchen, wie bei Helden, laß mir!

Bekanntlich ſcheeren ſich in Bosnien, Herzegowina u. ſ. w. auch die chriſtlichen Männer das Haupthaar bis auf ein kleines Büſchchen glatt ab. Die Morlachen hingegen laſſen ihr Haar wachſen.

Mihat nimmt in Gott das Bruderbündniß.

Das Bruderbündniß wird in Gott angeboten „Bogom brate" Bruder in Gott, oder durch Gott, zum Unterſchiede vom geborenen Bruder, es wird alſo auch in Gott angenommen.

Luka Galowran.

Trinken ſatt ſich wie die ſchwarze Erde,

Ein Bild, von der Erde hergenommen, die den Regen gierig in ſich zieht.

Iwo der Zengger.

Verbeſſerungen.

S. 220 Zeile 15 v. u. ſtatt als morgens l. als es morgens.
„ 227 „ 9 v. u. „ Lad'l l. Lädt, und wo es ſonſt vorkommt.
„ 228 „ 10 v. o. „ um der l. um die.
„ 241 „ 6 v. o. „ Tarbaren l. Serraren.

Iwo von Zengg, ein Zeitgenoſſe Janko's von Gataro, lebte ebenfalls in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er ſcheint in Zengg die Würde eines Stadtkapitäns oder ſonſt ein Amt bekleidet zu haben. Mit ihm genannt werden Komnen der Fahnenträger, ſeine Neffen Marian und Thazia.

Wie Iwo ein Weib bekommt.

Sei's in Gott und sei's im heil'gen Iowan!

Außer in Gott wird die Bundesbruderschaft auch noch im Namen des heiligen Iowan, das ist Johannes, geschlossen, was wol so viel bedeuten will, als: „Sein wir Freunde, wie Christus und Johannes Freunde gewesen!"

Abends um der fünften Betzeit Hälfte.

Der Tag ist bei den Mohamedanern in Betzeiten eingetheilt, etwa wie noch heutzutage die Israeliten das Morgengebet, das Mussafgebet, das Abendgebet und das Nachtgebet haben, zwischen denen sämmtlich eigentlich ein bestimmter Zeitraum verfließen soll, wenn nun auch nach jahrhundertelanger Annahme die ersten beiden und die letzten beiden unter Einem nacheinander verrichtet werden. Um die Hälfte der fünften Betzeit heißt so viel, als in der Zeit zwischen dem vierten und fünften Gebete, d. i. in der Dämmerung.

Reißt vom Gurt den grünen Heldensäbel.

Die Serben lieben es ihre Schwerter zelen, d. i. grün zu nennen. Woher dieses Epitheton? Wäre dies figürlich genommen, grün statt kräftig, frisch, bedeutend, wie es oft als jugendlich gebraucht wird? Oder käme es vom grünen Widerscheine der grasigen Fläche und des Laubes im Stahle? Auch im Deutschen gibt es eine Farbe die stahlgrün heißt.

Wie Iwo zum zweiten male freit u. s. w.

Wie wir sind, wenn Salz wir Alle würden,
Kaum ein Gastmahl salzten wir den Türken!

Diese Stelle ist dem Cyklus der Kossowo-Lieder entlehnt, und zwar dem Berichte, den Iwan Kossantschitsch an Milosch Obilitsch über die Größe der türkischen Heeresmacht abstattet.

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gesänge der Serben.

Die

Geſänge der Serben.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Inhaltsverzeichniss.

Von verschiedenen Kämpen und Kämpfen.

	Seite
Sama der Kaludjer	3
Schlos Stalatsch	10
Iwo Senkowitsch	15
Der Pascha von Bosgorien zu Jeiere	30
Pawle Goretitsch	37
Wuk Andjelitsch	40
Die Helden von Jenga	52
Ilia Smiljanitsch	55
Dschengitsch-Beim-Pascha vor Moskwa	57
Moskowitsche Geschenke und türkische Gegengeschenke	63

Frauenlieder. Erster Reigen.

Mutterröslein	71
Fluch für Fluch	72
Wüßt' ich, Antlitz, wer dich einst wird küssen!	74
Das Mädchen, das schöner will sein als die Sonne	75
Wie das Mädchen vorschnell schwört	76
Mädchen an der Küste	77
Meina	79
Hüll' den weißen Nacken ein!	81
Ewig mein bleibt, den ich liebe!	82
Wüßt' ich, daß ich einst die Deine!	83
Fluch' ihm, Mutter, ich auch will ihm fluchen!	84
Wem am wohlsten ist	86
Das Rößlein, das seinen Herrn verlägt	88
Sieh', die Sonne senkt sich	90
Und den Einen werd' ich ewig küssen!	91

Seite

Sag, ist lieb dir meine Seele, Liebe? 92
Sei die Meine, o du liebe Seele 93
Schuld allein sind unsre Mütter 94
Gieb mich nicht dem Ungeliebten, Mutter! 95
Neige dich nicht, Rose, zu mir nieder 96
Die Scheidenden 97
Der verlassene Hirsch 99
Denn drei Fehler, Freund, die hast du! 101
Der Sonne liebe Schwester 102
Beste Helden sind's, die ich nicht küsse! 104
Smiljana 105
Schwimmt hinaus ein Kähnlein 107
Sarajewo, daß dich Glut verzehre! 108
Send' zurück den Flügel, Mutter! 109
Die keinen Schwager hat 110
Sprich, woher mein Ringlein dir? 111
Viele Verwandte, gutes Glück 112
Wie das Mädchen den Verwandten gefallen wird 113
Wie die Schwägerin tröstet 115
Wenn Mädchen weinen 116
Zwei Fabeln.
1. Die eitle Eule 117
2. Held Mücke und Witwe Aliese 118

Aus der Familie.

Janja die Letztgeborne 121
Angelia Milutinowitsch 123
Koriak Milutinowitsch 128
Die Verliebte des Jengger Jowo 135
Die Hochzeit des Zahnenträgers Mitsch 139
Die Hochzeit des Jowo von Sarajewo 140
Bogdan, der seine Frauen verkauft 156
Was Schwesterliebe vermag 159
Von den neun undankbaren Söhnen 161
Der unglückliche Jowo 162
Die junge Klagefrau 164

Seite
Die Witwe Jela und ihre Söhne 166
Von der Schwester des wilden Begdan 168
Alan-Aga's treulose Witwe 173
Die Giftmischerin 177
Die feindlichen Brüder 179

Frauenlieder. Zweiter Reigen.

Mädchen, o thöricht Närrchen du! 187
Schwester lieb, wie bist du unerfahren! 188
Sind die Beeren reif geworden 189
Ueberdrüssig bin ich nun, ich Mädchen 190
Müde bin ich schon zu sitzen 191
Das Mädchen spricht zum Röslein 192
O daß mein des Sultans Schätze wären! 193
Schönes Kind von Smederewo 194
Was dem Knaben lieber wäre 195
Für wen die Rose aufgewachsen 196
Wunder-Mara 197
Heb' empor nicht deine Brauen 198
Gott vergelt' es deiner Mutter 199
Angezündet hat es Janja 200
Ich wollt' ich wär' ein Flieglein 201
Alles liebt sich, Seele mein! 202
Kaufmann des Meeres 203
Für die Mädchen zarte Amulette 205
Mädchenthum 206
Eitel alle Schönheit ohne Liebe 207
Bist ja mein an jedem Ort 208
Wandle dich zur Ros' im Garten 210
Könnt' ich sehen oder doch nur hören! 211
Jedem das Seine 212
Eh' er käme, geht die Nacht vorüber 213
Denkst du noch, o Seele, da du mein warst? 214
Daß er sehe, daß ich hier gewesen 215
Hör' die Mutter an der Thüre! 216
Vor dem Hause eines Schülers 218

Seite

Nichts darum mußt' meine Mutter, nichts darum die ihre 219
Laß mich lang in diesen Banden! 221
Meine Augen — Falkenaugen sind es 222
Laß das Mädchen, laß es, Bruder Jowo! 223
O Lämmchen mein vom Felde 224
So er Andre liebet 226
Will mich satt am nächsten Sonntag küssen! 227
Röslein, was erblühst du mir so frühe? 228
Grüne Ebne, bin dir gram, o Ebne! 229
Will ein Briefchen schreiben nach Venedig 230
Vor dem Hause der scheltenden Mutter 231
So singet nur, ihr Vögelein! 233
Das Mädchen, das im Schnee läuft 234
Bis zuletzt die Mutter dich vertriebe 235
Worauf der Brautwerber sehen soll 236
Das Mädchen, das unfreundlich ist 237
Hochmuth 239
Will denn gehen, kehrt' ich auch nicht wieder 240
Deinen Namen hab' ich ihm gegeben 241
Hochzeitlieder aus Friaul 242

Liebesgeschichten.

Schwimmt ein Mädchen über'm Wasser 256
Was dem Mädchen lieb ist 257
Auch wir Mädchen schauen auf das Roß nicht! 259
Töchterlein Muttergeist 261
Haikuna Attagitsch 268
Die kluge Jelena 273
Die schöne Angelia 277
Dettchen Petar, der zecht 279
Blume, Wein und Liebe 281
Sultanssöhnlein Musa 282
Junges Mädchen schafft ein heitres Herze 285
Liebreich aber ist das Mädchen 287
Lockt der Knab' das Mädchen fein 288
Wie Mara den Herzog Stefan los wird 289
Drei Mädchen, die einen Knaben sangen 293

	Seite
Drei Wandrer, die um's Mädchen streiten	294
Rauche nicht, o Frauen, meine Seele!	296
Schlanke Tanne, ach wie schmerzt das Haupt mir!	297
Durch's Gebirge tritt ein Knabe schmachtend	298
Muje der übermüthige Fahnenträger	300
Einen Alten nähm' ich nimmer!	301
Locke mich — und folgen will ich!	303
Die getäuschten Entführer	305
Listig aber ist das schöne Mädchen	307
Des jungen Ali Fahnenträger	309
Der Knabe, der zur Perle ward	310
Auf' um Gott herein den Knaben!	311
Schön Pawa	313
Sein nun einmal, was da sein soll!	314
Die Baum von Erdelj	316
So erzieh's den unfolgsamen Mädchen!	318
Der Klügste von den Dreien	320
Doch die Fremde, die läßt mich nicht	321
Junger Recke, komm', erlös' mich!	322
Petro, der das Sträuplein frei trägt	323
Von der schönen Fatime	325
Mara von Mutja	327
Der jungen Mara Trauer	329
Iwo und Jelena	330
Janja die Schöne	335
Besser ist es, daß wir Beiden Beide	339

Legenden und Gesänge der Blinden.

Legenden.

Der reiche Gawan und die Engel	343
Sanct Peter's eigne Mutter	350
Was die schwersten Sünden sind	352
Warum die Espe ewig zittert	354
Die Taufe Christi	355
Die Sonntagsernte	357
Das Mädchen und der Drache	358

Seite
Der Wila Wolkenschloß 361
Die Wilen des Lowtschen 362
Küsse nicht die Bundesschwester! 363
Was der Thau der Basilie erzählt 365
Weh' der Nachtigall ohne Wald 366

Gesänge der Blinden.

Des Blinden Bitte 368
So du willst dem Herrn gehören 372
Des Blinden Segen 373

Trauergesänge und Tischgesänge.

Trauergesänge.

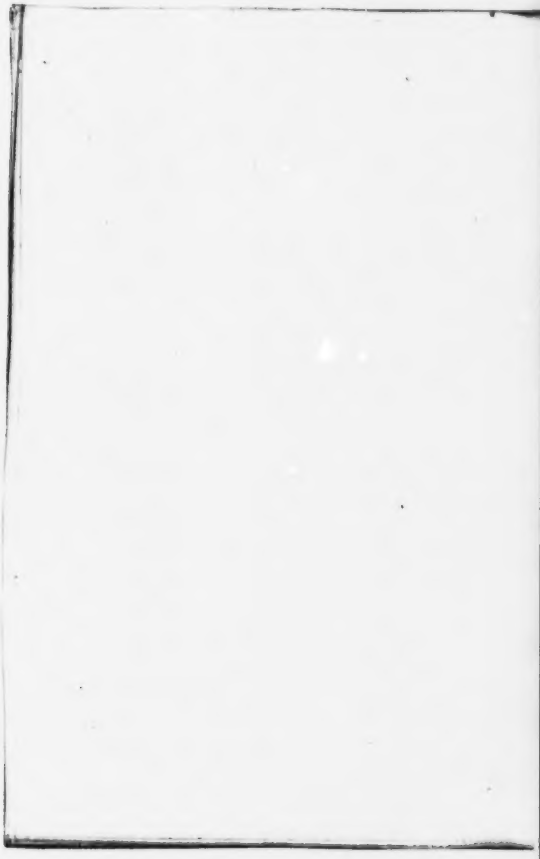
Wie sie die Mutter trösten 377
Die Mutter am Sarge des Sohnes 378
Weh mir, weh um dich, o Gold, mein reines! 379
Wenn sie den Todten aus dem Hause tragen 380
Wenn sie den Todten in's Grab legen 381
Klage um einen jungen Hausvater 382
Erinnerung an den Todten 383

Tischgesänge.

Tischspruch der Syrmier, Batschker und Banater 385
Zu Ehren Gottes 386
Auf das Wohl des Hausherrn 387
Auf dein Wohl, Bruder Hausherr! 390
Auf das Wohl des Freundes 391
Wenn man mit Jemandem Freundschaft trinkt 393

Erläuterungen. 395

Von verschiedenen Kämpen und Kämpfen.



Sawa der Kaludjer.

Auf und ab zwei edle Herren wandeln
Fern in Stambol in der weißen Veste,
Einer Omer-Dschedaitsch, der Pascha,
Und der Andre Tschuprilitsch, der Vesir;
Wandeln lang' und sprechen dies und jenes.

Da mit einmal spricht also der Vesir:
„Höre, Omer-Dschedaitsch, o Pascha!
Ausgekundschaft hab' ich seine Beute:
Fern am Meere im Gebirge Athos
Wilindar die weltberühmte Kirche!
Preis dem Herrn, wie schön ist diese Kirche!
Ganz gedeckt mit goldnen Platten ist sie,
Reich geschmückt mit Silber und mit Perlen
Und geziert mit goldnen Zitterspitzen.
Alle Pforten sind von hellem Golde,
Helles Gold die Bilder all' und Kreuze.
Hundert Kaludjeren sind drin drei mal —
Unter ihnen Sawa der Kaludjer —,
Außerdem fünfhundert Diakone,
Reicher Höfe glattgeschorne Herren.
O daß, Pascha, jemals du gesehen,

Was von Schätzen diese Kirche birget!
Und, o daß der Sultan einmal hinzöge
Mit drei Lagern vor die reiche Kirche!
All' die Schätze könnt' er mit sich nehmen,
All' die Bilder, all' die goldnen Kreuze,
All' die reichen, ungezählten Güter,
Mit dem Gold beschlagen viel Pistolen!
Sawa selbst könnt' er zum Türken machen,
Zum Vezir, zum mächt'gen, ihn erheben,
Mit ihm die dreihundert Kalujeren,
Die um ihn als prächt'ger Hofstaat wären;
Mit ihm die fünfhundert Diakone,
Ihm zu dienen als gewandte Diener.
An der weißen Kirche Stelle aber
Könnt' erbaun er eine prächt'ge Dschamia,
Nächst der Dschamia ein Pandurenwachthaus,
Vor der Christen Unbill sie zu schützen!"

Ihm erwidert Dschebatsch der Pascha:
„Sprich nicht weiter Tschuprilitsch-Vesire!
Früher auch gab's manchen mächt'gen Sultan,
Kirchen aber ließ noch Keiner plündern.
Unrecht ist's, an Kirchen Hand zu legen.
Zürnend dräht' der Himmel sonst hernieder,
Ließ' zur Erde kalte Steine regnen
Und erschlüg' unsäht'ge Türkenabkunft!
Ueberdies hat einen Hort die Kirche,
Einen mächt'gen, Sawa den Kalujer,
Der umher auf flottem Rosse reitet,
Rings um sich dreihundert Kalujeren,
Deren jeder trefflich führt die Waffe

Und die Kirche vor den Türken ſchirmet.
Und, Veſir, und haſt du dann bedacht auch,
Was zu ſchaun an jener Athoskirche?
Weithin glänzt die Kuppel im Gebirge
Gleich dem Frühſtern aus den Morgenwolken,
Von der Kuppel weht ein goldnes Banner,
Unter'm Banner ſchläft ein ſchwarzer Drache,
Kehrt das Haupt gen Stambol unabläſſig,
Und verſchlingt lebendig, was ein Türk iſt!"

Wie er ſpricht zu Tſchuprilitſch, dem Veſir,
Alſo ſpricht zum Sultan auch der Paſcha.
Doch der Sultan achtet ſeines Raths nicht,
Achtet lieber, was ihm räth der Veſir;
Schart um ſich drei ſtarke Heereshaufen,
Zieht hinan gen Athos in's Gebirge,
Schlägt ſein Lager unterhalb des Berges,
Schickt hinauf nach Wilindar in's Kloſter
Selben Tags noch leichtgefüßte Boten,
Heißt ſie holen Sawa den Kaludjer,
Bringen ihn in's Zelt zu ihm, in's Lager.

Ohne Säumniß eilen fort die Boten,
Langen an bald in dem weißen Kloſter,
Finden hier wol Sawa den Kaludjer,
Mit ihm die dreihundert Kaludjeren,
Doch die Lithurgia grad begeht er.

Vor die Kirche lagern ſich die Türken,
Warten bis zu Ende die heil'ge Handlung,
Bis herauskommt Sawa der Kaludjer,

Springen auf dann, sprechen zu ihm alſo:
„Komm mit uns, o Kaludjere Sawa!
Ausgeſandt nach dir hat uns der Sultan,
Daß zu ihm du niederkommſt in's Lager!
Vor dem Kloſter liegt er in den Zelten,
Führt mit ſich drei ſtarke Heereshaufen!“

Drauf erwiedert Sawa der Kaludjer:
„Von lebend'ger Pein ſei Der gereinigt,
Wer dem Sultan dieſes hat gerathen!“
Springt empor auf ſeine leichten Beine,
Schwingt ſich raſch auf ſeinen hohen Braunen,
Fliegt hinab zum Sultan in das Lager.

Ihm entgegen gehn des Sultans Diener,
Halten an den Zügeln ihm das Braunroß.
Doch er ſelber geht in's Zelt zum Sultan,
Fragt alſo der Türken mächt'gen Herrſcher:
„Sprich, o Sultan, was von mir begehrſt du?“

Drauf der Sultan dieſes ihm erwiedert:
„Willſt du wol ein Türke werden, Sawa?
Sieh'! Die drei mal hundert Kaludjeren
Wären dann um dich als prächt'ger Hofſtaat,
Und die fünf mal hundert Diakone
Sollten dir als flinke Diener dienen!
Aus der Kirche nähm' ich dann die Kreuze,
Nähme Bilder, Gold und Kirchenſchätze,
Ließ beſchlagen Waffen mit dem Golde
Deinem Staat zu prächtigen Geſchenken,
Ließ erbauen an des Kloſters Stelle

Eine Dschamie prächtig, niegesehen,
Nächst der Dschamie ein Janitscharenwachthaus,
Vor der Christen Unbill sie zu wahren!'"

Drauf erwiedert Sawa der Kalujer:
„Uebermuth nur kann soweit dich führen,
Oder, Sultan, nicht bei Sinnen bist du!
Denn, das wisse, nimmer werd' ich Türke!
Mächt'ger ist als du, dem ich gehorche!
Eines aber, Herr, das will ich thun dir!
Schar' um dich viel Hodschen und Hadschien,
Derwische und türkische Schriftgelehrte,
Nimm zur Hand dann einen türkischen Mussaf,
Bete so drei Tage deinen Gott an,
Siehe, ob dein Beten er erhöre!
Wenn dann bei des vierten Tages Aufgang
Die Gebirge aneinander rücken,
Dschin-Gebirg und das von Anatolien,
Und ein Strom entquillt dem kahlen Felsen
Und umströmt die Mauern dieses Klosters:
Dann, o Sultan, will ich Türke werden,
Will erfüllen, was du von mir forderst!'"

Spricht's und lenkt sein gutes Roß von hinnen,
Kehrt zurück zu seinem weißen Kloster.

Um sich schart der Sultan nun Hadschien,
Schriftgelehrte, Derwische und Hodschen,
Nimmt zur Hand auch einen türkischen Mussaf,
Betet so drei Tage seinen Gott an;
Da er aber fruchtlos sieht sein Beten,
Wirft voll Zornes von sich er den Mussaf.

Sawa sieht dies, redet zu ihm also:
„Zar von Stambol, wolle dich gedulden!
Nun will ich zu meinem Gotte beten!“
Schart um sich dreihundert Kalujeren,
Um sich die fünfhundert Diakone.
Baren Hauptes gehn die Mönche alle,
An den Gürteln Rosenkränze tragend,
Vor sich goldne Kreuze, heil'ge Bilder,
Vor sich auch die heil'gen Evangelien,
Beten still zu Gott drei kurze Stunden.

Da sie dann das goldne Kreuz erheben,
Sieh' — da quillen Thränen aus den Bildern,
Rücken die Gebirge aneinander
Dschin-Gebirg und das von Anatolien,
Quillet Wasser aus den harten Felsen
Und umfromt die Mauern von Wilindar,
Daß nicht Mann hinan noch Roß kann kommen.

Bald jedoch umwolkt sich auch der Himmel,
Aus den Wolken stürzet Thau hernieder,
Mit dem Thaue kaltes Felsgesteine,
Regnet nieder auf der Türken Lager,
Daß von Allen nicht entkommt ein Einz'ger,
Keiner selbst, das Wunder zu erzählen,
Außer Omer-Dschebaitsch, dem Pascha,
Und mit ihm der fliehnde Zar von Stambol!

Nach der Kirche flüchten sich die Beiden.
Gern wol taufte Sawa hier den Sultan;
Thut's jedoch nicht, fromm bedacht im Herzen,
Daß der Kirche Unheil draus erwüchse.

Ein Gelöbnis aber thut der Sultan,
Jährlich in der Kirche von Bitindar
Und am Tag des heil'gen Dimitrije
Hundert Oka reines Wachs zu spenden.

Wie's geschah, erzähl' ich's euch in Wahrheit.

Schloß Stalatsch.

Briefe folgen häufig sich auf Briefe.
Von wem sind sie und an wen geschrieben?
Von Mehmed, dem Türkensultan, sind sie
Und geschrieben nach dem Schloß von Stalatsch,
An Prijesda, an den Wojewoden:
„O Prijesda, Stalatscher Wojwode,
Sende du mir deine besten Güter!
Erstes Gut, den starken Stürmersäbel,
Der da Baum und harten Felsstein spaltet,
Baum und Stein, sowie auch hartes Eisen;
Zweites Gut, dein gutes Kranich-Kampfroß,
Gutes Kampfroß, das wol übersehen
Eine nach der andern kann zwei Mauern;
Drittes Gut, dein treu geliebtes Ehweib!"

Da den Brief Prijesda durchgesehen,
Geht er hin und schreibt gleich einen zweiten:
„Sultan Mehmed, großer Zar der Türken!
Samml' ein Heer, so groß es dir beliebig,
Komm vor Stalatsch, wann es dir beliebig,
Stürme Stalatsch, wie es dir beliebig;

Von den Gütern send' ich dir kein einz'ges!
Hab' für mich mein gutes Schwert gewetzt nur,
Hab' für mich mein Falkenroß genährt nur,
Hab' für mich mein treues Weib gefreit nur!
Keins von meinen Gütern kann ich miſſen!"

Da erhebt der Türkenſultan Mehmed,
Hebt ein mächtig Heer, und zieht vor Skalatſch.
Wol drei Jahre ſtürmt er und beſchießt es,
Stürmt ihm keinen Stein ab, keinen Splitter.
Nicht vermag das Schloß er zu bewingen,
Noch viel weniger will er es verlaſſen.

Da, des morgens früh vor einem Sonntag,
Wallt hinaus Prijesda's treue Ehfrau,
Wallt hinan die hohen Feſtungsmauern,
Schaut hernieder in's Morawawaſſer.
Trüb' vorüber ſtrömt der Strom am Schloſſe,
Und die Ehfrau ſpricht zum Wojewoden:
„O Prijesda, Herr mir und Gebieter!
Sehr befürcht', o Herr, ich, daß die Türken
Uns mit Minen in die Lüfte ſprengen!"

Drauf jedoch zurück ihr der Wojwode:
„Schweig, o Lieb'! Gefahr bring' dich zum Schweigen!
Wer grüb' Minen unter ſolche Ströme?"

Als hierauf es Sonntag war geworden
Schreitet nach der Kirche der Wojwode,
Dient darin den Dienſt mit den Gefährten,
Tritt heraus dann aus der weißen Kirche,
Spricht zu den Gefährten dieſe Worte:

„O Gefährten, ihr mein rechter Flügel,
Bald mit euch wol werd' ich mich erheben!
Laßt darum uns speisen erst und trinken,
Oeffnen dann des Schloſſes weite Thore,
Und hinaus uns ſtürzen auf die Türken —
Komm, was Gott will und das Glück der Helden!"

Alſo aber ſpricht er zu der Ehfrau:
„Geh', o Seele, nieder zu den Kellern,
Hol' uns Rakia, hol' uns rothen Kuhlwein!"

Und Frau Jela nimmt zwei goldne Kannen,
Geht hernieder in die dunkeln Keller.
Da ſie anlangt in den dunkeln Kellern,
Trifft den Raum ſie voll von Janitſcharen.
Aus Pantoffeln kühlen Rothwein ſchlürfend
Trinken ſie Frau Jela zu, der Herrin,
Trinken auf das Seelenheil Prijesda's.
Da dies ſieht Frau Jela, die Gebietrin,
Läßt die Kannen aus der Hand ſie fallen,
Eilt hinan ſchnell zu den Herrenhallen:
„Schlimmer Wein", ſo ruft ſie, „mein Gebieter!
Schlimmer Wein dies und noch ſchlimmre Rakia!
Voll von Janitſcharen ſind die Keller!
Aus Pantoffeln keinen Kuhlwein ſchlürfend,
Tranken auf mein Wohl ſie, o Gebieter!
Tranken dir, dem Lebenden, den Grabtrunk,
Tranken, weh, auf deiner Seele Frieden!"

Da dies hört Prijesda, der Wojwode,
Thut er auf des Schloſſes weite Thore,
Stürzt ſich kämpfend auf die Türkenheerſchar,

Schlägt um ſich und ſchlagt viel Türken nieder,
Sechzig Ohre, ungezählt die Andern.

In das Schloß dann rückkehrt der Wojwode,
Schließt die Thore hinter ſich des Schloſſes,
Zückt vom Gurt den blanken Stürmerſäbel,
Schlägt das Haupt ab ſeinem Kranichroſſe:
„Weh, o Kranich, du mein Gut, mein theures!
Weh! Doch wird der Sultan dich nicht reiten!“
Bricht entzwei den blanken Stürmerſäbel:
„Weh, o Stürmer, meine rechte Hand du!
Weh! Doch wird der Sultan dich nicht gürten!“
Dann zur Frauen geht er in die Halle,
Faßt an ihrer Hand die treue Ehfrau:
„Wähle, Jela, du verſtänd'ge Hausfrau!
Wähle! Willſt du lieber mit mir ſterben
Oder einem Türken ſein zur Buhle?“

Heiße Thränen weint die edle Frauen:
„Heil'gen Tod mit dir, den wähl' ich lieber
Als des Türken ſchandevolle Liebe!
Nimmerdar entſag' ich meinem Glauben
Und des Kreuzes Heil verläugn' ich nimmer!“

An den Händen faſſen ſich dann Beide,
Gehn hinan zu Stalatſch's hohen Mauern.

Alſo ſpricht hier Jela zum Wojwoden:
„O Prijesda, Herr und mein Gebieter!
Aufgenähret hat uns die Morawa —
Nun wohlan, ſie mög' uns auch begraben!“
In den Strom drauf ſtürzen beide jählings.

Leicht bezwingt der Sultan nun das Felsſchloß;
Von den Gutern aber wird ihm keines.
Grimmig ſchilt er drob, indem er fortzieht:
„Schloß von Skalatſch, daß dich Gott zerſtöre!
Herwärts führt ich drei mal tauſend Krieger,
Heimwärts ihrer führ' ich kaum fünfhundert!

Ivo Senkowitsch.

Einen Brief von Ribnik ſchreibt der Aga,
Sendet ihn dem Senkowitſchen Gjorgje:
„Senkowitſche Gjorgje, tapfrer Kämpe,
Selbſt vernahm ich und die Welt erzählt es,
Wie im Zweikampf du ein tücht'ger Held ſei'ſt!
Mich auch nennen ſchlecht nicht die Genoſſen.
So du nun ein Held des Zweikampfs wirklich,
So des Zweikampfs wie des blanken Säbels,
Komm zu mir dann nach dem weißen Ribnik,
Komm, daß wir uns meſſen im Gefechte!
So du nicht kommſt und die Forderung ablehnſt
Spinn' ein Hemd mir, ſpinne weite Gattjen!
Unterwirf, der Schwächre, dich dem Stärkern!"

Lieſt den Brief der Senkowitſche Gjorgje,
Lieſt den Brief und weinet heiße Thränen.
So jedoch fragt Ivo ihn, ſein Söhnlein:
„Vater, ſprich! Was weinſt du heiße Thränen?
Manch ein Schreiben iſt dir ſchon gekommen,
Mancher Brief durch deine Hand gegangen;
Doch um keinen ſah ich noch dich weinen!"

Drauf zurück der Senkowitsche Gjorgje:
„Gutes Kind, o Senkowitsche Jwo!
Manch ein Schreiben ist mir wol gekommen;
Doch wie dies, o gutes Kind, kam keines!
Kam auch einmal eines, diesem gleichend,
War dein Vater jünger doch an Jahren,
Nimmerdar vermocht' es ihn zu schrecken!
Sieh'! Von Ribnik schreibt den Brief der Aga,
Fordert nach der Ebne mich zum Zweikampf!
Sehr jedoch, o Kind, bin ich gealtert,
Kann mich kaum zu Rosse mehr erhalten,
Wen'ger noch mit Türken-Agas kämpfen!
Sinnen aber, Söhnlein, lernt' ich niemals!'"

Drauf zurück der Senkowitsche Jwo:
„Bist zu sehr, o Vater, du gealtert,
Daß zum Kampfe nicht mehr du kannst ausziehn,
Hast von Gott du mich dir doch erbeten,
Hat zum Sohne mich dir Gott gegeben!
In den Zweikampf zieh' ich aus statt deiner,
Anstatt deiner stell' ich mich dem Türken!'"

Also drauf der Senkowitsche Gjorgje:
„Gutes Kind, o Senkowitsche Jwo!
Ausziehn, Söhnlein, kannst du in den Zweikampf,
Ausziehn wol, doch rückwärts nimmer kehren!
Ungeübt noch bist du, ohn' Erfahrung,
Zählest kaum noch sechzehn volle Jahre;
Doch der Aga ist ein tücht'ger Kämpfer,
Kühn, gewandt, gleichwie im Land kein Zweiter!
Furchtbar ist sein Anzug anzuschauen!

Ganz aus Luchs und Zobel iſt ſein Anzug,
Ueberdeckt mit Bärenfell ſein Kampfroß
Und umhüllt mit Wolfsfell ſeine Lanze!
Vor dem Anblick wirſt du ſchon erſchrecken,
Wie denn erſt, wenn dich der Türke anruft
Und das Kampfroß unter ihm erwiehert!
Sinken wirſt vom Roß du vor Entſetzen
Und verwirken thöricht ſo dein Leben!
Sprich! Was ſoll der Vater dich beklagen?
Wer ſoll Brot ihm ſchaffen, dem Gebeugten;
Wer, wenn er geſtorben, ihn beweinen?“

Drauf zurück der Senkowitſche Iwo:
„Vor dem Anzug, glaubſt du, würd' ich zittern?
Weiß von Furcht nichts vor lebend'gem Wolfe,
Sollt' ich's vor des Wolfes todtem Felle?
Laut, ſo wie ein Türk vermag zu rufen,
Ei, ſo laut, o Vater, kann auch ich es!
Segne mich, und laß getroſt mich ziehn,
Laß für dich beſtehn mich dieſen Zweikampf!
So lang' Iwo lebt, o greiſer Vater,
Wirſt du Hemden keinem Türken ſpinnen!“

Nicht verweigern kann dem Sohn er's länger,
Sattelt ſelbſt den eignen guten Braun ihm,
Zäumt den Braunen, küßt dem Thier die Mähnen:
„Lang, mein Braunroß, du mein edles, gutes!
Lang genug ſchon fochten wir gemeinſam,
Holten Sklaven aus den Türkenlanden,
Trugen heimwärts blut'ge Türkenhäupter!
Nun, o Braunroß, nun da ich gealtert

Und zum Kampf die Kraft nicht mehr will langen,
Zieh' hinaus mit meinem jungen Söhnlein,
Meinem Söhnlein Iwo, meinem Einz'gen!
Ohn' Erfahrung iſt mein Söhnlein Iwo;
Gutes Braunroß, ſei du Hort und Freund ihm!"
Rüſtet drauf den Knaben aus auf's beſte,
Legt ihm an die eignen Heldenkleider,
Schnallt ſein eigen Schwert ihm um die Lenden,
Spricht zu ihm noch ſolchen guten Segen:
„Daß, o Söhnlein Iwo, du mein Einz'ger,
Daß du ziehſt, Sohn, zu guter Stunde!
Daß mit dir ſei gutes Glück der Helden,
Gott in Fried' und Wohlſein dich geleite,
Dich beſchütze vor des Gegners Händen,
Gegners Waffen, wie auch böſen Wunden!
Daß erſtarke deine junge Rechte,
Daß erſchärfe deines Schwertes Schneide,
Freien Blicks dem Feinde du begegneſt!
So du aber anlangſt auf der Wahlſtatt,
Mögſt du nicht erſchrecken, Söhnlein Iwo;
Scharf ſei deine Rede, ſcharf dein Auge!
Fordre kühn den Türken zum Gefechte!
Kämpfſt du dann mit ihm, o Söhnlein Iwo,
Achte drauf, den Braun nicht zu beirren;
Denn gewöhnt ihn an den Zweikampf hab' ich
Und gelehrt, im Streite ſich zu halten!
Schützen wird er im Gefecht dich ſelber,
Ab von dir des Schwertes Schärfe wenden!"

Als den Knaben Georgje ſo geſegnet,
Küßt die Hand ihm Iwo und den Rockſaum,

Küßt, darauf der Vater ſieht, den Boden,
Küßt der alten Mutter auch die Hände:
„Mutter, Vater, mögt ihr mir's vergeben!“
Schwingt ſich auf den wohlgezäumten Braunen,
Reitet ſingend noch der fernen Wahlſtatt,
Läßt die Aeltern rückwärts, ihn beweinend. —

Angelangt vor Nikniſ auf der Ebne,
Sieht der Knab' ein Zelt von ferne ſchimmern.
Eingerammt vor'm Zelt iſt eine Lanze,
An die Lanze feſtgezäumt ſind Roſſe.
Drinnen aber ſitzt der ſtolze Aga,
Sitzt und ſchlürfet köſtlichen Malwaſier,
Mit ihm ſchlürfen zwei gewalt'ge Paſchas.

Da der Braun die Roſſe kaum gewahr wird,
Hebt zur Stell er hellaut an zu wiehern.

Sprechen ſo im Zelt die beiden Paſchen:
„O Gebieter! Aga! Herr von Nikniſ!
Hörſt du nicht des Senkowitſchen Streitros?
Weh! Nun iſt's gethan um dich, o Aga!
Heute, Herr, muſt von der Welt du ſcheiden!“

Da jedoch den Rab'nden ſchaut der Aga
Und erkennt des Senkowitſchen Söhnlein,
Ruft er aus: „O fürchtet nichts, ihr Freunde!
Dieſes iſt nicht Senkowitſch, der Alte,
Iſt der Knab', des Senkowitſch Sohn nur!
Ausgeſandt zu Leid hat ihn ſein Vater,
Daß der Arme thöricht ihm verkomme!

Doch nicht tödten will ich ihn, ihr Freunde —
Denn ein Kind noch ohn' Erfahrung iſt er —,
Will ihn lieber fangen mir lebendig,
Will vom Vater ſchweres Löſegeld fordern,
Sechs Saumlaſten wohlgewognen Gutes!"

Vor dem Zelt erſcheint indeß der Knabe,
Grüßt die Türken, Gottes Beiſtand bietend:
„Gottes Beiſtand, Türken ihr von Ridnik!"

Dankend ihm die Türken drauf erwiedern:
„Mög' dir's wohlgehn, junger Senkowitſche!
Sag', was bringſt, o Iwo, du uns Gutes,
Und was führt nach Ridnik dich des Weges?"

Drauf zurück ruft dies der junge Iwo:
„Sprecht! Wer iſt von Ridnik hier der Aga?
Mag herausgehn, daß er mit mir kämpfe!
Nicht umſonſt las ich des Aga Schreiben,
Drin den Vater er zum Zweikampf fordert!
Altgeworden iſt mir ſehr der Vater,
Kann nicht, daß er kämpfe, mehr hinausziehn.
Nun! So kam denn ich hierher ſtatt ſeiner!"

Dieſes drauf der Aga ihm zur Antwort:
„Laß den Kampf ruhn, Knabe, und den Teufel!
Angeſchaut noch keinen Zweikampf haſt du,
Wen'ger je noch einen ſelbſt gefochten!
Komm! Und ſetz' dich, Wein mit uns zu trinken!
Sünde wär' es wahrlich, dich zu tödten,
Der du kaum das Leben erſt erſchaut haſt!

Komm! Ergib dich, Senkowitſche Awo,
Ohne Wund' und ohne blut'ge Stirne!
Und, bei meinem Glauben ſei's geſchworen,
Nicht das kleinſte Weh ſollſt du erfahren!
Löſegeld nur zahlen mag dein Vater!
Zahlſt du ſelbſt es, magſt du ziehn in Frieden!"

Drauf zurück der Knabe dies dem Aga:
„Türke! Stolzer Aga du von Nibnik!
Nimmer kam ich, dir mich zu ergeben!
Kam allein, daß wir im Kampf uns meſſen,
Kam mit dir nach Heldenart zu ſtreiten!
Drum heraus! Zum Kampf, ſo du kein Weib biſt!
Hab' nicht Zeit hier, müßig dein zu harren!"

Eine Schlange, ziſchet auf der Aga,
Springt empor auf ſeine leichten Beine,
Schwingt hinan ſich auf den flinken Rappen,
Ruft dem Knaben zu mit wilder Stimme:
„Nun denn, Heldlein! Senkowitſche Awo!
Tummle ſchnell dein Roß! Greif' an denn, Knabe!"

Drauf zurück des Senkowitſchen Söhnlein:
„Türke! Stolzer Aga du von Nibnik!
Weit' geritten hab' ich meinen Renner
Kommend her aus weiten Landes Ferne,
Kann darum nicht tummeln ihn, o Türke!
Stand jedoch will an der Stell' ich halten!
Tummle dein Roß! Greif' du mich an, Türke!
Und nicht weichen will ich einen Schritt weit,
Will dich, wie es Heldenbrauch, empfangen!"

Kaum der Türke ſolchen Ruf vernommen,
Tummelt er den Rappen nach der Wahlſtatt,
Schwingt empor die ſpitze Kampfeslanze,
Ruft, dem Drachen gleich des Waldgebirges:
„Nimm in Acht dich, Senkowitſche Ivo!
Sprich dann nicht, daß Liſt dich überwunden!“
Ruft es aus, und ſtürzt ſich auf den Knaben,
Schickt die Lanz' ihm nach dem jungen Herzen.
In dem Naſen kniet das flugе Braunroß,
Daß die Lanz' den Knaben überſauſet,
Ihm nicht trifft den Kalpak auf dem Haupte,
Um ſo wen'ger ſelber ihn, den Helden.
Ivo aber ſchwingt behend den Säbel,
Schlägt die Lanz' dem Aga bis zur Hand ab.

Da der Aga, da er ſolches ſiehet,
Merkt er, daß dem Knaben er erläge,
Kehrt ſchnell um, läßt frei dem Roß die Zügel,
Flieht geraden Wegs nach Nibniks Thoren.

Hinter ihm läßt Ivo ſeinen Braun los.
Welch ein Braun! Wie ſehr er auch ermüdet,
Bald erreicht den Rappen er des Aga,
Reckt die Nüſtern nach des Roſſes Kreuze,
Reißt die Quaſte von des Aga Leibgurt,
Daß der Aga zitternd alſo ausruft:
„Wehe mir! Soll dies mein Ende werden?
Nicht beklagt' ich's, muß ich einmal ſterben,
Stürb' ich nur von Heldenhand in Ehren!
Doch, von eines Knaben Roß zu ſterben. . . .“

Jwo aber, Knab' noch, ohn' Erfahrung,
Will nicht gern den armen Aga tödten,
Will den Kopf nicht lösen ihm vom Rumpfe,
Zieht es vor, lebendig ihn zu fangen,
Als Geschenk dem Vater ihn zu bringen.

Da erfaßt der Türk' geheim die Flinte,
Feuert rücklings nach dem jungen Dränger.
Ihn zwar trifft er nicht. So wollte Gott es.
Doch den Braunen trifft er in die Stirne,
Daß er hinstürzt in den grünen Rasen,
Und der Knab' sich findet auf den Beinen!
Da der Pascha stürzen sieht den Braunen,
Jwo sieht vom flugen Roß geschieden,
Lenkt zurück er jählings seinen Rappen:
„Sprich! Was denkst du nun, o Söhnlein Gjorgje's?
Was wol meinst du, daß dich nun erwarte,
Da von deinem Rosse du geschieden?
Schnell! Ergib dich, Senkowitsche Jwo!
Leb' als Sklave, oder lieg' im Grabe!"

Aufzischt Jwo, eine wilde Schlange:
„Türke, stolzer Aga du von Mibnik!
Nimmermehr ergeb' ich mich dir lebend!
Hast du mich von meinem Roß geschieden,
Nicht geschieden hast du mich vom Schwerte!
Meines Vaters ist dies gute Handschwert;
Hat gar manchen Kampf damit gefochten,
Manches Türkenhaupt getrennt vom Rumpfe!
Will es Gott, so fällt es heut auch deines!"

Aufzischt auch der Aga, eine Schlange,
Sprengt den Rappen raschen Flugs gen Jwo.

Jwo aber, Heldenblut entsprossen,
Denkt nicht dran, ihm aus dem Weg zu weichen,
Noch viel weniger, feig sich zu ergeben;
Wo er steht, erwartet er den Aga,
Schwingt das Schwert mit seiner jungen Rechten,
Schlägt dem Rappen kräftigen Schlags den Kopf ab,
Daß er hinstürzt in den grünen Rasen
Und der Türk' sich siedet auf den Beinen.

Laut auflacht der junge Senkowitsche:
„Sprich! Was denkst nun du, o wackrer Aga?
Was wol meinst du, daß nun dich erwarte?"

Laut aufjammernd bittet ihn der Aga:
„Bundesbruder, Senkowitsche Jwo!
Wolle nicht, o Bruder, mich erschlagen!
Was du federst, Alles sollst du haben!"

Drauf jedoch der junge Senkowitsche:
„Lieber ist dein Haupt mir, stolzer Aga,
Als des Sultans ungezählte Schätze!"
Schwingt das Schwert, trennt ihm das Haupt vom Rumpfe,
Wirft das Haupt in seine Gürteltasche,
Nimmt dem Türken ab das rauhe Fellkleid,
Hüllt sich drein, und macht sich auf den Rückweg.

Aus dem Zelte sehn die beiden Paschas,
Wie er tödtet mit dem Schwert den Aga,

Sprechen so entbrannt in wildem Grimme:
„Nicht am Leben soll der Knab' entkommen!
Auf! Und laß uns rächen unsern Aga!"

Flugs bestiegen sie auch ihre Rosse,
Setzen nach im Flug dem Knaben Iwo.

Iwo läuft gleichwie ein Wild des Bergwalds,
Rastet nicht, bis er erreicht die Berge.

Mislich ist's den Türken, durch's Gebirge
Ihn auf ihren Rossen zu verfolgen;
Sitzen ab denn von den guten Rennern,
Binden an den Stamm sie einer Tanne,
Folgen nach dem Christensohn zu Fuße.

Doch ein list'ger Kopf ist Knabe Iwo,
Weiß der Türken Auge klug zu täuschen.
Während sie stets eifriger ihm folgen,
Kehrt zurück er zu dem Tannenstamme,
Bindet los die flinken Rosse beide,
Schwingt auf eins sich, führt das andre mit sich,
Singet laut vor sich hin durch die Waldung:
„Dank euch, Türken, zwei gewalt'ge Paschas,
Für die Rosse, die ihr mir geschenkt heut'!"

Da die Türken, da sie dieses hören,
Hinter sich her Iwo schaun zu Rosse,
Wagen sie's nicht, auf dem Weg zu bleiben,
Flüchten in's Gebüsch, und bitten also:
„Bundesbruder, Senkowitsche Iwo!

Gib zurück uns unſre guten Roſſe!
Geben dir ſechshundert Golddukaten!“

Drauf jedoch der junge Senkowitſche:
„Seid ihr Thoren, zwei gewalt'ge Paſchas!
Lieber ſind mir eure beiden Roſſe
Denn das Hab und Gut des ganzen Ribnik!
Nicht verfolgen kann ich im Gebirg euch;
Könnt' ich's, wären unnütz euch die Roſſe!
Drum kehrt heim! Nehmet euch den Braun, den Rappen!
Roſſe waren's, denen keines gleich kam!“

Läßt drauf ſtehn die beiden Türkenpaſchas,
Reitet ſingend heim nach ſeinen Höfen. —

Da er nicht mehr fern des Vaters Höfen,
Sieht ihn nahn die liebe alte Mutter.
Nicht vermag den Sohn ſie zu erkennen,
Denn ein andrer iſt des Knaben Anzug
Und das Roß ein andres, das er reitet.

Jammervoll wehklagt die Greiſin deshalb,
Netzt ihr weißes Angeſicht mit Thränen,
Eilt hinab und ſpricht zu ihrem Herren:
„Wehe mir, o Gjergje, theurer Hausherr!
Aus zu Böſem ſandteſt du den Knaben!
Wahr nun ward, daß er dein Haupt erſtehe —
Denn im Zweikampf, weh', iſt er geblieben!
Sieh'! Von Ribnik naht dort ſelbſt der Aga!
Naht, die weißen Höfe uns zu plündern,

Uns zu knechten, daß in unserm Alter
Wir, o Gjorgje, schmachvoll noch ihm frohnen!“

Da der alte Senkowitsch dies höret,
Netzt sein Heldenantlitz er mit Thränen,
Macht sich mühsam auf die alten Beine,
Gürtet um den alten grünen Säbel,
Eilt hinab so rasch er kann zum Stalle,
Führt heraus die alte braune Stute,
Nimmt nicht Zeit sich erst, sie aufzuzäumen,
Schwingt sich ohne Sattel auf und Zügel,
Fliegt hinaus, dem Rab'nden zu begegnen.

Doch auch er kann Jwo nicht erkennen,
Denn ein andrer ist des Knaben Anzug,
Und das Roß ein andres, das er reitet.

Fernher ruft dem Reiter er entgegen:
„Stehe, Bubler, Aga du von Ribnik!
Leicht wol war's, ein Kind zu überwinden,
Das noch sechzehn volle Jahr' nicht zählet!
Doch versuch's, den Greis nun zu bezwingen!“

Also drauf der junge Senkowitsche:
„Gott mit dir, o guter alter Vater!
Bin von Ribnik, sieh', ja nicht der Aga!
Bin dein Söhnlein Jwo, alter Vater!“

Doch der Alte hört in seinem Grimme,
Hört nicht, was der Knabe zu ihm redet,

Sprengt gestreckten Fluges ihm entgegen,
Schwingt den Säbel grad nach seinem Haupte.

Mislich ist für Iwo solche Lage.
Soll sein Leben thöricht er verlieren?
Sterben von des Vaters Hand, des eignen?

Da er sieht, daß sichrer Tod ihm werde,
Kehrt er um, und flieht vor seinem Vater.

Hinter ihm läßt Gjorgje los die Stute:
„Stehe, Aga! Sollst mir nicht entkommen!"
Schwingt, da er den Fliehenden erreichet,
Schwingt den Säbel grad' nach seinem Nacken.

Da sich Iwo also in Gefahr sieht,
Da gedenkt er seines Gürtelbeutels,
Greift heraus das blut'ge Haupt des Aga,
Wirft es hin vor seinen grimmen Vater:
„Gott mit dir, o Senkowitsche, Vater!
Kennst du nicht das blut'ge Haupt des Aga?"

Gjorgje, da das blut'ge Haupt er schauet,
Wirft von sich den Säbel in den Rasen,
Sitzt gleich ab von seiner alten Stute,
Faßt das Roß, drauf Iwo sitzt, am Zaume,
Schließt den wackern Sohn in seine Arme,
Schließt ihn in die Arme, küßt und küßt ihn:
„Dank dir, Iwo, du mein theures Söhnlein!
Trefflich hast den Vater du vertreten,
Aller Christen Ansehn neu erleuchtet,

Und das Land zu Ruhm gebracht und Ehre!
Doch was soll an dir des Türken Feiklleid?
Wenig fehlte, und des Vaters Seele
Ward durch Blut des Sohnes arg versündigt!“

Drauf jedoch erwiedert dies der Knabe:
„O mein Vater, Sankowitsche Djerdje!
Sprich! Woran sonst möchten sie's erkennen,
Daß von Ribnik ich besiegt den Aga,
Wenn ich bei den Herr'n einst sitz' im Rathe?
Nimmer glauben würden es die Edlen,
Daß ich auch gefehten nur die Wahlstatt,
Trüg' ich nicht des Sieges Zeichen an mir!“

Der Pascha von Podgorien zu Jesero.

Abends kommt nach Jesero der Pascha,
Nach Jesero unter'm steilen Berdi;
Morgens drauf, da Morgen es geworden,
Ruft er zu sich die Berdianer Obern.

Da zu ihm die dreißig Obern kommen,
Spricht zu ihnen solcher Art der Pascha:
„Hört, Berdianer Obern, was ich frage!
Gibt es nicht allhier in euerm Berdi
Eine Jungfrau oder eine Witwe,
Oder doch ein Bräutlein, erst vermählet,
Das des Pascha trautes Liebchen sein wollt'
Für die Frist, da ich in Berdi weile?"

Alle Knesen, die dies hören, schweigen.
Einer schweigt nicht — Wladisaw, der Knese,
Redet Böses, daß ihn Gott erschlage:
„Keine Jungfrau zwar und keine Witwe
Gibt es hier in unserm steilen Berdi,
Die, o Pascha, dir ein Liebchen wäre;
Doch bei Stjepan Watritza, dem Häuptling,

Gibt es, Herr, ein ſchlankgewachſen Bräutlein,
Ein vermähltes erſt ſeit wenig Tagen.
Meinem Sohne ſelbſt warb ich das Mädchen;
Stjepan aber überwarb's, der Häuptling.
Gleiche Schönheit gibt's nicht an der Küſte,
Dächte wol, die möchte dir genehm ſein!"

Da dies hört der Paſcha von Podgorien
Ruft er zu dem Delibaſcha Ibro:
„Hörſt du wol, o Delibaſcha Ibro?
Mach' dich auf! Nimm dreißig Krieger mit dir!
Geh' mir hin nach Stjepan's weißen Höfen!
Geh' mir hin! Umſtell' den weißen Thurm ihm!
Plündr' ihm aus die wohlbeſtellten Höfe!
Führ' ihm fort die treugeliebte Ehfrau!
Bring' zu mir ſie unter meine Zelte!
Stjepan aber, ſo du ihn im Haus trifft,
Dem ſchlag' ab das rothe Haupt vom Rumpfe,
Daß der Schelm mich ſpäter nicht verfolge!"

Weiter noch ſpricht Wladiſaw, der Kneſe:
„Hör', o Paſcha! Höre, o Gebieter!
Sende nicht, um wen es leid dir wäre!
Denn ein arger Schelm iſt jener Stjepan,
Wird dir Manchen nicht zurück mehr ſenden!"

Doch der Warnung achtet nicht der Paſcha,
Sendet Ibro mit den dreißig Kriegern,
Sendet ihn nach Stjepan's weißen Höfen.
Böſes Schickſal iſt mit Stjepan eben.
Nicht im Hauſe iſt der junge Hausherr

Und im Hauſe von den Dienern Niemand —
Zu der Schwieger an die ſteile Küſte
Zog er hin zu fröhlichem Gelage.
Leicht den Thurm umſtellen denn die Türken,
Plündern aus den wohlbeſtellten Hof ihm,
Führen fort die treugeliebte Hausfrau,
Bringen unter's Zelt ſie zu dem Paſcha.

Horch! Da ruft die Wila aus dem Bergwald,
Ruft zu dem Hirtenobern Kiuro,
Dem geliebten Bundesbruder Stjepan's:
„Höre doch, o Hirtenobrer Kiuro,
Rings umſtellt iſt Stjepan's weiße Halle,
Ausgeraubt der wohlbeſtellte Hof ihm,
Fortgeführt die liebe treue Ehfrau,
Hingeſchleppt in's Zelt des böſen Paſcha,
Da vom Hauſe ferne weilt dein Bruder!"

Da dies hört der Hirtenobre Kiuro,
Reißt er aus dem Gürtel zwei Piſtolen,
Feuert ab ſie nach dem Felsgebirge,
Daß vom Schallen Berg und Thal erhallen.

In den Bergen hören's dreißig Hirten,
Fliegen nieder in die graſ'gen Ebne,
Schaun dort Kiuro ſteh'nd bei ſeinen Schafen,
Aufgeſtützt auf ſeine Brescianin,
Und vom Antlitz ihm die Thränen quillen.

Und die dreißig Bergesbirten fragen:
„Sprich, was iſt dir, Kiuro, widerfahren,

Und was gibſt du Feuer ohne Anlaß,
Da dir Niemand fortgeführt die Heerde?“

Kiuro aber drauf erwiedert alſo:
„Wackre Brüder, dreißig Bergesbirten!
O das doch entführt mir wär' die Heerde —
Leicht fürwahr erwürb' ich eine andre!
Schlimmres aber iſt mir widerfahren,
Denn umſtellt iſt Stjepan's weiße Halle,
Ausgeraubt der wohlbeſtellte Hof ihm,
Fortgeführt die liebe gute Ehfrau,
Hingeſchleppt in's Zelt des böſen Paſcha,
Da von Hauſe ferne weilt mein Bruder,
Hingezogen an das wüſte Meer iſt
Zu der Schwieger fröhlichem Gelage!
Darum auf, ſowie ihr Gott bekennet!
Auf! Und helft befreien mir die Schwägrin,
Sei's durch Bitten oder ſei's durch Lösgeld,
Oder mit Gewalt durch unſre Waffen!“

Und die Hirten, da ſie ſolches hören,
Fahren auf gleich aufgeſcheuchten Wölfen,
Faſſen ihre Büchſen an den Läufen,
Eilen hin nach Jeſero zum Paſcha.

Da ſie nicht mehr ferne ſind den Zelten,
Spricht zu ihnen Kiuro dieſe Worte:
„Hier, Gefährten, dreißig wackre Hirten,
Laßt euch nieder in den grünen Raſen,
Jeder neben ſich die Bresciaurin!
Ich indeſſen will in's Zelt zum Paſcha,
Will den Paſcha bitten auf den Knien,

Ob er nicht die Schwägrin frei mir gäbe,
Sei's auf Bitten, oder sei's für Lösegeld.
So der Pascha frei sie nicht will geben,
Will ich, Brüder, Streit mit ihm beginnen.
Ihr sodann auf meiner Büchse Schallen
Springt behend empor vom grünen Rasen,
Gebt lebendig Feuer nach den Türken,
Greifet an, was übrig ließ die Kugel,
Öffnen Kampfes mit des Säbels Schärfe,
Mähelt nieder, was die Schärfe zureicht,
So mich rächend, sollt' es mein Geschick sein,
Brüder, daß ich bleibe auf der Wahlstatt!"

Also spricht der Hirtenobre Kiuro,
Schreitet hin dann nach des Pascha Zelten.
Weiß ist Kiuro und benimmt sich weise,
Tritt bescheiden in das Zelt des Pascha,
Kniet nieder zu des Pascha Füßen,
Küßt die Hand, den Saum ihm des Gewandes,
Kußt den Teppich, drauf der Pascha sitzet:
„Hör' mein Bitten, o Gebieter Pascha,
Gib heraus mir meine liebe Schwägrin!
Sieh'! Hier biet' ich tausend Golddukaten
Und darüber tausend weiße Schafe!"

Grimmig drauf erwiedert ihm der Pascha:
„Seht den Hirten! Seht den Bubler Einen!
Kommt daher und will sein Haupt verlieren,
Sklavinnen von einem Helden kaufen!
Auf die Beine, Delibascha Ihre!
Schlag' das Haupt dem Bublersohn vom Rumpfe!"

Da dies hört der Hirtenobre Kiuro,
Tritt zurück er eilends aus dem Zelte,
Faßt behend die ſchlanke Bresciantin
Feuert ab in's Zelt ſie nach dem Paſcha.
Decken will den Paſcha Deli-Ibre,
Will ihn ſchirmen — wird getroffen ſelber.
Durch den Kalpak in die weiße Stirne,
Fährt die Kugel, reißt entzwei die Stirn' ihm,
Aus der Stirne beide ſchwarze Augen —
Todt hinſinkt er zu des Paſcha Füßen.

Da den Schuß die dreißig Hirten hören,
Springen ſie empor vom grünen Raſen,
Feuern ab die Büchſen nach den Türken,
Greifen an, was übrig ließ die Kugel,
Offnen Kampfes mit des Säbels Schärfe,
Strecken hin des Paſcha Krieger alle,
Fangen ihn, den Paſcha ſelbſt, lebendig,
Schnüren an den Rücken ihm die Hände,
Führen ihn nach Stjepan's weißen Höfen.

Heimkehrt von dem Gaſtmahl eben Stjepan.
Sehr erſtaunt er und den Bruder fragt er:
„Wie doch? Auch nicht Einen der Gefährten
Haſt im Kampf, o Bruder, du verloren?“

Kiuro aber gibt ihm dies zur Antwort:
„Nicht, o Bruder, nur verloren Keinen,
Sondern Bruder, noch gewonnen Einen!
Kennſt du wol den Paſcha von Podgorien?“

Sehr erfreut iſt Stjepan, da er ſiehet
Und erkennt den Paſcha von Podgorien,
Reißt das grüne Kleid an ihm in Stücke,
Zäumt ihn auf, gleichwie man einen Gaul zäumt,
Treibt ihn nach Ragusa an die Küſte,
Bietet hier an die Lateiner feil ihn,
Schägt ihn los für Golddukaten, linde,
Daß der Schiffe Tauc nun er winde!

Pawle Goretitsch.

(Wahrscheinlich von einem türkischen Sänger.)

Da die Kjauren Limno überfallen
Iſt der Ort von türkſcher Kriegsmacht leer juſt.
Ibro iſt darin nur, der Spahia,
Mit ihm Dunitſch-Achmud-Beg, ſein Bruder.
Beide eilen, bringen ſchnelle Hülfe.

Aus dem Thurme ſieht indeß ein Mädchen,
Sieht ſie kommen, ruft herbei die Mutter:
„Schnell, o liebes Mütterchen, mein altes!
Komm herbei ſchnell zu des Thurmes Fenſtern,
Sieh die Helden mit des Sultans Kriegsmacht!
Schön fürwahr iſt Ibro der Spahia
Und mit ihm ſein Bruder Dunitſch-Achmud,
Wie ſie herziehn vor des Sultans Kriegern!
Gönnte Gott, o Mütterchen, mein liebes,
Gönnte Gott mir Theil an Ibro's Glücke,
Gerne gäb' ich Alles hin, o Mutter,
Wollte Ibro nur für mich behalten,
Mich dem wackern Helden anvermählen!"

Alſo ſpricht das Mädchen noch im Thurme,
Horch — da plötzlich aus dem Kjaurenlager
Fällt ein Schuß, trifft Ibro den Spahia!

Schwer getroffen flieht er über's Blachfeld.
Doch ihm nachſetzt Paul der Goretitſche,
Schwingt den Säbel, ſchlägt das Haupt vom Rumpf ihm.

Laut erdröhnt von Liwno die Kanone:
„Auf! Und mach' dich auf, o Selman-Bege!
Sieh' vor Liwno mitten auf dem Blachfeld
Liegt im Blute Ibro der Spahia!
Ihn erſchlägt der Goretitſche Pawle,
Schlägt das Haupt ihm ab mit blut'gem Säbel!"

Da der Beg den Hülferuf vernommen,
Nimmt er ſich nicht Zeit ſein Roß zu ſatteln,
Schwingt ſich eilends auf ſein ſchnelles Leibroß,
Fliegt hinaus in's ebne Feld vor Liwno —
Todt jedoch ſchon trifft er den Spahia.

Laut beweint er Ibro, ſeinen Bruder:
„Bruder, ſag', was willſt du mich nicht anſchaun?
Grollſt du etwa darum mir, o Bruder,
Weil zu ſpät zur Hülfe dir ich ankam?"
Nimmt hierauf zur Hand ſein Schreibgeräthe,
Zeichnet voll ein blendendweißes Briefblatt,
Schickt es ab an Goretitſch, den Kjauren:
„Bruder mir in Gott, o Goretitſche,
Sende mir die Waffen meines Bruders!
Minder wahrlich ſei für ſie der Preis nicht,
Als ich für den Bruder dir geſendet,
So du ihn am Leben mir gelaſſen!"

Paul jedoch erwiedert auf das Schreiben:
„Selman-Beg, bei meinem Glauben ſchwör' ich's,

Nicht erfüllen kann ich dein Begehren!
Nicht mehr hab' ich deines Bruders Waffen,
Hab' gesandt zur Schau sie nach Spalato,
Daß einmal auch unsre Herren schauen,
Was für Stahl man schmiedet bei den Türken!"

Wuk Andjelitsch.

Kühlen Rothwein trinkt der Ban von Zara,
Trinkt zu Zara beim in seinen Höfen,
Mit ihm trinken drei mal zehn Zaraner.

Als der Ban sich frohen Muth getrunken
Spricht er also zu den dreißig Freunden:
„Hört mich an, ihr meine dreißig Freunde!
Will um mich nun sammeln eine Truppe,
Tücht'ge Truppe, dreihundert Zaraner,
Will mit ihnen, Freunde, mich erheben
Und hinausziehn an die edne Küste
Nach Tschelebitsch, nach dem weißen Dorfe,
Vor den Thurm Wuk Andjelitsch des Helden,
Will, was sein von Gütern drin, ihm rauben,
Will sein Weib, das treue, ihm entführen,
Milutin, den Bruder, ihm erschlagen,
Dann von dort die Truppe weiter führen
Nach Udbina in den Türkenlanden,
Ob ich dort nicht einen Sklaven finge!"

Was der Ban beim Trunke Weins gesprochen,
Das vollführt er, da er nüchtern worden.

Nach dem Todtschien schickt er in der Festung,
Läßt zur Stunde zwölf Kanonen lösen.

Wie der Schall erdröhnt durch's weiße Zara,
Sammeln sich dreihundert wackre Helden,
Sammeln um sein Banner sich zur Stunde.

Aus dem Fenster sieht dies en der Bane,
Ist zufrieden sehr in seinem Herzen,
Steigt herab aus seinem weißen Thurme,
Tritt vergnügt in seiner Freunde Mitte,
Und die Diener bringen ihm sein Streitroß,
Und die Banin reicht ihm seine Waffen.
Dann, als er die Waffen umgegürtet,
Schwingt er auf sein wohlgezäumtes Roß sich,
Zieht mit seiner Truppe nach der Küste.

Gutes Glück ist mit dem Ban von Zara:
Glücklich langt er an im weißen Dorfe
Vor dem Thurme Andjelitsch des Helden.
Wuk jedoch ist nicht in seinem Hause,
Ist mit seiner Frauen in Cataro,
Scharitsch Zwian dort, den Freund, besuchen.

Als der Ban dies merkt, raubt er den Thurm aus,
Nimmt gefangen Wuk's geliebten Bruder,
Zieht hierauf mit seiner Truppe weiter,
Zieht hinüber in's Gebiet der Türken,
Langt in später Nacht an vor Udbina.

Gutes Glück ist hier auch mit dem Bane.
Grad' auf dreißig junge Türken trifft er,

Die da aus der Dschamia eben kommen
Den Koran an ihrer Bruſt noch bergend.

Da die jungen Türken ihn erſchauen,
Werfen den Koran ſie an das Pflaſter
Und zerſtreun ſich fliehend in den Straßen.
Doch der Bane läßt ſie nicht entkommen,
Aus nach ihnen ſchickt er ſeine Truppe,
Macht ſie zu Gefangnen alle dreißig,
Führt ſie heim nach ſeinem weißen Zara,
Wirft ſie hier in eines Kerkers Abgrund,
Drin das Waſſer zu den Knieen aufreicht,
Moderndes Gebeine zu den Schultern. —

Hingeht ſo die Dauer eines Jahres.
Da wehklagt der Andjelitſche Mitſcho,
Wehklagt laut vom Morgen bis zum Abend
Und verwünſcht die Tage und die Jahre
Und verwünſcht Anduſcha, ſeine Mutter,
Alte Mutter, daß ſie ihn geboren.
Alſo klagt er in des Kerkers Tiefe:
„Weh' mir, weh'! Und helf' mir Gott in Gnaden!
Muß ich ſo verkommen hier im Elend,
Sterben hier trotz Jugend und trotz Schönheit
Und trotz all der Schätze, die da mein ſind?“

Alſo wehklagt Mitſcho tief im Kerker,
Meinend, daß ihn Niemand höre klagen.
Doch ihn hört der Ban von Zara ſelber,
Ruft herbei den Kerkermeiſter Rado:
„Führ' hervor mir Mitſcho, den Gefangnen!“

Schnell gehorchet Rado dem Befehle,
Führt hervor ihm Mitscho in den Hofraum.

Also fragt der Ban hier den Gefangnen:
„Mein Gefangner, Andjelitsche Mitscho,
Sprich! Welch großes Unglück widerfuhr dir,
Daß du also klagst in meinem Kerker?
Hast du Rakia, hast du Wein zu wenig?
Oder gar genug nicht weißen Brotes?"

Drauf der junge Mitscho dies zurück ihm:
„Ban von Zara, mächtiger Gebieter,
Nicht an Nahrung fehlt's in deinem Kerker!
Doch zur Last ist länger mir dies Leben
In des Kerkers unwirthsamem Abgrund!
Drum, so Gott dir beisteh', Ban von Zara,
Gib mich frei aus dem verwünschten Kerker!
Fordre, was du selber willst, als Lösgeld!"

Drauf der Ban von Zara ihm bedeutet:
„Mein Gefangner, Andjelitsche Mitscho,
Gern, so du als Lösgeld mir herbeistellst,
Was, o Söhnchen, ich von dir verlange!
Stell' herbei dreihundert syrmsche Rinder,
Stell' herbei fünfhundert batscher Schafe,
Zahl' dazu zweitausend Golddukaten,
Vier mal tausend weiße Silbergroschen,
Schaff' die besten Rosse mir Udbinas,
Eins des Poperschenowitschen Schwarzroß,
Eins das Grauroß Talo's von Draschaz,
Eins das Weißroß Hernetin Mustafa's;

Bring' das Schwert des Jankowitschen Stojan,
Das mit den drei prächt'gen goldnen Griffen
Und den edlen Steinen an den Griffen,
Werth, wie man erzählt, drei Sultansburgen;
Dann, wenn dieß Andjelitsch dein Bruder
Seine Damascenerin noch sendet,
Und aus seinem Gurt die zwei Pistolen,
Die er unlängst schmieden ließ in Mleti
Und mit tausend Golddukaten zahlte,
Ferner Dukatschinaz, seine Rüde,
Und die Hand von seinem rechten Arme —
Will ich wol, o Söhnlein, dich entlassen,
Frei dich geben aus dem finstern Kerker!"

Da dies hört der Andjelitsche Mitscho,
Schreibt er gleich; ein zartes Brieflein schreibt er,
Schickt es an Wuk Andjelitsch, den Bruder:
„Wisse dies, Wuk Andjelitsch, mein Bruder!
Lösegeld begehrt für mich der Bane,
Fordert drei mal hundert sormsche Rinder,
Fordert fünf mal hundert batscher Schafe,
Zwei mal tausend gelbe Golddukaten,
Vier mal tausend weiße Silbergroschen,
Dann die besten Rosse von Udbina,
Eins des Poperschenowitschen Schwarzroß,
Eins das Grauroß Tale's von Draschar,
Eins das Weißroß Hernetin Mustafa's,
Dann das Schwert des Jankowitschen Stojan,
Das mit den drei prächt'gen goldnen Griffen
Und den edlen Steinen an den Griffen,
Fordert deine leichte Damascenrin

Und von deinem Gurt die zwei Piſtolen,
Fordert Dukadſchinaz, deinen Hund, noch
Und die Hand von deinem rechten Arme.
Zahl' das Lösgeld oder zahl' es nimmer;
Nur erlöſ' mich, du mein eigner Bruder,
Nur verkommen laſſ' mich nicht im Elend —
Furchtbar iſt's in ſolchem Kerker wohnen!"

Da den Brief Wuk Andjelitſch erhalten,
Und bedacht des Briefes ganzen Inhalt,
Steht er auf und geht von Ort zu Orte,
Bis die ſyrmiſchen Rinder er vollzählig
Und die batſcher Schafe hat beiſammen
Und die weißen Groſchen und Dukaten,
Kauft das Schwert des Jankowitſchen Stojan,
Zahlt dafür dreihundert Beutel Goldes,
Nimmt vom Arm die ſchlanke Damascenerin,
Aus dem Gurt die funkelnden Piſtolen,
Legt die falbe Rüde an ein Kettlein,
Schickt an's Meer auch um geübte Aerzte
Sich die Hand vom rechten Arm zu trennen,
Schaffet Alles, thut auch gerne Alles —
Doch die Roſſe kann er ſich nicht ſchaffen,
Ihm ſie laſſen mögen nicht die Türken.

Da beginnt Wuk Andjelitſch zu ſinnen,
Sinnet viel, erſinnet endlich Eines;
Nimmt um ſich armſelige Gewänder,
Auf die Schulter einen Kornelſtecken,
An den Stecken einen Sack, ganz ärmlich,
Geht verkleidet ſo von Ort zu Orte,

Bittet wie ein Blinder um Betheilung,
Bis er vor des Bans von Zara Hof kommt.

Vor dem Hof ſitzt Kumria die Sklavin,
Sitzt und ſchaukelt eine goldne Wiege,
In der Wiege Söhnlein zwei des Banes.

Gottes Gruß entbietet Wuk beſcheiden:
„Möge Gott, Frau Banin, ſtets mit dir ſein!
Um des Wohles deiner Söhnlein willen,
Und des Banes, deines lieben Herren,
Den dir Gott bewahre und beſchütze
Vor dem Schwert Wuk Andjelitſch's, dem ſcharfen,
Daß er nie ihn treffe, nie ihn ſehe,
Reiche milde Gabe mir, Frau Banin!“

Da die Sklavin Kumria dies höret,
Springt empor ſie auf die leichten Beine,
Eilt hinan ſchnell zu den obern Hallen,
Sagt's der Banin, ihrer Frau Gebietrin
Und die Banin gibt ihr dies als Antwort:
„Oeffne, Sklavin, die verſchloſſnen Kaſten,
Hol' hervor drei gelbe Golddukaten,
Reich' ſie dar dem armen fremden Helden!
Zwei um meiner Söhne Wohlſein willen,
Um das Wohlſein meines Herrn den dritten!“

Wuk jedoch erwartet nicht die Gab' erſt,
Deckt ſchnell auf die prächt'ge goldne Wiege,
Nimmt heraus des Banes beide Söhnlein,
Thut behend in ſeinen Sack ſie beide,

Springt gewandt von Buſch zu Buſch von hinnen,
Schleicht bedacht von Strauch zu Strauch von dannen
Und entflieht — erfreut ſei ihm die Mutter! —
Und entführt des Banes beide Söhnlein.
Da herabkommt Kumria, die Sklavin
Und heraustritt vor des Hofes Pforte,
Iſt der Held, der liſt'ge, längſt im Weiten!

Abends, nach dem Niedergang der Sonne,
Spricht alſo die Banin, die Gebietrin:
„Kumria, du meine treue Sklavin,
Wecke doch die beiden lieben Söhnlein,
Daß die Sonne ſie nicht mit ſich nehme!"

Als die Sklavin nun die Wiege aufdeckt,
Ziſcht ſie auf gleich einer wilden Schlange.

Zitternd fragt die Banin, die Gebietrin:
„Sprich, was haſt du? Daß dich Schlangen fräßen!"

„Mich nicht, Herrin, ſondern dich betrifft es,
Mich die Eine, aber dich zu Vieren —
Deine Kinder ſind nicht in der Wiege!"

Eben kehrt der Ban auch heim vom Jagen,
Trägt in ſeiner Hand zwei wilde Entlein,
Wilde Entlein und mit goldnen Flügeln.
Schon von ferne ruft er zu der Sklavin:
„Kumria, du meine treue Sklavin,
Bring' mir meine beiden lieben Söhnlein,
Will die goldnen Entlein ihnen ſchenken,
Daß die Kleinen ſich daran erfreuen!"

Da jedoch die Sklavin ihm erwiedert,
Nicht zu finden sei'n die beiden Söhnlein,
Und der Ban von Zara solches höret,
Fragt er ängstlich Kumria, die Sklavin:
„Sprich, war jemand Fremder hier im Hofe?"

Kumria, die Sklavin, ihm erwiedert:
„Ban von Zara, mächtiger Gebieter,
Niemand Fremder war in deinem Hofe,
Niemand, als ein fremder armer Recke!"

Angstvoll fragt der Ban die Sklavin weiter:
„Sprich! Wie war es fremden Helden Aussehn?
Und was sprach zu euch der fremde Recke?"

Drauf erwiedert Kumria ihm dieses:
„Schwarzen Schnurbart, blut'ge Augen hatt' er;
Wenn er sah, so trafen seine Blicke
Wie der Blitz aus schwarzen Wolken fallend.
Um der Kleinen willen — also sprach er —
Und des Banes, deines lieben Herren,
Den dir Gott bewahre und beschütze
Vor dem Schwert Vuk Andjelitsch's, dem scharfen,
Daß er nie ihn treffe, nie ihn sehe,
Reiche milde Gabe mir, Frau Banin!"

Schreckvoll ruft der Ban darauf von Zara:
„Niemand war dies als der Andjelitsche!"
Sitzt gleich nieder, schreibt ein dichtes Schreiben,
Schickt es an Vuk Andjelitsch, den Helden:
„Sei in Gott, Vuk Andjelitsch, mein Bruder!

Wolle mir nicht tödten meine Söhnlein,
Sterben ſie vor Durſt und Noth nicht laſſen!
Frei dann geb' ich Mitſcho dir, den Bruder!"

Vuk jedoch erwiedert drauf dem Ban:
„Ban von Zara, mächtiger Gebieter!
Tödten nimmer werd' ich deine Kleinen!
Schlummern ſie auch nicht in goldner Wiege,
Sondern nur in einer Wiege, höltern,
Aus zwei Stücken roden Tannenholzes;
Speiſen auch nicht Zuckerwerk und Honig,
Haben auch nicht ſüße Mutternahrung —
Speiſen ſie doch guten Brei aus Hafer,
Haferbrei und feiſtes Fleiſch von Rindern!
Eher aber ſend' ich ſie zurück nicht,
Eh' du nicht den Bruder mir geſendet,
Ihn geſendet und mit ihm manch' Andres;
Denn viel weniger ſind zwei Banesſöhnlein
Als in deinem Kerker mein Gefangner!
Jedem von den dreißig jungen Türken
Wirſt ein grünes Oberkleid du ſchenken,
Jedem einen Beutel voll mit Golde
Für die Zeit, die ſie bei dir verſäumten.
Mitſcho, meinem Bruder, Ban von Zara,
Wirſt dein eignes Oberkleid du ſchenken,
Dran du trägſt des Smiljanitſchen Spangen,
Wirſt ihm ſchenken deine blanken Waffen,
Die du kauftest letzthin in Venedig,
Für ſie zahltest tauſend Golddukaten;
Wirſt ihm ſchenken deinen mähn'gen Rappen,
Daß er drauf nach meinem Hofe reite,

Wirſt, o Ban, als Schmerzgeld ihm noch zahlen
Wohlgezählt drei Saumeslaſten Gutes.
Mir jedoch, o mächt'ger Ban von Zara,
Wirſt ſo viel du gelben Golds nur zahlen,
Als ich ſelbſt für drei mal hundert Rinder
Und für fünf mal hundert Schafe zahlte,
Für das Schwert des Jankowitſchen Stojan!
Für die Rinder drei Saumlaſten Gutes,
Für die Schafe drei Saumlaſten Gutes,
Dreißig Beutel für die Waffe Stojan's.
Deine Rechte? Die will ich dir ſchenken,
Daß du fürder ſtreifen kannſt im Lande,
Nach Belieben Sklaven dir erbeuten!
Alles dies, o Ban, jedoch, dies bringſt du,
Bringſt es ſelber an des Meeres Küſte,
Auf das hohe Weleblitgebirge!
An des Smiljanitſchen kühlem Waſſer
Wollen dort, o Bane, wir uns treffen,
Aus dort tauſchen unſere Gefangne!"

Da dem Ban dies Schreiben in die Hand kommt,
Und er ſieht, was ihm das Schreiben kündet
Und daß ſchwerlich Andres ihm in thun bleibt,
Führt heraus er Mitſcho aus dem Kerker
Und mit ihm die dreißig Udbinianer,
Läßt zur Stunde dreißig Schneider kommen,
Heißt ſie fert'gen dreißig Oberkleider
Für die dreißig jungen Udbinianer,
Zahlt den Udbinianern dreißig Beutel,
Gibt ſein eignes Oberkleid an Mitſcho,
So das Kleid, wie auch die goldnen Spangen;

Schnallt ihm selbst um seine blanken Waffen,
Zahlt ihm Schmerzgeld drei Saumlasten Gutes,
Fertigt aus für Wuk, was Wuk gefordert,
Zieht hinan zur steilen Meeresküste
An des Smiljanitschen kühles Wasser.

Vor ihm lang' ist Wuk schon an der Stelle,
Hat mit sich die beiden kleinen Knäblein,
Sitzt im Rasen, schlürft gekühlten Rothwein.
Da den Ban er kommen sieht von ferne,
Springt er auf und eilet ihm entgegen.
In die Arme schließen sich die Beiden,
Küssen sich, befragen sich um's Wohlsein,
Und der Ban herzt seine lieben Söhnlein,
Wuk den Bruder Mitscho, den geliebten.
Nieder sitzen drauf die beiden Helden,
Trinken Wein und schließen gute Freundschaft.
Als noch Wuk die Türken übernommen,
Kehrt ein Jeder heim nach seinem Hofe;
Fern nach Zara zieht der Ban von Zara —
Seine Söhnlein führt er mit sich heimwärts —,
Wuk an seine Küste nach Tschelebitsch
Mitscho, seinen Bruder, mit sich führend
Und mit ihm die dreißig jungen Türken.
Hier nun erst bewirthet Wuk die Türken,
Sendet sie dann heim nach ihrer Heimat.

Mög' ihm Gott Gesund- und Frohsein schenken,
Und er lang' des Bruders sich erfreuen!

Die Helden von Zengg.

An der Brücke Zenggs, des weißerbauten,
Trinken Wein von Zengg fünf wackre Helden,
Haben mit ſich eine ſeidne Fahne.
Dicht beſtickt mit Golde iſt die Fahne,
Rauſchet weit im Windzug auseinander,
Und von Zengg den wackern Siegesheldeu
Schlagen um die Mützen ihre Quaſten.
Galia Tomitſch iſt der Helden Einer,
Petar, Namens Merkonitſch, der Andre,
Meſte Wlaſchkalinowitſch der Dritte,
Wuk, mit Namen Manduſchitſch, der Vierte,
Doch von Zengg der Kapitän der Fünfte.

Läßt von Zengg der Kapitän ſich hören:
„Guter Gott, iſt's doch ein großes Wunder!
So viel Helden Zengg ſein eigen nennet,
Außer mir gibt's keinen beſſern Helden,
Kein gewandtres Roß als meinen Rappen,
So in Zengg als wie im weiten Umkreis!"

Schweigend nicht kann Galia ſolches hören
Und erwiedert dies dem Kapitäne:

„Prahle nicht, o Kapitän der Zengger!
Oder etwa haſt du ſchon vergeſſen,
Wie von Bosnien wir den Paſcha ſchlugen
Und mein Weißroß deinem Rappen vorritt?
In die Höhe ſprang's drei gute Klafter,
Vier jedoch voran vor deinem Rappen,
Schlug die Erde mit den Hinterhufen
Deinem Roß in's Aug' die Schellen werfend!"

Arg ergrimmt der Kapitän der Zengger,
Fährt empormärts gegen Galia Tomitſch:
„Schweig, o Buhler! Schweige, Galia Tomitſch!
Unbeſonnen läßt du dich vernehmen,
Ob du nicht die drei Piſtolen ſähest,
Die ich trag' in meinem ſeidnen Gürtel!
Nun wohlan! So feur' ich ab denn eine!"

Spricht's — und losflammt eine der Piſtolen,
Flammt und kracht — der Schuß trifft Galia Tomitſch.
Doch, wie leicht ihn auch der Schuß getroffen,
Galia Tomitſch ſinkt entſeelt zur Erde,
Sinket Wlaſchkalinowitſch zur Seite.

An den Hals fällt Merkonitſch dem Todten:
„Galia Tomitſch, guter Bundesbruder,
Nicht mit Abſicht tödtete der Held dich!"

Mandußchitſch jedoch erhebt ſich grimmig:
„Hundebuhler, Kapitän der Zengger!
Gibt es denn nicht Säbel und nicht Zweikampf,
Daß du feuerſt auf Unvorgeſehne?

Oder sahst du nicht die beiden Büchsen,
Die ich trag' an meinen Heldenschultern,
Beide alterprobte Venetianer,
Dran drei Schmiede schmiedeten drei Wochen,
Waffenschmiede drei und noch drei Helfer?
Voll sind sie auch von lebend'gem Feuer,
Angefüllt mit feingekörntem Pulver,
Mit fünf Schroten, jede zu acht Drachmen,
Achtzehn Drachmen aber wiegt die Kugel!"

Sprichts und hat zu End' noch nicht gesprochen,
Da entfährt dem schlanken Rohr die Flamme.
Auffammt's, ob der helle Donner schlüge,
Fährt in's Herz dem Kapitän der Zengger.

Merkonitsch erhebt sich von der Leiche,
Wlaschkalinowitsch von seinem Sitze,
Beiden folget Manduschitsch, der Recke,
Der von Zengg den Kapitän erschossen.
Drei ziehn hin — doch Zwei, die bleiben rückwärts,
Bleiben rückwärts an der Zengger Brücke,
Galia Tomitsch auf dem blut'gen Rasen,
Neben ihm der Kapitän der Zengger;
Ueber Beiden liegt die seidne Fahne.

Ilia Smiljanitſch.

Schmerzvoll wehklagt's in dem grünen Graſe.
Klagt dies eine Wila oder Schlange?
Keine Wila klagt dies, keine Schlange;
Tief zum Tode liegt ein Held verwundet.

Kommt einher Wuk Manduſchitſch des Weges,
Fragt den Helden, ſeinen Bundesbruder:
„Weh! Was klagſt du, theurer Bundesbruder?“

Ihm erwiedert Smiljanitſch Ilia:
„Tödtlich, Bruder, ſieh', bin ich verwundet!“

Weiter drauf fragt Manduſchitſch den Bruder:
„Kannſt du wol, o lieber Bundesbruder,
Kannſt du wol die Wunden überdauern,
Bis ich flinke Aerzte dir gefunden,
Weiche Lager, Bruder, dir bereitet?“

Ihm entgegnet Smiljanitſch Ilia:
„Mühe dich, o Freund, nicht ab vergebens!
Such' nicht Aerzte, ſuch' nicht weiche Lager!
Bring' mich, Freund, nach meinem weißen Hofe,

Meinem Hof, zu meiner alten Mutter,
Daß die Mutter nach den Wunden ſchaue,
Meine Lieb' ein Lager mir bereite,
Meine Schweſter labend Waſſer reiche!"

Manduſchitſch alſo drauf zu Ilia:
„Will dich, Freund, nach meinen Höfen bringen!
Meine Mutter ſoll dir ſchaun die Wunden,
Meine Lieb' ein Lager dir bereiten,
Meine Schweſter dich mit Waſſer laben!"

Doch Ilia dies drauf ihm zur Antwort:
„Nicht doch, ſo dir Gott, o Bundesbruder!
Fremde Mutter heilet Wunden nimmer,
Fremde Lieb' bereitet harte Lager,
Fremde Schweſter reichet bittern Labtrunk!" —

Spricht's — und dauchet aus die Heldenſeele.

Dſchengitſch-Bekir-Paſcha vor Moskwa.

Flogen auf zwei ſchwarz beſchwingte Raben
Von Oſia unterhalb von Moskwa
Blutig bis hinan die ſchwarzen Flügel
Und die Schnäbel roth bis an die Augen,
Flogen drei, vier Tage durch die Lande
Karamlachien und Karabogdanien,
Skenderien und Urumelien,
Flogen in das Land Herzegowina,
Flogen nach der Ebne von Zagerje,
Flogen hin und wieder drei, vier Stunden,
Ließen ſich auf Niemands Höfe nieder
Als auf die des Paſcha Dſchengitſch-Bekir.

Niederfallend krächzen laut die Raben,
Senken ihre Flügel ob den Zinnen,
Laſſen fallen eine blut'ge Feder,
Und der Wind entführt die blut'ge Feder,
Trägt ſie durch das offne Spiegelfenſter,
Bringet in die Stube ſie der Kadin.

Da die Kadin ſieht das Unglückszeichen
Geht hinaus ſie vor die weißen Höfe,
Hebt empor die Augen zu den Zinnen,
Sieht die beiden ſchwarzbeſchwingten Raben,
Hebt zu ihnen alſo an zu reden:
„Bundesbrüder, o ihr ſchwarzen Raben!
Blutig bis hinan ſind eure Flügel
Und die Schnäbel rotb bis an die Augen!
Weſſen Blut, o ſagt, habt ihr getrunken,
Und woher, o Raben, führt der Weg euch?
Kommt ihr nicht aus jener Gegend aufwärts
Von Oſia unterhalb von Moskwa?
Sahd ihr nicht dort mächt'ge Türkenheere?
Sahd ihr nicht dort meinen Bekir-Paſcha?
Nicht auch Haſſan-Beg dort, ſeinen Bruder,
Osman-Beg, den Sohn mir, den geliebten,
Safa-Smail-Aga, meinen Neffen,
Arnda, den bejahrten Fahnenträger,
Und die andern Türkenhäupter alle?
Sind die Heere wohl und guter Dinge?
Tummeln ſich die Roſſe mit den Mannen?
Weh'n die Fahnen friſch voran den Scharen?
Toben dort die Türken wie die Wölfe?
Iſt mein Paſcha ob dem Heer Seraskjer?
Sendet er die Haufen durch die Ebne?
Bringt man dar ihm mannichfache Sklaven?
Liegen Chriſten genug ihm an der Kette?
Hat er zarte Sklavinnen genug auch?
Hat für mich auch etwas er erworben?
Bringt er heim mir Moskowiterſklaven?
Haben ſie der Beute Laſt getheilt ſchon?

Ward dem Pascha zugetheilt das Beste?
Und wann denkt mir heimzukehren Bekir,
Das ich, wenn er heimkehrt, ihn erwarte?"

Drauf die beiden Raben ihr erwiedern:
„Bundesschwester, Bekir-Paschas Ehfrau!
Gerne Gutes würden wir dir künden,
Doch des Guten sahen wir gar wenig;
Künden dir indeß so viel wir sahen!
Noch vor Kurzem waren wir vor Moskwa,
Sahen Alles, Frau, wornach du fragtest.
Wohlauf war das Heer und guter Dinge,
Mit den Mannen bäumten sich die Rosse,
Vor den Scharen wehten frisch die Fahnen,
Gleich den Wölfen tobten dort die Türken,
Und dein Pascha, ob dem Heer Seraskier,
Sandte aus die Haufen nach der Ebne,
Und sie brachten heim ihm viele Sklaven.
Christen viele liegen an der Kett' ihm,
Und an schönen Sklavinnen nicht fehlt's ihm.
Während an der Kett' die Christen jammern,
Müssen schön die Christinnen ihm tanzen,
Lieblich tanzen, wenn auch wider Willen.
Sieben ihrer sind bei deinem Pascha.
Und bei Osman-Beg, bei deinem Sohne,
Auch bei ihm sind drei der Allerschönsten,
Und bei all den andern Türkenhäuptern
Zwei bei Einem, vier bei einem Andern!"

Spricht darauf des Bekir-Pascha Ehfrau:
„Bundesbrüder, ihr zwei schwarze Raben,

Ein Geſchenk fürwahr verdient ihr Beide!“
Spricht's und will auch das Geſchenk gleich holen.

Doch zu ihr die beiden Raben alſo:
„Warte! Denn noch Andres iſt zu künden!
Schon errungen hatt' den Sieg der Paſcha;
Doch nicht ließ der Teufel ihn bedacht ſein,
Immer weiter zog er gegen Moſkwa.
Da dies aber ſah die Moſkwakön'gin,
Die mit Namen heißt Frau Jelisawa,
Ließ ſie heimlich graben eine Mine,
Lockte drüber all das türkſche Kriegsvolk,
Gab der Mine dann lebendig Feuer,
Daß gen Himmel alles Kriegsvolk aufflog
Und am dritten Tag erſt fiel vom Himmel!“

Da ſie's hört, ruft Bekir-Paſchas Ehfrau:
„Weh', o Raben! Schrecklich iſt dies Unglück!“

Doch die Raben ſprechen zu ihr weiter:
„Noch, o Kadin, noch iſt dies nicht Alles!
Wollen jetzt erſt Unglück dir verkünden!
Was noch übrig von dem Heer geblieben,
Gegen dieſes ſchickt die Moskwakön'gin,
Schickt bei ſechs mal hundert tauſend Reiter,
Lauter Reiter, wildeerwegne Schläger.
Gen Oſia drängen ſie den Paſcha.
Hier, o Kadin, ging das Heer zu Grunde,
Kamen um zwölf mächtige Beſire
Ungezählt die kleinen Roßſchweif-Paſchas;
Kamen um aus Bosnien achtzig Begs!“

Jammernd ausruft Bekir-Paſchas Ehfrau:
„Wehe! Wehe! Schrecklich iſt dies Unglück!“

Doch die Raben ſprechen zu ihr weiter:
„Doch, o Kadin, doch iſt's noch nicht Alles,
Und dein Unglück ſollſt du jetzt erſt hören!
Deinen Paſcha fingen ſie lebendig,
Mit ihm Osman-Beg, den lieben Sohn dir,
Führten Beide in das Chriſtenlager.
Einem Freund begegnet hier dein Paſcha,
Einem Freunde aus Herzegowina
Mit dem Namen Zernojewitſch Sawa.
Sehr erfreut darüber war dein Paſcha.
Sawa doch hub alſo an zu reden:
„Hausverwüſter! Budler Bekir-Paſcha!
Meiner Brüder fünf haſt du getödtet,
Schweres Leid verurſacht meinem Herzen!
Hof und Boden haſt du mir genommen,
All mein Landſtück in Herzegowina!
Sag', wo iſt nun all mein Grund und Boden?
Wo der Rinder Heerde, die mich nährte?
Wo die Roſſe, meine wackern Sieger?
Wo die tauſend Schafe, meine Sorge?
Wo das Fünf der Brüder, meine Freude?
Um dies Alles, Thor, haſt du gebracht mich,
Haſt mir ſelbſt getrachtet nach dem Leben,
Und mit Müh' entkam ich nur nach Moskwa!“

Drob rechtfert'gen will ſich ihm der Paſcha;
Doch zu Wort läßt ihn nicht Sawa kommen,
Schwingt ſein Schwert, ſchlägt ihm das Haupt vom Rumpfe.

Deinen Osman will er auch erſchlagen;
Doch nicht läßt's von Moskwa zu die Herrſchaft:
„Nicht doch, Bruder Zernojewitſch Sawa!
Noch ein Kind iſt's, jung und unerfahren,
Kann wol noch erlernen unſre Schriften!“

Darnach tauften ſie dir deinen Osman,
Lehrten ihn die Moskowitenbücher,
Machten aus ihm einen Kalujeren!“

Da dies hört des Bekir-Paſcha Ehfrau,
Sinkt vor Herzleid ſie zur Erde nieder,
Sinket nieder — hebt ſich auf nicht wieder.

Moskowitiſche Geſchenke und türkiſche Gegengeſchenke.

Zarte Briefe eilen hin durch Länder,
Eilen hin durch Länder und durch Städte
Bis die Briefe in den Diwan kommen,
In den Diwan Muſeſith des Sultans.
Fern von Moskwa kommen her die Briefe,
Mit den Briefen herrliche Geſchenke:
Für den Sultan eine goldne Tafel,
Auf der Tafel eine goldne Dſchamia,
Um die Dſchamia eine goldne Schlange,
An der Schlang' ein Edelſtein, ſo koſtbar,
Daß dabei man ſchauen kann zu wandeln
Spät zur Nacht auch ohne allen Mondſchein
Wie um Mittag, da die Sonne ſcheinet;
Für des Sultans Söhnlein, für den jungen
Ibrahim, zwei blankgeſchliffne Säbel,
An den Säbeln goldgewirkt zwei Bänder,
An den Bändern je zwei edle Steine;
Für des Sultans vornehmſte Gemahlin
Aus gediegnem Gold ein prächtig Wieglein,
In dem Wieglein einen edlen Falken.

Da dem Sultan die Geſchenke kommen,
Wird ob der Geſchenke ſehr beſorgt er,
Denn nicht hat er, was er gegenſchenke.
Immer ſinnt er, kann doch nichts erſinnen.
Jedem, der zu ihm kommt in den Diwan,
Jedem rühmt er die Geſchenke koſtbar,
Brüſtet ſich der prächt'gen Ehrengaben,
Die geſandt der große Zar von Moskwa;
Jeden fragt er, ob ihm Jemand wiſſe,
Was er wol entgegenſend' nach Moskwa.

Zu ihm kommt da Sokolewitſch-Paſcha,
Und der Sultan rühmt ihm die Geſchenke;
Zu ihm drauf ein Hatſchia und ein Hodſcha,
Beugen ſich in Demuth bis zur Erde,
Küſſen an die Hand ihn und die Kniee —
Ihnen rühmt der Sultan auch die Gaben,
So ihm worden aus dem fernen Moskwa,
Rühmt die Gaben, ſpricht zu ihnen alſo:
„Meine Diener, Hatſchia du und Hodſcha!
Sagt und möchtet ihr vielleicht mir rathen,
Was aus meinen weiten Sultansreichen
Ich nach Moskwa ſend' als Gegengabe?"

Drauf erwiedern dieſes ihm die Beiden:
„Großer Sultan, mächtiger Gebieter!
Nimmer, Herr, ſind wir wie du ſo weiſe,
Nicht vermögen klug wir dir zu rathen!
Laß darum den Patriarchen kommen!
Weiſe wird der greiſe Kjaur dir rathen,

Was als Gegengabe du am beſten
Sendeſt an den groſſen Zar von Moskwa!"

Kaum der Sultan ſolchen Rath vernommen,
Schickt er ab zur Stunde ſeinen Gawas,
Läßt zu ſich den Patriarchen kommen,
Zeigt auch ihm und rühmet die Geſchenke,
So ihm werden aus dem fernen Moskwa,
Rühmt und preiſt ſie, redet zu ihm alſo:
„Nun, mein Diener, alter Patriarche!
Könnteſt wol, o Diener, du mir rathen,
Was entgegen ich nach Moskwa ſende?"

Weiſe drauf der Greis ihm dies erwiedert:
„Sultan-Zar, du ſtrahlend helle Sonne,
Nimmer, Herr, bin ich wie du ſo weiſe,
Den mit Weisheit ſelber Gott geſegnet!
Doch, o Sultan-Zar, in deinen Reichen
Weiß ich Manches, ziemend zu Geſchenken,
Das, o Sultan, unnütz dir und werthlos,
Werth jedoch und lieb dem Zar von Moskwa.
So den Stab des Romaniſchen Sawa,
So die Kron' des Kaiſers Konſtantinus,
So des heil'gen Jowan Meßgewänder,
So des Fürſten Lazar Kreuzesfahne.
Werthlos iſt dir, unnütz dies, o Sultan,
Lieb jedoch und werth dem Zar von Moskwa!"

Da der Sultan ſolchen Rath vernommen,
Schafft er bei die herrlichen Geſchenke,
Uebermacht den Boten ſie von Moskwa.

Also aber, da die Boten ziehen,
Spricht der Patriarch zu ihnen heimlich:
„Zieht mit Gott nun, Moskowiterboten!
Doch zieht nicht entlang der Heeresstraße,
Sondern zieht durch Wälder und Gebirge —
Mächt'ge Haufen werden euch verfolgen,
Rückbegehren all' die Heiligthümer!
Kostet dies mein Leben auch — nicht grämt euch!
Ist mein Leib dem Tode auch verfallen,
Ist's doch nicht der Seelen Heil, so Gott will!"
Spricht also und scheidet von den Boten. —

Als der Sultan nun entsandt die Gaben,
Rüemt er deß im Diwan sich zu Jedem.
Zu ihm kommt auch Sokolowitsch-Paskha,
Und der Sultan rühmt sich auch zu diesem:
„Weißt du wol, o Pascha, treuer Diener,
Was ich nach dem fernen Moskwa sandte?
Sandt' den Stab des Nemanitschen Sawa,
Sandt' die Kron' des Kaiser Konstantinus,
Sandt' des heil'gen Jowan Meßgewänder,
Sandt' des Knesen Lasar Kreuzesfahne!
Unnütz mir und werthlos sind die Dinge,
Werth jedoch und lieb dem Zar von Moskwa!"

Fragt darauf der Pascha Sokolowitsch:
„Sultan-Zar, o strahlend helle Sonne!
Ei, wer hat zu Solchem dir gerathen?"

Wahrhaft drauf erwiedert ihm der Sultan:
„Solches rieth der alte Patriarch mir!"

Weiter drauf der Pascha Sokolowitsch:
„Sultan-Zar, o strahlend helle Sonne!
Sandtest du die Christenheiligthümer,
Warum nicht die Schlüssel auch von Stambol?
Schmachvoll einst wirst, Sultan, du sie senden —
Was du gabst, der Hort war's deiner Reiche!“

Kaum der Sultan solches Wort vernommen,
Spricht er so zu Sokolowitsch-Pascha:
Schnell, o Pascha, schnell mein treuer Diener!
Auf! Erhebe schnell dir Janitscharen!
Eile nach den Moskowiterboten,
Schaff' zurück mir meine Heiligthümer,
Und erschlag' die Moskowiter alle!“

Schnell gehorcht der Pascha, ohne Säumniß,
Macht sich auf, erhebt die Janitscharen,
Eilt entlang die breite Heeresstraße,
Eilet nach den Moskowiterboten —
Doch die Boten, die erschaut er nirgends.
Rückwärts kehrt er mit den Janitscharen,
Schwört dem Sultan, längst der ganzen Straße
Sei von Boten keine Spur zu schauen!

Wuthentbrannt gebietet ihm der Sultan:
„Auf! Und hin, mein Diener Sokol-Pascha!
Bring' mir um den alten Patriarchen!“

Schnell gehorcht der Pascha, ohne Säumniß,
Eilet hin, ergreift den Patriarchen,
Will ihn tödten noch zur selben Stunde.

Alſo aber ſpricht der Greis zum Paſcha:
„Kurze Friſt, o Paſcha, nur verziehe!
Tödte du mich hier auf trocknem Land nicht!
So du's thäteſt, käme böſe Trocknis,
Währte fort drei Jahr' nach meinem Tode!"

Da der Paſcha ſolches Wort vernommen,
Führt den Patriarchen an des Meer er.

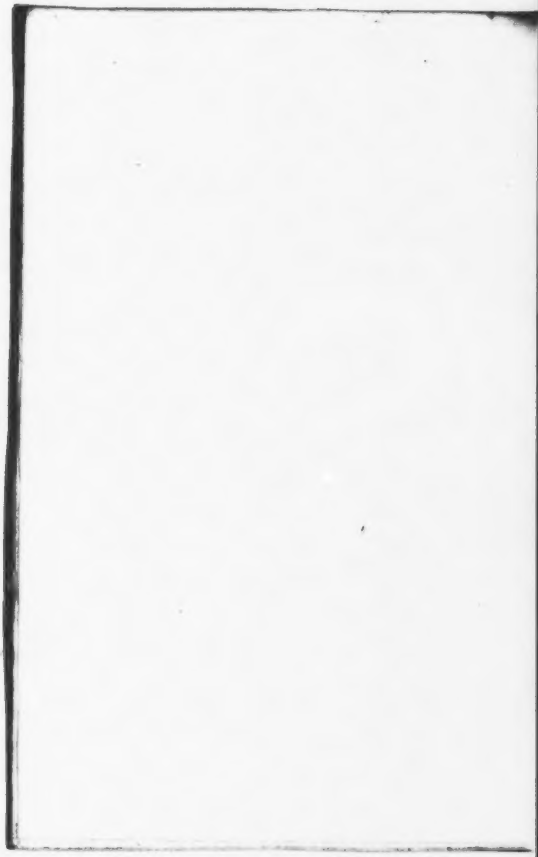
Angekommen auf des Meeres Höhe
Faßt den Greis er, will zur Stell' ihn tödten.
So jedoch ſpricht hier zu ihm der Prieſter:
„Kurze Friſt, o Paſcha, nur verziehe!
Tödte mich auch hier auf weitem Meer nicht!
So du's thäteſt, kämen böſe Waſſer,
Aus den Ufern trät' die wilde Seeflut
Ueberſchwemmend Boote dir und Schiffe
Und das ganze Erdreich nach vier Seiten!"

So zum Paſcha ſpricht der greiſe Märtrer.
Doch der Paſcha läßt ſich's nimmer wehren,
Schwingt den Säbel, ſchlägt das Haupt vom Rumpf ihm.

Alſo ſtarb der Patriarch zu Stambol.
Geb' ihm Gott des Paradieſes Freuden,
Frohſein uns und Abwehr aller Leiden!

Frauenlieder.

Erſter Reigen.



Mutterröslein.

Mohamedaniſch.

Mädchen ſpinnen zur Abendzeit.
Welche von ihnen ſpinnt zumeiſt?
Mutterröslein ſpinnet zumeiſt!

Dafür lobt es der Sultan ſehr,
Sendet ihm zu ein Bündlein Hanf:
„Hier, o Röslein, ein Bündlein Hanf,
Spinn' mir daraus ein weißes Zelt!
Draus jedoch was dir übrig bleibt
Spinne dir Brautgeſchenke ſchön,
Sie zu zerreißen in meinem Hof,
Einzuſchlummern auf meinem Arm!"

Klüger iſt Mutterröslein noch,
Schickt dem Sultan ein Weberſchiff:
„Hier, o Sultan, ein Weberſchiff,
Bau mir draus einen Weberſtuhl!
Draus jedoch was dir übrig bleibt
Baue dir weiße Höfe ſchön,
Daß ich darin umwandle dir
Und entſchlummre auf deinem Arm!"

Fluch für Fluch.

Silberhufe an die Hufe
Schlägt Grutza ſeinem Roſſe.
Da entreißt das Roß ſich plötzlich,
Sprengt hinein in Mara's Garten
Und zertritt ihr alle Roſen.

Alſo flucht die ſchöne Mara:
„Roß, o daß du herrnlos würdeſt
Und daß ſcharfe Pfeile führen
Durch den Sattel tief in's Herz dir,
Durch die Zügel in den Rachen
Und durch deine Beine alle!“

Ihr zurück drauf Nadolja:
„Fluch' nicht, Mara, meinem Roſſe;
Schlimmer ſonſt möcht' ich dir fluchen —
Daß du niemals dich vermählteſt!
Wenn du dich vermählteſt jemals,
Daß du nie ein Knäblein wiegeſt!
Wenn du je ein Knäblein wiegeſt,
Niemals an der Hand es führeſt!

Und, wenn an der Hand es führest,
Es hinaus in's Schlachtfeld sendest,
Nie es aber wiederkehre,
Sondern seine Kampfgenossen
Dir sein Kriegsroß heimwärts bringen,
Auf dem Rosse seinen Sattel,
An dem Sattel seinen Säbel,
An dem Säbel seine Handschuh'
Schwarzgefärbt von schwarzem Blute,
Bunt bestickt mit bunter Seide,
Doch zumeist mit trauerschwarzer,
Auf daß schwarz der Mutter Tage,
Schwarz der Schwester Stunden seien,
Finster seiner Liebsten Nächte!"

Wußt' ich, Antlitz, wer dich einſt wird küſſen!

Stand das Mädchen, ſtand am Bergesabhang,
Widerſchien der Berg von ihrem Antlitz
Und das Mädchen ſprach zu ihrem Antlitz:
„Wahrlich, Antlitz, o du meine Sorge,
Wenn ich wüßte, du mein weißes Antlitz,
Daß dereinſt ein Alter dich wird küſſen,
Ging' hinaus ich nach den grünen Bergen,
Pflückte allen Wermuth in den Bergen,
Preßte bittres Waſſer aus dem Wermuth,
Wüſche dich, o Antlitz, mit dem Waſſer,
Daß du bitter, wenn dich küßt der Alte!
Wüßt' ich aber, du mein weißes Antlitz,
Daß dereinſt ein Junger dich wird küſſen,
Ging' hinaus ich in den grünen Garten,
Pflückte alle Roſen in dem Garten,
Preßte duftend Waſſer aus den Roſen,
Wüſche dich, o Antlitz, mit dem Waſſer,
Daß du dufteſt, wenn dich küßt der Junge!“

Das Mädchen, das ſchöner will ſein als die Sonne.

Trutzt das Mädchen mit der Frühlingsſonne:
„Schöner doch als du bin ich, o Sonne,
Schöner als du ſelbſt und als dein Bruder,
Als dein Bruder Mond, der wunderhelle,
Und als deine Schweſter Wandelſternlein,
Die da wandelt an des Himmels Wölbung
Wie ein Hirt vor ſeiner weißen Heerde!"

Gott dem Herrn klagt dies die Frühlingsſonne:
„Was, o Gott, beginn' ich mit dem Mädchen?"

Gott der Herr der Sonne drauf erwiedert:
„Frühlinsſonne, Kind, du mein geliebtes,
Bleib' mir heiter, wolle dich nicht grämen!
Arg entgelten ſoll uns dies die Stolze!
Scheine du und bräune ihr die Wangen!
Ich jedoch will böſ' Geſchick ihr ſenden,
Will ihr geben lauter kleine Schwäger,
Böſe Schwieger und noch ſchlimmren Schwäher —
Reuen wird ſie's, daß mit dir ſie trutzte!"

Wie das Mädchen vorſchnell ſchwört.

Schwor ein junges Mädchen
Blumen nie zu tragen;
Blumen nie zu tragen,
Niemals Wein zu trinken;
Niemals Wein zu trinken,
Knaben nie zu küſſen.

Geſtern ſchwor das Mädchen —
Heute ſchon bereut es:
„Wenn ich Blumen trüge
Wär' ich doch noch ſchöner!
Wenn ich Rothwein tränke
Wär' ich doch noch froher!
Wenn den Liebſten küßte
Wär' mir doch noch wohler!“

Mädchen an der Küste.

Senkten sich die Küstennebel,
Ließen schaun weit über's Meer hin.
Ueber'm Meere ritt ein Bürschlein,
Dem im Hause noch kein Lieb war.

Schaut ein Mägdlein, schaut ihn reiten,
Schaut ihn aus des Hofes Fenstern,
Redet also zu sich selber:
„Ach wie fern von meinem Hofe,
Ach wie fern sind jene Felder
Ob des salz'gen Meeres Breite!
Lieber Gott, und laß mich wissen,
Ob ich träume, ob ich sehe!
Ist zu Rosse dies ein Reiter?
Ist's ein graubeschwingter Falke?
Nicht vermag ich's zu erkennen!
Ach und daß sich diese Fluten,
Wandelten zu grünen Feldern!
Barfuß und im bloßen Hemdlein
Wollt' ich laufen über's Feld hin!
Wär' ein grauer Falke jenes,

Wollt' ich ſagen: Flieg', o Falke,
Herwärts über dieſe Ebne,
Sollſt ein liebes Wild erſchauen!
Wär's ein Held auf hohem Roſſe,
Bitten ihn: Führ' in dein Haus mich!"

Meira.

Mohamedaniſch.

Meira ſenkt das Köpfchen
Auf der Mutter Schulter
In der Mutter Hoſen.

Alſo fragt die Mutter:
„Sprich, was iſt dir, Meira?“

„Frage nicht, o Mutter,
Denn zu ſterben geh' ich,
Nimmer überleb' ich's!
Wenn ich todt, o Mutter,
Rufe dann, o Mutter,
Zu mir die Geſpielen!
Die in mich verliebt ſind,
Schenk' du ihnen Alle —
Doch ſelbſt todt, o Mutter,
Laß ich nicht von Muje!
Rufe auch, o Mutter,
Hodſchen und Hadſchien;
Waſche mich, o Mutter,
Mit der Roſe Waſſern;
Trockne mich, o Mutter,

Mit der Rose Blättern;
Aber nicht begrab' mich,
Wo man gräbt die Gräber!
Sondern dort, o Mutter,
In dem Hause Mujo's
Und wo Mujo schlummert,
Daß er, wenn er aufwacht,
Seine Meira küsse!

Hüll' den weißen Nacken ein!

Hebt ein Falke sich empor,
Wiegt die Schwingen stolz und breit,
Fliegt empor, dann rechtshin weit,
Bis er schaut der Veste Thor.

An dem Thor ein Mädchen sitzt,
Wäscht ihr weißes Angesicht;
Schnee der Berge gliget nicht
Wie ihr weißer Nacken glänzt.

Wie es wäscht und wie es sitzt,
Hebt es auf die schwarzen Brau'n,
Und kein Nachtstern ist zu schaun
Wie ihr schwarzes Auge blitzt.

Spricht der Falke aus den Höhn:
„O du Mädchen, wunderschön!
Wasche nicht die Wange dein,
Daß sie schneeig glitze nicht!
Hebe nicht die Braue fein,
Daß dein Auge blitze nicht!
Hüll' den weißen Nacken ein,
Daß mir nicht das Herze bricht!

Ewig mein bleibt, den ich liebe!

Ranko ſchläft, der ſchöne Knabe,
Unter grünem Apfelbaume.
Mädchen drei vorübergehend
Sprechen alſo zueinander:
„Was wol wär' das Liebſte Jeder?"

Von den Dreien ſpricht die Aeltſte:
„Mir des Knaben goldnes Ringlein!"

Von den Dreien ſpricht die Mittle:
„Mir des Knaben ſeidner Gürtel!"

Doch die Jüngſte ſpricht von Allen:
„Mir der Knabe Ranko ſelber!
Goldner Ring muß einmal brechen,
Seidner Gurtel einmal reißen,
Ewig mein bleibt, was ich liebe!"

Wußt' ich, daß ich einſt die Deine!

Spielt das Mädchen, ſpielt am Waſſer,
Ihre Füßlein ſchimmern;
Kommt ein Knabe, kommt zu Roſſe,
Lacht darüber hellaut:
„Spiel', o Mädchen! Spiele, ſpiel' nur!
Wirſt am End' die Meine!"

Und das Mädchen, weiter ſpielend,
Ihm darauf erwidert:
„Wüßt' ich es, und wär' es ſicher,
Daß ich einſt die Deine,
Würd' ich wol in Milch mich baden,
Würde weiß wie Milch iſt;
Würde mich mit Roſen trocknen,
Würde roth wie Roſen;
Würde mich mit Seide gürten,
Würde ſchlank und niedlich!"

Fluch' ihm, Mutter, ich auch will ihm fluchen!

Ruft die Mutter, ruft der Tochter
Ueber drei Gebirge:
„Iſt, o Mara, liebe Tochter,
Iſt gebleicht das Linnen?"

Ihr zurück die junge Tochter
Ueber neun Gebirge:
„Nicht in's Waſſer, liebe Mutter,
Tauchte' ich noch das Linnen;
Denn o ſieh', es hat das Waſſer
Jowo mir getrübet —
Wie denn erſt, o liebe Mutter,
Hätt' ich es gebleicht ſchon!
Fluch' ihm, Mutter, liebe Mutter!
Ich auch will ihm fluchen!
Gäbe Gott im hellen Himmel,
Daß er ſich erhänge —
An ein böſes Bäumchen hänge,
An den weißen Hals mir!
Gäbe Gott im hellen Himmel,
Daß er lieg' gefangen —

Lieg' gefangen tief im Kerker,
An der weißen Bruſt mir!
Gäbe Gott der Herr im Himmel,
Daß er Ketten trage —
Ketten trage feſtgeſchlungen
Meine weißen Arme!
Gäbe Gott im hellen Himmel,
Daß ihn nähm' das Waſſer —
Daß ihn nähm' das wilde Waſſer,
Mir in's Haus ihn bringe!"

Wem am wohlſten iſt.

Rühmt die Goldcitrone ſich am
Meeresſtrand:
„Wohler wol iſt Niemand heute
Als wie mir!“

Hört das grüne Aepflein dies am
Apfelbaum:
„Eitel prahlſt du, Goldcitron' am
Meeresſtrand!
Wohler wol zur Stund' iſt Keinem
Als wie mir!“

Hört die grüne Wieſe dies, noch
Ungemäht:
„Eitel prahlſt du, grünes Aepflein
An dem Baum!
Wohler wol iſt Niemand heute
Als wie mir!“

Hört das junge Mädchen dies, noch
Ungeküßt:

„Eitel prahlſt du, ungemähtes
Wieſenland!
Wohler wol iſt Niemand heute
Als wie mir!“

Hört der junge Knabe dies, noch
Unvermählt:
„Eitel prahlt ihr, eitel heute
Allesammt,
Denn ſo wohl wie mir, iſt heute
Keinem wol!
Goldcitron' am Meeresſtrand, dich
Pflück' ich heut!
Aepflein grün am Apfelbaum, dich
brech' ich heut!
Ungemähte Blumenwies', dich
Mäh' ich heut!
Ungeküßte junge Maid, dich
Küſſ' ich heut!“

Das Rößlein, das ſeinen Herrn verläßt.

Seinen Herrn verläßt das Rößlein
Auf Koſſowo's traur'ger Ebne.
Fragt der Held das Rößlein alſo:
„O mein Rößlein, du mein Reichthum,
Sag', warum verläſſeſt du mich?
Biſt du müde, gutes Rößlein,
Müde deines Buchsbaumſattels?
Oder, Rößlein, biſt du müde
Des geſchmückten, ſchweren Zügels?
Oder biſt du müde, Rößlein,
Unſers langen, langen Wanderns?“

Drauf das Rößlein ihm erwiedert:
„Müde nicht, o junger Recke,
Bin ich meines Buchsbaumſattels;
Auch nicht müde, junger Recke,
Des geſchmückten, ſchweren Zügels;
Müde nicht des langen Wanderns
Und der vielen weiten Wege,
Sondern müd' des vielen Reitens,
Junger Recke, nach der Schänke!

Vor der Schänke muß ich ſtehen;
In die Schänke gehſt du ſelber.
In der Schänke ſind drei Mädchen —
Eine heißet Ljubitſchiza,
Eine heißet Gritſchiza,
Und die dritte Gondſchelale —,
Und du ſcherzeſt mit den Mädchen:
Küſſe mich, o Ljubitſchiza!
Herze mich, o Gritſchiza!
Schlaf' mit mir, o Gondſchelale!
Und ich Rößlein, hungernd, durſtend,
Stampf' die Erde bis an's Knie,
Nag' das Gras bis an die Wurzel,
Trink' den Thau vom kalten Pflaſter!"

Sieh', die Sonne ſenkt ſich.

Schläft ein lieblich Mädchen
Unter'm Kornelbaume.
Grauer Falke weckt es:
„Lieblich Kind, erwache!
Sieh', die Sonne ſenkt ſich
Schattend deine Wangen!"

Da erwacht das Mädchen.

Doch die Sonne iſt's nicht,
Was ſich niederſenket,
Sondern kam der Liebſte,
Beuget ſich hernieder,
Küßt das liebe Mägdlein
Auf die rothen Wänglein,
Auf den weißen Buſen.

Und den Einen werd' ich ewig küſſen'

Schilt das junge Mädchen, ſchilt den Spiegel:
„Spiegel du, daß man dich nimmer ſähe!
Haſt verleumdet mich bei meiner Mutter,
Sprachſt zu ihr, daß ich vier Helden küßte,
Zwei noch unvermählte, zwei vermählte!
Und — bei meinem Bruder! — einen Einz'gen
Küßt' ich nur, und der iſt unvermählt noch,
Und den Einen werd' ich ewig küſſen!"

Sag', iſt lieb dir meine Seele, Liebe?

Trägt der Wind ein Röslein über Feld,
Trägt und legt es hin auf Jowo's Zelt.
Drin ſitzt Jowo neben Mara held,
Jowo ſchreibt und Mara ſtickt in Gold.
Da zu Ende Jowo's ſchwarze Tinte
Und zu End' das rothe Gold Maria's,
Redet alſo Jowo zu Maria:
„O Maria, Seele mein, du Liebe!
Sag', iſt lieb dir meine Seele, Liebe?
Meine Rechte nicht zu hart, du Süße?“
Leiſe drauf erwiedert ihm Maria:
„Glaub', o Jowo, Seele mir und Herz du!
Werther viel iſt deine Seele mir
Als mir werth ſind meine Brüder vier!
Vier der weichſten Flaumenkiſſen ſind,
Liebſter, nicht wie deine Hand ſo lind!“

Sei die Meine, o du liebe Seele.

An der Brücke duft sein Röslein Jowe;
Aus dem Fenster sieht ihn das Mädchen,
Sieht ihn, streut Rosen auf ihn nieder:
„O Geliebter, gürte fest den Gürtel,
Daß die Rose dir hindurch nicht falle,
Und das Mädchen Andrem nicht zufalle!
Denn gar seltsam träumte heute Nacht mir,
Herrnlos geh' dein Braun umher im Felde,
Auf der Wahlstatt lieg' am Grund dein Kalpak
Und dein Köcher ausgestreut am Wege!"

Drauf dem Mädchen Jowe dies erwidert:
„Sei die Meine, o du liebe Seele!
Denn, wenn du zu lieben mich beginnest,
Geht das Glück allwegen mir zur Seite,
Sei's auf stiller Wanderung, sei's im Streite!"

Schuld allein ſind unſre Mütter.

Jenſeits über'm Sawewaſſer
Geht der Knabe, führt ſein Roßlein.
In der Hand den Kalpak trägt er,
In den Kalpak Thränen weint er,
Und die Sawe ſo vermünſcht er:
„Straf' dich Gott, o Sawewaſſer!
Kann dich, Waſſer, nicht durchwaten,
Kann dich, Flut, nicht überſchwimmen,
Daß mein Lieb ich drüben küſſe!“

Da von drüben ruft das Mädchen:
„So dir Gott, o junger Knabe,
Nicht den Strom vermünſche fürder,
Denn nicht Schuld dran iſt das Waſſer!
Schuld allein ſind unſre Mütter,
So die deine wie die meine!
Denn geſchworen hat die deine:
Geb' den Sohn nicht vor dem Frühjahr!
Und geſchworen auch die meine:
Geb' die Tochter nicht vor'm Herbſte!“

Gib mich nicht dem Ungeliebten, Mutter!

Tranig Gras das kluge Weißroß weidet,
Weidet eines, horcht ein zweites Weilchen,
Wie zur Mutter also spricht das Mädchen:
„Gib mich nicht dem Ungeliebten, Mutter!
Durch's Gebirg mit dem Geliebten irren,
Speisen Schlehdorn, Thau vom Laube trinken,
Schlafen auf den Steinen will ich lieber,
Als durch Hefe mit Verhaßtem wallen,
Zucker speisen und auf Seide schlummern!“

Neige dich nicht, Rose, zu mir nieder.

Einsblick unter Rosen Mädchen Rose —
Neigt sich eine Rose und erweckt es.
Da zur Rose spricht das Mädchen Rose:
„Neige nicht zu mir dich, Rose, nieder,
Denn nicht wohl wie dir, ist mir, o Rose,
Sondern weh' im tiefsten Herzen innen!
Jung und lieblich freit um mich ein Knabe,
Einem Alten geben mich die Aeltern!
Morschem Ahorn gleicht ein alter Ehmann:
Weht ein Wind, da wankt der morsche Baumstamm,
Fällt ein Regen, träufelt Schmutz hernieder.
Voller Rose gleicht jedoch der Junge:
Weht ein Wind, dann blüht sie auf erst herrlich,
Fällt ein Regen, duftet sie erst lieblich,
Scheint die Sonne, glüht sie um so schöner!"

Die Scheidenden.

Schlang empor ſich eine ſchlanke Rebe,
Schlang empor ſich um die Beſte Budims.
Keine Rebe war's, die ſich emporſchlang,
Sondern eine Liebſte um den Liebſten.
Früh zu lieben huben an die Beiden,
Liebten ſich ſeit ihrer Kindheit Tagen,
Mußten nun Lebwohl einander ſagen.

Da zum Mädchen ſprach der Knabe alſo:
„Vor dir, Mädchen, ſind drei breite Ströme.
An der Ströme drittem grünt ein Garten,
In dem Garten blüht ein Strauch voll Roſen.
Von den Roſen brich, o Mädchen, eine,
Birg' an deiner Bruſt ſie, nah' dem Herzen;
Schneller als die Roſe dir wird welken,
Schneller, Mädchen, welkt um dich mein Herze!"

Drauf das Mädchen dies zurück dem Knaben:
„Vor dir, Knabe, ſind drei hohe Berge.
Aus der Berge drittem quillt ein Bronnen,
An dem Bronnen liegt ein ſchwerer Marmor.

Auf dem Marmor ſteht ein Kelch von Silber,
In dem Kelch iſt eine Scholle Schnees.
Aus dem Becher nimm die Scholle Schnees,
Birg' an deiner Bruſt ſie, nah' dem Herzen;
Schneller als der weiße Schnee dir ſchwindet,
Schneller, Knabe, ſchmilzt um dich mein Herze!"

Der verlaſſene Hirſch.

Geht ein Hirſch durch's Waldgebirg und weidet,
Weid't an einem, ſiecht am andern Tage,
Klagt am dritten, daß es dringt zum Himmel.

Fragt ihn des Gebirges weiße Wila:
„Hirſch, du prachtvoll Edelthier des Waldes!
Sprich, was iſt dir Leides widerfahren,
Daß du, da du weideſt im Gebirge,
Weid'ſt an einem, ſiechſt am andern Tage,
Klagſt am dritten, daß es dringt zum Himmel?“

Drauf der Hirſch der Wila dies erwidert:
„Schweſter mein, o Wila dieſes Bergwalds,
Ach, wie ſollt' ich ſiechen nicht und klagen?
Hatt' ein Weibchen, eine liebe Hirſchkuh;
Hin nun jüngſt an's kühle Waſſer ging ſie,
Ging hinaus — und kam mir nicht mehr wieder!
Kann die Arme nun den Weg nicht finden?
Hat ein böſer Jäger ſie erlegt mir?
Oder hat ſie willig mich verlaſſen?
Kann die Arme nicht den Rückweg finden,

Gebe Gott, daß ſie ihn endlich finde!
Hat ein beſſer Jäger ſie erſchoſſen,
Gebe Gott, daß ihm wie mir geſchehe!
Hat ſie aber willig mich verlaſſen
Und zu Liebe einem andern Hirſche,
Gebe Gott, daß ſie erleg' der Jäger!"

Denn drei Fehler, Freund, die haſt du!

Brach ein Zweiglein vom Gebüſche,
Reicht' es dar der Treugeliebten,
Fragte ſie bei Erd' und Himmel,
Ob ſie außer mir wen liebe.

„So bei Erde wie beim Himmel
Niemand lieb' ich außer dir mehr,
Und auch dich nicht, Freund, von heut' an!
Denn drei Fehler, Freund, die haſt du!
Von den Fehlern iſt der erſte,
Daß du klein biſt, viel zu klein mir!
Von den Fehlern iſt der zweite,
Daß du fein biſt, viel zu fein mir!
Von den Fehlern iſt der dritte,
Daß du bleich biſt, viel zu bleich mir!"

„So ich klein bin, viel zu klein dir,
Bin ich leicht doch meinem Rößlein;
So ich fein bin, viel zu fein dir,
Iſt's, weil ich von edler Abkunft;
So ich bleich bin, viel zu bleich dir —
Iſt's, weil ich ſo viel gelernt ſchon!

Der Sonne liebe Schweſter.

Quillt hervor ein wunderkühles Waſſer,
Steht daran ein wundersilbern Bänklein,
Sitzt darauf ein wunderlieblich Mägdlein,
Goldbedeckt bis an das Knie die Füßlein,
Bis zur Schulter goldbedeckt die Händchen
Und das Haupthaar fein wie Silber wallend.

Durch die Welt geht dieſes Wunders Kunde,
Kommt dem Paſcha, kommt auch ihm zu Ohren.

Da er's hört, entſendet er zwei Diener:
„Gehet, o Diener, an das kühle Waſſer,
Daß ihr dort das Wundermädchen ſehet!
Iſt es ſchön, ſo wie die Leute ſprechen,
Will ich es zur treuen Liebſten nehmen!“

Gingen hin des Paſcha beide Diener,
Sahen, als ſie an das Waſſer kamen,
Daß es wahr ſei, was die Leute ſprachen,
Kehren heim, und ſagen ſo dem Paſcha.

Da der Paſcha ſolche Botſchaft höret,
Lädt er gleich wol ſechs mal hundert Swaten,
Geht hinaus, daß er das Mädchen hole.

Da ihn aber kommen ſieht das Mädchen,
Spricht es alſo, ſpricht zum mächt'gen Paſcha:
„Dank dem Herrn, o übergroßes Wunder!
Biſt du, Paſcha, wol bei rechten Sinnen,
Daß du dir zur treuen Liebe nehmen,
Freien willſt der Sonne liebe Schweſter,
Frei'n des Mondes allerſchönſte Baſe,
Frei'n des Frühſterns treue Bundesfreundin?"

Alſo ſpricht das Mädchen und erhebt ſich,
Greift in ihre goldgeſtickte Taſche,
Holt daraus hervor drei goldne Aepflein,
Wirft empor die Aepflein in den Himmel.

Drängen ſich die ſechs mal hundert Swaten,
Wer der Erſte wol die Aepflein finge!
Doch ſtatt dreier Aepflein aus dem Himmel
Fahren nieder drei gezackte Blitze;
Einer trifft die beiden Brautgeleiter,
Einer trifft den Paſcha hoch zu Roſſe,
Und der dritte die ſechshundert Swaten.
Nicht entkommt ein Auge, zu bezeugen,
Nicht ein Mund, die Kunde zu erzählen!

Beßre Helden ſind's, die ich nicht küſſe!

Stand das Mädchen, ſtand am Bergesabhang;
Hell erſchien der Berg von ihrem Antlitz,
Ihrem Antlitz, ihrem grünen Kranze.

Sieh', da kam des Sultans Heer vorüber!
Gott zum Gruß entbot das ganze Heer ihr.
Einer nur, ein unvermählter Knabe,
Grüßt nicht, ſondern lenkt zu ihr ſein Röslein:
„Küſſe mich, o ſeltne Mädchenſchönheit,
Küſſe mich, eh' ich dich küſſe, Mädchen!"

Ihm darauf zurück die Mädchenſchönheit:
„Bleib' mir fern, o unvermählter Knabe!
Beßre Helden ſind's, die ich nicht küſſe,
Wie erſt küßt' ich eines Sultans Krieger!"

Smiljana.

Keine Veſte ſchön wie die von Budim,
Kühl kein Kühl wie das des Apfelbaumes,
Drin der Knabe Dragoilo ſchlummert!

Kommt Smiljana, kommt heran das Mädchen,
Lehnt ſich ſtill an einen Aſt des Baumes,
Und vom Antlitz fallen ihr die Thränen,
Fallen nieder auf des Knaben Wangen.

Aus dem Schlummer auffährt Dragoilo:
„Wehe mir! Bei Gott dem einzig Einen,
Schwerer Regen fällt aus blauem Himmel!
Bin vermählt nicht, will auch nicht vermählt ſein,
Wird nicht mein die liebliche Smiljana!“

Hören dies Smiljana's ſtolze Brüder,
Mauern ein die liebliche Smiljana.

Alſo aber bittet ſie Smiljana:
„So euch Gott, ihr meine ſtolzen Brüder!
Laßt mir offen nur ein kleines Fenſter,

Daß ich seh' vorbeiziehn den Geliebten,
Ob sein Rößlein stolz empor das Haupt trägt,
Ob er selbst zerreißt das seidne Tüchlein,
Tüchlein, dran drei Jahre lang ich stickte,
Sorgsam vor der Mutter es verbergend,
Und um das kein Sterbenswörtchen wußte
Als die jüngste meiner Schwägerinnen,
Die dazu das rothe Gold mir kaufte!"

Schwimmt hinaus ein Kähnlein.

Schwimmt hinaus ein Kähnlein
Von der Veſte Budim;
Weinet nach dem Kähnlein
Von Budim das Mädchen.

Alſo fragt die Mutter:
„Mädchen, warum weinſt du?“

„Frage nicht, o Mutter,
Was ich Arme weine!
Sondern, Mutter, frage,
Wem die Hand ich ſchenkte,
Wer das Herz nun mitnimmt!“

Sarajewo, daß dich Glut verzehre!

Fliegt ein Falke über Sarajewo,
Sucht Schatten, um drin auszuraſten.
Da ein Tännlein vor der Veſte ſieht er,
Unter'm Tännlein ein umzäumtes Brünnlein,
An dem Brünnlein Witwe Hyacinthe,
Bei der Witwe Mädchen junge Roſe.

Sinnt der Falke, fängt an nachzuſinnen,
Ob er Witwe Hyacinthe liebe,
Oder ob das Mägdlein junge Roſe.
Sinnet hin und her — beſinnt ſich endlich,
Und ſpricht alſo leiſe zu ſich ſelber:
„Beſſer iſt ſtets Gold, wenn auch zerbogen,
Als wie Silber, wenn auch neu geſchmiedet!“
Spricht alſo, liebt Witwe Hyacinthe.

Alſo aber flucht die junge Roſe:
„Sarajewo, daß dich Glut verzehre,
Glut verzehre oberhalb des Bodens,
Flut zerſtöre unterhalb des Bodens,
Peſt verheere was da lebt inmitten,
Weil du duldeſt alſo böſe Sitte,
Daß die Jungen alte Witwen lieben,
Und die Alten ſchaun nach jungen Mädchen!“

Send' zurück den Flügel, Mutter!

Früh im Bette weckt ihr Kind die Mutter:
„Auf, o Mara, auf, du meine Tochter!
Köſtliche Geſchenke ſind dir kommen!
Von dem Schwäher ein verziertes Leibchen,
Von der Schwieger lieblich grüner Sammet,
Von den Schwägern goldne Fingerringe,
Von der Schwägrin Haarkettlein mit Perlen,
Von des Bräutgams Schweſterlein Armbänder,
Von dem Bräutgam ſelbſt ein goldner Flügel!'"

Mara drauf im Bette ſich erhebend:
„Höre mich, o meine liebe Mutter!
Meinem Vater gib das rothe Leibchen,
Dir, o Mutter, laß den grünen Sammet,
Meinen Brüdern gib die goldnen Ringe,
Meinen Schweſtern gib die Perlenkettlein,
Meinen Schwägerinnen die Armbänder,
Und den Flügel ſchick' dem Bräutgam rückwärts,
Daß er zweifach, dreifach es beklage;
Ein mal, weil wir niemals uns geſehen,
Zwei mal, weil wir nie beiſammen waren,
Drei mal, weil wir nie einander liebten!"

Die keinen Schwager hat.

Strömt die Sawa, strömet die Morawa;
Holz und Felsstein führt die schnelle Sawa,
Leichten Kahn von Nußbaum die Morawa,
Knab' und Mädchen sitzen in dem Kahne.
Knabe schläft; das Mädchen stickt am Rahmen,
Weckt den Knaben mit der Silbernadel.

Von dem Ufer sieht den Kahn die Bleichrin,
Jenes Mädchens liebe junge Freundin,
Ruft also dem Mädchen zu im Kahne:
„Wie dir wohl ist, Mädchen, dort im Kahne!"

In dem Kahne höret dies das Mädchen,
Ruft also der Bleichrin zu an's Ufer:
„O daß wohl so meiner Mutter wäre,
Die mich ausgab an ein einzig Söhnlein!
Einer Witwe gleich' ich in dem Reigen,
Außer'm Reigen, ach, einer Verstoßnen!
Einer Jeden, wie sie sind im Reigen,
Bringt ein Schwager, bringt ein golden Aepflein,
Mir nur bringt ein Fremder eine Waldfrucht,
Außen goldig, innen wurmzerfressen!"

Sprich, woher mein Ringlein dir?

Geht der Knab' am Berge hin,
Schmücket ſich mit Reiſern grün,
Sieht vom Berg hinab in's Thal,
Sieht im Thale Mariza,
Wie ſie fegt den Hof zumal.

Da er's ſieht, da ſpricht der Knab':
„O Mariza, Perle mir!
Sprich, woher mein Ringlein dir?"

Drauf Mariza ihm zurück:
„Knabe, du mein ſchönes Glück!
Neulich gab's dein Bruder mir,
Sprach: Wann werd' ich Schwager dir?"

Viele Verwandte, gutes Glück.

Kämmt ein Mädchen, kämmt das lange Haupthaar,
Kämmt das Haupthaar, Gott den Herrn so bittend:
„Guter Gott, laß gutes Glück mir werden,
Gutes Glück und einen guten Freier,
Guten Freier mit viel guten Brüdern,
Gute Brüder mit viel guten Schwestern,
Daß, wenn ich die Meinen einst besuche,
Manneschwäger mir die Rosse satteln,
Mannesbrüder mitziehn zu den Meinen,
Manneschwägrin mir den Kuchen backe,
Mannesschwester mich dahin begleite,
Schwagersfrauen mir die Kränze flechten,
Schwägerinnen bei mir stehn zur Rechten!“

Wie das Mädchen den Verwandten gefallen wird.

Schlief ein liebtich Mädchen
Unter'm Kornelbaume,
Unter Kornelzweigen,
Unter Rebenlaube.

Kam vorbei ein Knabe,
Kam auf ſtolzem Roſſe,
Sprach zum Mädchen alſo:
„Möge Gott dir beiſtehn,
Liebſtes der Mädchen!
Haſt du ausgeſchlafen?
Haſt du ausgeträumet?
Wirſt du einſt die Meine
Oder meines Bruders?“

Leiſe drauf das Mädchen
Dieſes ihm erwiedert:
„Zieh' mit Gott, o Knabe!
Ausgeſchlafen hab' ich,
Hab' auch ausgeträumet,
Und die Deine werd' ich!
Doch die Leute ſprechen,
Streng ſei deine Mutter,

Zornig deine Brüder,
Stolz die lieben Schwestern!“

Leise drauf der Knabe
Dies zurück dem Mädchen:
„Fürchte nichts, o Seele!
Will es gleich dir sagen,
Wie du leicht gewinnest,
Seele, meine Mutter!
Herrscht mit dir die Mutter,
Nichts erwiedre, Seele!
Kehren heim die Brüder,
Heiße sie willkommen,
Nimm die Waffen ihnen,
Sprich zu ihnen, Seele:
Seid mir lieb willkommen,
Meine jungen Schwäger,
Meine golden Ringe!
Kommen auf Besuch mir
Fernher meine Schwestern,
Geh' entgegen ihnen,
Nimm die Wieglein ihnen,
Sprich zu ihnen alse:
Seid mir lieb willkommen,
Schwägerinnen, liebe,
Wie geliebte Schwestern!
Alse, wohlgefallen
Seele, wirst du, Allen!“

Wie die Schwägrin tröstet.

Hinter jenen grünen Bergen,
Hinter jenen hohen Gipfeln
Tummeln sich viel schwarze Rosse,
Stampfen Gruben in die Erde,
Werfen ab die Silbersättel,
Rühren ab die goldnen Zügel,
Haben weiten Weg zu reiten
Um das schöne Bräutlein Jana.

Jana aber sitzt indessen,
Sitzt und weinet heiße Thränen,
Daß sie ziehn soll also ferne.

Doch die Schwägrin spricht ihr Trost zu:
„Weine nicht, o Goldchen Jana!
Noch viel weiter sind sie kommen,
Noch viel weiter, mich zu holen!
Als sie gingen, mich zu schauen,
Pflanzten sie ein Kirschenbäumchen;
Als sie kamen und mich freiten,
Blühte grad' das Kirschenbäumchen;
Als sie endlich heim mich führten,
Waren längst schon reif die Kirschen!"

Wenn Mädchen weinen.

Starb der Mutter, starb ihr einzig Söhnlein;
That der Mutter leid, es zu begraben,
Zu begraben fern von ihren Höfen.
Trug's hinaus denn in den grünen Garten,
Grub es ein im Kühl der Pomeranze,
Ging hinaus zum Grab dann jeden Morgen:
„Söhnlein Kondo, ist dir schwer die Erde?"

Kondo drauf, ihr Söhnlein, aus dem Grabe:
„Nicht, o Mutter, ist mir schwer die Erde,
Nicht auch schwer die Ahornbrettlein, Mutter;
Was mir schwer ist, sind der Mädchen Flüche!
Wenn sie seufzen, dringt es bis zum Himmel,
Wenn sie klagen, hebt die ganze Erde,
Wenn sie weinen, thut es Gott weh selber!"

Zwei Fabeln.

1. Die eitle Eule.

Eule sitzt auf einem Buchenaste,
Adler oder ihr im Tannenforste.

Sehr verschämt zum Adler spricht die Eule:
„Geh doch, Adler! Winke nicht beständig!
Gar besondrer Art sind jetzt die Leute,
Sprächen gleich, der Adler liebt die Eule!“

Drauf jedoch der Adler ihr erwidert:
„Fürchte nichts! Denn dieses weiß ein Jeder,
Daß für Eulen Adler nicht geschaffen!“

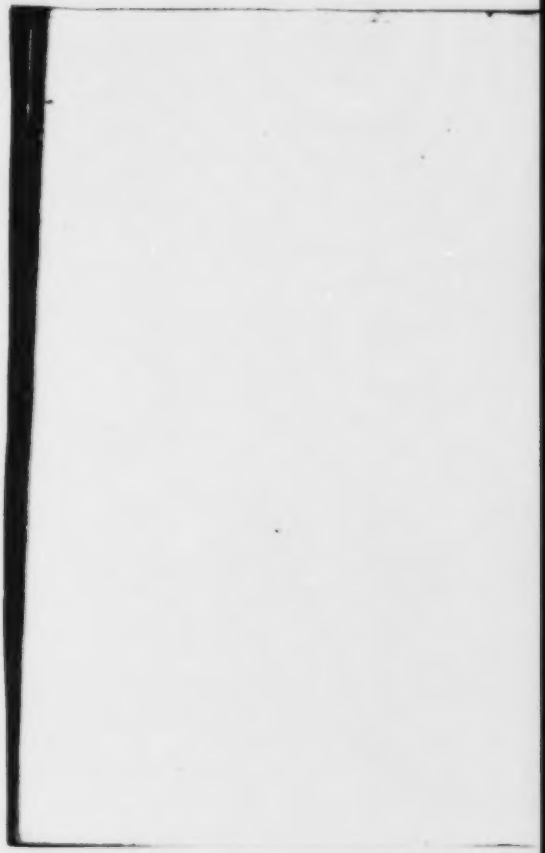
2. Held Mücke und Witwe Fliege.

Mück', der junge Held, ein Kätzlein tummelt.
Aus des Meisters Metzger hohem Söller
Sieht auf ihn die Witwe Fliegʼ hernieder,
Sieht hernieder, redet zu sich selber:
„Guter Gott, welch wunderschöner Recke!
Hätt dieser Recke mich zur Liebsten,
Morgen noch wollt' ich dem Recken folgen!"

Mück', der junge Recke, der dies höret,
Geht zur Stell' und wirbt um Witwe Fliege.

Ihm jedoch zurück die Witwe Fliege:
„War so ernst gemeint nicht, Ritter Mücke!
Bessre warben schon um mich vergebens,
Bremsen — edle Paschas und Kadijas,
Wespen — edle Agas und Hadschias,
Hornissen — vielmächtige Vezire!"

Aus der Familie.



Janja die Letztgeborne.

Guter Gott, welch' niegesehnes Wunder!
Bracht' zur Welt neun Töchter eine Mutter,
Trägt das zehnte Kind nun unterm Gürtel,
Bittet Gott, indeß sie trägt das Kindlein,
Daß er einen Knaben nun ihr schenke.
Als jedoch die Stunde war gekommen,
Bringt ein zehntes Mädchen sie in's Leben.

Da die Zeit nun kam, daß man es taufe,
Ging der Aum und frug die Mutter alſo:
„Welchen Namen geben wir der Kleinen?"

Zornig drauf erwiedert ihm die Mutter:
„Nenn' ſie Janja, del' ein böſer Geiſt ſie!"

Janja wuchs, und wuchs gar ſchlank und lieblich,
Blendend weiß im Angeſicht und roſig.

Da die Zeit nun kam, ſie zu vermählen,
Nahm den Krug ſie, ging hinaus an's Waſſer.
Kaum jedoch war in's Gebirg ſie kommen,
Horch, da ruft die Wila aus den Bergen:

„Höre mich, o wunderſchöne Janja!
Wirf das Krüglein in das thau'ge Gras hin!
Komm zu mir in meine grünen Berge!
Denn geſchenkt ſchon hat dich mir die Mutter,
Da du klein warſt, auf des Kumen Armen!“

Da dies Janja hört, die Letztgeborne,
Wirft den Krug ſie in das thau'ge Gras hin,
Geht hinein zur Wila in den Bergwald.

Hinter ihr her eilt die alte Mutter:
„Komm zurück, du liebſte Letztgeborne!“

Janja aber ruft aus dem Bergwald:
„Kehre heim, o gottvergeſſne Mutter!
Wie ſoll, Aermſte, ich zurück dir kommen,
Da du mich geſchenkt den böſen Geiſtern
Schon als Kind und auf des Kumen Armen?“

Angelia Milutinowitsch.

Seit die Welt entstanden und bestehet
War erblüht ein schönres Blümlein nimmer,
Als zur Stunde und in diesem Jahre
Zu Wranjewo oberhalb Kolaschin
In des Knesen Radoiza Hause
Ist zu schaun, mit Namen Angelia!
Doch verwaist ist früh das Mädchen blieben,
Ohne Vater, den sie jung verloren.
Bei dem Oheim wuchs sie auf im Stillen,
Bei dem Oheim Milutin, dem Popen.

Wie sie aufwuchs, also wachsen wen'ge!
Nach der Welt vier Enden ging ihr Ruf aus,
Zog heran geschmückte Hochzeitswerber,
Stolze Freier von der Welt vier Enden,
Anzuhalten um das liebe Mädchen.
Doch Anduscha achtet ihrer wenig,
Weist von sich die bestgeschmückten Werber.

Müd' indessen ist der Pope worden,
Tag für Tag die Freier zu empfangen.

Steht denn auf an einem schönen Morgen,
Geht hinaus vor seine weißen Höfe,
Ruft derbei hier seine liebe Schwägrin.
„Ikonia, vielgeliebte Schwägrin,
Sieh', ich hab' ein Wörtlein dir zu reden!
Eine Tochter, liebe Schwägrin, hast du,
Reif für Mannes Hand, jung' Angelia.
Jeder Tag führt neue Werber zu uns;
Freier, einer besser wie der andre,
Werben um sie von der Welt vier Enden.
Doch vergebens, vielgeliebte Schwägrin,
Keinen mag sie von den Freiern allen!
Noth thut's endlich, auf uns selbst zu achten.
Unsern Vorrath zehren auf die Werber,
Unsern Hafer all der Werber Rosse,
Und nicht lang mehr und wir sehn verarmt uns!
Darum hör' mich, vielgeliebte Schwägrin!
Geh' hinan du zu dem Thurm, dem weißen,
Ruf' zu dir die junge Angelia,
Sag' ihr Alles, was ich jetzt dir sagte,
Daß sie endlich, sei's wen immer, wähle!
Sieh', o Schwägrin, in den weißen Hof uns
Kam von Werbern eben eine Auswahl,
Auserlesen All aus guten Häusern!
Nenne du die Werber ihr mit Namen
Und gib sanft dabei ihr zu bedeuten,
Daß sie wähle, wer ihr lieb von Allen!"

Da dies hört die Schwägrin Ikonia,
Geht sie in den weißen Thurm zur Stelle,
Ruft zu sich die Tochter, die geliebte:

„Meine Tochter, Mädchen Angelia!
Wähl' dir einen Mann, geliebte Tochter!
Sieh'! Es kamen Freier dir in Menge,
Auserlesen All', der Besten Beste!
Wähle, wer der Liebste dir von Allen!
Daß von Allen Ein'ge nur ich nenne:
Zu den Ersten zählt, o liebe Tochter,
Zählt der Sohn der reichen Scharkowitsche,
Stammend von dem fernen Gazke-Felde;
Wäre wahrlich dir ein guter Bräutgam!
Auch ein Andrer wär' ein guter Bräutgam,
Stammt vom Haus der reichen Jnkowitsche,
Von der weiten Rebesinjer Ebne;
Gehst du nach dem Rebesinjer Felde,
Schlecht fürwahr nicht wirst du dort es finden!
Einen Dritten daß ich dir noch nenne,
Wähle den aus Mostars weiser Beste,
Aus dem Haus der reichen Petrowitsche;
Der auch, Tochter, ist ein guter Werber!
Wähle, wen du selbst willst — aber wähle!"

Da der Mutter Rede Andja höret,
Da erwiedert leise sie ihr dieses:
„Höre mich auch, vielgeliebte Mutter!
Was du mir vom Gazke-Felde sprichst,
Von der reichen Scharkowitsche Hause —
Viel erzählen hört' ich schon die Leute
Von dem Felde, von der Gazke-Landschaft.
Rings um es erhebt sich weites Hochland,
Eines eben und das andre hüglig
Und das dritte nichts als kahler Felsen.

Niemals, Mutter, höret dort der Schnee auf,
Ewig liegt dort ein Schnee überm andern.
Nimmer, Mutter, wähl' ich diesen Freier!
Was du sprichst vom Nebesinjer Felde,
Von der reichen Imkowitsche Hause —
Viel erzählen hört' ich schon die Leute
Auch von dieser Nebesinjer Ebne.
Keine Kirche gibt es dort, o Mutter,
Auch von dorther wähl' ich keinen Bräutgam!
Was du sprichst vom Haus der Petrowitsche
Fern aus Mostars weißgebauter Veste —
Vieles hört' ich, was die Leute sprechen
Von dem Hause in dem fernen Mostar!
Freundlich liegt das Haus der Petrowitsche,
Gut gedeiht dort Wein und goldner Weizen,
Ringsumher sind Klöster auch und Kirchen —
Gehen werd' ich nach dem fernen Mostar!"

Da die Mutter solches Wort vernommen,
Eilt hinab sie aus dem weißen Thurme,
Eilet zu dem Popen, ihrem Schwager,
Sagt ihm Alles, was und wie geschehen.
Und der Pope, kaum daß er es höret,
Geht gleich selber in die weißen Hallen,
Drin versammelt sind die Hochzeitwerber,
Spricht zu ihnen ohne Rückhalt also:
„Hochzeitswerber, meine lieben Freunde!
Meine liebe Nichte zu erbitten
Habt ihr euch bemüht nach meinem Hause;
Dank euch, Dank, o meine lieben Brüder,
Für die Ehre Dank und für die Mühe,

Die ihr meinetwegen auferlegt euch!
Doch nun dort, o meine lieben Brüder!
Zum Verlobten wählt sich Angelia,
Wählet Stefan Petrowitsch, den jungen,
Den aus Mostars weißgetünchter Feste.
Ziehen will sie nach dem fernen Mostar!"

Da die Freier solches Wort vernommen,
Neigen sie sich höflich vor dem Popen,
Danken den Empfang ihm, wie sich's ziemet,
Ziehn dann heim nach seinen Höfen Jeder.

Rückwärts bleibt nur Petrowitsch, der junge,
Nimmt Andjucha, nimmt das liebe Mädchen,
Hebt zu sich es auf sein gutes Weißroß,
Reitet grad' nach seinem fernen Mostar.

Angelangt in seinem fernen Mostar,
Faßt er Andja an der weißen Rechten,
Führt sie in die weißgebaute Kirche,
Krönt sie hier als seine liebe Hausfrau.

Mit ihr zeugt er treffliche Geschlechter,
Töchter zwei und vier vielwackre Söhne.

Kyriak Milutinowitsch.

Ist dies Donner? Oder bebt die Erde?
Oder schlägt das Meer der Küste Marmor?
Donner ist's nicht und nicht bebt die Erde,
Nicht auch schlägt das Meer der Küste Marmor:
Seinen Sohn vermählet Knes Milutin.
Hochzeitskum ist Wladisaw, der Kume,
Starifwat ist Welisaw der junge,
Brautgeleiter Kyriak, sein Söhnlein.

Eh' sie fortziehn spricht er zu dem Sohne:
„Kyriak, mein Sohn, mein vielgeliebter!
So du kommst zu unsern neuen Freunden,
Zu Drekalowitsch dem Wojewoden —
Ehr' den Alten wie den eignen Vater,
Und den Jungen wie den eignen Bruder!
An des Bruders frohem Hochzeitstage
Meide Streit und meide Blutvergießen!"

Hin dann ziehn die buntgeschmückten Swaten,
Kommen glücklich zu den neuen Freunden,
Zu Drekalowitsch dem Wojewoden.

Mit den Mädchen, mit den neuverwandten,
Tanzt und spielt hier Kuriak drei Tage;
Wie ein Streit entsteht unter den Gästen,
Geht er hin und macht gleich wieder Frieden,
Tanzt dann weiter mit den jungen Mädchen.

Als hierauf der vierte Tag erschienen,
Spricht er höflich zu des Mädchens Vater:
„Schon im Haus erwartet uns der Vater!"

Drauf entgegen bringt man ihm die Jungfrau,
Gibt ihm sie, und heimwärts führt den Zug er.

Lang' nicht, und sie ziehn durch eine Felsschlucht.
Voran ziehn die Gäste angetrunken,
Kuriak bleibt rückwärts mit dem Mädchen.

Mitten in der steilen Felsschlucht plötzlich
Fällt ein Schuß hervor aus dem Geklüfte,
Fällt, der Braut den Führer zu erschießen.
Gott jedoch beschützt den Brautbegleiter;
Nur den Kalpak reißt vom Haupt der Schuß ihm,
Daß der Kalpak ihm entfällt zur Erde.

Schnell vom Roß springt Kuriak entschlossen,
Nimmt den Kalpak, setzt auf's Haupt ihn wieder,
Gibt das Roß der jungen Braut zu halten:
„Hier, o Schwägrin, halte du das Roß mir,
Daß ich schau', woher der Schuß gefallen!"

Spricht's und geht. Doch wie er naht dem Felsen,
Fällt ein zweiter Schuß aus dem Geklüfte;
Der da schießt, ist Grtschitsch Manoilo!
Eine schoß er ab just seiner Büchsen,
Will die zweite, will sie eben laden;
Doch vor Hast bricht er entzwei die Büchse,
Kann in's Rohr die Kugel nicht mehr schaffen.
Kyriak, der Brautgeleiter, aber
Schlägt nach ihm mit seinem goldnen Sechszack,
Trifft ihn mit dem Sechszack an den Rücken,
Daß der Grieche niederstürzt zur Erde,
Bindet rückwärts ihm die weißen Hände,
Führt hervor ihn zu der lieben Schwägrin:
„Wohl dem Bruder, daß du also treu bist
Und das Roß dem Schwager treulich hieltest!"
Schwingt empor sich wieder auf sein Streitroß,
Bohrt den scharfen Sporn ihm in die Flanken,
Holt bald ein die vorgeeilten Swaten.

„Dank dir, Kum, und Dank dir, Stariswate!
Ließst allein mich in der engen Felsschlucht!
Wenig fehlte und mein Haupt verlor ich!
Nach mir schoß der Grieche Manoilo!"

Ihm zurück drauf die geschmückten Swaten:
„Wolle dennoch, Freund, nicht Blut vergießen
Heute an des Bruders froher Hochzeit!
Söhn' dich aus! Wähl' ihn zum Bundesbruder!
Schön zu sehn ist's und auch schön zu sagen
Brautgeleiter zwei bei einem Bräutchen!"

Dies willfährt auch Kyriak den Swaten,
Löst zur Stell' dem Griechenfeyn die Hände.

Abends, als vor Komnen's Haus sie kamen,
Machten Rast die buntgeschmückten Swaten:
Mit der Braut im Haus die Brautgeleiter,
Vor dem Haus die Swaten als Bewachung.
Doch wo hat je Trunkenheit gewachet?
Dort, wo Einer stand, dort fiel er nieder,
Dort, wo Einer niederfiel, entschlief er.

Da erhebt sich treulos Manelle,
Stiehlt die Messer Kyriak's vom Gurt ihm,
Sticht in's Herz ihm durch die Hand der Schwägerin.

Laut aufklagt die Braut, die unglückselige:
„Wehe mir, o Kyriak, mein Schützer!
Meine Hand, ich werde sie verschmerzen,
Nimmer aber du die böse Wunde!"

Kyriak aber fährt empor vom Lager,
Feuert in die Lüfte seine Büchse:
„Auf! Und auf die Beine, schmucke Swaten!
Auf! Und Zeit ist's, daß wir weiterziehen!"

Aus dem Schlummer fahren auf die Swaten:
„Kyriak! Und bist du wol bei Sinnen?
Lange noch nicht ist Zeit es zum Aufbruch!"

Zu ihm unterdessen tritt das Mädchen,
Löst die Spangen ihm vom Oberkleide —
Sieh', da quillt hervor ein schwarzer Blutstrom!

„Wehe mir, o Kuriak, mein Schüler!
Meine Hand, ich werde sie verschmerzen,
Nimmer aber du die böse Wunde!“

Schmerzvoll ist des jungen Helden Lage;
Sitzen kann er nicht und auch nicht liegen.
Feuert ab zum zweiten mal die Buchse:
„Auf! Und auf die Beine, schmucke Gäste!
Zeit ist's! Hohe Zeit! Und last uns eilen!“

Da erheben endlich sich die Swaten;
Jeder eilt, sein gutes Ros zu zäumen,
Kuriak das seine und der Schwägrin,
Sitzen auf dann, ziehn des Weges weiter.

Zogen durch den Tschitschawitza-Bergwald,
Zogen durch den Stupanitza-Bergwald,
Kamen an das Wasser der Zetina.

Einer trinkt hier und ein Andrer wäscht sich,
Noch ein Andrer tränkt sein müdes Streitros.
Kuriak aber redet zu den Swaten:
„Höre mich, du mein geliebter Kume!
Höre mich, o Welisaw, mein Oheim!
Nehmt zu euch jetzt das geschmückte Bräutlein,
Meine Schwägrin, eure Anverwandte,
Mein kostbarstes Gut und auch das eure;
Will voran zu meinem lieben Vater!“
Macht sich auf dann nach Milutin's Höfen.

Unterhalb von Rikschitsch tanzt ein Reigen,
In dem Reigen tanzt die Schwester Kuriak's,

Ueberragt die Tänzerinnen alle,
Sieht von ferne Kuriak den Bruder,
Eilt zum Vater, daß er sie beschenke:
„Väterchen, o Milutin der Kneſe!
Kuriak kommt, mit ihm der Zug der Swaten!“

Ihr nach reitet Kuriak in die Höfe,
Spricht also zu seinem alten Vater:
„Väterchen, o Milutin der Kneſe!
Sag' und bab' ich nicht gewarnt dich immer,
Eine Braut zu frein, die schon gefreit ist?
Helf herab nun von dem boßen Roß mir!
Laß mich nieder in den grünen Rasen!
Sitze dann, o sitz' an meiner Seite,
Daß mein Haupt in deinen Schoos ich lege,
Du die Hand mir legst an die Stirne!“

Und vom Roß ihn hebt der alte Vater,
Läßt ihn nieder in den grünen Rasen,
Nimmt das Haupt ihm in den Schoos zur Stelle,
Legt die Hand ihm auf die rothe Wunde.

Drauf zum Vater spricht der treue Kuriak:
„Höre mich, o du mein eigner Vater!
Schon erbeten vorlängst war das Mädchen,
War gefreit von Ortschitsch Manello —
Warum, ach, hast du darum gefreit auch?“
Spricht es aus und athmet nimmer weiter.

Zudeckt ihn der Vater, Kneſ Milutin,
Und verbirgt ihn in des Kellers Tiefe,

Tröstet die geschmückten Hochzeitsgäste,
Da sie kommen und die Schnur ihm bringen.

Doch untröstlich ist das arme Bräutlein,
Wehklagt laut: „O Kyriak, mein Bruder!
Hab ich's, Aermste, nicht vorausgesagt dir,
Meine Hand ich werde sie verschmerzen,
Nimmer du die böse Herzenswunde?“
Und mit ihr wehklagen alle Swaten.

Doch der Knes tröstet Alle wieder,
Heißt sie tanzen, heißt sie Lieder singen;
Und sie tanzen und sie singen Lieder
In den Höfen drei der weißen Tage.

An des vierten Tages frühem Morgen
Da begräbt der Knes den treuen Kyriak,
Spricht also zu den geschmückten Swaten:
„Eßt und trinkt, o meine lieben Brüder!
Doppelhochzeit feiert Knes Milutin,
Einen Sohn vermählt, einen begräbt er!“

Kurze Zeit darauf — nicht lange währt es —,
Schart um sich der Knes ein wackres Häuflein,
Zieht hinaus zur Felsschlucht, in's Gebirge,
Nimmt gefangen Gertschitsch Maneilo,
Haut entzwei ihn in vier gleiche Stücke,
Hängt sie an vier Pfähle an vier Wegen,
Rächt also den Sohn, den treuen Kyriak,
Rächt ihn wol, doch ruft er ihn zurück nicht!

Die Verlobte des Jengger Iwo.

Neben Kudlwein trinkt der Jengger Iwo
Bei der Schwieger, der Verlobten Mutter.
Durch die Kehle sieht den Wein man gleiten,
Durch die Aermel weiß die Arme schimmern,
Um die Stirne schwarz das Haar ihm wallen;
Schwarz umzieht die Lippen ihm der Schnurbart.

Aus dem Thurme sieht ihn die Verlobte,
Ruft zu sich die Mutter gleich, die liebe:
„Komm, o liebes Mütterchen, du altes,
Komm heran schnell an des Thurmes Fenster!
Blick' hinaus vor deine weißen Höfe,
Siehe Iwo, wie er rothen Wein trinkt!
Sprich, und ist nicht edel dieser Recke?"

Drauf erwiedert also ihr die Mutter:
„Schweig', o Tochter, daß du mir verstummest!
Ihm gleich hatt' der Söhne neun die Mutter;
Vom Beschreien starben ihrer acht schon —
Gebe Gott, daß Iwo nicht auch sterbe!" —

Drauf nach seinen Hosen beim zieht Iwo,
Spricht daselbst zu seiner lieben Mutter:
„Sieh', o liebes Mütterchen, du altes,
Sieh', ein seltsam Weh hat mich ergriffen,
Gebe Gott, daß bald es besser werde!
Drum bereite schnell die weichen Kissen;
Doch zu breit nicht und auch nicht zu lange,
Denn fürwahr, nicht lange werd' ich leiden!"

Drauf in seine seidne Tasche greift er,
Holt hervor ein Aepflein rund von Golde:
„Nimm du dies, o meine liebe Mutter,
Bring in's Haus es meiner Anverlobten!
Ist das Mädchen edler Herrenabkunft,
Wird es mich durch Jahresfrist beweinen;
Ist es aber schlechter Schalmenabkunft,
Nicht ein mal durch einer Woche Dauer!"
Spricht also und hauchet aus die Seele,
Stirbt in seiner Mutter lieben Armen.

Da dies Iwo's alte Mutter siehet,
Nimmt zur Stunde sie das goldne Aepflein,
Trägt es hin zu Iwo's Anverlobten:
„Siehe, meines Sohnes Anverlobte,
Sieh', dies sendet Iwo dir, o Mädchen,
Sendet es und sprach dazu im Sterben:
Ist das Mädchen edler Herrenabkunft,
Wird es mich durch Jahresfrist beweinen;
Ist es aber schlechter Schalmenabkunft
Nicht ein mal durch einer Woche Dauer!"

Herrenabkunft, edler, iſt das Mädchen,
Weint um ihn drei voller Jahreskriſten;
Wäſcht ein Jahr lang nicht die ſchonen Wangen,
Kämmt ein zweites nicht das lange Haupthaar,
Trägt ein drittes nichts von weißer Farbe,
Trauernd ſo um Iwo den Geliebten. —

Bald jedoch fügt Gott es und das Schickſal,
Daß der Wan von Budim um ſie anhält,
Um ſie anhält, ſich ſie anverlobet,
Und darauf die ſchmucken Swaten ſammelt.
Zwei Brautführer führen ihr das Prachtroß,
Vier erheben über ihr den Himmel.

Als heran an Iwo's Hof ſie kommen,
Spricht das Mädchen ſo herab vom Pferde:
„Hört mich an, ihr ſchön geſchmückten Swaten!
Laßt die Trommeln ſchweigen und die Pfeifen
Bis vorüber wir an Iwo's Höfen,
Daß uns nicht die Mutter Iwo's ſehe,
Ihr nicht friſch des Herzens Wunden bluten!“

Drauf zu ihr der edle Wan von Budim:
„Alſo ſeltſam ſprichſt du, theure Seele,
Ob du, Seele, Iwo noch beklagteſt!“

Drauf jedoch erwiedert ihm das Mädchen:
„Wan von Budim, wie ich Gott bekenne,
Wohnen wol in deinen Höfen werd' ich,
Doch um Iwo werd' ich dort auch klagen!“

Da der Ban von Budim dieſes höret,
Zückt er von der Hüfte ſeinen Säbel,
Schlägt damit die treue Braut vom Roſſe.

Sinkend ſpricht die treue Braut noch alſo:
„Beſſer iſt mir, daß ich jetzund ſterbe,
Als daß du, o Ban, vorerſt geliebt mich,
Du, und nicht mein anverlobter Iwo,
Iwo, der von Zengg, mein edler Freier!“

Die Hochzeit des Fahnenträgers Militsch.

Guter Gott, welch Wunder sich ereignet,
Als ein Weib nimmt Fahnenträger Militsch!
Weit durch Länder zieht er um und Burgen
Fern vom Aufgang bis zum Niedergange,
Trifft kein Mädchen, das ihm wohl gefiele.
Selber schön, sieht Fehler er an jeder.

Auf schon gibt er, an das Frei'n zu denken;
Oft jedoch kommt unverhofft ein Wunder.

So erhebt er früh sich eines Sonntags,
Schreitet zur Miloschewazer Kirche,
Schreitet hin, die Liturgie zu hören.

Vor der Kirche trifft er den Wojwoden,
Trifft Maleta unversehns, den Helden
Aus der Veste Kolaschin, der weißen,
Und zu ihm spricht also der Wojwode:
„Daß dir Gott, o Fahnenträger Militsch!
Weit durch Länder bist du umgezogen,
Fern vom Aufgang bis zum Niedergange,
Konntest doch kein passend Mädchen finden!

Siehe, in Sagerien am Meere
Wußt' ich dir ein wunderlieblich Mädchen,
Wußt' bei Wide Maritschitsch im Haus es!
Wunder spricht die Welt von dieser Schönheit!
Schlanken Baues sei sie, hohen Wuchses,
Seidne Flechten seien ihre Haare,
Ihre Augen Edelsteine kostbar,
Ihre Brauen Eglein aus dem Meere,
Ihre Wangen rotheerglühte Röslein,
Ihre Zähne Reihen zwei von Perlen,
Ihre Lippen süße Zuckerbüchslein;
Wenn sie spricht, soll's sein wie Taubengirren,
Wenn sie lacht, ob zarte Perlen rollten,
Wenn sie schaut, als ob ein Falke säh',
Wenn sie geht, als wie des Pfaues Schreiten.
Bruder, wie sie ist, so ist sie lieblich:
Weit und breit ist keine, die ihr gleichkommt!
Ebenbürtig dir und deinem Hause
Paßt für dich auch Wide zum Verwandten,
Wie er nichts an dir vermag zu tadeln.
Alles wäre passend so, o Bruder,
Und die Tochter wird er gern dir geben.
Darum wird nicht erst und send' nicht Aepflein,
Sondern sammle gleich geschmückte Swaten,
Geh' zu Wide, hole dir die Braut heim!"

Wol zur Stell' bereit hiem ist Militsch,
Geht nach seinem Hof gleich von der Kirche,
Kauft zusammen aus Herzegowina,
Aus der Schuia, aus Cataros Umkreis,
Aus ganz Bosnien buntgeschmückte Swaten,

Lauter junge unvermählte Helden,
All' auf Rossen, nie zuvor geritten,
All' mit Waffen, nie zuvor gebrauchten,
Wählt zum Kum den Jankowitschen Stojan,
Bajo Pivljanin zum Starischwaten,
Mankuschitsch zum treuen Brautgeleiter,
Und erhebt sich, da geordnet Alles,
Mit den Swaten heim die Braut zu holen.

Da sie nicht mehr fern sind Wido's Höfen,
Sieht just Wido aus des Thurmes Fenstern.
Da er nun die Hochzeitsgäste wahrnimmt,
Denkt er also bei sich selbst im Herzen:
„Guter Gott, wie prächt'ge Swaten sind dies!
Wes die sind weiß Wessn Kind sie holen?"
Da, indeß er dermaßen noch so nachdenkt,
Hält der Zug schon vor den weißen Höfen,
Und zu reden hebt also an Militsch:
„Maritschitsch, Brautvater, ehrenwerther!
Gott vertraut und meinem Heldenglücke
Komm ich ferner aus Herzegowina:
Lepoglawa frei' ich, deine Tochter!"

Sehr erwünscht ist Wido diese Rede,
Gleich derbei die treuen Diener ruft er:
„Treue Diener öffnet schnell die Thore!
Nehmt die Recke den geschmückten Swaten!
Führt hinab sie nach den tiefen Ställen,
Und die Gäste nach dem weißen Thurme!"

Wie er ruft, so thun es auch die Diener,
Oeffnen gleich des Hofraums weite Thore,

Nehmen ab den Swanen ihre Roſſe,
Bringen erſt die Roſſe nach den Ställen,
Dann die Gäſte nach dem weißen Thurme.
Schnell ein Mahl läßt Wide hier bereiten,
Pflegt drei weiße Tage lang die Swanen,
Thut Jedwedem, was ſich ziemt, auf's beſte.

An des vierten Tages lichtem Morgen
Bringen dar die Brüder ihre Schweſter.
Welch ein herrlich Weſen iſt dies Mädchen!
Durch die Schleier ſchimmert weiß ihr Antlitz,
Von des Anzugs und der Wangen Schimmer
Wird der Swanen Auge faſt geblendet,
Keiner ſchaut empor von ihnen Allen,
Alle ſchaun zur ſchwarzen Erde nieder
Ob der Schönheit nie geſeh'nem Wunder!

Und zur Schwieger ſpricht der junge Freier:
„Liebe Schwieger, Mutter dieſes Wunders!
Sprich, haſt du gegoſſen ſie aus Golde?
Oder haſt geformt du ſie aus Silber?
Haſt du von der Sonne ſie geholt dir,
Oder ſchenkte Gott ſie deinem Herzen?“

Weinend drauf erwiedert ihm die Schwieger:
„Nicht aus Golde hab' ich ſie gegoſſen,
Nicht aus Silber hab' ich ſie geformet,
Auch nicht von der Sonne ſie geholt mir,
Meinem Herzen hat ſie Gott gegeben!
Nun, wie dieſe, hatt' ich beide Töchter.
Acht davon vermählt' ich guten Helden,

Doch nicht Eine noch zog in ihr Haus ein!
Auf der Reise mußten Alle sterben,
Denn verwunschner Abkunft sind die Armen!"

Weinend so beschenket sie den Gidam,
Schenkt ein Hemd ihm ganz von Geld gewoben.
Schöntes aber schenkt ihm noch der Schwäher,
Schenkt ein weißes Roß ihm ohne Makel. —
Ueberdeckt mit goldgesticktem Scharlach
Ist das Roß bis an die schlanken Kniee,
Seidne Quasten schlagen um den Huf ihm;
Einen Sattel, kriegrisch, trägt's von Buchsbaum,
Vorn am Knopf geziert mit edlem Steine
Und behängt mit prächt'gen Heldenwaffen,
Blankem Säbel an der einen Seite,
Goldbeschlagnem Schießzeug an der andern.
Aufgesäumt ist's mit vergeud'tem Zaume.
Solch ein Roß schenkt Maritschitsch dem Gidam! —
Doch das Schönste schenken ihm die Mädchen,
Wol das Schönste, doch auch Unglückvollste —
Schenken ihm die holde Lepesawa.

Als empfangen Militsch die Geschenke,
Schwingt er sich aufs bäumend steile Weißroß —
Wie der Säbel an der Seit' ihm klirret!
Wie die Spangen an der Brust ihm rasseln!
Wie der Reiher ihm am Kalpak zittert!
Nichts Geringes wahrlich ist das Mädchen,
Nichts Geringes aber auch der Freier! —
Und der Zug erhebt sich mit dem Strauße.
Auseinander rauscht die seidne Fahne,

Mannichfaltig Pfeifenſpiel ertönet,
Laut erhallen die gefpannten Pauken,
Drein erklingen munter Hochzeitslieder,
Drein der Stuten fröhliches Gewieher,
Und der Zug zieht hin mit Gott in Frieden.

Als jedoch ſie durch's Gebirge hinziehn,
Da erreicht die Braut der böſe Zauber
Und zu ihrem Brautgeleiter ſpricht ſie:
„Manuſchitſch, mein treuer Brautgeleiter!
Nicht geziemt mir's, daß ich nach dir ſchaue,
Wen'ger ziemt's noch, daß ich mit dir ſpreche,
Doch der Schmerz bemältigt ſelbſt den Willen!
Heiß' den Kum und heiß' den Staroſwaten,
Heiß' ſie ſtillſtehn mit den grauen Stuten,
Heiß' die Pfeifen ſchweigen und die Lieder,
Heiß' die Fahnen an die Tannen lehnen!
Doch mich ſelbſt, mich hebt herab vom Roſſe,
Laßt mich nieder in den grünen Raſen!
Arges Kopfweh hat mich überfallen,
Daß mich nicht mehr freut die warme Sonne,
Lieb geworden mir die ſchwarze Erde!
Gäbe Gott, daß bald mir wohler werde!“

Laut wehklagt und ruft der Brautgeleiter:
„Steh', o Kum, und ſteh', o Staroſwate!
Steh', o Bräutgam, Fahnenträger Mirkitſch!
Haltet ein, ihr mannichfachen Pfeifen,
Und verſtummt ihr heitern Hochzeitslieder!
An die Tannen lehnt die ſeidnen Fahnen!
Schnell vom Roſſe laßt die Braut uns heben!

Arges Kopfweh hat sie überfallen,
Daß sie nicht der Sonne mehr sich freun mag,
Lieber ihr die schwarze Erde werden.
Gäbe Gott, daß bald ihr wohler werde!"

Da sie's hören, halten still die Swaten,
Schweigen still die Pfeifen und die Lieder,
Von dem Rosse hebt die Braut der Führer,
Läßt sie nieder in den grünen Rasen,
Nieder — doch erhebt sie sich nicht wieder.

Thränen groß vergießen alle Swaten,
Doch vor Allen Fahnenträger Militsch.
Also klagt der unglücksel'ge Freier:
„Hier denn muß das Schicksal dich erreichen!
Nicht in meinen, nicht in deinen Höfen,
Nicht bei meiner, nicht bei deiner Mutter,
Im Gebirg hier unter grünen Tannen?"

Drauf zusammen treten alle Swaten,
Zimmern einen Sarg mit ihren Säbeln,
Graben aus ein Grab mit ihren Aexten,
Legen drein die Lieblichste der Bräute,
Legen sie nach Sonnenaufgangsseite,
Legen Groschen zu ihr, Golddukaten,
Graben einen Brunnen ihr zu Häupten,
Stellen Bänke um den Brunn im Kreise,
Pflanzen Rosen an des Grabes Ränder,
Daß, wer müde, kühle Rast hier finde,
Wer noch jung mit Blumen sich bekränze,
Und wer durstet, aus dem Brunnen trinke,

Trinke auf das Heil der schönsten Seele.
So noch wehklagt Fahnenträger Militsch:
„Schwarzer Bergwald, sei du ihr nicht furchtbar,
Nicht zu schwer ihr, schwarze Waldeserde!
Schlanke Tannen, breitet aus die Zweige,
Ueberschattet kühlend mir mein Bräutlein!
Kuckuksweibchen, weckt sie nicht am Morgen,
Laßt sie friedlich ruhn im Erdenbette!"
Spricht drauf zu den buntgeschmückten Swaten:
„Brüder mein, ihr buntgeschmückten Swaten,
Auf, und laßt uns wandern unsres Wegs nun!
Komme Jeder nach, wie ihm beliebt ist,
Voran eil' ich selbst auf meinem Rosse,
Botenlohn zu holen von der Mutter!"

Drauf mit Gott erheben sich die Gäste,
Hinzieht Jeder, wie es ihm bequem ist:
Militsch voran eilt nach seinen Rossen.

Von der Ferne sieht ihn seine Mutter,
Geht ihm, da er näher kommt, entgegen,
Hält das Roß und küßt den Sohn in's Antlitz:
„Söhnlein mein, o Fahnenträger Militsch!
Sprich, wo sind die Swaten, wo das Mädchen?
Bringst du, die im Hause mich erfreue,
Walt' im Hofe, kühles Wasser bringe,
Mug statt meiner dir den Tisch bereite?"

Ihr zurück der Fahnenträger Militsch:
„Mütterchen, o liebe alte Mutter!
Swaten wol, doch, ach, kein Bräutlein bring' ich!

Ruckgeblieben iſt, die dich erſehe,
Nicht bei meinen, nicht bei ihren Höfen,
Nicht bei meiner, nicht bei ihrer Mutter,
Dort im Bergwald unter grünen Tannen!
Mütterchen, o ſüße, alte Mutter!
Geh' hinein ſchnell in die weißen Höfe,
Drin bereit' ein Lager mir, ein weiches,
Nicht zu lange, Mutter, und zu breit nicht,
Denn fürwahr, nicht lange werd' ich leiden!"

Heiße Thränen weint die Mutter Militſch's,
Kehrt zurück nach ihren Höfen jammernd,
Richtet ſchnell ein Lager drin, ein weiches,
Kein zu langes und auch kein zu breites.

Heim nun geht der Fahnenträger Militſch,
Läßt ſich nieder auf das weiche Lager,
Läßt ſich nieder — und erwacht nicht wieder.

Da in's Haus die ſchmucken Swaten kommen,
Finden ſie den jungen Militſch todt ſchon.
Da dies ſehn die buntgeſchmückten Swaten,
Kehren um ſie ihre ſchlanken Lanzen,
Kehren um den heitern Hochzeitsreigen,
Singen Klagen ſtatt der Hochzeitslieder,
Zimmern einen Sarg mit ihren Säbeln,
Graben aus ein Grab mit ihren Aexten,
Legen drein den Fahnenträger Militſch,
Legen ihn gen Niedergang der Sonne. —

Traurig, einſam bleibt die arme Mutter,
Klagt und ſeufzt gleich einem Kuckuckweibchen,

Irrt umher gleich einem irren Schwälblein.
Klagend in ihr Weingebirge geht sie,
Schneidet sich ihr Haupthaar ab, hängt's auf dort,
Gießt der Reben Reih'n mit heißen Thränen,
Spricht also zu ihrem Weingebirge:
„Weingebirge, das ich selber pflanzte,
Der dein pflog und der dich wohl bebaute,
Nimmer sammeln wird er deine Reben!"

Wenn die Sonn' sich neigt zum Niedergange,
Tritt heraus die arme Mutter Militsch's,
Schaut der Sonne nach, und redet alse:
„Wohl mir, wohl bei meinem lieben Gotte!
Wohl mir, daß ich nun mein Söhnlein sehe!
Von der Waldjagd kehrt er heim der Mutter,
Bringt der Mutter manch erlegtes Wild heim!"
Doch vom Sohn ist keine Spur zu schauen.

Wenn die Sonne sich erhebt im Aufgang,
Tritt heraus die Mutter Militsch's wieder,
Blickt der Sonn' entgegen alse redend:
„Wohl mir, wohl! Er lebt, mein golden Schnürlein
Kommt vom Wasser, bringt mir kühles Wasser,
Will der Mutt' mich alten Weib entheben!"
Von der Schnur ist keine Spur zu schauen.

Dennoch klagt die Mutter so im Herzleid,
Klagt voll Sehnsucht wie ein Kuckuksweibchen,
Irrt umher gleich einem irren Schwälblein,
Läßt nicht ab, bis an ihr selig Ende.

Die Hochzeit des Jowo von Sarajewo.

Freit zuerst der Sarajewer Jowo,
Freit ein lieblich Mädchen in der Ferne —
Wenn auch ferne, doch nicht allzuferne,
Jenseits Bosniens in Herzegowina —,
Drauf mit jener Schlange sich zerträgt er,
Mit dem wilden Limun, dem Haiduken.
Und es schwört ihm der bei seinem Glauben:
„Nicht geboren hätte mich die Mutter,
Sondern eine Stute, follenwürfig,
So in deiner Heimat Sarajewo
Du umarmen dürftest die Verlobte!“

Ueber dies vergehn drei Jahresfristen,
Bis des Mädchens Mutter einen Brief schreibt:
„Schwiegersohn, o Sarajewer Jowo!
Sieh', verflossen sind drei Jahresfristen
Seit du dir die liebe Braut erbeten;
Weder schreibst du, noch auch führst du heim sie.
Schon verdrießt mich's, länger dein zu harren,
Andrem Mann vermähl' ich nun das Mädchen!“

Da dies Schreiben Jowo kommt zu Händen
Liest den Brief er, weinet große Thränen.

Also aber fragt ihn seine Mutter:
„Sag' mein Söhnlein, Sarazener Jowo!
Sag', woher der Brief — daß er verbrenne! —
Daß darob so sehr du dich betrübest?"

Wahrhaft Antwort gibt darauf ihr Jowo:
„Weh mir, weh, o Mütterchen, mein altes!
Siehe, von der Schwieger ist dies Schreiben;
Kommen soll ich, heim das Mädchen führen,
Soll sie's andrem Manne nicht vermählen.
Rathe nun mir, Mütterchen, mein liebes!
Wie doch brächt' das Mädchen ich herüber,
Unbeirrt von Liman, dem Haiduken?"

Drauf erwiedert klug ihm seine Mutter:
„Söhnlein, deiner Mutter mögst du leben!
Sammle, Söhnlein, buntgeschmückte Swaten,
Lauter junge, unvermählte Helden,
Die nicht Vater haben mehr, nicht Mutter,
Niemand, der auf Erden sie beklage;
Zieh' auf gutes Glück hinaus mit ihnen!"

Dies gehorchet Jowo auch der Mutter,
Sammelt drei mal hundert schmucke Swaten,
Lauter junge, unvermählte Helden,
Die nicht Vater haben mehr, nicht Mutter,
Niemand, der auf Erden sie beklage.

Glücklich ziehn die Swaten durch's Gebirge,
Kommen glücklich vor des Mädchens Höfe.
Freundlich kommt man ihnen hier entgegen,

Reicht vorerſt den Roſſen Heu und Hafer,
Lad't darauf zum Abendmahl die Swaten,
Führet Jowo nach den weißen Hallen,
Drin die Mutter mit dem Mädchen wohnet.

Froh und guter Dinge ſind die Swaten:
Traurig ſitzt allein und ſchweigſam Jowo.
Da ſie's merket, fragt des Mädchens Mutter:
„Schwiegerſohn, o Sarajewer Jowo!
Sag', warum doch ſitzeſt du ſo traurig?
Sind dir unlieb deine Schwägerinnen?
War das Nachtmahl dir nicht zu Gefallen?
Oder iſt nicht lieb die liebe Braut dir?"

Drauf erwidert Jowo dies der Schwieger:
„Laß, o laß mich, Mutter meines Mädchens!
Schön iſt Alles, lieb in deinen Höfen,
Lieb auch ſind mir meine Schwägerinnen,
Theuer über Alles die Verliebte!
Was jedoch mich traurig macht, iſt dieſes:
Bin in Feindſchaft mit der böſen Schlange,
Mit der Schlange Limun, dem Haiduken,
Und verſchworen hat ſich Limun furchtbar,
Nimmer dürft' in meinem Sarajewo
Mein geliebtes Bräutlein ich umarmen!"

Laut darob auflacht des Mädchens Mutter,
Spricht zu ihrem Schwiegerſohne alſo:
„Wolle den nicht fürchten, Zeigling Einer!
Heldenhaft bewehrt iſt meine Mara,
Führt hinüber glücklich dir die Swaten!"

Gleich empor auch hebt ſie ſich vom Sitze,
Geht hinaus zu Mara in den Erker:
„Sieh' einmal, du meine theure Tochter!
Schwer beſorgt des Räubers Limun wegen,
Schwer beſorgt iſt Jowo, dein Verliebter!
Darum hör', o hör' mich, liebe Tochter!
So ihr anlangt am Romania-Bergwald
Ruf' derbei und bitt' den Brautgeleiter:
Brautgeleiter, du mein golden Ringlein,
Gib mir jetzt dein allerbeſtes Rößlein,
Gib das Schwert mir deines Freundes Jowo,
Gib mir deine Albanerrohre,
Beide, die mit Golde dicht beſchlagnen,
Und dazu noch deinen Heldenanzug,
Laß allein mich ziehen durch den Bergwald."

Als darauf es Morgen war geworden,
Brachen auf die buntgeſchmückten Swaten,
Führten aus dem Haus das ſchöne Mägdlein.

Da ſie nicht mehr fern ſind vom Gebirge
Spricht die Braut zu ihrem Brautgeleiter,
Wie zu Haus die Mutter ſie geheißen.
Gern gewährt der Brautgeleiter Alles,
Kleidet ſie in ſeine beſten Kleider,
Gibt dann ihr blendhelle Waffen,
Seines Freundes Jowo blankes Handſchwert,
Seine ſchlanken Albanerrohre,
Beide, die mit hellem Gold beſchlagnen,
Gibt ihr auch ſein allerbeſtes Rößlein.

Als nun Mara sich auf's Roß geschwungen,
Spricht sie noch zum Brautgeleiter also:
„Brautgeleiter, du mein golden Ringlein,
Wenn ich drüben über den Gebirgen,
Sag', wo sind' ich eure weißen Höfe,
Und woran wol mag ich sie erkennen?"

Drauf erwiedert ihr der Brautgeleiter:
„Schwägrin mein, o du mein Aepflein golden!
So es Gott und Heldenglück dir gönnen,
Glücklich das Gebirg zu überschreiten,
Wirst du auf dem Feld vor Sarajewo
Weitbin einen Mandelbaum erschauen,
Drunter einen Hallengang von Glase,
Daran magst erkennen unsern Hof du!"

Durch's Gebirge reitet drauf das Mägdlein,
Singend und das Waldgebirg verwünschend:
„Schlag' dich Gott, o Waldgebirg Romania!
Weil aus dir kein Tropfen Wasser vorquillt,
Muß ich nun mein gutes Rößlein schlachten,
Mit des Rosses Blut den Durst mir stillen!"

In den Tannen hört dies der Haiduke,
Faßt des Mägdleins gutes Roß am Zügel:
„Willst du warten, junger Sultanskrieger,
Will ich Wasser, Wein auch gern dir reichen;
Sag' mir wahrhaft nur bei deinem Leben,
Sag', wo hieltst in letzter Nacht du Nachtrast?"

Drauf erwiedert dies die kluge Mara:
„Nachtrast hielt ich mit den vielen Swaten,

Die da aus dem fernen Sarajewo
Zogen hin ein Mägdlein heimzuholen.
Gern wol holten heim die Braut die Swaten;
Doch nicht mocht's des Mädchens Mutter hulden,
Weil das Mädchen schwer erkrankt war eben.
Eine Frist drum setzten fest die Swaten,
Eine Zeitfrist bis zum Tag Sanct Georg's,
Bis das Gras gewachsen für die Rosse,
Junge Lämmer für die jungen Helden!"

Ihr zurück drauf Limun der Haiduke:
„Dank dir für die Auskunft, Sultanskrieger,
Für die Wahrheit, die du mir gekündet,
Daß ich nutzlos junges Blut nicht tödte,
Fruchtlos Müttern Jammer nicht bereite!"
Weines einen goldnen Kelch dann füllt er,
Reicht ihn dar dem Mädchen, daß es trinke.

Also aber spricht zu ihm das Mädchen:
„Mag dir's wohlgehn, Harambascha Limun!
Mochtest du nicht schenken mir den Becher?
Heimgekommen nach der Feste Stambol
Will ich dir zwei Damascener senden,
Ganz beschlagen mit dem reinsten Golde!"

Gern gibt ihr den Becher der Haiduke.
Sie jedoch sprengt weiter durch Romanien,
Lieder singend und das Roßlein tummelnd.

Angelangt im Feld vor Sarajewo
Sieht sie einen Mandelbaum von ferne,

Drunter einen Hallengang von Glaſe,
Vor den Höfen drei geſchlungne Reigen.
In dem einen tanzt die Schweſter Jowo's,
Führt den Reigen, ſingt im Reigen Lieder,
Ihren Bruder mit der Braut beſingend.
Ab vom Rößlein ſitzt die ſchöne Mara,
Sieht ab und eilet zu dem Reigen,
Eilt auf Jowo's Schweſter zu gerade,
Küßt ſie ein mal, zwei mal und auch drei mal:
„Botenlohn, o Jowo's Schweſter, gib mir,
Bring' den Bruder heim und ſeine Braut dir!“

Uebel aber nimmt dies Jowo's Schweſter,
Reißt ſich los vom frohgeſchlungnen Reigen. —
Sieh', da kommt auch Jowo mit den Swaten!

Arg den Bruder Jowo ſchmäht die Schweſter:
„Daß, o Bruder Jowo, Gott dich ſtrafe!
Sag' was ſchickſt du unbekannte Helden?
Kommt heran und faßt mich in dem Reigen,
Küßt mich ein mal, zwei mal und gar drei mal!“

Jowo aber lacht ob ſolchem Grolle:
„Sieh', dies iſt kein unbekannter Held ja!
Mara iſt es, deine liebe Schwägrin!“

Bogdan, der seine Frauen verkauft.

Bogdan's sind neun gute Weingebirge
Und zum zehnten noch ein Apfelgarten,
Drin die schönsten rothen Aepflein wachsen;
Viel jedoch an Geld ist Bogdan schuldig,
Geht denn hin, verkauft die Weingebirge
Und zum zehnten noch den Apfelgarten,
Ob er so der Schulden sich entled'ge.
Doch nicht ledig wird er noch der Schulden,
Will die alte Mutter auch verkaufen.

Also aber spricht zu ihm die Schwester:
„Höre Bogdan, du mein einz'ger Bruder!
Nicht die liebe Mutter uns verkaufe,
Sondern deine Frauen und dein Rößlein,
Und der Schulden wirst du dich entled'gen!

Dies gehorchet Bogdan seiner Schwester,
Nimmt die Frauen, nimmt sein gutes Rößlein,
Führt hinaus sie nach dem neuen Markte,
Rufet aus dann auf dem neuen Markte:
„O ihr Helden, wer da noch kein Lieb hat,
Kaufe hier sich eine treue Liebe!“

Just vorüber geht ein junger Türke,
Zählt an Bogdan drei Saumlasten Gutes,
Zählt ihm drei und überzählt um drei sich
Schauend stets nach Bogdan's junger Frauen,
Wie sie schlank ist und wie hochgewachsen
Und wie weiß und rosig schön im Antlitz.

Als nun Bogdan von der Frauen scheidet,
Spricht er so, der kaumvermählte Ohmann:
„Bleib mit Gott, o wunderrothe Rose!
Lieblich, Rose, hast du dich erschlossen,
Doch ein Andrer schlürft nun deine Düfte!"

Also aber spricht die Frauen Bogdan's:
„Wandre glücklich, o Basilienzweiglein!
Ueppig, Zweiglein, fingst du an zu sprossen,
Doch 'ne Andre soll dich nunmehr pflücken!" —

Als sie in die weißen Höfe kamen
Und sich drauf an's Herrennachtmahl setzen,
Spricht also der unvermählte Türke:
„Iß dein Nachtmahl, o gekaufte Liebe,
Iß dein Nachtmahl, laß zu Bett uns gehen!"

Also aber drauf die Frauen Bogdan's:
„Will wol essen, doch in's Bette nimmer!
Schürz' empor am rechten Arm den Aermel,
Daß ich schaue die drei schwarzen Male!
Denn gleich dir einst hatt' ich einen Bruder
Und geraubt ihn haben mir die Türken!"

Schnell empor den Aermel schürzt der Türke,
Läßt sie schaun am Arm die schwarzen Male,
Sieh — den Bruder kennt daran die Schwester!

Als nun morgens Morgen war geworden,
Da beschenkt der Bruder reich die Schwester,
Schenket ihr drei Saumeslasten Gutes
Und dazu ein Tischlein noch von Golde,
Auf dem Tischlein einen Stein viel kostbar,
Daß die Schwester seh' zu Abendmahlen
Mitternachts gleichwie am hellen Mittag,
Rüstet aus Begleiter noch dreihundert,
Daß sie durch's Gebirge sie begleiten,
Heim sie führen zu den Höfen Bogdan's.

Was Schwesterliebe vermag.

Tag wird's und die Sonn' hebt an zu scheinen
Und der Frühstern steigt empor im Aufgang,
Wandelt hin am blauen Himmelsplane,
Wallt nach dem Herzegowiner Lande,
Ruft herab dem Herzog Stefan alſo:
„Komm vor deine Höfe, Herzog Stefan!
Sieh', es ſind drei Briefe dir gekommen!
Einer zwei Jahr, einer ſchon ein Jahr alt,
Und der dritte erſt von dieſem Jahre;
Sammeln ſollſt du deine wackern Krieger!
Wo Ein Mann iſt, ſollſt du ihn nicht nehmen;
Dort wo zwei ſind, ſollſt du ſie nicht trennen;
Dort wo drei ſind oder vier der Mannen,
Einen nur, die Andern heim belaſſen!"

Doch der Herzog achtet nicht der Briefe,
Sondern thut ſo wie ihm ſelbſt bedünket.
Wo Ein Mann iſt, nimmt er dieſen Einen,
Dort wo zwei ſind, trennet er die Beiden,
Dort wo drei ſind oder vier der Mannen,
Nimmt er zwei, nimmt drei, läßt heim nur Einen.

Mächt'ge Scharen bringt er ſo zuſammen,
Mächtig iſt das Leid auch, das er ſtiftet;
Denn um ihren Sohn weint jede Mutter —
Um Mileta Miliza die Schweſter.

An das wüſte Meer hin ziehn die Scharen,
Schiffen ein ſich in die leichten Schiffe,
Rückwärts bleiben weinend laut die Mütter;
Doch Miliza folgt auf's Meer dem Bruder.
Mit den Thränen trübt die treue Schweſter,
Mit den Thränen trübet ſie die Meerflut,
Mit den Seufzern hält ſie auf die Segel,
Daß kein Schiff vom Ufer iſt zu bringen.

Endlich ſprechen ſo die jungen Schiffer:
„Laſſen wir zurück doch die Geſchwiſter,
Ob das Schiff in's Meer hinaus dann ginge!“

Frei der Schweſter geben ſie den Bruder,
Und das Schiff zieht durch die Meerflut, ſchwimmend,
Heim die Schweſter mit dem Bruder ſingend!

Von den neun undankbaren Söhnen.

Nährt neun liebe Söhne eine Mutter
Mit dem Rocken, all auf ihrer Rechten,
Und vermählt auch die neun Söhne alle.

Als sie aber ausvermählt die Söhne,
Huben an die Söhne so zu sprechen:
„Nur zum Spott ist uns im Haus die Mutter!
Daß sie doch hinausging in's Gebirge,
Unsre alte Mutter, in das grüne,
Und daß dort ein wildes Thier sie fräße!"

Dieses hört die arme alte Mutter
Und im Herzen thut es sehr ihr wehe.
Nimmt zur Hand denn ihren Stab die Greisin,
Geht hinaus in's grüne Waldgebirge.

Niemand ist, der mit ihr da hinausging,
Niemand als zwei kleine zarte Enklein;
Rufen: „Komm', Großmütterchen, zurück doch!"
Rufen, und den Enklein folgt die Greisin.

Da sie aber vor den Höfen anlangt,
Standen um die Höfe die neun Söhne,
Standen da — neun Felsen die neun Söhne,
Kalte Mauern die neun Schwiegertöchter;
Goldbeschwingte Tauben, die zwei Enklein,
Flogen girrend um von Mau'r zu Mauer.

Der unglückliche Jowo.

Auf dem Söller geht der junge Jowo;
Sieh', da bricht der Söller jäh zusammen
Und entzwei den rechten Arm er selber.

Wer ihn heile war wol bald gefunden —
Im Gebirg die kräuterkund'ge Wila.
Viel jedoch verlangt die Heilerfahrne:
Von der Mutter ihre weiße Rechte,
Von der Schwester ihres Haupthaars Flechten,
Von der Ehfrau ihre Perlenhalsschnur.

Gern die weiße Rechte gibt die Mutter,
Gern die Schwester ihres Haupthaars Flechten,
Doch die Ehfrau nicht die Perlenhalsschnur:
„Nie, so Gott mir, geb' ich meine Perlen,
Die von meinem Vater mir geschenkten!"

Drob ergrimmt die Bergbewohnrin Wila,
Thut verderblich Gift in Jowo's Nahrung,
Jowo stirbt zu seiner Mutter Herzleid.

Klagten dann drei graue Kuckuksweibchen.
Eines klagt und hört nicht auf zu klagen,

Eines klagt am Morgen und am Abend,
Doch das dritte, wann's ihm eben einfällt.

Das da klagt und nie zu klagen aufhört,
Dies ist Jewe's schmerzenreiche Mutter;
Das da klagt am Morgen und am Abend,
Dies ist Jewe's tiefbetrübte Schwester;
Das da klagt, just wann's ihm eben einfällt,
Ist des armen Jewe junge Witwe.

Die junge Alajbegin.

Klagvoll klagt die junge Alajbegin,
Klaget zu den Knien des Alajbegen:
„Alajbeg, Gebieter du, mein theurer!
Sieh', neun Jahre sind vorüber heute
Seit ich meine Mutter nicht gesehen!
Gerne ging' ich, sähe meine Mutter!"

Ihr darauf der Alajbeg erwiedert:
„Steh' denn auf, bevor der Frühstern schimmert,
Frühstern schimmert und die Sonne wärmet,
Stehe auf und backe weiße Kuchen,
Geh' dann hin und siehe deine Mutter!"

Da dies hört die junge Alajbegin,
Jauchzt sie auf vor Lust und lauter Freude,
Stehet auf des Morgens vor dem Frühstern',
Stehet auf und bäcket weiße Kuchen,
Geht dann hin, zu schauen ihre Mutter.

Abend ist's, die Zeit der ersten Wegrast,
Sieh', da kommt der Ruf ihr zweier Boten:
„Kehr zurück, o junge Alajbegin,
Denn gestorben sind dir beide Töchter!

Drauf jedoch die junge Alajbegin:
„Nimmer, Boten, werd' zurück ich kehren,
Sei's, daß auch die Söhne mir gestorben,
Eh' ich meine Mutter nicht gesehen!"

Abend ist's, die Zeit der zweiten Wegrast,
Sieh', da kommt der Ruf zwei andrer Boten:
„Kehr' zurück, o junge Alajbegin,
Denn gestorben sind dir beide Söhne!"
Doch auch darauf so die Alajbegin:
„Nimmer kehr' ich, nimmer rückwärts, Boten,
Eh ich meine Mutter nicht gesehen!"

Abends aber auf der dritten Wegrast
Kommt der Ruf ihr zu zwei neuer Boten:
„Kehre heim, o junge Alajbegin,
Denn gestorben ist der Alajbeg dir!"

Da die Begin solches Wort vernommen,
Kann die Begin, kann sie nicht mehr anders,
Kehrt zurück zu ihren weißen Höfen.

Angelangt in ihren weißen Höfen
Klagt sie laut auf wie ein Kuckukweibchen,
Irrt umher sie wie ein irres Schwälblein:
„Weh um meine Töchter, Morgenblümlein!
Weh um meine Söhne, Sonnenfalken!
Weh um dich, mein Alajbeg, ach endlos!"
Klagt so eben, hauchet aus ihr Leben.

Die Witwe Jela und ihre Söhne.

Durch's Gebirg hin reiten Jela's Gatten,
Reiten hin und sprechen zu einander:
„Schön, fürwahr, ist heller Mondenschimmer,
Schöner aber ist die Witwe Jela!
Doch vergebens ist ihr alle Schönheit,
Da sie heim läßt neun geliebte Söhne,
Und den zehnten noch, das Knäblein Jowo,
In den Wickeln, in den weißen Windeln!"

Ihre Mutter sehn nun nicht die Söhne,
Wollen nicht besuchen ihre Mutter,
Bis der kleine Jowo aufgewachsen
Für das schwarze Roß und für den Sattel,
Für die Lanze, für den blanken Säbel.
Erst als Jowo schon herangewachsen
Für das schwarze Roß und für den Sattel,
Für die Lanze und den blanken Säbel,
Gehn sie und besuchen ihre Mutter.

Jeder bringt ein goldes Kleid der Mutter,
Jowo bringt die Wickeln und die Windeln,
Drin die Mutter einstens ihn verlassen.

Schön empfängt die Mutter ihre Söhne,
Speist und tränkt sie volle funfzehn Tage
Und beschenkt dann Alle nach der Reihe,
Gibt ein Roß und einen Falken Jedem;
Jewo aber, ihrem Jüngstgebornen,
Gibt ein Roß sie, gibt ihm noch ein Mädchen,
Ob er es der Mutter wol vergäbe,
Daß sie ihn, ein hülflos Knäblein, rückließ
In den Wickeln, in den weißen Windeln.

Schön dann gibt die Mutter das Geleite
Durch den dunkeln Tannenwald den Söhnen,
Schön dann auf dem Felde von Smitjewo
Küssen sich die Söhne mit der Mutter,
Küssen sich und ziehen ihres Weges.

Doch dies Scheiden — nicht erträgt's die Mutter;
Nieder sinkt sie in den grünen Rasen,
Nieder — und erhebt sich nicht mehr wieder.

Um zur Stelle kehren die neun Söhne,
Graben ihr ein Grab mit ihren Keulen,
Zimmern einen Sarg ihr mit den Säbeln,
Pflanzen eine Rose ihr zu Häupten,
Graben einen Brunnen ihr zu Füßen,
Pflanzen Aepflein um den kühlen Brunnen,
Daß, wer jung, mit Rosen hier sich schmücke,
Wer da durstet, aus dem Brunnen trinke,
Und wer krank, genese an den Aepflein.

Von der Schwester des wilden Bogdan.

Dort bei jenem fichtern wilden Bogdan,
Dort, erzählt man, war einst eine Schwester,
Die zur Braut hat Nikola Sogertschitsch.
Geben nicht die Schwester mocht' ihm Bogdan,
Dennoch aber ging mit ihm das Mädchen.

Als darauf neun Jahre hingegangen,
Spricht also zu seiner Mutter Bogdan:
„Gib, o Mutter, gib mir weiße Kuchen,
Daß ich meine Schwester geh' zu schauen;
Denn zu mächtig bangt mir's nach der Schwester!"

Und die Mutter schickt ihn an geziemend,
Gibt ein feines Hemd ihm auf die Reise,
Bäckt ihm auch die runden weißen Kuchen,
Daß er seine Schwester geh' zu schauen.

Schön empfängt die Schwester ihren Bruder,
Stellt das Roß ihm in die niedern Ställe,
Wirft dem Rosse vor vom besten Futter,
Führt den Bruder in die weißen Hallen.

Hier jedoch ruft Todor sie, den Vesir:
„Komm herbei, o Todor, mein Vesir du!
Binde dem die Füße, bind' die Hände!"

Bogdan jammert wie ein kleines Kindlein,
Bogdan jammert, und die Schwester frohlockt.

Kurz darauf — nicht lange mocht' es währen —
Kommt Sagortschitsch heim nach seinen Höfen.

Vor den Höfen harret sein die Ehfrau:
„Hierher komm', Sagortschitsch, mein Gebieter!
Hab' den wilden Bogdan dir gefangen!
Thu' mit ihm nun wie dir selbst gefällig!
Hau' in sieben Stück ihn auseinander,
Wirf hinaus die Stücke an die Straßen!"

In die weißen Hallen tritt Sagortschitsch,
Tritt hinein, und da er Bogdan siehet,
Stößt er ihn mit Füßen und Pantoffeln.

Fruchtlos also fleht der wilde Bogdan:
„Stoße mich nicht wie man stößt die Weiber!
Schlägst du mich, so schlage mich wie Helden!"

Von dem Gürtel reißt sein Schwert Sagortschitsch,
Will in sieben Stücke ihn zerhauen.

Wieder aber fleht der wilde Bogdan:
„Bundesbruder, Nikola Sagortschitsch!
Tödte mich nicht hier in deinen Höfen!

Wol entsetzen könnt' sich drob die Schwester,
Meine Schwester, deine treue Hausfrau,
Und entsetzen meine kleinen Vettern,
Meine Vettern, deine beiden Söhnlein!
Willst du tödten, tödte mich wie Helden,
Führ' hinaus mich an den schlanken Galgen!"

Da Sagortschitsch Nikola dies höret,
Ruft derbei er seine treuen Diener,
Läßt die Rosse an ein Wäglein spannen,
Wirft in's Wäglein den gebundnen Bogdan,
Führt hinaus ihn an den schlanken Galgen.

Wieder aber flieht der wilde Bogdan:
„Bundesbruder, Nikola Sagortschitsch!
Binde los mir meine weißen Hände,
Daß ich mich des Oberkleids entkleide,
Daß befleckt mit Blute nicht es werde
Und es dir zum Angedenken bleibe!
Trag' es dann und freue dich des Kleides!"

In der Seele rühret dies Sagortschitsch,
Und zu weinen wie ein Kind anhebt er,
Bindet weinend los die Hände Bogdan's.

Bogdan aber zückt den blanken Säbel,
Schwingt ihn, haut Sagortschitsch in zwei Hälften,
Wirft die Hälften an die Heeresstraße,
Schwingt sich auf dann auf das leichte Wäglein,
Führt zurück zu seiner Schwester Höfen.

Kommen sieht von ferne ihn die Schwester,
Läuft hinein in ihre weißen Höfe,
Schließet hinter sich der Höfe Pforten.

Bogdan aber ruft ihr zu durch's Fenster:
„Unnütz ist dir's! Oeffne mir die Pforten!
Wenn nicht willig, wirst du's wider Willen!"

Da sie doch die Pforten nicht will auftun,
Da zerschlägt die Pfort' er mit dem Säbel,
Dringt in's Haus, nimmt seine kleinen Vettern,
Schlägt die Köpflein ihnen an die Steine,
Haut der Schwester durch die beiden Brüste,
Reißt der Schwester aus die beiden Augen,
Wirft die Augen heil' in seine Tasche,
Kehrt dann heim zu seinen weißen Höfen.

Kommen sieht die Mutter ihn von ferne,
Geht entgegen vor den weißen Hof ihm,
Hält das Streitroß unter ihm am Zaume,
Fragt ihn also unter bittrem Weinen:
„Sohn, was ist dein Oberkleid so blutig?
Und, o Sohn, was soll das seidne Tüchlein,
Das du um die Stirne trägst gebunden?"

Und mit Thränen Bogdan ihr erwidert:
„Schön empfangen hat mich meine Schwester,
Schön empfangen und auch schön bewirthet,
Gab zu trinken mir den besten Rothwein,
Gab zu trinken ihn auch meinem Neffe.
Doch zu viel vom Weine trank mein Neffe,

Warf herab mich deshalb an die Erde,
An der Erd' zerschlug ich mir die Stirne!
Nun, o Mutter, nimm mein grünes Kleid hin!
Hole aus den Taschen dir die Kuchen!"

In des Kleides Taschen greift die Mutter,
Holt hervor zwei seltsam schwarze Schieben.
„Wehe mir, zwei schwarze Schieben sind's nicht,
Meiner Tochter schwarze Augen sind dies!"

Asan-Aga's treulose Witwe.

Einen Brief schreibt Asan-Aga's Witwe,
Schreibt aus Kliß, der weißgetünchten Veste,
Schickt ihn nach der Ebne der Zetina,
Barakowitsch Ibrahim zu Händen:
„Seele, mein, o Barakowitsch Ibro!
Immer hoff' ich, hoff' ohn' Arg und Falschheit,
Hoffe, wie bei Asan-Aga's Lebzeit,
Deine treue Hausfrau noch zu werden!"

Auf den Brief schreibt Ibrahim zurück ihr:
„Fruchtlos hoffst du, Asan-Aga's Witwe,
Denn bei dir sind noch zwei Söhne Asan's."

Drauf erwiedert wieder ihm die Witwe:
„Nun so höre, Barakowitsch Ibro!
Will nach meinen weißen Höfen ziehen,
Will an schwerem Weh' erkrankt mich stellen,
Will entsenden meine beiden Söhne,
Will entsenden nach dem weißen Zenag sie,
Wasser mir von Miletin zu holen.
Kommen nun die Knaben an das Wasser,

Todte sie, o Barakowitsch Ibro.
Daß ich sein kann deine treue Hausfrau!"

Schreibt's und geht nach ihren weißen Hösen,
Legt sich nieder in die weichen Kissen,
Ruft, sowie sie in den Kissen lieget,
Ruft derbei an's Lager ihre Söhne:
„Söhne mein, o seht, ihr grauen Falken,
Schwer erkrankt ist eure liebe Mutter!
Gebe Gott, daß wieder sie genese!
Darum hört, o meine lieben Söhne,
Eilt zur Stunde nach dem weißen Zengg hin,
Eilt und holt von Miletin mir Wasser!
Dies allein, ich weiß es, kann mich heilen!
Eines aber warn' ich euch, o Söhne,
Reitet nicht zum Kampf geschirrte Rosse,
Traget nicht zum Kampf gewetzte Waffen,
Soll der Flut der Heilung Kraft bewahrt sein,
Sollen Schelme lagernd bei Mohanze,
Nicht der Ross' und Waffen euch berauben!"

Klüger ist der Brüder junge Schwester,
Zäumt den Brüdern heimlich gute Rosse,
Bringt den Brüdern heimlich gute Waffen,
Spricht bedächtig dies zu ihren Brüdern:
„Meine Brüder, graue Edelfalken,
Nimmermehr erkrankt ist unsre Mutter,
Nur vermählen will sich Asan's Witwe!
Dennoch eilt nach Zengg, der weißen Veste,
Eilt und holt — doch mit Bedacht! — das Wasser.
Treffen dort von Miletin am Wasser

Werdet ihr Barakowitsch Ibrahim!
Habet acht wohl, daß er euch nicht tödte,
So ihr's könnt, dann tödtet besser ihr ihn!"

Da die Brüder solches Wort vernommen,
Schwingen sie sich eilends auf die Rosse,
Eilen hin nach Jenga, der weißen Veste.

Angelangt vor Jenga, der weißen Veste,
Treffen sie Barakowitsch am Wasser.

Gott zum Gruß entbieten sie von fern ihm:
„Gott zum Gruße, Barakowitsch Ibro!"

Ibro drauf: „Glück zu, ihr jungen Helden!
Wollt ihr thöricht euern Kopf verwirken?"

Nichts erwiedern ihm die beiden Brüder,
Rufen zu von ferne nur dem Türken:
„Gott mit dir, o Barakowitsch Ibro,
Nimm das Krüglein, füll' es uns mit Wasser!"

Drauf entgegnet Barakowitsch Ibro:
„Ei, daß Gott euch, ihr zwei jungen Helden!
Steigt doch ab von euern guten Rossen,
Füllt das Krüglein selber euch mit Wasser!"

Ihm zurück der junge Usenije:
„Ibro, krank ward Asan-Aga's Witwe,
Gib daß Gott Genesung ihr auch gebe!"

Da der Türke hört der Witwe Namen,
Springt empor er, ob ihn Schlangen biſſen,
Nimmt das Krüglein, will's mit Waſſer füllen.

Uſenije aber, da er's ſiehet,
Zückt das Schwert, ſchlägt ihm das Haupt vom Rumpfe.

Ab dann ſitzen Beide von den Roſſen,
Schöpfen in ihr Krüglein von dem Waſſer,
Bohren aus des Türken ſchwarze Augen,
Thun ſie in das Krüglein zu dem Waſſer.

Rückgekehrt zu ihrem weißen Hofe,
Bringen Aſan's Witwe ſie das Waſſer:
„Hier das Waſſer, Mutter, unſre liebe!
Hier das Waſſer, daß dir's wohl gedeihe!"

Aſan's Witwe nimmt zur Hand das Krüglein,
Setzt es an den Mund, erſchaut die Augen,
Ruft entſetzt zu ihren beiden Söhnen:
„Weh', was iſt dies, daß euch Schlangen ſtächen!
Sagt, ſind dies nicht Ihro's ſchwarze Augen?"

Da zu ihr der junge Uſenije:
„Schweig, o ſchweig, treuloſeſte der Mütter!
Wär' es mir vor Gott nicht um den Frevel,
Vor der Welt um unerhörte Schande,
Traun! dich ſelber legt' ich zu dem Todten,
Bohrt' dir aus dem Haupt die ſchwarzen Augen!"

Die Giftmischerin.

Zwischen zwei Gebirge sinkt die Sonne,
Zwischen zweien Mädchen wohnt ein Knabe
Liebt die Eine, doch nicht auch die Andre.

Spricht also das ungeliebte Mädchen:
‚Liebe mich auch, unvermählter Knabe!“

Ihr jedoch der Knabe drauf erwidert:
‚Liebte dich, o Mädchenschönheit, gerne;
Doch nicht mag' ich's deines Bruders halber!
Denn, o sieh', ein Zänker ist dein Bruder,
Der, wo er nur hinkommt, anhebt Händel!“

Da dies hört die junge Mädchenschönheit,
Geht sie hin in's grüne Waldgebirge,
Stört Gestein und Baumwerk durcheinander,
Bis ein giftig Schlänglein sie gefunden,
Tödtet es mit ihrem goldnen Ringlein,
Füllt zur Hälfte ein Krüglein mit dem Gifte
Und zur Hälfte mit kühlem rothen Weine,
Reicht dem Bruder dar es, daß er trinke.

Da ſie ſo vergiftet ihren Bruder,
Geht ſie hin zum unvermählten Knaben:
„Liebe mich nun, unvermählter Knabe!
Meinen Bruder, ſieh', hab' ich vergiftet!“

Doch zu ihr der unvermählte Knabe:
„Geh' hinfort, Giftmiſcherin du Eine!
Da du heut' den Bruder haſt vergiftet,
Könnteſt du's den Helden nicht auch morgen?“

Die feindlichen Brüder.

Guter Gott, vor allem du gepriesen!
Einst zertrugen sich zwei wilde Schlangen,
Schlangen zwei, zwei leiblich eigne Brüder;
Radul-Beg der Beg zertrug sich bitter
Mit Mirtscheta, seinem eignen Bruder.
Und warum? Um gar nichts, darf man sagen,
Um ein wüstes Land in Karawlachien,
Karawlachien und Karabogdanien!
Obrer will im Lande sein Mirtscheta;
Radul aber weigert ihm die Hoheit,
Nimmt in Haft Mirtscheta den Wojwoden,
Schleudert ihn in eines Kerkers Abgrund,
Wirft die Schlüssel in die stille Donau.
Wie er in die Donau wirft die Schlüssel,
Also auch vergißt er seines Bruders.

Gott jedoch und Glück ist mit Mirtscheta
Und mitleidig Radul's liebe Frauen.
Leid um ihren Schwager thut's der Schwägrin,
Sendet Taucher Nachts hinaus und Fischer,
Läßt herauf des Kerkers Schlüssel holen,

Sieht hinab dann mitleidsvoll zum Schwager,
Bringt ihm dar Gewand zum Ueberkleiden,
Weißes Brot zur guten Nahrung täglich,
Meth den Wein zum labenden Getränke.

Hin also geht dreier Jahre Dauer.
Als es aber war der Jahre viertes
Schreibt ein zartes Schreiben König Schisman,
Schreibt ein Schreiben im Bulgarenlande,
Sendet es an Nahul-Beg den Begen:
„Höre mich, o Nahul-Beg der Bege!
Sieh', es ward ein Knäblein mir geboren.
Bitte dich denn, Kum zu sein in Gottes
Und in Jowan's, unsers Heil'gen, Namen!
Komm zu mir nach Ternowo, der Feste,
Taufe in der Wiege mir das Knäblein!"

Kommt das Schreiben Nahul-Beg dem Begen.
Als jedoch der Beg erfieht das Schreiben,
Fallen ihm die Thränen von den Augen.
Wol bedenket Nahul-Beg der Bege,
Ob ihn nicht der König nur verlocke,
Treules ihn auf Ternowo erschlage.
Ruft derbei denn seine treue Hausfrau:
„Höre mich, o meine treue Hausfrau,
Sieh', ein zartes Schreiben aus Bulgarien
Ist von König Schisman mir gekommen,
Lädt mich ein, das Söhnlein ihm zu taufen!
Wol jedoch erkenn' die böse List ich.
Zu verlocken denkt mich nur der König,
Treules mich auf Ternowo zu tödten,

Länder mir und Burgen dann zu rauben,
Heimzuführen dich als holde Buhle!
Rathe nun, was soll ich thun, o Liebe?"

Klug darauf die Frauen ihm erwiedert:
„O Gebieter, Radul-Beg der Bege,
Haben Frauen klug gerathen jemals?
Und wie soll, o Radul, ich dir rathen,
Da dein Rath in Kerkers Tiefe schmachtet,
Bruder dir und mir geliebter Schwager?
Er allein, Mirtscheta der Wojwode,
Er allein nur kann dir weise rathen!"

Drauf jedoch ihr Radul-Beg erwiedert:
„Schweig', o Frauen, Schmerz beraub' der Sprach' dich!
Was erwähnst Mirtscheta du, des Bruders?
Längst im Kerker modert sein Gebeine!"

Da dies hört des Radul-Begen Ehfrau
Eilt hinab sie an des Kerkers Thüre,
Führt heraus Mirtscheta den Wojwoden,
Führt hinan ihn zu den weißen Hallen,
Holt herbei selbst den Barbier zur Stelle,
Läßt Mirtscheta scheren, den Wojwoden,
Legt ihm an die besten Herrenkleider,
Geht mit ihm zum Begen in den Söller.

Da ihn siehet Radul-Beg der Bege,
Springt vor ihm empor er auf die Beine,
Schließt in seine Arme ihn und küßt ihn,
Fragt bekümmert nach des Helden Wohlsein:
„Bist du mir, o Bruder, noch am Leben?"

Ihm darauf Mirtſcheta der Wojwode:
„Bin am Leben wol — doch ach, wie elend!
Siechthum hat im Kerker mich befallen,
Kaum die Seele tragen noch die Knochen!“

Fängt nun an der Beg ihm zu erzählen,
Was Bulgariens König ihm geſchrieben:
„Nun Mirtſcheta, vielgeliebter Bruder!
Rathe nun, belehre mich, o Bruder,
Soll ich gehn nach Ternowo zu Schisman,
Mit mir nehmen drei mal hundert Krieger?“

Ihm darauf Mirtſcheta der Wojwode:
„O mein Bruder, Radul-Beg der Bege!
Nimmſt du mit dir drei mal hundert Krieger,
Machſt drei hundert Frauen du zu Witwen!
Sind denn nicht am Leben deine Diener,
Radoſaw nicht mehr, der wackre Serbe?
Kiuro nicht mehr, der berühmte Zecher?
Und nicht mehr der Grieche Manoilo?“

Radul-Beg der Beg darauf zurück ihm:
„Noch am Leben ſind die alten Diener,
Noch im Haus mir iſt der Zecher Kiuro
Und mit ihm der Grieche Manoilo;
Nicht mehr aber Radoſaw der Serbe,
Sondern weilt, ſo ſpricht man, fern in Widdin!“

Drauf alſo Mirtſcheta der Wojwode:
„Schreib' ein Schreiben Radoſaw dem Serben,
Soll dein harren am Boſita-Waſſer!

Haſt du mit dir die getreuen Diener,
Geh' du hin nach Ternowo in Ruhe,
Fürchte nichts von Schisman dort, dem König!
So er anhebt rothen Wein zu trinken,
Wird für dich der Zecher Kiuro trinken;
So er anhebt Griechiſch dich zu fragen,
Wird für dich erwiedern Manoilo;
So er anhebt dich zum Kampf zu reizen,
Wird für dich der ſtarke Serbe kämpfen!"

Da dies höret Radul-Beg der Bege,
Sendet er an Radoſaw ein Schreiben,
Daß er ſein an der Boſita harre,
Geht dann hin mit ſeinen beiden Dienern.

An dem Waſſer, am Boſita-Waſſer,
Harret ſeiner Radoſaw der Serbe.
An die Wangen küſſet ihn der Bege,
Radoſaw dem Begen Saum und Hände,
Ziehn dann hin nach Ternowo gemeinſam.

Schön empfängt der König ſeine Gäſte,
Stellt die Roſſe in die niedern Ställe,
Führt den Begen in die obern Hallen,
Setzt mit ihm ſich an gedeckte Tafeln.
Zwölf der Räthe ſitzen an des Königs,
An des Begen Seite die drei Diener.

Immer ſiehet Radul-Beg der Bege,
Siehet immer nach den weißen Höfen,
Ob man ihm den Täufling wol ſchon bringe.

Da mit einmal reicht ihm König Schisman,
Reicht ihm einen Becher dar voll Weines —
Okka zwölf, erzählt man, hielt der Becher —,
Bringt das Wohl aus Radul-Beg des Degen.
Doch der Beg reicht Kiuro ihn dem Becher,
Kiuro leert ihn, kaum daß er es merket.

Da dies siehet der Bulgarenkönig,
Fängt er an auf Griechisch sich zu rühmen,
Tödten woll' er Radul-Beg den Degen
Und mit ihm die drei getreuen Diener.

Manello höret dies, der Grieche,
Winket zu gleich Radosaw dem Serben:
„Siehst du nicht, daß wir verloren Alle?"

Da dies höret Radosaw der Serbe,
Zückt vom Gurt er seinen grünen Säbel,
Streckt zur Erde todt den König Schisman,
Tödtet ihm zur Seite die zwölf Räthe.

Gute Beute machen dann die Helden,
Nehmen aus den Kammern alle Schätze,
Führen fort die Rosse und die Falken,
Ziehen heim nach Wukrescha, dem Schlosse.

Weh' ist einem Bruder ohn' den andern!

Frauenlieder.

Zweiter Reigen.

Mädchen, o thöricht Närrchen du!

Mädchen sitzt an des Meeres Rand,
Redet also zu sich selber:
„O du lieber, gütiger Gott!
Gibt's was Ferneres als das Meer?
Gibt's was Weiteres als das Feld?
Gibt's was Schnelleres als das Roß?
Gibt's was Süßeres als den Meth?
Gibt's was Liebres als den Bruder?"

Fischlein drauf aus des Meeres Grund:
„Mädchen, o thöricht Närrchen du!
Himmel ist ferner als das Meer,
Meer ist weiter als wie das Feld,
Auge schneller als wie das Roß,
Zucker süßer als wie der Meth,
Lieber der Freund als wie der Bruder!"

Schwester lieb, wie bist du unerfahren!

O Jetina, o du stolzes Wasser,
Falsch, fürwahr, betreuertest du gestern,
Nirgends Furten geh's an deinen Ufern!
Morgens, siehe, kam ich an dein Wasser,
Fand der Furten drei an deinen Ufern.
Hochzeitsgäste sah ich an der einen,
Knab' und Mädchen sah ich an der andern,
An der dritten Schwesterchen und Bruder.
Aermel stickte Schwesterchen dem Bruder,
Leibchen nähte Brüderchen der Schwester.

Sprach die Schwester so zu ihrem Bruder:
„Näh' die Heftchen, Bruder, an das Leibchen
Eng' so, daß kein Aexflein durch kann schlüpfen,
Wie die Hand erst irgend eines Mannes!"

Doch der Bruder drauf zurück der Schwester:
„Schwester lieb, wie bist du unerfahren!
Ist die Hand gekommen erst, o Schwester,
Thun sich auf von selber dann die Heftchen!"

O Jetina, o du stolzes Wasser!
Falsch, fürwahr, betreuertest du gestern,
Nirgend Furten geh's an deinen Ufern!

Sind die Beeren reif geworden.

O du Zauber, grauer Zauber,
Falle nicht auf meine Beeren!
Sind die Beeren reif geworden,
Fallen sie vom Strauche selber,
Wie der Braut entfällt die Thräne,
Wenn der Tag kommt, daß sie scheide!

Ueberdrüssig bin ich nun, ich Mädchen.

Mohamedanisch.

O ihr Höfe, möchtet ihr verfallen!
O du Halle, möchtest du verbrennen!
Ueberdrüssig bin ich nun, ich Mädchen,
So allein zu schlafen in den Kissen,
So nach rechts und links mich stets zu wenden,
Niemand rechts und Niemand links zur Seite,
Müd', in kalte Decken mich zu hüllen,
Und mit mir nur Sehnsucht und nur Herzleid!
Doch fürwahr, nicht länger bleib' ich einsam!
Müßt' mein eignes Kleid dafür ich geben,
Will ich Ros und Falken mir doch kaufen,
Will nach Stambol, nach der Hauptstadt, reiten,
Will neun Jahre dienen dort dem Sultan,
Will neun Aqaluke mir verdienen,
Pascha drauf in Sarajewo werden!
Wunderdinge will ich dann befehlen:
Einen Groschen soll ein Knabe kosten,
Eine Witwe — eine Hand voll Taback,
Doch ein Mädchen — tausend Golddukaten!

Müde bin ich schon zu sitzen.

Müde bin ich schon zu sitzen
An den Fenstern dieses Hofes
Und zu schauen nach dem Meere,
Wüstem Meere, weitem Felde,
Ob schon naht des Liebsten Segel,
Ob schon weht des Liebsten Fahne,
Ob schon schallt die Tamburine
Und dazu des Liebsten Lied!

Das Mädchen spricht zum Rößlein.

Wo wir gestern Nachtrast hielten,
Speisten wir ein herrlich Nachtmahl,
Sahn ein allerliebstes Mädchen!
Gab mein Rößlein ihr zu halten,
Hörte, wie sie sprach zum Rößlein:
„O mein Bräunlein, goldnes Roßlein,
Ist verlobt schon dein Gebieter,
Oder etwa gar vermählt schon?“
Drauf das Rößlein dies zurück ihr:
„So mir Gott, o schönes Mägdlein,
Nicht verlobt ist mein Gebieter,
Nicht verlobt und auch vermählt nicht.
Sondern denkt im nächsten Herbste
Dich, o Mägdlein, heimzuführen!“
Doch zum Rößlein drauf das Mädchen:
„Wüßt' ich, daß du Wahrheit redest,
Meine Gürtel all verkauft ich,
Deine Zügel zu versilbern,
Gäbe dir mein goldnes Halsband,
Sie mit Golde zu vergolden!“

O daß mein des Sultans Schätze wären!

Mohamedanisch.

O daß mein des Sultans Schätze wären,
Wüßte wol, was ich dafür mir kaufte —
Kaufte mir ein Gärtlein an der Save!

O daß mein des Sultans Schätze wären,
Wüßte wol, was ich im Gärtlein pflanzte —
Pflanzt' im Gärtlein Rosen nur und Nelken!

O daß mein des Sultans Schätze wären,
Wüßte wol, was ich dafür noch kaufte —
Kaufte mir den freien Knaben Lase,
Macht' in meinem Gärtlein ihn zum Gärtner!

Schönes Kind von Smederewo.

„Schönes Kind von Smederewo,
Neige dich zu mir hernieder,
Laß dein Antlitz mich erschauen!“

„Junger Held, o rosig seist du!
Warst du nie denn auf dem Markte?
Sahst du nie ein Blatt Papier dort?
Blendend weiß so ist mein Antlitz!
Warst du niemals in der Schänke?
Sahst du niemals rothen Wein dort?
Also roth sind meine Wangen!
Warst du niemals auf dem Felde?
Sahst du nie die blauen Schleh'n dort?
Also blau sind meine Augen!
Warst du nie am Rand des Meeres?
Sahst du nie die schwarzen Galeln?
Also schwarz sind meine Brauen!

Was dem Knaben lieber wäre.

Jenſeits über'm Sawewaſſer
Steht der Klee bis an die Kniee,
Steht der Nießwurz vollends mannshoch;
Drinnen ruhn drei liebe Mädchen!
Eins iſt von den dreien Mädchen
Schwarzen Auges, weißer Wange;
Möcht' fürwahr es lieber kuſſen
Als zu Gaſt ſein bei dem Sultan!
Von den Mädchen trägt das zweite
Stieflein gelb bis an die Kniee;
Möchte lieber es entkleiden
Als da jagen mit dem Sultan!
Von den Mädchen hat das dritte
An der Bruſt ein golden Häklein;
Möcht' fürwahr es lieber löſen
Als Veſir ſein bei dem Sultan!

Für wen die Rose aufgewachsen.

„Kleines Mädchen, zarte Rose,
Da du blühest, wem erblühst du?
Blühst du für die dunkle Kiefer?
Blühst du für die schlanke Tanne?
Oder gar für meinen Bruder?“

„Blüh' nicht für die dunkle Kiefer,
Blüh' nicht für die schlanke Tanne,
Blüh' auch nicht für deinen Bruder;
Sondern wachs und blüh', die Kleine,
Nur für dich, o Knab', alleine!“

Wunder-Mara.

Mohamedanisch.

Fällt ein Blättlein auf die Wiese?
Wessen ist die Wiese?
Ist schön Mara's, Wunder-Mara's!
Doch — wohin entfloh die?

Ist entflohen, tiefbekümmert,
In das Zelt des Sultans,
Scherzet unter'm Sultanszelte,
Mit den jungen Prinzen.

Einen Ring verspricht der Sultan,
Wenn sie auch mit ihm scherzt:
Eine Kron' des Sultans Frauen,
Wenn sie mit ihm nicht scherzt!

Heb' empor nicht deine Brauen

O du Mädchen, o Liebstöckchen,
Heb' empor nicht deine Brauen,
Und verwirr' nicht auch die Andern
Wie du mich schon ganz verwirrt hast!
Führ' ein Roß — und geh' zu Fuße,
Trage Brot — und sterbe Hungers,
Steh am Brunnen — sterbe Durstes!

Gott vergelt' es deiner Mutter.

O du Blume, Wunderblume!
Gott vergelt' es deiner Mutter,
Die dich also schön geboren
Und gesandt in unser Dorf dich,
Wo die Helden Rothwein trinken
Und die Knaben Steine werfen,
Wo die Bräute Reigen schlingen
Und die Mädchen Lieder singen,
Und wo wir gesehn uns Beide,
Daß mein Herz nun ewig leide!

Angezündet hat es Janja.

Mohamedanisch.

„Ei, was sind für Wolken dies um Trawnik?
Wütbet Feuer oder haust die Pest dort?
Oder hat mit ihren schwarzen Augen
Janja es, das Mädchen, angezündet?"

Wütbet dort kein Feuer, keine Pest nicht,
Sondern angezündet hat es Janja
Mit den Augen wunderschwarz, das Mädchen,
Und in Flammen gingen auf zwei Läden,
Auf in Flammen ging die neue Schänke
Und das Richthaus, drin der Kadi richtet.

Ich wollt' ich wär' ein Flieglein.

O daß mir's gegönnt, zu sein ein Fliegelein!
Wüßte wol, wo ich den Sommer über,
Wo im Sommer, wo im Winter wohnte!
Wohnt' im Sommer, Kind, auf deinen Wangen,
Wohnt' im Winter, Kind, an deinem Busen!

Alles liebt ſich, Seele mein!

Winter ſchwindet,
Seele mein,
Frühling ein ſich findet.

Vöglein ſingen,
Seele mein,
Und das Röslein zündet.

Alles liebt ſich,
Seele mein,
Und die Zeit entſchwindet,

Und nur du, o
Seele mein,
Ungeliebtes Leben,

Läßt ſie ſchwinden,
Seele mein,
Willſt noch widerſtreben!

Kaufmann des Meeres.

Höre, o Mädchen,
Liebliches Mädchen!
Schleben des Meeres
Sind deine Augen;
Aber ich selbst bin
Kaufmann des Meeres,
Der da liebt die
Schleche des Meeres!

Höre, o Mädchen,
Liebliches Mädchen!
Perlen des Meeres
Sind deine Augen;
Aber ich selbst bin
Kaufmann des Meeres,
Der da liebt die
Perlen des Meeres!

Höre, o Mädchen,
Liebliches Mädchen!
Seide des Meeres
Sind deine Händchen;

Aber ich selbst bin
Kaufmann des Meeres,
Der da liebt die
Seide des Meeres!

Für die Mädchen zarte Amulette.

Süßen Odem athmet mein Geliebter,
Schreibt mit weißer Hand und schwarzer Tinte
Für die Mädchen zarte Amulette.

In dem einen Amulette schreibt er:
„Dem, der dich nicht mag, nicht auf dich dringe;
Dem, der dein begehrt, nicht widerstrebe!“

Mädchenthum.

„O du Mädchen, meine Seele!
Sind's Melonen? Sind's Orangen,
Basilik und Immortelle,
Daß so lieb dein Busen duftet?"

„Daß dich Gott, o junger Recke!
Nicht Melonen, nicht Orangen,
Immortell' und Basilik nicht
Ist's, wonach mein Busen duftet,
Sondern zarte Mädchenreinheit!"

Eitel alle Schönheit ohne Liebe.

Mohamedanisch.

Schön fürwahr ist Alil-Aga's Liebe,
Schön wie mehr in Bosnien keine Zweite,
Nicht in Bosnien, in Herzegowina!
Eitel aber ist ihr alle Schönheit,
Da sich Alil nicht um sie bekümmert,
Sondern liebt das goldne Täubchen Omer's,
Das im Käfig sorgsam auferzogne,
Das den Mond nicht sah noch, nicht die Sonne,
Das nicht weiß noch wo und wie das Korn wächst,
Nicht das Korn und nicht der kühle Rothwein!

Bist ja mein an jedem Ort.

„Ei du Mädchen, meine Seele!
Willst du wol mein Liebchen sein?“

„Sei kein Thor, o junger Knabe!
Nimmer, nimmer kann dies sein!
In die Schänke ging ich lieber,
Würd' ein goldner Becher lieber
Als auf Erden jemals dein!“

„Dann, o Mädchen, würd' ich Schänke
Und du wärest dennoch mein!“

„Sei kein Thor, o junger Knabe!
Nimmer, nimmer kann dies sein!
In's Kaffeehaus ging ich lieber,
Würd' ein golden Schälchen lieber
Als auf Erden jemals dein!“

„Dann, o Mädchen, schänkt' ich Kaffee
Und du wärest dennoch mein!“

„Sei kein Thor, o junger Knabe!
Nimmer, nimmer kann dies sein!

In's Gefilde ging ich lieber,
Würd' ein flüchtig Lerchlein lieber
Als auf Erden jemals dein!"

„Dann, o Mädchen, würd' ich Jäger,
Und du wärest dennoch mein!"

„Sei kein Thor, o junger Knabe!
Nimmer, nimmer kann dies sein!
In die Meerflut ging ich lieber,
Würd' ein weißes Fischlein lieber
Als auf Erden jemals dein!"

„Dann, o Mädchen, würd' ich Fischer,
Und du, Mädchen, dennoch mein!
Ob du also, ob du anders,
Bist ja mein, wohin du wanderst;
Ob du hierhin, ob du dort,
Bist ja mein an jedem Ort!"

Wandle dich zur Ros' im Garten.

Wandle dich, o liebe Seele,
Wandle dich zur Ros' im Garten!
Selber mich verwandeln will ich,
Herz, in einen weißen Falter!

Sinken dann als weißer Falter
Werd' ich auf die Gartenrose,
Hangen dann als weißer Falter
Werd' ich an den Rosenblättern!

Sprechen werden dann die Leute:
Sieh', es nagt die Ros' ein Falter!
Aber ich dich ungesehen,
Ungestört, mein Mädchen, küssen!

Könnt' ich ſehen oder doch nur hören!

Beim Tanz.

Alle ſind ſie da, nur nicht mein Liebſter!
Könnt' ich ſehen oder doch nur hören,
Ob er krank iſt oder ob verliebet!
Lieber, wahrlich, hört ich, daß er krank ſei,
Als ich hörte, daß er Andre liebet!
Wär' er krank, dann käm er wieder einmal;
Liebt er Andre, dann für ewig keinmal!

Jedem das Seine.

Morgens ging ich aus den Hofen,
Ueber'm Tage jagt' im Wald ich,
Abends stand ich auf den Bergen,
Sah, wie sich die Sonne senkte.

Aber sieh', o liebes Wunder!
In der Tanne grünem Schatten
Lag ein Mädchen, lag im Schlummer,
Unter'm Haupte grünen Klee,
An der Brust zwei weiße Tauben,
An der Seit' ein schlankes Reh!

Wedlig, dacht' ich, lieb und wedlig
Muß es sein, hier auszuraften;
Band mein Roßlein an die Tanne,
Band den Falken an ein Aestlein,
Gab dem Roßlein dann den Klee,
Gab dem Falken dann die Tauben,
Gab den Rüden dann das Reh,
Und mir selbst das liebe Mädchen!

Eh' er käme, geht die Nacht vorüber.

Dunkle Nacht, wol bist du reich an Wolken,
Doch mein Herz ist reicher noch an Leide!
Schweigend leid' ich, laß es Niemand merken.
Hab' ja keine Mutter, der ich's klagte,
Hab' auch keine Schwester, der ich's sagte;
Einen Freund nur — ach, und der ist ferne!
Eh' er käme, ging die Nacht vorüber;
Eh' er liebte, kam' der helle Frühstern;
Frühstern schimmert — Liebster geh' nach Hause!

Denkſt du noch, o Seele, da du mein warſt?

Denkſt du noch, o Seele, da du mein warſt?
Schwere Thränen weinteſt du im Arm mir,
Schwere Thränen, ſprachſt unter Thränen:
„Jedes Mädchen ſtrafe Gott im Himmel,
Das da glaubet an der Knaben Treue!
Wie des Himmels weit Gewölbe oben,
Manchmal klar und manchmal wieder trübe,
Alſo iſt der Knaben Treu' und Liebe!
Wie der Aſt von einem Baum des Waldes,
Heute laubgrün, morgen bar des Laubes,
Alſo iſt der Knaben Lieb', o glaub' es!"
Alſo ſprachſt du damals unter Weinen,
Und — we ſeh' ich, Seele, deut' dich wieder?
In den Armen, Seele, in den meinen!

Daß er ſehe, daß ich hier geweſen.

Wol geregnet hat es ſpät am Abend,
Und zur Nacht iſt kühler Thau gefallen;
Dennoch ging ich früh den Liebſten ſuchen.
Doch ſtatt ſeiner auf der Frühlingswieſe
Fand ich nur ſein Oberkleid, das grüne,
Auf dem Kleid das Tüchlein, das buntſeidne,
Auf dem Tuch die Silbertamburine,
Bei der Tamburin' ein grünes Aexflein.
Dachte hin und her, und überdachte:
Nehm' ich ihm das Oberkleid, das grüne?
Leicht erreg' ich, fürcht' ich, ſeinen Jähzorn!
Nehm' ich ihm das Tüchlein, das buntſeidne?
Gab das Tüchlein ſelber ihm aus Liebe!
Nehm' ich ihm die Silbertamburine?
Gaben ihm ſie meine eignen Brüder!
Wie ich's überdachte, dacht' ich endlich:
Will mir nur das grüne Aexflein nehmen,
Daß er ſehe, daß ich hier geweſen,
Früh des Morgens ſchon geſucht den Liebſten!

Hör' die Mutter an der Thüre!

„Frühstern scheint, die Hähne rufen,
Laß mich fort, o Seele, laß mich!"

„Ist kein Frühstern, ist der Mondschein;
Bleib' und schlafe, Lämmchen, bleibe!"

„Hör' die Kühe vor den Höfen!
Laß mich fort, o Seele, laß mich!"

„Sind nicht Kühe, sondern Drachen;
Bleib' und schlafe, Lämmchen, bleibe!"

„Hör' die Türken in der Dschamia!
Laß mich fort, o Seele, laß mich!"

„Sind nicht Türken, sind die Wölfe;
Bleib' und schlafe, Lämmlein, bleibe!"

„Hör' die Kinder auf der Hausflur!
Laß mich fort, o Seele, laß mich!"

„Keine Kinder gibt's im Hofe;
Bleib' und schlafe, Lämmchen, bleibe!"

„Hör' die Mutter an der Thüre!
Laß mich fort, o Seele, laß mich!"

„Festverschlossen ist die Thüre;
Bleibe, Lämmchen, bleibe, bleibe!"

Vor dem Hause eines Schülers.

Hier, so ist gesagt uns,
Wohnt ein weiser Schüler,
Forschend viel in Büchern.
In den Büchern liest er:
Reite du kein Rößlein,
Schnalle du kein Schwert um,
Trinke keinen Wein du,
Küsse du kein Mädchen!
Doch der Schüler hört nicht,
Was die Bücher sagen,
Spornt die höchsten Rosse,
Schnallt den besten Säbel,
Trinkt vom besten Weine,
Küßt die schönsten Mädchen!

Nichts darum wußt' meine Mutter, nichts darum die ihre.

Ging dahin durch einen Bergwald,
Durch den zweiten, dritten,
Kam dann in den vierten Bergwald,
Bergwald dunkler Föhren.
Frisches Laub in Mitt' des Waldes
Trieb ein junges Föhrlein,
Unter'm Föhrlein, jungbelaubet,
Stand ein weiches Bettlein,
Auf dem Bettlein, waldumschlossen,
Schlief mein liebes Mädchen.
Hätt' das Mädchen gern geweckt, doch
Konnt' ich's nicht vor Herzleid!
Hätt' die Liebste gern geküßt, doch
Konnt' es nicht vor Herzfreud'!
Hub denn Gott den Allerhöchsten
Alse an zu bitten:
„Laß, o Gott, ein Lüftchen kommen
Von der Meeresküste,
Das es ab ein Blättchen breche
Von der jungen Föhre,
Und das Blättchen niederfalle
Und das Mädchen wecke!"

Ließ denn Gott ein Lüftchen kommen
Von der Meeresküste,
Ließ es ab ein Blättlein brechen
Von der jungen Föhre,
Ließ herab ein Blättchen fallen
Und das Mädchen wecken,
Ließ uns lieben und uns herzen
Bis zum frühen Morgen.
Nichts darum wußt' meine Mutter,
Nichts darum die ihre;
Niemand wußt' es, als alleine
Ueber uns der Himmel,
Ueber uns der Sternenhimmel,
Rings um uns die Föhren!

Laß mich lang' in diesen Banden!

Apfelbaum, du zartes Bäumchen,
Unter dir betraf mich Unglück!
Schwägerinnen, die klagten mich,
Junge Mädchen, die fingen mich,
Banden mich an beiden Füßen,
Mit dem einen an ein Mädchen,
Mit dem andern an die Schwägerin!

Sah dies meine alte Mutter,
Bat den lieben Gott mit Thränen:
„Lieber Gott, o sieh' das Unglück,
Sieh' das Unglück meines Sohnes!
Lieber Gott, erlös' den Aermsten!"

Doch ich selbst, ich bat den Herrgott:
„Lieber Gott, o laß mich lange,
Recht recht lang' in diesen Banden!"

Meine Augen — Falkenaugen sind es.

Mohamedanisch.

Meine Augen — Falkenaugen sind es,
Jeder lobt und liebet diese Augen!
Doch vor Allen liebt sie Osman-Aga.

Also herrschet Osman-Aga's Mutter:
„Mädchenschönheit, Buhle du, o Mädchen!
Schmink' nicht weiß und rosig mehr die Wangen!
Nicht verlocke fürder meinen Osman!
In's Gebirge will ich gehn, in's grüne,
Will aus Föhren dunkle Höfe bauen dort,
Will den Sohn einsperren in den Höfen!"

„Immerhin, o Anka, Osman's Mutter!
Meine Augen — Falkenaugen sind es!
Die erschlossen deine Föhrenhöfe,
Führen mich zu Osman-Aga dennoch!"

Laß das Mädchen, laß es, Bruder Jowo!

Leid um dich mir, Bruder Jowo, ist es;
Mit dir, sagt man, wird mein Mädchen gehen!
Eben von selber fährt nach dir mein Säbel;
Bruder Jowo, laß mir ab vom Mädchen!
Lieb ist meinem Haus das Mädchen werden,
Meinem Vater ihres Hofes wegen,
Meiner Mutter ihrer Abkunft halber,
Meinen Brüdern ob des Wuchses Anmuth,
Meinen Schwestern ob des Wunderhaares,
Und mir selber ob der schwarzen Augen!
Laß das Mädchen, laß es, Bruder Jowo!

O Lämmchen mein vom Felde.

Ging vom Felde Abends heim
Lämmchen mein vom Felde,
Stud', da folgt die Liebste mir,
Lämmchen mein vom Felde!
Sah mich um, und sprach zu ihr:
Lämmchen mein vom Felde!
Geh' zurück, o Mädchen mein,
Lämmchen mein vom Felde!
Grunes Wäldchen ist vor uns,
Lämmchen mein vom Felde,
Grünes Wäldchen, Wasser kühl,
Lämmchen mein vom Felde!
Saßen hin und küßten uns,
Lämmchen mein vom Felde,
Küßten und umarmten uns,
Lämmchen mein vom Felde,
Schliefen ein dann Arm in Arm,
Lämmchen mein vom Felde!
Kam' ein Scheim und sah' uns so,
Lämmchen mein vom Felde,
Sagt' es deiner Mutter gleich,
Lämmchen mein vom Felde!
Deine Mutter zürnte dann,
Lämmchen mein vom Felde,

Thäte, Kind, ein Leides dir,
Lämmchen mein vom Felde!

Zürne, Mutter, zürne nicht,
Lämmchen mein vom Felde!
Thu' ihr Leides, thu' es nicht,
Lämmchen mein vom Felde!
Will sie mein sein, bleibt sie mein,
Lämmchen mein vom Felde!

So er Andre liebet.

Wo, o Gott, mein guter,
Mag jetzt sein mein Liebster?
Wandert er wol jetzund?
Trinkt er rotden Rüdlwein?
Oder liebt er Andre?
So er wandert jetzund,
Mag beglückt sein Weg sein!
So er trinket Rüdlwein,
Mag er wohl gedeihn ihm!
So er Andre liebet,
Will ich's ihm vergeben!
Ich — will's ihm vergeben,
Doch — ob aber Gott auch?

Will mich satt am nächsten Sonntag küssen!

Seele Mara, das wir nie uns fehlten,
Stets uns fänden, dort, wo wir uns suchen,
Sei's in meinem, sei's in deinem Hofe,
Sei's im Garten bei der Pomeranze,
Wo Jasmin und Rose lieblich blühen,
Lieblich duftend ineinander glühen!
Denn gar weh thut's, nach der Liebe seufzen,
Wie, o Seele, ich nach dir, oft seufze,
Seh' ich dich, und darf dich doch nicht küssen!
Doch so Gott will, werd' ich's lang nicht missen!
Will mich satt am nächsten Sonntag küssen,
Kind, in meinem Hof, in meinen Armen!

Röslein, was erblühst du mir so frühe?

Ach, und du mein kühles Wasser!
Ach, und du mein rothes Röslein!
Was erblühst du mir so frühe?
Hab' ja nicht, für wen dich pflücken!
Pflück' ich dich für meine Mutter?
Keine Mutter hab' ich, Waise!
Pflück' ich dich für meine Schwester?
Ei doch, längst vermählet ist sie!
Pflück' ich dich für meinen Bruder?
Ist gezogen in die Feldschlacht!
Pflück' ich dich für den Geliebten?
Fern, ach, weilet der Geliebte,
Jenseits dreier grüner Berge,
Jenseits dreier kühler Wasser!

Grüne Ebne, bin dir gram, o Ebne!

Grüne Ebne, bin dir gram, o Ebne!
Wenn mein Liebster über dich dahinreitet,
Spricht er niemals: Sei mit Gott, Geliebte!
Sondern drückt den Hut tief in die Stirne,
Senkt zur Erd' die schwarzen Augen nieder,
Legt an's Herz die Rechte, zieht von dinnen!

Wenn den Hut er in die Stirne drücket,
Will er sagen: Bleib' mit Gott, Geliebte!
Wenn zur Erd' er niederschlägt die Augen,
Denkt er: Bist mir theurer als die Augen!
Wenn an's Herz er legt die treue Rechte,
Spricht er: Werde nimmer von dir lassen!

Will ein Briefchen ſchreiben nach Venedig.

Wachſen Baſilik und Immortelle,
Baſilik am Rand des ſalz'gen Meeres,
Immortell' am Rand des kühlen Baches;
Dennoch findet Eines ſich zum Andern!

Wachſen auf die Knaben und die Mädchen,
Knaben in den Klüften der Gebirge,
Mädchen in der Ebne grünen Feldern;
Dennoch findet Eines ſich zum Andern!

Ich nur, Arme, finde nicht den Liebſten —
Ferne in Venedig weilt der Liebſte!
Will ein Briefchen ſchreiben nach Venedig,
Will ihn fragen, ob ſich's von Venedig
Schwerer findet bis zu unſern Höfen,
Wie vom Meere zu des Baches Rande,
Vom Gebirge zu der Ebne Feldern!

Vor dem Hause der ſcheltenden Mutter.

Sind wieder gekommen
Vor des Pflügers Höfe,
Weil des Pflügers Mutter
Schilt die Mädchen alle,
Schilt beſonders Eine:
„O du böſes Mädchen,
Flechte nicht dein Haupthaar
Um den blanken Säbel!
Locke mir den Sohn nicht
Sommers von dem Pfluge,
Winters von den Schafen!“

Ihr darauf das Mädchen
Aus der Mädchen Mitte:
„Möge Gott dir beiſtehn,
Alte Pflügermutter!
So dir etwa Leid iſt
Um dein Pflügerſöhnlein,
Sondr' es hübſch vom Dorfe
Mit Liebſtöckchenzäunen,
Und umzäune klug es
Mit Baſilienſträuchlein!

Kühles Wasser holend,
Brech' ich die Liebstöckchen,
Pflück' ich die Basilie,
Liebe doch dein Sehnlein!"

So ſinget nur, ihr Vögelein!

So ſinget nur, ihr Vögelein!
Für euch jetzt iſt es Sangeszeit,
Für mich, die Aermſte, Weinenszeit!
Am Arm ſchlief mir ein Alter ein,
Und ihn zu küſſen zwingt man mich,
Die ich ihn lieber wecken thät,
Als küſſen ihm die welke Wang'!

Und ſinget nur, ihr Vögelein!
Für euch jetzt iſt es Sangeszeit,
Für mich, die Aermſte, Weinenszeit!
Am Arm ſchlief mir ein Jüngling ein,
Und ihn zu wecken zwingt man mich,
Die ich ihn lieber küſſen thät,
Als ſtören ihm den ſüßen Schlaf!

Das Mädchen, das im Schnee läuft.

Hoher Schnee fällt am Sanct Georgstage.
Ueberfliegen kann den Schnee kein Vöglein;
Doch das Mädchen läuft darüber barfuß,
Hinter ihm der Bruder mit den Schuhen.

„Friert's dich nicht, o Schwester, an den Füßen?"

„Nimmer, wahrlich, friert's mich an den Füßen!
Doch im Herzen friert's mich zum Erstarren,
Frieret mich — doch nicht vor Schneekälte! —
Frieret mich vor meiner eignen Mutter,
Die mich hingab ungeliebtem Manne!

Bis zuletzt die Mutter dich vertriebe.

Mädchen lieb und Muttergeld, du theures,
Sag', warum doch schilt man dich und stößt dich?
Wüßt' ich, o du liebe Mädchenseele,
Daß sie darum schelten dich und stoßen,
Weil so oft in euern Hof ich komme,
Oefter noch nach euerm Hofe kam' ich,
Bis zuletzt die Mutter dich vertriebe,
Trieb' in meine Hofe dich, du Liebe!

Worauf der Brautwerber sehen soll.

Früh, o Pawle, früh, o lieber Bruder,
Werde mit dem Ringe mir die Schwägrin!
So du aber vor des Schwähers Höfen,
Und heraus sie dir das Mädchen führen,
Sieh' auf Kränze nicht und Ohrgehänge,
Siehe nicht auf buntgenähte Kleider,
Siehe nicht auf schöngestickte Aermel!
Schneider haben buntgenäht die Leibchen,
Stickerinnen schönegestickt die Aermel,
Schmiede schön geformt die Ohrgehänge!
Sieh' nur auf Person und guten Namen
Der, mit der du ewig denkst zu leben!

Das Mädchen, das unfreundlich iſt.

Kauft' ein Roß für Tauſend,
Ritt durch's Feld hin ſauſend,
Ritt bis an das Waſſer,
Wollt' es trinken laſſen.
Saßen an dem Waſſer
Mädchen drei im Schatten;
Zwei in Seide ſtickend,
Eine müßig ſingend.
Sprang empor gleich Eine,
Hielt das Roß am Zaume;
Sprang empor die Zweite,
Tränkte meinen Braunen;
Sitzen nur alleine
Blieb die Dritte, Kleine.
Die herbeigeſprungen
Und das Roß am Zaum nahm,
Hab' ich ſelbſt umſchlungen
Und geführt nach Haus dann;
Die herbeigeſprungen
Und das Roß mir tränkte,
Gab' ich meinem Freunde;
Gott ihr Segen ſchenke!
Doch die ſitzen blieben,

Die auch gab ich aus bald,
Gab ſie, wo ſie hinpaßt,
In den tollſten Haushalt,
Wo die lieben Schwäher
Sich mit Keffeln ſchlagen
Und die jungen Schwäger
Sich mit Aexten balgen,
Wo ſich Schnur und Schwieger
Raufen mit den Schäffeln
Und die kleinen Rangen
Mit den Rockenſtangen
Und auch mit den Löffeln.

Hochmuth.

Hoch erhebt sich wol der Falke;
Doch das Thor der Burg ist höher,
Dran die Pforten Andscha hüten,
Um die Stirn der Sonne Strahlen,
Um den Leib des Mondes Gürtel,
Und mit Sternen angekleidet!

Will denn gehen, kehrt' ich auch nicht wieder.

Kam mir gestern, kam ein schwarzes Brieflein,
Schwarzes Brieflein und zur schwarzen Stunde.
Schwarz gesiegelt war's mit schwarzem Siegel,
Rote geschrieben war's mit blut'gen Zeichen,
Kam zu mir, und kam von meinem Bruder,
Kündend, daß die Liebste sich vermähle,
Sich vermählt' mit meinem Bundesbruder;
Kündend, daß mich wählt der Bundesbruder,
Mich erwählt, daß ich das Bräutlein führe!
Welch ein traur'ger Brautgeleiter ist dies!
Wenn den Becher er erhebt zum Zutrunk,
Soll er sprechen: „Auf dein Wohl, o Schwägrin!"
Soll er sprechen: „Auf dein Wohl, Geliebte!"
Nicht sein Herze kann er dann zwingen,
Daß er sage: „Auf dein Wohl, o Schwägrin!"
Auf betrübt er seinen Bundesbruder,
So er spräche: „Auf dein Wohl, Geliebte!"
Wird traut geben, zwiefach wehe bleiben,
Will denn gehen — kehrt' ich auch nicht wieder!

Deinen Namen hab' ich ihm gegeben.

„Sprich, Geliebte, bist du schon vermählet?"

„Bin's, Geliebter, und ein Knäblein wieg' ich —
Deinen Namen hab' ich ihm gegeben,
Daß, ihn rufen, mir das Herz erleichtre.
Nimmer ruf' ich: Komm zu mir, mein Söhnlein!
Sondern rufe: Komm zu mir, du Liebster!"

Hochzeitslieder aus Risano.

I

Morgenstern, der helle, wandelt
Durch die weiße Stadt Risano.
Morgenstern, der helle, ist's nicht,
Stana ist's, das junge Mädchen;
Trägt mit sich zwei Nachtigallen,
Spricht zu ihnen diese Worte:
„So euch Gott, zwei Nachtigallen,
Flieget hin zu Koste's Höfen,
Flieget hin zu Koste's Fenstern,
Redet also dort zu Koste:
Sieh, das Mädchen Stana sah'n wir!
Herrlich ist es angekleidet,
Angekleidet und geschmeidet,
Schlanken Baus und hohen Wuchses,
Weiß von Antlitz, lieblich rosig,
Ganz dir ähnlich, für dich passend!"

2.

Wen der Reif ein Zweiglein sendet Stana,
Sendet es an Kosto mit der Botschaft:
„Kosto, du mein Glück, mein vielgeliebtes,
Immer schilt die Mutter mich und schmähet!
Doch nicht schilt sie, weil ich Schlechtes übe,
Schilt nur deines oftern Kommens wegen!“

Da die Botschaft Kosto wohlverstanden,
Sendet von der Rose er ein Zweiglein,
Sendet's mit der Botschaft an das Mädchen:
„Stana, meine Seele, du geliebte,
Bitte Gott, daß bald es Sonntag werde!
Sammeln will sodann ich hundert Swaten,
Lauter Swaten, nie zuvor vermählte,
Rosse reitend, nie zuvor gerittne,
Säbel schwingend, nie zuvor geschwungne,
Mützen tragend, nie zuvor getragne,
Will dir senden meinen eignen Bruder,
Angethan mit meinen eignen Kleidern,
Angelegt mit meinen eignen Waffen,
Daß du um so leichter ihn erkennest!“

Lange nicht — und Sonntag ist es worden,
Und es sammelt Kosto hundert Swaten,
Lauter Swaten, nie zuvor vermählte,
Rosse reitend, nie zuvor gerittne,
Säbel schwingend, nie zuvor geschwungne,
Mützen tragend, nie zuvor getragne,
Sendet voran seinen eignen Bruder,

Angethan mit seinen eignen Kleidern,
Angelegt mit seinen eignen Waffen,
Daß das Mädchen leichter ihn erkenne,
Und die Mutter länger nicht mehr schelte.

3.

Jagt und jagt der junge Kosto
Durch das Waldrevier,
Jaget, und die Sommersonne
Brennt in's Antlitz ihm.
Sucht denn Kosto, sich zu kühlen,
Sucht Schattenkühl,
Sucht und findet was er suchet
Bald am Rand des Sees,
Läßt sich nieder in der Kühle
Und entschlummert süß.

Als er aber ausgeschlummert
Und vom Traum erwacht,
Sieh' — da steht die kaum verlobte
Stana neben ihm!
Zu ihr spricht der junge Kosto,
Spricht der wackre Held:
„So dir Gott, o Mädchen Stana,
Kaum mir anverlobt!
Bist du mit dem Thau gefallen
Mir vom Himmelszelt,
Oder durch den Wald gekommen,
Mädchen, so von selbst?“

Ihm jedoch das Mädchen Stana
Sittſam dies zurück:
„Se dir Gott, o junger Koſte,
Du mein beſtes Glück!
Brauchst' ich mit dem Thau zu fallen
Dir vom Himmel erſt?
Kennt' ich durch den Wald nicht kommen,
Liebſter, dir von ſelbſt?“

I.

So beſchwerte Stana jung die Sonne:
„So dir's wohl ſei, warme Frühlingsſonne,
Und, verdüſtert niemals, ſtets du ſcheinest!
Scheinest du ſchon heute in Miſano
Und beſchienſt du dort die Hofe Koſte's?
Sind zu ſchauen Schwäger dort und Schwäher?
Denken bald die Schnur ſie heimzuführen?
Sind zu ſchauen mir die jungen Schwäger?
Sind zu ſchauen auch die Schwägerinnen?
Sahſt du wol auch Koſte, meinen Liebſten?
Iſt er wohl und iſt er mir auch heiter?
Scharen ſich um ihn die ſchmucken Swaten?
Weht von ſeinen Hofen ſchon die Fahne?
Führt die alte Mutter ihm den Reigen?
Stimmen ſeine Schweſtern heitre Lieder?“

Drauf alſo zurück die warme Sonne:
„So mir Gott, o wunderſchöne Stana,

Da du fragst, will ich dir Wahrheit künden!
Wol schon schien ich heute in Risane
Und beschien die weißen Höfe Koste's!
Sah den Schwäher dein und deine Schwäger;
Denken bald als Schnur dich heimzuführen!
Sah auch deine jungen Schwäger alle,
Alle, wie sie goldne Ringe schmieden;
Sah die Schwägerinnen all', die lieben,
Alle, wie sie Silbersträußlein richten;
Sah auch Koste, deinen Treugeliebten,
Wie er wohl ist und auch heitern Muthes,
Und die Fahne weht ihm von den Höfen,
Und den Reigen führt die alte Mutter,
Und im Reigen tanzen seine Schwestern,
Und um ihn schon sammeln sich die Swaten,
Und nicht lang — und dich zu holen kommt er!"

5.

Ihrer Swaten ist gewartig Stana
Für den nächsten Sonntag, der herankommt;
Drum bepflanzt den Weg sie mit Basilie,
Pflanzt Viol' und Ros' am Rand des Weges,
Um die Höfe zartes Majorankraut,
Vor die Höfe goldne Pomeranzen.

Als die Swaten nun am Sonntag kommen,
Finden sie den Weg zum Hofe nimmer
Ob des Dufts der morgenden Basilie,

Ob der Pracht der Rosen und Violen,
Ob der Fülle zarten Majorankrauts,
Ob des Baumes blütenreicher Zweige,
Ob des Rauschens all der Falkenflügel.

Spricht denn so die wunderschöne Stana:
„Laßt, um Gott, o Freundinnen, geliebte,
Laßt mich treten an des Hofes Fenster,
Daß ich schaue die geschmückten Swaten!“
Nimmt dann eine Pfauenfeder golden,
Winkt damit den Swaten zu am Wege:
„Hochzeitsführer, Zierden ihr der Swaten,
Zückt die Säbel von den breiten Gürteln!
Mähet ab des Majorans Fülle!
Hauet ab der Pomeranze Zweige!
Schmücket euch und eure guten Rosse!
Kommt zu mir in meine weißen Höfe!“

6.

Lieblich ist es anzuschauen nächtlich,
Wie die Swaten um die Tafel sitzen
Und aus Bechern rothen Kühlwein schlürfen,
Wie ein Reblein um die Tafel hüpfet
Und mit Wein die Becher ihnen darreicht,
Nachtigall auf einer Schulter tragend,
Auf der andern goldne Pfauenfeder!
Also spricht die goldne Pfauenfeder:
„O, daß mein der Nachtigallen Kehle!
Lieblich stimmen würd' ich meine Kehle,

All' die Herren nach der Reih' besingen!"
Also aber spricht das Nachtigallchen:
„O daß mein, du goldne Pfauenfeder,
„O daß mein des Pfauen Feder wäre!
Alle meine Federn würd' ich rupfen,
All' die Gäste nach der Reihe schmücken!"

7.

Was erglänzt dort in Risane's Veste?
Ist die Sonne oder ist der Mond es?
Ist es Purpur, den die Schneider schneiden,
Oder Gold wol, das die Schmiede schmieden?
Ist's ein Stickrahm, dran die Mädchen sticken?
Oder aber ist's ein goldner Apfel,
Goldner Apfel zwischen Edelsteinen?
Nicht die Sonne, nicht der helle Mond ist's,
Ist nicht Purpur, den die Schneider schneiden,
Ist auch Gold nicht, das die Schmiede schmieden,
Ist kein Stickrahm, dran die Mädchen sticken,
Ist auch nicht, o Freund, ein goldner Apfel,
Goldner Apfel zwischen Edelsteinen,
Sondern eine Braut bei ihren Schwägern!
Wie sie ist, so wunderbar und lieblich,
Schaut die Stirn' ihr wie ein stolz Gebirge,
Strahlt ihr Antlitz wunderweiß und lieblich,
Gibt von ferne prachtgen Schein den Höfen!

8.

Drei Gebirge, die sind mir doch,
Doch das höchste ist jenes mir,
Drüber Kosto der Jäger jagt!

Führt ihm Stana das Röslein zu,
Führt es ihm zu und füttert es,
Gibt ihm zu fressen Perlen zart,
Perlen aus ihrem Seidenschoos,
Gibt ihm zu trinken Wasser kühl,
Wasser aus ihrer weißen Hand,
Und entschlummert im Wald hierauf.

Rufen die Wächter aus der Stadt:
„Wessen ist die schlafende Maid?“

Kosto der Jäger hört's und ruft:
„Mein ist sie und wecket sie nicht!
Will sie mir wecken selber wol,
Bis ich nur erst zu End' gejagt!“

Kosto der Jäger jagt zu End',
Bricht vom Strauche ein Röslein wild,
Streicht das Mädchen in's Angesicht:
„Wache nun auf, o Stana lieb!
Hast du denn ausgeschlafen nicht,
Bei der Mutter die lange Zeit?“

Da dies Stana, das Mädchen, hört,
Da entreißt sie dem Schlummer sich,
Springt empor vom Boden behend.

Asto aber, da er dies sieht,
Sattelt zur Stell' sein gutes Roß,
Schwingt sich munter auf's Roß empor,
Faßt Stana gleich an der Hand,
Setzt sie auf's Rößlein hinter sich,
Reitet nach seinen Höfen heim.

Da er vor seine Höfe kommt,
Ruft er heraus die Mutter sein:
„Mutter und komm gleich vor den Hof,
Siehe, ich bring' ein Schnürlein dir!"

Da dies aber die Mutter hört,
Eilet sie fröhlich vor den Hof,
Küsset ihr liebes Schnürlein heiß,
Danket im Himmel Gott dem Herrn:
„Dank dir, o Gott, du gütiger,
Daß du mir schickst Ersatz in's Haus!"

9.

Sieh', nun kommt dir unser ehrsam Bräutlein,
Kommt und bringt in's Haus dir manchen Segen,
Wie im Haar es trägt die warme Sonne,
In den Händen einen grauen Falken,
In dem Herzen Frieden und Ergebung,
Und im Munde Honig süß und Kuchen!
Kaum es anfangt bei den weißen Höfen,
Theilt es Glück aus durch die weißen Höfe,

Feinsam klugen Sinn den Schwiegerältern,
Freundliches Begegnen ihren Schwägern,
Heil Empfangen ihres Mannes Schwestern,
Liebreich Wort den Frauen ihrer Schwäger,
Liebevoll Umarmen ihrem Bräut'gam.

10.

Flogen auf zwei graue Edelfalken,
Flogen auf von Stana's Heimatshöfen.
Gleich erkennt die grauen Falken Stana,
Kennt sie gleich und spricht zu ihnen weinend:
„Se euch Gott, zwei graue Edelfalken!
Kommt ihr jetzt von meines Vaters Höfen?
Sahst ihr mir den Vater, mir die Mutter,
Ob sie, ach, die Thränen schon getrocknet,
Die sie weinten, da ich sie verlassen?"

Drauf zurück die beiden grauen Falken:
„So dir Gott, o wunderschöne Stana!
Kommen grad' von deines Vaters Höfen,
Und gesandt von Vater dir und Mutter,
Daß wir dich, o Stana, lieb begrüßen,
Dich begrüßen und dich auch befragen,
Ob bei Kosto wohl dir und gewöhnlich?"

Drauf erwiedert Stana dies den Falken:
„Gehet mit Gott, zwei graue Edelfalken!

Grüßt daheim den Vater mir, die Mutter,
Grüßet sie und sprecht zu ihnen also:
Wohl ist mir bei Kosto und gewöhnlich,
Und, will's Gott, soll mir's noch wohler werden!"

Liebesgeschichten.

Schwimmt ein Mädchen über'm Wasser.

Wundergrüne Waldesbut,
Wunderklare Wasserflut!
Schwimmt ein Mädchen über'm Wasser,
Schwimmet nicht, daß es ertränke;
Schwimmet nur, daß es erfähe,
Ob die Mutter sich wol kränke.
Doch die Mutter geht an's Ufer,
Wirft in's Wasser einen Stein:
„Sink', o Böse, sink' hinunter,
Nimmer bist und warst du mein!"

Wundergrüne Waldesbut,
Wunderklare Wasserflut!
Schwimmt ein Mädchen über'm Wasser,
Schwimmet nicht, daß es ertränke;
Schwimmet nur, daß es erfähe,
Ob der Vater sich wol kränke.
Doch der Vater geht an's Ufer,
Wirft in's Wasser einen Stein:
„Sink', o Böse, sink' hinunter,
Nimmer bist und warst du mein!"

Wundergrüne Waldesbut,
Wunderklare Wasserflut!

Schwimmt ein Mädchen über'm Waſſer,
Schwimmet nicht, daß es ertränke,
Schwimmet nur, daß es erſäde,
Ob die Schweſter ſich wol kränke.
Doch die Schweſter geht an's Ufer,
Wirft in's Waſſer einen Stein:
„Sink', o Böſe, ſink' hinunter,
Nimmer biſt und warſt du mein!“

Wundergrune Waldesbut,
Wunderklare Waſſerflut!
Schwimmt ein Mädchen über'm Waſſer,
Schwimmet nicht, daß es ertränke;
Schwimmet nur, daß es erſäde,
Ob der Bruder ſich wol kränke?
Doch der Bruder geht an's Ufer,
Wirft in's Waſſer einen Stein:
„Sink', o Böſe, ſink' hinunter,
Nimmer biſt und warſt du mein!“

Wunderbare Waldesbut,
Wunderkuhle Waſſerflut!
Ueber'm Waſſer ſchwimmt ein Mädchen,
Schwimmet nicht, daß es ertränke;
Schwimmet nur, daß es erſäde,
Ob der Liebſte ſich wol kränke.
Liebſter eilet an das Ufer,
Stürzt ſich in die Flut hinein:
„Komm mit mir, du liebe Seele,
Warſt und biſt für ewig mein!“

Was dem Mädchen lieb ist.

Wuchs ein Pomeranzenbaum in Rom,
Pflegte sein ein Romianermädchen,
Hüllt' ihn ein zur Winterszeit in Seide,
Goß ihn an zur Sommerzeit mit Wasser.

Als der Pomeranzenbaum nun blühte,
Bat zu Gott die schöne Romianin,
Daß der Baum ihr Pomeranzen trage,
Pomeranzen drei von Goldes Schönheit.

Bat zu Gott, und wie sie bat, geschah es,
Trug der Baum drei goldne Pomeranzen.

Nahm das Mädchen, nahm die Pomeranzen,
Schickt dem Dogen eine von Venedig,
Schickt die zweite dem verehrten Sultan,
Schickt die dritte nach Prilip an Marko.

Die sie schickt dem Dogen von Venedig,
Schickt dafür entgegen ihr der Doge,
Schickt ihr einen schönen goldnen Nachen.
Die sie schickt nach Stambol an den Sultan,
Schickt der Sultan ihr ein golden Spieglein.

Die sie schickt dem Königssohne Marko,
Schickt dafür ihr Marko Roß und Reiter.

Da nach Nowi die Geschenke kommen,
Und das Mädchen sieht die Geschenke,
Spricht es also, die Geschenke musternd:
„Wenig Dank dir, Doge von Venedig,
Wenig Dank dir für den goldnen Nachen;
Bin kein Schiffer, der auf Meeren schiffet,
Bin ein Mädchen, das da stickt am Fenster!
Wen'ger Dank, o Sultan dir von Stambol,
Wen'ger Dank für deinen goldnen Spiegel;
Bin ja selbst ein wunderbarer Spiegel!
Dank nur dir, dem Königssohne Marko,
Der du Roß und Reiter mir gesendet —
Marko weiß, was einem Mädchen lieb ist!“

Auch wir Mädchen ſchauen auf das Roß nicht!

Vor den Höfen Jowan-Beg des Begen
Tanzt ein Reigen in Herzegowina;
Doch zu ſchauen iſt kein Mann im Reigen,
Nur zu ſchaun ſind Mädchen drin und Frauen.

Kommt heran ein unbekannter Recke,
Trägt an ſich viel prächtige Gewänder,
Reichen Schmuck an ſeinem guten Roſſe,
Trägt am Leib ein Oberkleid grünſeiden,
Dran zu ſchauen dreißig goldne Spangen,
Sammtnes Leibchen unter'm Oberkleide,
Dran zu ſchauen Spangen, ſchwer drei Okka;
An den Beinen Schuh' und prächt'ge Hoſen,
Auf dem Haupte einen ſtolzen Kalpak,
An der Seit' 'nen Damaſcenerſäbel,
Damaſcener mit drei goldnen Griffen
Und drei edlen Steinen an den Griffen.

Zu beſchaun den Knaben hält der Reigen,
Und der Knabe ſpricht zum Reigen alſo:
„Tanzt, o tanzet, und beſchauet mich nicht!
Nicht nach Golde ſchau ich und nach Perlen,
Nicht nach Sammt und nicht nach feiner Seide!

Schaue nur auf holde Mädchenschönheit,
Zierde der Gestalt und Wuchses Anmuth,
Lieblichkeit des Ganzes und Blickes Sanftheit,
Daß die Mutter wisse, worauf stolz sein,
Wenn in's Haus das Mädchen ihr ich bringe!"

Also aber ihm der Mädchen eines:
„Sprich nicht thöricht, unbekannter Recke!
Auch wir Mädchen schauen auf das Roß nicht,
Nicht auf Rosses Schmuck und schöne Waffen,
Sondern schauen auf des Helden Schönheit,
Eh' der Mutter Lebewohl wir sagen
Und der Freiheit wunderschönen Tagen!"

Töchterlein Muttergold.

Guter Gott, und welch ein groſses Wunder,
Daſs der Zarin Nachkunft nicht will werden,
Keine Nachkunft, weder Knab' noch Mädchen!
Fleht zu Gott darum die junge Zarin,
Daſs er Nachkunft ihrem Herzen gebe,
Sei's ein Knäblein oder auch ein Mägdlein;
Fleht zu Gott, und Gott der Herr erhört sie,
Schenket Nachkunft ihrem frommen Herzen,
Wol kein Knäblein, aber doch ein Mägdlein.

Eine Woche donnern die Kanonen,
Da dem Zaren kommt zur Welt das Mägdlein;
Doch zwei Wochen sinnen sie auf Namen,
Eh' dafür sie einen Namen finden,
Muttergold, den wunderbaren Namen.

Als den Namen endlich sie ersonnen,
Schmieden sie aus Silber eine Wiege,
An die Wiege einen goldnen Falken,
Daſs, wenn es allein, es mit ihm rede;
Und es nähret ihr Muttergold die Zarin,
Bis zum Rocken es herangewachsen.
Als zum Rocken es herangewachsen,

Schmieden sie ihm einen goldnen Rocken,
An den Rocken einen Ring von Perlen;
Und es nährt ihr Muttergold die Zarin
Bis zum Stickrahm es herangewachsen.
Als zum Stickrahm es herangewachsen,
Kaufen sie ihm Stickrahm und Korallen
Und von Stadt ein allerfeinstes Rädlein,
Feines Linnen aus der Feste Mostar,
Seide, bunter Art, von Sarajewo,
Schönes Stickgeld fernher aus Venedig,
Rufen neun Gespielinnen dann zu ihm,
Die es lehren auf dem Rahmen sticken,
Sticken auf der thau'gen Blumenwiese
Und im Kühl der schatt'gen Pomerane.

Einmal, da die Sonne niedergangen,
Hebt empor sich Muttergold vom Rahmen,
Wandelt durch die thau'ge Blumenwiese,
Und die neun Gespielinnen zur Seite
Tragen ihm den Schlepp und auch die Aermel;
Wehl den Schlepp, daß er sich nicht bethaue,
Und den Aermel, daß er sich nicht netze.
Sieh' da wandelt durch die thau'ge Wiese
Imbro eben auch, das junge Herrlein,
Bietet Gott dem Muttergold zum Gruße:
„Möge Gott, o Muttergold, mit dir sein!"
Muttergold nimmt ihm den Gruß entgegen:
„Möge Gott dir Gutes geben, Imbro!"

Imbro drauf geht nach den weißen Höfen,
Spricht also zu seiner alten Mutter:

„Mütterchen, mein liebes, gutes, altes,
Geh', o Mutter, in des Zaren Höfe,
Wirb für mich dort Muttergold zur Hausfrau!
Schaffst du mir nicht Muttergold zur Hausfrau,
Nie, o Mutter, wähl' ich eine Andre,
Nicht ein Mädchen und nicht eine Witwe,
Wähl' als Bräutlein mir die schwarze Erde!"

Doch die Mutter drauf zurück dem Sohne:
„Söhnlein Imbro, du mein Gut, mein liebstes,
Fürchte, das das Mädchen dich verschmähe!"

Imbro aber drauf zur alten Mutter:
„Sprich nichts mehr, und geh', o alte Mutter,
Geh' du hin, erbitte mir das Mädchen!"

Nun die Mutter nicht mehr anders konnte,
Auch aus Furcht vor Imbro wol nicht wagte,
Geht sie hin, geht zu des Zaren Höfen.

Da sie ankommt an des Zaren Höfen,
Pocht sie mit dem Thürring an die Pforte.

Und es sehen sie die neun Gespielen —
Sie, die da das Muttergoldchen lehren,
Die es lehren Sticken auf dem Rahmen —,
Heben an zu schmähn das Herrlein Imbro,
Zu verschänden in des Mädchens Augen,
Schelmenstamme sei entsprossen Imbro,
Eine Schelmin habe ihn geboren.

An die Pferde aber geht die Zarin,
Thut die Pferde auf der alten Mutter,
Führt hinein sie in die schönste Kammer,
Bietet ihr gezuckerten Kaffee dar,
Und es schlürfen aus den Schalen Beide.

Spricht darauf des jungen Imbro Mutter:
„Gott mit dir, o jugendliche Zarin!
Fragst mich nicht, noch sag' ich dir es selber,
Was da wol von meinen weißen Hosen
Zu den deinen mich, die Alte, führet!
Der mich sendet, ist das Herrlein Imbro,
Sendet mich und läßt dich grüßen ziemend,
Ob du wol dein reines Geld willst geben,
Geben ihm dein Muttergeld zur Hausfrau?"

Drauf zu ihr die jugendliche Zarin:
„Warte nur, o Imbro's liebe Mutter,
Daß ich erst zur thau'gen Wiese rede,
Und mein reines Muttergeld befrage,
Ob es gehn will mit dem Herrlein Imbro!"

Drauf zur Pomeranze geht die Zarin,
Fragt also ihr Muttergeld, ihr liebes:
„Muttergeld! Willst du wol gehn mit Imbro?"

Muttergeld jedoch ihr drauf erwidert:
„Laß, o laß mich, meine liebe Mutter!
Nicht zum Sklaven möcht' ich Imbro haben,
Um wie viel erst wen'ger zum Gebieter!
Schelmenstamme ist entsprossen Imbro,
Und geboren hat ihn eine Schelmin!"

Da dies Imbro's Mutter dort von ferne,
Will sie nicht erst warten, bis die Zarin
Mit der Antwort rückkommt von der Wiese,
Sondern eilet fort schnell aus den Höfen.

Kommen sieht sie Imbro schon von ferne;
Räder aber läßt er sie erst kommen,
Fragt sodann die gute alte Mutter:
„Kommst du, Mutter, Botenlohn dir holen?"

Eifernd aber ihm darauf die Mutter:
„Laß, o laß mich, unglückselig Söhnlein!
Hat dir nicht vorausgesagt die Mutter,
Arg verschmähen werde dich das Mädchen?
Sieh', nun hat das Muttergeld gesprochen,
Schelmenflamme seiest du entsprossen,
Und geboren hab' dich eine Schelmin!"

Als dies Imbro von der Mutter höret,
Spricht er also zu der alten Mutter:
„Keine Mutter hätte mich geboren,
Sondern eine Stute, die mein Roß warf,
So ich mich an Muttergeld nicht rächte
Vor dem Frühstern und dem Morgenrufe!"

Als es nun des Abends ist um's Nachtmahl,
Speisen Alle, beben dann den Tisch auf,
Legen sich, wo Jedem ist sein Lager,
Imbro auch in seiner neuen Kammer.
Doch nicht schlafen kann der junge Imbro.
Macht sich auf, und nimmt Papier und Dinte,

Schreibet und beſchreibt ein weißes Briefblatt,
Gibt das Blatt dem Wirbel des Gebirges,
Gibt das Blatt ihm, ſpricht alſo zum Wirbel:
„Nicht dies Blatt und Schreiben nimm von dinnen,
Sondern, Wirbel, Muttergeldchens Sinnen,
Daß es in den weißen Thurm mir komme
Vor dem Frühſtern und dem Morgenrufe,
Nackt, ſo wie es iſt, im feinen Hemdchen,
Barfuß, wie es iſt, in gelben Schüblein,
Barhaupt, wie es iſt, im kleinen Tüchlein!“
Schreibt dann und beſchreibt ein zweites Briefblatt,
Wirft das weiße Blatt in's kühle Waſſer,
Wirft's hinein und ſpricht zum kühlen Waſſer:
„Nicht dies Blatt und Schreiben nimm von dinnen,
Sondern, Waſſer, Muttergeldchens Sinnen,
Daß es in den weißen Thurm mir komme
Vor dem Frühſtern und dem Morgenrufe,
Nackt, ſo wie es iſt, im feinen Hemdchen,
Barfuß, wie es iſt, in gelben Schüblein,
Barhaupt, wie es iſt, im kleinen Tüchlein!“
Schreibt dann und beſchreibt ein drittes Briefblatt,
Wirft das Briefblatt in's lebend'ge Feuer,
Wirft's in's Feuer und beſchwört das Feuer:
„Nicht dies Blatt und Schreiben nimm von dinnen,
Sondern, Feuer, Muttergeldchens Sinnen,
Daß es in den weißen Thurm mir komme
Vor dem Frühſtern und dem Morgenrufe,
Nackt, ſo wie es iſt, im feinen Hemdlein,
Barfuß, wie es iſt, in gelben Schüblein,
Barhaupt, wie es iſt, im kleinen Tüchlein!“
Und darüber überkommt der Schlaf ihn.

Kurz darauf, nicht lange mocht' es dauern,
Heben laut die Hunde an zu bellen,
Mit dem Thürring pocht an's Hausthor Jemand:
„Herrlein Imbre, öffne mir die Thore!
Oeffne sie, daß sie dir nicht verderben!"

Auffährt Imbre aus dem leichten Schlafe,
Fährt empor, als ob ihn Wuth befallen,
Gilt hinab, schließt auf des Hofes Thore,
Siehe, wer da pocht — ist Muttergoldchen!

Da dies sieht das junge Herrlein Imbre,
Wird er, ob die Sonne ihn beschiene,
Wirft den grünen Mantel um das Goldchen,
Führt hinein es in die weißen Hofe,
Führt hinan es in die neue Kammer.

Haikuna Atlagitsch.

Ging lustwandeln Atlagitsch Haikuna,
Trug an sich gar wunderbaren Anzug:
Sieben Flechten an dem einen Haupte,
Zwei Gehänge an dem einen Ohre,
Drei Halsbänder an dem einen Halse,
Drei Geldgürtel an dem einen Herzen,
An den Beinen buntgestickte Hosen
Wunderseltsam aufgeputzt zu schauen
Bis an's Knie mit Wölfen und Alraunen,
Ueber'm Knie mit niedlichen Eichhörnlein,
Eingefaßt mit schnurbartgleichen Schnörkeln,
Oben mit des Paschas Deltascha
Und um ihn mit dreißig wackern Kriegern,
An dem Gurt mit Schmieden zwei, drin Einer
Hämmert und der Andere vergoldet.

Hin so geht sie nach dem neuen Marktplatz
Vor die Bude Jewan's, des Gesellen:
„Helf' dir Gott, o Junggeselle Jewan!"

„Sei mir wohl, o Atlagitsch Haikuna!
Aus' im Wohlsein ab die schönen Hosen
Und beschenk' mich, da du neu bekleidet!"

Ihm zurück drauf Atlagitsch Haikuna:
„Daß, o Jowan, daß dich Gott nicht strafe!
Was kann für dein Wünschen ich dir schenken?
Schenk' ich dir ein schönes grünes Tüchlein?
Kein Geschenk für dich ist wahrlich dieses!
Schenk' ich Strümpfe dir und Hemd und Hosen?
Wahrlich, kein Geschenk für dich ist dies auch!
Soll ich in mein Kämmerlein dich laden?
Nimmer' sittsam würdest drin du bleiben,
Ruhen nicht und böse Kurzweil treiben!"

Drauf zurück ihr Jowan, der Geselle:
„Nun, Haikuna, laß uns einmal wetten,
Wetten um dein Halsband und mein Weißroß!
Laß bestimmen einen sichern Ort uns,
Sei's in meinem, sei's in deinem Hof,
In dem Garten Atlagitsch des Begen!
Laß mitsammen eine Nacht uns weilen,
Und wer erst den Andern stört durch Kurzweil
Geb' das Weißroß oder geb' das Halsband!"

Drauf zu ihm Haikuna dies, das Mädchen:
„Nun wohlan denn, o Geselle Jowo!
Komm heut' Abends, wenn es Nacht geworden,
In den Garten Atlagitsch des Begen,
Harre meiner in des Gartens Dunkel,
Unter'm goldnen Pomeranzenbaume!"
Spricht's und kehrt zurück zu ihren Hofen.

Jowo unterdeß in seiner Bude
Ueberdenkt des Türkenmädchens Rede,
Ob er kommen, ob er nicht soll kommen.

Da es aber dunkle Nacht will werden,
Steht er auf und wandelt nach dem Garten,
Nach des Begen Pomeranzenbaume.

Lange noch nicht unter'm Baume harrt er,
Horch, da rauscht es durch den grünen Garten,
Klirret leis, wie goldgeschlungne Kettlein,
Rauschet leis, wie seidene Gewänder —
Jewo glaubt den Türken sich verrathen,
Will entfliehn durch's dämmernde Gebüsche,
Horch, da ruft Haikuna's sanfte Stimme:
„Ei wohin? Daß du den Fuß nicht brächest!
Weißt du nicht, was wir besprochen heute?"

Stehn bleibt Jewo in dem grünen Garten,
Wartet bis Haikuna ihm herankommt.
An der Hand bald fasset ihn Haikuna,
Führt hinan ihn in den obern Söller,
Und es legen Beid' sich in die Kissen.

Jewo schlummert ein, ein schuldlos Lämmchen.
Doch nach Schlaf vergebens sucht Haikuna,
Wendet hin und her sich in den Kissen,
Streichelt Jewo mit der Hand am Kinne,
Spricht: „O Jewo! Sieh' mich an, o Jewo!
Ist es wirklich Leid dir um dein Weißroß?
O daß doch die Türken dir es ritten
Und Haikuken mir das Band vertränken!"

Da dies höret Jewo der Geselle,
Schlingt den Arm er um das Türkenmädchen,
Küßt es drei mal, küßt es wol auch vier mal,

Wenn es Jemand zählte, wol auch mehr mal.
Drauf entſchlummern ſanft die jungen Leute.

Längſt ſchon über'm Thurme ſteht die Sonne,
Da erwacht erſt Jowo der Geſelle,
Spricht beſorgt alſo zur jungen Türkin:
„Sieh', in's Fenſter brennt uns ſchon die Sonne!
Tödten wahrlich werden mich die Türken!"

Alſo aber tröſtet ihn Haikuna:
„Fürchte nichts, und ſorge nicht, o Jowan!
Eines vollen Jahres weiße Tage
Könnte ich, o Jowan, dich verbergen
Hier in dieſen unſern weißen Höfen,
Und doch wüßten Vater nichts und Mutter!"
Springt empor dann auf die leichten Beine,
Legt in's Bett den vielbeſorgten Jowan
Und bedeckt mit Kiſſen ihn und Decken.

Friedlich ſchlummert Jowo in den Kiſſen.
Als jedoch die finſtre Nacht gekommen,
Und zu Bette Vater war und Mutter,
Eilt Haikuna in den obern Söller,
Holet aus den Kiſſen den Geſellen,
Setzt ihm vor ein trefflich Herrennachtmahl,
Nimmt zu ſich viel gelbe Golddukaten,
Geht hinnieder in die niedern Ställe,
Sattelt dort des Atlagitſchen Braunen.
Jowo auch geht heim nach ſeinem Hauſe,
Zäumet dort ſein ſchnellgefüßtes Weißroß,
Nimmt zu ſich, was er beſitzt an Gute.

Drauf beſtiegen Beide ihre Roſſe,
Und entflieben nach Catares Ebne.

Als es Morgens Morgen war geworden
Merkt bald des Atlagitſchen Ehfrau,
Daß die junge Tochter nicht im Hauſe,
Und mit ihr des Gutes viel entſchwunden
Und der Braun ſelbſt aus den niedern Ställen.

Schnell ein Brieflein ſchreibt ſie auf den Knieen,
Sendet nach es der geliebten Tochter:
„Was, o Tochter, daß der Herr dir gnade,
Was verbrennſt den Bart du deinem Vater,
Schwärzeſt an das Antlitz deiner Mutter?“

Drauf zurück der Mutter ſchreibt Haikuna:
„Sprich nicht thöricht, meine alte Mutter!
Wüßteſt du, o meine alte Mutter,
Wie ein Chriſt ſo feurig weiß zu lieben,
Gleich zur Stund' verließeſt du den Vater,
Liebteſt ſelbſt, ſo alt du, einen Chriſten!“

Die kluge Jelena.

Früh geht Pawle zur Versammlung,
Traurig aber kehrt er wieder.
Ihm entgegen geht Jelena,
Seine liebe, junge Schwester,
Will des Neffen Zaum ihm halten;
Pawle aber ruft ihr dies zu:
„Laß, o laß nur, meine Schwester,
Meine Schwester, o Jelena!“

Ihren Bruder fragt die Schwester:
„Se dir Gott, o junger Pawle,
Junger Pawle, lieber Bruder,
Was wol sprechen stets die Herrn dort?“

„Was auch stets die Herrn dort sprechen,
Sprechen stets von dir, Jelena,
Und von deiner seltnen Schönheit
Und von deiner seltnen Klugheit!
Doch gewettet hat der Ban heut,
Hat gewettet sieben Burgen
Und dreihundert Golddukaten,
Daß du in den Mischen-Wald nicht,
O Jelena, wagst zu gehen,
Kaltes Wasser dort zu holen!“

Laut darüber lacht Jelena,
Spricht also zu ihrem Bruder:
„Fürchte nichts, o lieber Bruder,
Weil also der Ban gesprochen!
Schaff' mir lieber Reiterkleider,
Sattle mir ein braunes Rößlein,
Gib mir zwei Gefährten bärtig,
Daß ich mich verkleide, Bruder,
Und in die Versammlung gehe
Und dort selbst ein wenig höre,
Wie und was die Herren sprechen!"

An sich legt denn schon Jelena,
An sich legt sie Reiterkleider,
Setzt auf's Haupt sich einen Kalpak,
Schnallt ein Schwert sich um die Hüfte,
Reitet in die dunkle Waldung.

Tief im Walde, im Gebirge,
Trifft den Ban sie unversehens,
Der auf sie gewettet eben,
Und gewettet sieben Burgen
Und dreihundert Golddukaten.

Schon von ferne neigt der Ban sich,
In der Nähe beugt er gar sich,
Küsset ihr die weißen Hände,
Küsset ihr der Kniee rechtes.

Freundlich aber grüßt Jelena:
„Gott mit dir, o junger Bane!"

Drauf der Ban zurück in Demuth:
„Gäb' Gott Gutes, Sultanssöhnlein!"

Fragt den Ban Jelena weiter:
„So dir Gott, o junger Bane!
Weißt du nicht ein Mädchen irgend,
Das mir wol gefallen könnte?"

Dieses ihr der Ban erwiedert:
„So mir Gott, o Sultanssöhnlein,
Weiß dir wol ein lieblich Mädchen,
Das dir wol gefallen könnte,
Pawle's wunderschöne Schwester,
Und Jelena ist ihr Name!"

„So dir Gott, o junger Bane,
Führe mich zu ihren Höfen,
Führe mich zu Pawle's Schwester!"

Führt sie hin der junge Bane,
Führt sie hin zu Pawle's Höfen,
Oeffnet selber ihr die Thore,
Führt hinein sie in die Höfe.

Helllaut aber lacht Jelena,
Lacht Jelena, Pawle's Schwester:
„Schönen Dank dir, junger Bane!
Doch dies ist kein Sultanssöhnlein,
Sondern ist nur schön Jelena,
Ist nur Pawle's junge Schwester,
Und verwettest dast, o Ban, du

Hast verwettet sieben Burgen
Und dreihundert Goldducaten!“

An die Stirne schlägt der Ban sich:
„Wehe mir bei Gott dem Einz'gen!
Nie noch ward ich überlistet
Bis von einem Mädchen heute,
Bis von Pawle's schöner Schwester!
Doch nicht leid ist's um mein Gut mir;
Was mir weh thut — ist die Schande!“

Die ſchöne Angelia.

Roſen pflücket Angelia
Oberhalb Magnſas Veſte,
Windet draus ein lieblich Sträußlein,
Geht hinaus zur ſtillen Donau,
Stieht hinein in's klare Waſſer,
Redet alſo zu ſich ſelber:
„Dank und Lobpreis Gott dem Großen,
Wie ich ſchön bin, weiß und roſig!
Wären mein noch ſchwarze Augen,
Wollt' verhören alle Türken,
Ali-Beg ſelbſt in der Veſte!“

Dieſes hören Ali's Diener,
Gehen hin und ſagten ihm es.
Alſo aber ſpricht der Beg drauf:
„So euch Gott, ihr treuen Diener,
Nehmt, o Diener, meinen Säbel,
Nehmt den Säbel, geht zum Mädchen,
Meſſt ihr Haupthaar mit dem Säbel!
Iſt es länger als mein Säbel,
Sei das Mädchen meine Liebſte;
Iſt es kürzer als mein Säbel,
Sei es meine liebe Schwägrin!“

Wie er spricht, so thun die Diener,
Nehmen seinen scharfen Säbel,
Gehen hin zur stillen Donau,
Fassen an der Hand das Mädchen,
Messen ihr das dunkle Haupthaar.
Länger ist's als Ali's Säbel!
Führen denn zum Beg das Mädchen,
Und des Begen Liebste wird es!

Doitschin Petar, der zecht.

Kublwein zecht der Waradiner
  Bane, Doitschin Petar;
Für dreihundert Goldukaten
  Zecht an Einem Tag er,
Und verzecht noch seinen Rappen,
  Seine goldne Keule.

Bitter schilt ihn Herr Mathias
  Drum, des Landes König:
„Schlag' dich Gott, o Waradiner
  Bane, Doitschin Petar!
Für dreihundert Goldukaten
  Zechst an Einem Tag du;
Was verzechst du noch den Rappen
  Und die goldne Keule?“

Ihm darauf der Waradiner
  Bane, Doitschin Petar:
„Schelte nicht, o Herr Mathias,
  König du des Landes!
Wärest du in jener Schänke,
  Drinnen ich gewesen;

Küßtest du die junge Schankin,
Die da ich geküsset,
Hätt'st verzecht die Pestber Ehne
Sammt der Burg von Bukim!

Blume, Wein und Liebe.

Geht das Mädchen früh im Garten,
Gräbt ein Rinnlein, leckt das Wasser,
Lockt das Wasser in den Garten,
Zu benässen ihre Blümlein,
Basilik, das blendendweiße,
Und die lieben gelben Nelken.
Wo es grub und wo es leckte,
Dort entschlief das junge Mädchen,
Schlief, das Köpfchen in den Nelken,
In der Hand ein Blumensträußlein
Und ein Kännlein Wein zur Seite.

Kam daher ein leb'ger Knabe,
Sah es, hub an nachzudenken:
„Nehm' ich wol das Blumensträußlein?
Trink' den Wein ich, der im Kännlein?
Oder lieb' ich dich, o Mädchen?
Kaum bis Mittag währt das Sträußlein;
Noch viel kürzer währt das Krüglein;
Doch für Lebtag währt die Liebe!
Will das Sträußlein denn bis Mittag tragen,
Will des Weines mich ein Weilchen freuen,
Und der Liebe all mein Lebtag pflegen!"

Sultanssöhnlein Mujo.

Mohamedanisch.

Türken in's Bad, aus dem Bad die Frauen.
Sultanssöhnlein Mujo vor den Türken;
Vor den Frauen Mahmud-Paschas Frauen.
Schön fürwahr ist Sultanssöhnlein Mujo;
Schöner aber Mahmud-Paschas Frauen!
Und wie sehr sie schön auch ist, die Hundin,
Schöner noch umwallt sie die Gewandung.
Schnell erkrankt das Sultanssöhnlein Mujo
Nach der Frauen, Mahmud-Paschas Frauen,
Kehret krank zu seinen weißen Höfen,
Legt erkrankt sich in die weichen Kissen.

Alle Frauen nach der Reihe kommen
Auf Besuch zum Sultanssöhnlein Mujo;
Eine kommt nicht — Mahmud-Paschas Frauen.

Läßt die Frau, die Sultanin, ihr sagen:
„O du Frauen, Mahmud-Paschas Frauen,
Bist du etwa eine größre Herrin?
Niederlegt zum Sterben heut' mein Mujo,
Alle Frauen kommen ihn besuchen,
Du allein nur kommst nicht, ihn zu schauen!“

Da dies höret Mahmud-Paschas Frauen,
Nimmt sie Saum und Aermel gleich zusammen,
Richtet zu die besten Krankenspeisen,
Rosenkuchen in 'nem goldnen Schälchen,
Honigbrot in einem Silberschüsslein,
Kirschen, süß in Honig eingesotten,
Pfirsiche, im Morgenthau gepflücket,
Pflaumen von der See, von Mostar Reben;
Kleidet an sich, wie sie kann, auf's Beste,
Wandelt hinwärts nach des Sultans Höfen,
Schreitet durch die Höfe ungemeldet,
Ohne Selam in den obern Söller,
Drin erkrankt liegt Sultanssöhnlein Muje.

Niedersitzt sie, sitzt zu Muje's Haupte,
Trocknet ab den Schweiß von Muje's Stirne,
Redet also zu der Sultansfrauen:
„Gleiche Krankheit, dran der Held erkrankt ist,
Gleiche Krankheit litt auch einst mein Bruder,
Wol ich selbst auch, Mahmud-Paschas Frauen!
Krankheit ist's nicht, sondern ist die Liebe!"

Da dies hört das Zarensöhnlein Muje,
Springt empor er auf die leichten Beine,
Rings um Beide schließet sich der Söller,
Und er liebt sie durch drei weiße Tage.

Als der Tage vierter war erschienen,
Schreibt ein ziemend Brieflein Mahmud-Pascha,
Fertigt's aus, entsendet's an den Sultan:
„Sultan-Zar, vielmächtiger Gebieter!

Goldnes Entlein iſt mir fortgeflogen,
Iſt geflogen hin nach deinen Höfen!
Sieh', drei Tage ſind ſeitdem vorüber,
Laß es frei nun, ſo du Gott bekennſt!"

Doch der Sultan drauf zurück dem Paſcha:
„Gott mit dir, o Diener Mahmud-Paſcha!
Hab' 'nen Falken jung, unabgerichtet;
Was er fängt, das will er nicht mehr laſſen!"

Junges Mädchen ſchafft ein heitres Herze.

Mohamedaniſch.

Früh erging ſich Jowan-Beg der junge
Vor der Frau des Nakul-Begen Höfen.
Sah ihn gehn des Nakul-Begen Frauen,
Sah ihn gehn, ſprach alſo zu ſich ſelber:
„Guter Gott, welch nie geſeh'nes Wunder!
Ach und wie iſt ſchön der junge Jowo!
Hätt' ich zu vermählen eine Schweſter,
Gäb' zur Frau zur Stunde ihm die Schweſter,
Gäb' die Schweſter, hieß' ihn meinen Schwager!
Hätt' ich zu vergeben eine Tochter,
Gäb' zur Frau zur Stunde ihm die Tochter,
Gäb' die Tochter, hieß' ihn meinen Eidam!
Doch zum Schwager fehlet mir die Schweſter,
Und zum Eidam die geliebte Tochter:
Will ihn denn zum Bundesbruder wählen,
Will fortan ihn Bundesbruder heißen!“

Alſo ſprach des Nakul-Begen Frauen.
Wie ſie ſprach, ſo that ſie's auch zur Stelle,
Wählte Jowo ſich zum Bundesbruder,
That fortan ihn Bundesbruder heißen.

Bald darauf — da kommt die Witwe Andja,
Bittet alle Radul's edle Frauen:
„Gib zum Mann mir Jowo, deinen Bruder!"

Ihr jedoch des Radul-Begen Frauen:
„Nimmermehr, bei Gott, o Witwe Andja,
Gäb' ich meinen Bruder einer Witwe,
Wie ich nie ihm Waſſer gäb' zu trinken!
Böſes Fieber zeigt das böſe Waſſer,
Schlimmen Herzens ſind die ſchlimmen Witwen!
Einem Mädchen will ich ihn vermählen,
Wie ich Wein ihm ſtets zu trinken gebe!
Rother Wein „der ſchaffet rothe Wangen,
Junges Mädchen ſchafft ein heitres Herze!"

Liebreich aber iſt das Mädchen.

Kirſchen trägt ein Kirſchenbäumchen,
Daß die Zweige will's erdrücken!
Niemand iſt, ſie abzupflücken,
Als ein Knabe und ein Mädchen.

Schüchtern aber iſt der Knabe,
Wie kein Mädchen ſo iſt ſchüchtern,
Spricht zum Mädchen ſchamvoll zagend:
„Nur Ein Kirſchlein, reich' mir Mädchen!“

Liebreich aber iſt das Mädchen
Und mitleidig weichen Herzens;
Bat der Knab' auch nur um Eines,
Reicht' ſie ihm doch zwei der ſchönſten!

Lockt der Knab' das Mädchen fein.

Lockt der Knab' das Mädchen fein,
Lockt's mit grünen Aepfelein,
Lockt's bis in den Soller kühl,
Knöpft ihm auf das Leibchen schwül,
Macht das Hemdchen gern auch frei —
Reißt die Perlenschnur entzwei!

Bitter weint das arme Kind.
Tröstet sie der Knabe lind:
„Weine nicht, o Seele gut!
Bald ist Alles wieder gut!
Hab' nun Bruder Schneiderlein,
Macht ein neues Leibchen fein!
Strickrin ist die Schwester mir,
Strickt ein neues Hemdlein dir!
Und die Perlen Hand in Hand
Fädeln auf wir miteinand!"

Wie Mara den Herzog Stefan los wird.

In dem Söller schläft die schöne Mara;
Neben ihr, die weißen Brautgeschenke
Sorgsam ordnend, spricht zu ihr die Mutter:
„Einem Herzog gab ich dich, o Mara,
Und beschenkt hat herrlich uns der Herzog.
Mir, der Mutter, schenkt' 'ne goldne Kron' er,
Deiner Schwester einen Spiegel golden,
Deinem Bruder eine seltne Quitte,
Hundertblättrig, die am Meeresursprung
Aufgeblüht, gereift im Sonnenaufgang;
Doch zu Argem gab ich dich ihm, fürcht' ich,
Denn ein Säufer, spricht man, sei der Herzog,
Säufer und den Türken sehr verschuldet!"

Da dies Mara hört, das junge Mädchen,
Redet sie zu ihrer Mutter also:
„Nimmer, Mutter, geh' ich mit dem Herzog,
Möge Gott der Einz'ge sie mir beistehn!
Lieber, Mutter, will ich mich erhängen
Vor den Höfen an des Hofes Thoren!
Sondern höre, meine alte Mutter!
Wenn die Pauken du vernimmst und Pfeifen,
Lege mich auf eine leichte Bahre,

Schmücke mich mit Strohblum' und Basilie,
Breite über mich ein dünnes Bahrtuch,
Trag' hinaus mich vor die weißen Höfe!
Kommt der Herzog mit den Hochzeitsgästen,
Klage dann, o Mutter, mir zu Häupten:
O du Herzog, unbeschiedner Eidam,
Fruchtlos botst du auf die vielen Swaten,
Unnütz mühst du ab die vielen Rosse,
Da schon gestern Mara dir gestorben,
Todt lag, da der Morgenstern erschienen!"

Dies gehorcht die Mutter ihrer Tochter,
Legt sie hübsch auf eine leichte Bahre,
Schmückt sie schön mit Strohblum' und Basilie,
Breitet über sie ein feines Bahrtuch,
Trägt hinaus sie vor die weißen Höfe.

Da der Herzog Stefan nun herankommt
Und mit sich führt die geschmückten Gäste,
Klagt die Mutter also ihr zu Häupten:
„O du Herzog, unbeschiedner Eidam!
Fruchtlos botst du auf die vielen Gäste,
Unnütz mühst du ab die vielen Rosse,
Da schon gestern Mara dir gestorben,
Todt lag, da der Morgenstern erschienen!"

Also aber spricht der Herzog Stefan:
„So mir Gott der Einzigeine beistehe,
Todt ist dieses nimmer, nur Verstellung!"
Nimmt zur Hand drauf glühend rothe Kohlen,

Legt ſie Mara'n an den weißen Buſen.
Mara zuckt nicht, rührt mit keinem Auge.

Wieder aber ſpricht der Herzog Stefan:
„So mir Gott der Einz'gene beiſteh',
Nimmer iſt dies Tod, dies iſt Verſtellung!"
Nimmt zur Hand drauf eine Felſenſchlange,
Legt ſie Mara'n an den weißen Buſen.
Um den Hals ihr windet ſich die Schlange;
Mara aber zuckt nicht, rührt kein Auge.

Zürnend ſpricht der Herzog Stefan weiter:
„Dennoch, ſo mir Gott der Einz'ge beiſteh',
Iſt dies nimmer Tod, und nur Verſtellung!"
Fährt dann über's Antlitz mit dem Bart ihr,
Ob vielleicht darob nicht Mara lache.
Mara aber lacht nicht, rührt den Mund nicht.

Da nun dies auch Herzog Stefan ſiehet,
Lenkt zurück er die geſchmückten Swaten,
Kehret heim zu ſeinen weißen Höfen.

Als nun Mara aufſpringt von der Bahre,
Springt empor, und ſie die Mutter fraget:
„O du Mara, meine einz'ge Tochter!
Welche Marter war dir wol die ſchlimmſte?"
Gibt der Mutter Mara dieſe Antwort:
„So mir Gott, o meine alte Mutter,
Da die Glut ſie an die Bruſt mir legten,
War's, o Mutter, daß ich's kaum bemerkte;
Da ſich mir die Schlange um den Hals wand,

War's, o Mutter, daß ich's gar nicht merkte;
Da er mit dem Bart mir an's Gesicht fuhr,
Fehlte wenig, Mutter, und ich lachte,
Und der böse Drache, der verschlang mich."

Drei Mädchen, die einen Knaben fangen.

Pflanzten Blumen zart drei junge Mädchen,
Pflanzten Blumen in drei Gartenbeete,
Pflanzten Immortellen in das eine,
Pflanzten in das andere Basilien,
Pflanzten rothe Nelken in das dritte.
Kam daher ein unvermählter Knabe
Und zertrat den Mädchen ihre Blumen.
Da dies aber sahn die jungen Mädchen,
Flochten sie ein Netz aus Rosenzweigen,
Fingen ein den unvermählten Knaben.
Rief die Eine: „Wollen ihn zerschmelzen!“
Rief die Andre: „Wollen ihn zerreißen!“
Rief die Dritte: „Wollen ihn erhängen!“

Doch der Knabe also zu den Mädchen:
„Bin ja Gold nicht, und ihr seid nicht Schmiede,
Daß ihr mich, o Mädchen hold, zerschmelzet!
Bin kein Lämmlein und ihr seid nicht Wölfe,
Daß ihr mich, o Mädchen lieb, zerreißet!
Bin ein Held und ihr seid junge Mädchen,
Laßt mich hängen — doch an euern Hals nur!“

Drei Wandrer, die um's Mädchen ſtreiten.

Wol des Wegs drei junge Wandrer zogen,
Wol am Weg ein junges Mägdlein trafen,
Wol das Mägdlein alle Drei beſchenken.
Ein Baſilienzweiglein ſchenkt' der Eine,
Rundes grünes Aepflein ſchenkt der Andre,
Von der Hand ſein Ringlein ſchenkt der Dritte.

Der da ſchenket ein Baſilienzweiglein,
Spricht darauf: „Mein iſt das junge Mägdlein!“
Der da ſchenkt das grüne runde Aepflein,
Der auch ſpricht: „Mein iſt das junge Mägdlein!“
Der da ſchenkt von ſeiner Hand das Ringlein,
„Laßt uns gehen“, ſpricht er, „zu dem Richter,
Daß mir ſehen, wem das Mägdlein eigen!“

Kommen drauf mitſammen vor den Richter:
„Sprich uns Recht, o ehrenwerther Richter!
Wol des Weges zogen wir drei Wandrer,
Wol am Weg ein junges Mägdlein trafen,
Wol das Mägdlein alle Drei beſchenkten.
Ein Baſilienzweiglein gab der Eine,
Rundes grünes Aepflein gab der Andre,
Von der Hand ſein Ringlein gab der Dritte.
Sprich nun, Richter, wem das Mägdlein eigen?“

Drauf also der ehrenwerthe Richter:
„Basilik, das schenkt man ob des Duftes,
Grünes Aepflein als der Freundschaft Zeichen,
Ringlein, wenn man liebt. So ist die Satzung.
Wem das Ringlein, dem gehört das Mägdlein!“

Fluche nicht, o Frauen, meine Seele!

Ganze Nacht zwei Nachtigallen singen,
Singen unterm Fenster der Frau Banin.

Spricht, da sie es hört, die junge Banin:
„Tödte Gott die Nachtigallen beide!
Stören mir die ganze Nacht den Schlummer!“

Also aber spricht der Ban zur Banin:
„Fluche nicht, o Frauen, meine Seele!
Sind ja nicht zwei junge Nachtigallen,
Sondern sind zwei liebe junge Helden,
Die ein liebes Mädlein gern umschlängen,
Wie ich jetzund dich, o liebe Frauen!“

Schlanke Tanne, ach wie ſchmerzt das Haupt mir!

Krank umher im Walde wandelt Jowo,
Lehnt ſein Haupt an eine ſchlanke Tanne:
„Schlanke Tanne, ach wie ſchmerzt das Haupt mir!“

„Nicht von mir, o Jowo, ſchmerzt das Haupt dir,
Schmerzet dir von dreier Mädchen wegen,
Die dir, Jowo, zarte Aermel ſtickten!
Eine ſtickte, während zwei dir fluchten:
So viel Zweiglein am geſtickten Aermel,
So viel Wunden treffen dich, o Jowo!
So viel Häkchen an den zarten Zweiglein,
So viel Elend treffe dich, o Jowo!
So viel Schnürlein an den ſchönen Aermeln,
So viel Pfeile mögen dich durchbohren!“

Durch's Gebirge ritt ein Knabe ſchmachtend.

Durch's Gebirge ritt ein Knabe ſchmachtend,
Schmachtend nach des Waſſers kühler Labung,
Sehnend ſich nach treu geliebten Armen.
Müd' vor Herzleid ſtützt er auf ſein Schwert ſich,
Webt ſich Kühlung zu mit ſeinem Reiher

Aus dem Fenſter ſiehet ihn das Mädchen:
„Mutter mein, o du mein koſtbar Gut du,
Schmachtend reitet durch's Gebirg ein Knabe,
Schmachtend nach des Waſſers kühler Labung,
Sehnend ſich nach treu geliebten Armen,
Stützt vor Herzleid auf ſein blankes Schwert ſich,
Webt ſich Kühlung zu mit ſeinem Reiher!
Darf ich kühles Waſſer ihm wol reichen?"

Drauf Beſcheid der Tochter gibt die Mutter:
„Schande wär' es, Waſſer ihm zu reichen!
Geh', o Tochter, nimm ein Kännlein Weines,
Reich' ihm Wein und reich' dazu ihm Waſſer!"

Schnell gehorcht dem Mutterwort das Mägdlein,
Füllt zwei Kännlein, füllet es mit Kühlwein,
Eins mit Kühlwein, eins mit klarem Waſſer,
Gebt hinaus zum Knaben an die Straße.

Doch der Knabe achtet nicht des Waſſers,
Achtet nicht des Waſſers, nicht des Weines,
Faßt das Mädchen an den weißen Armen,
Hebt zu ſich es auf ſein gutes Roßlein,
Küßt, ſo viel ihm lieb, das liebe Mädchen,
Schlingt um es drei mal den ſeidnen Gürtel
Und zum vierten noch das goldne Schwertband,
Fliehet dann durch Wälder und durch Berge!

Mujo der übermüthige Fahnenträger.

Hebet sich empor ein kleines Häuflein,
Klein zwar, aber kühn und feuermuthig.
Vor dem Häuflein Fahnenträger Mujo
Trägt die Fahne, singt also auf türkisch:
„Wehe dem, wo wir heut' übernachten!
Vor dem Wagen schlacht' ich ihm den Ochsen,
Von der Heerdenglocke weg den Hammel!
Wein begehr' ich für drei ganze Jahre
Und für vier die allerbeste Rakia!
Kleinigkeit jedoch ist Alles dieses!
Abendmahlen ohne Neuvermählte,
Schlafen ohne Mädchen werd' ich nimmer!"

Also singt noch Mujo hoch zu Rosse,
Horch — da fällt ein Schuß aus dem Gebirge,
Trifft den Sänger, trifft an guter Stell' ihn,
In die breite Brust grad durch die Spangen!
In den Rasen stürzt vom Rosse Mujo
Und ein Held ruft zu ihm aus den Bergen:
„Wolltest ohne Mädchen nicht gehn schlafen?
Geh' nun schlafen mit 'nem schönen Mädchen,
Schlafen mit dem Mädchen grüne Erde!"

Einen Alten nahm' ich nimmer!

Alte rühmt sich Faliſawa:
„Einen Alten nähm' ich nimmer;
Jung und bartlos muß mein Lieb ſein!"

Dieſes hört ein fieches Greislein,
Scheert ſich ab ſein weißes Bärtlein,
Weißes Bärtlein und Schnurbärtlein,
Geht dann hin zu Faliſawa:
„Faliſawa, Seel' und Herz du,
Sei mein Liebchen! Bartlos bin ich!"

Freit um's Mädchen und erfreit es,
Führt es heim nach ſeinem Hofe.

Als es aber Mitt' der Nacht war,
Hebet an das alte Greislein:
„Faliſawa, du mein Seelchen,
Mach' mein Bettlein mir am Ofen,
An dem Ofen, und auf Säcken!"

Springt empor gleich Faliſawa,
Nimmt Strohblumen einen Arm voll,

Einen Arm voll Baſilicum,
Macht ein Bettlein hübſch am Ofen,
Läuft dann, was ſie kann, von binnen,
Läufet grad nach ihren Höfen.

Locke mich — und folgen will ich!

Bittet Gott der junge Knabe:
„Gib, o Gott, mir Goldgeweibe,
Am Geweibe Silberenden!
Will der Föhre Baſt durchbohren,
Will erſchauen, was im Baum iſt!“

Gott der Herr gibt Goldgeweib ihm,
Am Geweibe Silberenden,
Und der Knab' durchbohrt die Föhre.

Doch, o ſiehe, in der Föhre
Iſt ein junges Mädchen drinnen,
Das erglänzet gleich der Sonne!

Zu ihr ſpricht der junge Knabe:
„Höre mich, o junges Mädchen!
Möchte dich wol gerne freien,
Doch — man wird dich mir nicht geben!
Möchte dich wol gerne locken,
Doch — du wirſt mir nimmer folgen!
Möchte dich wol gern' entführen,
Doch — alleine kann ich's nimmer!“

Drauf zurück das junge Mädchen:
„So dir Gott, o junger Knabe,

Freie nicht — nie gibt man dir mich!
Nicht entführ' mich — würdeſt ſterben!
Denn mir ſind neun ſtarke Brüder,
Und nicht wen'ger ſtarke Vettern!
Wenn ſie reiten ihre Rappen,
Wenn ſie gürten ihre Säbel,
Setzen auf die Wolfsfellkappen,
Iſt es ſchreckbar, ſie zu ſchauen,
Wie denn erſt erſt zu werden!
Sünde wär' es, thöricht ſterben,
Schande wär' es, feig entfliehen!
Darum locke, junger Knabe,
Locke mich — und folgen will ich!"

Die getauſchten Entführer.

Weideten zwei Schäferinnen Schafe,
Mara und Liljana ihres Namens;
Junge Schäfer weideten mit ihnen,
Niko Einer, Nikola der Andre.

Sprechen ſich die Schäfer jung zuſammen
Zu entführen die zwei Schäferinnen,
Niko Mara'n, Nikola Liljana'n.

Wie ſie ſprechen, thun ſie auch zur Stelle.
Niko nimmt die Eine auf den Sattel,
Nikola die Andre auf ſein Braunroß,
Und entfliehen mit der theuern Beute,
Wie zwei Sterne an den Himmeln hinfliehn.

Bald jedoch ſpricht Niko ſo zu Mara:
„Süßes Kind, wie ſcheinſt du mir ſo knechtig!“

Mara aber ihm darauf erwiedert:
„Bin kein Kind zwar, doch auch eben alt nicht;
Bin ein Mägdlein juſt in beſten Jahren!
Als die Türken Nowi überfielen
Zählt' ich eben volle dreißig Jahre;

Dreißig sieben sind seitdem entschwunden.
So du aber mir nicht möchtest glauben,
Frage nur Liljana, die recht deutlich
Meiner Mutter Wochen noch gedenket!"

Listig aber ist das schöne Mädchen.

Mäht das Mädchen, mäht die goldne Ernte,
Mäht mit goldner Hand und Silbersicheln.
Da es um des Mittags heiße Stunde,
Hebt also das Mädchen an zu singen:
„Wer mir hülfe meine Garben binden,
Gäb' ihm gerne meine weißen Wangen,
Gäb' ihm gerne meine schwarzen Augen!
Wer mir aber kühlen Schatten schaffte,
Würde gerne seine treue Liebe!"

Redet also, glaubt, es hör' es Niemand.
Von der Heerde hört's jedoch der Schafhirt,
Bindet ihr mit Riedgras alle Garben,
Schafft ihr Schatten mit belaubten Zweigen,
Reicht ihr dar vom Quelle labend Wasser,
Spricht dann also zu dem schönen Mädchen:
„Gib, o Mädchen, nun, was du verheißen!"

Listig aber ist das schöne Mädchen,
Hebt nun an sich also auszureden:
„Ei, so geh' mir, geh' mir, junger Schafhirt!
So du meine Garben mir gebunden,
Weiden in den Steppeln deine Schafe;

So du Waſſer mir gebracht vom Quelle,
Haſt du ſelber dich zugleich erlabt dran;
So du kühlen Schatten mir bereitet,
Haſt du ſelber drunter erſt geraſtet!“

Des jungen Ali Fahnenträger.

Als der junge Ali einmal Beg war,
Trug ein Mägdlein ihm das grüne Banner,
Trug das Banner ihm voran am Tage,
Schlief des Nachts im Zelt ihm an der Seite.

Sprachen da zu Ali-Beg die Mannen:
„Laß von deinem Fahnenträger, Ali,
Oder wir verlassen dich zur Stunde!“

Ali aber drauf zurück den Mannen:
„Nimmer laß ich von dem Fahnenträger,
Wenn ihr mich zur Stund' verlaßt auch Alle!
Groß ist Bosnien und genug drin Helden,
Fahnenträger solcher mehr kein Zweiter!“

Der Knabe, der zur Perle ward.

Bittet Gott ein unvermählter Knabe,
Daß er ihn zur Perl' des Strandes mache,
Ob die Mädchen, wenn sie Wasser holen,
Ob die Mädchen an der Brust ihn bergen,
Ihn anreihten an ein seiden Schnürlein,
Und ihn hängten um den weißen Nacken,
Daß er höre, was die Mädchen sprechen,
Und ob Jede spricht von ihrem Liebsten,
Und von ihm auch seine Herzgeliebte.

Wie er bat, so ließ ihm Gott geschehen:
Ward 'ne Perle an dem Strand des Meeres.
Als die Mädchen, als sie Wasser holten,
Bargen sie ihn nun an ihren Busen,
Reihten an ein Schnürlein ihn grünseiden,
Hängten ihn um ihren weißen Nacken.
Hören konnt' er nun, was Alle sprachen,
Und wie Jede sprach von ihrem Liebsten,
Und von ihm auch seine Herzgeliebte!

Ruf' um Gott herein den Knaben!

Geht durch's Dorf der Knab' zum Mädchen,
Geht zum Mädchen, da es dunkelt.
Da es dunkelt, wird er irre,
Sieht den Weg nicht, den er gehn soll.

Da dies sieht das junge Mägdlein,
Bittet also es die Mutter:
„Ruf ihn, Mutter, gib ihm Obdach!
Ruf' um Gott herein den Knaben!"

„Laß, o Tochter, laß den Knaben!
Denn ein Städter ist der Knabe,
Der da suchet süße Rakia,
Süße Rakia, köstlich Nachtmahl,
Und ein städtisch weiches Lager!"

„Ruf' ihn, Mutter, gib ihm Obdach!
Ruf' um Gott herein den Knaben!
Meine Augen sei'n ihm Rakia,
Meine Wangen süße Kuchen,
Und mein Hals ein köstlich Nachtmahl!
Thau'ge Gräser sei'n ihm Lager,

Blauer Himmel sei ihm Decke,
Meine Arme weiche Kissen!
Ruf' ihn Mutter, gib ihm Obdach,
Ruf' um Gott herein den Knaben!"

Schön Pawa.

Schlaft schön Pawa in dem hohen Niedgras,
Strebt zu ihr sich Rako in das Niedgras:
„Schöne Pawa, willst du sein die Meine?“

„Schöner Rako, was dann für mich gibst du?“

„Schöne Pawa, viel des rothen Goldes!“

„Schöner Rako, Gold nicht woll'n die Brüder!“

„Schöne Pawa, schwere Stoffe geb' ich!“

„Schöner Rako, Stoff' nicht woll'n die Brüder!“

„Schöne Pawa, geb' für dich mein Rößlein!“

„Schöner Rako, woll'n kein Roß die Brüder!“

„Schöne Pawa, geb' für dich mich selber!“

„Schöner Rako, werden mich dir geben!“

Sein muß einmal, was da ſein ſoll!

Toda warf ein grünes Aepflein,
Und auf wen das Aepflein fiele,
Dieſen wollte Toda küſſen.

Fiel das Aepflein auf 'nen Alten.
Doch nicht küſſen will ihn Toda,
Sondern ſchickt ihn an das Waſſer,
Ob das Waſſer ihn nicht nähme.

Aber ſieh', es kommt der Alte,
Bringt dem Mädchen klares Waſſer:
„Küſſe mich, o Toda, Todchen!
Küſſe mich, o Herz und Seele!"

Doch nicht küſſen will ihn Toda,
Sondern ſchickt ihn in's Gebölze,
Ob das Holz ihn nicht erſchlüge.

Aber ſieh, es kommt der Alte,
Bringt dem Mädchen, bringt vom Holze:
„Küſſe mich, o Toda, Todchen!
Küſſe mich, o Herz und Seele!"

Doch nicht küſſen will ihn Teda,
Sondern ſchickt ihn in die Feldſchlacht,
Ob das Schwert ihn nicht zerhaue.

Doch, o ſieh', es kommt der Alte,
Schwingt den Säbel in der Rechten:
„Küſſe mich, o Teda, Tedchen!
Küſſe mich, o Herz und Seele!
Sein muß einmal, was da ſein ſoll!“

Die Banin von Erdelj.

Pflanzt ein Tännlein von Erdelj die Banin,
Pflanzt das Tännlein, redet zu ihm alſo:
„Sprieß, o Tännlein, ſprieß hinan zum Himmel!
Neig' die Zweige, neig' in's Gras ſie nieder,
Daß, wenn deinen Wipfel ich erklimme,
Ich das weiße Budim mag erſchauen
Und in Budim's Burg den Knaben Jowo!
Ob der Knabe ſich wie ſonſt noch kleidet?
Ob am Kalpak ihm die Feder ſchimmert?
Ob ſein Röslein doch das Haupt emporträgt?“

Redet alſo, glaubt, es hör' ſie Niemand.
Hört jedoch von Erdelj ſie der Ban,
Hört ſie und redet zu ihr alſo:
„Daß dir Gott, des Bans von Erdelj Frauen!
Iſt denn beſſer Budim als mein Erdelj?
Beſſer Jowo von Budim als ich bin?“

Drauf alſo die Banin ihm erwiedert:
„Beſſer nicht iſt Budim als dein Erdelj,
Beſſer nicht als du, o Ban, iſt Jowo;

Jene aber iſt mein erſtes Lieben!
Erſtes Lieben iſt ein Becher Blumen,
Zweites Lieben iſt ein Becher Weines;
Doch das dritte iſt voll Gift ein Becher!“

So ergeh's den unfolgsamen Mädchen!

Zarte Flechten flocht die Mutter,
Flocht zu Fünfen, flocht zu Neunen,
Sprach zu Mara, ihrer Tochter:
„Höre Mara, liebe Tochter!
Kommst herab du in die Ebne,
In die Ebne, wo sie tanzen,
Meide mir den jungen Tomas!
Denn ein Junggesell ist Tomas,
Und auch du bist unvermählt noch!"

Mara aber merkt sich dies nicht,
Geht hernieder in die Ebne,
In die Ebne, wo sie tanzen,
Tanzet mit dem jungen Tomas.

Tomas dreht und schwingt den Reigen,
Schwingt den Reigen, winkt den Dienern:
„Führt die Rosse nah zum Reigen,
Meinen Fuchs und meinen Braunen!"

Und die Diener, diese merken's,
Führen dar die beiden Rosse,
Sie den Fuchs, wie auch den Braunen.
Auf den Fuchs nun schwingt sich Tomas

Wirft das Mädchen auf den Braunen,
Schießt dann hin durch's ebne Feld,
Wie ein Sternlein durch die Himmel!

Da es war am Rand der Ebne,
Spricht zum Mädchen Tomas alſo:
„Siehſt du dort den dürren Ahorn?
An den Baum werd' ich dich hängen,
Daß dein Aug' die Raben trinken,
Dich des Adlers Flügel ſchlage!"

Bitter drauf das Mädchen wehklaat:
„Weh' mir, daß ſich Gott erbarme!
Jedem Mädchen ſo erach' es,
Das nicht hört der Mutter Warnung!"

So jedoch gleich tröſtet's Tomas:
„Fürchte nichts, o Liebchen Mara!
Iſt ja nicht ein dürrer Ahorn,
Sondern iſt mein weiß Gehöfe!
Sollſt meine Liebe drinnen ſein,
In den Höfen mir ſchalten fein!"

Der Klügste von den Dreien.

Gingen liebe Griechenmädchen,
Gingen wohl zu Drein.
Goldnen Rahmen trug die Eine,
Dacht' zu sticken fein;
Zarte Perlen trug die Andre,
Dacht' sie anzureihn;
Weißes Linnen trug die Dritte,
Wollt' es bleichen rein.

Kamen schmucke Griechenknaben,
Kamen dar zu Drein.
Goldne Harfe trug der Eine,
Dacht' zu singen fein;
Gelbe Schuhe trug der Andre,
Dacht', getanzt muß sein;
Unterdeß die Griechenmädchen
Küßt der Dritt' allein!

Doch die Fremde, die laßt mich nicht.

Kleidet der Wald in Laub ſich grün,
Bruder und Schweſter wohnen drin;
Doch die Schweſter zum Bruder ſpricht:
„Bruder, was kommſt du öfter nicht?“

„Gerne, Schweſter, käm' ich öfter,
Doch die Fremde, die läßt mich nicht,
Fremde, holde, liebliche Maid!
So ich zäume mein gutes Roß,
Zäumt es die Fremde wieder ab;
So ich gürte mein ſcharfes Schwert,
Gürtet's die Fremde wieder los,
Spricht: Geliebter, wo willſt du hin?
Weit, ſo weit iſt das ebne Feld,
Trüb', ſo trübe die tiefe Flut!
Bleib', Geliebter, bleibe bei mir!“

Junger Recke, komm', erlöf' mich!

Hinterm Berge, hinterm grünen,
Wehklagt's hellaut, wehklagt's ſchmerzvoll,
Klaget faſt wie Mädchenſtimme.
Hört's ein Knab', geht nachzuſchauen,
Sieht ein Mädchen, ſieht's verwickelt
Arg in zarten Roſenketten,
Und das Mädchen bittet alſo:
„Junger Recke, komm, erlöf' mich,
Und ich will dir Schweſter ſein!"

Doch der Knabe drauf erwiedert:
„Hab' zu Haus ſchon eine Schweſter!"

„Junger Recke, komm, erlöf' mich,
Und ich will dir Schwägrin ſein!"

Doch auch darauf ſpricht der Knabe:
„Hab' zu Haus auch eine Schwägrin!"

„Junger Held denn, ſo erlöf' mich!
Deine Liebſte will ich ſein!"

Und der Knabe küßt das Mädlein,
Küßt es erſt, und dann erlöſt er's,
Führt es heim nach ſeinen Hofen.

Petro, der das Sträußlein frei trägt.

Früh des Morgens geht die junge Anna,
Um die Stadt rings geht ſie, pflücket Blumen,
Pflückt zumeiſt dreifarbig duft'ge Veilchen,
Windet draus ein Sträußlein zartgewunden,
Schickt das Sträußlein Petro, ihrem Liebſten,
Läßt dazu ihm ſolche Kunde ſagen:
„O mein Petro, du mein Treugeliebter,
Sende dir ein zartgewundnes Sträußlein!
Nimmer aber trag' es an der Sonne,
Trag's verborgen, daß es dir nicht welke!"

Petro aber, da ihm kommt das Sträußlein,
Nimmt das Sträußlein, heftet an den Hut es,
Trägt es frei, trägt's offen an der Sonne.

Weil er's aber offen an der Sonn' trägt,
Offen, ohne Scheu, vor Aller Augen,
Bringt das Sträußlein, bringt ihm noch ein ſchönres!

Mit dem Sträußlein kommt er zu den Höfen.
Wie er kommt, da ſiehet ihn die Mutter,
Siehet ihn, und fragt aus offnem Fenſter:
„Ei doch, Petro, Söhnlein und mein Schatz du,
Woher nahmſt du ſolch ein lieblich Sträußlein?"

Drauf der Mutter Petro dies erwiedert:
„Ei, dies Sträußlein gab mir die Geliebte!
So sie dir und deinem Herzen lieb ist,
Soll sie nicht bei ihrer Mutter wintern,
Bring' ich bald sie, Mutter, in den Hof dir!"

„Bring' sie!" sprach die Mutter, „und sei glücklich!"

„Dank dir!" sprach der Sohn, „und lebe lange!"

Von der ſchönen Fatime.

Zwei Brautwerber werben um Fatime:
Einer iſt der junge Knabe Alil,
Einer iſt der greiſe Jemin-Aga.
Da zur Tochter ſpricht die Mutter alſo:
„Nimm, Fatime, nimm den greiſen Jemin!
Was da Alil ſein nennt ſammt und ſonders,
Schenkt allein dir in dem Aerflein Jemin!“

Fata ſchweigt und ſpricht dazu kein Wörtlein,
Und an Jemin gibt ſie hin die Mutter.

Doch zum Unheil lädt der greiſe Jemin,
Lädt den jungen Alil auch zur Hochzeit.

Als ſie heim die junge Braut nun führen,
Und die Frau'n der Braut zur Seite reiten,
Fragt Fatime von dem hohen Roſſe,
Fragt die Frau'n, die ihr zur Seite reiten:
„Welches iſt der junge Knabe Alil?
Welches iſt der greiſe Jemin-Aga?“

Drauf erwiedern dieſes ihr die Frauen:
„Jenes iſt der junge Knabe Alil,

Der dort trägt die ärmlichen Gewänder,
Der dort spielet mit der eh'rnen Keule!
Wohl der Mutter, die zur Welt ihn brachte,
Wohl der Frauen, die ihn einst wird küssen!
Jenes ist der alte Jemin-Aga,
Der dort trägt grünsammtene Gewänder,
Dem der Bart ergraut zum Gürtel wallet,
Der dem Kum dort an der Seite reitet!"

Fata schweigt. Kein Sterbenswörtchen spricht sie.
Stille Thränen quillen ihr vom Aug' nur.

Als sie vor die Höfe Jemin's kamen,
Gehn die Schwestern Jemin's ihr entgegen.
Korn trägt Eine, Honig trägt die Andre:
„Hier, o Schwägrin, Korn, auf daß du fruchtbar,
Hier, o Schwägrin, Honig, daß du süß sei'st!"

Alle aber spricht darauf Fatime:
„Laßt, o laßt mich, Jemin's liebe Schwestern!
Gebt mir weder Korn, noch gebt mir Honig!
Führt hinan mich in die stillen Hallen!
Bettet auf drin mir ein stilles Bettlein,
Lang' nicht, wahrlich, will ich drauf euch suchen!
Fragt jedoch nach mir euch meine Mutter,
Sagt dann der unmütterlichen Mutter:
Was mich tödtet, sei'n die Schäbe Jemin's
Und die Sehnsucht nach der Armuth Alli's!"

Mara von Muiza.

Schafe weidet Mara von Muiza,
Bei Muiza am Maloman-Berge,
Und zwei junge Schäfer weiden mit ihr,
Petar Einer, Nikola der Andre.

Petar spricht: „Mein ist die schöne Mara!“
Nikola: „Nicht dein; sie ist die Meine!“
Also aber Mara von Muiza:
„Beide seid ihr jung und Beide lieb mir,
Beide schön, mögt lang den Müttern leben!
Zu des Berges Gipfel geh' der Eine,
An des Berges Fuße bleib' der Andre,
In des Berges Mitte steh' ich selber!
So ich winke mit dem Silbertuche,
Lauft ihr Beide nach des Berges Mitte!
Wer sodann der Erste mich erreichet,
Dessen treues Liebchen will ich werden,
Doch dem Zweiten bleibt das Silbertüchlein!“

Zu des Berges Gipfel geht denn Petar,
Nikola zum Fuß des Berges nieder.

In des Berges Mitte steht das Mädchen,
Winkt den Hirten mit dem Silbertuche,
Und die Hirten streben um die Wette.
Nah' jedoch dem Ziel sinkt lebles Einer,
Sterbend in des Mädchens Arm der Andre.

Da dies Mara sieht, das schöne Mädchen,
Daß zwei Helden jung um sie verschieden,
Reißt aus Niko's Gürtel sie das Messer,
Stößt in's Herz sich das geschliffne Messer,
Sinkt entseelt hin zwischen beide Freier.

Der jungen Mara Trauer.

Starb der jungen Mara der Geliebte.
Mara klagte, klagt' um ihn drei Jahre,
Wusch im ersten sich die weiße Wang' nicht,
Flocht im zweiten sich das lange Haar nicht,
Schnitt im dritten ab ihr langes Haupthaar,
Sandt' es ihrem Oheim hin nach Nowi.

Fassen ließ der Oheim es in Silber,
Schmücken ließ die Base es mit Perlen,
Hangten es dann hin an's Thor der Veste,
Und ein Jeder, der vorbeiging, staunte:
„Guter Gott, o niegeseh'nes Wunder!
Wer mag wol und wen mag wer beklagen?
Klaget um ihr Söhnlein eine Mutter?
Klaget um den Bruder eine Schwester?
Klaget um den Schwager eine Schwägerin?"

„Um ihr Söhnlein klagt so keine Mutter,
Um den Bruder klagt so keine Schwester,
Um den Schwager klagt so keine Schwägerin,
Nur ein Mädchen klagt so um die Liebe!"

Iwo und Jelena.

Saben ſich zwei Liebende von Kindheit,
Eines Iwo, Jelena das Andre.
Da ſie aber zur Vermählung waren,
Da ſprach Iwo zu Jelena alſo:
„O Jelena, meine theure Seele!
Will dich freien! Wirſt du wol mit mir gehn?“

Und Jelena ſprach darauf zu Iwo:
„O mein Iwo, theurer als mein Aug' mir!
Wird um mich, und gerne geh' ich mit dir!
Fragen aber will ich erſt die Mutter,
Ob die Mutter mich an dich wol gäbe?“

Jela geht nach ihrer Mutter Hofe,
Spricht alſo zu ihrer lieben Mutter:
„Mütterchen, mein liebes, gutes, altes,
Werben wird um mich der junge Iwo!
Möchteſt du an Iwo mich wol geben?“

Dies jedoch erwidert ihr die Mutter:
„Sprich nicht thöricht, Tochter mein, Jelena!
Einem Beſſern gibt dich deine Mutter,
Einem Beſſern und auch einem Reichern!“

In's Gebirg geht Jela drauf zum Liebſten,
Spricht mit ihm, erzählt ihm, wie und was iſt,
Daß die Mutter ſie an ihn nicht gäbe,
Redet ſelbſt zu dem Geliebten alſo:
„Geh', o Iwo, du mein theurer Liebſter,
Wirb um Manda, meine Bundesſchweſter!
Schlanker iſt ſie, ſchöner als wie ich bin,
Reicher an Gewändern auch, an ſeidnen!"

Iwo darauf alſo zu Jelena:
„Sprich nicht thöricht, Jela, meine Liebe!
Sei auch Manda ſchlanker, ſei ſie ſchöner,
Reicher an Gewändern auch an ſeidnen;
Doch nicht lieblich iſt ſie meinem Herzen!"

Spricht's — und geht grad hin zu Manda's Höfen,
Wirbt um Manda, um das ſchöne Mädchen,
Wirbt, und gerne geben ſie die Aeltern,
Und er ſammelt buntgeſchmückte Swaten.

Bald auch kommen die, die Braut zu holen.
Als ſie aber vor die Höfe kamen,
Vor die Höfe Jelena's, des Mädchens,
Stand Jelena juſt am weißen Fenſter,
Sah die Swaten Iwo's, ihres Liebſten,
Rief derbei die liebe alte Mutter:
„Sieh', o Thörin, meine alte Mutter,
Hätteſt du an Iwo mich gegeben,
Meine Swaten wären dieſe jetzund!"

Als jedoch die Swaten hingezogen,
Klaget alſo laut das liebe Mädchen:

„Komm zu mir, komm schnelle, liebe Mutter!
Arges Kopfweh hat mich überkommen!
Gib die Schlüssel mir von unsrer Lade,
Daß Arzneien meinem Leid ich suche!"

Und es glaubt dem Mädchen dies die Mutter,
Gibt zur Stell' die Schlüssel ihr der Lade,
Und das Mädchen geht hinan zum Thurme,
Findet dort zwei goldgeschlungne Schnürlein
Und erhängt sich an des Thurmes Fenstern.

Lange nicht, da ruft ihr Kind die Mutter.
Da jedoch nicht Antwort sich läßt hören,
Schaut hinan sie zu des Thurmes Fenstern,
Sieht Jelena an den Fenstern hangen.

Schnell hinan zum weißen Thurme eilt sie,
Schneidet ab die goldgeschlungnen Schnüre,
Und Jelena fällt zur schwarzen Erde.
Böse Ohnmacht sei dies, meint die Mutter —
Doch entflohen längst ist Jela's Seele!

Da dies siehet jung Jelena's Mutter
Fertigt sie aus Laubgezweig ein Bahrlein,
Trägt hinaus es, wo der Weg sich kreuzet,
Und vorbei ziehn Iwo's schmucke Swaten.

Als die Swaten nun vorüberkommen,
Sprechen so die Swaten zueinander:
„Welch ein schöner Tag, Gott sei gepriesen!
Als wir gestern hier des Weges zogen,
War noch keine Spur von diesem Laubstrauch!"

Keiner aber merket von den Allen,
Keiner merkt die Bahre, außer Iwo,
Und also zu seinen Swaten spricht er:
„Gebt voran, ihr Herren Hochzeitsgäste!
Meines Freundes Grabeshügel ist dies,
Will für ihn zu Gott hier einmal beten!“

An der Bahre Jelena's bleibt Iwo,
Voran nach dem Hofe ziehn die Swaten.

Niemand achtet, wo denn Iwo säume;
Manda aber kann sich nicht erwehren,
Redet leise so zum Brautgeleiter:
„Brautgeleiter, du mein goldnen Ringlein,
Unrecht ist es, daß nach dir ich schaue,
Mehr noch unrecht, daß zu dir ich rede!
Doch — wo säumet Iwo unser Bräut'gam?“

Rückwärts gehn die buntgeschmückten Swaten,
Finden Iwo an dem grünen Hügel,
Meinen, daß er schwer in Ohnmacht liege —
Doch entseelt liegt Iwo an dem Hügel,
Liegt entseelt aus Herzleid um Jelena.

Graben denn auch ihm ein Grab die Swaten,
Graben ihm es an Jelena's Seite,
Legen ineinander Beider Hände,
Legen ineinand sie durch die Erde,
Rothes Aepflein in die Hände Beider,
Daß man sehe, wie sie treu sich liebten. —

Kurze Zeit nur war dahin gegangen,
Da erwuchs aus Iwo's Grab ein Föhrlein,
Aus Jelena's eine schlanke Rebe
Und die Rebe hing am Stamm der Föhre
Wie am Hals des Liebsten hängt ein Mädchen.

Guter Gott, gepriesen sei für Alles!
Schwer jedoch mögst Jung und Alt du strafen,
Wer da reißt Geliebte von Geliebten!

Janja die Schöne.

Kehrt die Höfe, kehrt ſie weinend
Janja die Schöne,
Tritt zu ihr der liebe Schwager,
Pawle der Schöne.
Spricht zu ihr der liebe Schwager,
Pawle der Schöne:
„Sprich, was iſt dir, liebe Schwägrin,
Janja du Schöne?
Kehrſt die Höfe, kehrſt ſie weinend!
Nimmer iſt gut dies!“

Ihm darauf die liebe Schwägrin,
Janja die Schöne:
„Was wol wär' mir, lieber Schwager,
Pawle du Schöner,
Trüg' nicht um die Schwiegermutter
Schmählichen Leumund,
Daß ich dich, o Pawle, lieb' den
Leiblichen Schwager;
Sprächʼ dann nicht deine Mutter,
Freundin der Wahrheit:
Gehʼ zur Kirche! Bittʼ zu Gott dort!
Rede die Wahrheit!“

Dies hört, von der Jagd heimkehrend,
Djurdje der Knese,
Spricht: „Bereite schnell das Bett mir,
Janja, du Schöne!“

Janja drauf: „Noch ist es früh,
Djurdje, o Knese!“

Djurdje aber: „Mag es früh sein,
Spute dich, Janja!“

Und es geht das Bett zu richten
Janja die Schöne,
Und ihr folgt, den Jagdspeer zückend,
Djurdje der Knese.
Nach ihr aber läuft ihr Söhnlein
Bitterlich weinend.

Also redet zu dem Söhnlein
Janja die Schöne:
„Bleib' zurück in deinem Hofe!
Weine nicht, Söhnlein!
Sieh', zu sterben ist beschieden
Heute der Mutter!“

Also spricht sie, und den Jagdspeer
Schwinget der Knese,
Streckt zu Boden, eine Leiche,
Janja die Schöne.

Drauf zur Jagd hinaus geht wieder
Djurdje der Knese,

Trifft im Feld den jungen Bruder
Janja der Schönen.

In der Rechten trägt der Bruder
Duftende Rosen,
Reicher dar dem Waldesjäger
Eine der Rosen:
„Hier, o Schwager, flinker Jäger,
Eine der Rosen!
Bring' die Rose meiner Schwester
Janja der Schönen!
Lieb vom Bruder eine Rose
Ist ja der Schwester!"

Drauf zurück im schnellen Jagen
Djurdje dem Bruder:
„So dir Gott, o junger Bruder
Janja der Schönen!
Ist die Ros' ihr lieb gewesen,
Ist sie's nun nimmer!
Mit dem schlanken Leibe nunmehr
Mißt sie die Erde,
Mit den schwarzen Augen nunmehr
Zählt sie die Sterne!"

Angstvoll fragt der junge Bruder
Janja der Schönen:
„Ist's durch Gott so, lieber Schwager,
Oder durch dich gar?"

Ihm darauf im ſchnellen Jagen
Djurdje der Kneſe:
„Nicht durch Gott iſt's! Iſt durch mich ſo,
Djurdje den Kneſen!“

Da erfaßt den Speer der Bruder
Janja der Schönen,
Und erſticht im ſchnellen Jagen
Djurdje den Kneſen.

Fernher ſieht dies Janja's Schwager,
Pawle der Schöne,
Ruft heraus die alte Mutter
Vor die Gehöfte:
„Komm heraus, o alte Mutter!
Siehe das Unglück!
Wie du, Mutter, ausgeliehen,
Wird dir gezahlt nun!
Wie du, Mutter, ausgeſäet,
Iſt dir die Ernte!
Dort im Walde liegt ein Hirſch dir,
Heim eine Hirſchkuh,
Todt auch an der Hirſchkuh Bruſt ihr
Liebliches Rehlein!“

Beſſer iſt es, daß wir Witwen Beide.

Wallt am Saum der Berge dort die Sonne?
Nicht die Sonne iſt es, die dort hinwallt
An den Bergen, ſondern Frau Jelena,
Pawle mit ihr, ihr geborner Schwager.

Alſo redet Pawle zu Jelena:
„O Jelena, vielgeliebte Schwägrin,
Gib zur Frau mir Anna, deine Schweſter!

Dies jedoch zurück ihm Frau Jelena:
„Sprich nicht thöricht, Pawle, lieber Schwager!
Nicht für dich iſt Anna, meine Schweſter,
Denn von Irrſinn iſt das Kind befallen!“

Leiſe drauf zu Frau Jelena Pawle:
„Gib ſie mir, o meine liebe Schwägrin,
Sei ſie auch von irrem Sinn befallen!
Will zur Fraun nach Omlewo ſie führen!
Heilen wird ſie unſre liebe Fraun mir!“

Da nun Solches Frau Jelena höret,
Spricht ſie leiſe dies zu ihrem Schwager:
„Glaub' bei meinem Glauben mir, o Pawle,

Nicht von Irrsinn ist befallen Anna,
Allzuschön nur ist das junge Mädchen!
Lade du als Hochzeitsgäste deshalb,
Lade Unbekannte wie Bekannte;
Doch als Brautgeleiter einen Fremden,
Nimmer Iwo, deinen eignen Bruder!
Denn fürwahr, nur allzuschön ist Anna,
Leicht um sie einbüßtest du dein Leben!"

Kaum nun Pawle solches Wort vernommen,
Eilt er gleich um Botenlohn zur Mutter:
„Botenlohn, o meine liebe Mutter!
Ihre Schwester gab zur Frau mir Jela!
Eines aber rieth die liebe Schwägrin,
Hieß mich laden buntgeschmückte Swaten,
Unbekannte laden wie Bekannte,
Nur als Brautgeleiter einen Fremden,
Nimmer Iwo, meinen eignen Bruder;
Denn fürwahr, nur allzuschön sei Anna,
Leicht um sie einbüßte ich mein Leben!"

Ihm jedoch darauf die alte Mutter:
„Sprich', mein liebes Kind, nicht also thöricht!
Uebergroße Schande wär' dir dieses,
Zu erwählen fremden Brautgeleiter,
Und nicht Iwo, deinen eignen Bruder!"

Wählt denn Pawle schmucke Hochzeitsgäste,
Wählt als Brautgeleiter seinen Bruder,
Und sie gehn, daß sie das Mädchen holen.

Glücklich langen an sie bei dem Mädchen,
Glücklich ziehn sie heimwärts mit dem Bräutlein;
Sieh', da weht ein Lüftchen aus den Bergen,
Hebt empor des Mädchens weißen Schleier,
Und wie Sonnen strahlt ihr schönes Antlitz!

Da dies sieht der junge Brautgeleiter,
Ruft er zu mit heller Stimm' dem Bruder:
„Bruder Pawle! Schad' ist's um dein Röslein!
Ohne Hufe führst du's durch die Berge,
Durch die schwarzen Berge Koreniza!"

Pawle, da er solchen Ruf vernommen,
Sitzet ab gleich ohne Arg vom Rosse,
Sitzet ab, sieht nach des Rosses Hufen.
Gut sind an den Hufen all die Eisen,
Haftend fest die vierundzwanzig Nägel.
Iwo aber, da sich Pawle neiget,
Zückt den blanken Säbel von der Seite,
Schlägt dem Bruder hinterrücks das Haupt ab.

Schreckvoll fragen die geschmückten Swaten:
„Sprich, was soll dies, Gnade Gott dir, Iwo?
Was erschlägst du Pawle, deinen Bruder?"
Fragen, sitzen ab dann von den Rossen,
Graben eine Grube mit den Säbeln,
Scharren ein den unglückselgen Pawle,
Ziehen traurig vor die weißen Höfe.

Muntrer Reigen schwinget vor den Höfen.
Frau Jelena führt den muntern Reigen,

Zählet, da sie nahn, die Hochzeitsgäste,
Zählet alle, — nicht den Schwager Pawle.
Rückwärts drum den muntern Reigen führt sie,
Führt ihn rückwärts, heißt ihn endlich still stehn,
Eilt entgegen der geliebten Schwester.

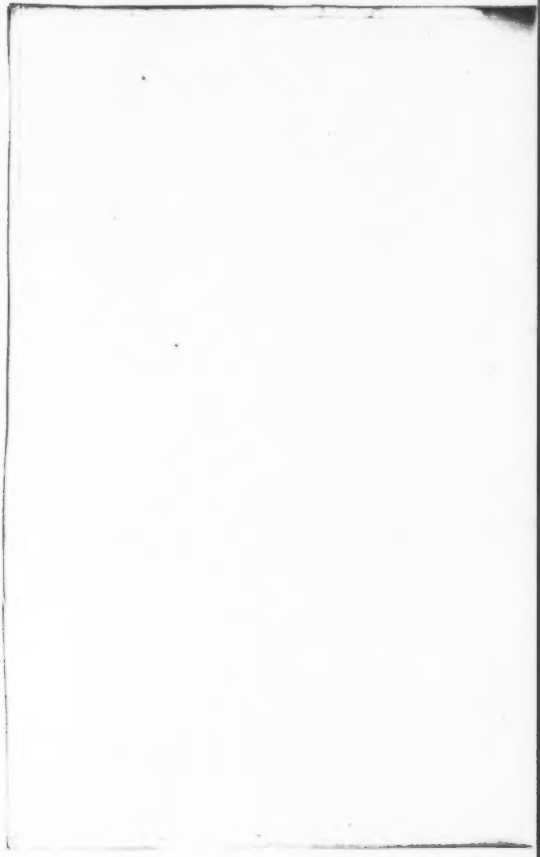
Weinend aber spricht zu ihr die Schwester:
„Weh', o Schwester! Gnade Gott uns Beiden!
Eh' noch zu den Höfen ich gekommen,
Ward, o junges Blut ich, schon zur Witwe!"

Da Jelena sieht der Schwester Thränen,
Und ersieht, welch Unheil ist geschehen,
Eilt hinein sie in die weißen Höfe,
Holt heraus ein wohlgestähltes Messer,
Stößt in's Herz es Iwo, ihrem Gatten.

Da dies siehet Iwo's alte Mutter,
Fragt entsetzt sie ihre Schwiegertochter:
„Weh', was soll dies? Daß dir Gott vergebe!"

Jela aber gibt ihr dies zur Antwort:
„Steh' mir bei mein Glauben, alte Mutter,
Mir geborne, oder nicht geborne;
Besser ist es, daß wir Witwen Beide,
Als zwei Schwestern die Geliebten Eines!"

Legenden und Gesänge der Blinden.



Legenden.

Der reiche Gawan und die Engel.

Und es sprach einst Gott der Herr,
Sprach zu dreien Engeln dies:
„O ihr meine Engel drei,
Himmlische Wojwoden drei,
Steiget nun herab zur Erd',
Nehmt dort trocknes Ahornholz,
Fertigt euch ein Geiglein draus,
Zieht damit durch alle Welt
Wie die Bien' durch's Blumenfeld,
Von den Thoren Gott des Herrn
Bis zum Niedergange fern,
Und erforscht die Glauben all
Und erprüft die Städte all,
Ob sie Gott erkennen all
Und den Namen Gott des Herrn!"

Stiegen drauf die Engel drei,
Stiegen gleich zur Erd' herab,
Nahmen trocknes Ahornholz,
Machten draus ein Geiglein gut,
Zogen dann durch alle Welt,

Bienlein durch das Blumenfeld,
Von dem Thore Gott des Herrn
Bis zum Niedergange fern,
Forſchten nach dem Glauben all,
Prüften auch die Städte all,
Und allmännig nah und fern
Pries den Namen Gott des Herrn.

Kamen ſo die Engel auch
Vor des reichen Garwan Haus,
Kamen an zur ſelben Friſt,
Da juſt heil'ger Sonntag iſt,
Standen vor dem Hauſe dar
Einen halben Sonntag gar,
Bis die Füße allen Drein
Schmerzen ſehr vom langen Stand,
Und ein Jedem ſeine Hand
Von dem vielen Geigen fein
Wie auch von der Noth zur Stund'
Mit des Hauſes böſem Hund.

Endlich thut ſich auf das Haus,
Frau Jelena kommt heraus.
Dienerinnen gehn ihr vor,
Mägde folgen ihr durch's Thor,
Und um's Haupt, gar ſtolz zu ſchaun,
Wallen Schwingen ihr von Pfaun.
Ein verbranntes Brot heraus
Bringt die Frauen aus dem Haus,
Das geknetet Freitags ward,
Sonnabends gebacken ward,

Sonntags erst herausgescharrt.
Dies nun Frau Jelena gibt,
Nicht so wie der Herr es liebt,
Sondern wirft's den Engeln zu
Mit des rechten Fußes Schuh:
„Gottesknechte, nehmt dies dann!
Was für Herrgott ist dies dann,
Der da nicht ernähren kann
Seine Knecht' im eignen Haus,
Sondern schickt zu mir heraus?
Ei, da hab' ich mir im Haus
Einen Gott, der Höfe frei
Mir erbaut aus festem Blei,
Tische drein aus Silber stellt,
Vielen Reichthum, vieles Geld!"

Drauf die Engel gingen fort,
Trafen gleich am nächsten Ort
Stefan, Gawan's treuen Knecht,
Sprachen also zu dem Knecht:
„Bruder Stefan, schenk' um Gott
Uns ein Kleins in unsrer Noth!"

Stefan drauf, der treue Knecht:
„Diener Gottes, Brüder, seht!
Nenne nichts auf Erden mein,
Als ein einzig Lämmelein!
Hab' gedienet treulich gar
Herren Gawan neun der Jahr',
Für die vollen Jahre neun
Gab er mir dies Lämmelein!

Hab' erbeten Milch mir schwer,
Daß ich groß das Lämmlein nahr',
Und nun ist das Lämmchen schier
Von der Heerd' das Liebste mir!
Hätt' ich hier das Lämmchen gleich,
Gäb' es gern zur Stunde euch!
Doch die Hirten, leider Gott,
Trugen just das Lämmchen fort!"

Sprachen drauf die Engel drei:
„Dank dir, Dank, o Stefan treu!
Ist das Herz so wie die Zung',
Kommt auch bald das Lämmchen jung!"

Kehrt sich um der Knecht zumal —
Sieh, da kommt das Lämmlein dar,
Hüpft heran durch's grüne Thal!
Wie sich's freuet mit dem Knecht,
Wie mit seiner Mutter recht!
Stefan aber nimmt es auf,
Küßt's drei mal mit seinem Mund,
Gibt's den Engeln dann zur Stund':
„Diener Gottes, nehmt es hin!
Sei es ein Almosen euch,
Fürbitt' mir in Gottes Reich!"

„Dank dir, Stefan, treuer Knecht!"
Gingen drauf von selbem Ort,
Nahmen mit das Lämmlein fort.

Als die Engel kamen dann
Vor des Heiland hellen Thron,

Sagten Alles ſie dem Herrn,
Was ſie ſahn auf Erden fern.

Beſſer weiß es ſelbſt der Herr,
Als wie ſie es künden ihm,
Spricht zu ihnen dieſes Wort:
„Höret mich, o Engel mein!
Steigt hinab zur Erde gleich,
Gehet hin zu Gawan's Haus,
Gießt den Balatinateich,
Gießt zur Stund' ihn drüber aus!
Dann erfaßt das ſtolze Weib,
Frau Jelena, an dem Leib,
Bindet an den Hals ihr fein
Einen kalten Felſenſtein,
An den Stein den Teufel feſt,
Daß er ſie nicht von ſich läßt,
Durch die Höll' ſie ſchlepp' umher
Wie 'nen Kahn durch's wüſte Meer!'

Sanct Peter's eigne Mutter.

In den Himmel geht Sanct Peter.
Hinter ihm her läuft die Mutter,
Bittet ihn mit lautem Bitten:
„Steh' ein Weilchen, Söhnlein Peter,
Daß ich mit dir geh' in Himmel!"

So jedoch der heil'ge Peter:
„Kehr' du um, o meine Mutter!
Denn, o sieh', dein ganzes Leblang
Hast du nicht verdient den Himmel,
Hungernde gesättigt niemals,
Dürstende getränket niemals,
Nackende gekleidet niemals,
Nie beschuhet Den, der barfuß,
Nie betheilet Den, der blind war,
Nichts geopfert für die Seele,
Als nur einmal ein Flachsbündlein,
Das du theiltest unter Drei,
Und darum du drei mal seufztest:
Weh' mir, wehe, mein Flachsbündlein!
Ach, wo wirst herum du lungern,
In den Bergen, in den Thälern,
In der Blinden Bettelsäcken?"

Weiter spricht der heil'ge Peter:
„Darum, Mutter, kehr' zurück du,
Knüpfe Fäden aneinander,
Einen Faden an den andern,
Klimm' zum Himmel an den Fäden!"

Rückwärts kehrt Sanct Peter's Mutter,
Knüpfet Fäden aneinander,
Einen Faden an den andern,
Klimmet hin dann längs der Fäden,
Ob sie nicht in Himmel käme —
Sieh', da reißen ab die Fäden,
Und sie stürzt zur tiefsten Hölle!

Was die ſchwerſten Sünden ſind.

Wächſt ein Baum im Paradies,
Ein gar edler Oelbaum dies!
Zeuget Sproſſen edler Art,
Goldne Aeſtlein fein und zart,
Trägt dran Laub von Silber klar.

Drunter ſteht ein golden Bett,
Darauf Blumen allerhand
Doch zumeiſt ſind ausgeſtreut
Baſilik und Röslein roth.
In dem Bettlein ruhet aus,
Ruhet aus Sanct Nikolaus!

Zu ihm kommt der Wojewod,
Friedenſpender Ilia.
Zu ihm ſpricht der Wojewod,
Friedenſpender Ilia:
„Steh' du auf, Sanct Nikolaus!
Laß uns gehn zur Oberwelt,
Dort die Kähne rüſten aus,
Und die Seelen führen uns
Dieſer zu aus jener Welt!“

Drauf zurück Sanct Nikolaus:
„Geh' von hinnen Wojewod,
Friedenspender Ilia!
Lichter Sonntag ist es heut'!
Nichts gethan wird an dem Tag,
Als getauft nur und getraut
Und gekämmt das blonde Haar
Und gepflegt die weiße Wang'!"

Wieder drauf der Wojewod,
Friedenspender Ilia:
„Steh' nur auf, Sanct Nikolaus!
Laß uns gehn zur Oberwelt
Und die Kähne rüsten aus!"

Auf steht nun Sanct Nikolaus,
Geht mit ihm zur Oberwelt,
Hilft die Kähne rüsten aus,
Und die Seelen dieser Welt
Fördern in die andre ihm.
Nur drei Seelen können nicht:
Eine Seele sündenreich,
Die den Kum zog vor Gericht;
Eine Seele sündenreich,
Die dem Nachbar lang gegrollt;
Und die sündenreichste Aller,
Die verleumdet eine Jungfrau!

Warum die Espe ewig zittert.

Hoch auf einem hohen Berge
Sind zu schaun gar viele Burgen,
Ist zu schaun auch eine Kirche,
Drin zwei heil'ge Sänger singen,
Heil'ger Petrus, heil'ger Niklas,
Und zwei Schwestern gegensingend,
Angelia und Maria.

Gottes Mutter will sie hören;
Und es schweigen alle Wesen,
Und es schweigen alle Bäume.
Nur die Espe will nicht schweigen,
Will nicht schweigen, flüstert immer!

Da verwünscht sie Gottes Mutter:
„Alle Bäume sollen fruchten,
Nur du, Espe, sollst nicht fruchten,
Sondern zittern stets und flüstern,
Selbst im Sommer, wenn es schwül ist
Und kein leiser Hauch sich reget!"

Die Taufe Chriſti.

Wandelte die allerreinſte Jungfrau,
Wandelte durch alle Welt und Erde,
Trug auf ihren Armen dar ihr Söhnlein,
Trug ihr liebes Söhnlein Jeſum Chriſtum.

Sieh', da traf Johannes ſie, den Täufer,
Sprach zu ihm, die allerreinſte Jungfrau:
„Komm heran, Johannes, mein Gevatter!
Laß uns gehen an das Waſſer Jordan,
Daß mein Söhnlein Chriſtum wir dort taufen!“

Machten ſich denn auf von dieſer Stelle,
Gingen miteinander an den Jordan.

Da Johannes nun Herrn Jeſum taufte,
Sieh', da ließ vor Schreck ſein Buch er fallen.

Frug ihn drauf die allerreinſte Jungfrau:
„Sag', was gibt's, Johanneſ, mein Gevatter?“

„Ei was gäb' es, meine liebe Kumin?
Toll geworden ſcheint des Jordans Waſſer,
Stehn bleib't es und will nimmer weiter ſtrömen!
Niederſtürzt in's Gras das Waldgebirge,

Und, o siehe Kumin, sieh' empor nur,
Ueber uns entzwei bricht selbst der Himmel!"

Ihm zurück die allerreinste Jungfrau:
„Fürchte nichts, Johannes, mein Gevatter!
Teil nicht worden ist des Jordans Wasser,
Sondern nur herbeigeströmt, Gevatter,
Daß es sich am Leibe Christi heil'ge!
Die Gebirge neigen sich vor Christus!
Und der Himmel bricht auch nicht in Stucken,
Sondern auftun ihn die lichten Englein,
Daß sie sehen, wie wir Christum taufen,
Sie und Gott der Herr im Ider des Aufgangs!"

Auf vom Boden nimmt das Buch Johannes,
Nimmt das Buch, tauft Christum, seinen Täufling,
Taufet ihn, und Christus tauft Johannes,
Und von jener Stund' entstand die Taufe,
Alles dies durch Gott, des Mächt'gen, Gnade,
Daß er mit uns sei für dem' und ewig!

Die Sonntagsernte.

Dank dem Herrn, Lobpreis dem Einzigeinen!

Sonntags mähn die Chriſten ihre Ernten.
Sieh' da wehn drei Wolken über ihnen!
Eine birgt den Donnerer Ilia,
Eine birgt die flammende Maria,
Eine birgt den heil'gen Pantelia.

Alſo ſpricht der heil'ge Pantelia:
„Schick' den Donner, Donnerer Ilia!
Schick' dein Feuer, flammende Maria!
Selber ich will meinen Sturmwind ſenden!“

Drauf jedoch die flammende Maria:
„Schicke nicht den Donner, o Ilia,
Nicht den Sturm, o heil'ger Pantelia,
Meine Flammen werd' auch ich nicht ſenden!
Denn dem Türken kann der Chriſt nicht trauen,
Und im Feld die reife Saat nicht warten!

Das Mädchen und der Drache.

An des Heilands Himmelfahrt
Früh erwacht das Mädchen zart,
Sieht, wie etwas vor dem Hause
Streift den Thau vom grünen Gras;
Bittet Gott, da sie es sieht:
„Gib, o Gott, daß ich erschaue
Jedes Thier mit meinen Augen,
Nur den Drachen des Gebirgs nicht!“

Doch — kaum hat sie's ausgesprochen,
Steht vor ihr der wilde Drache,
Nimmt sie unter seine Flügel,
Fliegt empor, und trägt die Aermste
Fort in's wüste Steingeklüfte.

Lange hält er hier das Mädchen.

Als es wieder Himmelfahrt war,
Hebt das Mädchen an zu klagen,
Klaget bitter, will nicht enden.

Tröstend spricht der wilde Drache:
„Sag', was ist dir, junges Mädchen?“

„Ei, was wär' mir, wilder Drache?
Himmelfahrttag iſt es heute!
Alle Mädchen pflücken Roſen,
Pflücken Roſen, winden Kränze;
Nur ich Arme, Unglückſel'ge,
Darf nicht pflücken, darf nicht winden!"

Leid um's Mädchen iſt's dem Drachen,
Und er läßt es Roſen pflücken,
Roſen pflücken, Kränze winden.

Immer aber weint das Mädchen,
Weinet bitter, will nicht enden.

Tröſtend weiter ſpricht der Drache:
„Sag', was iſt dir junges Mädchen?"

„Ei, was wär' mir, wilder Drache?
Himmelfahrttag iſt es heute!
Alle Mädchen bringen Kränze,
Schmücken heim die lieben Mütter;
Nur ich Arme, Unglückſel'ge,
Muß die Mutter hier beklagen!"

Leid auch darum iſt's dem Drachen,
Redet alſo zu dem Mädchen:
„Willſt du, Seele, mir wol ſchwören,
Daß du mir auch wiederkehreſt,
Will ich dich zur Mutter laſſen!"

Und das Mädchen ſchwört dem Drachen,
Daß es ihm dann wiederkehre,

Und der Drache läßt das Mädchen,
Daß es heim die Mutter kränze.

Heim zur Mutter kommt das Mädchen,
An den Drachen denkt es nimmer!

Drache aber harrt des Mädchens,
Harret heute, harret morgen,
Stirbt viel eher in den Klüften
Als des Mädchens er erharret!

Der Wila Wolkenſchloß.

Baut 'ne Burg die weiße Wila,
Nicht im Himmel, nicht auf Erden,
Sondern auf 'nem Wolkenberge,
Baut hinein drei ſchöne Thore,
Bauet eines ganz von Golde,
Baut das andre ganz von Perlen,
Und das dritte ganz von Scharlach.
Das ſie bauet ganz von Golde,
Dran vermählet ihren Sohn ſie;
Das ſie bauet ganz aus Perlen,
Dran vermählt ſie ihre Tochter;
Das ſie bauet ganz von Scharlach,
Daran ſitzt die Wila ſelber,
Sitzt ſie ſelbſt und ſieht hernieder,
Wie der Blitzſtrahl mit den Donnern,
Wie die Schweſter mit den Brüdern
Und die Braut ſpielt mit den Schwägern;
Wie der Blitz die mächt'gen Donner,
Wie die Schweſter ihre Brüder
Und die Braut beſiegt die Schwäger.

Die Wilen des Lowtschen.

Ein Berg höher als der andre,
Doch der höchste ist der Lowtschen!
Dorn und Distel nur dort gibt es,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröste,
Sturm und Regen jahraus, jahrein,
Und die Wilen, die dort wohnen,
Schwingen darunter ihren Reihn.

Reitet ein Held vorüber dort,
Reitet zu suchen der Liebe Glück,
Da erschauen die Wilen ihn,
Rufen ihm zu am selben Ort:
„Kehre bei uns ein, wackrer Held!
Siehe, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt sich in lichten Sonnenschein,
Nährt sich von bleichem Mondenschein,
Schmückt sich mit weißen Sternelein!“

Küſſe nicht die Bundesſchweſter!

Mara ging, die Jungfrau, nach Bulgarien,
Schloß mit den Bulgaren Bundesfreundſchaft,
Und zuletzt mit Pero dem Bulgaren:
„Sei in Gott mein Bundesbruder, Pero!
Führ' zurück mich aus dem Land Bulgarien!"

Aus dem Land Bulgarien führt ſie Pero.

Mitten in den ſchwarzen Bergen aber
Quillt hervor ein Brünnlein klaren Waſſers,
Und Kaffee zu brauen ſetzt ſich Pero,
Mara, ihre Wangen weiß zu waſchen.

Gleich der Frühlingsſonne ſtrahlt ihr Antlitz,
Gleich dem hellen Mondenſchein ihr Buſen,
Und alſo ſpricht Pero der Bulgare:
„Mara, o in Gott mir Bundesſchweſter!
Küſſen möcht' ich deine weißen Wangen!"
Und ſo wie er's ausſprach, der Bulgare,
Wie er's ſprach, ſo that er's auch zur Stelle.

Doch, o sieh'! Gleich fuhr ein Blitz vom Himmel,
Schlug zu Boden Pero den Bulgaren.

Arg entrüstet aber rief die Jungfrau:
„Jeden Helden möge Gott so strafen,
Der da küßt, die ihm in Gott ist Schwester!"

Was der Thau der Basilie erzählt.

Bitter klagt Basilie, die zarte:
„Milder Thau, was fällst du mir nicht heute?“

„Bin dir seit zwei Morgen ja gefallen!
Heute aber bab' ich mich verweilet,
Schauend an ein übergroßes Wunder,
Wie die Wila um das Waldgebirge,
Um das grüne, zankte mit dem Adler!
Sprach die Wila: «Mein ist das Gebirge!»
Sprach der Adler: «Dein ist's nimmer! Mein ist's!»
Und die Wila brach dem Aar die Flügel.
Wehvoll klagten nun die jungen Adler,
Klagten, wußten nicht, was zu beginnen.
Sieh', da kam die Schwalbe, that sie trösten:
«Weinet nicht, o meine jungen Adler!
Will euch führen in das Land von Indien,
Wo die schönen Amaranthen wachsen,
Wachsen bis an's Knie hinan den Rossen,
Und der Klee bis an die hohen Schenkel,
Und die Sonne niemals untergehet!»
Und die Jungen gaben sich zufrieden.“

Weh' der Nachtigall ohne Wald.

Lieblich eine Nachtigall
Singt im grünen Tannenwald,
In dem grünen Tannenwald
Und auf schlankem Tannenast.

Gehn drei Jäger in dem Wald,
Schössen gern die Nachtigall.

Bittet sie die Nachtigall:
„Wollet nicht erschießen mich!
Will euch singen Lieder hübsch
In dem grünen Gartenlaub,
Auf dem rothen Rosenstrauch!"

Tragen denn die Jäger drei,
Tragen heim die Nachtigall,
Bringen in die Höfe sie,
Daß sie singe Lieder hübsch
In dem grünen Gartenlaub,
Auf dem rothen Rosenstrauch,
Ihre Lieben zu erfreun.

Doch nicht kann die Nachtigall,
Daß sie singe Lieder hübsch,

Sondern klagt und klaget ſtets,
Klagt und jammert bitterlich.

Tragen denn die Jäger drei
Sie zurück zum Tannenwald,
Laſſen ſie im Walde frei,
Und nun ſingt ſie, daß es hallt:
„Weh' dem Freunde ohne Freund!
Weh' dem Freunde ohne Freund,
Ohne Wald der Nachtigall!“

Geſänge der Blinden.

Des Blinden Bitte.

Guter Gott, Lobpreis ſei dir für Alles!
Guter Gott, und du, o junger Sonntag!
Guter Gott und helfe du Jedwedem,
Jedem Bruder, jedem guten Helden,
Der da pflüget, daß er nähre Waiſen,
Zarte Würmlein, ſammelnde Ameiſen!

Schenkt mir etwas, o Ernährer,
O Ernährer und o Väter!
Schenkt mir etwas meine Brüder,
Edle Brüder, ehrenwerthe!
O ihr Brüder, milden Herzens,
Geht doch nicht an mir vorüber!
Tragt vorbei nicht mein Almoſen,
Mein Almoſen, dieſes kleine,
Dieſes kleine, dieſes wen'ge!
Kleine Gabe iſt ein Kreuzer,
Aber eine große Stiftung;
Denn er wuchert und vergeltet,

Thut dir auf des Himmels Pforten
Und gedenkt all' deiner Todten!
Beten will ich und erbitten
Jeden Morgen, jeden Abend
Gutes Glück für eure Häuser,
Eure Kranken, eure Siechen,
Eure Wandrer, eure Krieger,
Eure Pflüger, eure Winzer,
Eure Hirten, eure Kämpfer,
Eure Schüler, die da lernen,
Daß sich freuen ihre Mutter!

Schenkt mir etwas, o ihr Brüder,
Daß ihr nie, wie ich, einbergeht
Und nicht blinde Kinder zeuget,
Nicht im Haus und nicht im Stamme,
Und sie in die Welt nicht sendet,
Wie die Mutter mich gesendet
In die Fremde, in die Weite,
In die unbekannte Ferne,
Daß ich nun mit fremden Augen
Wandern muß auf harten Pfaden,
Waten muß durch arge Furten,
Schlagen mich von Baum zu Baume,
Von Verhaßtem zu Verhaßtem,
Und von Steine zu Gesteine,
Gleich dem Wasser an den Ufern!
Fremde Mütter nenn' ich Mutter,
Fremde Väter nenn' ich Vater,
Fremde Brüder nenn' ich Bruder,
Fremde Schwestern nenn' ich Schwester;

Mancher ſieht mich, Mancher nicht auch,
Mancher hört mich, Mancher nicht auch,
Mancher ruft mich, Mancher nicht auch,
Und gar Viele gehn vorüber!

Sieh', o Bruder — haſt du Mitleid —
Sieh', mich führen fremde Augen!
Sieh', mich nähren fremde Hände,
Eure Hände — wie das weh' thut!
Und ich dürſt', die Welt zu ſchauen,
Weiße Welt und warme Sonne,
Weißen Tag und hellen Mondſchein,
Und um mich die Welt und Alles,
Und die Brüder, die um mich ſind,
Und vor mir die braune Erde,
Ueber mir den blauen Himmel!
Ja, mich führen fremde Augen;
Denn allein bin ich ja hilflos!
Ja, mich nähren eure Hände;
Denn, o ſeht, ich kann nicht pflügen,
Eggen nicht, nicht ſä'n, nicht ernten,
Und was euch ſind helle Tage,
Sind mir endlos finſtre Nächte,
Ohne Stern und ohne Mondſchein!

Seht, o Brüder, den Gefangnen,
Seht, o Brüder, ihn im Kerker!
Wohl iſt ihm — ſein harrt Erlöſung,
Endlich einmal wird ihm Freiheit! —
Doch den Blinden, wer befreit ihn?

Und wann wird Erlöſung jemals
Aus der Blindheit ſchwarzer Haft ihm?

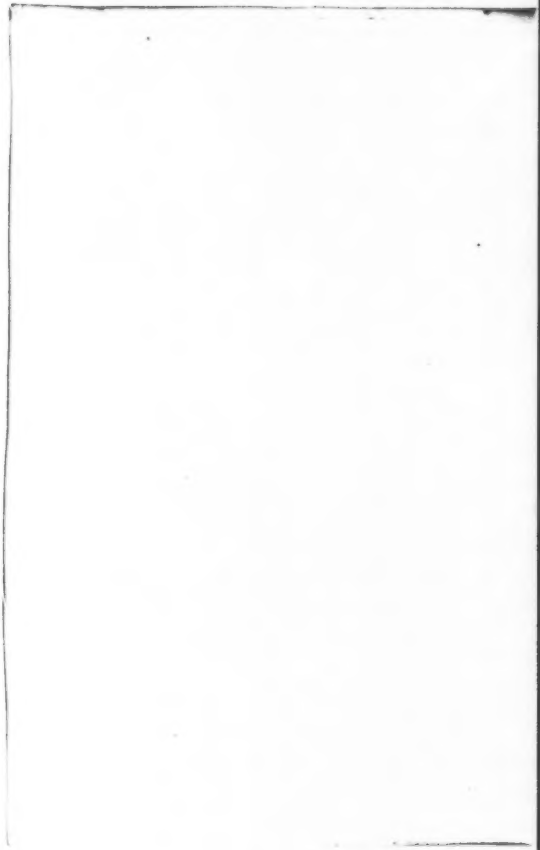
Schweres Unglück iſt die Blindheit,
Schweres Unglück, bittres Elend!
Der du ſiehſt mit deinen Augen,
Der du hörſt mit deinen Ohren,
Gib mir auch mit deinen Händen,
Auf daß ſchauen deine Augen,
Auf daß hören deine Ohren
Und dich nähren deine Hände!
Gib um Glück und um Gedeihen,
Gib um Gott den Einzigeinen,
Gib um deiner Seele Wohlſein!
Seht ihr mich, o meine Brüder?
Seht ihr mich mit euern Augen?
Hört ihr mich mit euern Ohren?

So du willst dem Herrn gehören.

Erdensohn, Gerechter, merke;
Merke Gottes Diener Einer!
So du willst dem Herrn gehören,
Thue Gutes all dein Leben;
Ehre deinen ältern Bruder,
Daß auch dich dein jüngrer ehre;
Nicht im Glück dich überhebe,
Nicht im Unglück dich erniedre
Und den Nächsten nicht beneide!
Denn, o Erdensohn, Gerechter,
Wenn der Tod ereilt den Menschen,
Nimmt er nichts in's Grab von Allem,
Als gekreuzte weiße Hände
Und das Gute, das er übte,
Das er that um Gottes Willen,
Für das Heil that seiner Seele,
Auf daß es ihm wohl ergehe,
Diesseits wie im andern Leben!

Des Blinden Segen.

Dank dir, Dank, o Christenbruder!
Möge dich der Herr beschenken,
Und des Herren ew'ge Gnade,
Daß du herrlich stets gedeihest,
Deiner Jugend dich erfreuest,
Wo du gehst, glücklich seiest,
Und geachtet, wo du sitzest,
Auf der Reise wie im Hause;
Im Gebirge wie am Meere
Blumen deiner Hand entsprießen,
Sich die Himmel dir erschließen!



Trauergesänge und Tischgesänge.

Trauergesänge.

Wie sie die Mutter trösten.

Bin besuchen dich gekommen,
Arme Schwester;
Doch wie sehr hast du ergeben
Dich dem Schmerze!
Als du es erlebt nun einmal,
Vielbetrübte,
Daß dein Schicksal du beweinest
Vom Beginne,
Als du es noch trugst am Herzen,
Unglückselige,
Welcher Wunde dann auf Erden
Wird nicht Heilung?
Jeder Wunde wird hier Heilung,
Unglücksschwester!
Sollt' sie nicht auch dir noch werden,
Vielbetrübte?

Die Mutter am Sarge des Sohnes.

Weh' mir, daß ich Arme es erlebte,
Weh' mir, weh'!
Meines Sohnes Bahre zu bestellen,
Weh' mir, weh'!
Die ich solches jemals zu erleben,
Weh' mir, weh'!
Nimmermehr gedacht', ich Unglückselige,
Weh' mir, weh'!
Doch, o Gott, für dieses auch sei Dank dir,
Weh' mir, weh'!
Was mich Arme nun so tief betrübet,
Weh' mir, weh'!
Nur vom Anfang mein Geschick beklag' ich,
Weh' mir, weh'!
Da ich's unterm Herzen noch getragen,
Weh', o weh'!

Weh mir, weh um dich, o Gold, mein reines!

Weh mir, weh um dich, o Gold, mein reines!
Soll ich dich in einen Aermel sticken?
Bald, gar bald zerrissen ist ein Aermel,
Und vergessen und vermehrt dein Name!
Soll ich dich in einem Liede singen?
Ach, es geht das Lied von Mund zu Munde,
Und auf böse Lippen kommt dein Name!
Soll ich dich in einem Buch einschreiben?
Weh', es geht das Buch von Hand zu Händen,
Und in böse Hände kommt dein Name!

Wenn sie den Todten aus dem Hause tragen.

Sag', o Ban, wohin gedenkst du?
Nach dem weißen Kloster etwa,
Dort, wo unsre Todten ruhen?
Sehr jedoch, o Ban, befürcht' ich,
Daß du nie zurück uns kehrest,
Denn gar endlos sind die Wege!
Eines aber bitt' ich schmerzvoll:
So, o Ban, du hingekommen,
Grüße du uns unsre Lieben,
Die wir längst dahingesendet!
Sprich zu ihnen, wie es Wahrheit,
Wie wir trauern und uns kränken,
Weil sie niemals unser denken,
Nie zu ihrem Hause kommen,
Andre nie nach uns befragen!

Wenn sie den Todten in's Grab legen.

So gedenkst du denn zu scheiden
Von der Welt, der weißen, wirklich,
Und von all' den Kirchenherren?
Scheid', o Pan! Doch Eins vergiß nicht,
An's Barett die Hand zu führen
Und zu danken allen Herren,
Allen diesen Herrn der Kirche,
Die für dich zu Gott jetzt beten,
Und auch all' den andern Brüdern,
Die zu dir sich herbemühten,
Dich beweinen, dich begleiten!
Eines aber bitt' ich leidvoll,
Bitte dich um unsre Todten!
Wenn, o Pan, du hingekommen,
Wolle dort sie nicht misachten!
Dies mit tiefem Leid auch bitt' ich,
Daß du unsre lieben Todten
Mit Gesprächen nicht zurückhältst,
Sondern sie zu uns entsendest,
Daß wir sehnlich sie umarmen,
Unsre heißen Thränen stillen!

Klage um einen jungen Hausvater.

Nicht genug verwundern kann ich
Mich, o Bruder,
Daß die Mutter du verlässest,
Die betrübte,
Und verlässest Haus und Höfe
Tief in Kummer,
Und verlässest deine Wirthschaft
Tief in Elend,
Und dies Alles, kluges Haupt du,
So zur Unzeit,
Da zurückbleibt deine Hausfrau,
Jung schon jammernd,
Bleibt mit deinen zarten Kindlein,
Die verwaist nun!
Wer wird nun die Kleinen nehmen
Auf die Arme?
Wer wird ihnen Nahrung schaffen?
O des Schmerzes!
Wer wird sie zur Schule senden?
O des Elends!
Dich beweinen deine Kleinen,
Die betrübten,
Weinen viel, und wachsen schnelle —
O des Unglücks!

Erinnerung an den Todten.

Schwestern, bleibt, daß wir einander hören
Und von diesem Unglück uns erzählen!
Da er für die Reise sich bereitet,
Folgt' ihm nach die unglückselige Mutter,
Folgten ihm die kummervollen Brüder,
Folgte ihm die gramerfüllte Ehfrau!
Sprach zu ihm die unglückselige Mutter:
„Weh', o Sohn, wohin des Wegs gedenkst du?"
Seine Brüder: „Ach, wohin, du Zierde?"
Seine Ehfrau: „Ach, wohin, Gebieter?
Etwa jenen weiten Weg zu wallen,
Der wol hin, doch nimmer führet rückwärts?
Ach, und wem dann willst du mich verlassen?"
Wandte sich zurück drauf zu den Seinen,
Sprach zu ihnen diese Schmerzensrede:
„Wolle mir nicht folgen, arme Mutter!
Wollet mir nicht folgen, meine Brüder!
Wolle mir nicht folgen, liebe Ehfrau!
Denn zu Haus euch kann ich nimmer kehren,
Sondern muß nach jener Veste hinwärts!
Zarenburgen harren drei dort meiner!
In der einen gibt es keine Sonne,
In der andern Sommers keine Quelle,

In der dritten Winters keine Feuer,
Ewig dennoch denk' ich drin zu wohnen!"

Tiefbekümmert blieb ihm seine Mutter,
Tiefbekümmert blieben seine Brüder,
Tiefbekümmert blieb zurück die Ehfrau!

Tischgesänge.

Tischspruch der Syrmier, Batschkier und Banater.

Vöglein überfliegen drei die Berge,
Einen Segen trägt im Schnäblein jedes:
Eine Weizenähre trägt das eine,
Eine Weinesrebe trägt das andre,
Heiterkeit und Wohlsein trägt das dritte.
Das da trägt die volle Weizenähre,
Fällt hernieder auf die ebne Batschka,
Bringt der Batschka reiche Weizenernten;
Das da trägt die schwere Weinesrebe,
Läßt sich nieder auf die Fruschka-Gora,
Bringt der Fruschka reiche Weineslesen;
Das da austrägt Heiterkeit und Wohlsein,
Mög' auf unsern Tisch herab sich lassen,
Daß wir wohl sei'n für und für und heiter!

Zu Ehren Gottes.

So tranken wir auf gute Zeit und auf bessere Zeit, und so wollen wir nun trinken zur überherrlichen Ehre Gottes!

Auf daß Gott uns beistehe und sein herrlicher Ruhm! Wer da aufgestanden ist zur Ehre Gottes, und ihn angebetet hat, dem helfe auch Gott am Leibe und an der Seele; so aber Jemand vergessen hat, sei es aus Furcht oder aus Scham oder in seiner Sündigkeit, und Gottes nicht gedacht hat, deß möge Gott und der herrliche Ruhm Gottes nicht wieder vergessen, sondern möge ihm der beste Helfer sein am Leibe wie auch an der Seele!

Auf das Wohl des Hausherrn.

Auf daß du mir wohl ſei'ſt, Bruder Hausherr!

So tranken wir denn auf gute Zeit und auf beſſere Zeit und auf Gottes herrlichen Ruhm, und ſo wollen wir nun trinken auf das Wohl unſers Bruders, des Hausherrn dieſes ehrenwerthen Hauſes, auf ſein Leben und ſein ſchönes Geſund!

Auf das Wohl ſeines ehrenwerthen Hauptes, ſeiner Brüder und Vettern, ſeiner Söhne und Geſchwiſterſöhne, ſeiner Enkel und ſonſtigen Sproſſen, wie auch auf das Wohl eines jeden Einzelnen ſeines Hauſes, ſeiner Familie und ſeines Stammes!

Auf das Wohl ſeiner ausgebreiteten Heerden und ſeines tiefgreifenden Pfluges!

Auf das Wohl ſeines feſten und hohen Daches und aller fruchtbringenden und gedeihlichen Samen! Was immer Gott ihm geſchenkt und beſchieden, das möge er ihm erhalten und noch vermehren hienieden, ſo viel ſein Wille iſt und ſeine Gnade, in Frieden!

Auf daß ihm Gott gebe, um was er gebeten, und ihm beſcheide, was er begehret, beſonders aber herzliche Freudigkeit und männliche Geſundheit, die den Helden überall zurecht führt, und ihn überall Glück finden läßt und bringen in's eigne Haus!

Wohin auch unser Hausherr und wohin die Seinen aus dem Hause treten, gutem Glücke mögen sie begegnen; wo sie wandeln, da mögen sie wandeln auf breitem Pfade und mit leuchtendem Antlitz; unter fremden Brüdern und Landsleuten mögen sie geachtet sein und wohl willkommen und von Gott dem Herrn geliebt und gnädig aufgenommen!

Auf daß sich unser Bruder Hausherr überall unter den Leuten seiner Freunde rühme, sich der Seinen rühme und mit ihnen brüste; auf seine Enkel stolz sei und sich mit ihnen schmücke; mit seinen Sprossen sich ziere, so wie der Georgstag sich schmücket und zieret mit Laub und grünen Gräsern und der Himmelfahrtstag mit den Blumen des Sommers und Gottes mancherlei Gaben!

Auf daß Gott unserm Bruder Hausherrn in Allem gebe trefflich Gedeihn, Hülle und Fülle, Glück und Geschick, daß der Pflug ihm geh' in die Tiefe, daß die Heerd' ihm geh' in die Breite, daß die Tenn' ihm sei von Dauer, und sicher vor Hagel und Schauer, sein Haus entfernt aller Trauer und fest gegründet die Mauer, sein Dach entfernt allem Wehe, und gekannt in der Fern und Nähe! Mög' es stets sich ausbreiten und nichts dran sich ändern vor Zeiten, und so sich was ändert vor Zeiten, mög' Gott zu Gutem es leiten, und denken seiner in Gnaden, daß Niemand ihm könne schaden!

Auf daß Gott und die unendliche Gnade Gottes gebe, daß, was unser Bruder Hausherr von Samen hinausträgt in Gottes Namen, und trägt über seine Schwelle, ihm wohl erspriesse und schnelle, und was er ausstreut mit der rechten Hand, nicht finde im Felde schlechten Stand, und was er ausstreut mit der Linken, vorzeitig ihm nicht mög'

ſinken, ſondern bedacht ſei allerwegen mit Thau genug und mit Regen, an der Wurzel in Raſen gebettet, am Wipfel mit Segen beſchüttet!

Auf daß Gott gebe, daß unſer Bruder der Hausherr in dieſem ſeinem Hauſe bei fröhlichem Schmauſe noch oft und lange hohe und erleſne Gäſte empfange, Patriarchen und Wladyken, Popen und Kaludjeren, Geratter und Freunde, wackre Helden ſeine Brüder Serben, Arme und Siechе, Traurige und Unglückliche, und jeden nach Gebühr und Schicklichkeit, der ſich kreuzt mit des Kreuzes Zeichen, und an Gott glaubt, dem nichts zu vergleichen! Die Hohen und Erleſnen kommen ihm zu Ruhm und größerer Ehre; die Armen und Siechen zu Ruhm und daß er ihnen beſchere; die Durſtigen, daß er ſie tränke; die Hungrigen, daß er ſie ſättige; die Nackten, daß er ſie bekleide, und Jedem ſchaffe einen Augenblick Freude dieſes Jahr, wie er's kann nur zwar, doch wie er es möchte im nächſten Jahr!

Auf daß Jeder, der ihm geht aus dem Haus, ſeinen Ruhm in die Welt trage hinaus, wie die Biene aus der Honigblum' hinausträgt der Blume Ruhm!

Und nun — wozu noch weiter? Auf ſein Wohl leert den Becher heiter!

Auf den Wohl, Bruder Hausherr!

Mit Hülfe Gottes und im Namen Gottes haben wir uns bei dir versammelt, um deinen Ruhm zu mehren und deinen Wein zu mindern! Möge dir Gott dafür geben Weizen über Weizen und Korn über Korn! Wenig mögst du säen, viel aber ernten und Alles verzehren mit deinen Kumen hier an deinem Tische und zum Lobpreis Gottes, und nicht vergessen, deine Freunde dazu einzuladen! Möge er dein Haus schmücken, deine Erde segnen, deine Heerde mehren, und möge sie dir Käse schütten wie die Mühle Mehl schüttet, und du Gäste bewirthen und Gott loben und stets einschänken und nie ein leeres Faß haben! Mögen dich deine Brüder lieben, und Freunde aus allen Enden des Landes bei dir einkehren und dir bringen Liebe, Lob und Leben, und möge jeder Schritt, den du aus deinem Hause thust, dich in dasselbe zurückführen, mit Ehre, Segen und Glück! Möge das Thor, durch welches Freunde zu dir kommen, offen stehen allezeit; das Thor aber, durch welches dir Feinde ins Haus wollen, mit Disteln verwachsen! Möge Gott dir ferne halten glimmende Asche, treulosen Freund, türkischen Vogt und jegliches Unheil! Und nun dieser Becher mir, der andre dir!

Auf das Wohl des Freundes.

Auf dein Wohl, mein Bruder!

Auf das Wohl unſers jeden Gevatters und Freundes, Geſellſchafters und Bundesbruders, alt wie jung, lieb wie werth! Wo Jemand iſt, mit dem unſer Großvater oder Vater zuſammengehalten, und wir Jungen mit ihnen oder nach ihnen, vom wüſten Meere bis zur ſtillen Donau, weſſen Glaubens immer und weſſen Geſetzes, der da wohl will unſerem Hauſe und unſerem Stamme, einem Jeden möge Gott beiſtehen und einen Jeden erheben, ſo wie es der Wille iſt Gott des Allmächtigen! So Gott will!

Auf das Wohl aller dieſer Herren! Die da gekommen ſind und haben zugeſprochen in dieſem Jahr, gebe Gott und die Gnade Gottes, daß ſie auch kommen und zuſprechen im nächſten Jahr, und noch manches Jahr, und Alles bei unſerem Leben immerdar! So Gott will!

Wer ein Gevatter iſt und Freund, und nicht kommen konnte in dieſem Jahr, und zu kommen doch wünſchte immerdar, gebe Gott, daß wo er hin mag kommen, er zu Glück und Heil ſei aufgenommen! So Gott will!

Auf daß unſere Freunde, mein Bruder, wo ſie auch ſein, wenn ſie trinken, Gott bitten, uns Wohl zu verleihn, ſowie wir auch zu jeder Zeit für ihr Wohl zu trinken ſind bereit! So Gott will!

Gebe Gott, daß wir und unſere Kinder und unſere Brüder, wo immer wir von unſern Gevattern und Freunden

hören, sie freundlich begrüßen; wo immer auf Reisen oder in Versammlungen ihnen begegnen, einander zu Wohl und Heil rathen, die Wangen küssen und einer den andern fragen nach seinem Wohlsein aus gutem Herzen und reiner Liebe! So Gott will!

Gebe Gott und die Gnade Gottes, daß wir von unsern Gevattern und Freunden stets Gutes hören und Ehrsames, und daß wir uns bei ihnen stets des Guten können versehen, sowie auch sie bei uns! So Gott will!

Gebe Gott, daß wo Jemand ist guten Stammes und reichen Hauses, ein rechtgläubiger Christ und wackerer Serbe, er Einem beschert sei zum Gevatter, Einem zum Freunde, Einem zum Gefährten, Einem zum Bundesbruder, und Gott ihm beistehe und uns von allen Seiten, doch zuvörderst von seinem Himmel! So Gott will!

Gebe Gott, daß Jeder von uns seine Gevatter wähle nach des Herzens Neigung, und nicht nach Muß und Widerwillen; Jeder seinen Freund nach Ruf und aus Liebe und nach Christi Gebeten; Jeder die Alten könne erhalten, die Neuen könne erfreuen! So Gott will!

Gebe Gott, daß man unsere Gevatter und Freunde erkenne im Rathe der Herren, auf der Wahlstatt der Helden, in der Versammlung der Brüder an ehrsamem Namen, an tapferer Ankunft, an vollem Beutel, an scharfem Schwerte und an allen guten Dingen, wie man erkennt den Morgenstern unter allen Sternen am morgenden Aufgang! So Gott will!

Und wozu des Mehren? Laßt auf sein Wohl uns die Becher leeren!

Wenn man mit Jemandem Freundſchaft trinkt.

Mit wem heut', mit dem in Ewigkeit, ſo Gott will! Ehrſamer Bruder! Leuchtend ſei deine Ehre, und daß die Mutter Gottes ſie immer noch mehre!

Mögeſt du ſtets den Freunden dienen, doch nie ſelbſt etwas bedürfen von ihnen!

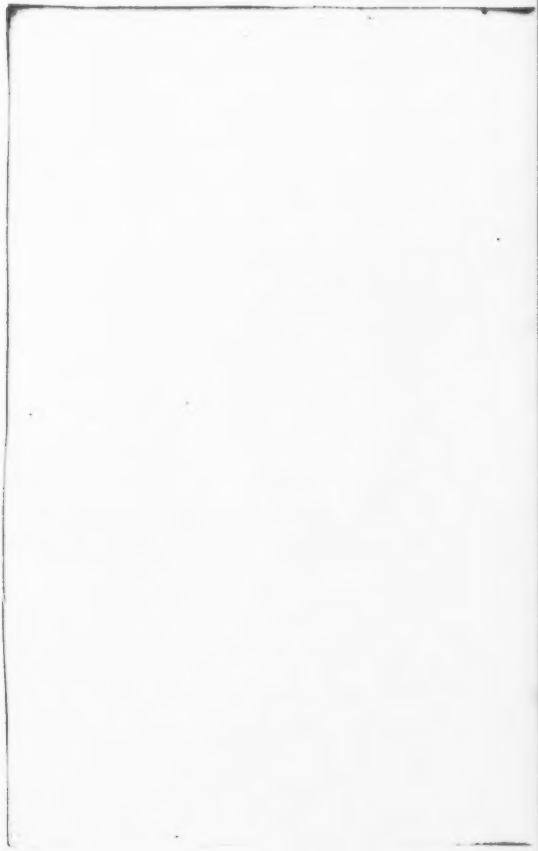
Möge mit Gutem der Herr dich betheiligen, ſelber dir beiſtehn, wie auch die Heiligen!

Mög' er in Hülle und Fülle dir geben, daß du kannſt Gäſte bewirthen dein ganzes Leben!

Mögeſt du volle Becher ſpenden, Gott dich ſegnen mit vollen Händen!

Wie du mich ſchmückeſt mit dieſem Strauß, ſchmücke Gott mit Wachsthum dein ganzes Haus!

Wie du mir reichſt entgegen die Hand, reiche dir Gott die ſeine in Haus und Land!



Erläuterungen.

Von verschiedenen Kämpen und Kämpfen.

Verbesserungen.

S. 11 Zeile 3 v. o. statt Falkenreß l. Kranichreß

Sawa der Kaludjer.

Einer Omer-Dschebaitsch der Pascha,
Und der Andre Tschuprilitsch der Vesir.

Von dem Pascha Omer-Dschebaitsch ist nichts Historisches zu ermitteln. Vesir Tschuprilitsch wird in einer Geschichte von Montenegro, die im Jahre 1754 zu Moskau erschienen, unter der Jahreszahl 1714 aufgeführt. Es geschieht dieses Vesirs noch in vielen andern Liedern Erwähnung, und wird auch sein Tod durch Serbenhand an die mannichfachsten Begebenheiten geknüpft und verschiedenen Helden zugeschrieben, wie aus den in diesem Werke mitgetheilten Gesängen ersichtlich

Wuk Andjelitsch.

Stell' derbei dreihundert syrm'sche Rinder,
Stell' derbei fünfhundert batscher Schafe.

In den Gebirgen Syrmiens gedeihen die besten Rinder jener Gegend. Die Batschka, das ist die Gegend zwischen Donau und Theiß bis hinauf gegen Theresiopel, ist reich an Schafzucht

Wecke doch die beiden lieben Söhnlein,
Daß die Sonne sie nicht mit sich nehme!

Es besteht unter den Serben ortweise der Glaube, man dürfe die Kinder während des Sonnenunterganges nicht schlafen lassen, damit sie die scheidende Sonne nicht mitnehme.

Die Helden von Zengg.

Wuk mit Namen Manduschitsch.

Ein Zeitgenosse Ivo's von Zengg und Ilia Smiljanitsch's, von dem man weiß, daß er im Kampfe gegen den Vesir Tschuprilitsch geblieben.

Dschengitsch-Bekir-Pascha vor Moskwa.

Ein Lied mit historischer Grundlage, aus der Zeit der Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihrem Kriege mit der Pforte. Unter Frau Jelisawa der Moskwakönigin, von der im Liede die Rede ist, ist eben diese Jarin, die Tochter Peter des Großen, gemeint.

Moskowitische Geschenke und türkische Gegengeschenke.

So den Stab des Nemanitschen Sawa, u. s. w.

Die Nemanitsche, Söhne und fernere Abkömmlinge Nemanja's, waren die mächtigsten unter den serbischen Herrscherfamilien. Sie herrschten bis in die Mitte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Letzte ihrer Reihe war Stefan Uroſch, († ums Jahr 1568). Sawa, d. i. Sabbas, der Bruder Stefan Nemanja's, Gründers des Klosters Chilandar auf Athos, war der erste serbische Patriarch, daher hier auf seinen Stab als ein nationales Heiligthum hingewiesen ist. — Die Aufzählung der

Krone des Kaisers Konstantinus, von welchem Konstantinopel so gebeißen ist, unter den Dingen, die für den Zar von Moskwa von hohem Werthe sind, ist ein politischer Zug, ein frommer Wunsch, wie er den Christen in der Türkei in den Liedern oft unterläuft, und ein Zeichen des festen Glaubens, Konstantinopel müsse noch einmal dem Oberhaupte der orientalischen Kirche zu eigen, und die Rasa dadurch erlöst werden. — Lazar war der letzte freie Fürst Serbiens, ein Adoptivsohn, oder, wie Einige wollen, ein natürlicher Duschans, des verletzten Nemanitschen. Er fiel am 15. Juni 1389 alten Stils in der Schlacht auf Kossowo im Kampfe gegen den Sultan Murad, der in derselben Schlacht seinen Tod fand. Seine Kreuzesfahne spielt im Volksglauben eine große Rolle.

Frauenlieder.

Erster Reigen.

Das Rößlein, das seinen Herrn verläßt.

Ljubitschiza, Grlitschiza und Gondschelale sind allegorische Namen für die Wonnen der Liebe: Kuß, Umhalsung und Umarmung.

Und den Einen werd' ich ewig küssen!

Und — bei meinem Bruder!

Mädchen schwören immer bei ihren Brüdern. Es ist dies ihr heiligster Schwur.

Die keinen Schwager hat.

Viele und liebe Verwandte, insbesondere aber Schwäger und Schwägerinnen haben, gilt für ein großes Glück. Die Schwa-

ger erwiesen ihren Schwägerinnen stets sehr viele Aufmerksamkeiten. Daher die Klage des Mädchens. Siehe auch die Lieder auf S. 112, 113.

Sprich, woher mein Ringlein dir?

Neulich gab's dein Bruder mir.

Anspielung auf die Werbung; denn die Brüder sind es immer, die die Braut abholen, und sie dem Bräutigam in's Haus bringen.

Aus der Familie.

Angelia Milutinowitsch.

Angelia, Anduscha, Andja sind lauter Synonyme.

Kyriak Milutinowitsch.

Drekalowitsch, eine angesehene Familie in Montenegro.

Wenn in diesem Liede abermals vom Tode Gertitsch Maneilo's gesungen wird, so muß man sich darüber nicht sehr verwundern. Daß ein Sänger diesen bereits einmal hat umkommen lassen, das hindert nicht einen andern Sänger, seinen Tod bei einer andern Gelegenheit anders zu singen.

Die Verlobte des Jengger Jwo.

Dieser Jengger Jwo ist offenbar ein Anderer als der gleichnamige Kapitän der Jengger, von dem sich die Gesänge im ersten Theile, S. 215, finden.

Die Hochzeit des Fahnenträgers Militſch.

Voran eil' ich ſelbſt auf meinem Roſſe,
Botenlohn zu holen von der Mutter!

Wer zuerſt den Brautzug kommen ſieht, und den Aeltern des Bräutigams oder der Braut die Nachricht davon hinterbringt, der hat Anſpruch, dafür beſchenkt zu werden. Das Geſchenk, das er erhält, heißt muséuluk (ſpr. Muſchtſchuluk).

Von der Schweſter des wilden Bogdan.

Gib, o Mutter, gib mir weiße Kuchen.

Wenn man ſeine Verwandten beſucht, bringt man ihnen immer allerlei Geſchenke mit, insbeſondere aber Kuchen, die nie und nirgends fehlen dürfen.

Komm herbei, o Tedor, mein Veſir du!

Veſir bedeutet ſowol die Würde des höchſten Dieners im Staate, als auch des erſten Dieners einer reichen Familie, etwa Hausbofmeiſter, Verwalter. Hier iſt es im letztern Sinne genommen.

Aſan-Aga's treuloſe Witwe.

Waſſer mir von Miletin zu holen.

Ich habe dieſe Stelle nie recht verſtanden. Gibt es einen Ort, eine Quelle dieſes Namens, deſſen Waſſer Zauber- oder Heilkräfte zugeſchrieben werden?

Die Giftmiſcherin.

Es iſt merkwürdig, daß ſich dieſer Stoff in den Volksliedern aller Nationen wiederholt. Die Deutſchen, die Engländer, die Franzoſen, alle haben die Geſchichte von der Schweſter, die um des Geliebten willen ihren Bruder vergiftet. Die auffallendſte Aehnlichkeit hat das vorliegende mit dem tſchechiſchen Liede: Sestra travitelka. Siehe Erbens Tſchechiſche Volkslieder.

Frauenlieder.

Zweiter Reigen.

Will denn gehen, kehrt' ich auch nicht wieder.

Kündend, daß mich wählt der Bundesbruder,
Mich erwählt, daß ich das Bräutlein führe.

Wer keinen leiblichen Bruder hat, der wählt sich seinen Bundesbruder zum Tjewer, d. i. Brautführer. Die Braut wird dann von diesem ebenso gut Schwägerin geheißen, als ob er des Bräutigams leiblicher Bruder wäre.

Hochzeitslieder aus Nisano.

Es versteht sich, daß die Namen Stana und Koste (Konstantin) bei jedem einzelnen Falle durch andere ersetzt werden.

Will dir senden meinen eignen Bruder,

das heißt so viel, als: ich werde bei deinen Aeltern um dich anhalten, da der Bruder immer die Würde des Brautführers bekleidet.

Weht von seinen Höfen schon die Fahne?

Wenn die Swaten hinausziehen, um die Braut heimzuholen, wird in dem Giebelfenster des Hauses eine Fahne ausgesteckt. An ihr erkennt man, daß hier ein Hochzeitshaus sei.

Schaut die Stirn' ihr wie ein stolz Gebirge.

Ein merkwürdiges Bild von einer Braut! Es soll wol die Würde dadurch ausgedrückt werden, die Erhabenheit des Verhältnisses, in das nun die Braut tritt.

Daß du mir gabst Ersatz in's Haus.

Die Schwiegermutter nennt ihre Schwiegertochter immer ihren Ersatz, das heißt die sie im Hause von nun an oder in Zukunft

Griechenland. Denn übernimmt auch die Schwiegertochter nicht immer gleich das gesammte Hauswesen, so ist sie doch künftig die Herrin des Hauses.

Liebesgeschichten.

Was dem Mädchen lieb ist.

Schickt die dritte nach Prilip an Marko.

Es ist dies Marko der Königssohn, genannt Kraljewitsch, Sohn Wukaschin's, eines der letzten serbischen Könige in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, derselbe, der in der Sage des Volkes immer noch fortlebt und von dem so viel gesungen wird.

Haikuna Atlagitsch.

Bis an's Knie mit Wölfen und Alraunen u. s. w.

Dies und alles Andere, was sich an Haikuna's weiten Heimfinden soll, ist wahrscheinlich ausgeflickt.

Und beschenk' mich, da du neu gekleidet.

Wie bei den Juden noch jetzt, so ist es hie und da im Oriente Sitte, Jemanden, der ein neues Kleid anzieht, zu beglückwünschen. Dafür verlangt man, wenn man arm ist, ein kleines Geschenk.

Was verbrennst den Bart du deinem Vater,
Schwärzest an das Antlitz deiner Mutter?

Beides heißt so viel, als warum thust du uns diese Schmach an?

Doitschin Petar, der zecht.

Bitter schilt ihn Herr Matkias.

D. i. König Mathias von Ungarn.

Einen Alten nähm' ich nimmer.

Rühmte ſe ſich Faliſawa.

Faliſawa, von faliti ſe, ſich rühmen, ein fingirter Name etwa Prahlhänschen.

Beſſer iſt es, daß wir Witwen Beide.

Will zur Frau'n nach Omlewo ſie führen.

Wahrſcheinlich iſt hiermit irgend ein wunderthätiger Ort, ein Gnadenbildniß gemeint.

Legenden.

. . . der Wojewod

Friedenſpender Ilia.

Außer dem Donner gebort auch noch die Ueberfahrt der Seelen der Verſtorbenen ins Jenſeits zu den Geſchäften des heiligen Elias. Wer denkt hier nicht an Charon? Abermals ein Fall von Uebertragung mythologiſcher Begriffe auf chriſtliche Geſtalten.

Die Sonntagsernte.

Eine birgt die flammende Maria u. ſ. w.

Die flammende Maria, ognëna Maria, iſt nicht die Mutter Gottes, ſondern eine Andere. Der heilige Panteleimon entſpricht ganz dem mythologiſchen Aeolus.

Geſänge der Blinden.

Dieſe werden von jenen Blinden auf Märkten, vor den Kirchen, an den Brücken und vor den Thüren der Häuſer geſungen, die keine Heldengeſänge zu ſingen wiſſen, oder auch von andern, die eben nicht Zuhörer für ein Heldenlied haben. Ich halte die Lieder der Blinden für eine neuere Gattung des ſerbiſchen Liedes, und es ſcheint mir, als ob ſie in jenen Gegenden und auch erſt in jenen Zeiten entſtanden wären, wo das Heldenlied ſchon in Vergeſſenheit zu gerathen anfing, z. B. unter den Serben in Oeſtreich.

Trauergeſänge und Tiſchgeſänge.

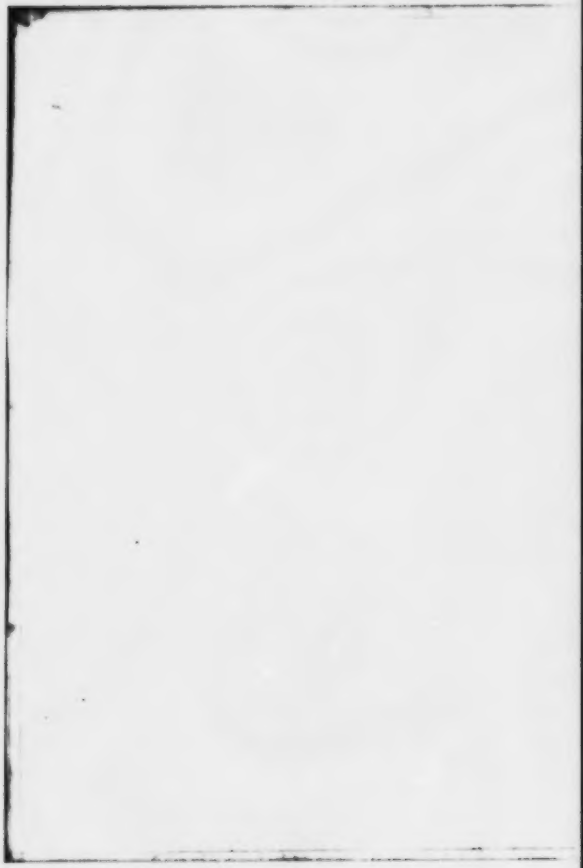
Die ſämmtlichen hier mitgetheilten ſtammen aus den Bocche di Cataro, bei denen namentlich die Trauergeſänge beſonders gepflegt werden und im Schwunge ſind. Von der Minute des Sterbens bis zur Stunde der Erinnerung an den Todten wird jeder Moment durch Geſang begangen. Alles, was bei ſolchen Gelegenheiten geſungen wird, mitzutheilen, iſt unmöglich. Die Geſänge variiren nach jedem einzelnen Falle und nach den jedesmaligen Umſtänden und Verhältniſſen. Namentlich ſind die Sängerinnen in Lobeserhebungen des Todten, in Fragen an ihn und in Aufträgen, die ſie ihm an die vorangegangenen Verwandten mitgeben, unerſchöpflich. Merkwürdig iſt die durch alle Trauergeſänge feſtgehaltene Vorſtellung von einer Wanderung, einer Reiſe, die unendlich weit iſt, und von der man ſchwerlich je zurückkehrt, die man von dem Tode hat. Eben ſo die feſte Ueberzeugung des Zuſammentreffens mit den Vorhergeſtorbenen, und endlich die ſo oft ſich wiederholende Frage, warum der Todte ſich jetzt ſchon entſchloſſen habe zu ſterben, da er noch Weib und unverſorgte Kinder hat u. ſ. w., als herrſche die Anſicht, als wäre der Tod, wie jede andere Reiſe, ein Schritt der Selbſtbeſtimmung und des freieigenen Wollens. Siehe z. B. die „Klage um einen jungen Hausvater“.

Tischgesänge sind unter den Serben überall üblich. Schon während der Mahlzeit, zum öftersten aber nach derselben, wo das Trinkgelage beginnt, stimmt bald der, bald jener von der Tafelrunde ein Lied an, oft auch blos die Worte mnogaja ljeta, d. i. Viele Jahre, die dann immer wiederholt werden, und alle Umsitzenden stimmen mit ein. Hierauf erhebt sich derjenige, der den Gesang aufgebracht und hält einen Tischspruch, sei es nun zu Ehren Gottes, des Hausherrn, oder sonst Jemanden, in der Weise wie ich sie im Vorliegenden mitgetheilt habe. Manchmal wird auch erst der Tischspruch gesprochen und dann gesungen. Auch hierin ist dem Redner vollkommen freier Spielraum gelassen, und es liegt an ihm, die jedesmaligen Umstände zu seinen rednerischen Zwecken geschickt auszubeuten. Voll Humor sind namentlich manchmal die Tischzwiegespräche bei Hochzeiten zwischen den Swaten, wie Karadschitsch Beispiele hiervon in seinem Kovrenïe aufgezeichnet hat.

Druck von A. J. Brockhaus in Leipzig.

Herzel und seine Freunde.

Erster Theil.



Herzel und seine Freunde.

Federzeichnungen

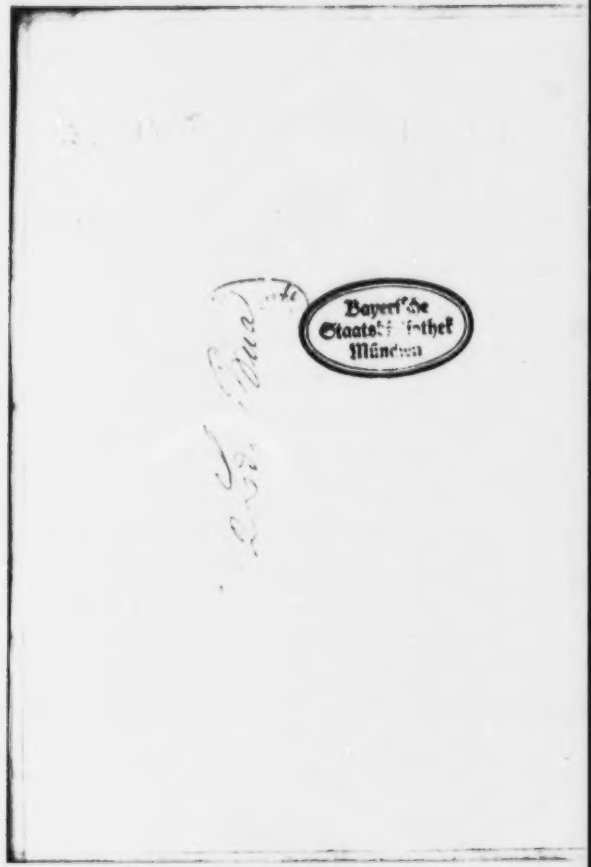
aus dem böhmischen Schulleben

von

Verfasser der „Südslavischen Wanderungen“

Erster Theil.

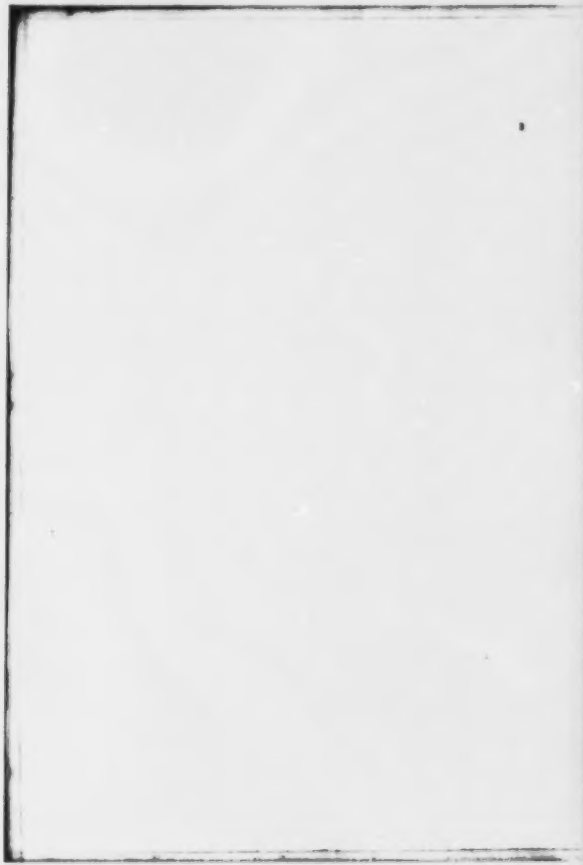
Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1853.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

An Alfred Meißner.

Zur Erinnerung an Dies und Jenes sendet Dir dies

der „Zeichner dieser Blätter".



Inhalt.

		Seite
	Vorwörtchen	IX
I.	Herr Holub	3
II.	Ein Pardus	23
III.	Die obere Klasse	42
IV.	Die große Prüfung	58
V.	Das Attest	70
VI.	Eine Lebensfrage	83
VII.	Die Inscription	94
VIII.	Professor Mudrý	108
IX.	Gymnastische Societäten	123
X.	Ein Theaterstück	136
XI.	Kokrha Wojtjech	154
XII.	Hussitische Epigonen	169
XIII.	Das Plakat	194
XIV.	Carcer und Concil	208

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwörtchen.

Was die Leſer hier zur Hand nehmen, iſt kein Roman; es fehlt ihm dazu der hervorragende Held. Es iſt keine Novelle; dazu hätte es tieferer pſychologiſcher Beziehungen bedurft. Es iſt auch keine Biographie; es ſpiegelt ſich darin kein abgeſchloſſenes Leben ab, weder des Einen noch des Andern.

Soll man die Wahrheit ſagen, ſo muß man geſtehen, daß es nichts als eine Reihe von Federzeichnungen iſt, die — man verzeihe das Wagniß des Vergleiches — etwa ſo zuſammenhängen, wie eine Reihe Hogard'ſcher Blätter, jedoch nur eine ſolche, in der ebenfalls der Held kein Einzelner, ſondern eben auch eine Handvoll Menſchen iſt, wie ſie Einem gerade zwiſchen die Finger gerathen, wenn man mit der Hand in den blinden Sack des Lebens greift: alſo jedenfalls für den Kritiker zu wenig, der von vorneherein wohlwollend genug ſein will, dem Buche einen Lorbeerkranz von einer halben Spalte Lob um die verſchämte Titelſtirne zu winden, und für den zu viel, der gewiſſenhaft

genug sein wollte, es gründlich ins Verhör zu nehmen und zwischen den Gassen eines erschöpfenden Urtheiles Spießruthen laufen zu lassen.

Kann es eine Federzeichnung vor dem erschrecklichsten aller Schicksale, dem Maculaturkorbe, retten, daß man gesteht, der Zeichner sei auf offenem Markte mitten unter den Menschen gesessen, als er sie aufgenommen, und die man darauf abconterfeit sieht seien nicht Gespinnste eines kränkelnden Gehirnes, sondern Menschen, denen heute noch Fleisch an den Beinen liegt und Blut in den Adern strömt; nun gut: so sei es auch von dieser gestanden! Mehr aber verlange man vom Zeichner zur Rechtfertigung seines Unterfangens nicht: es ist Alles, was er zu seinen Gunsten vorbringen kann.

Doch Eins noch! Es ist gegen ihn die Besorgniß ausgesprochen worden, daß nicht wenige Leser nur mit ernstlicher Gefahr für ihre Lungen über einzelne Stellen dieser Zeichnungen würden hinwegkommen können, die viel mehr Aehnlichkeit mit einer Tagereise, als mit einem wohlgefügten deutschen Redesatze hätten. Er kann dem nichts entgegensetzen, als den guten Willen, in Zukunft so kurz sein zu wollen, als die jüngste deutsche Glorie — und das ist viel!

Somit Gott und dem „deutschen Museum" befohlen!

Erster Theil.

I.

Herr Holub.

Herr Holub ging ſeit einiger Zeit ungewöhnlich oft an dem großen, buntbemalten Steinbilde des Heiligen Wenzeslaus vorüber, das ſich im Schatten vier ſtattlicher Linden dem großen Pachthofe von M.. gegenüber erhob. So unbefangen der Sinn eines ſechsjährigen Jungen, der den lieben langen Tag nichts Anderes zu thun weiß, als am Fuße des beſagten Steinbildes Thürme und Schlöſſer aus Steinen aufzuführen, abgepflückten Löwenzahn in Sand zu pflanzen, und was dergleichen kindlicher Zeitvertreib mehr iſt, ſo unbefangen, ſage ich, der Sinn eines ſolchen kleinen Müßiggängers immerhin ſein mag; ſo konnte es dennoch dem Zeichner dieſer Blätter zur Zeit, da alles dieſes von ihm gelten konnte, um ſo weniger entgehen, daß dieſes Vorübergehen des Herrn Holub in ſehr naher Beziehung zur Anweſenheit eines jungen, rothwangigen Mädchens

ſtand, einer entfernten Anverwandten, die vor Kurzem aus einem kleinen Landſtädtchen gekommen war, um die Schönen des Dorfes mit den neueſten Entdeckungen im Gebiete der Putzmacherei bekannt zu machen, als er nicht ohne Sinn dafür war, daß ein Kuß von den Lippen einer ſchönen jungen Muhme allerdings ſeine Vorzüge vor einem Kuſſe von dem zahnloſen Munde der alten „Babitſchka“ (Großmutter) habe, wenn auch dieſe jeden ihrer Küſſe mit einem Stück Zucker verſüßte oder mit einem halben Fladen bezahlte, indeß die ſchöne Muhme die übrigen mit einem Kniff in die Wangen begleitete, von dem die Spuren eine halbe Stunde lang hafteten.

Wenn ich dem Leſer ſage, daß der Vater des Zeichners dieſer Blätter wohlbeſtallter Pächter des oben erwähnten Hofes und außerdem Träger einer jener Großwürden war, die in den Gemeinden kleiner Dörfer ſo viel zu ſchaffen geben und ſogar nichts Anderes eintragen, als ein Dutzend „guten Morgen“ täglich, ſo hat er auch das Recht zu erfahren, wer Herr Holub geweſen.

Herr Holub, ſo viel an ihm lag, vereinigte in ſeiner Perſon mancherlei Würden und Obliegenheiten, deren jede einzelne hingereicht hätte, ſeine Bedeutung für unſern Ort zu ſichern.

In Wirklichkeit war er der außerordentliche Gehilfe des Herrn Metlitſchka, des Schulmeiſters an unſerer Pfarre, der ſich, da er ſelbſt wegen zunehmender Dickleibigkeit, und

ſein ordentlicher Gehilfe wegen des, in Folge unzureichender Verköſtigung entſtehenden Gegentheils, den Anforderungen der die Schule ſo wenig als möglich beſuchenden Dorfjugend nicht mehr Genüge leiſten konnte, einen ſolchen vom Conſiſtorium mit Hinweiſung auf ſeine, um die Bildung der Jugend erworbenen Verdienſte, erbeten.

Sämmtliche Emolumente, deren ſich Herr Holub in dieſer ſeiner außerordentlichen Eigenſchaft erfreuen durfte, waren: der freie Genuß einer Kammer unter dem Dache des Schulhauſes, die er in Sommerszeiten mit dem grünen Futter für die Ziege der Frau Schulmeiſterin, im Herbſte mit den friſchen Krautköpfen für die Küche derſelben, im Winter mit einigen Kübeln Erdäpfel und das ganze Jahr über mit der Waſchwäſche der beſagten Hausfrau theilte, welche dieſe an keinem andern Orte beſſer und ſicherer zum Trocknen auszuhängen wußte. Nebenbei verſammelten ſich allwöchentlich am Sonnabend die Muſikanten des Ortes in der Stube des Herrn Holub, um darin die Meßmuſik für den morgigen Vormittag und die Tanzmuſik für den morgigen Nachmittag zu probiren. Außer dem übrigens unumſchränkten Genuſſe dieſer freien Wohnlichkeit erfreute ſich auch noch Herr Holub der vollſtändigen Verköſtigung am ſchulmeiſterlichen Tiſche; nur mit der kleinen Abweichung von der ſonſt üblichen Speiſeweiſe an letzterem, daß der Kaffee, den die Frau Schulmeiſterin ihm und dem wirklichen Gehilfen des Morgens in einer kleinen Steinguttaſſe

hinſchob, von dem edlen Blute der göttlichen Bohne Mokka's ſo wenig in ſeinen Adern hatte, als die dürren Klepper des Poſtmeiſters in den ihren von dem Blute der edlen Thiere deſſelben Landes, aus welchem der ſchwarze Nektar ſtammt, der in dem geröſteten Eichelabſude in den Schalen der beiden Gehilfen ſeinen Namen ſo arg mißbraucht ſehen mußte; — daß Herr Holub ferner der Hausordnung gemäß vom Tiſche aufſtehen mußte, ſobald der Braten auf den Tiſch kam — ein Uſus, dem ſich übrigens der ordentliche Gehilfe während der Dauer ſeiner Außerordentlichkeit ebenfalls hatte fügen müſſen, und von deſſen Beobachtung ihn nur die Beförderung zum ordentlichen Gehilfen hatte entbinden können; — und daß endlich die Frau Schulmeiſterin das Abendbrod für eine Mahlzeit höheren Ranges erklärte, welche ein außerordentlicher Gehilfe füglich nicht beanſprnchen könne.

Außer dieſem Allen hatte Herr Holub im Hauſe des Herrn Metlitſchka nur noch die Erlaubniß, im Sommer alle Monat und im Winter jede Woche zwei Kerzen zu verbrennen; das Recht, vom wirklichen Eintritte der wirklich ſtrengen Jahreszeit, bis zum muthmaßlichen Eintritte der wahrſcheinlich mildern, was gewöhnlich von Weihnachten bis zu Aſchermittwoch gerechnet wurde, zu erwarten, daß in ſeinen Ofen täglich einmal einige glimmende Holzſtöcke gelegt werden, und endlich die Hoffnung, im Laufe der Zeiten ordentlicher Gehilfe, und als ſolcher, wenn auch keines

beſſern, doch eines nicht mit Kraut und Erdäpfeln zu theilenden Aufenthaltes, ferner Mittags des Bratens, Abends eines Glaſes Bier mit Butterbrod und eines Gehaltes von jährlichen dreißig Gulden theilhaftig zu werden.

Da es jedoch nicht wahrſcheinlich war, daß Herr Holub zu den Würden und Genüſſen eines ordentlichen Schulgehilfen erhoben werden dürfte, ſo lange nicht der gegenwärtige Träger dieſes Amtes irgendwo im weiten Böhmerlande wirklicher Schulmeiſter geworden, oder endlich einmal aus der Lotterie, in die er regelmäßig ſetzte, gewonnen, oder aber in Folge fortſchreitender Auflöſung der leiblichen Hälfte ſeines Daſeins, von der ein altes Weib im Orte behauptete, daß es die Auszehrung ſei, ſich wirklich in Geiſt und Leichnam aufgelöſt haben würde, und da der Baß, den Herr Holub bei den Begräbniſſen ſang, nicht jedes Jahr ſo viel eintrug, als zu Zeiten, da die Cholera oder die rothe Ruhr wütheten; mußte Herr Holub ſich anderweitig umthun, um die verſchiedenen ſonſtigen Bedürfniſſe zu beſtreiten, deren er ſich als Jemand, der zu den Anſehnlichkeiten des Dorfes zählte, nicht leicht entſchlagen konnte, und dahin vor allen Andern die Bekleidung der untern Enden ſeiner Beine gehörte, dann aber auch eine Pfeife Tabak, eine Priſe Galizier und ein zweiter Rock für den Sonntag, da das einzige Kleidungsſtück dieſes Namens, mit dem er vor ſo und ſo viel Jahren ins Dorf

gekommen, bereits in das Bereich der Sprüchwörtlichkeit übergegangen war.

Um dies nun zu können, sah sich Herr Holub bemüssigt, neben seinem Geschäfte als außerordentlicher Schulgehilfe, als welchen ihn wirklich außerordentlich zu beschäftigen Herr Metlitschka keineswegs ermangelte, auch noch allerlei andern Geschäften nachzugehen.

Insbesondre wußte sich Herr Holub aus dem Briefschreiben einen Erwerbsquell zu schaffen, der, wenn er auch bei der geringen Correspondenz des Ortes nicht sehr ergiebig floß, ihm doch, wie er zu versichern pflegte, den Tabak und noch dazu die Stiefel bezahlte, und zwar zu nicht geringem Aerger der Frau Schulmeisterin, die daraus oft den Anlaß zu Vorwürfen über vernachlässigte Schulgeschäfte, über Ungebührlichkeiten und dergleichen hervorholte, um es zu verbergen, daß sie nicht das Herz habe, den Verdienst, der ehedem in den Säkel des Herrn Schulmeisters geflossen, dem armen außerordentlichen Schulgehilfen zu vergönnen.

Herr Holub stand nämlich im Rufe, nicht nur sehr schön, und wo möglich noch viel schöner als Herr Metlitschka selbst, sondern auch so rührend, und wo möglich noch viel rührender zu schreiben, als der Herr Pfarrer predigte.

„Er schreibt wie Herr Holub!" war im ganzen Orte sprüchwörtlich geworden, und es sagten dies nicht nur die

Väter von ihren Kindern, wenn sie die Schrift derselben loben wollten, sondern auch, wenn sie von ihren Söhnen, die in Italien oder in Polen als Soldaten standen, oder irgendwo mit dem Ränzl in der Welt herumwanderten, Briefe bekamen.

Es gab im ganzen Dorfe keine Magd, die irgendwo auswärts eine Mutter oder einen Geliebten hatte, die sich nicht von Herrn Holub wenigstens zweimal im Jahre einen Brief hätte schreiben lassen. Selbst Haustöchterlein und Hausföhnlein zogen es vor, sich der Feder des Herrn Holub zu bedienen, als selbst zu schreiben; was die Frau Schulmeisterin besonders ärgerte, da Herr Metlitschka sich nur darum nie eine besondere Mühe gegeben, den Kindern seines Schulsprengels eine gute Handschrift beizubringen, damit sie einst als Erwachsene mit ihren Schreibereien zu ihm kommen müßten, keineswegs aber, damit ein armseliger, außerordentlicher Schulgehilfe habe, wovon sich Pfeife und Nase zu stopfen.

Außer der Familien- und Zärtlichkeitskorrespondenz verfertigte aber auch noch Herr Holub, seit er für einen Fleischer, der von einem Jäger zu Blut geschlagen worden, eine Klagschrift an den Oberamtmann verfaßt hatte, die von diesem sehr gelobt worden war und den Fleischer den Prozeß gewinnen machte, einen großen Theil jener amtlichen Schriften, deren die Leute im Dorfe benöthigten, und als da waren Beschwerden über Bedrückungen, Strei-

rigkeiten wegen Grundstücken und Erbschaften, Ansprüche auf Ersatz, Reclamationen, Bitten an das Kreisamt um Bezahlung von Forderungen für im siebenjährigen Kriege geleistete Lieferungen u. s. w., die sie sich bisher von einem groben, stets trunkenen Winkelschreiber eines zwei Meilen weit entfernten Ortes hatten anfertigen lassen müssen.

Einen besondern Zweig des Schreibgeschäftes des Herrn Holub machte jedoch das Abschreiben von Liedern aus. Herr Holub galt nämlich für einen guten Sänger, und benutzte diesen Ruf, um von Zeit zu Zeit unter den jungen Leuten ein neues Lied in Schwung zu bringen, das dann Jeder haben wollte und fehlerlos nur aus der Feder des Herrn Holub erhalten zu können glaubte.

Neben der Feder war die Musik eine Beschäftigung des Herrn Holub, die ihm in der Bestreitung seiner Bedürfnisse das ersetzen mußte, was ihm sein außerordentliches Schulgehilfenthum versagte. Herr Holub spielte, was man so sagt, alle Instrumente. Bei Begräbnissen blies er, außer daß er den Baß sang, auch noch die Posaune. An Sonntagen strich er auf dem Chore bald die Geige, bald blies er die Clarinette, bald das Waldhorn und bald die Trompete. Trug ihm das nun auch nichts ein, da die Besorgung der Kirchenmusik Herrn Metlitschka oblag, der dafür gut bezahlt war, jedoch die unentgeltliche Mitwirkung seinen Schulgehilfen zur vertragsmäßigen Pflicht machte, so war dies dafür Abends in der Schenkstube der Fall,

wo Herr Holub, aber nur, wenn er darum angegangen und in Vorhinein bezahlt wurde, das Piccolo blies, was er so gut zu können im Rufe stand, daß man im Wirthshaus gar nicht tanzen zu können glaubte, wenn Herr Holub nicht das Piccolo am Munde hatte, und was ihm Kleidung und Wäsche bestreiten half.

Zeichner dieses fühlt sich aber verpflichtet, Herrn Holub Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu versichern, daß Herr Holub nicht zu jenen Leuten gehörte, die die Feder als ihren Pflug und die Kunst als den Dünger für das Kornfeld ihres Lebens zu betrachten gewohnt sind, sondern daß Herrn Holub auch Sinn für die höhere Bedeutung des Gänsekiels sowohl, als der edlen Sang- und Spielkunst innewohnte, und daß er all die Zeit, die ihm seine vielgetheilte Beschäftigung übrig ließ und die allerdings einen großen Theil des Tages, die Schulstunden abgerechnet, ausmachte, mit der Ausbildung und Bethätigung dieses seines bessern Sinnes auszufüllen bemüht war.

So übte er sich z. B. im Schreiben auch ohne alle Absicht auf Gewinn, indem er mit sehr vielem Fleiße die Hefte über Erziehungskunde und Lehrmethode, die er zur Zeit, da er die Prager Musterhauptschule als Lehramts-Candidat besuchte, dem Vortrage der Lehrer folgend, nur sehr flüchtig geschrieben, auf das feinste Kanzleipapier mit verschlungenen Initialen zierlich und rein abschrieb, ohne sich im Sommer von dem Schweiße seiner Stirne, oder

im Winter von der Erstarrung seiner Finger davon abhalten zu lassen und indem er sich den „Briefsteller für Liebende", den er in der Handbibliothek des Herrn Pfarrers entdeckt hatte, und den ihm dieser, um seine Verlegenheit wegen eines solchen mit Evangelien und Concordanzen allerdings nicht in einen Schrank passenden Opusses zu verbergen, auf einige Zeit geliehen, mit der schönsten Kleinfraktur, die je aus der Feder eines außerordentlichen Schulgehilfen geflossen, abschrieb.

Mit besonderer Liebe aber lag Herr Holub der edlen Kunst des Gesanges und der Musik ob, zu deren Pflege er gewöhnlich die ungestörten Stunden zwischen Abend und Mitternacht benützte, wiewohl ihn die Frau Schulmeisterin zu wiederholten Malen darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sich die Wahl seiner Uebungsstunden eben so wenig mit ihrem Bedürfnisse nach einem ruhigen Schlafe, als mit dem der nächsten Nachbarschaft vertrage.

Niemand im Orte, und am allerwenigsten der ordentliche Schulgehilfe, der sich auf seinen Gesang von jeher viel zu Gute that, konnte behaupten, daß der Baß des Herrn Holub von besonderem Wohlklange sei, wiewohl man zugestehen mußte, daß er jedenfalls so viel ausgab, daß man in vorkommenden Fällen über demselben oft die andern Sänger nicht hörte. Nichtsdestoweniger galt Herr Holub, wie bereits angedeutet worden, für einen guten Sänger, und zwar insbesondere wegen des Uebermaßes

von Gefühl, das er seinem Gesange beizugeben verstand, und wegen des Nachdruckes, mit dem er dabei den Takt, nicht blos mit den Händen, sondern auch mit dem Kopfe, und selbst mit einem gewissen Anschwellen und Abschwellen der Stimme markirte.

Unter den Instrumenten waren es besonders die Geige und das Piccolo, denen Herr Holub einen großen Theil seiner freien Stunden zuwandte und auf denen er eine nicht geringe Virtuosität erlangt zu haben überzeugt war; und man konnte ihn, wenn auch Alles im Orte schon längst still und in tiefen Schlaf versunken war, oft noch lange in seiner Bodenstube zwischen Krautköpfen und ausgehängter Wäsche, wenn nicht eine sehr unkenntliche Variation über „Ei du lieber Augustin!“ dem Piccolo, eine sehr complicirte Phantasie über „Schöne Minka ich muß scheiden“ mit erstaunlicher Ausdauer und unzähligen Wiederholungen der Geige entlocken hören.

Außer diesen verschiedenen außerschulgehilflichen Beschäftigungen und außergewöhnlichen Fähigkeiten hatte Herr Holub noch die besondere Gabe, von Zeit zu Zeit einen Gang durch den Ort zu machen, dabei mit vorsichtiger Auswahl und dem jedesmal passenden Ausmaße von Höflichkeit die wohlhabenderen und einflußreicheren Einwohner zu grüßen, hie und da vor einem Hause, insbesondere wenn die Hausfrau oder ein Häuflein junger Mädchen aus dem Stande der „Haustöchterlein“ vor denselben stand,

ſteben zu bleiben, und Alles aufzubieten, um ſich möglichſt angenehm und liebenswürdig zu machen.

Was Herr Holub dabei beabſichtigte, war nichts Anderes, als ſich für das Verzeichnen der drei Buchſtaben „C† M† B†“, am Tage der heiligen drei Könige, das ihm Herr Mellitička ſeiner ſchönen Schrift wegen überlaſſen mußte, und das er wirklich in unnachahmlich zierlicher Weiſe ausführte, ein gutes Neujahrsgeld zu ſichern, hie und da einer beſorgten Mutter zu verſprechen, daß er in der Schule auf ihr Söhnlein ein beſonderes Augenmerk haben wolle, ja daß er ſogar bereit ſei, ſo ſehr es ihm an freier Zeit mangle, es auch noch nachträglich im Hauſe zu inſtruiren, und endlich unter den jungen Mädchen Eines zu finden, das die ſanfteren Regungen eines außerordentlichen Schulgehilfenherzens nicht für zu gering achte, um dieſelben durch eine milde Gegenneigung zu erwiedern.

Die Abſichten auf die Neujahrsgelder hatte Herr Holub durch die beiſpielloſe Kunſtfertigkeit, die er mit der Kreide bei Gelegenheit der Aufzeichnung der obenerwähnten Anfangsbuchſtaben der heiligen drei königlichen Namen an den Thüren der Wohnungen zu entwickeln wußte, nach mehrjährigen Kabalen von Seite der Frau Schulmeiſterin endlich glücklich durchgeſetzt. Ebenſo war es ihm gelungen, trotz der Intriguen, mit denen ihn der ordentliche Schulgehilfe verfolgte, einige Mütter zu finden, die ihm andert-

halb Gulden monatlich dafür bezahlten, daß er ihrem hoffnungsvollen Schulcontingente außer dem in der Schule, auch noch den häuslichen Unterricht ertheilte. Im Punkte seiner Bewerbung um ein mitfühlendes Herz aber hatte sich Herr Holub, wiewohl er sich auf diesen Zweig seiner Bemühungen seit seinem Antritte der hiesigen außerordentlichen Schulgehilfenschaft verlegte, und trotz der sehr vielen Kundgebungen eines, jeden möglichen Grades von Liebe fähigen Herzens, zur Stunde noch keines andern Erfolges, als des jedesmaliger Enttäuschung, so oft er glaubte, daß seinen Bemühungen die Krone zu winken scheine, zu erfreuen gehabt.

Herr Holub, ausdauernd im Anbieten des noch ungehobenen Schatzes seiner reichen Empfindungen, wie im Ertragen seiner Entbehrungen und in der Behandlung seines Piccolo, hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, und das Erscheinen jeder neuen Größe in dem Kreise der jungen Mädchen des Ortes war ihm eine Veranlassung zur neuen Aufbietung all seiner Versuche und zur unverdrossenen, neuerlichen Entfaltung all' seiner Liebenswürdigkeiten, Vorzüge und angenehmen Seiten.

Das Erscheinen unserer Nichte im Orte war ihm nicht entgangen, und Herrn Holubs Plan war schnell gefaßt.

Eines Abends, da Zeichner dieser Blätter eben bemüht war, sechs rothwangige Bubchen an eine lange Doppel-

schnur zu spannen und mit ihnen im vollsten Trabe um die Statue des heiligen Wenzeslaus herumzukutschiren, faßte Herr Holub in der Entfernung von einigen Schritten hinter einem Acacienbaume Posto.

Die Erscheinung des zwar kleinen und wenig beleibten, nichtsdestoweniger aber sich mit sehr viel Wichtigkeit tragenden außerordentlichen Schulgehilfen, was er der Schuljugend gegenüber noch besonders durch ein Zusammenziehen der Augenbrauen, durch das sehr bedächtige Heranführen einer Prise an seine das Maß der Proportion weit überschreitende Nase und durch ein kunstvolles Schnalzen mit den Fingern nach vollendeter Einführung der Prise zu erhöhen wußte, wirkte auf eine Abtheilung des Gespannes, die der Schule des Herrn Holub gehörte, wie ein Blitz aus hellem Himmel. Die Entsetzten, im Bewußtsein ihres, den weisen Lehren des Herrn Holub so wenig entsprechenden Betragens auf offener Straße, und in Vorahnung des auf dergleichen Verbrechen verhängten „Pardus", ergriffen die Flucht. Die Schnur riß, und der Rosselenker sank vor der Statue des heiligen Landespatrons unfreiwillig aufs Angesicht, so daß ihm in demselben Augenblicke das rothe, warme Blut über Stirn und Wangen herabströmte.

Der Erste, der dem verunglückten Phaeton, da er sich laut jammernd vom Boden erhob, in die Augen fiel, war Herr Holub. Eine passendere Gelegenheit, sich im Hofe einzuführen, konnte Herr Holub nicht finden.

„Unbesonnenes, leichtsinniges Kind!“ sprach er in einem gewissen Mitteltone zwischen Strenge und Milde, indem er den Rest des Tabaks, der noch an seinen Fingern haftete, wegschnalzte. „Da siehest Du die Folgen des Ungehorsames und des Leichtsinnes! Hättest Du die Ermahnungen Deines Herrn Lehrers — Deiner Eltern wollte ich sagen, da Du noch, wie es scheinet, keinem Lehrer anvertrauet bist — gehöret, sie Dir gemerket, und sie befolget, so wäre Dir dies Unglück nicht passiret!“

Hierauf zog er sein gegittertes, baumwollenes Sacktuch hervor, befreite es einigermaßen von dem anhaftenden Schnupftabake, indem er damit etliche Male an das Postament, darauf der heilige Wenzeslaus stand, kräftig anschlug, band es dem Knaben um die blutende Stirne, und nahm ihn bei der Hand, um ihn nach dem Hofe zu bringen.

„Hier haben Sie Ihr ungerathenes Kind, Frau Schaffnerin!“ sprach Herr Holub, indem er mich meiner erschreckten Mutter, die eben vor dem Hause stand, übergab. „Hätte ich nicht von Ferne zugeschauet, und wäre ich ihm nicht sogleich zur Hilfe geeilet, er hätte seinen Leichtsinn gewiß mit dem Leben bezahlet!“

Es konnte nicht fehlen, daß im nächsten Augenblicke das ganze Haus und die halbe Nachbarschaft um mich versammelt war. Auch die schöne Muhme kam herbeigestürzt. Der Vater fluchte und drohte mit der geschwänzten

Katze. Der Knecht lief um den Chirurgus. Die Babitschka stopfte mir den schreienden Mund, der bei der unbedeutenden Verletzung nicht sowohl vor Schmerz, als aus Furcht vor der geschwänzten Katze, den entsetzlichen „Dutky", mit denen der Vater, wenn er sie einmal in der Hand hielt, keinen Spaß verstand, aus Leibeskräften vociferirte, mit einem vierschrötigen Fladen. Die schöne Nichte küßte mir das Blut von der Wange, und Herr Holub ermangelte nicht, sich eines Weitläufigen über seine lebensrettende Hilfsleistung und eines noch Weitläufigern über die Nothwendigkeit die Kinder in die Schule zu schicken, zu ergehen, nicht ohne dabei einige Bemerkungen fallen zu lassen, wie es stets das Zeichen eines guten Herzens sei, wenn man sich der Kinder liebreich annehme, was er einige Male mit so viel Nachdruck wiederholte, daß es der schönen Nichte nicht entgehen konnte, daß er sie damit gemeint haben wolle.

Herr Holub hatte sich durch seine rettende That ein Recht auf die Dankbarkeit meiner Eltern erworben, und selbst auf die schöne Muhme schienen seine weisen Reden einen nicht ungünstigen Eindruck hervorgebracht zu haben, der sie das, was der Außenseite des Herrn Holub an verlockender Liebenswürdigkeit abging, und was sehr viel war, einigermaßen übersehen ließ.

Herr Holub kam des andern Tages wieder, und versäumte nicht es einzig und allein seiner Geistesgegenwart

und seinem rettenden Einschreiten zuzuschreiben, als er bemerkte, die „lebensgefährliche Wunde", wie er den unbedeutenden Hautritz nannte, sei im raschesten Verheilen begriffen.

So sehr die schöne Muhme über dies rasche Verheilen entzückt war, so wenig erschien es Herr Holub. Seinen Absichten hätte es mehr entsprochen, wenn ich gefährlich erkrankt, oder die Wunde wenigstens sechs Wochen zur Vernarbung gebraucht hätte, damit er Zeit gewonnen hätte, sich in unserem Hause und bei der schönen Nichte festzusetzen. Da jedoch keines von beiden der Fall war, so mußte er darauf bedacht sein, sich auf eine andere Weise einzubürgern und ich das glückliche Wesen, das diese Einbürgerung vermitteln sollte.

„Frau Schaffnerin," sprach Herr Holub, nachdem meine Stirne vollends vernarbt war, „warum schicken Sie Ihr Knäblein nicht in die Schule?"

„Mein Gott, er ist noch jung, und man hat ja nur sein Kreuz hier auf dem Lande, wenn man ein Kind was lernen lassen will. In der Schule lernt es nichts..."

Herr Holub nahm eine starke Prise Galizier.

„In der Schule lernt es nichts," fuhr meine Mutter fort, und zu Hause kann man es nicht unterrichten lassen, weil man Niemanden dazu hat..."

Herr Holub nahm eine zweite, etwas stärkere Prise.

„So muß man es denn herumlaufen lassen wie das liebe Vieh, bis es sich den Kopf an die Wand rennt.“

„Hören Sie, Frau Schaffnerin,“ nahm hierauf, und nachdem er noch eine dritte, eine Art Superlativprise, sich zu Gesichte geführt hatte, Herr Holub das Wort, „so unrecht haben Sie nicht; aber es kommt Alles auf die Umstände an, und hänget von den Leuten ab, an welche man geräth. Lassen Sie Ihr Kind die Schule besuchen, und wenden Sie sich zugleich an einen geschickten Herrn Lehrer, der ihm ein wenig zu Hause nachhilfet, und es wird brav werden und gute Fortschritte machen!“

„Ja, was aber dann, wenn die Kinder solche Taugenichtse sind, wie dieser Gassenjunge, und nichts lernen wollen?“ fragte die Mutter, wahrscheinlich um mein Ehrgefühl aufzustacheln.

„Dann wende nur der Herr Lehrer die rechten Mittel an!“ erwiederte Herr Holub, indem er sein baumwollenes Sacktuch mit beiden Händen vor sich ausbreitete und sich dessen sehr geräuschvoll bediente.

„Knabe, willst Du lernen?“ beugte er sich dann gegen mich, indem er die Beine möglichst weit von einander spreizte.

Ich sah Herrn Holub groß an, schlug die Augen nieder und flüchtete mich zur schönen Richte.

„Du willst also nicht lernen?“ fragte diese, indem

ſie mir erröthend ins Geſicht ſah. „Auch nicht mit Herrn Holub?“

Ich konnte den Blick der ſchönen Nichte nicht vertragen. Gern hätte ich das „Nein!“ das mir auf der Zungenſpitze lag, hervorgebracht; aber es ging nicht. Ich fürchtete nicht den Vater, ich fürchtete nicht die Mutter, noch weniger fürchtete ich den Herrn Holub; aber ich fürchtete, die ſchöne Nichte bös zu machen, und — blieb die Antwort immer noch ſchuldig.

„Warte nur, bis der Nikolaus kommt!“ drohte die Mutter. „Der ſchickt den Teufel über Dich mit der langen Ruthe, und der ſteckt Dich in den Sack und wirft Dich ins Waſſer!“

„Freilich!“ unterſtützte Herr Holub das Argument der Mutter, indem er ſich bemühte, ſeiner Stimme einen etwas Nikolaus-artigen Anklang zu geben. „Ueber Kinder, welche nichts lernen wollen, kommt der heilige Nikolas und nimmt das Namenbüchlein und prüfet ſie, und wenn ſie nicht gut beſtehen, rufet er den Teufel mit der eiſernen Kette!“

So ſehr ich den heiligen Nikolaus fürchtete, ſo wenig konnte ich mich entſchließen mein Jawort zu geben. Ein Blick auf die drohenden Augenbrauen und die verhängnißvoll ragende Naſe genügte, um mich von Herrn Holub kaum weniger Arges, als vom heiligen Nikolaus erwarten zu machen.

„Wenn Du brav lernſt, ſo ſchenk' ich Dir einen großen Fladen!“ half die Babitſchka nach. „Und Zucker kriegſt Du auch!“

Ich wankte noch immer.

„Wenn Du brav lernſt, ſo hab ich Dich lieb!“ ſprach die ſchöne Nichte — und es war um mich geſchehn.

II.

Ein Pardus.

„Das schickt sich nicht, daß ein Schaffnerstöhnlein zerschlissen in die Schule gehe, wie die Kinder von schlechten Chaluppenleuten! Es muß doch ein Unterschied sein!“ meinte Montags darauf die schöne Muhme, indem sie das neue Sonntagskamisol aus dem Schranke holte, und es mir anlegte.

Die Mutter hatte indeß ein kleines Täfelchen, das sie in einem seidenen Tuche in der Schublade ihres Wäschkastens aufbewahrt hatte, hervorgeholt, und zeigte es mir, indem sie sagte: „Siehst Du, daraus wirst Du lernen!“ und führte mich in die Nebenkammer, um mir den heil. Nikolaus zu zeigen, der darin bestaubt und von Spinnengeweben umflort, mit seiner goldpapiernen Bischofsmütze, seinem drähtenen Krummstabe und seinem weißen Baumwollbarte auf einem hohen Gesimse zwischen Kaffeeschalen, zinnernen Kännlein und buntgläsernen Zuckerbüchsen stand,

hinter ſich zwei leibhafte Satane aus gedörrten ſchwarzen Pflaumen, vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Metalle der Hölle, Gold genannt, überzogen, die ſcharlachrothtuchenen Zungen ellenlang herausgereckt, die rothgläſernen Augen wie zwei Schmiedeeſſen funkelnd und jeder einen in Kalk getunkten Beſen in ſehr bedrohlicher Weiſe emporhaltend, wahrſcheinlich damit ſich die Schläge deſto tiefer ins Fleiſch einätzen.

„Da ſieh' Dir den Nikolaus gut an!“ ſprach die Mutter. „Sieh wie er auf Dich heruntergukt, und wie die beiden Teufel nur paſſen, daß er zu ihnen ſagt: „Springt herunter!“ Drum nimm Dich Acht, daß Du gut lernſt!“

Hierauf ſchob ſie mir das Täfelchen unter den Arm; die Babitſchka ſtopfte mir ein Paar Aepfel in die Taſche und drückte mir, wenn ich auch die zur Bedingung gemachten guten Fortſchritte noch nicht einmal durch meinen Fortſchritt aus dem Hauſe bethätigt, den verheißenen Fladen in Vorhinein in die Hand; die ſchöne Nichte ſprach: „Sag dem Herrn Holub, ich laß mich ihm ſchön empfehlen,“ und ich trat, ſo ausgerüſtet, den entſcheidenden Gang an.

Ja wohl — entſcheidend, wenn auch die Gelehrten, wie männiglich bekannt, nur Geburt, Heirath und Tod als die wichtigſten Momente des Lebens gelten laſſen wollen und über den erſten Schulgang hinwegſchlüpfen,

als wäre es ganz und gar etwas Unſchuldiges, Gleichgiltiges! Das, wenigſtens als was man geboren wird, mag allerdings entſcheidend fürs ganze Leben ſein, und zwar ſehr entſcheidend. Nicht minder entſcheidend fürs ganze Leben iſt, daß man ſtirbt. Wichtig aber iſt keines von beiden. Denn daß der Menſch geboren wird, das ändert an ihm gar nichts und am Nichtgeborenwerden hat noch kein Menſch etwas verloren, ebenſowenig als noch Einem ein graues Haar darob gewachſen, weil er geſtorben iſt. Das wir aber anfangen in die Schule zu gehen, das wir ein Weib nehmen, das ändert an uns gar viel und darob ſind Manchem ſchon die Haare grau geworden! Das A-B-C-Täfelchen ſo wie der Trauring iſt nichts als der Honigſaum an den Lippen des Satans, womit er uns an den Baum der Erkenntniß heranlockt, und das „A" iſt nichts als der erſte Apfel, den er uns von der Hand eines Schulmeiſters, ſo wie das „Ja" von der Hand eines Weibes unter lauter ſüßen Verheißungen darreichen läßt. Wer einmal angebiſſen hat, um den iſt's auch geſchehen. Auf die ſüßen Aepfel „A" und „Ja" folgen die ſauren Aepfel „B" und „Weh" die ſich der Menſch alle hätte erſparen können, wenn er vor dem „A" und „Ja" ſo geſcheidt geweſen wäre, wie er es bei dem „Z" und bei dem Pantoffel noch immer nicht iſt.

Es iſt Syſtem in dieſem Unheil, das ſich da „Lernen" nennt! — doch davon im Folgenden mehr!

Es genüge dem Leser die Versicherung, daß ich, wenn ich damals schon so unglücklich wissend gewesen wäre, wie ich unwissend glücklich war, auf dem halben Wege zur Schule das Täfelchen, den Fladen und die Aepfel hinweggeworfen hätte, um eine Revolution unter der ganzen Schuljugend des Ortes anzuzetteln, die nichts weniger beabsichtigt hätte, als die Demolirung des Schulhauses und die Verbrennung aller A-B-C-Täfelchen auf der ganzen Welt.

Indessen warf ich weder Täfelchen noch Fladen, noch Aepfel hinweg, sondern näherte mich mit meiner ganzen ersten Schulgangsfracht dem verhängnißvollem Hause, aus dessen obersten Stockwerke ich bisher nur Herrn Holub's Piccolo ertönen zu hören gewohnt war.

Herr Holub stand in der Thüre, und ließ die barfüßige Schuljugend, die eben aus der Kirche kam, an sich vorbeidefiliren, während er seinerseits mit sehr viel Umständlichkeit die Nase mit Galizier armirte.

Nachdem die Schaar der Barfüßler vorüber war, richtete ich ihm die aufgetragene Empfehlung aus.

Herr Holub nahm sie wohlgefällig auf, und reichte mir dafür die Hand zum Kusse dar.

Da ich jedoch in meiner Unbefangenheit hiervon keine Notiz nahm, drückte er mir sie mit ausgiebiger Deutlichkeit an den Mund, indem er dazu fragte: „Hat man Dir zu Hause nicht gesaget, wenn Du in die Schule kommest, oder dem Herrn Lehrer begegnest, so mache ihm eine

ehrerbietige Verbeugung und küsse ihm die Hand? Merke Dir das Ein für Allemale!"

Hierauf faßte er mich sehr freundlich am Ohre und führte mich auf diese, mir völlig neue Beförderungsart nach der zur ebenen Erde gelegenen Schulstube.

Ein furchtbarer Lärm tobte hinter der noch ungeöffneten Thüre.

Herr Holub ergriff die Klinke, zauderte einen Augenblick, sie zu drücken, und legte dann mit dem unheilverkündenden Ausrufe: „Wartet Ihr Sakr...!" sein Auge an's Schlüsselloch, um das Innere des Schauplatzes des oben erwähnten Lärmens zu überblicken.

Ein ungeheures Gepolter, als wäre ein Haufe von Schränken, oder vielleicht gar die Schulstube selbst über den Haufen gefallen, schien ihm bald der passende Moment, um einzutreten und die Urheber des Lärmens in Flagranti zu überraschen.

Angelweit riß Herr Holub die Thüre auf, und mich am Ohre mit in die Stube.

Entsetzt floh die ganze Schaar der Barfüßler in die Bänke. Im nächsten Augenblicke war's mäuschenstill, und alles stand aufrecht, um „den Herrn Lehrer bei seinem Eintritte ehrerbietig zu grüßen."

Auf dem Boden lag das Gestell mit der schwarzen Tafel; der Tisch des Herrn Holub war mit seinen vier Beinen in die Luft gekehrt.

„Wer hat das gemachet? Ihr Lotterbuben!“ eröffnete endlich Herr Holub die Lehrstunde, nachdem er mich, immer noch am Ohre, das ohne alles Verschulden dazu kam, den ersten Anlauf seines Zornes Stich halten zu müssen, in eine der Bänke niedergesetzt hatte.

Niemand antwortete.

„Noch einmal frage ich Euch! Wer hat das gethan?“

Keine Antwort. Die Buben schaueten drin, als ob sie nicht zwei hätten zählen können, was übrigens, die umgeworfene Tafel unbeschadet, immerhin der Fall sein konnte.

„Lasset mich nicht böse werden!“ fuhr Herr Holub mit steigender Stimme und zunehmender Röthe seines Angesichtes fort. „Sonst wird es schlimm! Wer hat das gemachet?“

„Niemand!“ war die zitternde Antwort eines Knaben, der endlich so viel Muth faßte, daß er sich schlotternd erheben konnte.

„Hat sich also die Tafel selber umgestürzet?“ fuhr Herr Holub empor.

Ja!—!“ war die naive Antwort des Knaben, welche Herr Holub sogleich mit einer ausgiebigen Ohrfeige erwiederte.

Dies und die Androhung, daß Mann für Mann einen „Pardus“ bekommen solle, wenn nicht gleich die Wahrheit herauskäme, hatte gewirkt.

Einer der Buben, ein ſtämmiger Bengel von wenigſtens doppeltem Alter als alle übrigen, ſtand auf und erklärte in deutſcher Sprache: „Herr Lehrer, das hat Slegitſchka Wenzel gemachet!“

Entrüſtet ſprang Slegitſchka Wenzel auf: „Iſt nicht wahr, Herr Lehrer! Kohautek Martin hat das verfertiget!“

„Nicht wahr!“ ſchrie Kohautek Martin, „Wotypka Peter hat es gearbeitet!“

„Ich nicht, Herr Lehrer!“ läugnete Wotypka, „Fauſek Franta!“

„Ich nicht, Herr Lehrer!“ erwiederte Fauſek, „Herzel Samuel, der Jude hat es gethan!“

Wie ein Mann ſprang die ganze Schule bei dieſem Namen auf. Der Blitzableiter, der Sündenbock war gefunden.

„Ja! Ja, Herr Lehrer! Der Jude! Herzel hat's gethan!“ ſchrieen ſo viele Stimmen unter einander, als überhaupt zu ſchreien vermochten.

Vergebens ſchrie Herzel Samuel, ein kleines, ſchwaches Jünglein, mit ſchwarzkrauſem Haare und einer penetrirenden Naſenſtimme: „Nein, Herr Lehrer! Ich habe das nicht gethun! Iſt nicht wahr! Ich bin nur vom Weiten geſtannen!“

Die ganze Schule widerſetzte ſich dieſer Verſicherung: „Er hat es gethan! Er hat die Tafel und den Tiſch umgeſtürzt und kein Anderer!“

„Herzel Samuel, heraus!“ ſchrie Herr Holub, indem er ſeine beiden Rockärmel emporſchürzte, als bereite er ſich zu irgend etwas gewaltigem vor, und ein langes, breites Lineal von Eichenholz, das von der ganzen Schule wohlgekannte und gefürchtete Werkzeug der Gerechtigkeit, von der Wand herablangte.

Bleich und bebend trat das Judenjünglein aus der Bank, und von den Rippenſtößen der halben Schule vorwärts befördert, vor Herrn Holub.

Herr Holub ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſpreizte die Beine auseinander und ſtemmte ſeine Hände an ſeine weit auseinander geſpreizten Gehwerkzeuge.

„Warum haſt Du das gemachet?“ hub er an, indem er das zitternde Kind des Hauſirers unſeres Ortes vorerſt ſattſam vom erſten Kraushaare bis zu den zerriſſenen Schuhen gemeſſen.

„Nein, Herr Lehrer! ſo wahr ich leb', ich hab es nicht gethun!“ ſtotterte Herzel Samuel ängſtlich. „Das hat . . .“ wollte Herzel Samuel einen Namen nennen, indem er ſich halb umdrehte, und nach der Ecke der Schulſtube hinblickte, in welcher der Uebelthäter ſaß. Aber ein furchtbarer Blick, eine geballte Fauſt winkte ihm von dort entgegen, und Herzel verſtummte.

Da Herr Holub nicht Luſt haben mochte, ſeinen Tiſch mit den emporgereckten Beinen länger vor ſich auf dem Boden liegen zu ſehen, ſo befahl er dem Jünglein vor

allem andern, und ehe das Verhör überhaupt seinen Fortgang nehmen sollte, den Tisch aufzuheben und die Tafel aufzurichten.

„Den Tisch aufheben! — die Tafel aufrichten! — Ich werde dich lehren!“ fuhr er den Knaben an, ohne auf dessen Unschuldsbetheuerungen zu achten.

Herzel Samuel folgte, und richtete nicht ohne außerordentliche Anstrengung seiner sehr unzulänglichen Kräfte nach vielfachen vergeblichen Versuchen den Tisch sowohl, als auch die Tafel empor.

„Und jetzt noch einmal! Warum hast Du das gemachet?“ hub Herr Holub neuerdings an, indem er allen Zorn und alles Ansehen seiner außerordentlichen Schulgehilflichkeit in einem furchtbaren Runzeln seiner Augenbrauen und Hervorwerfen seines Mundes zusammenfaßte.

„Sie haben ja gesagt, Herr Lehrer! ich soll die Tafel aufheben ...“ antwortete Herzel in weinerlichem Tone.

„Warum Du sie umgeworfen hast? frage ich!“ donnerte Herr Holub.

Herzel Samuel brach in lautes Weinen, die ganze Schule in lautes Gelächter aus.

„Die Bank herein,“ befahl hierauf Herr Holub, indem er seine beiden Rockärmel wo möglich noch weiter hinauf schürzte und die Biegsamkeit des Lineals an der Erde prüfte. Das Lineal brach entzwei. Wü-

wend ſchleuderte Herr Holub die beiden Stücke auf den Boden.

„Wojtjech! Die Bank herein!“ wiederholte er, „und kaufe einen Beſen!“ indem er einen langen Geldbeutel aus der Taſche riß und einen Kupferkreuzer hervorſuchte, in dieſem Augenblicke allem Anſcheine nach deſſen ſämmtlichen Inhalt.

Mit pfeilſchneller Bereitwilligkeit ſprang Wojtjech, derſelbe, der dem Judenjünglein den furchtbaren Blick zugeworfen, aus einer Ecke hervor, ſchleppte aus dem Vorhauſe die Bank herein, indeß ein anderer Knabe den Kreuzerbeſen holte.

Nachdem Beides herbeigeſchafft war, hieß Herr Holub den Judenknaben vor die Thüre hinaustreten.

Es wurde nämlich das Schulgebet verrichtet, und Herzel, als Judenknabe, durfte dabei nicht gegenwärtig ſein.

Nach verrichtetem Gebete wurde Herzel Samuel wieder hereingeholt.

„Kriegſt einen Pardus!“ verkündigte ihm Herr Holub die Sentenz, indem er den Beſen auseinanderriß und ſich daraus die beſte Ruthe hervorſuchte.

Hierauf erfaßte er den laut aufſchreienden Herzel mit einer Gewandtheit am Rockkragen, um die ihn der Freimann, der auf dieſelbe Art die herrenloſen Hunde auf der Straße faßt, beneiden konnte, hob ihn ſo hoch empor,

daß die kurzbehöſelten Beinlein in den Lüften zappelten, und warf ihn der Länge nach auf die Bank. Herzel Samuel jedoch in ſehr begreiflicher Vorahnung der Dinge, die ſeiner harrten, ſchien ſich mit der Bank durchaus nicht befreunden zu wollen, und fiel in demſelben Augenblicke, als Herr Holub ſich in die Hand ſpie, um deſto kräftiger zum erſten Streiche auszuholen, unter dieſelbe.

„Wojtjech! Martin! haltet ihn!“ rief Herr Holub. Und Wojtjech und ſein beſenbringender Genoſſe ſprangen herbei, brachten Herzel Samuel trotz alles Weinens und trotz aller Betheuerungen ſeiner Unſchuld wieder auf die Bank, Martin erfaßte den Kopf des Delinquenten und hielt ihn mit beiden Händen an die Bank feſt, Wojtjech ſetzte ſich dem pardusverurtheilten Judenjüngl'n auf die Beine, als wollte er auf denſelben reiten, und ſpannte ihm dazu mit ſeinen noch unbeſchäftigten Händen die Höslein an, und Herr Holub maß nun, ohne ſich um Herzel Samuels flehendliches „Ich bitt' Ihnen, Herr Lehrer! ich hab es nicht gethun, das hat der....“ welches begonnene Geſtändniß Martin jedesmal dadurch zu unterdrücken mußte, daß er dem Schreier den Mund zuhielt, zu kümmern, jenem Theile des Leibes Herzel Samuels, den die Natur nicht dazu geſchaffen, daß ihn der Menſch frei und offen wie ſein Angeſicht zum Himmel emporkehre, jenes Quantum ausgiebiger Ruthenſtreiche zu, deſſen Inbegriff in der Kunſtſprache gutböhmiſcher Volkserziehung „Pardus“ genannt wird.

War es Zufall oder durch Herzel Samuels Jammergeschrei veranlaßt, in demselben Augenblicke, als Herr Holub der Gerechtigkeit und seiner außerordentlichen Schulgehilfenschaft Genüge geleistet zu haben glaubte, und Herzel Samuel mit zerbautem Höslein, zerrauftem Haare und rothgeweintem Angesicht herabkroch, um sich in die letzte Bank, die ihm als einem Sprößling der Bekennerschaft Moses angewiesen war, zu verkriechen, ging die Thüre auf, und in die Schulstube traten zwei wohlbekannte Gestalten, jede allein hinreichend, um jedem Bewohner des Ortes, der noch nicht das schulpflichtige Alter zurückgelegt, den Schrecken in alle Beine zu jagen. Der Eine, ein dicker Herr mit blauweißem Collar, war der Herr Pfarrer, der Andere, ein noch dickerer Mann in einem hechtgrauen Ueberrocke, mit rothem Halstuche und desgleichen Nase, war Herr Metlitschka.

Todtenstille herrschte in der Schulstube. Niemand, nicht einmal Herr Holub, getraute sich, einen Laut von sich zu geben. Nur aus dem Winkel in der letzten Bank, dahin sich Herzel Samuel verkrochen, ließ sich ein unterdrücktes Schluchzen vernehmen.

Der Schrecken, den das Erscheinen der beiden Großmächte des Schulhauses in diesen Räumen verbreitete, war so groß, daß die Hälfte der Schuljugend vergessen hatte, aufzustehn, und da saß wie vom Schlag gerührt und mit angelweit aufgesperrtem Munde vor sich hinglotzend, bis

Herr Holub, nachdem er den beiden Herren eine sehr tiefe Verbeugung gemacht hatte, wobei er jedesmal die Hände auf der Brust wie zum Gebete faltete und den Kopf, dem er den Ausdruck der höchsten Freundlichkeit zu geben sich bemühte, zur Seite neigte, sie durch einen Wink auf das Unschickliche des Sitzens in Gegenwart solcher Herren aufmerksam machte.

Der Herr Pfarrer erklärte, daß er mit einigen der ausgelassensten Jungen dieser Klasse etwas zu sprechen habe, und daß er deshalb gekommen sei; daß er jedoch den Unterricht nicht stören wolle, und hieß daher Herrn Holub in seinem Unterrichte fortzufahren.

Herr Holub, der noch nicht einmal begonnen, verneigte sich tief und bot dem Herrn Pfarrer seinen Sessel an.

Herr Metlischka ließ sich auf die Bank nieder, legte beide Hände auf den Knopf seines spanischen Rohres und dann sein dickes Kinn auf die Hände, und Herr Holub schickte sich an, seinen Unterricht fortzusetzen.

Zu diesem Behufe holte er ein großes, weißes, mit schwarzen und rothen Buchstaben bezeichnetes Pappblatt hervor, und hängte es an die schwarzhölzerne Schultafel.

„Liebe Kinder! Jetzt werden wir buchstabiren!“ hub Herr Holub an, jeden seiner Sätze auch in böhmischer Sprache wiederholend. „Wie heißet dieser Buchstabe?“

„Kah!“ antwortete die ganze Schuljugend wie ein Mann.

„Und dieser?"

„Errrr!"

„Und der hier?"

„Kah!"

„Schön, meine lieben Kinder! Ihr seid sehr aufmerksam! Ihr werdet dafür belobet werden! Und wie das Ganze?"

„Krk!" scholl es wieder wie aus einem Munde.

„Sehr gut, meine lieben Kinder!" fuhr Herr Holub fort. „Jetzt aber seid auch recht artig, und leget eure Hände vor Euch auf die Bank, wie es in den Schulgesetzen stehet, und saget mir auch, wie das in deutscher Sprache heißet?"

„Holz!" antwortete die gesammte Schülerschaft eintönig.

„Hals, wollet Ihr sagen, meine lieben Kinder," verbesserte Herr Holub. „O Ihr seid brav, Ihr werdet alle dafür belohnet werden," und rief meinen Namen, theils um mich den hohen Herren als den jüngsten Zuwachs seiner Schule vorzustellen, theils um in meine Seele den feierlichen Grundstein alles Wissens, das ‚A' zu legen.

„Siehest Du, mein liebes Kind!" sprach Herr Holub mit aller Süße, deren seine Stimme fähig war, und indem er mit einem Finger auf einen Buchstaben an der Tafel zeigte, der mir wie ein Ungethüm mit zwei Klumpfüßen und ohne Kopf vorkam. „Siehe Dir den Buchstaben gut

an! Dieſes Ding da, oben zu, unten offen, am vorderen Theile gerade und am hintern gebogen, heißet ‚A'."

Die Beſchreibung, die mir Herr Holub von dem abenteuerlichen Buchſtaben machte, gab meiner, durch die vorangegangene Pardusſcene ohnehin ſehr aufgeregten Einbildungskraft ſo viel zu ſchaffen, daß ich vor lauter Mühe, ſie zu einem ganzen Bilde zuſammenzufaſſen, den Namen deſſelben gar nicht hörte.

„Wie heißet alſo dieſer Buchſtabe?" fragte Herr Holub.

„Am hintern gebogen..." antwortete ich, noch damit beſchäftigt, mir ſeine Deſcription zurecht zu legen.

„Nein, mein liebes Kind," verbeſſerte Herr Holub, und in ſeinem Geſichte und in ſeinen Fingern ging etwas vor, was ein erfahrener Zögling des außerordentlichen Schulgehilfen als die Zeichen mühſam unterdrückter Zornausbrüche erkannt haben würde. „Dieſer Buchſtabe heißet ‚A'!"

„Ah ſo!" erwiederte ich zum Beweiſe, daß ich ihn nun verſtanden.

„So, ‚A'!" beſtätigte Herr Holub und wiederholte ſeine Frage, wie der Buchſtabe heiße.

„So-a!" antwortete ich.

„Nein! ‚A'!" rief Herr Holub mit ziemlich lauter Stimme. „Wie heißt er alſo?"

„Nein-a!" war meine Antwort.

„Der Knabe iſt ganz verwirrt," unterbrach der Herr Pfarrer die immer verwickelter werdende Controverſe.

„Er hat einen ſchlechten Kopf und es wird nichts aus ihm werden," fügte Herr Metlitſchka hinzu, und erklärte mir einfach: „Wenn man dieſen Buchſtaben ſiehet, ſo macht man das Maul auf und ſagt „Ah!" und ſo heißt auch der Buchſtabe. Wie heißt er alſo?

„Ah!" erwiederte ich und wurde bedeutet, mich auf meinen Platz zu ſetzen.

„Sehen Sie," wandte ſich Herr Metlitſchka zu Herrn Holub, „es kömmt alles auf die Methode an! Mit ſolchen dummen Kindern muß man ſo dumm reden, wie ich, und dann geht es. Nicht wahr, hochwürdiger Herr Pfarrer?"

Der Herr Pfarrer nickte mit dem Kopfe bejahend.

Herzel Samuel hatte indeſſen noch immer nicht aufgehört zu ſchluchzen.

„Rufen Sie den Herzel Samuel zur Tafel!" unterbrach der Herr Pfarrer den Herrn Holub, und Herzel Samuel erſchien hinkend und ſich mit der einen Hand die verweinten Augen und mit der andern den durch den Pardus zunächſt beanſpruchten Theil ſeines Körpers reibend, an der Tafel.

Herr Holub, der wie auf Nadeln ſtand, gab ſich alle Mühe, ſo viel Milde und Güte, ſo viel Zärtlichkeit und Wohlwollen, als er nur aufzubringen vermochte, in ſeinen Augen leuchten zu laſſen, um die Verlegenheit, die ſich in

ſeinen Zügen abſpiegelte, zu bekämpfen. Der Herr Pfarrer war als ein Mann bekannt, der ſich zwar gerne hie und da etwas über das Collar hinaus erlaubte, aber durchaus kein Unrecht duldete, ſelbſt wenn es Juden betraf.

„Sage mir, mein gutes Kind!“ fing Herr Holub an, „was ſind denn das für Buchſtaben?“

„Te—Erſch—J,“ ſchluchzte Herzel.

„Und wie lieſet man das zuſammen, mein liebes Kind?“

„Tſchi,“ las das Hauſirerſöhnlein in der ſeinem Stamme eigenen Weiſe.

„So! Trſchi!“ lobte Herr Holub. „Du biſt ein fleißiger und folgſamer Knabe, und mußt nicht gleich weinen, wenn man Dich zur Tafel rufet.“

Herzel Samuel brach in einen Strom nur noch bittrer Thränen aus.

Auf die Frage des Pfarrers, warum der Knabe ſo ſehr weine, faltete Herr Holub wieder die Hände über die Bruſt, neigte den Kopf zur Seite und erklärte: „Der Herzel Samuel iſt zwar ein fleißiger und ordentlicher Knabe, nur bis auf die böhmiſche Ausſprache, die er wie alle Iſraeliten nicht begreifet; aber heute vor der Schule hat er ſich, wie die ganze Schule bezeuget, ſehr übel aufgeführet, indem er den Tiſch des Herrn Lehrers und die Tafel mit dem Geſtelle umgeſtürzet hat, und da iſt er dafür, wie es ſich gebühret, ein wenig beſtrafet worden.“

Der Pfarrer wurde bei den Eröffnungen des Herrn Holub ſichtlich verlegen. Er ſcharrte mit den Füßen, rutſchte mit dem Seſſel und bat Herrn Mellitſchka um eine Priſe, die ihm dieſer auch ſogleich, indem er ſein ſpaniſches Rohr unter den Arm nahm, aus einer großen runden Doſe mit einer tiefen Verbeugung darbot.

„Man muß nicht — man muß nicht gleich — man muß erſt —“ hub der Pfarrer an, nachdem er ſich die Priſe einverleibt und ſattſam in dem zu ihrer Aufnahme beſtimmten Organe befeſtigt hatte, „man ſoll ſich erſt — deshalb bin ich eben gekommen — gehe juſt am Fenſter vorbei — höre Lärm in dieſer Klaſſe — ſchaue herein — der Kokrha Wojtjech — und dann der Martin, wie er heißt — ſchlimme Buben — große Gaſſenbuben — ungezogene Jungen — Tiſch auf dem Kopf — Herunterklettern am Tafelgeſtell — leicht ein Unglück geſchehen — wie geſagt — man muß nicht gleich — beendigen Sie die Schule und laſſen Sie mir die beiden Buben hier — — —“

Man ſah es dem Pfarrer an, daß er noch viel über das unpädogogiſche Benehmen des Herrn Holub auf der Zunge habe, und daß es ihm, vielleicht nicht ohne Andetracht des bei ihm vorgefundenen Briefſtellers für Liebende, Mühe koſtete, es zu unterdrücken.

Herr Holub verſtand ihn nichts deſto weniger vollkommen. Zum Zeichen deſſen verneigte er ſich unzählige Male vor dem Herrn Pfarrer und machte dazu ein Geſicht,

als wenn ihm Paganini gesagt hätte: „Herr Holub, Sie sind noch weniger als ein Stümper auf der Geige!“ oder Kalligraph Kiesel: „Herr Holub, Sie schreiben gerade so schön, wie eine Katze, wenn sie sich die Pfoten in Tinte eintunkt, und auf einem Blatt Papier spazieren geht!“

Herr Metlitschka aber konnte in der Geschichte keinen Zusammenhang finden, nahm eine große Prise, reichte dem Pfarrer auch eine, schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und brummte etwas zwischen den Zähnen.

Das Gebet wurde gesprochen, die Schulstunde war beendigt. Wir defilirten paarweise vor den höchsten Schulautoritäten vorbei, machten jedem eine anständige Verbeugung und gingen unserer Wege, Wojtjech und Martin einem Schicksale überlassend, das sich meine Phantasie, wenn ich an den Pardus zurückdachte, wenigstens als eine Art von Zerfleischung oder Viertheilung oder Zerdreschung mit einer armdicken Ruthe durch des Herrn Pfarrers höchsteigene Hand ausmalte. —

Als ich zu Hause gefragt wurde, was ich in der Schule gelernt habe, antwortete ich: „Zuerst einen Pardus und dann das, was hinten gebogen ist.“

„Also nicht das ‚A‘?“ fragte die schöne Muhme.

„Ja richtig ‚A‘ heißt's!“ antwortete ich.

III.

Die obere Klasse.

Kinder denken, Mütter lenken, schöne Nichten haben süße Lippen und süße Worte und darüber geht die Zeit hin! Zudem war Herr Holub ein anderer in der Schule und ein anderer außer der Schule. In der Schule war Herr Holub Tyrann, durchaus Tyrann; Tyrann, was die Benützung der Ohren als Leitfaden bei seinem Unterrichte und was das unheilvolle Runzeln seiner Augenbrauen anbelangte, gegen Jedermann ohne Ausnahme; Tyrann auch noch mit Lineal, Bank und Besen nur gegen diejenigen seiner Erziehungsbefohlenen, gegen die er keine anderweitigen Rücksichten, als lediglich den Zweck einer guten Erziehung zu beobachten hatte, wie z. B. gegen Herzel Samuel. Herzel Samuels Köchin schrieb sich ihre Liebesbriefe selber; Herzel Samuels Schwester besuchte die Jahrmärkte und bat Herrn Holub nie um ein Lied; Herzel Samuels

Vater machte ſich ſeine „Schriften" an den Oberamtmann ſelbſt; Herzel Samuels Bruder forderte Herrn Holub nie auf, Piccolo zu pfeifen, wenn er auch jeden Sonntag in die Schenke kam und zuſah, wie man tanzte, folglich auch zuhörte, wie Herr Holub pfiff. Nicht einmal, als Herzel Samuels Großmutter ſtarb, hatte Herr Holub etwas davon, denn die alte Jüdin wurde ohne Herrn Holubs Poſaune und ohne Herrn Holubs Baß hinüber ſpedirt ins ewige Leben. Was aber Herrn Holub vollends aller Rückſichten gegen Herzel Samuel enthob, war, daß deſſen Mutter einen jüdiſchen Lehrer ins Haus genommen, um ihrem Samuel durch ihn häuslichen Unterricht ertheilen zu laſſen. Außer der Schule, ſowohl wenn er mit den Kindern auf der Straße oder in Gegenwart der Eltern oder auch anderer Leute ſprach, und wenn er irgend wohin in ein Haus kam, um ſeinen Schulunterricht durch häusliche Lehren zu ergänzen, war Herr Holub die ſchullehrerliche Väterlichkeit ſelbſt, hielt ein weiſes Maß zwiſchen Milde und Strenge, — namentlich wenn Jemand vom Hauſe ſeinem Unterrichte beiwohnte — hatte ſehr viel Geduld und half nur dann mit einer Drehung des Ohres nach, wenn es ohne Zeugen und ohne Aufſehen geſchehen konnte.

Da nun Herr Holub, wenn auch Niemand im Pachthofe ſeine ſchöne Schrift oder ſein Piccolo in Anſpruch nahm, doch einmal um der ſchönen Nichte willen, und dann um des monatlichen Privatguldens, den er für den Extra-

unterricht bezahlt bekam, sich bestimmt fühlte, in demselben sehr gewichtige Rücksichten obwalten zu lassen, so konnte es nicht fehlen, daß der Abglanz dieser Rücksichten auf mich fiel und daß Herr Holub seine Tyrannei in der Schule gegen mich auf das geringstmögliche Maß von Augenbrauenrunzeln beschränkte und in der Stunde, die er mir Abends ertheilte, von der Erfassung meiner äußern Gehörwerkzeuge nur einen sehr bescheidenen Gebrauch machte, was wohl zum Theil seinen Grund darin hatte, daß die schöne Nichte meist während der ganzen Stunde zugegen blieb, und Herr Holub in solchen Fällen seine Aufmerksamkeit und Methodik mehr der schönen Muhme als seinem Schüler zuwandte.

Unter solchen Umständen hatte ich nicht nur das A-B-C-Täfelchen bis auf den darauf gemalten Hahn, den mir Herr Holub wenigstens täglich einmal als das Sinnbild des zeitlichen Aufstehens zu erklären nicht ermangelte, sondern auch das ganze Syllabirbüchlein in dem kurzen Zeitraume von einem Jahre und vier Monaten zu eigen gemacht. Herr Holub erklärte diese Fortschritte für reißend, und nach zwei andern Jahren, nach deren Verlauf ich bis auf die kleinste Nüance ganz genau so gut und so schlecht böhmisch und deutsch las als Herr Holub selbst, von den vier Species eine dunkle Ahnung errungen, und von Herrn Holubs schöner Currentschrift mir so viel angeeignet hatte, daß ich noch immer den Unterschied zwischen Haar- und Schattenstrichen für einen Ueberfluß, die dreifachen Linien

für einen unverantwortlichen Zwang gegen die Freiheit der Hand anſah, und zu alle dem noch das „Hänschen hat die Mutter" und das Einmaleins, wenn mir die ſchöne Nichte nachhalf, vor- und rückwärts auswendig konnte, ſeinen Schüler ſelbſt für reif, um unter der perſönlichen Leitung des Herrn Metlitſchka die letzte Feile wiſſenſchaftlicher Ausbildung zu empfangen. Die häusliche Nachfeilung wollte Herr Holub nach wie vor über ſich nehmen.

In die Schule des Herrn Metlitſchka, deren Räumlichkeiten ſich im obern Stockwerke des Schulhauſes befanden, zu gelangen, galt für eine Ehre, deren ſelten ein Kind des Ortes theilhaftig wurde, da die meiſten die Zeit von ihrem ſechſten bis zu ihrem zwölften Lebensjahre unter der Ruthe des Herrn Holub verbrachten, um ſo viel Leſen, Schreiben und Rechnen zu erlernen, als ſie benöthigten, um mit jedem Einquartierungszettel, der ihnen dereinſt zukommen würde, zu Herrn Metlitſchka kommen zu müſſen, daß er ihn leſe, mit jedem Brief zu Herrn Holub, daß er ihn ſtatt ihrer beantworte, und mit jeder Rechnung, die ſich über einen Gulden belief, nach vielfältigem Herunterzählen an den Fingern zu Stande kommen zu können.

Hiervon lag aber die Schuld nicht bloß an Herrn Holub allein. Er hatte es an mir, und erſt kurz vorher an dem Sohne des Herrn Oberamtmanns gezeigt, daß man vor der Trias obiger drei Lebenskünſte auch in drei Jahren ebenſoviel, ja noch etwas mehr zu erlernen vermag. Die

Schuld lag auch an den Kindern, die, wenn es anfing zu ſchneien, allerdings in die Schule kamen, ſobald ſich aber das erſte Grün zeigte, wieder ausblieben, um die Ziegen zu hüten oder das Haus zu bewachen, während die Mütter auf dem Felde arbeiteten. So lernten die Kinder eigentlich nur ein halbes Jahr im Jahre. Und ein halbes Jahr reichte nach der gründlichen Methode des Herrn Holub nicht hin, um einem Kinde, dem er nicht auch zu Hauſe eine Nachſtunde gab, oder das nicht wenigſtens eine ſchöne Nichte hatte, das ganze Buchſtabirbüchlein einzubläuen, und zwar um ſo weniger, als die Kinder gewöhnlich im nächſten Winter alles rein vergeſſen hatten, was ihnen Herr Holub im letzten eingepardus't. Nur diejenigen Kinder, die eine beſondere Gelehrigkeit an den Tag legten, etwa wie Zeichner dieſes, wurden am Ende eines ſchönen Jahres in feierlicher Anweſenheit der geſammten Schulautoritäten für würdig erklärt, „hinauf zu kommen" und die Bänke des Herrn Holub mit jenen des Herrn Metlitſchka zu vertauſchen.

Herr Metlitſchka war ein ſehr ſtrenger Mann, insbeſondere, was das Schulgeld anbelangte. Dieſes von der kleinen Anzahl Schüler und Schülerinnen einzuheben, die ſich in der Klaſſe, die ſeinen Namen trug, befanden, erſchien er wöchentlich einmal, und zwar am Sonnabend Nachmittags, den Katalog unterm Arm, einen Geldbeutel in der Hand. Die Frau Schullehrerin mit einem langen breiten Lineal kam jedesmal mit.

Herr Metlitschka, der einen sehr großen Werth auf die pünktliche Erfüllung seiner Pflichten, insofern sie sich auf die Eintreibung des Schulgeldes bezogen, legte, hatte nämlich seine eigene Methode, in dieser seiner Pflicht Amt zu handeln. Er rief Kind für Kind beim Namen an den Tisch, an welchem er vor dem aufgeschlagenen Katalog saß, während die Frau Schulmeisterin hinter ihm stand, das Lineal im Arm. Diejenigen, die ihren wöchentlichen Silbergroschen auf den Tisch niederlegten, nannte Herr Metlitschka brave ordentliche Schüler, und gab ihnen für jeden Silbergroschen ein „Fleißzeichen" in den Katalog und sie konnten darauf rechnen, wenn sie mit ihrem Silbergroschen in der Ordnung blieben, einst eine Fleißkarte zu erhalten, wohl auch in's Ehrenbuch zu kommen. Diejenigen, die den Silbergroschen nicht mitgebracht hatten, wurden das erste Mal als liederliche, nachläßige Schüler bezeichnet, aller ihrer bisher erhaltenen Fleißzeichen verlustig erklärt, und dazu noch im Katalog mit einem „schlechten Zeichen" gebrandmarkt. Gegen Diejenigen, die sich das Vergehen des Groschennichtmitbringens zum zweiten Male schuldig machten, brachte Herr Metlitschka zweierlei Executionsmethoden in Anwendung. Entweder trat die Frau Schulmeisterin hervor, und strich dem saumseligen Kinde mit dem Lineale ein Dutzend Streiche auf die dargebotene flache Hand, indem sie dabei syllabirte: „Gi-Du-schlim-mer-lie-der-li-cher-Lot-ter-bu-be-wa-rum-hast-Du-das-Schul-geld

ver-geff-en!" oder er verurtheilte das Kind, „über die Schule" zu bleiben, und es blieb nicht nur den Reſt des Sonnabends, ſondern auch den Sonntag über in der Schule eingeſperrt, bis die Eltern das Schulgeld zu erlegen und den jungen Schularreſtanten auszulöſen kamen.

Die erſte Methode brachte Herr Metlitſchka dort in Anwendung, wo er wußte, daß das Nichthaben dem Ausbleiben des Pflichtgroſchens zu Grunde liege und ohnehin nichts zu bekommen ſei; die zweite, wo er wußte, daß die Eltern, ſobald ſie erführen, daß ihr Kind „über die Schule" geblieben ſei, ſogleich mit dem Silbergroſchen gelaufen kommen würden.

Außer dieſem einem Male ließ ſich Herr Metlitſchka die ganze Woche über in der Schule nicht ſehen, es wäre denn in Begleitung des Herrn Pfarrers, um irgend ein Verbrechen mit einem „Pardus" zu ahnden. Sich genugſam beſchäftigt glaubend mit der Verwaltung des Finanz- und Juſtizdepartements, überließ er das Portefeuille des Unterrichtes ganz Herrn Kutzkawy, wie der ordentliche Schulgehilfe hieß, und der Frau Schulmeiſterin, welche beide ſich auch redlich in daſſelbe theilten, ſo daß die Frau Schulmeiſterin das Leſen und dann die Einſammelung der Aufgaben über ſich hatte, da die letzteren ein zu allerhand häuslichen Zwecken ſehr brauchbarer Artikel waren, und am Ende des Jahres an den Specereihändler zur Verfertigung von Düten verkauft, ebenfalls ein Nam-

haftes abwerfen, und Herr Kutzkawy die übrigen Gegenstände.

Herr Kutzkawy war nach einer fünfzehnjährigen außerordentlichen Schulgehilfenschaft endlich ordentlicher Schulgehilfe geworden, und war ganz der Mann, auf den sich Herr Metlitschka verlassen konnte. Er liebte ein einsames zurückgezogenes Leben, machte keine Ansprüche, als daß man seinen Tenor lobte und daß Herr Holub bei einer Begegnung zuerst grüßte, und hatte die Schulbücher im kleinen Finger.

Herr Kutzkawy, wahrscheinlich wegen seines Brustdefekts, sprach wenig, hustete aber und räusperte sich desto mehr. Seine Lehrmethode war einfach. Sie bestand in „Aufgeben" und „Anhören." Mit Erklären und Erläutern gab sich Herr Kutzkawy nicht ab. Eben so wenig liebte er es, sich zu ärgern, und ließ sich daher, mochte welch' ein Verbrechen immer in der Schule verübt worden sein, nie in lange Untersuchungen ein, sondern bestrafte stets solidarisch eine ganze Bank, eine ganze Seite, die ganze Schule mit Auferdsenknien oder Draußenstehen, oder einfachem Inderbankstehen während der ganzen zwei Unterrichtsstunden, was, nebenbei gesagt, sehr empfindlich war. Wichtigere Fälle übertrug er der Frau Schulmeisterin zur Execution, die dann in der Regel nicht ermangelte, ihrem Lineal einen Festtag zu bereiten, oder machte dem Herrn Metlitschka die Anzeige, der dann zu Gerichte saß.

Die Schulſtunde eröffnete Herr Kutzkawy gewöhnlich mit dem „Aushören“ des zuletzt aufgegebenen „Geſetzels.“

Zu dieſem Behufe viſitirte er erſt alle Fenſter, ob kein Luftzug durchſtreiche, ſetzte ſich dann an ſeinen Tiſch, ſchob ein Stück Kandelzucker in den Mund, und rief: „Erſte Bank!“ Die erſte Bank trat aus und ſtellte ſich vor dem Tiſche in Front.

Hierauf richtete Herr Kutzkawy an den Flügelmann die Frage: „Was ſind Hauptwörter?“

Hatte der Erſte geantwortet, ſo kam die Reihe an den Nächſtſtehenden. Doch wurde dieſer nicht wieder gefragt, was Herrn Kutzkawy zu ſehr angeſtrengt hätte, ſondern es verſtand ſich von ſelbſt, daß dieſelbe Frage auch für ihn und alle Nächſtfolgenden gelte, da ja auch Alle daſſelbe „Geſetzel“ auswendig zu lernen hatten.

War die erſte Bank mit dem Aufſagen fertig, ſo gab ihr Herr Kutzkawy das Zeichen zum Abtreten, nahm aus ſeiner Weſtentaſche ein friſches Stück Kandelzucker und rief: „Zweite!“ dann „Dritte!“ „Vierte!“ u. ſ. w., bis endlich als letzte Bank auch Herzel Samuel herausgetreten war, in der der kleine Krauskopf, da er in der ganzen Klaſſe der einzige Längner Chriſti und Candidat der grünen Wieſe war, allein und von den übrigen Schülern abgeſchieden ſaß, wie die Ausſätzigen in der Bibel außerhalb der Lagerzelte der Auserkornen.

Die grüne Wieſe! Was mußte der arme Herzel Samuel wegen dieſer grünen Wieſe leiden!

Wenn er in die Schule kam und in ſeine letzte Bank hinunter ſchlüpfen wollte, da mußte er immer zwiſchen die andern Bänke hin und durch das im Böhmerlande ſehr ausgebreitete tſchechiſche Spottlied auf die Kinder Israels:

„Jude! Jude!
Der Teufel wird um Dich kommen!
Kommt er mit dem Spaten,
Dann holt er Dich ſammt dem Taten! (Vater)“

wie durch Spießruthen laufen, die Püffe nicht eingerechnet, die ihm noch als Zugabe beigebracht wurden.

Wenn er aus der Schule ging, begleitete ihn der Ruf: „Jude, Du kommſt nicht in den Himmel, Du kommſt auf die grüne Wieſe!“ Wenn die Knaben ſpielten und Herzel Samuel hinzutrat, wurde ihm, als hätte er im Himmelreich der Kinderſpiele nichts zu ſchaffen, zugerufen: „Geh auf die grüne Wieſe!“ Wurde er irgendwo vor dem Orte geſehen, ſo zeigte man ihm gleich mit den Fingern auf eine Wieſe, und rief ihm zu: „Schau, dort iſt die grüne Wieſe!“ Trieb der Gemeindehirt des Morgens die Rinder auf die Weide, und Herzel Samuel wurde auf der Straße geſehen, ſo hieß es gleich: „Gehſt nicht mit ihnen? Sie gehen ja auf die grüne Wieſe!“

Ueberhaupt gab die Anweſenheit Herzel Samuels in der Klaſſe ununterbrochenen Anlaß zu religiöſen Diskuſ-

sionen und mitunter zu jungem Fanatismus, der dann gewöhnlich eine weitläufige Exhorte des Herrn Pfarrers, mitunter auch ein Paar Ruthenstreiche nach sich zog.

Eines Samstags am Nachmittag kam Herzel Samuel etwas zeitlicher in die Schule, als sonst. Für den Vormittag hatte er von Herrn Kutzkawy die Erlaubniß erhalten, auszubleiben, um mit seinem Vater in ein benachbartes Dorf zu gehen, wo sich die Juden aus mehreren umliegenden Ortschaften versammelten, um in einer Stube des dortigen Branntweinbrenners ihren Gottesdienst abzuhalten.

Nur noch wenige andere Buben, unter ihnen Kokrha Wojtjech, waren erst in der Schule.

„Wo warst Du heute morgen?" fragte letzterer den Judenknaben.

Samuel, durch frühzeitige Erfahrungen mürrisch und mißtrauisch gemacht, verkroch sich in seine Bank und erwiederte: „Du brauchst's nicht zu wissen!"

„Nicht wahr? auf der grünen Wiese warst Du!" fuhr Kokrha fort.

„Wir haben keine grüne Wiese!" erwiederte Samuel heftig. „Und laß mich in Ruh!"

Wojtjech aber war nicht gewillt, den angeknüpften dogmatischen Streit so leichten Kaufs fahren zu lassen.

„Wo kommen die Juden denn sonst hin, wenn sie gestorben sind?" fragte er weiter.

„In den Himmel!“ ſchrie Samuel gereizt, „und Du kommſt in die Hölle!“

„Sag's noch einmal!“ faßte Wojtjech ſeinen religiöſen Widerſacher in jener Weiſe am Ohre, wie er ſie bei Herrn Holub ſo unzählige Male zu beobachten Gelegenheit hatte.

„In die Hölle!“ ſchrie Herzel Samuel noch mehr gereizt und ſchlug den dreimal Stärkern über den Arm, der ſich an ſeinem Ohre vergriffen.

Wojtjech aber ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen.

„Wer hat Dir denn das geſagt?“ fuhr er fort. „Haben denn die Juden auch einen Gott? Einen Fetzen von einem Zehngebot haben ſie, das ſie am Leibe tragen, und nicht einen Gott, und vor dem ſchütteln ſie ſich am Schabbes. Haſt Dich heute auch geſchüttelt? Haſt auch ein Zehngebot? Laß ſehn, ob es bei Dir haſt?“

Bei dieſen Worten faßte Kokrha den Judenknaben an der Bruſt, drückte ihn auf die Bank nieder, kniete ihm auf den Leib und fing an, ihm Rock und Weſte aufzuknöpfen, um ſich zu überzeugen, ob er ein Zehngebot am Leibe trage oder nicht.

Samuel, wenn auch viel ſchwächer, wehrte ſich mit Händen und Füßen, und ſchlug ſo gewaltig um ſich, daß Wojtjech nichts auszurichten vermochte. Da griffen denn mehrere der andern Knaben, die bisher nur lachende Zu-

ſchauer abgegeben hatten, zu. Samuel wurde aufs Möglichſte befeſtigt; Wojtjech ſetzte ſeine Unterſuchungen fort, bis er endlich auf Samuels nackten Leib kam, und unter dem Hemde eines Stückes weißen Linnens habhaft wurde, in welches vier wollene Fäden eingeknüpft waren, und das er für das gefundene Zehngebot erklärte. Nicht zufrieden mit der alleinigen Entdeckung, zog Wojtjech nun das Linnenſtück hervor, tauchte ſeinen Finger in das nächſte Tintenfaß, und zeichnete darauf drei ſchwarze Kreuze.

Das war mehr als Samuel ertragen konnte. An Händen und Füßen feſtgehalten, ſpie er dem Uebelthäter ins Geſicht. Da aber dieſer nicht abließ, und Anſtalten machte auch die wollenen Fäden mit Tinte zu färben, raffte Samuel ſeine letzten Kräfte zuſammen, riß ſich los und ſchlug Wojtjech mit der geballten Fauſt ſo gewaltig ins Geſicht, daß dieſem augenblicklich das Blut aus Naſe und Mund hervorſchoß.

Mittlerweile hatte ſich die Schule gefüllt, und die aufgelegteren Köpfe hatten an der Scene nicht wenig Ergötzliches gefunden.

Da ſchlug es zwei Uhr und Herr Kutzkawy trat ein.

Der Vorfall war zu außergewöhnlicher Art, als daß Herr Kutzkawy darüber mit Leichtigkeit hätte hinweggehen ſollen. Es war das erſte Mal, vielleicht während ſeiner ganzen Gehilfenlaufbahn, daß er eine Viertelſtunde lang

ſprach. Er bemühte ſich vorerſt, das Unchriſtliche eines ſolchen Benehmens darzuthun, verſicherte dann, daß er ſich ärgern müßte, wie er ſich noch nie geärgert, anſtrengen, wie er ſich noch nie angeſtrengt, wenn er die Sache unterſuchen wollte, und erklärte die Schulſtunde für beendigt, damit er Herrn Metitſchka von dem Vorfalle die Anzeige machen könne. —

Wie das „Ausbören", ſo war auch das „Aufgeben" des Herrn Kutzkawy kurz, einſylbig, ohne viele Worte.

„Sprachlehre Seite 21 von „Was ſind" bis „bleiben unverändert".

„Rechtſchreibung" Seite 35 von „Mit ä werden geſchrieben" bis zum „Käs".

„Schriftliche Aufſätze" Seite 13 von „Conto oder Auszügel heißt" bis zu „N. N. bürgerlicher Schuhmachermeiſter".

„Rechnen" Seite 13 von „Dividiren heißt" bis „regieren".

Das war alles, was Herr Kutzkawy unter Unterricht verſtand, ſo wie ſchnelles und von Wort zu Wort getreues Herſagen, wenn er einmal die Frage geſtellt hatte, Alles war, was er von ſeinen Schülern verlangte.

Anders hielt es die Frau Schulmeiſterin mit dem Leſen. Sie hielt den einzigen Gegenſtand, in welchem

die höhere Schuljugend des Ortes zu unterweisen ihr übertragen war, für einen sehr wichtigen und zwar schon darum, weil er eben ihr und nicht Herrn Kutzkawy anvertraut worden. Sie hielt ihn aber außerdem noch für sehr wichtig, ja, für bei weitem wichtiger, als alle Lehrgegenstände Kutzkawy's zusammengenommen; denn, pflegte sie regelmäßig zu Anfang jeder Stunde zu sagen, wer nicht lesen kann, kann auch gar nichts anderes lernen. Sie betrieb daher ihre Stunde mit außerordentlichem Eifer, legte während der ganzen Dauer derselben das lange, breite Lineal keinen Augenblick aus der Hand, hatte ihre Augen nicht nur im Lesebuch, denn das wußte sie vom Anfang bis zum Ende auswendig, sondern in allen Ecken und in allen Bänken, ja auf allen Händen, und hatte ein besonderes Geschick, die Unaufmerksamen zu überraschen. Wer da nicht den Zeigefinger auf dem Buche hatte, und damit, so wie gelesen wurde, von Zeile zu Zeile herumgleitete; wer auch nur einen Blick nach der Stubendecke, hinaus auf die Straße, oder gar nach ihr selbst wandte, der war ihr auch schon verfallen.

„N. Josef!" hieß es dann. „Weiter lesen!"

„Wußte „N. Josef" nicht genau, wo sein Vorgänger aufgehört, oder nahm er auch nicht im Moment den Faden auf, wie er dem vor ihm vom Munde gefallen, hieß es: „Hand her!" und mit lautem Schlage fiel das Lineal auf die hingehaltene Hohlhand. Versuchte ein mit-

leidiger Nachbar den Angerufenen durch Zuflüſtern oder einen verſtohlenen Fingerzeig ins Geleis zu bringen, ſo war er demſelben Schickſale verfallen und mußte noch überdies unter Gefahr eines neuerlichen Klapſes dreimal laut ſagen: „Der Hehler iſt ärger wie der Stehler!“

IV.

Die große Prüfung.

Die Leſer begreifen, daß die erſte Erziehung des Zeichners dieſer Blätter nach alle dem eine tadelloſe war; denn wäre ſie auch minder vorzüglich geweſen, ſo fand ſich doch Niemand, der ſie getadelt hätte. Herr Metlitſchka meinte, das hätte er nie geglaubt, daß dem dummen Jungen noch etwas in den Kopf hineingehen werde, und die ſchöne Richte behauptete, einen beſſern Lehrer als Herrn Holub könne es gar nicht geben.

Daß unter ſolchen Verhältniſſen das Zuendegehen der drei Jahre, die ich ehrlich und redlich in der Klaſſe des Herrn Metlitſchka durchgemacht, eine Art von Ereigniß für mich und unſer ganzes Haus war, wird jeder Billigdenkende begreiflich finden. Die Spitze des Ereigniſſes jedoch war der Tag der „großen Prüfung", der uns ein volles Jahr vorher in feierlicher Weiſe angekündigt wurde.

An ihm ſollten Diejenigen, die das zwölfte Jahr zurückgelegt hatten, der Schule und Herrn Kutzkawy Lebewohl ſagen, um zum Rechen, zum Hobel, zur Nadel zu greifen oder anzufangen, was ihnen ſonſt beliebe würde. Zur Abhaltung einer rührender Abſchiedsrede war Zeichner dieſes erſehen.

Nicht weniger aber als ich, ſah die ſchöne Nichte dieſem großen Tage mit Ungeduld entgegen, ja mit einer Art Erwartung von etwas Außerordentlichem. Es wurden Vorbereitungen getroffen. Sie muſterte ihre Truhe durch, zählte ihre Weißwäſche nach, putzte ihre Kleider und nähte ſogar drei Wochen lang an einem neuen Kleide, und konnte mir nicht oft genug ſagen: „Siehſt Du? Das iſt alles zu Deiner Prüfung!“

Endlich erſchien der lange erwartete Septembertag!

Den Tag vorher ſchon war das Gerücht durch den Ort gegangen, ein Herr Kanonikus aus Prag und zwei Dechante aus benachbarten Städten würden erwartet, und der Erſtere würde beim Herrn Pfarrer, die beiden Andern bei Herrn Metlitſchka abſteigen. Das Ertönen einer Ständchenmuſik am ſpäten Abend und zwar gerade auf dem Platze vor der Pfarre galt als Beweis, daß die hohen Gäſte wirklich angekommen ſeien, und was Füße hatte, rannte auf den Platz.

Mich traf der erſte Ton dieſer Muſik wie ein Stich ins Herz, und es war mir, als bräche die ganze Sprach-

lehre, die ganze Rechtschreibung, alle Auszügel und alle vier Species, benannte und unbenannte mit sammt dem undurchdringlichen Räthsel, „Regeldetri" genannt, und mit sammt der Dankrede über meinem Haupte wie ein Bau von Kartenhäusern zusammen, und als wäre mir plötzlich entfallen, was mir Herr Kuzkawy aufgegeben und Herr Holub zu Hause in die Seele geknetet, und als müsse ich morgen da stehen, gerade so viel wissend, als vor drei Jahren, ehe ich das A-B-C-Täfelchen zur Hand nahm.

Auch die schöne Nichte fuhr empor und änderte die Farbe.

Auf dem Platze aber draußen vor dem Hause des Herrn Pfarrers standen in einem großen Kreise die Musikanten des Ortes, kleine Notenblättchen an die Instrumente gepickt, und ein Kranz von Buben leuchtete ihnen mit kleinen Talgkerzenstümpchen, und sie spielten die schönste Polonaise, die sie kannten, eine Polonaise, von der die Babitschka behauptete, daß sie an ihrem Hochzeitstage nicht schöner gespielt worden sei.

Herr Holub blies das Piccolo und Herr Merlitschka und Herr Kuzkawy machten den hohen Gästen tiefe Bücklinge, als diese herabgekommen waren, um sich von der sich heandrängenden Schuljugend, mitunter auch von manchem Erwachsenen und insbesondere von den Müttern die Hände küssen zu lassen.

Im Schulhause waren sämmtliche Fenster hell beleuchtet,

und ſelbſt im Bodenfenſter des Herrn Holub ſtand eine im Windzug flackernde Kerze.

Nach beendigtem Ständchen begaben ſich die Herrn Gäſte in die Wohnung des Herrn Metlitſchka, um ſich da erſt von der beſten Ordnung, in der ſich die Kataloge und Tabellen befanden, zu überzeugen, und dann ein reichliches Mahl einzunehmen, mit dem wie ſie ſagte, ſie überraſchen zu dürfen, die Frau Schulmeiſterin ſich nicht nehmen ließ.

Ich aber und die ſchöne Nichte, wir eilten nach Hauſe; ich, um das Kartenhaus meines Wiſſens zu reſtauriren und die Dankrede zu recapituliren, die ſchöne Nichte, um ſich ihr neues Kleid anzumeſſen und viel Heimliches mit der Mutter zu beſprechen.

Nie hatte ich die weiſe Erklärung, die mir Herr Holub von der Bedeutung des Hahnes auf dem A-B-C-Täfelchen gegeben, ſo pünktlich benutzt, als den kommenden Morgen. Lange noch ehe der Hahn krähte, lange noch, da die hohen Gäſte in ungeſtörter Verdauung der ſchulmeiſterlichen Abendtafel ſich in den Federn gütlich thaten, war ich ſchon aus dem Bette geſprungen, alarmirte das ganze Haus und ſagte in dem natürlichſten Anzuge, in dem je ein Menſch eingegangen, meine Dankrede her, indem ich mich vor die beiden Haubenſtöcke der ſchönen Nichte hinſtellte und mir vorſtellte, daß es die hohen Gäſte ſeien. Die ſchöne Nichte aber war noch früher auf, und ſchrieb an dem kleinen Tiſchchen am Fenſter.

Mit Sonnenaufgang ſtand ich ſchon gerüſtet da, vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet, Alles an mir ſauber und nett bis auf die Bücher, die ich unter dem Arme hielt, und die die Spuren eines dreijährigen Fleißes in Geſtalt einer jämmerlichen Zerfetztheit an ſich trugen. Um auch dies möglichſt zu beſeitigen, wickelte die ſchöne Nichte die ſchadhaften Deckel in weißes Papier, und fertig ſtand ich da.

Nach langſtündigem Warten erſchien endlich die ſeit Monaten beſprochene Stunde. Mein Vater, der ſich ſonſt um meine Gelehrſamkeit wenig zu kümmern pflegte, trat in die Stube, ſonntäglich angelegt, meine Mutter und die ſchöne Nichte desgleichen, ſelbſt die Babitſchka hatte ihren alten ſeidenen Hochzeitsſpenſer umgenommen, und ſo ſchritt ich denn an der Hand der ſchönen Nichte und von den Andern umgeben nach dem Schulhauſe.

Im Schulhaus war noch keine lebendige Seele, außer denen, die darin wohnten. Nur Herr Metliſchka, die ſteifen Krägen eines weißen Hemdes um den Hals, hatte den Kopf zum Fenſter herausgeſtreckt und mit ihm eine lange Pfeife, die bis zum Schuleingang herabreichte.

Wer dieſe Morgenpfeife zu würdigen verſtand, der wußte, daß Herr Metliſchka das „Vidi“ und das „Richtig befunden“ auf ſeinen Katalogen bereits im Trocknen hatte.

Auf der Treppe ſtürzte uns eine Geſtalt entgegen, von der ich nicht wußte, ob ich ſie erkennen dürfe oder nicht.

„Ich wollte eben zu Ihnen kommen," ſprach der Herabſtürzende, „um Ihnen zu ſagen, daß es nach und nach Zeit ſein werde, ſich anzukleiden!"

„Iſt dies Herr Holub? Nein, Herr Holub iſt das nicht!" flüſterte ich der ſchönen Nichte in die Ohren, und konnte mich erſt nach wiederholten Verſicherungen und genauerem Augenſchein überzeugen, daß er es dennoch ſei.

Herr Holub war nämlich vom Scheitel bis zu den Zehen metamorphoſirt, man darf ſagen traveſtirt. An die Stelle ſeiner fadenſcheinigen grünen Kappe, die wenigſtens ein gleiches Alter mit der außerordentlichen Schulgebilfenſchaft ihres Beſitzers aufzuweiſen hatte, war ein glänzender, wenn auch für die Dimenſionen des Kopfes des Herrn Holub etwas zu minutiöſer Seidenhut getreten; die Stelle des ſchwarzfeidnen, bereits in's bräunliche übergegangenen Halstuches nahm eine ſchwarze Roßhaarcravatte ein, die vorn bis ans Kinn und ſeitwärts bis an die Ohrläppchen ihres Gebieters reichte. Den treuen, geduldigen, ausharrenden Rock, den unzertrennlichen Gefährten des Herrn Holub in allem Geſchick und Mißgeſchick, bei allen Begräbniſſen, Tanzmuſiken, kalligraphiſchen Uebungen, Lectionen, Pardufen und Körben, das andere Ich des Herrn Holub ſeit einem Decennium, hatte ein ſchwarzes Fragment von Kleidungsſtück verdrängt, deſſen Vordertheil nicht hinreichte den Magen zu bedecken, von welchem mein Vater, immer behauptete, nur derjenige Rock ſei ein vollkommener

der ihn, den Magen nämlich, gut decke, und dessen Hintertheile in Form zweier langen Fahnenzipfel, wie ich sie an den Processionsfahnen zu sehen gewohnt war, auseinanderweichend, und jene Gegend des Beinkleids, von der mein Vater auch immer behauptete, daß sie bedeckt sein müsse, bloßstellend, zu den Ferſen hinabstrebten. Schwarze Beinkleider mit Strupfen, so breit wie die Steigbügel der türkischen Sättel, in denen sich die Beine des Herrn Holub wie eingeschient ausnahmen, und ein Paar neue Stiefel von einer, selbst für die schlechteste Witterung berechneten Solidität, vollendeten die Verwandlung des Herrn Holub.

Wir traten mit ihm in die Schulstube, von der es mir nicht entging, daß zum Erstenmal, seit ich sie kannte, die Spinnweben an den Wänden verschwunden und der Fußboden gereinigt sei. Für die hohen Gäste waren einige rothtapezierte Stühle aus der Kirche geholt worden; die Tische und die vordersten Bänke waren mit desgleichen Tüchern bedeckt. Auf dem Tische, an dem die hohen Gäste sitzen sollten, stand ein riesiger Blumenstrauß.

Herr Holub benützte den günstigen Moment und ließ mich, nachdem meine Angehörigen Platz genommen hatten, die Dankrede auch noch vor den rothgepolsterten Sesseln probiren, und nun mochte kommen, was da wollte.

Nach einer Stunde war das Hochamt gehalten und die Stube von geputzten Kindern und geputzten Müttern, von Vätern, die begierig waren, die Talente ihrer Söhne

glänzen zu ſehen, und von feſttäglich gekleideten Honoratioren gefüllt.

Die Prüfung begann, d. h. die hohen Gäſte ließen ſich nieder, blätterten in dem Namensverzeichniſſe, beſahen die Probeſchriften, falteten die Hände über den Bäuchen zuſammen, und lehnten ſich in ihre Stühle zurück, um das, was ſie durch das frühe Aufſtehen der, zur völligen Verarbeitung der ſchulmeiſterlichen Tafel nöthigen Ruhe abgebrochen hatten, gemächlich nachzutragen. Nur beehrten ſie ſich von Zeit zu Zeit untereinander mit ihren ſilbernen Doſen und nickten dem Herrn Pfarrer, während er den Katechismus aufſagen ließ, zuweilen beifällig zu, was ſie auch inſtinctmäßig von Zeit zu Zeit wiederholten, während Herr Metlitſchka in höchſt eigener Perſon den Koriphäen der Schule einen Gegenſtand nach dem andern abfragte, gerade wie Herr Kutzkawy ihnen denſelben beigebracht, nicht ohne daß Herr Kutzkawy und Herr Holub, die, anſcheinlich um die Ordnung zu überwachen, unter den Schülern Poſto gefaßt hatten, in Fällen, wo ſich die Gedächtnißſpuhle beim Abſpuhlen, an irgend einem unrechten Orte verſtng oder mitten im Abhaspeln ſtecken blieb — was öfter geſchah, als Herr Metlitſchka erwartet haben mochte, von den hohen Gäſten jedoch gar nicht bemerkt wurde — durch augenblickliches Einflüſtern den rechten Fuß der Worte wieder herſtellten.

Nachdem alle Lehrfächer abgeſpuhlt waren, ſtieß mich

Herr Holub, der neben mir ſtand, in die Seite; was ſo viel bedeuten ſollte, als daß der Augenblick zur Darlegung meiner redneriſchen Begabung gekommen ſei.

Ich trat vor. Die „ehrerbietigen Verbeugungen“ nach allen vier Weltgegenden und das „Hochwürdige, hochverehrte und verehrte Herrn Gönner und Gäſte“ gelangen ſehr vortrefflich.

Auch die große Wahrheit: „Heute iſt ein Tag —“ mit der die Dankrede anfing, ging noch in gehöriger Verfaſſung über die Lippen. In dem Augenblicke aber verließen mich alle Geiſter in dem Maße und die rothen Seſſel und die rothen Geſichter der hohen Gäſte ſchwammen mir derart vor den Augen, daß ich nicht mehr im Stande war, mich auch nur der nächſten Worte zu entſinnen.

„Heute iſt ein Tag —“ begann ich vom Neuen, und die hohen Gäſte nickten mit den Köpfen, als wollten ſie bedeuten, daß dies allerdings der Fall ſei.

Schon war ich im Begriffe, die Verſicherung, daß heute ein Tag ſei, zu wiederholen, als ich ein leiſes Liſpeln hinter meinem rechten Ohre vernahm. Es war, als ſchritte etwas Ueberirdiſches kaum hörbar und auf den Spitzen klingender Zehen hinter mir einher, und als wären die Klänge der geiſterhaften Zehen die Worte der Dankrede, die mir aus dem Gedächtniſſe entfallen, und als ſchritte es gerade auf mein Ohr zu, um mein Ge-

dächtniß mit einem linden Zauberſtabe zu berühren. In der That auch war es der Genius der Stimme des Herrn Holub, der ſich an mein Ohr heranſchlich und mich in den Stand ſetzte, die ſo rührend abgefaßte Dankrede, wiewohl in etwas verändertem Unzuſammenhange und in noch nie dageweſener Wortfügung ſo wie auch mit Hinweglaſſung einiger Kutzkawy'ſchen Originalexpektorationen und Hinzufügung etlicher neuer Stegreifgemüthsäußerungen, den hohen Gäſten auf dem Wege der mittelbaren Tradition kund zu geben.

Die hohen Gäſte erklärten ſich nichtsdeſtoweniger ſehr zufrieden, ſo wie ſie nicht umhin konnten, die ganze Prüfung anders als ſehr vortrefflich und die ganze Jugend ſehr artig und wohlunterrichtet zu finden. Noch erhielten die beſten Aufſager in Gold geſchnittene Prämienbüchlein, der Zeichner dieſes den „geraden Weg zur Glückſeligkeit" und vom Herrn Kanonikus für die ſchöne Rede einen Zwanziger, und diejenigen, die mit keinem Silbergroſchen im Rückſtande waren, Fleißkarten; und die wiſſenſchaftliche Laufbahn Zeichners dieſes in der heimathlichen Volksſchule war beendigt. —

Der Erſte, der wenige Minuten nach unſrer Rückkehr in unſre Stube eintrat, war Herr Holub. Sein Antlitz ſtrahlte Freude. Er ſah wie verklärt aus, wie größer geworden und in's Uebermenſchliche erhoben.

„Nun, meine liebe Frau Schaffnerin? Wie ſind Sie

mit Herrn Holub zufrieden?“ verneigte er ſich, indem er ſich die Hände rieb, gegen meine Mutter. „Hat Ihnen Ihr Söhnlein nicht Ehre gemacht? O, Herr Holub weiß es zu verdienen, wenn man ihm das Vertrauen ſchenket!“ warf er einen vielſagenden Blick auf die hinzutretende ſchöne Nichte.

Meine Mutter konnte nicht Worte genug finden, um Herrn Holub zu erkennen zu geben, daß ſie von den glänzenden Erfolgen ſeiner ſchulgehilflichen Bemühungen ganz durchdrungen ſei.

„Und wiſſen Sie auch was Neues?“ rieb ſich Herr Holub die Hände weiter. „Herr Kutzkawy iſt vom Herrn Kanonikus zum wirklichen Schulmeiſter von Newinitz ernennet worden und — Herr Holub an ſeiner Stelle zum ordentlichen Gehilfen!“

Hohe Röthe überflog die Wangen der ſchönen Nichte; ein Ausruf treuherziger Theilnahme überzeugte Herrn Holub, daß meine Mutter mitten in ihrem eigenen Glücke für das ſeine nicht gefühllos ſei.

„Und nun —“ nahm Herr Holub ſein Taſchentuch hervor.

„Und nun —“ bediente er ſich deſſelben.

„Und nun —“ that er es wieder in die Rocktaſche zurück.

„Werden Sie wohl auch bald wirklicher Herr Lehrer werden!“ nahm ihm die ſchöne Nichte das Wort ab, die

wohl merkte, was Herr Holub vom Herzen auf die Lippen zu bringen ſich anſchickte.

„Darf ich alſo noch immer nicht hoffen?“ ſtotterte Herr Holub, während in ſeinen Zügen ein merkwürdiger Uebergang von freudiger Aufregung zur tiefſten Betrübniß vor ſich ging.

„Hoffen wir, daß es bereits geſchehen iſt, wenn ich zurückkomme!“ entgegnete die ſchöne Nichte.

„Wie? Sie reiſen?“ fragte Herr Holub erſtaunt.

„Zu meinem Oheim, dem Herrn Dechant. Er iſt alt und kränklich und wünſcht es.“

„Um Ihr Herz, bitte ich Sie, ehe Sie gehen!“ ermannte ſich Herr Holub. „O ſchenken Sie mir es — oder —“ Der Ausdruck in ſeinen Zügen ſpielte in den der Verzweiflung über.

„Wollen Sie ſich einſtweilen nicht auch mit meinem Worte begnügen?“ reichte ihm die ſchöne Nichte ihre Hand.

„Und was ſoll denn ich dem Herrn Holub ſchenken?“ drang ich in die ſchöne Nichte.

„Den alten Nikolaus dort oben!“ antwortete ſie, „den brauchſt Du ja ſo nicht mehr!“

V.

Das Attest.

Acht Tage waren seit der großen Prüfung verflossen, als sich wieder einmal ein wohlbekanntes Klopfen an unserer Stubenthüre vernehmen ließ.

„Das ist Herr Holub!“ erkannte die Mutter, eben damit beschäftigt, eine Partie der classischen vaterländischen Käsplättchen mit Salz und Kümmel zu beizen und schichtenweise mit Bier benetzt in einem Fäßchen einzulegen, den Urheber des sonst täglich zu wiederholten Malen vernommenen Eintrittsfragezeichens.

In der That auch war es Herr Holub, der, nach seiner Weise die Thüre spannweit vor sich herein öffnend, mit einem sehr gewichtigen „Guten Abend, Frau Schaffnerin!“ unter einer wohl tiefen, aber doch nicht allzuviel sich vergebenden Verbeugung hereintrat.

„Dacht' ich mir's doch gleich!“ bewillkommte die Mutter

den ſeit einer Woche unſichtbar geweſenen, nunmehr „ordentlichen“ Gehilfen, während ich, nicht ohne ein gewiſſes Bewußtſein, daß ich von der bewährten Lehrmethode des Herrn Holub weder etwas mehr zu hoffen noch zu befürchten hatte, wie auch nicht ohne einen gewiſſen Trotz, wie ihn kaum der Ruthe entronnene Schüler in der Regel gegen ihre Schulmannen hegen, mich jeder „anſtändigen Verbeugung vor dem Herrn Lehrer“ entheben zu können glaubte und mich in der Verzehrung eines der Mutter eben erſt abgebettelten Plättchens, für welchen Leckerbiſſen ich ſchon von Kindesbeinen an eine unüberwindliche patriotiſche Vorliebe verſpürte, nicht im Geringſten ſtören ließ. „Das iſt ein ſeltner Gaſt! Wir haben Sie ja ſeit der Prüfung gar nicht zu ſehen bekommen! Wir ſind Ihnen noch unſern Dank ſchuldig, und da der kleine Thunichtgut beſonders! Da ſehen Sie, wie er ſich wie eine Kuhmagd in den Quarktopf hineinverkriecht! Es iſt Zeit, daß Sie wieder einmal über ihn kommen!“

Zu einer andern Zeit würde eine dergleichen mütterliche Aufforderung nicht ohne wenigſtens einige Wirkung an meinen Ohren vorübergegangen ſein. Als ein aus dem Bereiche der Macht des Herrn Holub ſeit einer Woche „Ausgetretener“ ließ ich ſie diesmal völlig ſpurlos an mir vorübergehen.

„Sehen Sie, Frau Schaffnerin,“ entgegnete Herr Holub, „es hat Alles ſeine Urſachen.“ Hierbei holte er ſein

mit dem Bruſtbilde irgend einer idealen Schönheit bemaltes Galizierdepot aus der Rocktaſche. „Alles ſeine Urſachen!“

„Waren Sie verreiſt?“

„Das nicht!“

„Oder hat Ihnen gar Jemand bei uns was zu Leide gethan?“

„Das eben auch nicht. Aber — der Menſch denket — der Menſch machet ſich Pläne — der Menſch glaubet — aber je aufrichtiger es ein Menſch auf Erden meinet, es geht ſelten ſo, wie er es wünſchet! — Sie wiſſen ja, wie es im Leſebüchlein ſtehet!“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Nun, was ſoll ich's läugnen? — Ihre Nichte — ich muß wirklich ſagen, ein ſehr braves Mädchen — Nunmehr ich aber wirklicher Schulgehilfe bin — Hätte wohl nicht mehr aufzuſchieben brauchen — Doch man muß ſich ſo etwas aus dem Kopfe ſchlagen! — Und da dachte ich mir, was wirſt Du Dich deshalb grämen? Soll's ſein, ſo wird es ſein; ſoll es nicht ſein, ſo nützet Dir Dein Kränken auch nichts! Gehe ſt wieder hin zur Frau Schaffnerin —“

„Das iſt auch ſehr ſchön von Ihnen!“

„Und ſiehe ſt, was Dein Schüler macht,“

„O, ich wußte ja, Herr Holub vergißt Dich gewiß nicht, Du Käſekuchter Du! Der kommt Dir ſchon wieder einmal über die Knöchel!“

„Und bringſt ihm —“

„Um Gotteswillen! Vielleicht gar das Atteſt?!“ rief meine Mutter mit dem Ausdrucke der höchſten freudigen Erwartung, während ich, aus meinem plättchenverzehrenden Gleichmuth geriſſen, mir das Blut in die Wangen jagen fühlte, und halb vor Schrecken, halb vor Freude das kaum zur Hälfte verzehrte Käsplättchen auf den Boden fallen ließ.

Herr Holub antwortete nicht, nahm aber dafür eine ſeiner, dem Leſer bereits bekannten, ſtets etwas Außerordentliches bedeutenden Priſen, räuſperte ſich dann noch eine Weile um die Spannung meiner Mutter und die Wichtigkeit des Momentes zu erhöhen, und zog dann aus der Bruſttaſche ein, wie ein großes Briefpacket zuſammengelegtes Papier hervor.

„Ich bitte Sie, laſſen Sie ſehen!“ griff meine Mutter nach dem Papiere.

„Warten Sie, Frau Schaffnerin! Das geht nicht ſo geſchwind!“ vertröſtete Herr Holub, indem er das Paketchen gegen ſeine Bruſt zurückzog, es dann entfaltete, und aus mehrfachen Einwicklungen einen Viertelbogen feinen, theils bedruckten, theils beſchriebenen Papieres an's Tageslicht förderte, und meiner Mutter als „das Atteſt“ präſentirte.

Die Ueberraſchung der guten Frau bei dem Anblicke des ſo feinen und ſo ſchön bedruckten und beſchriebenen Blattes war keine geringe. Ihr Auge ſtrahlte vor mütterlicher Wonne, ihre Züge wiederleuchteten von Stolz und inniger Seligkeit. Ein feierliches „Ah!“ war Alles, was

ſie hervorzubringen im Stande war, um das wichtige Actenſtück, nachdem ſie vorerſt die Hände von den anhaftenden Spuren ihrer eben vorhabenden Beſchäftigung an der Schürze gereinigt, würdig in Empfang zu nehmen.

Herr Holub benutzte dieſe Regung, um dem Momente die Krone der Weihe aufzuſetzen, und ſeinen eigenen Antheil an der endlichen glücklichen Erlangung ſo koſtbarer Errungenſchaft in's gehörige Licht zu ſetzen.

„Da ſehen Sie, wie viel an einem guten Lehrer lieget! Da leſen Sie! Aus dem Leſen des Deutſchgedruckten: Sehr gut! des Geſchriebengedruckten: Sehr gut! des Lateiniſchgedruckten: Sehr gut! das ſind drei Sehr gut, die ſehr gut ſind! Sie können ſich denken, wie viel Mühe das koſtet, ehe man einen Knaben zu ſolchen drei Sehr gut bringet!"

Meine Mutter bejahte kopfſchüttelnd und wonnelächelnd.

„Sehen Sie weiter! Aus dem Schreiben des Current: Sehr gut! des Lateiniſchen: Sehr gut! der „Kanzelei": Sehr gut! der Fractur..."

„Fractur!" fiel meine Mutter ſtaunend ein.

„Ja, Fractur!" wiederholte Herr Holub, „ebenfalls Sehr gut. Das ſind vier Sehr gut, die auch nicht ſchlecht ſind! Sie wiſſen; wenn ich ein Kind im Schreiben unterrichte, dann ſteht es dafür, und iſt was Anderes, als wenn der Herr Metl... doch, unſer Eins muß lieber ſchweigen!"

„Und wie ſchön das Atteſt geſchrieben iſt!“ fiel ihm die Mutter wieder in's Wort.

„Nun, wenn ich's geſchrieben habe, und wenn ich es für Sie, Frau Schaffnerin, geſchrieben habe, dann glaub' ich, kann es ſchon ſchön geſchrieben ſein! Leſen Sie aber weiter! Aus der deutſchen Sprachlehre, aus der Rechtſchreibung, aus der Wortfügung, aus der Wortforſchung, aus dem Dictando . . .“

„Dictando!“ ſtaunte die Mutter wieder. „Alſo auch Dictando hat der Taugenichts gelernt!“

„Aus dem Dictando,“ fuhr Herr Holub fort, „aus dem Rechnen in genannten Zahlen und in ungenannten ſo wie auch in Brüchen, aus der Regeldetri . . .“

Das Staunen meiner Mutter fand kein Wort des Ausdruckes mehr. Ihre Blicke hatten nur einen Weg, den ſie hin- und wiederflogen, von dem Atteſt nach dem redſeligen Munde des Herrn Holub, und von dem redſeligen Munde des Herrn Holub nach dem Atteſte.

„Dann noch aus der Ausſprache und aus der Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen, aus Allem Sehr gut, Sehr gut, Sehr gut! Verdient daher in die erſte Klaſſe mit Vorzug geſetzt zu werden!“ vollendete Herr Holub die Atteſtverleſung.

„Aus Allem ſehr gut, und verdient in die erſte Klaſſe geſetzt zu werden!“ rief meine Mutter, ſich vom Staunen endlich erholend, aus. „Dann ſoll man nicht

ſagen, daß der nichtsnutzige Junge ein Schelm von der erſten Klaſſe iſt!“

„Unterſchrieben: Franz Metlitſchka, Schullehrer zu St. Johann von Nepomuk, und Joſeph Welebny, Kanonikus und Vikar!“ fügte Herr Holub hinzu.

Erſt nach einer Weile, nachdem ſich meine Mutter von dem überwältigenden Eindrucke des Dutzends Sehr gut erholt hatte, durfte ich, jedoch nicht ohne daß auch mir zuvor die Hände mittelſt der mütterlichen Schürze gehörig geſäubert worden wären, das angeſtaunte Blatt berühren. Es war in der That außerordentlich ſchön geſchrieben. Mein Name mit der zierlichſten „verſchlungenen“ Muſterfractur, der Name des Ortes meiner Abſtammung mit dem ſchönſten Latein, die ganze Säule von Sehrguts mit dem tadelloſeſten Current. Es wäre kein Wunder geweſen, wenn Herr Holub die ganzen acht Tage, während welcher er nicht zu ſehen geweſen, mit der Ausfertigung dieſes Atteſtes zugebracht hätte. Es wollte mir ordentlich die Augen blenden, als ich es nun ſchwarz auf weiß vor mir ſah, was für ein ausgezeichnetes, vorzügliches Genie ich ſei, und ich wußte wahrhaftig in dem Augenblicke nicht, ob ich mehr das Atteſt, oder mich ſelbſt bewundern, ob das Alles für Traum oder für wahrhafte, papierne Wirklichkeit halten ſollte. Da ich mich jedoch bald überzeugte, daß die Fracturbuchſtaben, ganz genau buchſtabirt, dennoch keinen anderen Namen ausmachten als den meinen, und daß die

„Sehrgut" keine Spiegelfechterei der Hölle, ſondern leibhafte Buchſtaben aus der Feder des Herrn Holub ſein, fing ich endlich wirklich an, an mich ſelbſt zu glauben, und die ungeahnte Größe meines lieben Ich zu bewundern, als mir bei genauerer Beſichtigung des Documentes, daß meine Talente mit Lorbeeren umwinden ſollte, an der linken unteren Ecke ein Bug aufſiel, wie man ihn in der Technik der Schulſprache ein Gfelsohr nennt, und der überdies mit einer rothen Oblate feſt gepappt war. Es ſchien mir dies ſtumme Zeichen nicht ohne Bedeutung. Faſt fürchtete ich irgend einen geheimen Hinterhalt in Bezug auf mich ſelbſt dahinter. Oder ſollte es eine der beiden Unterſchriften angeben, auf die es geradezu hinwies? Endlich faßte ich Muth und fragte Herrn Holub, was das „Gfelsohr" bedeute?

„Das iſt das Siegel des Herrn Metlitſchka!" erklärte Herr Holub, und ich fand es nun ganz in der Ordnung.

Daß ſich Herr Holub augenblicklich niederſetzen mußte, daß alle Genien des Hauſes, von der vierſchrötigen Katſchena bis zum achtſchrötigen Wenzel aufgeboten wurden, um friſches Bier und friſches Brod nebſt Butter herbeizuſchaffen, daß endlich Herrn Holub in Bezug auf die Käsplättchen völlig freie Hand gelaſſen wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Weniger von ſelbſt verſteht es ſich, daß in dieſer verhängnißvollen Stunde auch noch eine Lebensfrage zur Sprache kommen ſollte.

Mit ſo unbegrenzter Bewunderung nämlich auch das über alle Erwartung glänzend ausgefallene Atteſt meine Mutter erfüllte, ſo wenig war ſie geneigt, den Anſprüchen, die ſie an ihr Söhnlein ſtellte, damit eine Grenze ſetzen zu wollen.

So ſind die Mütter! Lernen wir nichts, ſo geht es uns ſchlimm, weil wir nichts lernen. Lernen wir etwas, ſo geht es uns noch ſchlimmer; gleich wollen ſie, daß wir noch mehr lernen! Sie war es um ſo weniger, als ſich ſeit einigen Tagen im Orte ein Gerücht verbreitet hatte, das auch ohne ein ſo vortreffliches Atteſt geeignet geweſen wäre, ihren ganzen mütterlichen Ehrgeiz zu alarmiren, und ſie es nun und nimmer über's Herz gebracht hätte, mit ihrem Söhnlein hinter irgend Jemandem, am allerwenigſten aber hinter dem Pater Wyklaus zurückzubleiben.

Pater Wyklaus nämlich, wie man allgemein den Vater Kokrba Wojtjech's nannte, weil die Sage ging, daß er einmal „auf einen Geiſtlichen" ſtudirt, jedoch knapp vor der Ausweihung aus der Kutte Reißaus genommen und irgend einem weiblichen Weſen zu Liebe die Stola mit der Nadel vertauſcht habe, und weil er auch jetzt noch ganze Tage und Nächte lang über der Bibel lag und allerlei geiſtliche Bücher ſtudirte, Pater Wyklaus, der unanſehnliche Beſitzer einer noch unanſehnlicheren Chaluppe im unanſehnlichſten Winkel des Ortes, den man täglich Früh, Mittag und Abends mit ſeinen zwirndünnen Beinlein, gekrümmt

und gebückt nach dem Kirchthurme rennen ſah, um die Glocke zu läuten, Pater Wyklaus, das Stichblatt des ganzen Ortes, der ſein dunkles Daſein zum Theil von einer Art Vicekirchendienerſchaft, zum Theil vom edlen Flickſchneider-Handwerke friſtete, hatte ſich verlauten laſſen, „ſein Wojtjech müſſe Student werden, und er werde ihn, ſo Gott will, nach der Kirchweihe gen Tmawitz führen, und in die lateiniſchen Schulen einſchreiben laſſen.“

Wäre das Atteſt auch minder trefflich ausgefallen, hätte Pater Wyklaus auch nicht obigen Vorſatz ausgeſprochen, meine Mutter hätte doch Alles daran geſetzt, um aus mir einen Studenten zu machen. Es war ihr Lieblingsgedanke von jeher, mich dereinſt eben ſo zu den Ferien nach Hauſe kommen zu ſehen, mit Brille und langem Haare, bewundert und geachtet von Jedermann im Orte, wie den Sohn des Oberamtmanns. Nun gar mein Atteſt Alles, was man nur von einem Atteſte erwarten konnte, überflügelte, nun vollends Pater Wyklaus meinen dickköpfigen Jungen für genug gutes Fleiſch hielt, um daraus einen Studenten zu machen, war es bei ihr beſchloſſen und beſiegelt, auch ich müſſe den Weg nach Tmawitz antreten.

„So ein Taugenichts, wie der dickköpfige Wojtjech des Pater Wyklaus, iſt unſer Bub', Gott ſei Dank, auch noch,“ hatte ſie ſich bei Empfang obiger Kunde gegen einige Nachbaren vernehmen laſſen, „Und wenn der ein Student werden kann, kann es unſer Bub' um ſo mehr!“

Eine Schwierigkeit war zu überwinden, eine Schwierigkeit von großem Belange, die Antipathie, die mein Vater, von jeher kein besonderer Freund der gelehrten Herrn, die er sämmtlich mehr minder für überschnappte Köpfe hielt, gegen alles Lernen gefaßt hatte, das über Schreiben, Lesen und Rechnen hinausging, und dessen, seiner Weltanschauung nach, ein schlichter Schaffnerssohn füglich entbehren konnte, ohne darum das vom Vater überkommene Gehöfe um ein Haar schlechter zu bewirthschaften. Vom Studieren wollte er schon gar nichts hören. Den Sohn des Oberamtmanns, wenn dieser zur Ferienzeit mit der Brille auf der Nase, mit langem Haare, einen Ziegenhainer im Kreise schwingend, durch den Ort ging, nannte er einen Narren, und konnte sich nicht enthalten, auf ihn das Sprichwort: „Lange Haare, kurzer Verstand" anzuwenden. So lange ich die Pfarrschule besuchte, hatte er allerdings die Mutter gewähren lassen, oder, wahrer gesagt, sich wenig darum gekümmert, ob ich ein X für ein U, oder ein U für ein X ansehe. Selbst gegen den Nachunterricht des Herrn Holub hatte er kein lautes Wort erhoben. Daß er aber seine väterliche Autorität eben so wenig geltend machen würde, wenn die Mutter Miene machte, mich, anstatt mir die blaue Schaffnerschürze umzubinden, nach Tmawitz in die lateinischen Schulen zu schicken, war nicht anzunehmen. Ohne seine Einwilligung war an eine Verwirklichung der mütterlichen Wünsche um so weniger zu

denken, als die Deckung des Budgets meines Studententhums ohne ſeine Zuſtimmung und thatſächliche Mitwirkung ſchlechterdings unmöglich, endlich auch meine Mutter der frommen Anſicht war, ein Vater ſei doch ein Vater, und habe ein Wort über die Beſtimmung ſeines Kindes mitzureden.

Der Mann, der hier rathen ſollte, war Niemand Anderer, als Herr Holub, und zwar da die Kirchweihe mit Rieſenſchritten heranrückte, unverzüglich noch bei friſchem Biere und brühheißem Atteſte.

„Ja, das iſt eine ſchwere Sache," meinte Herr Holub. „Ich habe mir viele Mühe gegeben, dem Knaben gute Lehren und Kenntniſſe beizubringen, das ſehen Sie; aber der Herr Schaffner iſt ein großer Feind von uns gebildeten und gelehrten Menſchen, es läßt ſich mit ihm gar nicht über etwas Höheres reden. Aber ich will es verſuchen. Ich will ihm das Atteſt zeigen, ich will ihm die „Sehrgut" vorleſen, will ihm die Pflichten der Eltern vorhalten, ihre Kinder zu wohlunterrichteten, achtbaren Menſchen heranzuerziehen — vielleicht kann ich ihn überreden."

„Thun Sie das, mein guter Herr Holub," bat die Mutter. „Auf einen trefflichen Schinken und auf ein ſchönes Halstuch zur Kirchweih ſoll es mir nicht ankommen!"

Und Herr Holub erhob ſich, nachdem er ſich mit einem Maß gutabgelegenen „herrſchaftlichen" Bieres gehörig

gestärkt, dem frischen Brodlaibe eine sattsam tiefe Wunde beigebracht und unter den Käsplättchen ordentlich aufgeräumt, endlich mit der Mutter noch allerlei über das vorhabende Studienproject hin und her gesprochen hatte, was die gute Frau Alles als höchst weise und vortrefflich fand, um den studienscheuen Vater, die Waffe des Attestes in der Hand, ungesäumt aufzusuchen und zu bearbeiten.

VI.

Eine Lebensfrage.

Es ist mir Zeitlebens unbekannt geblieben, welcher Redekünste sich Herr Holub bedient habe, um meinem Vater, den er im Wirthshause bei einem Krüglein „Herrschaftlichen“ fand, die Nothwendigkeit darzuthun, mich die unter seiner Leitung so glücklich betretene Laufbahn in der kaiserlich königlichen Kreisstadt Tmawitz weiter wandeln zu lassen. Ich kenne die Argumente nicht, die er geltend machte, um darzulegen, wie ich eigentlich zu gar nichts Anderem geboren sei, als, wenn auch kein gelehrter, doch wenigstens dereinst ein großer Herr, z. B. ein k. k. kreisämtlicher unbesoldeter Praktikant zu werden, und kann daher auch den Leser in jenes Zwiegespräch nicht einweihen, das zwischen meinem Vater und Herrn Holub sich über dem Bierkrüglein entspann. Nur so viel bin ich im Stande zu sagen, daß, wenn von der Länge einer

Verhandlung auf deren Gründlichkeit ein Rückschluß erlaubt ist, die fragliche Angelegenheit mit der größtmöglichen Tiefe und vollkommen erschöpfend durchdacht worden sein mußte; denn der Vater kehrte, ganz gegen seine Gewohnheit, erst gegen Mitternacht von den Conferenzen mit Herrn Holub zurück, und Herr Holub mußte sich dabei so sehr angestrengt haben, daß ihm noch am andern Morgen die Zunge lallte, als er meiner Mutter die Mittheilung machte, der Vater habe nichts dagegen; doch wolle er sich erst von einigen gescheidten Leuten die Sache gehörig auseinandersetzen lassen.

In der That saßen am nächsten Sonntag nach dem Segen, zu jener Stunde, da es noch zu viel Tag ist und zu wenig Nacht um eine Kerze auf den Tisch zu stellen, zu jener traulichen und beschaulichen, stillen und heimlichen Dämmerstunde, in der auf dem Lande oft die wichtigsten Gegenstände besprochen und abgemacht werden, vier Herrn um den Tisch unserer großen Stube, an deren Gescheidtheit zu zweifeln noch Niemand im ganzen Orte beigefallen war, und die meine Mutter, um dem Vater baldmöglichst Gelegenheit zu geben sich die „gehörige Auseinandersetzung" zu verschaffen, „auf einen Schlegel" ins Haus gebeten hatte.

Auch die Leser werden sich jeden Zweifels an der Unfehlbarkeit dieser vier ehrenwerthen Herrn entschlagen, wenn ich ihnen sage, daß sie Niemand weniger gewesen,

als der Herr Cooperator von der Pfarrkirche, der Herr Schreiber vom Oberamte, der Herr Doctor, wie ſich der in unſerm Orte anſäſſige herrſchaftliche Chirurgus nennen ließ, und Herr Holub.

Auf dem Tiſche ſtand eine Kanne friſchen Bieres, vor jedem der Herrn ein buntbemaltes, nach jedesmaliger Leerung ſogleich wieder vollgefülltes Trinkglas; außerdem figurirte auf demſelben ein Fläſchchen grünen Roſoglio's, ein Teller mit den duftendſten Rundſtaden, und verkündete ein viel verſprechendes Schmorren und Kuſtern in der benachbarten Küche ſo wie ein, das ganze Haus durchdringender, wohlbekannter Bratengeruch, daß die ſorgſame Hausfrau die Bewirthung der ehrenwerthen Gäſte mit der, auf dem Tiſche befindlichen Kleinigkeit nicht abgethan ſein zu laſſen gedenke.

Vieles war bereits beſprochen worden, Feldbau, Viehzucht, Kirchengang und Hagelſchlag, als das Geſpräch auch auf das Ereigniß des Tages, auf Kokrha Wojtjech's nunmehr außer allen Zweifel geſetzten Studienantritt kam.

„Meine Alte da iſt auch ſo eine Art Pater Wyklaus!“ ergriff mein Vater die Gelegenheit zu bemerken; „hat ſich's gleichfalls in den Kopf geſetzt, daß unſer Bub' Student werden ſoll!“

„Und wenn ich mir's in den Kopf geſetzt hab', ſo hab' ich mir nichts Unrechtes in den Kopf geſetzt! Das ſollen die Herrn ſelbſt ſagen!“ erwiederte meine Mutter.

„Wenn der Wojtjech Student werden kann, der keine Anrede bei der großen Prüfung gehalten und kein Attest mit lauter Sehr gut aufzuweisen hat, so weiß ich nicht, was aus unserem Buben anderes werden soll. Bring Dein Attest!“

Ich gehorchte, und legte das Document meiner Vortrefflichkeit auf den Tisch neben die Bierkanne.

„Ich hätte auch nichts dagegen,“ meinte mein Vater, wahrscheinlich in Folge der von Herrn Holub ihm beigebrachten Argumente, „wenn ich nur wirklich wüßte, ob der dumme Junge einen genug guten Kopf hat zu dem vermal... Studiren! Des Richters Franz hatte einen sehr guten Kopf; das sagte alle Welt; und hat studirt, und sie haben ihn doch ‚petschirt‘ (geworfen) und nun ist er ein überspannter Pflastertreter worden!“

„Wie der Mann spricht!“ unterbrach ihn die Mutter. „Der hat keine Dankrede gehalten und hat kein solches Attest gehabt! Ich bin nur ein unwissendes Weib; aber das muß jeder Mensch einsehen, ein Kind, daß ein solches Attest aufzuweisen hat, muß auch einen guten Kopf zum Studiren haben!“

„Der Knabe hat allerdings viel Fähigkeiten,“ stimmte der Herr Cooperator bei, indem er nach sorgfältiger Besichtigung des Attestes dasselbe wieder auf den Tisch zurücklegte, salbungsvoll die Augen schloß und andächtig die Hände faltete. „Er hat den Katechismus immer sehr gut

aufgeſaget. Nur iſt er etwas vorwitzig und fraget zuweilen nach Dingen, die einem Kinde nicht zu wiſſen geziemen. Ich habe ihm aber bereits geſaget, daß es Dinge giebt, die der kurzſichtige Menſch nicht begreifen kann und auch nicht zu begreifen brauchet, und daß ein braver Schüler lernet, ohne viel zu fragen. Wenn er ſich dieſes unſchickliche Fragen abgewöhnet, ſo wird er ein guter Student werden, und ſeinen Eltern und Lehrern viel Freude machen."

Herr Holub beſtätigte den ganzen Inhalt der Rede des Herrn Cooperators durch wiederholtes, bejahendes Kopfnicken. Mein Vater aber ſchüttelte trotz der Verſicherung ſo gewiegter Autoritäten immer noch ungläubig den Kopf, und ließ etwas von einem Bauer fallen, der ſich auch habe verleiten laſſen alle ſeine Kühe zu verkaufen, um am Ende einen Ochſen dafür einzutauſchen.

„Ah papperlapap!" widerlegte ihn jedoch der Herr Schreiber augenblicklich. „Kopf hm, Kopf her! Das iſt alles Eins, ob er einen Kopf zum Studiren hat oder nicht, wenn er nur ein geſcheidter Junge iſt! Wenn man einmal in die Schulen und in das Studiren hinein kommt, da macht ſich ſchon der Kopf von ſelber! Gerade ſo wie beim Amtsfach! Wird auch nicht immer angeſtellt und kommt vorwärts, wer einen Kopf hat, ſonſt müßt' ich längſt Gubernial-Rath ſein! Aber iſt Einer einmal angeſtellt, ſo bekommt er auch den Kopf. Ich rath' Ihnen, laſſen Sie den Jungen ſtudiren!"

„Studiren? Also dennoch studiren?“ rief die Babitschka aus, die eben in die Stube trat, während der Schreiber seine kategorische Ansicht von sich gab. „Eine schöne Sache wäre es freilich, wenn ich es noch erleben könnte, ich arme, alte Großmutter, ihn als Herr Kapellan oder mindestens als Domherrn zu sehen. Aber ich sag' halt immer, das Kind ist zu schwach und hält es nicht aus! Das soll der Herr Doctor selbst sagen! Er kennt den Kleinen, er hat ihm schon einmal Blutegel gesetzt!“

„Aushalten? Aushalten?“ fuhr der Chirurgus auf, der sich bisher mehr mit der Kanne als mit dem lebenswichtigen Gegenstande der Verhandlung befaßt hatte. „Ah, der hält schon ein Paar Blutegel aus!“

„Ja; aber das Studiren!“ meinte die besorgte Babitschka.

„Das Studiren? Ah, das hält er auch aus!“

„Aber das Kind ist so schwach!“

„Schwach? Warum nicht gar schwach! Da hätt' Einer mich sehen sollen, was ich für ein schwacher Student war! Eine Raupe war ein Prälat gegen mich! Und schau' mich Einer heute an! Sieht mir keiner was an — und was hab' ich nicht Alles zusammenstudirt! In die Stube geht's nicht herein! — Komm' her, Junge!“ rief er mich dann zu sich, stellte mich kerzengrade vor sich hin, maß mich vom Scheitel bis zur Zehe mit Kennerblicken, und betastete Brustkorb und Kopf. „Freilich, einen etwas großen Kopf

hat er," bemerkte er mit wichtiger Miene, nachdem er den gedachten Haupttheil meiner Persönlichkeit prüfend zwischen beiden Händen hin und her gedreht.

„Das ist ihm gewiß damals von dem Fall auf die Nase geblieben!" meinte die Babitschka. „Ich sagte ja gleich, der Bub' tragt was davon!"

„Kann sein — kann sein, und beim Studiren steigt das Blut noch mehr in den Kopf —" fuhr der Chirurgus fort — „das thut aber alles nichts! Da ist schon zu helfen! Werd' ihm halt etwas zum Purgiren aufschreiben; das wird er fleißig nehmen, besonders nach den Prüfungen, wo der Kopf am meisten angestrengt wird; da kommen die Unreinigkeiten, die beim Studiren hineingestiegen sind, alle wieder heraus! Es wird schon geben — wird schon geben! Steh' Ihnen gut dafür!"

Die Babitschka, der die Theorie des Herrn Doctors vollkommen einleuchtete, fand nicht Worte genug, um ihre Dankgefühle auszudrücken, und gab sich vollkommen zufrieden.

Der Vater jedoch schüttelte immer noch den Kopf, als wollte ihm die Sache nicht recht eingehen, als meine Mutter, der darum zu thun war das Eisen zu schmieden so lange es auf dem Amboß lag, sich, als wäre sie ihres Sieges schon gewiß, mit den Worten gegen ihn wandte: „Siehst Du, die Herrn sagen alle, unser Bub' muß studiren! Und wenn die es sagen, so muß es gut sein, denn

die Herrn haben alle selber ſtudirt! Hab' ich nicht recht, meine Herrn?"

„Ganz recht!" nickte der Herr Cooperator. „Ich werde dem Knaben einen Brief an den Herr Katecheten von Tmawitz mitgeben, damit er ein wenig Acht auf ihn habe!"

„Soll nur ſtudiren!" ſchloß ſich der Herr Schreiber der Meinung des Herrn Cooperator an. „Kann ihm auch einen Brief mitgeben! Guter Freund von mir dort der Profeſſor! Kann bei ihm wohnen, Koſt haben, Wäſche, Lernen und Strafen und Alles! Sehr geſcheidter Mann, der Herr Profeſſor Mudrtz!"

„Nur ſtudiren!" pflichtete der Herr Doctor bei. „Papier! Tinte! Feder! werd' ihm gleich das Recept aufſchreiben!"

Noch wollte Herr Holub ſeine unmaßgebliche Meinung abgeben, als der Vater achſelzuckend erklärte, wenn ſo geſcheidte Leute ja ſagen, ſo werde er nicht nein ſagen, und — eine Lebensfrage war entſchieden.

Alles andere, was in dieſer wichtigen Stunde noch zur Sprache kam, betraf nur noch die unwichtigen Details der Ausführung des nunmehr beſchloſſenen Planes, als da ſind: muthmaßlicher Koſtenüberſchlag, Mittel und Wege, die einzuſchlagen ſeien, um die Einſchreibung zu bewerkſtelligen, gute Rathſchläge, weiſe Lehren und dergleichen mehr, was ein Mutterherz nicht auszuſorgen und eine

weiſe Rathsverſammlung, wie die, die eben ohne mich über mich entſchieden, nie mit Wichtigkeit genug emporzuheben vermag.

Gleich den andern Tag wollte der Schreiber an den Profeſſor ſchreiben, um von ihm Auskünfte über die Bedingungen meiner Aufnahme in ſein Haus und ins Gymnaſium zu erhalten, und nach der Kirchweihe ſollte ich in Gottes Namen in Begleitung des Herrn Holub die zukunftſchwere Reiſe nach Tmawitz antreten.

In der That auch konnte man am Montage nach der Kirchweihe — der Spätſommer ſpann bereits ſeine letzten Fäden und der Frühherbſt malte ſeine erſten gelben Striche in die Allee, durch die man von unſerem Orte an die „Kaiſerſtraße" gelangte, die nach Tmawitz führte — den Einſpänner des Herrn Doctor durch beſagte Allee in den friſchen Herbſttag hineinrollen ſehen, und auf zwei mit einer Pferdedecke überdeckten Heubündeln, die der Kutſcher einen ‚ſehr guten Sitz' nannte, im rückwärtigen Theile des Wägleins zwei beſtmöglichſt durch Kotzen vor dem ſcharfen Winde geſchützte Geſtalten bemerken, von denen eine von Zeit zu Zeit eine Priſe Tabak in die Naſe rieb, die andere es ſich angelegen ſein ließ, noch im Angeſichte des Kirchthurmes ein Stück Kuchen zu verzehren, das die Beſtimmung hatte, als Proviant für die ganze Reiſe zu dienen.

Der Leſer wird leicht errathen, daß dieſe zwei Ein-

ſpännerreiſenden Niemand anderer geweſen ſeien, als Herr Holub und meine Wenigkeit. Vor mir im Wägelchen lag ein kleiner ‚Verſchlag‘ von rohem Holze, der meine Ausſtaffirung und Habſeligkeiten enthielt, daneben ein Säckchen mit Brod, Butter, Käſe und Kuchen, Speiſevorräthe für allenfalls in Tmawitz eintretende Hungersnoth. An der Bruſt trug ich zu allererſt das Atteſt, dann den Brief des Herrn Cooperator an den Katecheten, endlich das kopfreinigende Recept, und rollte denn ſo, für alle Vorfälle ausgerüſtet, gegen die wohllöbliche Kreis- und Gymnaſialſtadt Tmawitz los.

Wir hatten kaum eine Meile Weges zurückgelegt, als wir in einer Entfernung vor uns eine mit Getreidesäcken hochbeladene Fuhre entdeckten, auf deren oberſtem Gipfel ebenfalls zwei in allerhand bunte Tuchlappen gehüllte Geſtalten Platz genommen hatten. Wir holten die Fuhre bald ein, und erkannten im Vorüberfahren den Pater Wuklaus mit ſeinem geliebten Söhnlein Kokrha Wojtjech.

Eine Strecke weiter konnten wir einen Fußgänger bemerken, der, tiefgebeugt unter der Laſt eines ungeheuern Packes mit allerhand Schnittwaaren, ſeitwärts von der Straße den Feldweg hinkeuchte. Hinter ihm lief ein barfüßiges Jünglein einher, die dünnen Höslein bis unter die Kniee hinaufgeſchürzt, ein kleines Bündel mit Habſeligkeiten auf dem Rücken und die Stiefel ſtatt an den Füßen in der Hand tragend.

„Guten Morgen, Jüdlein!“ grüßte unſer Kutſcher, als wir an dem Fußgänger mit ſeinem kleinen Nachläufer vorüberrollten.

Es war der Hauſirer Herzel mit ſeinem Söhnlein Samuel. Der Strecke nach, die ſie bereits zurückgelegt hatten, mußten ſie bald nach Mitternacht vom Hauſe aufgebrochen ſein.

„Sollte der Herzel Samuel auch nach Tmawitz gehen, um in die lateiniſchen Schulen einzutreten?“ fragte Herr Holub.

VII.

Die Inſcription.

Auf dem großen Platze von Tmawitz, neben dem alten, halbverſunkenen Rathhauſe, an deſſen ſonderbar geformtes Thürmlein, moosbedeckten Balkon und verroſtetes Kunſtuhrwerk die Erinnerung der Tmawitzer Bürgerſchaft das Andenken einer glorreichen Vergangenheit knüpft, kann der verehrliche Leſer, wenn er ſich jemals angemuthet fühlen ſollte auf ſeinen Reiſen die königl. Leibgedingſtadt Tmawitz zu berühren, ein Haus bemerken, das ſich nicht minder als das Rathhaus durch die tiefen Wunden, die der unbarmherzige Zahn der Zeit in ſein Gemäuer gebiſſen, durch das von den Wetterunbilden manchen Jahrhunderts gegraute Colorit dieſes Gemäuers, durch die unregelmäßige Vertheilung der wenigen und kleinen Fenſter in den zwei Stockwerken, und endlich durch eine in einer Niſche über dem Eingange angebrachte Steinfigur, von der eigentlich

nie recht entſchieden war, ob ſie den König Georg von Podiebrad oder den Ziſka von Trocnow vorſtellen ſollte, von dem Kreiſe unanſehnlicher Häuſer unterſcheidet, die den Platz umgeben.

Es iſt dies das Gymnaſium caesareum regium Tmavicense, oder wie glaubwürdigen Ueberkommniſſen zufolge ein Präfect im vorigen Jahrhunderte in ſeinem alles umfaſſenden Latiniſirungseifer es um jeden Preis haben wollte — Obscurantiense.

Wie das Aeußere dieſes Gebäudes, ſo iſt auch ſein Inneres düſter, unheimlich, verfallen, alt. Wendeltreppen und Niſchen, lange, hallende Gänge, dunkle, geheimnißvolle Winkel, Gitterfenſter und braunfeichene, vom Holzwurme zernagte Thüren wechſeln in grauenerregendem Gewirre ab. Eine ewige Kühle webt aus allen Räumen, in denen ſich nicht einmal die wenigen Kaſtanienbäume, die vor undenklichen Zeiten in den Hof und vor die Capelle gepflanzt wurden, und die per figuram hyperbolae „Garten" genannt werden, wohl zu fühlen ſcheinen. Jeder Schritt, jedes Wort wiederhallt zehnfach, als wandelten über Treppen und Gänge die Geiſter aller verſtorbenen Präfecten und Profeſſoren, die jemals hier gelebt und gehauſt, um noch nach dem Tode jeden Tritt und jeden Laut der armen Gymnaſiaſten zu bezanken und zu claſſificiren.

Der Eindruck, den der erſte Eintritt in dies Haus

auf den Zeichner dieſes gemacht, wird ihm ewig unvergeßlich bleiben.

Das Wäglein des Herrn Chirurgus hatte nach vielem Nachfragen endlich vor der Wohnung des Herrn Profeſſors, an den ich gewieſen war, Halt gemacht. Herr Holub hatte mich und den „Verſchlag" mit meinen Habſeligkeiten, ſo wie einen großen Korb mit allerhand Eßwaaren, den ich erſt jetzt entdeckte, da er unter dem Heu, auf welchem wir geſeſſen, verborgen geweſen, und der ſich nunmehr als ein Entrée-geſchenk für die Frau Profeſſorin herausſtellte, glücklich abgeladen; die Frau Profeſſorin hatte den Korb, der Herr Profeſſor den Herrn Holub ſo wie auch ſeinen künftigen Köſtling mit Wohlgefallen aufgenommen; das „Zimmer", das ich bei dem Herrn Profeſſor bewohnen und „nur" noch mit drei andern wißbegierigen Jünglingen theilen ſollte, die ebenfalls die väterliche Aufnahme ihres künftigen Führers auf dem Pfade des „ala, alae" angeſucht hatten und jede Stunde erwartet wurden, das aber, wenn man ſtreng ſein wollte, als ein feuchter, ſchimmliger, mit rothen Ziegeln gepflaſterter und mit einem äußerſt kleinen Gitterfenſter verſehener Raum, deſſen vier Ecken von eben ſo vielen Bettſtellen, eben ſo vielen gelbanſtrichenen Tiſchen und Holzſtühlen ausgefüllt waren, die Bezeichnung „Kammer" als eine Schmeichelei anſehen durfte, war mir angewieſen; das für mich beſtimmte Bett in Empfang genommen, und Herr Holub war nach Zurücklaſſung einiger guten Lehren und

mit den Empfehlungen des Herrn Profeſſors an meinen Vater ſo wie mit der Bitte der Frau Profeſſorin an meine Mutter, die zur Schlafbarmachung meines Bettgeſtelles nöthigen Federpolſter und Bettwäſchſtücke ja recht bald einſenden zu wollen, bis wohin ſie, wie ſchwer es ihr auch falle, aus dem Ihrigen aushelfen wolle, beladen, wieder abgereiſt.

Da trat am nächſten Morgen der Herr Profeſſor an mein Bett, rüttelte mich aus dem erſten Schlafe, den ich in meinem Leben unter fremdem Dache gethan, hieß mich meine beſten Kleider, ſo wie meine neuen, unglücklicher Weiſe etwas engen und ſehr harten Stiefel anlegen, nahm mein Atteſt und ſprach: „Jetzt geh'n wir zum Herrn Präfecten, uns einſchreiben laſſen!“

Für die Bangniß, die mich erfaßte, als ich hinter dem Herrn Profeſſor die finſtere, ſchmale Schneckenſtiege hinanklomm, die zur Präfectur führte, habe ich noch jetzt keinen Ausdruck. Der heilige Johannes von Nepomuk, der von einer Oellampe ſpärlich beleuchtet mitten auf der Treppe in einer von allerhand verblichenen Kunſtblumen ausgefüllten Niche ſtand, ſchien mir wie belebt. Es war mir, als ſehe er forſchend auf mich herab, als beobachte er jeden Schritt, den ich auf der Treppe vorwärts that. Der Palmzweig in ſeiner Hand ſchien mir eine ungeheure Ruthe, die ſich geheimnißvoll bewegte, und es war mir, da ich an ihm vorübergekommen war, nicht anders, als müſſe er jeden

Bayerische Staatsbibliothek München

Augenblick aus seiner Nische herabsteigen und hinter mir heraufkommen, um mich seine Ruthe empfinden zu lassen. Es kam eine Zeit, wo ich den heiligen Johannes an der Präfecturtreppe nur zu sehr gewöhnt war; die Erinnerung aber an unsere erste Begegnung, so wie der Gedanke an seine mögliche Lebendigkeit dämmerte mir immer vor, so oft ich an ihm vorbeikam.

Auf dem Gange vor der Präfectur hatten sich bereits vier Gestalten eingefunden, die ich bei der außerordentlichen Dunkelheit des Ortes nicht sogleich deutlich zu unterscheiden vermochte. Sie verneigten sich sämmtlich auf's Demüthigste vor dem Herrn Professor, und erst bei näherer Besichtigung konnte ich erkennen, daß sich meine Ahnung nicht geirrt hatte, als es ihr schon nach den dunklen Umrissen vorkam, es seien dies lauter alte Bekannte.

In der That war es auch so, und die vier Gestalten waren Niemand anderes, als Pater Wyklaus mit seinem Söhnlein Kokrha Wojtjech und der Hausirer Herzel mit seinem Söhnlein Samuel. Auch sie waren gekommen, um dem Herrn Präfecten ihre Aufwartung zu machen. Der Herr Präfect jedoch war noch nicht zugegen.

Es konnte mir nicht entgehen, daß in dem Aeußern meiner kaum ehemaligen und nun gleich wieder künftigen Mitschüler einige namhafte Veränderungen vorgefallen waren. Insbesondere galt dies von Kokrha Wojtjech. Offenbar hatte sein Vater Alles angewendet, um die äußere Erscheinung

des hoffnungsvollen Sproſſen, der einſt ſeinen Namen zu Ruhm und Ehre bringen ſollte, mit deſſen neu zu betretender Lebensbahn in Einklang zu bringen. Er hatte ihm das flachsgelbe Haar, das ihm ſonſt ungepflegt und ungefeſſelt über Stirne und Nacken herabhing, kurz ſchneiden laſſen, hatte ihm einen, bis nahe an den Boden reichenden, pfeffer- und ſalzfarb'nen Rock angethan und ein rothes Calicottuch um den Hals gebunden. Auch an einer neuen Mütze, die jedoch wahrſcheinlich zu einer Zeit gekauft worden war, da ſich Wojtjech's Haupt noch ſeines unverkürzten Haarbeſitzes erfreute, und nun bei faſt kahlem Zuſtande deſſelben nach den Geſetzen der natürlichen Schwere über die Ohren und an den Nacken herabſank, fehlte es nicht. In einem neuen Juchtenriemen brachte Wojtjech gleich den ganzen Schulbücher- und Thekenthesaurus für das bevorſtehende Schuljahr mit, eine hölzerne Federbüchſe, dann ein hörnenes Dintzeug zum Einbohren in die Bank nicht ausgenommen, was er Alles an einem Knopfe ſeines Rockes angehängt trug.

Herzel Samuel hatte nur ſein Sabbathröcklein angenommen, ſeine Stiefel bis zur Helle des Spiegels gewichſt, und mit Hülfe einer ausreichenden Menge Waſſers ſein ſchwarzes Krausbaar in möglichſt glatten Zuſtand verſetzt.

Endlich ließ ſich auf der Schneckenſtiege von unten herauf einiges Huſten und Räuſpern vernehmen. Eine Art von Schrecken fuhr durch Aller Glieder und die Väter

entblößten ihre Häupter, was sie auch ihre Söhnlein, die vor Schreck darauf vergessen hatten, augenblicklich zu thun ermahnten, als der Husten auf der Treppe immer höher heraufkam und endlich kein Zweifel mehr obwaltete, daß der Urheber desselben der Herr Präfect sei.

In der That auch war er es. Eine stämmige, vom Alter wenig gebeugte Gestalt in einem trappgelben, bis an den Hals zugeknöpften Kapot, der bis an die mit gelben Kappen besetzten Stiefel herabreichte, eine der Jahreszeit vorauseilende Pelzmütze in die Stirne gedrückt und ein Paar an einer Schnur über die Schultern gehängte Pelzhandschuhe an den Händen. Eine große Radbrille von schwarzem Horne vollendete den strengen Ausdruck seiner vergilbten, außerordentlich ernsten Züge; ein spanisches Rohr mit langer, messingbeschlagener Spitze das Strenge seiner Haltung. Daß der Herr Präfect in diesem Aufzuge schon seit zwanzig Jahren den Angelegenheiten des Gymnasii Tmavicensis vorstehe, sollte ich später erfahren; eben so wie ich mich nicht erinnern kann, ihn die ganzen sechs Jahre über, während welcher ich das Glück hatte in den Katalogen des genannten Gymnasiums zu figuriren, in einem andern gesehen zu haben. Höchstens legte er zu Frohnleichnam, bei welcher Gelegenheit er sich denn doch genöthigt sah den trappgelben Kapot mit einem schwarzen zu vertauschen, die Pelzhandschuhe ab, und vertauschte die Pelzmütze mit einem breitkrämpigen Hute, um beides, so

bald ſich im „Garten“ das erſte gelbe Blatt zeigte, wieder hervorzuſuchen.

„Was giebts?“ fragte der Herr Präfect, ohne Jemandes Andern Begrüßung als die des Herrn Profeſſors zu erwiedern, indem er die Präfectur aufſchloß.

Der Hauſirer Herzel war der Erſte, der hervortrat. „Euer Gnaden, Herr Präfect, ich möcht' unterthänigſt bitten, das iſt mein Sohn —“

„Warten und erſt die Andern hereintreten laſſen!“ ließ der Herr Präfect den Hauſirer, den er als einen Abkömmling eines der zwölf Stämme erkannt haben mochte, nicht erſt vollenden und wollte in die Präfectur eintreten.

„Já bych take poníżene prosil . . .“ trat der alte Kokrba mit einer demüthigen Verbeugung an ihn heran.

„Deutſch reden oder Jemand andern ſchicken!“ unterbrach ihn der Herr Präfect. „Hier iſt kein Wochenmarkt! Hier iſt das Gymnaſium!“

Der Herr Profeſſor bedeutete den alten Kokrba, der Herr Präfect verſtehe nicht böhmiſch, und erbot ſich die Eintragung ſeines hoffnungsvollen Sproſſen ſtatt ſeiner beſorgen zu wollen. Pater Wyklaus aber verſicherte, mit dem Herrn Präfecten nicht nur deutſch, ſondern auch lateiniſch oder griechiſch reden zu können, wenn dieſer es wollte, da er ja ſeiner Zeit alle dieſe Sachen auch ſtudirt habe.

Es bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung, daß ſich in den Zügen des Herrn Präfecten eine Art von

Befriedigung abſpiegelte, als er einige Minuten ſpäter mit prüfenden Augen zuerſt mein Atteſt, und dann mich ſelber überblickte, worauf mein Name alsbald dem Verzeichniſſe der, in die erſte Grammatikalclaſſe aufzunehmenden Schüler einverleibt wurde.

Da der Herr Profeſſor dem Herrn Präfecten bei der Inſcription zu aſſiſtiren hatte, ſo blieb er, und da ich allein nicht nach Hauſe gefunden hätte, ich mit ihm in der Präfectur, bis auch die Andern vorgenommen waren.

Zuerſt trat der Hauſirer Herzel herein.

„Euer Gnaden, Herr Präfect, ich möcht' unterthänigſt bitten, das iſt —" hub er wieder an.

Der Herr Präfect aber ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen und verlangte, „der Andere" möchte zuerſt eintreten.

Der alte Kokrha leiſtete der an ihn ergangenen Aufforderung augenblickliche Folge, indem er zuerſt ſein Söhnlein über die Schwelle ſchob, dieſes laut ermahnte, dem Herrn Präfecten die Hand zu küſſen, und dann ſelber eintrat.

Das Wichtigſte aus dem Leben des Pater Wyklans iſt den Leſern bereits bekannt und ich glaube nicht, daß Jemand von ihnen bei der Gelegenheit, da Pater Wyklans ſeinem Anliegen an den Herrn Präfecten einen weitläufigen Abriß ſeines eigenen Lebens als Präambulum vorausſchickte, es noch einmal zu hören das Verlangen trägt. Nur ſo

viel sei erwähnt, daß Pater Wyklaus seine Bitte, es möchte dem Herrn Präfecten gefallen, den Kokrha Wojtjech in die Schule aufzunehmen, mit der Versicherung schloß, derselbe sei, so dumm er auch aussehe, ein Kreuzschädel, und könne, wenn er nur wolle, Welten zusammenstudiren, und wenn er in seinem Atteste nicht durchaus „Sehr gut" habe, so komme das nur daher, weil nicht alle Leute Schaffner seien und Geld genug haben können, den Herrn Lehrer und den Herrn Capellan zu traktiren. Ein „Schaffner" müsse immer etwas vor einem „Chalupner" voraus haben. Er sei aber überzeugt, daß das bei dem gnädigen Herrn Präfecten sein Ende habe, und es werde sich bald zeigen, daß ein armes Chalupnerkind ein verzogenes Schaffnersöhnlein übertreffen könne, wenn auch dieses letztere Jahr aus Jahr ein außer dem Schulunterricht auch noch vom Herrn Lehrer Nachstunden bekommen habe. Uebrigens kenne der Herr Capellan den Wojtjech sehr gut und habe ihm auch einen Brief an den Herrn Catecheten mitgegeben.

Der Herr Präfect besah bald den Pater Wyklaus, bald sein Söhnlein vom Scheitel bis zu den Füßen, und schrieb nach obiger, offenbar mir als zeitgemäßer Seitenhieb zugedachten Schlußoration den Kokrha Wojtjech unter der Bedingung ein, daß er bei der Aufnahmsprüfung gut bestehe, sonst könne er ihm nicht dafür haften, daß er ihm nicht eines schönen Morgens anstatt eines Platzes in der Schule die Thüre derselben weise. Pater Wyklaus wies

mit einem Lächeln, das davon zeugen ſollte, daß er ſich auf ſeinen Wojtjech verlaſſen könne, auf den Büchertheſaurus, den dieſer am Riemen trug, und entfernte ſich, nicht ohne vorſichtshalber ſein Söhnlein in Gegenwart des Herrn Präfecten noch ermahnt zu haben, bei der Aufnahmsprüfung ja recht Acht zu geben, damit er als Vater ſich nicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehe, ihm „den Hals zu brechen.“

Nun erſt durfte Herzel, der Hauſirer, eintreten. Samuel folgte ſchüchtern.

„Euer Gnaden, Herr Präfect, ich möchte unterthänigſt bitten, das iſt mein Sohn —“ hub er wieder an.

„Es wird ihn Euch Niemand ſtreitig machen!“ unterbrach ihn der Herr Präfect. „Was will Er mit ihm?“

„Ich möcht' unterthänigſt bitten, ich will ihn ſtudiren laſſen.“

„Was iſt Er?“

„Wer, Euer Gnaden?“

„Er!“

„Mein Sohn?“

„Verſteht Er mich nicht? Was Er iſt, Er ſelbſt, frag' ich, Er, der Vater?“

„Was heißt, was ich bin? Was ſoll ich ſein? Ein armer Hauſirer bin ich.“

„Und weiß Er mit ſeinem Sohne nichts Anderes anzufangen, als ihn ſtudiren zu laſſen?“

„Was ſoll ich mit ihm Anderes anfangen? Soll ich ihm ein Bündel Waaren auf den Rücken legen und ſagen: Geh' ins Dorf und werd' ein Hauſirer, wie Dein Vater? Ich weiß, was das für ein ſauer Brod iſt! Iſt mir leid genug, daß ich meine Tochter hab' eine Marktfahrerin werden laſſen; meinen Sohn aber ſoll Gott vor dem Brod behüten! Lieber möcht' ich ihm einen Stein an den Hals binden und ihn lebendig in's Waſſer werfen!"

„Laß Er ihn ein Handwerk lernen!"

„Ein Handwerk? Zu einem Handwerk, Eure Gnaden, iſt mein Kind zu ſchwach. Und dann was ſoll ein Judenkind mit einem Handwerk? Betteln gehn? Es nimmt ihn ja gar kein Meiſter in die Lehr!"

„Und darum ſoll ich ihn in die Lehre nehmen? Thut mir leid; aber die Zahl iſt ſchon voll, ich kann Niemanden mehr aufnehmen."

Hierauf ſprach der Herr Präfect noch Einiges auf Lateiniſch zu dem Herrn Profeſſor, verſicherte dann dem Vater Samuels, da dieſer den harten Sinn des Herrn Präfecten durch Bitten und Vorſtellungen erweichen zu können glaubte, es ſei umſonſt und es ſei kein Platz mehr, und nahm endlich, da der Hauſirer nichts deſtoweniger in ſeinen Bitten fortfuhr, Stock und Pelzmütze, um fortzugehen. Dies machte der Scene ein Ende, und der alte Herzel empfahl ſich mit ſeinem uneingeſchriebenen Samuel.

Wie es gekommen, daß nichts destoweniger Herzel Samuel in einer der reichlich mit Dinte getränkten und von den unnützen Händen lange vorhergegangener Studentengenerationen zerschnitzten und verstümmelten Bänke jener düstern, seit Jahrzehenden nicht getünchten Stube, die den Namen Parva führte, zwischen dem Zeichner dieses und Kokrha Wojtjech seinen Platz gefunden, vermag ich nicht anzugeben. Es sei nur soviel gesagt, daß Professor Mudrý, — denn dieser, zugleich mein Kostherr, war es, dem die Sendung geworden, uns durch die Pforten des ala, alae in den Tempel des höhern Wissens einzuführen — sich bald veranlaßt sah, dem armen Herzel einen andern Platz anzuweisen, da Kokrha Wojtjech, kaum daß er sich in dem ungewohnten Raume so wie in seinem ungewohnten Pfeffer- und Salzrocke einigermaßen heimisch fühlte, seinem unüberwindlichen Drange zur Verfolgung der Gläubigen Israels wieder freien Lauf zu lassen begann, und diesen, da sich ihm nicht mehr die Gelegenheit zu leiblichen Inquisitionen darbot, durch allerhand sinnreiche Torturen, als da sind: Zwicken, Kneipen, Fußunterstellen, Treten auf die Füße, auf eine so empfindliche Weise zu manifestiren fortfuhr, daß Herzel Samuel nicht Hände genug haben konnte, sie jeden Augenblick zum Zeichen, daß er dem Herrn Professor etwas zu melden habe, emporzuheben, und auf die Frage: „Was giebts wieder?“ zu antworten: „Der Kokrha läßt mich keine Ruh!“

Die Erlöſung aus der martervollen Nachbarſchaft des eifrigen Judenverfolgers kam jedoch dem armen Herzel Samuel theuer zu ſtehen. Es war nämlich an einem Samſtage. Herzel, der noch nicht ſo weit gediehen war, daß er ſich über das Verbot, an dieſem Tage nicht zu ſchreiben, hinausgeſetzt hätte, ſaß, während der Profeſſor das Sonntagspenſum dictirte, in ſeinem Sabbathröckchen ruhig an ſeinem Platze, und war, da er den allerhand Sittenſprüchen, die der Herr Profeſſor zur Ueberſetzung in's Lateiniſche in die Feder dictirte, wahrſcheinlich kein Intereſſe abzugewinnen vermocht hatte, ſelig entſchlafen. Koktha, der es merkte, hätte es für eine Sünde gehalten, einen ſo günſtigen Moment vorübergehen zu laſſen, ohne dem „Juden", wie er den armen Samuel ſchlechtweg nannte, einen Schabernack anzuthun. Er bohrte daher unbemerkt den Schooß von Herzel Samuels Sabbathröcklein mit der Spitzen ſeines Dintzenges an die Bank feſt. Als die Schulſtunde zu Ende war und Herzel Samuel von dem Getöſe erweckt emporfuhr, verſpürte er einen gewaltigen Riß an ſeinem Röcklein. Der halbe Schooß war an der Bank angenagelt geblieben. Die Entrüſtung des Herrn Profeſſors Mudrtz war nun freilich ſehr groß. Koktha erhielt das Penſum zwanzigmal abzuſchreiben und Herzel einen andern Platz. Der Schooß aber von ſeinem Sabbathröcklein wuchs damit nicht wieder an.

VIII

Professor Mudrtz.

Bleibender noch als der Eindruck, den der erste Eintritt in die Räumlichkeiten des gymnasii Tmavicensis auf den Zeichner dieses ausübte, oder doch wenigstens unzertrennlich von diesem ist ihm die Erinnerung an den Mann, von dessen Lippen ihm der erste Honigseim des Wissens in Form der möglichst deutlicher Explication der fünf lateinischen Declinationen, so wie der Uebersetzung des Initium sapientiae est timor domini entgegenquoll.

Professor Mudrtz war in jeder Beziehung eine ganz eigenthümliche Persönlichkeit, und es wäre schwer gewesen, einen Menschen zu finden, der so wie er sich selbst in die verschiedensten Individualitäten zu zerlegen und alle diese streng von einander zu sondern gewußt hätte. Professor Mudrtz war Professor, Kosthern, Gatte und Schriftsteller in einer Person, und doch jedes für sich, jedes

beſonders, jedes anders. Nur Ein Zug zog ſich als rother Faden durch dieſe ſeine verſchiedene Qualificationen; der raſtloſeſte Eifer, die glühendſte Begeiſterung für alles Tſchechiſche. Profeſſor Mudrtz zählte nämlich ſchon zu jener Zeit zu den eifrigſten „Wlastenci“, da deren ausgeſprochene und entſchiedene Zahl noch ſehr gering war und der tſchechiſche Patriotismus ſich nur noch auf das Gebiet der Sprache und höchſtens auf jenes der vaterländiſchen Geſchichte beſchränkte.

Ich halte es für nicht unangemeſſen, die verehrlichen Leſer mit dieſer, wenn auch nicht eben für die vaterländiſche Culturgeſchichte, ſo doch für den Zeichner dieſes durch den Zeitraum von vier Jahren ſehr wichtigen Perſönlichkeit etwas näher bekannt zu machen.

Profeſſor Mudrtz war ein bleicher, hagerer Mann, in deſſen Zügen die zahlreichen Blatternarben nicht leicht irgend einen entſchiedenen Ausdruck zum Durchſchein kommen ließen. Im Ganzen war er ernſt, ſchweigſam, pünktlich bis zur Pedanterie, ein Freund der Ordnung, bis auf den Punkt ſeiner Kleidung, darauf er ſo wenig achtete, daß ſich ſein geſammter Auf- und Anzug ſelten in einem etwas beſſern als üblen Zuſtande befand.

Als Profeſſor excellirte Herr Mudrtz nicht. Seine Force zwar, was man ſo ſagt, war das Latein, doch auch das nur bis zu einem Grade, der über den zweiten Theil der Chreſtomathie nicht hinausging. Er hielt mit unver-

brüchlicher Gewissenhaftigkeit an dem Wortlaute der Grammatik fest, mit unverbrüchlicher Ordnungsliebe an dem Ausmaße der Fragmente römischer Klassiker, das von Staatswegen in die Chrestomathien aufgenommen war, und man konnte sich seinen Zorn nicht sicherer zuziehen, als wenn man zu erkennen gab, daß man eine Regel der Grammatik schon kannte, ehe er selbst sie noch vorgetragen und erläutert hatte, oder wenn man es versuchte, sich über den Zusammenhang der Fragmente mit den Autoren auf eine andere Weise, als durch das, was er darüber dictirte, zu belehren, oder sich gar beikommen ließ, eine „verbotene" Ausgabe des Sallust oder Nepos mit in die Schule zu bringen. So wurde einmal Herzel Samuel dazu verurtheilt, den Satz „Etiam discentes debemus esse prudentes" hundertmal zu schreiben, weil er, noch ehe Herr Professor Mudrz die unregelmäßigen Praeterita und Supina vorgetragen hatte, so naseweis war, das praeteritum von „gaudeo" mit „gavisus sum" zu formiren, da er doch bei dem Umstande, als ihm von der Unregelmäßigkeit dieses Wortes noch nichts bekannt sein sollte, der Regel gemäß „gaudui" hätte construiren müssen, und so mußte der Zeichner dieses, als er einmal einen, als „die Jugend verderbend" verschrienen Commentar zu den Catilinarischen Reden in die Schule mitbrachte, froh sein, daß dieses crimen laesae majestatis mit der einfachen Confiscation des jugendverderbenden Buches ablief. Nicht minder hielt Herr Professor Mudrz

darauf, daß man sich bei den Versionen genau derjenigen Uebersetzung bediene, die er dictirte, und sich nicht erlaubte, irgendwo oder irgendwie auf seine eigene Weise die Worte zu stellen, oder gar eine Stelle anders aufzufassen. Ueberhaupt war Herr Professor Mudrtz ein sehr großer Freund vom Pertiren, und zwar lediglich deshalb, weil er dabei die meiste Gelegenheit fand, tschechisch zu sprechen und seine Schüler zur Pflege dieser Sprache anzueifern, ja sie ihnen gewissermaßen sogar unausweichlich zu machen. Er übersetzte nämlich jeden Satz, ja jedes Wort zweimal, nämlich in's Deutsche und in's Tschechische, und galt es irgendwo eine dunkle Stelle zu erläutern, so geschah dies immer mit einem „to jest" (das ist) in tschechischer Sprache. Zwar gehörte Professor Mudrtz in dieser Beziehung durchaus nicht zu den unduldsamen Charakteren und hatte Niemandem etwas direct an, der sich nicht auf den tschechischen Leim seiner Interpretationen mit verlegte um so mehr jedoch indirect. So durfte Niemand hoffen, am Schlusse des Schuljahres im „Klassenzettel" mit einer „Eminenz" zu paradiren, der Herrn Professor Mudrtz nicht die Freude machte, die Interpretationen einiger Fragmente der Chrestomathie in tschechischer Sprache aufzusagen. In tschechischer Sprache konnte man bei Herrn Professor Mudrtz Alles ausrichten. Man konnte nicht nur, wie dies Kokhra Wojtjech sehr oft zu thun in der Lage war, alle Blößen seines Nichtwissens decken, sondern auch für die namhaftesten

Vergehen gegen die bestehende Gymnasialordnung der Verzeihung gewiß sein, — wenn man in tschechischer Sprache darum bat, oder sich auch nur entschuldigte. Wenn [illegible] vollends als specimen industriae privatae ein Sonett aus Kolár's „Tochter des Ruhmes" oder ein Gedicht [illegible] Čelakowsky, Hanka, oder sonst einem Maanate der jungen vaterländischen Literatur sauber abgeschrieben brachte, konnte man gewiß sein, über Professor [illegible] alles zu vermögen, und in jeder Hinsicht [illegible] Charta bianka zu haben.

War das Latein, wie angegeben worden, die Force des Herrn Professors Mudrtz, so konnten seine aufgeweckteren Schüler bald bemerken, daß dies [illegible] den verschiedenen andern Lehrgegenständen keineswegs [illegible]

Außer im Griechischen, welches Herr Professor Mudrtz jedoch blos deshalb eifriger betrieb, um allstündlich Gelegenheit zu haben, auf die Unleugbarkeit der innigsten Blutverwandtschaft zwischen dieser Sprache und der tschechischen hinzuweisen, wurde in allen andern Zweigen [illegible] einem k. k. österreichischen Gymnasiasten ohnehin [illegible] genug zugemessenen Wissens, so viel wie gar nichts gethan. Weder Mathesis noch Erdkunde, noch Staatengeschichte erfreuten sich der besondern Huld des Herrn Professors, und wurde das Wenige aus denselben Vorgeschriebene regelmäßig immer erst in den letzten vierzehn Tagen des Semesters per Pausch und Bogen, dick und dünn durch-

einander vorgenommen, um wenigſtens die in den Klaſſenzetteln beſtehenden Rubriken für dieſe Dinge mit den nöthigen Calcüls ausfüllen zu können. Ob in den Rubriken der Seele ſeiner Schüler etwas von dieſen Gegenſtänden haften blieb oder nicht, das ſchien dem Herrn Profeſſor keinen beſondern Kummer zu verurſachen, und Zeichner dieſes darf ohne unbeſcheiden zu ſein behaupten, daß die geſammte Schülerſchaft des Herrn Mudrtz in Bezug auf dieſe Materien ein Muſter von Unwiſſenheit genannt werden konnte.

In ſeinem Umgange mit den Schülern bewahrte Herr Profeſſor Mudrtz das nöthige Maß von Zurückhaltung. Er ſprach mit keinem ein überflüſſiges Wort, konnte durch nichts in der Welt in Zorn gebracht werden, als wenn ſich Jemand beikommen ließ, ein ſolches mit ihm zu ſprechen, — [illegible] denn in tſchechiſcher Sprache geſchehen — am wenigſten aber konnte er es leiden, daß ihn ein Schüler in ſeiner Wohnung aufſuche. In ſolchen Momenten ſetzte er alle Courtoiſie bei Seite. Sein Ernſt verwandelte ſich in Entrüſtung und ſeine Schweigſamkeit in einen Strom von Scheltwörtern, von denen keines ihm ſchlecht genug ſchien, um bei dem unbeſcheidenen Scholaren an Mann gebracht zu werden.

„Ihr Wanzen!“ lautete dann gewöhnlich das Exordium. „Iſt man nicht genug von Euch in der Schule geplagt, daß Ihr Einen auch bis hinter die vier Pfähle

verfolgt? Ihr Lotterbuben! Fort! Packt Euch! Nicht über meine Schwelle!"

In solchen Momenten nützte es nicht einmal, daß man tschechisch sprach. Man hätte ächt wie Hanka, süß wie Chmelensky, witzig wie Rubesch und donnernd wie Rieger sprechen dürfen, man hätte nichts mehr bezweckt, als daß Professor Rudrtz seinen Bannfluch aus dem „Fremdländischen" in's „Vaterländische" übersetzte.

Wie Professor Rudrtz sich nur so lange als in irgend einem Verhältnisse zu seinen Schülern stehend betrachtete, als er auf der Cathedr saß, so betrachtete er sich nur so lange als ein Mitglied des Lehrkörpers des löbl. gymnasii Tmavicensis, als er des Morgens vor dem Gottesdienste mit den übrigen Professoren im Schatten der Kastanienbäume vor der Capelle auf- und abging, oder höchstens, als er mit ihnen in der Präfectur etwas zu conferiren hatte. Außer den Mauern des Gymnasiums kannte er sie nicht mehr. Nach beendigten Schulstunden, die Herr Professor Rudrtz mit dem Zuge der Gymnasialglocke begann, aber auch mit dem Zuge der Gymnasialglocke abschloß, und wenn ihm der Glockenschlag das Wort auf den Lippen entzweigeschlagen hatte, schlug er hastig das Kreuz, ließ das Gebet herabrecitiren, drückte sich den alles Haares entblößten Filzhut in die Stirne, und eilte nach Hause, um Gatte, Kostherr oder Schriftsteller zu sein, je nachdem es der Moment erforderte.

Ehe ich die verehrlichen Leser mit Herrn Mudrtz, dem Kostherrn, bekannt mache, kann ich nicht umhin, des eben gedachten Hutes, als eines Objectes, das in der Geschichte der Professorschaft des Herrn Mudrtz eine nambafte Rolle spielte, nähere Erwähnung zu thun. Dieser Hut nämlich, so unscheinbar und abgegriffen er an sich war — er hatte, nebenbei gesagt, die Form eines mit der Spitze nach abwärts gekehrten abgestutzten Kegels mit einem sehr breiten Rande an dem kleinern Umfange, wie sich diejenigen der verehrlichen Leser, die im Jahre 1815 große Stutzer waren, derselben noch als damals sehr modern erinnern werden — dieser Hut war derjenige wesentliche Theil des Herrn Professor Mudrtz, der, anstatt seines Besitzers, mit Recht von sich sagen konnte: omnia mea mecum porto! Herr Professor Mudrtz hatte, wie er regelmäßig zu Anfange eines jeden Schuljahres erzählte, das Unglück gehabt, daß ihm einmal die Dose, ein andersmal das Taschentuch, und ein ein drittesmal sogar der Schulcatalog auf unbegreifliche Weise aus der Tasche verschwand. Diese Eingriffe nicht nur in die Sicherheit des Eigenthums, sondern, was ihm mehr war, in den Gewohnheitssinn des Herrn Professors, hatten ihn bestimmt, den Sitz der erwähnten Utensilien aus der Tasche in seinen Hut zu verlegen, und so trug denn Professor Mudrtz nicht nur sein Taschentuch und seine Dose, sondern auch das Namensverzeichniß seiner Schüler und überdies Alles, was

er von Schriften je zu ſich zu nehmen für nöthig fand, in ſeinem Hute, deſſen umfaſſende Räumlichkeit, in ſo großem Mißverhältniß ſie nach dem Verlaufe der Jahre zu dem geringen Umfange ſeines Hauptes ſtand, ihm zu dieſem Zwecke ſehr wohl zu ſtatten kam.

Der Hut hatte aber für Herrn Profeſſor Mudrtz noch andere Qualitäten, welche dieſer ſehr wohl auszubeuten verſtand. Er verdeckte nämlich vermöge ſeiner Breite ein gut Stück jenes Theiles der Catheder, auf welchem der Herr Profeſſor das Buch, aus dem er eben vortrug, aufgeſchlagen hatte. Herr Profeſſor Mudrtz war nicht immer in der Lage, Alles, was er ſeinen Schülern mitzutheilen für nöthig erachtete, aus dem Stegreif vorbringen zu können. Vielmehr befand er ſich unvergleichlich öfter in der, dies aus Schriften oder einem Buche zu thun, welche Nothwendigkeit zu verbergen der Hut ſodann über ſich nehmen mußte. Ja, dieſe Nothwendigkeit ging ſo weit, daß Herr Profeſſor Mudrtz, ſeine Force-Fragmente der Chreſtomathie ausgenommen, dieſes Pharisäermantels ſeines Vortrages am Ende gar nicht mehr entbehren konnte, und daß, wenn er einmal den Anlauf genommen hatte, irgend einen Claſſiker zu interpretiren, oder ſonſt irgend etwas zu erläutern, ohne es über ein zwanzigmal wiederholtes: „to jest .... id est .... das heißt" hinauszubringen, ſelbſt Kokrda Wojtjech es merken mußte, der Herr Profeſſor könne die Seite, von der er die Erläuterung herableſen

wolle, in dem hinter dem Hute verborgen gehaltenen Buche nicht finden. Eine solche mißlungene Erläuterung endete in der Regel mit einem: „Ein anderes Mal!“ wenn nicht mit einer furchtbaren Philippica gegen die „Lotterbuben“, die da gar keinen Respect kannten u. s. w.

Daß Herr Professor Mudrtz sich seines Hutes auch als Sammelkasten für die Pensa, so wie für die schriftlichen Elaborate aller Art bediente, versteht sich nach dem Vorausgesagten und nach der Geräumigkeit desselben wohl von selbst.

Eines Tages erläuterte Herr Professor Mudrtz die römischen Alterthümer. Es war von der Kopfbedeckung der Gallier die Rede. Um uns nun einen recht anschaulichen Begriff von derselben beizubringen, erklärte Herr Professor Mudrtz kurz weg: „Diese Bedeckung sah gerade so aus wie mein Hut.“ Von Stunde an führte der Herr Professor den Namen „Mudrtz, der Gallier“, eine Bezeichnung, die bald stadtgebräuchlich wurde, und sein Hut hieß schlechthin „die römische Antiquität.“

Da kam der heilige Johannes von Nepomuk, der Schutzpatron nicht nur des ganzen Gymnasiums, sondern auch der Namensheilige des Herrn Professor Mudrtz insbesondere. Ich weiß nicht, aus wessen Hirn der Gedanke entsprang, dem Herrn Professor an diesem Tage eine Ueberraschung zu bereiten. Ich weiß nur so viel, daß ein Blatt von Bank zu Bank, versteht sich in aller Heimlichkeit,

circulirte, in welches wir unsere kleinen Beiträge zu diesem Zwecke einzeichneten, und daß mit einer, in unserer Klasse seltener Einmüthigkeit beschlossen wurde, der „römischen Antiquität" einen neuen, schönen Filzhut nach der jüngsten Pariser Façon zu unterschieben. Gedacht, gethan. In einem Augenblicke, da der Hut ohne Professor auf der Catheder stand, weil sich der Professor ohne Hut entfernt hatte, wurde das Maß genommen, ein neuer Modehut wurde aus Prag bestellt, und am Tage des heil. Johannes die „römische Antiquität" von der Catheder verschwinden gemacht, und ihr gewöhnlicher Platz mit dem neuen Nachfolger ausgefüllt. Die Rührung des Herrn Professors, da er dieses „Beweises der Liebe" seiner Schüler inne wurde, war eine tiefe. Er weinte sogar und versprach, die von einer seltenen „Herzensgüte gebildeter Jünglinge" zeugende Gabe solle fortan und zeitlebens seine Hauptbedeckung sein. Schon am nächsten Schultage jedoch fand Herr Professor Mudrtz nicht nur wegen des beengten Raumes, sondern auch aus Gründen des Vortrags selbst, den neuen Hut völlig unzureichend, und erbat sich die Zurückgabe der „römischen Antiquität", welche denn auch alsbald, bestmöglichst von den Spuren gesäubert, die ihr von dem kurzen Aufenthalte im Ofenloche, wohin sie am Nachmittage des Johannistages in feierlicher Procession „beigesetzt" worden war, anhafteten, dem „Gallier" zurückgestellt wurde, um in ihre frühern Ehren und Würden wieder eingesetzt zu werden.

Als Kostherr war Herr Mudrtz pünktlich in seinen Forderungen, nachsichtig in den seinen Köstlingen dafür zukommenden Leistungen. Das Departement der Verköstigung hatte er zwar ganz der Frau Professorin überlassen, die gegen Jedermann, nur nicht gegen sich selbst und ihr vielgeliebtes Söhnlein Wladimir von dem Grundsatze Hufelands ausging, man müsse nie satt vom Tische aufstehen, sondern so lange essen, bis man immer noch etwas essen könnte. Daher kam es auch, daß die Tage, wo Einer von uns Vieren — denn so viele wohnten wir bei dem Herrn Professor — vom Hause Brod, Butter, Käse, einen halbeingetrockneten Kuchen, vielleicht gar ein geflochtenes Weihnachtsbrod oder ein Privatsäckchen mit Kartoffeln erhielt, für uns alle gemeinsame Fest- oder vielmehr Sättigungstage waren. Jedoch durften wir nur diese Sorte Eßwaaren für uns behalten. Alles andere — und die besorgten Mütter sandten dessen reichlich von allen Erträgnissen des Feldes und des Stalles — nahm die Frau Professorin mit unerbittlicher Strenge als gute Prise für sich in Beschlag.

Die Betheiligung des Herrn Professors selbst an unserer Köstlingschaft beschränkte sich lediglich auf die Führung der Rechnung über etwa für uns gemachte besondere Auslagen, auf die Einkassirung der Monatgelder und darauf, daß er abwechselnd jede Woche einen andern von uns dazu anhielt, ihm Stiefel, Kleider und die „römische Antiquität“

zu bürſten. Von ſeiner „Profeſſorſchaft“ ließ er uns nicht das Mindeſte zu ſtatten kommen. Ja, wir durften einen halben Donnerſtag uns den Kopf über einem Vokabel zerbrechen; wir durften müßig gehen ſo viel uns beliebte; den „Koſtherrn“ kümmerte das nicht, wiewohl der „Profeſſor“ nie ermangelte, den Nachläſſigen ſeiner Köſtlinge in der Schule eben ſo zu rügen und zu ſtrafen wie jeden Andern. Ja, ich konnte es an einem meiner Mitköſtlinge erleben, daß Herr Profeſſor Mudrtz trotz aller Köſtlingſchaft keinen Anſtand nahm ihn mit einer Dornenkrone von Secunden und Tertien auszuſtatten. Freilich war dies auch Einer, der es durchaus nicht verſtand, den Profeſſor an ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, und nicht einmal zwiſchen den vier Pfählen ſeines Hauſes ſich zur Uebung der tſchechiſchen Sprache verſtehen wollte, was in den Augen des Herrn Profeſſors für nichts weniger als für eine Art Verletzung ſeines Hausrechtes galt.

Als Gatte war Herr Profeſſor Mudrtz die Fügſamkeit ſelbſt. Er kannte als ſolcher nur das Gehorchen — ſo lange ſich es nämlich die Frau Profeſſorin nicht herausnahm etwas in das Bereich ihrer kategoriſchen Imperative zu ziehen, was eigentlich in's Bereich der Profeſſor- oder gar Schriftſtellerſchaft des Herrn Mudrtz gehörte.

Herr Mudrtz war nämlich auch Schriftſteller, und zwar vaterländiſcher. Ihm verdankt die vaterländiſche Literatur mehrfache Verſuche, die Fragmente lateiniſcher und

griechiſcher Literatur, wie ſie eben in den vielerwähnten Chreſtomathien vorkommen, in's Tſchechiſche zu überſetzen, welche jedoch, die Ungunſt des Geſchickes ſei angeklagt, nie dazu gelangten, gedruckt zu werden. Er iſt es ferner, dem die vaterländiſche Literatur eine vierbändige Abhandlung „Homer ein Slave“ verdankt, in welcher Herr Profeſſor Mudrtz dem Streite der ſieben Städte dadurch ein Ziel ſetzt, daß er auf's Gründlichſte nachweiſt, wie die Ehre der Herkunft dieſes Dichters weder der einen noch der andern derſelben, ſondern dem Slaventhume angehöre, dann eine Tragödie „Herkules“, in der er ſich bemüht, in allegoriſcher Weiſe das tragiſche Geſchick der altſlaviſchen Stämme darzuſtellen, die, von Fremdlingen verdrängt oder in ihnen aufgegangen, als mahnende Rufe an ſpätere Brüder dunkle Ahnungen ihres Beſtandes in Lauten und Klängen zurückgelaſſen, wie ſelbſt in dem Titel der Tragödie zu erkennen, da „Herkules“, der Gott der Kraft und der warmen Bäder, ſeinen Namen offenbar von nichts Anderem abgeleitet habe, als von „herký, horký“, ſo wie auch „orcus“, der Ort, wo es bekanntlich hölliſch heiß iſt, nichts Anderes ſei, als locus „horkus“. Profeſſor Mudrtz nannte ſeinen „Herkules“ eine „philologiſche Tragödie“. Leider iſt auch ſie, ſo wie der „Homer ein Slave“ ungedruckt geblieben!

Die Sprödigkeit der Preſſe gegen die Erzeugniſſe ſeiner Feder hielt jedoch Herrn Profeſſor Mudrtz nicht ab, alle Zeit, die ihm ſeine andern Qualitäten erübrigen ließen,

unverdrossen dem Dienste der Musen zu widmen. Er pflegte sich in solchen Momenten hermetisch in seine an unsre Kammer grenzende Stube einzuschließen, und war eben so ganz Schriftsteller, als er eine Stunde früher ganz Professor, ganz Kostherr oder ganz Gatte gewesen. Herr Professor Mudrtz ließ Niemanden etwas von den Erzeugnissen seines Geistes lesen. Die Titel seiner Werke waren nur wie eine Sage in das Bewußtsein der gesammten Tmawizer Bewohnerschaft gedrungen, ohne daß sich jedoch Jemand hätte rühmen können, dieselben mit einem Auge gesehen zu haben. Zeichner dieses kann jedoch versichern, daß er, als es ihm einmal gelang, einen Ueberblick der Arbeitsstube des Herrn Professors durch das Schlüsselloch zu gewinnen, den Schreibtisch desselben von mehreren nambaften Stößen beschriebenen Papieres umlagert sah, von denen kaum zu bezweifeln war, daß sie die obengenannten opera enthielten.

IX.

Gymnasiastische Societäten.

Es bedarf wohl dem verehrlichen Leser gegenüber nach der Bekanntschaft, die er im Vorhergehenden mit dem Manne zu machen Gelegenheit hatte, der die Aufgabe übernommen durch die vier langen Jahre, die im gewöhnlichen gymnasiastischen Sprachgebrauche die „Grammaticales" genannt werden, neben der „Bildung des Geistes und des Herzens" Zeichners dieses auch noch die eines halben Schockes anderer aus allen Städtchen und Dörfern des ....er Kreises zusammengewürfelten Jünglinge zu leiten, in welche eben so viele zärtliche Väter und Mütter eben so viele Welten von Hoffnungen setzten, nicht erst der Versicherung, daß das ganze halbe Schock vaterländischer Zukunft am Ende dieser Frist dem obenerwähnten edlen Ziele höherer Erziehung nicht viel näher gerückt war, als an dem Tage, da es in dem Manne mit der

„römischen Antiquität“ auf dem Kopfe den künftigen „Freund und Lehrer“ zum ersten Male begrüßte. Wenn nichtsdestoweniger Männer aus diesem halben Schocke hervorgegangen, die anzunehmen berechtigt sind, daß sie der Stand, dem sie sich später gewidmet, mit Befriedigung die seinen nennt, ja sogar Männer, auf welche nicht nur Tmawitz, sondern selbst das Vaterland stolz sein darf, wie z. B. ehemalige Deputirte und nunmehrige Inhaber fetter Aemter, eifrige Wlastenci und sogar Schriftsteller und Professoren, so wiegt das Verdienst des Herrn Professor Mudrtz an alle dem eben so schwer, als das eines Gärtners, der die Sorge für seinen Garten der lieben Natur überläßt, und die Freude erlebt, daß ohne all' sein Hinzuthun hier eine kriechende Gurke, dort ein großer Kürbiskopf, weiterhin ein wuchernder Rosenstrauch oder eine sprossende Weidenhecke gedeiht. Wer da annehmen würde, das Verdienst eines solchen Gärtners sei so viel wie gar keines, der würde nur zeigen, daß er nicht derjenige sei, der es verstanden hätte, das Verdienst des Herrn Professor Mudrtz gehörig zu würdigen. Und doch war dieses eines, und wenn man will ein nicht gar zu geringes. That nämlich der absonderliche Mann nichts, um die Geister und die Herzen seiner Unterrichtsbefohlenen zu bearbeiten und zu befruchten; that er nichts, um aus ihnen die edlen Blüthen classischer Bildung und humaner Erziehung erblühen zu machen, so durchwühlte er sie doch

auch wenigſtens nicht und beſäete ſie nicht mit Diſteln und Dornen, ſondern ließ ſie unberührt und brach liegen, wie ſie Gott geſchaffen und die verſchiedenen Herrn Holub's abgegrenzt, und wuchern und hervorſprießen aus ihnen, was da konnte und wollte. Und pflanzte er auf dieſe Weiſe eben ſo wenig Kürbiſſe als Roſen, ſo hinderte er doch wenigſtens nicht, daß ſich in den ſchmutzigen, dintenbeklecksten Bänken ſeiner dunklen Schulſtube im Stillen hier ein Kürbis, dort eine Roſe vorbereitete — verſteht ſich, in ſo fern nur ſeine Schulſtunden und ſeine Doctrinen dadurch nicht berührt wurden.

Dieſes in der Schule, der der Zeichner dieſes angehörte, vorwaltende Syſtem war es auch, das zu jener Zeit gewiſſermaßen maßgebend für das ganze gymnasium Tmavicense geworden war.

Zur Zeit nämlich, als meine Studentenſchaft in dies Gymnaſium eintrat, war juſt ein Viertelhundert von edlen Jünglingen, das eben unter Herrn Profeſſor Mudrtz die Grammaticales zurückgelegt hatte, in die Humaniora übergegangen, und ſo energiſch auch der zwar greiſe und ſehr feiſte, aber vom lebendigſten Lehreifer beſeelte Humanitätsprofeſſor Wenzeslawſky dagegen auftrat, ſo hatte er doch nicht vermocht dem einmal eingeſchlagenen Selbſtentwicklungsgange, der in ihnen durch die Uebung von vier Jahren bis zum Unbeugſamen erſtarkt war, eine dem Endziel humaner Bildung entſprechende Richtung zu geben.

Einzelne Nachzügler, „Repetenten", wie sie in der Terminologie der Gymnasien uneigentlich heißen, da diese Sorte von Jünglingen sich grade am allerwenigsten mit dem „Repetiren" befaßt, die sich in den übrigen Klassen des Gymnasiums sporadisch eingenistet, hatten das System der Emancipation des Geistes und des Herzens von dem Einflusse der Professoren auch in die Bänke der anderen Schulstuben verpflanzt. Zudem inclinirten die anderen Herrn Professoren eher zu der Apathie des Herrn Professors Mudrtz, als zur Rührigkeit des alten Wenzeslawsky, nur daß sie bei ihnen nicht wie bei Herrn Mudrtz aus Temperament und Grundsatz, sondern aus Bequemlichkeit und Sorglosigkeit entsprang, und man konnte bald behaupten, das gymnasium Tinavicense sei in einer Hinsicht das trefflichste auf dem ganzen Erdenrunde, in der nämlich, daß die liebe Jugend an demselben Gelegenheit finde, sich ganz nach eigenem Belieben und eigener Neigung zu entwickeln, wenn sie nur übrigens ihre Pensa richtig brachte, ihre Versionen gehörig auswendig lernte und sich nicht beikommen ließ, etwas mehr zu wissen oder auch nur wissen zu wollen, als ihr täglich vor- und zugewogen wurde.

Nicht alle Menschen erfreuen sich gleicher natürlicher Anlagen, gleicher Neigungen, gleicher Fähigkeiten, gleicher Eindrücke und Umgebungen. Alle Menschen aber fühlen den Drang in sich, sich zu Gleichbegabten, Gleichstrebenden

zu gesellen, und in Gemeinschaft mit ihnen dem gemeinsamen Drange nach Kundgebung ihrer Neigungen nachzugeben. So geschah es denn auch am gymnasium Tmavicense.

Die „Geister und die Herzen", durch Herrn Mudrtz und die andern Professoren nicht genug beschäftigt, gingen in ihrem jugendlichen Drange nach Thätigkeit und Lebendigkeit bald ihre eigenen Wege, und auf gleichen Wegen fanden sich auch bald die gleichen Geister. Nach kaum mehr als einem Jahre hatten sich die verschiedenen Elemente in der Klasse des Herrn Mudrtz bereits so vollkommen gesondert und an einander geschlossen; die Anziehungskraft der gleichen Elemente unter den nunmehr in die „Rhetorik", wie die letzte Gymnasialklasse hieß, vorgerückten ehemaligen Zöglingen desselben Herr Professors hatte so mächtig gewirkt, daß die ganze Gymnasialjugend nicht nur ihren Sympathien folgend untereinander eine Reihe von innigen Kameradschaften bildete, deren jede ihre besonderen Zwecke verfolgte, sondern sich auch untereinander als in eben so viele diverse Körperschaften zerfallen betrachtete, die mit einander nichts gemein hatten, einander darnach benannten oder auch beschimpften, und, je nachdem sich ihre Zwecke mehr minder entgegenstanden oder kreuzten, sogar bis aufs Erbittertste anfeindeten und verfolgten.

Eine dieser Genossenschaften von Gleichstrebenden führte

den abenteuerlichen Namen der „Burdyrſchen". An ihrer Spitze ſtand ein blauäugiger, blondhaariger „Rhetor" von kleinem, aber gedrungenem und derbem Baue, der in dem Rufe einer herkuliſchen Körperkraft ſtand, und dieſen Ruf dadurch zu bethätigen wußte, daß er nicht nur eine Schulbank mit Einer Hand aufhob, was eigentlich jeder ehrliche Burdyrſch können mußte, ſondern auch eine ganze Cathedra packen und in die Höhe heben konnte, als wäre ſie ein Korb Aepfel, und daß es ihm eine Kleinigkeit war, an Sonn- und Feiertagen eine Stunde lang die beiden großen Gymnaſialglocken allein und mit jeder Hand eine im vollſten Schwung zu erhalten. Einen Strick von mäßiger Dicke zerriß „Herkules", wie ſich dieſer Jünger des Herrn Rudrß nennen ließ, wie einen Trumm Zwirnes; mit dem Ziegenhainer, den er ſich an Ferialtagen und an unbeſuchten Orten beilegte, ſpaltete er Kieſelſteine wie Nüſſe. Reſpectirt und gefürchtet vom ganzen Gymnaſium wegen ſeiner immenſen Körperkraft, gab er ſich mit Grammaticis, Poeticis oder Rhetoricis nicht mehr ab, als nöthig war, um nicht geradezu excludirt zu werden. Die Genoſſenſchaft, deren Seele und Mittelpunkt er war, beſtand aus einem Kreiſe von etwa zwanzig „Burdyrſchen", dem Kerne der Kraft, der Verwegenheit, der Entſchloſſenheit und des Uebermuthes aller Klaſſen, lauter baumſtarken Jungens von kecken Zügen, trotzigen Augen, herausfordernder Haltung, abgehärtet gegen Sturm und Wind, Hitze und

Froſt, Regen und Schnee, Drohungen und Pönale's. Der edle Zweck, den ſie verfolgte, war nicht mehr und nicht weniger, als möglichſte Ausbildung der körperlichen Kräfte, und die Mittel, deren ſie ſich zur Erreichung dieſes Zweckes bediente, waren das Ballſpiel im großartigſten Maßſtabe, das Erklettern von Bäumen, Mauern, Felſen und Dächern, das Ringen und Boxen, in erſter Linie aber das Händelſuchen und Raufen um jeden Preis und mit wem immer. Beinbrüche und Beulen waren bei den ‚Burdyriſchen' Dinge, von denen man nicht erſt ein Aufhebens machte. Zu den beſagten Uebungen wurde nicht nur jeder Feriaitag, den Gott erſchaffen, ſondern auch alle übrige Tages- und Jahreszeit verwendet, die nicht unumgänglich in den Schulen ‚vergeudet' werden mußte. Zur Vornahme der Uebung war jeder Ort gleich gut, wo ſich zwei oder mehrere ‚Burdyriſchen' zuſammenfanden, oder wo es einen Streithandel gab; jeder Anlaß zureichend, gleichviel, ob er einen Burdyrich etwas anging oder nicht. Wo es immer einen Streit gab, im Hofe des Gymnaſiums, in den Gängen, in den Schulſtuben, auf der Straße; war ein Burdyrich zugegen, ſo nahm er Partei des erſten beſten Theils. Die Profeſſoren, vor allen aber der Herr Präfect und der Herr Katechet ſtanden bei den ‚Burdyriſchen' in beſonderer Ungnade, und kein Semeſter lief ab, ohne daß für gewiſſe Claſſifications-Eventualitäten die furchtbarſten Rachepläne geſchmiedet worden wären.

Ein zweiter Kreis von Tmawitzer Gymnasiasten führte den Namen „Ghmeliken" (zu deutsch etwa „die Hopfenfreunde"). An ihrer Spitze stand eine Art bemoosten Hauptes, ein alter Gymnasiast, der, nachdem er eine Zeit lang an verschiedenen Landschulen Schulgehilfe, in verschiedenen Kanzleien Schreiber gewesen, endlich den Entschluß gefaßt hatte, Kapuziner zu werden, und zu dem Behufe vorerst einiges Gymnasium zu sich nehmen wollte. Der „heilige Prokop", unter welchem Namen das Oberhaupt der Ghmeliken nicht nur jedem Gymnasiasten, sondern jedem Kinde in Tmawitz bekannt war, war ein stiller, in sich gekehrter alter Knabe von bleichem, gedunsenem Aussehen, dem es Niemand angesehen hätte, daß sein Inneres Untiefen in sich schloß, die zu erfüllen kein Meer von Gerstensaft hinreichte. Er wohnte ganz zurückgezogen bei einer alten Schneiderswittwe, wo er eine feuchte Kammer mit seinem Busenfreunde, dem sogenannten „Viceprokop" theilte, ging pünktlich in's Gymnasium, hatte sogar eine Art von Fleiß und gab sich sichtlich Mühe, sich von den freundlichen Ermahnungen des ehrlichen Wenzeslawky erschüttern und auf „trockene" Wege bringen zu lassen. Aber es wollte nicht recht gehen.

Am Montage früh kam der heilige Prokop gewöhnlich nicht nur ganz übernächtig, bleich, taumelnd und auf Klafterweite von dem Uebermaße in verflossener Nacht zu sich genommenen Gambrinusnektar's duftend in's Gymnasium,

ſondern auch gebeugt, traurig, ſchwermüthig, in ſeinem Innern eben ſo zerknirſcht, wie in ſeinem Aeußern verwahrloſ't und zerknittert. Der ehrliche Wenzeslawiky hielt ihm dann gewöhnlich eine Strafpredigt, von der die Wölbungen aller Gänge widerhallten und die auch nicht verfehlte, auf das ohnehin in ſich verſunkene Gemüth des heiligen Prokop einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Am Dienſtage war Prokop die Ordnung ſelbſt. Am Mittwoch erreichte ſeine Rückkehr zum „Trockenen" den Kulminationspunkt. Am Donnerſtage — ach der Donnerſtag und der Sonntag, das waren ja die beiden Tage, die Gott in den Kalender geſetzt zu haben ſchien, um den ‚heiligen Prokop' vollends unglücklich zu machen!

An ſolchen Tagen wachte der ‚Viceprokop' gewöhnlich ſehr zeitlich früh auf und machte ſeine ganze Mephiſtonatur geltend, um ‚Prokop den Heiligen' von dem ſchwer betretenen Pfade des „Trockenen" wieder ins „Naſſe" zu verlocken.

„Alter! Hörſt Du!" hub dann gewöhnlich der Viceprokop, eine durch und durch liederliche Haut, ein Subjekt von fabelhafter Unverbeſſerlichkeit, an. „Alter! Hörſt Du!"

„Nein! Ich höre nicht!" antwortete gewöhnlich Prokop der Heilige.

„Schläfſt Du noch?"

„Ja! ich ſchlafe!"

„Es iſt aber ſchon ſehr ſpät!"

„Sehr ſpät? So. Wie ſpät iſt es?“

„Sieben Uhr!“

„Ei da muß ich aufſtehen und die Interpretation büffeln! Es iſt bald Zeit, in's Gymnaſium zu gehen.“

„Weißt Du denn nicht? Heute iſt's Donnerſtag!“

„Donnerſtag? So laß mich ſchlafen! Ich will vom Donnerſtag nichts wiſſen! Ich ſteh' heut' gar nicht auf! Nicht bis morgen früh! Einmal muß der Menſch anfangen, wenn er aufs Trockene kommen will.“

Hierbei drehte ſich der Heilige in ſeinem armſeligen Bette gegen die Wand, als wolle er gar nichts mehr hören und that, als ob er ſchliefe.

„Hör' doch!“ hub der Viceprokop nach einer Weile wieder an.

„Laß mich, ich will nicht hören!“ antwortete der Heilige verdrießlich.

„Ich bin durſtig.“

„Trinke Waſſer!“

„Das Tmawitzer Waſſer iſt ſehr ungeſund!“

„Glaubſt Du wirklich?“

„Mir wird ordentlich unwohl, wenn ich nur daran denke.“

„Hm — hm! 's iſt doch ſonderbar!“

„Was iſt ſonderbar?“

„Ich ſpüre, daß es mir auch nicht gut thut!“

Nach einer Weile waren auch die andern ‚Chmeliken‘

Einer nach dem Andern eingetreten, lauter Leute, denen der Bart bereits wuchs, und die ſchon, weil ſie ſich raſirten, ſich von dem jungen „Bubenvolke“ des Gymnaſiums fern und abgeſondert hielten.

„Alter!“ ſprach Einer von ihnen. „Haſt Du vergeſſen?“

„Worauf?“

„Auf Deine ſeidene Weſte!“

„Seidene Weſte?“

„Haſt ſie ja Sonntag im Bräuhaus als Pfand zurückgelaſſen! Oder haſt Du ſie ſchon eingelöſt?“

„Hörſt Du, Du haſt Recht! Die Weſte iſt noch draußen! Eine ſchöne Weſte. Die kann ich doch unmöglich wegen einiger Maße Bier verfallen laſſen! Was meinſt Du, Viceprokop?“

„Was ich meine? Daß Du aufſtehſt, Dich ankleideſt, und daß wir gleich alle mit einander nach dem Bräuhaus hinaus gehen, Deine Weſte auslöſen.“

Solchen und ähnlichen Vorſchlägen vermochte der ‚Heilige‘ nichts entgegenzuſetzen, und ſo machte er ſich denn mit ſeinen treuen ‚Chmeliken‘ gewöhnlich ſchon in aller Donnerſtagsfrühe mit dem Vorſatze, ſeine ſeidene Weſte einzulöſen, auf den Weg nach dem etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Bräuhauſe. Der geringe Ertrag einiger ‚Informationen‘, die er bei den Kindern einiger Tmawitzer Honoratioren ertheilte, und der eben

knapp zur Deckung ſeiner Bedürfniſſe hingereicht haben würde, wurde aus dem Säckel gezahlt, die Schuld vom letzten Sonntag bezahlt und die Weſte angelegt. Da aber der heilige Prokop nach einem ſolchen Morgengange gewöhnlich auch einiges Bedürfniß nach Labung verſpürte, ſo ſetzte er ſich an einem der Tiſche unter den Kaſtanienbäumen des Bräuhofes nieder, und erklärte dem Bräuer: „Herr Wirth, heute nur eine Halbe, nur für den Durſt!“ Die ‚Gmeliken‘ hatten gewöhnlich bereits Platz genommen und der heilige Prokop, der, während er das erſte Halbmaß leerte, hoch und theuer ſchwor, es geſchehe nur des Durſtes wegen und er habe ſich feſt vorgenommen, nicht mehr zu trinken, als der Menſch zur Stillung ſeines Durſtes unabweislich bedürfe, brachte ſeinen Freunden bald einen ſo hohen Begriff von ſeinem Durſte bei, daß von einem Wetteifern mit ſeinen Leiſtungen im Gebiete des Durſtſtillens bald keine Rede ſein konnte. Es war Morgen, es ward Abend, Ein Donnerſtag, und die ſeidene Weſte wanderte wieder vom Leibe des heiligen Prokop in die Hände des Bräuers, um da als Unterpfand der Anhänglichkeit ſämmtlicher Gmeliken an das Haus, in deſſen geheimnißvollen Räumen ſo köſtliches Naß gebraut wird, zu verbleiben, bis dieſe am Sonntag wiederkommen würden, um ſie einzulöſen.

Eine dritte, ihren Neigungen mehr im Geheimen nachgehende Genoſſenſchaft hatte ſich um einen ſchönen,

schwarzlockigen Burschen gebildet, den Sohn eines adeligen Gutsbesitzers, der bei einer sehr wohlhabenden Familie wohnte, und ein, nach den Begriffen von Landgymnasiasten sehr bedeutendes Monatgeld vom Hause bezog. Die Genossenschaft hatte keinen eigentlichen Namen. Meist aus Schülern der höhern Klassen und aus den Söhnchen von Beamten, reichen Leuten und Landadeligen bestehend, sah sie auf das Proletariat der Bürgerkinder mit Stolz und Verachtung herab, und vermied mit den letzteren jede Berührung. Die „falschen Cavaliere", wie sie per ironiam zuweilen genannt wurden, trieben ihr Wesen in einem wenig besuchten Gäßchen gelegenen Oertlichkeit, allwo sie Tage und Nächte lang dem edlen Billardspiele oblagen, Karten spielten und noch allerhand vornehmen Zeitvertreib nachhingen, von dem aus dem dunklen Gäßchen nur dunkle Kunden in die dunklen Bänke des Gymnasiums drangen; Kunden übrigens, in welchen die geheimnißvolle Gestalt einer als sehr schön gepriesenen Kellnerin, die Venus von Czaslau geheißen, eine nicht geringe Rolle spielte.

X.

Ein Theaterstück.

Jedoch nicht alle Neigungen und Fähigkeiten der zweihundert Tmawitzer Gymnasiasten paßten unter einen der drei Hüte obiger Societäten. Dem Einem fehlte die Kraft, dem Andern der Durst, dem Dritten das Geld und die noble Natur. So kam es denn, daß sich noch eine Menge kleiner Kameraderien bildeten, welche bald dieses, bald jenes im Schilde führten, sich zerschlugen, wieder vereinigten und so die liebe kostbare Zeit mit allerhand Unding und Unsinn tödteten.

Eines der am meisten Aufsehen erregenden, und inwiefern ein junges Poetentalent darin zum ersten Male seine Bene manifestirte, auch nicht ohne Nachwirkung gebliebenes Unternehmen dieser Art kam auf Anregung eines sonst bescheidenen und stillen Burschen zu Stande, den aber Professor Mudrz ganz besonders nicht leiden konnte,

weil er ſtets anders als dieſer es ſeiner Schule in die Feder und in den Verſtand diktirt hatte, und doch immer in einer, den Herrn Profeſſor nicht wenig verblüffenden Weiſe zu antworten, und überdies ſämmtliche ſtyliſtiſchen Aufgaben in Verſen und noch dazu in deutſchen auszuarbeiten pflegte.

Eine fahrende Schauſpielergeſellſchaft hatte in Tmawitz einige Vorſtellungen gegeben. Ein Stück, das ſich des Beifalls des nichtſtudirenden ſowohl als ſtudirenden Publikums in ganz vorzüglichem Grade erfreute, waren die „Räuber auf Maria Kulm.“

‚Horaz‘, wie wir den poetiſchen Mitſchüler ſcherzweiſe nannten, wurde von den Knall- und Rühreffekten dieſes Schauer- und Trauerſtückes ſo ſehr begeiſtert, daß er ſich augenblicklich in ſein Stübchen binſetzte, und unter dem Geklopfe der benachbarten Schuſterwerkſtatt — er wohnte nämlich bei einem ehrſamen Schuhmachermeiſter — binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine Tragödie ſchrieb, von der er ſich verſprach, daß ſie, von den Tmawitzer Mimen aufgeführt, dem Publikum wenigſtens zehnmal mehr das Haar ſträuben machen müſſe, als die Maria-Kulm-Räuber. Dem Titel des Stückes wenigſtens fehlte es an haarſträubender Kraft keineswegs. Es hieß: „Kunerich, oder Haß, Schwur und Rache.“

Der Erſte, dem ‚Horaz‘ das Geheimniß ſeiner dichteriſchen Schöpfung anvertraute, war der Zeichner dieſes,

nicht nur sein Nebenmann in der Schule, sondern überhaupt der Specialissimus seiner Speciales.

Es war eines Freitags. Horaz stürzte ganz aufgeregt in die Schule. Seine Augen funkelten, sein Haar fiel ihm in wilden Locken in die Stirn, sein Antlitz leuchtete vor geistiger Erschöpfung, aber auch Seligkeit.

„Ich hab' ein Theaterstück geschrieben!" vertraute er mir athemlos, indem er sich neben mich in die Bank setzte. „Ich laß es aufführen, Sonntag wird's gegeben!"

Mein Erstaunen war nicht gering. Horaz wurde in dem Augenblicke um fünf Köpfe größer in meinen Augen, eine verklärte Erscheinung. So, dachte ich mir, müssen Horaz, Schiller oder wenigstens Spieß wirklich ausgesehen haben, welcher Letztere nebenbei gesagt, eine unter den Leselustigern der Schüler des gymnasii Tmavicensis sehr beliebte Lektüre ausmachte.

„Da hast Du's! Lies! Es wird Dir außerordentlich gefallen! Lies, daß es der Professor nicht sieht! Nach der Schule geh' ich zum Theaterdirector, Du gehst mit mir!"

Ein Theaterstück, ein noch nicht gedrucktes, noch nicht einmal aufgeführtes, von keiner lebendigen Seele noch gekanntes! Mir war, als hielt ich ein Geheimniß in Händen, das eine Welt von Berühmtheit in sich schloß. „Wenn der Horaz einmal so berühmt ist, wie der Spieß, oder der Schiller, oder der wirkliche Horaz!" dachte ich bei mir,

„so warst Du doch der Erste, der seine Stücke gekannt hat, eh' sie noch Jemand auf Erden kannte!" Ich nahm das dargebotene Papierheft, versteckte es unter der Bank, legte auf die Bank die aufgeschlagene Chrestomathie und darunter auf die Knie das „Theaterstück" und hub, unbekümmert um des Herrn Professors Demonstrationen, an zu lesen:

„Kunerich, oder Haß, Schwur und Rache.
Theaterstück in fünf Aufzügen."

Mir schauerte es durch alle Gebeine.

„Du, das ist prächtig!" flüsterte ich Horazen zu.

„Ich hab' Dir's ja vorausgesagt!" flüsterte Horaz zurück.

„Personen," las ich weiter.

„Wahrhaftig wie ein wirkliches Theaterstück!" fuhr mir das Erstaunen durch die Seele. „Sogar Personen kommen darin vor!"

„Wildibrand von Höllenstein, ein Ritter in Thüringen."

„Horaz, wo ist denn das Thüringen?" fragte ich leise.

„Hast's denn nicht gelesen? In den „Löwenrittern" kommt's vor."

Meine geographische Wißbegierde war befriedigt und ich las weiter:

„Hildigunde, seine Gemahlin."

„Kunerich, beider Sohn."

„Waldemar von Schauerburg, ein Ritter in Schwaben.

„Wo iſt denn das Schwaben?“ fragte ich wieder.

„Auch in den Löwenrittern, gleich auf der andern Seite, wo Thüringen ſteht!“ bedeutete mich Horaz.

„Kunibalde, ſeine Gemahlin,“ las ich weiter.

„Adelfinde, beider Tochter.“

„Ein Köhler, eine Köhlerin, Ritter, Knappen, ein Henker, ein Kobold....“

„Was iſt das, ein Kobold?“ mußte ich wieder fragen.

„Weißt Du denn nicht? Das kommt ja im Petermännchen vor!“

Ich hatte zwar dieſes Hauptwerk Spießen's noch nicht geleſen, aber eine dunkle Ahnung durchflog mich, daß es irgend ein unheimliches Ding ſein müſſe, und ſo machte ich mich denn in Gottes Namen an das Theaterſtück ſelbſt.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

„Wildibrand von Höllenſtein, die Vorigen.“

„Horaz, wer ſind denn die Vorigen?“ mußte ich wieder fragen. „Es war ja vor dem Wildibrand noch gar Niemand auf dem Theater!“

„Wahr! Du haſt Recht!“ flüſterte Horaz. „Streich's weg!“

Der Stolz, mit dem ich die nie da geweſenen „Vori-

gen" wegſtrich, war vielleicht der größte, den ich je über etwas empfunden, ſelbſt den nicht ausgenommen, der mir mich ſelbſt über alle meine Zeitgenoſſen erhaben erſcheinen ließ, als mich Herr Kutzkawy zum Abhalten der Prüfungs-Anrede erkoren. Ich hatte an einem künftig unſterblichen Werke einen Fehler entdeckt, ich durfte ſogar Hand anlegen, den Fehler zu verbeſſern. Die Feder zitterte mir in der Hand, als berührte ich ein Stück Ewigkeit.

„Wildibrand ſtürzt herein, athemlos, außer ſich," las ich weiter.

„Ha! welch' Entſetzen! ſchauerliche That!
Ja, ja! Es iſt gewiß! Er mir gethan es hat!
Ich halt' es aus nicht! Rache! Rache! Rache!
(Verſunken in Gedanken.)
Doch weiß ich nicht geſchwind, wie ich es mache!
(Verſunken tiefer in Gedanken. Plötzlich fährt ihm ein Einfall durch den Kopf. Emporfahrend und den Einfall erfaſſend.)
„Ha!"

Mit dieſem „Ha!" endigte die erſte Scene und es kam eine Verwandlung.

Bei dem Anblicke des Wortes „Verwandlung" ſtieg meine Ueberzeugung, daß das „Theaterſtück", das ich in Händen hielt, den „Räubern auf Maria Kulm" an Claſſicität auch nicht im Geringſten nachſtehe, aufs Höchſte. Sogar „Verwandlungen" hatte Horaz in ſeinem Stücke angebracht, und die Verwandlungen mußten auf der Bühne ausgeführt werden, — es war mehr, als ich ihm zugetraut hatte.

Wildibrand erscheint wieder, aber diesmal in einer Waldschlucht, und beschwört den Kobold. Dieser kömmt und verspricht dem Ritter seinen Beistand zur Vernichtung des ganzen Hauses Schauerburg. Wildibrand hält hierauf eine Kraftrede von zwei Seiten, und der erste Act ist zu Ende.

Folgte der zweite Act.

Wildibrand überfällt die Veste Schauerburg und führt den Ritter Waldemar sammt Familie gefangen nach Höllenstein. Drei Seiten.

Im dritten Acte rastet der Zug im Walde vor einer Köhlerhütte, und Kunerich verliebt sich in die reizende Adelinde; wieder drei Seiten stark.

„Im vierten Acte befreit Kunerich seine Geliebte und ihre Eltern aus den Händen des eigenen Vaters, in demselben Augenblicke, als dieser den Ritter Waldemar von Schauerburg sammt Gemahlin und Fräulein Tochter hängen lassen will. Die Geliebte schneidet der edle Jüngling selbst vom Galgen und trägt sie mit Triumph in seinen Armen fort!“

„Horaz!“ rief ich halblaut und außer Stand, mein Entzücken über die großartige Scene zu bemeistern. „Der Spieß ist ein Glauren gegen Dich!“

„Na, lies nur zu Ende!“ flüsterte Horaz. „Geschwind, der Professor schaut her!“

Ich las den fünften Act.

Es ist Sturm und Nacht. Der edle Jüngling hat die Geretteten in den Wald gebracht, und bei dem Köhler für sie Obdach gefunden. Er ist als Harfenspieler verkleidet und nennt den Ritter Schauerburg und die Ritterfrau seine „armen Eltern“ und Adelsinde seine „Schwester“.

Ich fühlte mich bis ins Innerste ergriffen ob dieser rührenden Scene, und Schauer der tiefsten Empfindung, in der Prosa „Gänsehaut“ genannt, überliefen mich, als ich las:

Fünfter Act.

Pechschwarze Nacht. — Der Lampenanzünder hat alle Lampen ausgelöscht. — Tiefe Wildniß. — Im Nebenzimmer donnert, im Hintergrunde blitzt es. — Nebst einer Köhlerhütte. — Kunerich als Gaukler verkleidet, Adelsinde, Waldemar von Schauerburg, Kunibalde, in einiger Entfernung.

Kunerich

„Hier, gute Leute, sollet ihr nun rasten,
Weh' dem, der es noch wagt, Euch anzutasten!
Geschwind will ich den braven Köhler wecken,
Und ihn beschwören laut bei Gottes Segen,
Daß er Euch etwas bring' heraus zu essen,
Fürchtet Euch nicht und bleibt hier unterdessen!“

Wildibrand mit seinen Reisigen erscheint im Walde, seine Gemahlin zu Pferde mit. Er verfolgt die Flüchtigen und fragt den Köhler, ob er nicht eine Spur von ihnen habe. Kunerich fällt dem Vater zu Füßen — — und Professor Mudrtz rief meinen Namen mit dem Befehle: „Weiter übersetzen.“

Die verehrlichen Leser begreifen, daß ich diesem Befehle

Genüge zu leisten durchaus nicht in der Lage war. Meine Seele war erfüllt von Kunerich, Haß, Schwur und Rache, meine Gedanken schwelgten in den Schönheiten des herrlichen Theaterstücks, und alle Mudrtze der Welt, trotz ihren Romulussen und Herkulessen, erschienen meiner Phantasie wie Pygmäen vor dem Riesen Horaz. Die Sache lief mit einer Pöna von zehnmaligem Pensumabschreiben ab. Von dem Schatze unter der Bank hatte Professor Mudrtz nichts gemerkt.

Nach der Schule hatten wir, Horaz nämlich und ich, nichts Eiligeres zu thun, als uns zum Schauspieldirector zu begeben.

„Wirst sehen, was der für Augen machen wird!" sprach Horaz voll Zuversicht unterwegs. Mir aber war es nicht anders, als werde dieser Gang einst in der Biographie Horazens vorkommen, und als sehe ich es schon im Geiste, wie mein Name auf diese Weise mit in die Unsterblichkeit hineingeschmuggelt wurde.

Der Theaterdirector war zwar ein sehr höflicher Mann, der es mit den Studenten, die zu den fleißigsten Besuchern seines Spektakels gehörten, nicht verderben wollte, lobte das Stück außerordentlich, ohne mehr als einen Blick hinein gethan zu haben, was wir Beide bei seiner Uebung in der Beurtheilung von Stücken sehr begreiflich fanden, gestand aber offen, daß es nicht gegeben werden könne.

So niederschlagend dieser Bescheid auch für Horaz,

und in der That auch nicht minder für mich ſein mußte, ſo ſehr waren wir doch Beide von der Vortrefflichkeit des Werkes ſo durchdrungen, daß ich keinen Augenblick Anſtand nahm, Horazen darin zu bekräftigen, und ihn allen meines Beiſtandes zu verſichern, als er den Entſchluß faßte, das Stück mit Hilfe einiger Mitſchüler dennoch zur Aufführung zu bringen.

Der Gedanke hatte gezündet. Alles was nicht zu den Burdyrſchen und Chmeliken gehörte, ſchloß ſich dem Plane „Theater zu ſpielen" an. Was nicht ſelbſt mit ſchauſpielern wollte, verſprach wenigſtens mit zuzuſchauern. Ins Theater der wandernden Geſellſchaft, deren Director ſo wenig Reſpekt vor dem Geiſteserzeugniſſe eines Tmawitzer Gymnaſiaſten bewieſen, durfte kein einziger Student mehr gehen. Es war der erſte, ſpäter ſo folgenreich werden ſollende Schritt zu einem conſpirationsartigen Handeln.

Vor allem Andern wurden die Rollen vertheilt. Die Titelrolle behielt ſich Horaz vor, und Niemand machte ſie ihm ſtreitig. Ritter Wildibrand von Höllenſtein wurde der Part des Zeichners dieſes. Den Ritter von Schauerburg zu geben erklärte ſich der „erſte Prämiant" bereit. Den Köhler übernahm ich weiß nicht mehr wer; der Kobold wurde Herzel Samuel zugewieſen, der Henker an Kokrha Wojtjech übertragen, weil dabei nichts zu memoriren war, und zur Uebernahme der Frauenrollen

wurden drei Mädchen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren überredet.

Bei der außerordentlichen Kürze des Stückes waren auch die Rollen sehr kurz ausgefallen. Am meisten hatten Wildibrand und Kunerich zu reden, und doch beliefen sich ihre ganzen Parte auf nicht mehr, als zwei, drei Seiten.

Nun wurde Geld zusammengeschossen. Der Dichter kaufte einige Buch Papier, pappte sie mit Kleister aneinander und malte darauf Burgen, Wildnisse und Köhlerhütten, so gut und so schlecht er es konnte, pappte hierauf Panzer und Helme aus Goldpapier, schnitzte Säbel und Dolche, und arrangirte die Garderobe. Kurz, Horaz that Alles, was nur immer zu geschehen hatte, um sein Meisterwerk würdig in's Leben zu setzen.

Eine Hauptsorge war jedoch noch nicht erledigt. Wo sollte gespielt werden? Nach vielem Suchen war auch eine Stube zu diesem Zwecke ausfindig gemacht worden. Horaz arbeitete aus Leibeskräften. Er leitete die Proben, richtete das Theater ein, tapezirte die Stube, richtete die Sitze für das Publicum her, schrieb die Anschlagszettel und die Eintrittskarten, kurz that Alles in Allem.

Endlich kam der ersehnte Tag der Aufführung. Des Vormittags sollte noch eine Probe gehalten werden. Da trat Kokrha Wojtjech hervor und erklärte, er wolle den Henker nicht spielen und er wolle überhaupt gar

nichts mit dem Stücke zu thun haben, er wisse schon warum. Die Verlegenheit Horazens war namenlos. Wo war ein Henker herzunehmen? Einen Henker mußte man doch haben; ohne Henker ging die erschütterndste Stelle des Theaterstücks verloren, die Hauptkraft der Wirkung war gebrochen. Es war ihm klar, daß nur eine rasche und geschickte Aenderung das Stück retten könnte, und Horaz hatte eine solche gleich bei der Hand. Der furchtbare Wildibrand sollte nämlich in Ermanglung eines Nachrichters die Hinrichtung der Opfer seiner Rache mit höchst eigener Hand vornehmen.

Die Stunde des Anfangs schlug. Das Leintuch, das in Ermanglung einer Kordine Publicum und Bühne schied, fiel auf die drei Unschlittkerzen herab, welche die Lampen ersetzten, da die Schnur beim Hinaufziehen abgerissen war. Horaz sprang in voller Rüstung aus den Coulissen hervor und zündete die Kerzen wieder an, und das Stück konnte seinen Anfang nehmen.

Die verehrlichen Leser haben den Aufzeichner dieser bunten Bilder bereits in der Dorfschule als einen, wie er glauben darf, vortrefflichen Redner kennen gelernt, und wenn er versichert, daß er ein ebenso guter Schauspieler als Redner war, so haben sie auch schon einen Maßstab, um ihn als Ritter Wildibrand von Höllenstein gehörig zu würdigen. Er darf sich in der That auch schmeicheln, wiewohl ihn die Natur mit einem ziemlich unritterlichen Kör-

verdaue und mit einem noch weniger heroiſchen Organe ausgeſtattet, mit dem Eröffnungsmonolog

„Ha! welch' Entſetzen! ſchauerliche That!"

eine Wirkung hervorgebracht zu haben, wie ſie ein Mime nur hervorzubringen vermag, der von dem Dichter ſo durchdrungen und begeiſtert iſt, wie er es von Horazens unſterblichem Theaterſtücke war. Aber auch Herzel Samuel ſpielte die Koboldſcene über alle Erwartung vortrefflich. Das Publicum, aus Parviſten, Prinzipiſten und Grammatiſten, dann einem Dutzend junger Mädchen beſtehend, war ſichtlich ergriffen. Und ſo ging denn Alles vortrefflich von ſtatten, einige Gedächtnißfehler abgerechnet, die Horaz ſtets mit größter Zuvorkommenheit hinter den Couliſſen hervor verbeſſerte, manchmal ſogar, indem er ſich zu dieſem Behufe eigens, wenn er auch nichts auf der Bühne zu thun hatte, auf dieſe begab. Die Hinrichtungsſcene kam. Ich tobte wie ein aufgewühltes Meer. Wo mich das Gedächtniß verließ, da that ich aus eigener Wuth ein Erkleckliches hinzu, unbekümmert, ob es ſich reime oder nicht, faßte endlich Adelfinde, die um die Todesqualen des Ritters Waldemar ſammt Gemahlin zu erhöhen als erſtes Opfer fallen oder vielmehr hängen ſollte, am Nacken, ſchleppte ſie an den Nagel in der Wand des Hintergrundes, der als Galgen dienen ſollte, band ihr in Ermanglung eines Strickes mein Taſchentuch um den Hals und hängte ſie

unter ungeheurer Steigerung meiner Schlußdeklamation, sowohl als des Effectes auf das Publicum daran.

Mäuschenstille herrschte eine Sekunde in der ganzen Stube. Kunerich wollte eben aus den Coulissen hervorstürzen, um, ein langes Tranchirmesser in der Hand, Adelfinden vom Galgen abzuschneiden, als die Thür aufging und — den Präfecten und den Catecheten an der Spitze das ganze Professorencollegium des gymnasii Tmavicensis hereintrat.

Ein Augenblick der Erstarrung folgte zuerst sowohl unter den Zuschauern als unter den Histrionen. Kunerich, das Messer in der Hand, blieb, mitten im Begriffe zur rettenden That hervorzustürzen, wie eingewurzelt hinter den Coulissen stehen. Darauf folgte ein Moment der allgemeinen Verwirrung. Publicum und Schauspieler rannten durcheinander; ein Theil, um sich bestmöglichst hinter den Coulissen zu verbergen, ein anderer, um sein Heil in der Flucht durch eine Seitenthür zu suchen. Wildibrand allein stand mitten auf der Bühne, den Blicken der ganzen Professorschaft preisgegeben. Einige Schritte von ihm entfernt hing das Opfer seiner Wuth an einem Nagel. Adelfinde hätte das Rachegefühl des Ritters von Höllenstein in Folge der Ueberraschung durch so unerwartete Gäste wahrscheinlich mit ihrem Leben bezahlt, wenn sich Professor Mudrtz nicht unter den Eingetretenen befunden hätte. Professor Mudrtz, selbst dramatischer Dichter, verkannte keinen Augenblick die Gefahr, in welcher Adelfinde schwebte,

ſprang auch ſogleich auf die Bühne, entriß dem noch immer wie angewurzelt ſtehenden Kunerich das Tranſchirmeſſer und ſpielte in höchſt eigener Perſon und aus dem Stegreif den Act zu Ende, indem er Adelfinden vom Galgen abſchnitt, ihr ſogleich einige Kannen Waſſer ins Geſicht goß, und triumphirend in ſeinen Armen an die friſche Luft trug.

XI.

Kokrha Wojtjech.

So unerheblich den verehrlichen Lesern eine mißlungene Theatervorstellung und namentlich die Aufführung eines so gehaltvollen Werkes wie „Kunerich" war, scheinen mag, von so tiefgreifender Rückwirkung sollte die Unterbrechung des Opferfestes, das Horaz den Göttern der Bühne veranstaltete, auf die Wendung der Dinge an dem Gymnasium Tmavicense sein.

Einem der Herren Professoren, Pater Lischka, was zu deutsch soviel wie Reinecke bedeutet, war zwar die „verderbliche Richtung des Geistes und des Herzens", die in beinahe epidemischer Weise unter den Jüngern dieser „Bildungsanstalt", um sich gegriffen hatte, nicht entgangen. Pater Lischka war aber eine jener stillen, unansehnlichen, schweigsamen Naturen, die wenig reden, aber desto mehr hören; die den Blick immer zur Erde senken, aber dennoch alles

ſehen; die ſich nirgends bemerklich machen, deſto mehr aber beobachten; denen man wenig begegnet, die aber dennoch überall ſind; deren Rede ſüß wie Honig fließt und ſanft klingt wie Liebe, die aber um ſo weniger je errathen laſſen, was ſie dabei denken; eine bleiche, hagere Geſtalt, die ſtets mit geſenktem, in Demuth nach ſeitwärts gebeugtem Haupte, mit über die Bruſt gefalteten Händen und andächtiger Miene einherging. Der Ausdruck ſeiner glatten, ausgeprägten Züge war ewig derſelbe. Ein unveränderliches Lächeln lag um ſeinen Lippen; ein gewiſſer Glanz, der ihnen das Leuchten der Milde geben ſollte, flimmerte unabänderlich in ſeinen Augen; ſein Gang und ſeine Haltung waren von unwandelbarer Ruhe und Gleichmäßigkeit. Nichts auf Erden war im Stande, in irgend etwas, das zur äußeren Erſcheinung des Pater Liſchka gehörte, irgend einen andern Ausdruck hervorzubringen. Den grüßenden Schülern dankte Pater Liſchka mit einer Höflichkeit, die an Ehrerbietung, einer Freundlichkeit, die an Freundſchaft grenzte, manchmal nicht anders, als wäre er der Schüler und der grüßende Scholar der Herr Katechet. Sein „Guten Morgen!“ klang dabei ſo ſüß, daß man ſich gleich hätte angemuthet fühlen können, ſich an ſeinen Arm zu hängen, mit ihm auf und ab zu ſpazieren und über die vertraulichſten Dinge zu beſprechen. Dem Präfecten und den andern Profeſſoren gegenüber benahm ſich Pater Liſchka mit einer Beſcheidenheit und einer Fügſamkeit,

die an die ergebenſte Unterthänigkeit und vollkommenſte Selbſtverleugnung grenzte. „Ihr allerunterthänigſter Knecht! Ihr ganz gehorſamſter Diener! Belieben zu befehlen! Mit vielem Vergnügen! Bin ganz Ihrer Meinung! Erlaube mir nicht, darüber ſelbſt eine Anſicht zu haben!“ waren die Redensarten, von denen im Umgange mit ihnen ſeine Rede überſtrömte. Pater Liſchka konnte aber auch mit demſelben Lächeln, mit welchem er ſein allerſüßeſtes „guten Morgen“ bot, mit derſelben Milde, mit derſelben Freundlichkeit, und ohne ſich dabei im mindeſten zu ereifern, ſagen: „Mein Lieber, ich habe Sie am Sonntag Rogate nicht in der Capelle geſehen; die Exhorte über „Aus meinen Werken werdet Ihr mich kennen lernen“ ſind Sie mir ſchuldig geblieben; ſehen Sie, mein Guter, ich kann da nicht helfen und muß Ihnen ſchon aus den Sitten die zweite Klaſſe geben!“ und mit der Kaltblütigkeit eines Nero dadurch ein Jahr aus dem Leben des Betroffenen ſtreichen, der mit einem ſolchen Kalkül nicht ‚aufſteigen‘ konnte, und ſich bequemen mußte, die eben zurückgelegte Schule noch einmal durchzumachen. Pater Liſchka haßte den Präfecten, vor dem er den Rücken bis zu einem rechten Winkel bog, mit einer Gründlichkeit, wie ſie eben nur unter dem lächelnden Raſen ſeiner Freundlichkeit fortwuchern, mit einer Unbegrenztheit, wie ſie nur ſtillen, auf der Oberfläche ſpiegelglatten Untiefen eigen ſein kann, mit einer Bitterkeit, wie die des Upasgiftes in der blendend

ſchönſten Blüthe. Pater Liſchka ſah nämlich in dem Präfecten nichts mehr und nichts weniger als das verhaßte Bollwerk, das ſeinen Plänen auf die Präfectur des gymnasii Tmavicensis mit einer Zähigkeit entgegen ſtand, die den Hoffnungen, die er ſich auf dieſen Poſten machte, viel zu ausdauernd war. Auch konnte er es ihm nicht vergeſſen, daß er durch ſeine Unbekümmertheit um das Thun und Treiben der Schüler zu jenem Geiſte der Zerfahrenheit und Gelockertheit gleichſam den Impuls gegeben, der den Lehrern immer mehr den Einfluß auf ihre Gemüther entzog.

Pater Liſchka hatte es aber für gut befunden, vorläufig zu thun, als merke er nichts von der obenerwähnten verderblichen Richtung. Alles gehen zu laſſen, wie es ging, ſich jedoch vor der Möglichkeit, daß auch ihn dereinſt, wenn die Sache zu bunt werden würde, der Vorwurf hochgeſtellter, mit der Aufſicht und Viſitation der Lehranſtalten betrauter Perſonen treffe, dadurch zu bewahren, geſucht, daß er von Zeit zu Zeit in ſeine Sonntagsexhortationen etwas über die Tugenden, die den Jüngling zieren und über die Laſter, die ihn dem Rande des Verderbens zuführen, einfließen ließ.

Das Theaterereigniß, und zwar um ſo mehr, als dabei um ein Haar ein Menſchenleben auf dem Altare der Muſen liegen oder vielmehr an demſelben hängen geblieben wäre, ſchien dem Herrn Katecheten ein geeigneter Anlaß, um alle

seine, durch jahrelange stille Beobachtung gesammelten traurigen Erfahrungen über dem an dem Tmawitzer Gymnasium waltenden Ungeist aus dem wohlverschlossenen Schreibtisch hervorzuholen, und sie, begleitet von seinen „unmaßgeblichen" Ansichten über den wahrscheinlichen Ursprung und die muthmaßlichen Quellen dieses Uebels, sowie über die geeigneten Mittel, um den ehemaligen guten Geist in die ehrwürdigen Räume der uraltberühmten Lehranstalt wieder zurückzuführen, in Form eines durch die Nothwendigkeit gebotenen unterthänigst unterbreiteten Promemoria am geeigneten Orte einzubringen. Pater Liſchka war aber dabei mit einer Vorsicht zu Werke gegangen, mit einer Klugheit und mit einer Herzlichkeit, die von den eigentlichen Motiven, die ihn bei dem Aufgreifen dieses Ereignisses leiteten, auch nicht das Geringste durchschlagen ließ.

Daß „die Studenten" Theater spielen würden, war wohl in der altehrwürdigen Stadt Tmawitz so ziemlich bekannt worden. Für Pater Liſchka konnte es sonach auch kein Geheimniß geblieben sein. Pater Liſchka war jedoch nicht der Mann, der blindlings und vom Amtseifer überseelt etwas unternahm, ohne sich vorher ganz genau unterrichtet, ohne alle möglichen Folgen bedacht, ohne die Zweckmäßigkeit des Schrittes für die Förderung seines obersten Strebens, die Erreichung der Präfectur, in Erwägung gezogen zu haben. An dem Dinge konnten die ‚Burdyschen' betheiligt sein. Und diesen traute Pater Liſchka eben

ſo wenig, als Kaiſer Rothbart dem Landfrieden, trotzdem gerade ſie es waren, denen er ſtets mit ganz beſonderer Herablaſſenheit begegnete. Es konnten Honoratioren der Stadt daran ein Intereſſe haben, mit denen er um keinen Preis der Welt in Colliſion gerathen mochte, da er nicht wiſſen konnte, wie irgend Einer von ihnen ihm da oder dort einen Balken in den Weg zur Präfectur legen konnte. Pater Liſchka bedurfte eines vermittelnden Organes, um ſich über alles das zu unterrichten, und fand dieſes Organ in — Kokrha Wojtjech.

Kokrha Wojtjech hatte nämlich, wie ſich die verehrlichen Leſer entſinnen, von dem Kaplan unſeres Heimathsortes ein Empfehlungsſchreiben an den frühern Katecheten des Gymnaſiums mitgebracht. Da jedoch dieſer mittlerweile befördert worden war, ſo hatte er den Muth gefaßt, daſſelbe an deſſen Nachfolger abzugeben, und war von dieſem wirklich mit der wohlwollendſten Leutſeligkeit aufgenommen worden. Pater Liſchka hatte zwar das Maß der Fähigkeiten, welches dem Empfohlenen die Natur mitgegeben hatte, bald durchblickt und ſich geſtanden, Kokrha Wojtjech verſpreche weder ein Licht der Kirche, noch ein Licht der Welt zu werden. Eben ſo bald hatte er aber auch erkannt, daß Kokrha gerade ſo wenig Verſtand und gerade ſo viel Ergebenheit für die Perſon hatte, an deren Wohlwollen er gewieſen war, daß er ihm den an die philoſophiſchen Schulen abgegangenen Famulus erſetzen konnte.

Es giebt Persönlichkeiten, die sich eben nur mit dergleichen verschlagenen Naturen umgeben können. Pater Lischka war eine solche Persönlichkeit, und so figurirte denn Kokrha Wojtjech bald als der erklärte Famulus und Günstling des Herrn Katecheten.

Kokrha Wojtjech trug dem Pater Lischka nicht nur die Bücher und Schriften, deren dieser zum Unterrichte bedurfte, aus der Wohnung zur Schule und aus der Schule wieder zur Wohnung zurück, er holte nicht nur jedesmal den Tabak für die silberne Dose seines Gönners, sondern leistete ihm noch manchen andern Dienst von mehr geheimer Natur. So zum Beispiel war es eine bekannte Sache, daß Kokrha Wojtjech jeden Morgen, wenn die Humaniora in die Gymnasialkapelle gingen, um da dem Gottesdienste beizuwohnen, nicht umsonst zwei Schritte von dem Kapelleneingange Posto faßte, und unter dem Anscheine, als wolle er einmal das Weihrauchfaß gehörig in Brand schwingen, ein andermal etwas an den Balgtritten der Orgel richten, ein drittes Mal, als warte er auf Jemanden, die ganze Jüngerschaft des Gymnasiums an sich vorbeidefiliren ließ. Kokrha Wojtjech paßte in solchen Momenten, während er scheinbar mit etwas Anderem beschäftigt war, genau auf die in die Kapelle Eintretenden auf, und legte nach den Schulstunden, wenn er dem Herrn Katecheten die Bücher nach Hause trug, diesem einen Zettel in den Katalog, auf welchem alle Jene, die an dem bestimmten

Tage entweder gar nicht oder zu ſpät in den Gottesdienſt gekommen waren, verzeichnet ſtanden. Ebenſo war es bekannt, daß Kokrha Wojtjech nicht umſonſt das Privilegium beſaß, während des Gottesdienſtes ſo oft hinauszugehen, als es ihm beliebte. Er ſah ſich dann gewöhnlich nicht nur im Garten auf's Genaueſte um, ſondern machte auch die Runde durch alle Gänge des Gymnaſiums und rings um daſſelbe, um dem obigen Verzeichniſſe die Namen derjenigen hinzuzufügen, die es ſich beikommen ließen, da ſie nun einmal zu ſpät gekommen, die Zeit des Gottesdienſtes zu verplaudiren oder zu verſpazieren.

Kokrha Wojtjech beſchränkte aber den geheimen Theil ſeiner Famulusthätigkeit nicht blos auf die Uebung der obenerwähnten kirchenpolizeilichen Functionen, ſondern dehnte ihn auch über alles Thun und Laſſen jedes einzelnen Gymnaſiaſten insbeſondere aus. Es war bekannt, daß Kokrha Wojtjech dem Pater Liſchka Alles und Jedes, was ihm zu Ohren kam, hinterbrachte. Kokrha Wojtjech wußte genau, wer ein ‚Burdyrſch' war, wer ein ‚Chmelik', und wer es mit den ‚falſchen Canalinden' hielt. Hatten die ‚Burdyrſchen' großes Ballſpiel auf der großen Wieſe vor der Stadt, ſo ging Kokrha Wojtjech gewiß zufällig auf derſelben ſpazieren. Saßen die ‚Chmeliken' unter dem Kaſtanienbaume im Bräuhaus, ſo führte den ‚Sakriſtan', wie Kokrha von Einigen genannt wurde, gewiß der Weg an dem offenen Bräuhausthore vorüber, und ein Blick reichte

hin, ihm das Material für den Rapport zu liefern, den er morgen dem Pater Liſchka abzuſtatten hatte. Mehr noch! Kokrha Wojtjech wußte genau, was Jeder in ſeinen freien Stunden that, was Jeder las, mit wem Jeder umging, wie ſich der Eine oder der Andere über die Profeſſoren äußerte u. ſ. w. Noch mehr! Kokrha Wojtjech wußte ſogar, was die anderen Profeſſoren in und außer der Schulzeit thaten, ſprachen, dachten. Kurz, er war ein Talent in ſeinem Fache.

Wiewohl es nun uns Theaterſpielern eben ſo wenig als irgend Jemandem unbekannt war, daß Kokrha Wojtjech dem Pater Liſchka nicht nur Bücher und Schriften, ſondern auch Dinge ganz anderer Art zutrug; wiewohl Kokrha Wojtjech vom erſten bis zum letzten Schüler des Tmawitzer Gymnaſiums gemieden und geflohen war, ſo daß es bereits Uſus geworden, es als ein Unglück zu bezeichnen, wenn man bei einer neuen Vertheilung der Plätze in die Bank zu ſitzen kam, in welcher Kokrha ſaß, mitten im Geſpräch abzubrechen, wenn Kokrha in die Nähe kam, oder aufzuſtehen, wo er ſich niederſetzte; ſo hatten wir, wie der verehrliche Leſer bereits weiß, dennoch die Unklugheit begangen, ihn bei der Aufführung des „Kunerich“ ins Mitleid zu ziehen, wozu, ich muß es geſtehen, uns theils die Noth, theils ſeine Zudringlichkeit zwang.

Für die Rolle des Henkers wollte ſich nämlich Niemand finden. Wie bei allen Dilettantentheatern, wollte

Jeder nur mit ersten Rollen betheilt sein. Jeder wollte den Wildibrand, den Kunerich oder mindestens den Waldemar geben. Den Kobold wollte Niemand haben, bis sich Herzel Samuel dazu herbeiließ, ihn zu memoriren. Den Henker aber wollte schon durchaus Niemand. Kokrha Wojtjech hatte sich zu wiederholten Malen angeboten, ihn spielen zu wollen. Da nun der Henker eigentlich nichts zu reden, sondern nur zu erhenken hatte, und sich durchaus keine Gymnasialseele geneigt fand, den rothen Mantel umzunehmen, so wurde endlich Kokrha zum Henker ernannt.

„In der Noth thut's auch der Michel!" meinte Horaz, als er sich endlich entschloß, da Adelfinde nun einmal gehenkt werden sollte, ihr diesen Liebesdienst durch den Sakristan erweisen zu lassen.

Daß Kokrha Wojtjech auf ganz unerwartete Weise kurz vor der Aufführung des „Kunerich" seine Dimission gab, ist den Lesern bereits bekannt geworden. Daß er sich blos deswegen zur Uebernahme eines Parts hinzudrängte, gegen den sich das Ehrgefühl eines jeden wackeren Studiosus sträubte, um desto sicherer und bequemer in Alles, was vorging, eingeweiht zu werden, dürfte der Leser vielleicht errathen. Und so wird es ihn auch nicht überraschen, wenn er nun noch erfährt, daß es Kokrha Wojtjech war, der augenblicklich, nachdem er seine Rolle niedergelegt hatte, sich auf die Beine zu Pater Liſchka machte, und diesem Alles auf das Haarkleinste mittheilte. Pater Liſchka hatte

auf die erhaltene Mittheilung dem Präfekten ſogleich die Anzeige gemacht und dieſen im Intereſſe des Anſtandes und der Sittlichkeit aufgefordert, ſogleich alle Profeſſoren zuſammenzuberufen, und die Uebelthäter, die ſich ſchon ſo wenig um die Disciplin kümmerten, daß ſie es wagten ein Stück aufzuführen, ohne erſt auch nur die Erlaubniß hiezu eingeholt zu haben, ein Stück, in welchem ſogar drei Menſchen erhenkt würden, und deſſen Titel auf die darin herrſchende Unſittlichkeit ſchließen ließ, mit der Autorität des geſammten löblichen Lehrkörpers in flagranti zu überraſchen.

Das ‚Theaterſtück' wurde bei der Ueberraſchung nicht nur unterbrochen, ſondern auch in Beſchlag genommen. Eine lange Reihe von Verhören folgte, in denen Pater Liſchka wo möglich noch mehr Milde und Freundlichkeit entwickelte, als ſonſt. Die Verhöre wanderten mit einem neuerlichen Promemoria des Herrn Katecheten an den geeigneten Ort nach Prag, und es war vorauszuſehen, daß irgend etwas Außerordentliches geſchehen werde. Pater Liſchka's Rede klang ſüßer denn je, und Kokrha Wojtjech ging mit einer Art Stolz einher, als fühlte er ſehr wohl, welcher wichtige Antheil ihm an den Dingen, die man erwartete, angehörte.

Das Schreckliche kam endlich.

Es war eines Montags Morgens. Der Herr Präfect, ſeine Radbrille aufgeſetzt, ſeine Pelzmütze auf dem Kopfe und ſeine Pelzhandſchuhe umgehängt, trat, eine lange

Schrift unter dem Arme, in die dunkle Lehrstube des Professor Mudrtz. Pater Liſchka folgte ihm. Professor Mudrtz verließ die Katheder, der Herr Präfect nahm sie ein.

Lautlose Stille.

Der Herr Präfect hustete einige Mal; Professor Mudrtz machte sich Einiges mit der ‚römischen Antiquität' zu schaffen, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Endlich hub der Herr Präfect an: „Der Geist der Zügellosigkeit — Herr Professor, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Professor Mudrtz ließ sich auf dem hölzernen Sessel neben der Tafel, auf dem gewöhnlich Kreide und Schwamm zu liegen pflegte, nieder.

„Der Geist der Zügellosigkeit," hub der Herr Präfect von Neuem an und entfaltete die lange Schrift, um sie vor sich auf die Katheder hinzulegen. „Einen Sessel für den Herrn Katecheten!"

Kokrha Wojtjech sprang aus der Bank und holte ein unbenützt am Ofen stehendes Geräthe dieses Namens, um es seinem Gönner unterzuschieben.

„Der Geist der Zügellosigkeit," begann der Herr Präfect zum dritten Male, „hat sich unter Euch auf eine so schandvolle Weise eingenistet, als wäret Ihr nicht Schüler eines Gymnasiums, sondern Wilde aus irgend einem amerikanischen Urwald! Nur von solchen kann man nichts anderes erwarten, als daß sie sich, statt zu Hause

fleißig nachzustudiren, auf den Wiesen herumbalgen; nur von solchen kann man erwarten, daß sie, anstatt nach dem Anstande zu streben, wie er studirenden Jünglingen geziemt, sich in Bräuhäusern und an anderen unanständigen Orten herumtreiben; nur von solchen Wilden, daß sie es sich einfallen lassen, Theater zu spielen, ohne vorher bei dem Vorgesetzten des Gymnasiums die Erlaubniß dazu nachgesucht zu haben. Das habt Ihr aber gethan! Ihr habt damit nicht nur die Schicklichkeit verletzt, nicht nur die Schulordnung übertreten, sondern auch gegen das Gesetz gehandelt; denn es ist Gesetz, daß kein Stück aufgeführt werden darf, ohne daß es zuvor die Censur passirt hat. Die Folgen Eures Leichtsinnes habt Ihr Euch nun selbst zuzuschreiben!"

Hierauf setzte er seine Brille zurecht und machte der mäuschenstill lauschenden Schule den Inhalt der großen Schrift bekannt, der eben nichts mehr und nichts weniger war, als eine salbungsvolle Admonition an sämmtliche Schüler des Tmawitzer Gymnasiums, vier Seiten lang, herabgelangt von der obersten Gymnasialaufsichtsbehörde des Königreichs Böhmen, und mit der Drohung schließend, daß wiederholte ähnliche Vorfälle unnachsichtlich die Ausschließung aller Betheiligten von den Studien nach sich ziehen würden.

Einen Vorgeschmack von der Erfüllung dieser Drohung glaubte jedoch der Herr Präfect uns schon jetzt geben und

ein Exempel, namentlich in unserer Klasse statuiren zu müssen. Zu diesem Behufe zog er den Katalog aus der hintern Tasche seines Kapots, blätterte darin eine Weile herum, und verlas die Namen einiger besonders Zügellosen, denen den Zügel eines schlechten Kalküls aus den „Sitten" anzulegen er nicht umhin könne, damit ihr Geschick — sie mußten nämlich den Jahrgang repetiren — Anderen als abschreckendes Beispiel diene. Nur wenn sie im weiterem Verlaufe des Semesters ausgezeichnete Beweise ihres Fleißes und ihrer Sittenverbesserung an den Tag legen würden, sollten sie auch erwarten dürfen, daß bei der Semestralklassification ihr Schicksal gemildert werden würde.

Unter den Genannten befand sich primo loco der Dichter des unheilvollen Stückes, dann sämmtliche Histrionen, Kokrha ausgenommen, ein Paar Burdyrschen als Zugabe und ein Paar Ehmeliken, die sich nicht zusammenreimen konnten, wie es kam, daß sie, deren Lebensphilosophie eine ganz andere als die des schlechten Theaterstückemachens sei, bei dieser Gelegenheit so mir nichts dir nichts zum Handkuß kamen.

Pater Lischka benützte den Moment zu einer sehr liebevollen und wohlmeinenden Rede, in welcher er die ganze Kalamität der göttlichen Vorsehung in die Schuhe schob, und zur Tugend und Besserung ermahnte, nicht ohne darauf hinzudeuten, daß der Lehrer Mühe umsonst

ſei, wenn die Schüler den Ermahnungen derſelben ihr Ohr verſchließen.

Ich weiß nicht, ob der verehrliche Leſer je in der Lage war, es zu fühlen, daß die Schuld eines Uebels, das ihn betroffen, nicht in ihm, ſondern eben in jenen Perſonen liege, die ihm das Uebel zugefügt haben. So ein Uebel drückt nicht nieder, ſondern macht alle Sehnen emporſchnellen; ſo ein Uebel demüthigt nicht, ſondern erbittert.

Wäre der verehrte Leſer ein Schüler des Gymnaſiums von Tmawitz geweſen, er hätte das nach der eben erzählten Kataſtrophe erfahren können. Die erſte Wirkung hatte allerdings etwas Niederſchmetterndes, nicht nur für uns vom Blitzſtrahl des unglückſeligen Kalküls Getroffene, ſondern auch für die Unverſehrten. Horaz ſah mich, ich ſah Horazen mit einem Ausdrucke in unſern Mienen an, den ich den der Verzweiflung zu nennen ſo unbeſcheiden ſein möchte, wenn er nicht vielmehr der der vollkommenſten Verblüfftheit geweſen wäre.

„O, Horaz iſt offenbar dazu berufen, ein zweiter Spieß zu werden!“ war vielleicht der einzige Gedanke, deſſen ich fähig war. „Warum müßte er ſonſt, ſchon um ſeines erſten Stückes willen ſo viel leiden?“ Zu meiner Bewunderung für den Nachfolger Spießens geſellte ſich nun auch das Mitleid mit dem Märtyrer.

Alles dies dauerte jedoch nur ſo lange, als wir in

den Bänken ſaßen, getrennt von einander, Jeder mit ſeinem ſtillen Schrecken im Leibe und mit ſeiner ſprachloſen Troſtloſigkeit im Herzen.

Kaum hatte die Gymnaſialglocke das Ende der verhängnißvollen Stunde verkündigt, als die Sache auf einmal eine ganz andre Wendung nehmen ſollte.

Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß der Blitzſtrahl nicht nur in den Bänken unſerer Klaſſe gewüthet, ſondern ſeine Opfer auch in den andern Klaſſen zu erreichen gewußt habe. Der Burdyſchenherkules, der heilige Prokop, der Viceprokop und einige von den falſchen Cavalieren, waren darunter, und alle die und ihre Anhänger und die Kameraden ihrer Anhänger, alle Verdammten und Nichtverdammten tummelten ſich unten im Gymnaſialhofe durcheinander, erſt ſtill und dann halblaut, und dann laut und endlich lärmend. Der einzige — Kokrha Wojtjech, war hinter dem Pater Liſchka davon gegangen, dieſem heute ausnahmsweiſe Bücher und Schriften unmittelbar nachtragend — vielleicht weil es ihm inmitten dieſer Gewitterluft, obwohl er vorausſehen konnte, daß es dabei zu mancher Expectoration kommen könne, die für ihn nicht ohne Intereſſe ſein möchte, dennoch nicht ſehr geheuer ſchien.

Die Burdyſchen ſchäumten vor Wuth. Herkules packte den Stamm eines Kaſtanienbaumes nach dem andern mit ſeinen nervigten Fäuſten und ſchüttelte ihn, daß die

Blätter ringsum wie Flaum herabregneten. Herzel Samuel brach die Hände über den Kopf und jammerte unter einem Strom von Thränen: „Weh' geschrien! Was soll ich jetzt thun?“ Der erste Prämiant verwünschte Horazen und seine poetische Ader. Die Desperation und die Entrüstung war allgemein.

Da stürzte der Viceprokop in den Hof.

„Sie sind noch beisammen! Sie sind noch beisammen!“

„Wer? Wer? Wer?“

„Die Professoren! Ich bin zur Präfectur hinaufgeschlichen. Wie ich an die Thür komme, höre ich d'rin laut sprechen und untereinander lärmen. Ich schaue durchs Schlüsselloch — da stehen sie alle um den Präfecten in einem Kreis herum — und — der Präfect liest ihnen gerade so eine Schrift vor, wie er uns vorgelesen hat. — Pflicht der Lehrer — vorangehen mit gutem Beispiel — sich mehr angelegen sein lassen — und so dergleichen mehr. — Ich glaub', die haben auch so eine Art Sakramentskalkül bekommen!“

Der Witz des Ehemeliken wirkte auf seine nächste Umgebung lachenerregend. Die Kunde von dem Vorgange in der Präfectur verbreitete sich mit der Schnelle des Blitzes weiter. Es war klar, daß den Professoren von Prag aus ebenfalls eine Aeußerung des Mißfallens zugekommen.

„Sie haben auch Eins bekommen!“ ging es von Mund zu Munde, und als nähme dieſes dem verhängnißvollen Kalkül etwas von ſeiner Furchtbarkeit ab, griff bald im Hofe eine ſo allgemeine Heiterkeit um ſich, daß ſie nicht umhin konnte ſich auf die mannigfachſte Weiſe in ſchlechten Witzen und noch ſchlechtern Vorſchlägen, was man nun thun wolle, Luft zu machen.

Für heute blieb es indeſſen beim Nichtsthun.

Auch für morgen und übermorgen.

XII.

Huſſitiſche Epigonen.

Das Semeſter nahm mittlerweile ſeinen Fortgang.

Die verderbenſchwangre Wirkung der zweiten Klaſſen rückte von Tag zu Tag näher heran. In gleichem Maße wuchſen bei dem Einen die Sorgen, bei dem Andern die Furcht vor den Eltern und bei dem Dritten die Erbitterung. Es mußte etwas geſchehen. Was ſollte geſchehen? Ein Umſtand, der nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, wurde maßgebend.

Hatte nämlich die Zügelloſigkeit früher unter den Schülern zu Zerklüftungen und allerhand Kameraderien geführt, ſo war nun ein Riß in das gute Einvernehmen der Profeſſoren geſchehen, die ſich in zwei, nein! vielleicht in eben ſo viele Heereslager ſchieden, als es eben Profeſſoren am Gymnaſium gab. Jeder Einzelne bildete für ſich eine Partei und war ſein eigenes Heereslager und

schob die Schuld des Verfalles des Gymnasiums und der erhaltenen gemeinschaftlichen Nase auf die andern. Mudrtz behauptete, die andern Professoren kümmerten sich zu viel um die Schüler außerhalb des Gymnasiums, mischten sich in Dinge, die sie eigentlich nichts angehen, löschten, wo es sie nicht brennt, daher all' die Confusion. Andere behaupteten das gerade Gegentheil. Der Eine meinte, man unterrichte zu wenig Griechisch. Ein Anderer war der Ansicht, man müsse die Schüler fleißig zum Auswendiglernen der Gellert'schen und Pfeffel'schen Fabeln anhalten, weil das mildernd auf das Herz und bildend auf den Geist einwirke. Noch ein anderer meinte, man hätte längst den Sinn der Schüler auf das Lesen guter Bücher hinleiten sollen, dann wären sie nicht auf solche Abwege gerathen, und fand das einzige radicale Heilmittel darin, daß unverzüglich Ebersberg's „Feierstunden" in der Gymnasialbibliothek aufgestellt und die Schüler verpflichtet würden, sie zu lesen. Pater Lischka natürlich meinte gar nichts.

Dieser häusliche Zwist nun unter Denjenigen, die am meisten unter einander hätten einig sein sollen, verfehlte nicht in folgerechter Weise auf das gesammte Gymnasium zurückzuwirken.

Vor allem andern machte er die verschiedenen Kameradschaften einander um so viel näher rücken, als sich die Herren Mudrtz, Lischka und alle andern wie sie hießen, den Herrn Präfecten nicht ausgenommen, von einander

entfernten. Daß nur Wenige etwas thaten, um durch ‚Fleiß und Besserung' auf Abwendung des drohenden Fatums hinzuwirken, war nur Folge dieser Folgerichtigkeit.

Bald nach jenem verhängnißvollen Montage, an welchem der Bannstrahl aus Prag so vieler Edlen Häupter getroffen, trat der Burdyrschenherkules in die Schusterwerkstätte, die den Vorsaal des Heiligthums bildete, in welchem neben dem unglücklichen Poeten noch zwei andere Unglückliche auf drei, der Schusterwerstätte entlehnten dreifüßigen Pythiasitzen, gemeinhin Schusterbänkchen genannt, saßen, um im Schweiße ihres Angesichts jenes Maß von ‚Fleiß und Besserung' sich selbst abzuringen, das allein im Stande war, dem gräßlichen Zeichen in der Rubrik „e moribus" den Weg in das Testimonium zu verrammeln. Es waren dies Herzel Samuel und meine Unglückseligkeit.

Horaz studirte „Quousque tandem abutere Catilina patientia nostra"; Herzel versuchte, das „τυπτω, τυπτεις, τυπτει" seinem Gedächtnisse einzuverleiben, und Zeichner dieses mühte sich ab, eine Reihe schöner Phrasen durch den Kitt einiger „Wenn wir bedenken" und „wir sollen also" derart an einander zu leimen, daß sie zwei Blätter Papier füllen und für ein Pensum stylisticum gelten konnten.

„Zu Hause?" fragte Herkules draußen.

„Zu Hause!“ antwortete der auf seinem Klopfsteine herumhämmernde Verbesserer entarteter Schuhe und Herkules trat durch die angelweit geöffnete Thüre in die Kammer.

„Was? Büffeln?“ war seine erste Frage. „Das könnt' mich haben! Nichts da!“ Und damit schlug er Herzeln sein ohnehin nicht sehr haufestes „Epitome grammaticae graecae“ aus der Hand, daß das τυπτω τυπτειν in Stücken herumflog und Horazen sein Catilinarisches Donnerwetter, daß es bis an die Kammerdecke schlug.

„Schreiben auch? Sind das Philister!“ und mit einem Striche seiner nervigten Flachhand waren die mühsam aus dem Gedächtnisse hervorgegrabenen schönen Phrasen, die bereits mit den schönsten Buchstaben, welche je ein Schüler des Herrn Holub gezeichnet, auf dem Papiere prangten, weggewischt, so daß das Blatt wie von lauter schwarzen Zähnlein bemalt aussah.

„Weißt Du, Horaz, warum ich zu Dir komme! Du mußt mit uns halten! Und die zwei, wenn sie wollen, auch! Wer kein Schulfuchs ist, der muß dabei sein!“

„Wobei? Was giebts?“ fragten wir alle Drei fast gleichzeitig, nicht ohne einige Verdrüßlichkeit über die so unzeitgemäße Störung unseres Fleißes und unserer Beiserung.

„Kennst Du die Statue über dem Thore vom Gymnasium?“

„Was geht die uns an.“

„Viel geht ſie Euch an! Weißt Du, wen ſie vorſtellt? Das iſt der Žižka, von dem Du nichts weißt, wenn Du nur das weißt und das glaubſt, was in Deinem Schulbuche ſteht! Das war Einer, der ſich nichts hat gefallen laſſen! Und weißt Du, warum er juſt über dem Thore des Gymnaſiums ſteht? Weil wir, die wir unter ſeinen Beinen aus- und eingehen, uns auch nichts ſollen gefallen laſſen!“

„Und was ſollen wir thun?“

„Was Ihr thun ſollt? Nichts ſollt Ihr thun, bis Ihr das Buch da geleſen habt!“ — Dabei zog er ein altes, zerleſenes Buch aus der Rocktaſche und warf es auf den Tiſch. — „Da lernt, was Ihr zu thun habt! Aber gleich müßt Ihr anfangen, und nicht aufhören, bis Ihr zu Ende damit ſeid! Da wird Euch das Biſſel-Quark in Eurem Kopfe zu Hirn werden, und wenn Ihr nicht Krauteſel ſeid, ſo werdet Ihr's begreifen, daß Ihr Stockfiſche ſeid! — Abend komm ich wieder!“

Mit dieſen Kraftworten verließ Herkules die Kammer und entfernte ſich polternd, wie er gekommen war.

Es wird nicht am unrechten Platze ſein, den verehrlichen Leſern die Geſtalt dieſes Burſchen etwas näher zu rücken. Von ſeiner herkuliſchen Seite ihn kennen lernen, hatten ſie bereits Gelegenheit. Wenn ſie nicht auch Gelegenheit hatten, ihn als eine Hervorragenheit in literis

kennen zu lernen, so liegt der Grund davon nur darin, daß das Oberhaupt der Burdyrschen vielleicht der Einzige am ganzen Gymnasium war, der das System hatte, im engsten und wahrhaftigsten Sinne des Wortes wenig mehr als nichts zu lernen; was ihn jedoch nicht hinderte, sich einen aufsteigefähigen Calcül zu ertrotzen. Er hatte das, was sich aus keinem Buche auerlernt, Muth und ein Stück Mutterwitz und die halfen ihm durch Alles und Jedes. Für Eines allein hatte er Lust und Liebe und das war — Geschichte. Als oberster Burdyrsch konnte er begreiflicher Weise nicht viel Sitzfleisch haben. Wenn er aber saß und ein Buch vor sich hatte, so durfte man darauf wetten, daß es ein geschichtliches sei. Mit Anderem mochte er nicht erst seine Zeit todtschlagen.

Der Leser würde aber sehr irren, wenn er glauben wollte, Herkules habe je eines der fünf Bücher vor sich auf dem Tische geduldet, die als Anfang und Ende alles historischen Wissens und als Inbegriff aller weltgeschichtlichen Weisheit für die kaiserlich österreichischen Gymnasien sanktionirt waren. Diese Muster von Lehrbüchern der Geschichte, wie man Geschichte nicht lehren soll, erfreuten sich nichts weniger als der Gunst dieser kräftigen, herausfordernden Natur. Es war ihm, wie er oft zu erzählen pflegte, gleich im ersten Theile dieser zugestutzten Welt- und Staatenhistorie etwas spanisch vorgekommen. Da hatte ihm der Zufall einen Band von Johannes von

Müllers Geſchichte in die Hand geſpielt. Wie ſo anders fand er da Alles! Und von Stund an warf er das Schulbuch bei Seite, ließ nicht ab, bis er durch allerhand Umwege von einem der Prager Antiquare für ſein abgeſparten Geld einen Johannes von Müller bekam, und las nun darin, und las und ſtudirte nichts Anderes, und mochte um keinen Preis der Welt mehr die officielle Welt- und Staatengeſchichte anrühren.

Da rief ihn einmal Profeſſor Mudrtz „aus der Geſchichte" heraus.

„Was wiſſen Sie von Hus?" fragte er ihn.

„Hus, Magiſter der Theologie an der Hochſchule in Prag, predigte gegen das Verderbniß der kirchlichen Oberen. Dafür ließ der Erzbiſchof zuerſt ſeine Bücher, und dann das Concil zu Conſtanz ihn ſelbſt verbrennen. 1415, 6. Juli. Dies an der Menſchheit begangene Verbrech —"

Profeſſor Mudrtz wußte damals nicht, wie ihm geſchah. Dergleichen war ihm während ſeiner ganzen pädagogiſchen Laufbahn nicht zu Ohren, vielleicht auch nicht zu Geſicht gekommen.

„Woher hat Er das?" rief er entſetzt aus. „Steht auch nur eine Sylbe davon im Schulbuche? Er weiß nichts! Er hat nichts gelernt! Er iſt ein lüderlicher Junge! Pack Er ſich! Ad locum!"

War es Herrn Profeſſor Mudrtz ein Räthſel, woher Herkules jene monſtröſen Dinge habe, ſo war Kokrba

Wojtjech um ſo ſchneller bei der Hand, dahinter zu kommen. Er machte ſich einmal in der Wohnung des Burdvrſchen etwas zu ſchaffen, und fand ein Buch auf dem Tiſche liegen, deſſen Titel ihm ſo wenig bekannt und gedächtnißgerecht war, daß er ſich ihn heimlich mit Bleiſtift notiren mußte.

Drei Tage ſpäter wurde Herkules vor die Conferenz geladen und wegen des Beſitzes „verbotener und verderblicher Bücher“ zur Rechenſchaft gezogen und mit Carcer beſtraft.

Die Leſer dürfen überzeugt ſein, daß dies den apoſtatiſchen Hiſtoriker von ſeiner Paſſion für verbotene Bücher nicht zu heilen vermochte, und daß es bald in ganz Tmawitz keinen Bücherſchrank, keine alte Sakriſtei gab, in der er nicht nach verbotenen Büchern und Chroniken herumgeſtöbert hatte.

Das Buch, das er auf Horazens Tiſche liegen gelaſſen, war eine in Schweinsleder gebundene, kleine, dickleibige Chronik, auf deren abgenütztem, von Alter gebräuntem Titelblatte in vielfach verſchnörkelter rother und ſchwarzer Kirchenfraktur nichts Geringeres zu leſen war als: „Opravdivá a úplná historie / v které se vypravuje / Jak mistr Ján Hus žil / učil / a skonal / k pobožnému čtení / všem umucencum lásky a pravdy / plně sepsal . . .“ Der unbarmherzige Moder hatte den Namen des Verfaſſers aus dem Blatte herausgenagt, ebenſo Druckort und

Jahreszahl, und war nur noch am Schluſſe zu leſen: „i klépému pochopení přiřdal jednáni o víře adamské.“*)

Wiewohl der Moderduft, der den feuchten und mitunter halb verſchimmelten Blättern entquoll, uns faſt den Athem benahm, ſo ſteckten wir doch, Herzel Samuel nicht ausgenommen, die Köpfe über dem Schweinseinband mit dem ſeltſamen Titel zuſammen. Horaz meinte: „Ich muß doch ſehen, was in dieſem Plunder ſteckt!“ Was Horaz ſagte, war für mich ein Evangelium, und Herzels Anhänglichkeit an uns Beide fand keinen Grund, warum ſich uns nicht anzuſchließen.

Die Leſer werden nicht erwarten, daß ich Ihnen eine Biographie des Miſtr Jan Hus hier wiedererzähle, wie ſie Horaz aus dem modrigen Buche, anfangs nicht ohne Spötteln über das veraltete Böhmiſch, über die ſchnurrigen Buchſtaben und myſteriöſen Abbreviaturen nach und nach aber immer ernſter und ernſter werdend und mit immer ſteigendem Eifer vorlas. Es möge Ihnen genügen zu erfahren, daß weder an Catilina, noch an τυπτω, noch an das Penſum wieder gedacht wurde; daß es Mittag ward und Abend, ohne daß Horaz aufgehört hatte, zu

*) Wahrhafte und vollſtändige Hiſtorie, darin erzählt wird, wie Meiſter Johannes Hus gelebt, gelehrt, und geendet. Zur erbaulichen Leſung allen Märtyrern der Liebe und Wahrheit mit Fleiß abgefaßt von ....." — „Zum beſſern Verſtändniß verſehen mit einer Abhandlung über den Glauben der Adamiten.“

leſen, und ohne daß es einem von uns eingefallen wäre, daran zu denken, daß unſre Plätze an den Tiſchen unſrer Koſtherren heute unbeſetzt blieben; daß die Nacht hereinbrach, und daß es halb eilf ſchlug und Horaz immer noch vorlas, und daß Herzel Samuel aufhorchte, als eröffneten ſich ſeiner gläubigen Seele die Myſterien einer neuen Offenbarung.

Da klopfte Jemand an das, in ein ödes Seitengäßchen hinausſehende Kammerfenſter.

Wir horchten auf. Es war uns nicht anders, als müſſe das Hieronymus von Prag ſein, die edle Seele, die, da ſie an dem Märtyrer von Sanct Bethlehem hing wie ein Arm am Leibe, mit dem er lebt und ſtirbt, doch wohl auch dort ſein konnte, wo man von Hus las; vielleicht auch Hus ſelber, oder doch wenigſten Ziſka von Trocnow, der vom Gymnaſialthore herabgeſtiegen, um uns ſein Wohlgefallen über die Bewunderung, die wir ihm zollten, zu erkennen zu geben.

Es war jedoch, wie ſich von ſelbſt begreift, weder Hieronymus noch Hus und noch weniger der ſteinerne Ziſka, ſondern Niemand anderer als Herkules.

„Ausgeleſen?“ fragte er kurz.

„Nicht ganz!“ erwiederte Horaz. „Du brauchſt ja das Buch nicht ſogleich!“

„Wer ſagt Dir das? Wie weit ſeid Ihr gekommen?“

„Erſt hundert Seiten!“

„Bon! Setz' Dein Kappel auf und komm heraus! Aber das Buch nicht vergeſſen!“

„So ſpät?“

„Morgen wird's noch ſpäter ſein, und übermorgen vielleicht zu ſpät! Komm, ſag' ich, oder gieb das Buch her und hol' Dich der —“

Das Buch wollte Horaz nicht hergeben. Wir hätten in den frühen Morgen hineinleſen können, um es bis auf die letzte Seite zu verſchlingen. Es ſtanden Dinge darin, die uns die Haare zu Berge ſtehen machten; ich glaube, wir hätten zur Stunde aufbrechen können, um in einem der Lager Ziſka's nach dem Morgenſterne zu greifen. Das war aber vergebens; der Herkules wollte das Buch haben, oder drohte die Fenſter aus den Angeln zu heben; und wir ſollten es nicht wieder haben, außer wenn wir die Kappen aufſetzten und herauskämen.

Was war zu thun? Wir ſetzten die Kappen auf, Horaz nahm die „wahrhaftige Hiſtorie“ unter den Arm und ſo ſchlichen wir uns durch die finſtere Schuſterwerkſtätte über Leiſten und Klopfſteine und durch das noch finſterere Vorhaus in das ſchmale Gäßchen hinaus.

Herkules patrouillirte ungeduldig auf und ab.

„Philiſter! Seid Ihr endlich heraus aus Eurer Spelunke?“ rief er uns entgegen. „Her das Buch! Und nun, wenn Ihr Blut in Eueren Adern und nicht einen Haſenlauf an der Stelle des Herzens habt — mir nach!“

„Wohin?“ fragte Herzel Samuel, dem es erſt jetzt zu Herzen ging, daß er über die Zeit ausgeblieben, daß es nahe an Mitternacht ſei, und daß ſein Koſtherr, ein armer Trödeljude von Tmawitz, glauben würde, es ſei Gott weiß was mit ihm geſchehen.

„Nach M...!“ Der Burdyrich nannte ein nahegelegenes Dorf.

„Nach M...? Und was dort?“ fragte Herzel weiter.

„Wir werden Dich nicht taufen! Wenn Du aber verliebt biſt in Dein „Male e moribus“, ſo kannſt Du auch zu Hauſe bleiben!“

Herzel Samuel war in ſeine Male nichts weniger als verliebt und allein nach Hauſe gehn durch die finſteren Gaſſen mochte er auch nicht. Er hielt es alſo für's Gerathenſte, zum unbegreiflichen Spiele eine unbegreifliche Miene zu machen und ging mit.

Der Weg nach dem Dorfe führte durch einen kleinen Wald. Bis dahin hatte Herkules geſchwiegen. Alles, was er auf die Fragen bald des Einen, bald des Andern erwiderte, war: „Werdet's ſchon ſehen! — Geht zurück, wenn Ihr wollt! Das Buch aber bekommt Ihr nicht mehr!“

Nun ließ er ſich herbei, einige Andeutungen über den Zweck unſerer nächtlichen Wanderung fallen zu laſſen.

„Könnt Ihr ſchweigen?“ hub er an. „Wenn Ihr's

nicht könnt, ſo macht lieber rechtsum, ſo lange Ihr noch nichts zu verſchweigen habt. Ich führ' Euch bis an's Ende des Waldes zurück, und geh' dann meiner Wege und Ihr den Eurigen."

„Wohin vor allem andern führſt Du uns?" fragte diesmal Horaz.

„Wirſt es bald ſehen! Nur Schade, daß Du nicht ſtärker biſt als ein Häring! Könnteſt einen tüchtigen Burdvrſch abgeben! Sollſt aber doch ein famoſer Klopfer werden! Einer klopft mit der Fauſt, der Andre mit der Feder!"

„Bleiben wir mit Dir allein?" fragte Herzel, dem nicht ſo ganz heimiſch zu Muthe zu ſein ſchien.

„Fürchte Dich nicht! Wirſt bald mehre ſehn! Den Konrad Waldhus, den Militſch von Kremſier, den Mathias von Janow, den Mathäus von Krokow, den Kunaſch von Machowitz und noch manchen Andern, der ein Bischen mehr Courage im Leibe hat als Du!"

Einige hundert Schritte hinter dem Walde lag das Dorf in einem tiefen Thalgrund. Aus einer der erſten unanſehnlichen Hütten des Dorfes ſchimmerte uns ein Licht entgegen und wir gingen darauf zu.

„Wer da?" rief uns eine bekannte Stimme auf etwa zwanzig Schritte von der Chaluppe in tſchechiſcher Sprache entgegen.

„Ziſka von Trocnow!" antwortete unſer Führer und

ſchritt mit etwas ausgreifenderen Schritten auf das Haus zu, indem er uns langſam nachkommen ließ.

Nach einer Weile konnten wir uns in der Nähe überzeugen, daß wir uns nicht geirrt hatten, wenn wir in dem Beſitzer der bekannten Stimme den Viceprokop vermutheten. Es ſchien, als ſtehe er mit dem ungeheuern Knittel, den er in der Hand hielt, vor dem Eingange der Gbaluppe Wache.

„Alle beiſammen?“ fragte Herkules.

„Alle!“ antwortete der Viceprokop.

Und wir folgten dem Burdyrſchen ins Haus.

Ein Anblick, auf den wir wahrhaftig nicht gefaßt waren, eröffnete ſich da vor unſern überraſchten Blicken.

An vier Tiſchen, die in Form eines Kreuzes in der Mitte einer rauchgeſchwärzten Stube an einander geſtellt waren, und von denen aus eine einzige ſehr ſchmächtige Talgkerze einiges Licht in den dunklen Raum zu ergießen ſich bemühte, ſaßen lauter bekannte Geſtalten. Eine Kanne Bier ging in der Runde, und ſogar einige Pfeifen glommen. Eine flüchtige Umſchau belehrte uns, daß mit unſerer Gegenwart die Zahl ſämmtlicher vom Bannſtrahl des Herrn Präfecten Getroffener complet geworden. Aber auch Andere, namentlich aus den obern Klaſſen, waren zugegen, die wohl ein anderer Grund, als das Mißgeſchick der gemeinſamen Verdammniß hieher geführt haben mußte. Seitwärts in ſchweigſamer Abgeſchloſſenheit mit

ſich ſelbſt und mit ſeinem Bierkruge, ſaß der heilige Prokop.

Bald ſollte auch der Zweck dieſer ſonderbaren Verſammlung bekannt gegeben werden.

Nachdem uns nämlich Herkules unſere Plätze an dem Kreuztiſche angewieſen, und Jedem vom Viceprokop ein Glas Bier hatte einſchenken laſſen, nahm er ſeinen Platz oben an der Tafel und hub in böhmiſcher Sprache an:

„Kameraden! Jetzt wären wir endlich vollzählig beiſammen! Kein einziger Ketzer, Herzel Samuel nicht ausgenommen, fehlt in unſerer Mitte. Sind wir wackere Böhmenſöhne, ſo werden wir es jetzt beweiſen! Als Hus vor vierhundert Jahren in der Bethlehemskirche zu predigen anfing, da ſtand er allein und hat die Welt erſchüttert; und unſer ſind zwanzig! Und wenn wir zuſammenhalten, ſo müßten wir Krautköpfe ſein, wenn wir nicht zwanzig Gymnaſien über den Haufen werfen könnten, geſchweige denn Eins, und ein ſolches, wie das Tinavicense!“

Es war kein Zweifel, wir waren in eine Verſchwörung hineingerathen. Ich würde mich an der Wahrheit vergreifen, wenn ich den verehrlichen Leſern glauben machen wollte, daß das erſte Gefühl, deſſen ich mich bei dieſer Entdeckung bewußt wurde, jenes des Muthes geweſen ſei. Vielmehr iſt es nur ein wahrheitgetreues Selbſtzeugniß, wenn ich verſichere, daß es gerade das Gegentheil von der erwähn-

ten Tugend war, was ich empfand, und ich glaube Grund zu haben anzunehmen, daß weder Horaz noch Herzel Samuel ſich bei dieſer Wahrnehmung von kühnen Ideen durchglüht gefühlt haben. So viel iſt gewiß, daß wir einander mit ſo rieſigen Augen anſahen, als bewunderten wir uns ſchon um des Muthes unſerer bloßen Anweſenheit willen. Wenn es ſeinen beiden Genoſſen nicht anders ging, als dem Zeichner dieſes, ſo dämmerte ihnen in dem Augenblicke ein dunkles Bild von den erſten Capiteln das bellum Catilinare, oder der Name Fiesko's oder, was das Wahrſcheinlichſte iſt, einige Vehmgerichtſcenen aus den „Löwenrittern" vor.

Mehr Muth hatten jedenfalls die anweſenden Burdvrſchen — und es fehlte von ihnen keine theure Faust — ſowie auch die Chmelikeu. Sie begrüßten das Exordium mit einem Tumulte von Zurufen, Durcheinanderſchreien und Fauſtſchlägen auf den Tiſch, daß ſich der heilige Prokop die Ohren zuhalten, und Herkules allen Donner ſeiner Stimme aufwenden mußte, um ſeinem: „Silentium!" Folge zu verſchaffen.

„Was wollen wir aber thun? Zuerſt müſſen wir das wiſſen!" rief ein Burdvrſch, der ſich Kunaſch von Rachowitz nannte.

„Das ſollſt Du gleich hören!" erwiderte Herkules, von dem der Leſer bei dieſer Gelegenheit erfahren mag, was wir alsbald erkannten, daß ihm nämlich Niemand die

Ehre ſtreitig machte, den Namen Żiżka's in dieſer Verſammlung den ſeinigen zu nennen.

„Für's Erſte müſſen wir ſchwören, daß Keiner von uns von Alle dem, was er hier ſieht und hört, zu irgend Jemandem, außer zu Einem aus unſerer Mitte, ein Wort ſpricht. Kappen herunter! Hand auf den Tiſch!"

Die Kappen flogen rückwärts auf den Fußboden, Alle erhoben ſich, den heiligen Prokop nicht ausgenommen, dem das Aufſtehen allerdings etwas ſchwer fiel, und legten die Hände flach auf den Tiſch; was bei der Kreuzform des Tiſches für eben ſo viel angenommen wurde, als wenn jeder Einzelne Ewigkeit und Seligkeit für das unverbrüchlichſte Stillſchweigen verpfändet hätte.

„Weh' dem, der ſeinen Eid bricht! Mehr will ich nicht ſagen!" fuhr Herkules-Żiżka fort.

Er konnte gewiß ſein, daß wir ihn Alle verſtanden.

„Und jetzt hört! Für's Allererſte iſt ein Hundsfott, wer von heute an ein Penſum elaborirt; ein Hundsfott, wer, wenn er aus was immer für einer Materie zum Aufſagen herausgerufen wird, auch nur den Mund zum Antworten aufthut; ein ſchlechter Kerl, wer da Einen von denen Allen grüßt — Ihr wißt, wen ich meine!"

„Kein Penſum! Keine Sylbe! Keinen Einzigen! Pereant!" ſcholl es mit einer Unbändigkeit durcheinander, die zu unſerer Lektüre vom verfloſſenen Tage eine Art Kommentar abgeben konnte.

„Nun weiter!“ unterbrach Kunaſch von Machowitz wieder den Lärm.

„Für's Zweite ſetzen wir eine Schrift auf, und fordern den Präfecten auf, die ſchlechten Noten auszuſtreichen!“

„Ausſtreichen! Ja! Ausſtreichen! Kein Male mehr!“ ſcholl es wieder untereinander.

„Weiter!“ ſchrie Kunaſch von Machowitz.

„Für's Dritte gehen wir mit der Schrift zum Präfecten! Alle mit einander! Einer für Alle! Alle für Einen! So muß es ſein!“

„Ja zum Präfecten! Zum Präfecten! Gleich! Heute! Morgen!“ wurde die Motion durch einhelligen Zuruf angenommen.

„Silentium! Ruh' im Böhmerland!“ donnerte Kunaſch wieder darein. „Ziſka! rede weiter!“

„Und wenn das nichts nützt, ſo ſchlagen wir die Schrift an's Thor an!“

„Ja, ja! Anſchlagen! So iſt's recht!“ äußerte ſich die allgemeine Zuſtimmung in wildem Durcheinander.

„Und zuletzt —“ fuhr Ziſka fort, „Keiner darf etwas ohne die Andern thun! Schwört darauf!“

Lärmend ſchlugen zwanzig flache Hände auf den Tiſch.

„Und wenn Alles nichts nützt, — dann ſollt' Ihr hören, was Ziſka vermag!“

Zizka — ſo wollen wir unſern Herkules denn auch fortan nennen — wollte mit dieſer Kraftſtelle enden.

„Noch Eins!“ ließ ſich der heilige Prokop vernehmen, der bisher ſtille und ſcheinbar lediglich mit ſeinem Bierglaſe beſchäftigt dageſeſſen war.

„Still! Silentium!“ bezähmte Kunaſch von Machowitz den Lärm. „Der heilige Prokop will Euch was ſagen!“

„Still, Silentium!“ wurde die Stille erlärmt.

„Ich muß Euch nur ſagen, daß Ihr lauter Schafsköpfe ſeid!“ hub der heilige Prokop an.

Alles ſah verdutzt auf. Nur Zizka trat einen Schritt zurück, als wollte er den Tollkühnen niederſchmettern, der es gewagt, eine ſolche Beleidigung in einem Kreiſe auszuſprechen, in welchem Burdvrſchen zugegen waren.

„Auf die Hauptſache habt Ihr vergeſſen!“

„Vergeſſen? Was iſt vergeſſen worden? Sag's uns!“ frug Alles durcheinander.

„Was anders kann die Hauptſache ſein, als ein Haupt?“ fuhr der heilige Prokop mit einem Ausdruck von Klugheit fort, ſo weit dieſer ſeinen verdunſenen Zügen möglich war. „Jeder Körper muß ein Haupt haben. Ein Körper ohne Haupt iſt wie ein Student ohne Bier. Verſtanden? Ich wäre der Meinung, daß wir Zizka zu unſrem Haupte erwählen.“

„Bravo! Bravo! Vivat Zizka! Zizka hoch!“ ſcholl

es mit einer Begeisterung, wie es in den Hussitenlagern vor Prag kaum begeisterter geklungen haben mochte.

„Und noch Eins! Haben Alle das Buch gelesen?“ fragte Kunasch von Machowitz.

Mehre hatten es noch nicht einmal zu Gesicht bekommen, die Meisten nur erst einige Kapitel zu lesen Gelegenheit gehabt.

„Gut! So möchte ich meinen, daß es uns Zizka allen miteinander vorliest! Der kann's! Der versteht's!“

„Ja, ja! Vorlesen! Vorlesen!“ scholl's wieder durcheinander.

„Jeden Sonntag, jeden Dienstag, jeden Donnerstag! Hier bei dem Bauer! Bei Nacht! Einverstanden?“

„Ja, ja! Jeden Tag! Hier! Um eilf Uhr!“

Mit dieser Acclamation hätte vielleicht die dem Zeichner dieses ewig unvergeßliche Conspirationsscene ihr Ende erreicht gehabt, wenn nicht der Viceprokop die sehr richtige Bemerkung gemacht hätte, daß die drei Neuhinzugekommenen noch namenlose Wesen seien.

Es mußte also dazu geschritten werden, auch uns mit Namen zu versehen, mit denen wir uns bei den nächtlichen Versammlungen gegen den anrufenden Viceprokop legitimiren konnten.

„Horaz? Wie soll Horaz unter uns heißen?“

„Lomnitzky!“ proklamirte Zizka.

„Vivat Lomnitzky! Lomnitzky hoch!“

„Und wie der da?“ wurde auf meine Namenloſigkeit gedeutet.

„Horimir!“ ſchlug ein zweiter Burdyrſch vor.

„Bravo! Vivat Horimir! Horimir hoch!“

„Und wie Herzel?“

Eine Pauſe trat ein.

„Herzel? — Herzel? — Ja, kann denn Herzel mit uns ſein? — Herzel der Jude?“ wurden die Bedenken laut.

„Jude hin, Jude her!“ durchhieb Ziſka den ſich ſchürzenden Knoten der Frage. „Heißt's mit gefangen, mit gehangen, ſo muß es auch heißen mit erlangen!“

„Krautköpfe Ihr! Und wenn er jetzt hingeht, und uns verräth, da er Alles weiß!“ bemerkte der heilige Prokop.

Herzel hatte ſich bisher ſchweigend an die Ecke eines Tiſches zurückgezogen. Die letzten Worte ſchienen ihn elektriſch zu durchzucken.

„Ich heiß' nicht Kokrba!“ ſprang er, die Röthe der Entrüſtung im Geſichte, empor.

„Und ſollſt auch nicht ſo heißen!“ fiel ihm Ziſka in die Rede. „Dafür aber heißeſt Du von nun an zum Zeichen Deines Muthes der Ritter von der Hafenburg! Biſt Du zufrieden?“

Ein donnerndes „Vivat!“ enthob ihn der Antwort.

Die Schwarzwälder Uhr an der Wand ſchlug drei

und Žižka gab das Zeichen zum Aufbruche, ehe es zu tagen begann.

Wir traten aus der Chaluppe, um einzeln den Rückweg nach Tmawitz anzutreten.

Der Erste, dessen wir dabei ansichtig wurden, war — Kokrha Wojtjech, der, wie er uns vertrauen zu müssen glaubte, einen entfernten Vetter hier im Dorfe habe, den er zeitlich früh besuchen wollte, um noch bei Zeiten zur Schule zurück zu sein.

XIII.

Das Plakat.

Ich weiß nicht, was ſich der heilige Johannes von Nepomuk gedacht haben mag, als er einige Tage nach der geſchilderten gymnaſiaſtiſchen Malkontentenverſammlung eine ungewöhnliche Anzahl ſeiner Schützlinge — denn als ſolche mußten wohl ſämmtliche Schüler des Tmawitzer Gymnaſiums ſich anſehen — die ſchmale Wendeltreppe hinankommen ſah, über welche er zu walten und zu wachen hatte, den ſtämmigen Zizka an der Spitze. Ich weiß nur, was ich mir gedacht hätte, wenn ich der heilige Johannes geweſen wäre. „Armes Gymnaſiaſtenvölklein!“ hätte ich mir gedacht, „armes Nöttlein von Jünglingen, bei denen der Bart erſt ans Tageslicht die Anfrage richtet, ob er es wagen dürfe, an's Hervorgucken zu denken, und von Knaben, denen die Lippen noch von der Muttermilch naß ſind! Was iſt Euch in die Seelchen gefahren, daß es ſo

siedet in Euch und brodelt, kocht und wallt, braust und gährt, knistert und zischt? Thut Ihr das Alles wirklich um der paar schlechten Noten willen? Oder geht in Euch etwas vor von dem, was man dunkle Ahnung des sündigen Zeit- und Jugendraubes nennen könnte, den man an Euch begeht? Ist es bloßer Knabenübermuth, der Euch stachelt? Oder spürt Ihr etwas davon, daß man, anstatt Euch herumzuführen mit sorgsamer Hand in den Gärten des Wissens von Blüthenstrauch zu Blüthenstrauch, von Fruchtbaum zu Fruchtbaum, Euch herumirren läßt auf der dürren Huthweide des officiellen Stundenkatalogs, unbekümmert darum, ob ihr Euch mit den saftlosen Gräsern der abgetretenen Weide zufrieden gebt, oder in einer unbeobachteten Weile den Hals über den Zaun streckt, um ein Kräutlein, daß Euch drüben lockt, abzupflücken, gleichviel, ob es ein giftiges sei oder nicht? Treibt Euch die Bosheit, und stachelt Euch der Uebermuth, so wünsche ich Euch Allen insgesammt den furchtbarsten Zorn des Herrn Präfecten auf das Haupt herab, daß er Euch treffe mit dem vollen Blitzstrahl des Consilium's abeundi, auf daß Euch zeitlebens nicht nur in Tmawitz, sondern auch in allen anderen k. k. erbländischen Gymnasialstädten die Pforte der Bildung des Geistes und des Herzens verschlossen bleibe, und Ihr herumwandelt durch's Leben und durch Böhmen als lauter verdorbene Studenten, was ich für das größte Unglück erachte; denn wer einmal als Student verdorben,

der taugt zu gar nichts mehr auf Gottes Erdboden, und iſt für Alles verloren, höchſtens nicht für Hopfen und Malz! Treibt Euch aber die Ahnung des an Euch begangenen Frevels; iſt's ein edlerer Drang, dem Ihr folgt, ohne daß Ihr noch ſo klug ſeid, es ſelbſt zu wiſſen: ſo geleit' Euch all' mein Segen auf Euren Pfaden, trotzdem es Irrpfade ſind; mein Wohlwollen auf Euern Wegen, trotzdem es nicht die meinigen ſind; und mein Schutz iſt mit Euch, trotzdem das ſonderbare Spiel, das Ihr treibt, meinen Beifall nicht hat, und die Namen, die Ihr Euch beilegt, ein Gräuel ſind in meinen Ohren!"

Der Herr Präfect war weder ich, noch der heilige Johannes, und ſprach ganz andere Worte, nachdem Zizka in etwas mehr als unſanfter Weiſe an die Thüre der Präfectur angeklopft hatte, und wir, ein jeder den Dolch irgend eines verzweifelten Vorſatzes im Gewande, vor ſeinen ſtolzen Tyrannenſitz hingetreten waren.

„Was wollt Ihr?" ſchrie er uns mit aller Barſchheit ſeiner Stimme und ſeines Weſens entgegen, indem er ſich erhob und mit beiden Händen in ſeine Pelzhandſchuhe fuhr, was ſtets bei ihm als das Anzeichen eines nahen Zornausbruchs gelten konnte.

Zizka trat vor. „Herr Präfect....."

„Kurz machen! Weiß, daß ich das bin! Will aber wiſſen, was Ihr wollt! Denn was Ihr ſeid, das weiß ich längſt! Unverbeſſerliche Kreaturen ſeid Ihr, die das ganze

Gymnaſi[illegible] in Verruf bringen; Tagediebe, die dem lieben Herrgott die Zeit aus der Taſche ſtehlen, um ſie zu verraufen, zu verſpielen und zu verſaufen! Schandpfähle ſeid Ihr, daß ſich ſelbſt ein ehrliches „Male“ ſchämen muß Euch aufgenagelt worden zu ſein! Was wollt Ihr? Und haltet mich nicht lange auf!“

Ein dergleichen Willkommen war eben ſo wenig geeignet, uns auf einen günſtigen Erfolg unſerer corporativen Petition hoffen zu laſſen, als uns zu ſchmeicheln.

„Darum eben ſind wir da, Herr Präfect,“ ergriff Zizka den Moment, um dem Herrn Präfecten in die Rede zu fallen. „Wir wiſſen das Alle recht gut, und ſehen es auch ein, daß wir die ſchlechten Notirungen, die wir e moribus erhalten, nicht verdienen, und ſind daher gekommen, den Herrn Präfecten zu bitten, uns von dieſer unverdienten Auszeichnung zu befreien.“ Hiermit überreichte er gleichzeitig eine Art Schrift, die wir unter vielfältigem Hin- und Herſtreiten abzufaſſen und für gut zu finden endlich ſo einig geweſen waren, und die ich, als der unbeſtrittene Erbe der ſchönen Handſchrift des Herrn Holub, auf einem Stempelbogen hatte abſchreiben müſſen.

„Abnehmen die Male's?“ fuhr der Herr Präfect empor. „Valde Male's! ja valde Male's ſollt Ihr dafür haben! Womit habt Ihr es verdient, daß ich ſie Euch abnehme? Habt Ihr Euch gebeſſert? Habt Ihr bereut? He? Verſchlimmert habt Ihr Euch! Lotterbuben ſeid Ihr

geworden! Meint Ihr, daß ich's nicht erfahren habe, was Ihr treibt?"

Einige von uns wurden bei dieser Aeußerung sichtlich betreten. Sollte bereits Alles verrathen sein?

„Ihr lernt jetzt noch weniger als zuvor, das heißt gar Nichts! Ihr bringt keine Pensa, keine Exhorten, seid auf der Straße grob wie die Dreschflegel! Seid — seid — seid — nun ich mag mich nicht ärgern mit solchem nichtsnutzigen Pack! — Jetzt aber hinaus! — Alle hinaus, sonst schick ich um den Schuldiener und laß Euch einen nach dem andern hinauswerfen!"

So entschlossen Zizka sonst war, und so wenig er sich vor irgend Jemand auf dem Tmawitzer Erdboden fürchtete, so mochte er sich doch nicht zwischen den vier Wänden, in denen wir uns befanden, in eine Begegnung mit dem langen Schuldiener einlassen, und auch von uns Anderen spürte Niemand Lust, die Ausführung eines Geschäftes diesem Letztern zu überlassen, das Jeder mit Hilfe seiner Füße auszuführen in eigener Person im Stande war.

Zizka bat den Herrn Präfecten noch einmal, die Schrift zu lesen und machte, ohne daß der geringste Ausdruck von Erschütterung in seinen Zügen sichtbar gewesen wäre, Kehrt, um aus der Präfectur zu schreiten. Wir Anderen zogen, wie bereits angedeutet, die active Entfernung unserer selbst jeder passiven, und wäre diese auch noch so glimpflich ausgeführt worden vor, und folgten ihm. —

Einige Tage vergingen in Erwartung der Dinge, die durch unsere Erscheinung in der Präfectur hervorgerufen werden sollten oder konnten. Žižka bedurfte während derselben des Aufwandes seiner ganzen Autorität, um Diejenigen, denen es allenfalls in der Chaluppe draußen an einigem Muthe nicht gebrach, die aber den Anspielungen und finsteren Mienen ihrer Professoren gegenüber, denen der Herr Präfect ungesäumt den Hergang mitgetheilt hatte, den heldenhaften Namen, die sie sich beigelegt, durchaus nicht entsprachen, in Disciplin zu erhalten.

Es war klar, daß der Präfect von den Vorgängen in der Chaluppe nichts wußte. Auch Pater Lučka wußte noch nicht recht, was in ihren Hintergrunde schlummerte, wie aus seiner nächsten sonntäglichen Erhortation hervorging, in der er allerdings auf Versammlungen an verborgenen Orten anspielte, diesen aber kein anderes Motiv als „Schlemmen und Spielen" zu Grunde legte, wahrscheinlich weil es Kokrha Wojtjech noch nicht gelungen war, ihm genauere Kundschaften zu überbringen. Es war aber keine Zeit zu versäumen. Wenn nichts anderes, so konnten die verschiedenen abenteuerlichen Namen dazu beitragen, diesen talentvollen Jüngling auf die Spur zu leiten, da wir uns selbst so sehr in diesem Walten gefielen, daß wir trotz dem strengen Verbote, außer der Chaluppe irgend etwas von ihnen verlauten zu lassen, uns nicht enthalten konnten, Einer den Andern bald hier bald dort, bald heimlich

bald laut mit denſelben anzuflüſtern oder gar anzurufen. Der emſige Forſcher hätte jedoch bald auch andere Wege gefunden, ſeiner Wißbegierde ausgiebige Nahrung zu verſchaffen, und all' die großen und welterſchütternden Pläne, mit denen ſich Ziſka trug, konnten in die Luft geſprengt werden, noch ehe ſie ans Tageslicht gekommen.

Es wurde daher alsbald eine neue Zuſammenkunft in der Chaluppe anberaumt. Neue Geſtalten erſchienen in derſelben, Burſche, denen zwar nichts weniger als der Stein eines Male im Schuhe lag, die aber entweder aus ehrenwerthem Gemeingeiſt oder auch nur aus Freundſchaft für Einen oder den Andern dem abenteuerlichen Complote ſich angeſchloſſen hatten.

Ziſka las vorerſt ein Stück aus dem modrigen ſchweinsledernen Buche vor, wie es der Uebereinkunft gemäß bei jeder Verſammlung zu geſchehen hatte, obwohl keinem von uns je recht klar geworden war, wie die Predigten in der Betlehemskapelle, das gebrochene Kaiſerwort, der grauenhafte Kerker im Schloſſe Gottlieben, die verfänglichen Concilsexamina, oder gar der entſetzenerregende Scheiterhaufen mit unſeren Male's in Zuſammenhang ſtehe, noch weniger aber, wie dies Alles uns von beſagtem Uebel erlöſen konnte. Eines aber hatten dieſe Vorleſungen dennoch bewirkt. Sie hatten allmählich die Phantaſie angeregt, die Einbildungskraft erhitzt, eine Art Muth erweckt, deſſen ſich ſelbſt Herzel Samuel nicht entſchlagen konnte,

eine Art Energie, von der ſelbſt der heilige Prokop nicht frei blieb.

Ja, als Zizka am beſagten Sonntag den letzten Abſchnitt des Buches, das Kapitel über Huſſens Verbrennung in Konſtanz mit erhöhter Stimme und begeiſtertem Pathos vorlas, war die Wirkung ſo tiefgreifend, daß wir Alle daſaßen, die Augen ſtarr auf den Mund des Vorleſers gerichtet, ſtumm vor Entſetzen, verſteinert vor Grauen, reglos, faſt athemlos, und daß es einer guten Weile bedurfte, ehe wir zu uns kamen und friſch aufathmeten, nachdem Zizka geendigt und das Buch mit einem Kraftſchlag auf den Tiſch gelegt hatte.

Es war uns — dem Zeichner dieſes wenigſtens und dem empfänglichen Horaz — nicht anders, als ſäßen wir in Konſtanz am Bodenſee in einer grauen, alterthümlichen Stube, etwa in der Kloſterzelle, in der Hus zur gewiſſenhafteren Erfüllung des ihm zugeſicherten Geleites in ſo enge Sicherheit gebracht wurde, daß er ſich mit Recht für gefangen halten mußte, und als zeigte uns Jemand mit dem Finger hinaus auf eine kohlenbedeckte Stätte am Rhein und ſpräche: „Sehd, dort haben ſie ihn verbrannt!“ und als glimmte die Kohle noch fort am Boden, unauslöſchbar, ewig fortglimmend und unvertilgbar. Ich glaube, Zizka hätte in dieſem Augenblicke ſagen können: „Kameraden, auf nach Konſtanz! Es iſt eine gedruckte Lüge, daß ſie den Hus verbrannt haben! Sie haben das nur ſo ausge-

ſprengt, um uns zu beſchwichtigen! Der Hus lebt noch und ſitzt immer noch in dem tiefen, dunklen Keller von Gottlieben, wo der Bodenſee eintönig an die Eiſengitter plätſchert und nur eine Möve zuweilen herangeflogen kommt an den einſamen Thurm, die dann der Aermſte für die längſterſehnte Taube der Erlöſung hält — kommt! Unſer ſind zwar nur zwanzig, aber was iſt ein ganzes Heer von Konſtanzer Stadtpolizei gegen uns, wenn wir anſtürmen an die Thore des alten Brandneſtes!" — wir wären alleſammt zur Stunde aufgebrochen und hätten uns ſtante pede nach Konſtanz gemacht, an unſere Male's eben ſo wenig denkend als an unſer Geſchick und noch viel weniger an den Anachronismus in den Gefühlen unſerer heldenmüthigen Jünglingsherzen.

Ziſka aber war ein zu guter Hiſtoriker, als daß er 420 Jahre nach der wirklichen und völligen Verglimmung des letzten Stückchens Kohle vom weltgeſchichtlichen Scheiterhaufen und eben ſo lange nach der Hineinfegung des letzten Stäubchens Aſche in den ſchweigenden Rhein, ſich von einem ſolchen Unternehmen auch nur einigen Erfolg hätte verſprechen können. Die Gegenwart lag ihm näher, und dachte er auch nicht an die Befreiung eines zum Flammentod verurtheilten Märtyrers aus den Banden der Haft, ſo dachte er um ſo lebhafter an die Befreiung der Märtyrer verwahrloſter Gymnaſialzuſtände aus den Feſſeln unheilbrütender Präfectentyrannei. Unheil brütend, ja!

denn repetiren müſſen, das wäre zwar hart, aber doch das Geringſte geweſen. Aber als ein Exemplum docens ſchwarz auf weiß gedruckt prangen, ſeinen Eltern, ſeinem Herrn Holub, einem Pater Wyklaus nicht unter die Augen treten zu dürfen vor Schmach und Schande, insbeſondere aber zwei Monate ruinirter Ferien — das war es, wovor unſer Einem die Seele zuſammenſchauern mußte.

Zizka benützte den Moment dieſes Zuſammenſchauerns und zog ein Blatt Papier aus der Taſche.

„Wenn Ihr nicht lauter Ackergäule ſeid," begann er in ſeiner ſtereotypen Weiſe, „ſo paßt auf! Unſere Schrift hat nichts genützt!"

„Nicht das Geringſte!" erwiederten Alle einſtimmig.

„Gut! Wollt Ihr Euch damit zufrieden geben?"

„Nein! Nein! Nein!

„Ich ſchon gar nicht!" antwortete der heilige Prokop ſeparat hinter ſeinem Bierglaſe hervor.

„Was müſſen wir alſo thun?"

„Noch einmal zum Präfecten gehen!" erwiederten Einige.

„Ja! Ja! Ja! Noch einmal hingehn!" ſtimmten die Anderen bei.

„Noch eine Schrift ſchreiben!" ſchlugen einige Andere vor.

„Ja! Ja! Ja! Noch eine Schrift ſchreiben! Eine Schrift! Eine Schrift!" gab die überwiegende Majorität

ihr Wohlgefallen an dieſem Vorſchlag durch ein nicht endenwollendes Durcheinanderſchrein zu erkennen.

Ziſka glühte vor Zorn. Funken ſtoben ihm aus den Augen.

„Silentium!“ donnerte Kunaſch von Machowitz vergebens d'rein.

„Strohköpfe Ihr!“ ſchaffte ſich endlich Ziſka Ruhe. „Und wenn die wieder nichts nützt? Was dann? Dann werdet Ihr M... feil haben!“

Dieſer Beweisgrund fruchtete. Keiner wagte es zu muckſen.

„Das Papier hier wird morgen am Gymnaſialthor angeſchlagen!“ fuhr Ziſka fort. „Wem dabei das Herz in den Bauch fällt, der geh' und kriech' zum Kreuze!“

„Und was ſteht auf dem Papiere?“ erlaubte ſich endlich der heilige Prokop, als der Aelteſte der Verſammlung, zu fragen.

„Wenn Du Ohren haſt, ſo wirſt Du es hören!“ bedeutete ihn Ziſka, entfaltete das Blatt und begann mit lauter Stimme zu leſen:

„Wir Unterfertigten erklären hiermit

Erſtens: daß wir uns gerne jede Zurechtweiſung gefallen laſſen wollen, die wir verdienen. Die gegenwärtig über uns verhängten Calcüls aber haben wir nicht verdient, was wir auch beweiſen wollen.

Zweitens: daß wir ſo lange kein Penſum bringen werden, als die Calcüls nicht zurückgenommen ſind!"

„Nichts! Keine Zeile!" ſtimmte der edle Verein dieſem Punkte bei, der ihm offenbar am beſten gefiel.

„Drittens: daß wir, wenn das an uns begangene Unrecht nicht gut gemacht wird, Alle an einem Tage aus dem Gymnaſium treten, und Wege ſuchen werden, uns Recht zu verſchaffen."

Dieſer Punkt, der Schlußſtein des verhängnißvollen Stückes Papier, enthielt allerdings mehr, als die Meiſten von uns, den Zeichner dieſes nicht ausgenommen, als Leute von höchſt unſelbſtſtändiger Poſition, hätten wagen dürfen auszuführen, und eröffnete noch dazu in ſeiner letzten Hälfte eine Ausſicht auf Dinge, von denen ſich wohl mancher in ſeiner aufgeregten Phantaſie das Bild einer Art Konſtanzer Concils oder eines mehrjährigen Huſſitenkrieges entwarf.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dabei auch in Manchem der Wunſch rege wurde, den der Dichter ſo gelungen in den Worten „Hugo, wärſt Du heim geblieben!" ausdrückte. Ja Horaz ſelbſt, der wohl den Muth hatte, zu einem Theaterdirector zu gehen, keineswegs aber „Punkte" an eine öffentliche Thüre anzuſchlagen, geſtand es mir in einem unbelauſchten Momente, daß er den Inhalt dieſer herrlichen Verſe nie ſo durch und durch in ſeinem Innern wiederhallen gefühlt habe, als zu dieſer Stunde.

Doch was war zu thun? Zizka hatte uns, hatte ihn, hatte mich, hatte Herzel, hatte uns Alle, recht profaisch zu sagen, in der Tasche. Sein Name stand mit starken Federzügen unter den Punkten; der Viceprokop unterschrieb der Zweite; auch der heilige Prokop zeichnete seinen Namen hin; der Eine folgte, der Andere konnte nicht zurückbleiben und so fehlte denn bald kein theurer Name auf dem inhaltsschweren Blatte, das Zizka alsbald zu sich nahm.

Am nächsten Morgen konnte die wohlehrenwerthe Bevölkerung von Tmawitz das seltene Schauspiel genießen, an der Pforte des altersgrauen Gymnasialhauses mit vier Nägeln ein Plakat angeheftet zu sehen, darauf die oben erwähnten drei Punkte, unterzeichnet von zwei Dutzend trotzigen Namen, groß und deutlich geschrieben zu lesen waren. Sie konnten sich dieses Anblickes erfreuen, lange noch ehe derselbe den Personen zu Theil wurde, für die er zunächst bestimmt war; denn Zizka hatte nicht erst den Morgen erwartet, sondern hatte sich zu einer Stunde, da ganz Tmawitz noch in's tiefste Dunkel und in die wärmsten Federn gehüllt lag, mit einem Hammer und einem halben Dutzend Nägeln in der Tasche aufgemacht, und die welterschütternden Theses mit höchst eigener Hand an den bereits erwähnten Ort angeheftet.

Wie begreiflich, war das Gedränge an dem großen Thore des Gymnasiums an diesem Morgen so groß, wie

es vielleicht noch nie gewesen, seit der Himmel sein blaues Gezelte über diesen Tempel der Wissenschaft gespannt. Groß und Klein, Gymnasiast und Nichtgymnasiast drängte sich hinzu, das Unerhörte in eigener Person zu erleben, das noch nicht Geschehene mit eigenen Augen zu lesen. Kokrha Wojtjech säumte nicht, mit Siebenmeilenschritten in die Behausung des Paters Lischka zu rennen, und diesem athemlos die Kunde von dem Vorfalle zu hinterbringen, so lange sie noch brühwarm war.

Pater Lischka glaubte kaum seinen eigenen Ohren, und fragte seinen Famulus einmal, zweimal, dreimal, ehe er sich entschließen konnte, anzunehmen, Kokrha sei denn doch von keiner Tarantel gestochen. Er fuhr augenblicklich in seinen Ueberrock, um sich ungesäumt auf den Schauplatz der Begebenheiten zu verfügen, und das Unglaubliche in selbsteigener Person zu beaugenscheinigen.

Siehe da — es war kein Traum Kokrha's, kein Gespinnst seines ohnehin nicht sehr betriebsamen Gehirnes, es war blanke, papierne Wahrheit, und die Verderbtheit der Frevler trat um so heller an's Tageslicht, als sich diese nicht gescheut hatten, die Unthat durch eigenhändige Namensfertigung zu bekräftigen und ordentlich auszuposaunen. Was aber den würdigen Mann noch mehr schmerzte, war, daß so etwas zu Stande kommen konnte, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt. Kokrha Wojtjech war wegen des Streiches, der damit seiner Umsicht und Allesdurchdringen-

heit geſpielt worden, vollends troſtlos, man kann ſagen, der Verzweiflung nahe.

Wenn je, ſo that in dieſem Augenblicke Einheit und Beſonnenheit noth. Zeichner dieſes kann nicht behaupten, daß unter ſeinen Schickſalsgenoſſen die letztere der genannten beiden Qualitäten ſich in auffallendem Grade kundgegeben hätte. Vielmehr ſah er nichts als blaſſe Geſichter, als er, der allgemeinen Verabredung folgend, früh Morgens in Horazens Kammer erſchien, wo ſich auf Ziſka's Geheiß Alle verſammeln ſollten, um die Entwickelung der nunmehr eingeleiteten Kataſtrophe abzuwarten.

Er ſelbſt hatte den Muth gehabt, auf den Rathhausplatz hinauszugehen, und wie er ſagte, ſich es mit anzuſchauen, wie es zünde.

„Es brennt ſchon!“ rief er aus, als er vom Rathhausplatze zurückkommend in die Kammer trat.

Wir ſchauerten zuſammen. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde waren wir dem kühnen Burdyſch weitergefolgt. Die Anzahl Derjenigen, die auch in der Entwickelung eines Wagniſſes das Herz beibehalten, daß ſie zu deſſen Anfange mitgebracht, war unter uns, wie das im Leben überall und auch zu allen Zeiten der Fall iſt, eine ſehr geringe. Sie war mit den nächſten Freunden Ziſka's, mit den wenigen Burdyſchen abgeſchloſſen. Die Anzahl Jener, denen der Muth mit der Gefahr wächſt, wie die See mit dem Sturme, ſchien auf Ziſka allein reducirt

zu sein, dem es nur noch der Viceprokop in etwas gleich that.

Der Brand aber, welchen Zizka als schon ausgebrochen ankündigte, bestand in nichts mehr und nichts weniger, als in den natürlichen ersten Folgen unsres Wagnisses.

Um acht Uhr nämlich hatte sich das Gymnasialthor angelweit aufgethan und der Herr Präfect, gefolgt von sämmtlichen Professoren, war auf dem Platze erschienen, um die That maßloser Verwegenheit pleno corpore und in feierlichster Weise vorerst auch durch seinen Augenschein zu constatiren und dann das Blatt in eben so feierlicher Weise von dem langen Schuldiener, jedoch mit der Vorsicht, daß an dem kostbaren corpus delicti ja nichts verletzt werde, herabnehmen zu lassen.

Zizka hatte diesem erhebenden Akte unbemerkt von Ferne zugesehen und uns unter obigem symbolischen Ausrufe die Kunde davon gebracht.

Was von dem Momente der feierlichen Herabnahme in den Räumen des Gymnasiums weiter geschehen, davon ist Zeichner dieses nicht im Stande, dem verehrlichen Leser Rechenschaft zu geben. Alles, was er später erfahren konnte, ist, das die Professoren den ganzen Vormittag in der Präfectur beisammen geblieben, flüsternd, sich verwundernd, mitunter lärmend, daß in keiner Klasse eine Sylbe gelehrt worden, und daß gegen Mittag der lange Schuldiener seine Klafterbeine in Bewegung setzte, um den

Herrn Poſtmeiſter aufzuſuchen und dieſem den Auftrag des Herrn Präfecten zu überbringen, im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit augenblicklich einen reitenden Boten auszurüſten und dieſen ſpornſtreichs nach Prag zu entſenden.

Die ganze altehrwürdige Stadt Tmawitz war mittlerweile in Bewegung gerathen. Was Beine hatte war auf dem Rathhausplatz. Von einer Arbeit war keine Rede. Selbſt in der Werkſtätte des Koſtherrn Horazens ſchwieg der Klopfſteinhammer, was den Ohren Horazens und des Zeichners dieſes ſehr wohl that, und für uns wenigſtens das einzige Angenehme in dieſer Lage war.

Jedoch auch dieſe Annehmlichkeit ſollte uns bald auf's Furchtbarſte verbittert worden!

XIV.

Carcer und Concil.

Die Geſtalten etlicher Perſonen ſchlüpften an dem kleinen Kammerfenſterlein durch das enge Gäßchen vorüber. Ein Haufe von Straßenjungen folgte hinterdrein. So wenig uns die ſehr ſparſame Oeffnung des erwähnten an Fenſterſtatt dienenden Mauerdurchbruchs einen vollſtändigen Anblick der Geſtalten geſtattete, ſo reichten doch jene Theile derſelben, die wir zu Geſichte bekamen hin, um uns über die Bedeutung der ganzen Geſtalten jeden Zweifels zu entheben. Wer hätte auch nicht die hechtgrauen, Jahr aus Jahr ein über rothe Juchtenſtiefel geſtülpten Hoſen des langen Schuldieners, wer nicht die gleichfarbigen, mit grünen Seitenſtreifen verſehenen, eben ſo benannten Garderobeſtücke jener beiden Männer von Tmawitz erkannt, die der Sicherheit dieſer Stadt ihre Arme und ihre Beine verpachtet hatten? Blutheiß

lief es Etlichen von uns über die Wangen. Nur Zizka veränderte keine Miene.

Eine Minute des tiefsten Schweigens. Dann läßt sich Geräusch in der Werkstatt vernehmen. Einige von uns fahren empor; Einige wachsen mit den Schusterbänkchen, auf denen sie sitzen, zu leibhaften Centauren zusammen. Zizka nur blickt entschlossenen Auges auf. Der Viceprokop hat den Muth, die Kammerthür zu öffnen. Da haben wir nun die Bescheerung!

Im nächsten Augenblicke stand der lange Schuldiener mit den zwei Organen der Tmawitzer Sicherheit leibhaft im Eingange der Kammer.

„Also hier seid Ihr? Alle seid Ihr hier?“ begann er sein unerwartetes Erscheinen zu motiviren. „Sehr gut! Schön von Euch! Da brauch' ich Euch nicht erst Jeden besonders aufzustöbern! Hab' mir so schon die Füße krumm gerannt wegen Euch Jungens!“

„Jungens?“ trat ihm Zizka mit einem Ausdrucke seiner Stentorstimme und einem Blicke entgegen, daß der lange Schuldiener es für zweckmäßig fand, einen Schritt zurückzutreten.

„Wegen Ihrer — wegen Ihren — Ihretwegen — wollt ich sagen!“ verbesserte sich der Schuldiener, der vergessen zu haben schien, daß er unter andern auch zu Burdyrschen sprach.

Zizka ließ sich mit dem Ansehen einer gewissen Würde wieder auf seinem Platze nieder.

„Und was soll's?"

„Der Herr Präfect läßt sich Ihnen schönstens empfehlen," schlug der Schuldiener einen anderen Ton an, „und Sie möchten so gut sein, und mit mir zu gehn."

„Und wohin?"

„Das darf ich nicht sagen —; das wird er Ihnen wohl selber sagen wollen!"

„Nur rund heraus! In's Carcer soll ich? Nicht wahr?"

„Ja sehen Sie, ich bin nicht Schuld daran."

„Gut! Ich geb' mit! Soll's noch was?"

„Und die Andern, die ich da auf dem Zettel aufgeschrieben hab' — — Ja, ich dachte nicht, daß ich sie alle so beisammen finden würde; wir sind unsere nur drei — die sollen auch Alle hinein — aber das geht nicht auf Einmal!"

Uns fuhr es dabei heiß durch alle Röhrenknochen.

„Ja wie machen wir das?" wandte sich der Schuldiener in seiner Verlegenheit gegen seine zwei Begleiter.

„Weißt Du was?" rieth ihm Einer derselben, auf Zižka deutend, „führe Du erst den dort fort! Einer von uns geht mit, und Einer bleibt indessen hier auf der Wacht!"

Einige Augenblicke später wandte sich Žižka gegen uns. „Kameraden, lebt wohl!" sprach er mit fester Stimme. „Fürchtet Euch nicht! Ich hab' Euch's ja gesagt

— entweder fortgejagt, oder Gerechtigkeit! In ein Paar Tagen wird sich's zeigen." Damit schritt er in Begleitung des Schuldieners und eines der beiden Tmawitzer Sicherheitsorgane zur Thür hinaus.

„Was wird daraus werden? Was wird mit uns geschehen?" Daß Keiner von uns Allen in diesem Augenblicke eines andern Gedanken fähig war — ich möchte darauf einen leiblichen Eid ablegen.

Das Sicherheitsorgan hatte sich in Ermanglung eines noch disponiblen Schusterbänkchens den Werkschemel des abwesenden Meisters herbeigerückt, und ohne sich durch die daran haftenden Theile von Pech und Pape beengen zu lassen, sich darauf in der Thüre breit gemacht, und uns von diesem Posto aus, Einen nach dem Andern so durchdringend fixirt, und jeden unserer Schritte so genau beobachtet, als gälte es ein Complot zu bewachen, durch welches noch vor einer Stunde nicht nur das Gleichgewicht von ganz Tmawitz, sondern von ganz Europa unzweifelhaftermaßen gefährdet gewesen.

Eine Stunde verging. Eine zweite. Immer noch furchtbare Ungewißheit. Das Sicherheitsorgan hatte sich inzwischen eine Pfeife zurecht gemacht, und uns ganz gemüthlich die Kammer vollgeschmaucht. Endlich erschien der lange Schuldiener wieder, doch nicht um uns aus unserer provisorischen Lage zu erlösen, sondern vielmehr derselben die schreckliche Form eines Diffinitivums zu geben.

„Der iſt ſchon d'rin im Carcer!“ eröffnete er uns, indem er hereintrat, „und die Andern, die bleiben einſtweilen hier beiſammen, bis in der alten Sakriſtei für ſie die Strohſäcke hergerichtet ſind. Dann werden ſie Abends Alle mit einander hinüber transportirt.“

Zum erſten Male ſeit dem Morgen wurde bei dieſer Eröffnung einiges Murren laut.

„Ich muß nach Haus!“ und „Ich geh' nicht!“ und „Mich bringt keiner von Fleck!“ Das waren ſo die Proteſtationen, durch die ſich jedoch der lange Schuldiener um ſo weniger beirren ließ, als er keinen zweiten Zikka in unſrer Mitte gewahrte.

„Das geht mich nichts an!“ und „Jeder ſchläft, wie er ſich bettet!“ war Alles, was er uns entgegenzuſetzen ſich beſtimmt fühlte.

Endlich brach der Abend herein, und wir wanderten in Partien zu Fünfen aus der dumpfen Kammer Horazens in die alte Sakriſtei, wie eine lange finſtere Halle hinter der Gymnaſialkapelle genannt wurde, die ſeit Menſchengedenken nur mehr zum Aufbewahren alten Bretergeräthes und abgenützter Proceſſionsfahnen diente. Zwei Reihen von Strohſäcken, auf Bretergerüſte gelegt, waren zu unſerer Aufnahme bereit. Vergebens hatten ſich, wie wir nachmals erfuhren, die Koſtherrn der Einen und die Eltern der Andern um uns verwendet. Der Fall war zu außerordentlich, noch zu ſehr nie dageweſen, als daß der

Herr Präfect ſich nicht hätte zu einem exemplariſchen Vorgange aufgefordert fühlen ſollen.

Wen in dieſer grauenvollen Lage nicht etwas von einer dunklen Ahnung beſchlich, wie es dem Meiſter Hus oder ſeinem Freunde, dem Meiſter Hieronymus von Prag in ihren dunklen Gefängniſſen ergangen ſein mag, der hatte eine Phantaſie von Leder, an der Ziſka's Vorleſungen ſpurlos vorübergegangen, wie die furchtbarſte Schreckensbiſtorie Spießens an einer marmornen Statue.

Am wenigſten beneidenswerth war die Lage Horazens. Muß Zeichner dieſes auch geſtehen, daß es durchaus Niemandem einfiel, ihm irgend einen Vorwurf zu machen, ſo war ſein poetiſches Gemüth doch zu erregbar und zu gewiſſenhaft, als daß er ſich nicht ſelbſt als den Urheber alles dieſes Unheils hätte anklagen ſollen. Der Einzige, gegen den er ſeinem gepreßten Herzen Luft machte, war der Zeichner dieſes. Zwanzigmal verfluchte er ſeinen Kunerich und alle Kunerichе der Welt; eben ſo oft alles Theaterſpielen, allen Ehrgeiz, allen Dichterruhm. Kurz, der gute Junge war ſehr unglücklich, und man kann ſagen, momentan ſogar der Verzweiflung nahe. Mehr als einmal flog ihm eine Art großen Gedankens durch die Seele. Dann ſprang er plötzlich von ſeinem Strohſacke empor.

„Laß mich! Ich will hingehn! Will ſagen, daß ich allein an Allem Schuld bin! Ihr ſollt meinetwegen nicht

leiden! Ich will Alles auf mich nehmen! Ich will Alles ertragen — ſelbſt den Tod!"

Dann rannte er gegen die Thüre, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er in der edlen Aufwallung ſeines Herzens hinausgerannt wäre in die pechfinſtere Nacht, und grade zum Präfecten und dieſen aufgepoltert hätte aus den Federn mit dem Rufe: „Herr Präfect! Ich allein bin der Schuldige! Verurtheilen Sie mich zum Tode, zum Scheiterhaufen, zu was Sie wollen! Nur laſſen Sie uns heraus aus dieſer kühlen, finſtern, feuchten Sakriſtei ..." Die Thüre aber war verſchloſſen, und Horaz ſank wieder troſtlos auf ſeinen Strohſack, wohl auch aus Verſehen auf einen ſeiner ſchnarchenden Leidensgefährten nieder, um auf's Neue ſeinen Kunerich zu verfluchen.

Der Morgen kam, in der nahen Kapelle erklang Orgelſchall und Chorgeſang. Der Schulgottesdienſt wurde abgehalten. Für uns erklang er nicht. Die Sakriſtei blieb erbarmungslos geſchloſſen, und öffnete ſich nur gegen Mittag, nicht um uns heraus, ſondern nur um eine Ladung Waſſer und Brod hereinzulaſſen, mit der uns der lange Schuldiener nicht ohne ſichtliches ſeinerſeitiges Behagen betheiligte.

Und wieder ward es Nacht, und wieder ward es Morgen, und Tage, ja, wenn Zeichner dieſes das Maß ſeiner Ungeduld anlegen darf, Jahre vergingen,

ohne daß ſich in der Ungewißheit unſerer Lage etwas geändert hätte. Es verſteht ſich, daß wir die Zeit gewiſſenhaft dazu benützten, um ſie uns wechſelſeitig mit den fabelhafteſten Befürchtungen und mit den grauenhafteſten Ausmalungen des uns erwartenden Schickſals zu verkürzen.

Endlich ging die Thür wieder einmal auf, doch nicht um Waſſer und Brod, ſondern den langen Schuldiener mit der Kunde hereinzulaſſen, die Herren aus Prag ſeien endlich gekommen, und nun werde die Hiſtorie erſt recht losgehen. Morgen werde große Conferenz ſein. Der Ziſka aber, der werde noch heute ins Coram genommen.

Bang erwartet kam der Morgen.

Der lange Schuldiener erſchien wieder, und — — — der verehrliche Leſer dürfte ſich veranlaßt fühlen, zu glauben, Zeichner dieſes habe ſeine Freude daran, ihm ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht zu erzählen — — — und mit ihm eine Rieſenkanne duftenden Kaffee's und ein Korb weißer Brode.

„Das habt Ihr den Herren aus Prag zu verdanken! Die ſchicken Euch das! Friſch fertig machen, und dann mir zur Conferenz folgen! Ja! Zur Conferenz! Da wird ſich Alles zeigen!“

Die köſtliche Gabe, die ganz geeignet war, in uns die beſten Vorurtheile für die Herrn aus Prag zu er-

wecken, bei Horaz ausgenommen, der mir ins Ohr flüsterte: „Haſt Du nie auch gehört, daß man die Leute am beſten tractirt, wenn ſie hingerichtet werden ſollen?“ wurde nicht nur mit dem heißeſten Danke, ſondern auch mit dem heißeſten Hunger ihrer Beſtimmung zugeführt; und nun gings dem großen Moment entgegen, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte.

War es der Kaffee? War es das günſtige Vorurtheil? War es die Aufregung des Augenblickes? War es die Freude, die alte Sakriſtei, und wäre es auch nur für eine Stunde, los zu werden? So viel iſt gewiß, die Entmuthigung war einer gewiſſen Zuverſicht gewichen, als wir aus der kleinen Thüre der dunklen Sakriſtei heraustraten, und über den Hof nach der Präfectur escortirt wurden, allwo die „große Conferenz“ abgehalten werden ſollte. War Einer von uns niedergeſchlagen, ſo war es außer Horazen noch der heilige Prokop, der lieber gewünſcht hätte, daß Bier gebracht worden wäre, anſtatt des Kaffee's.

Wieder klommen wir die Stiege zur Präfectur hinan, und wieder ſah der heilige Johannes auf uns herab. Doch kam es mir vor, als machte er diesmal ein zwar ſehr ernſtes, aber doch mildes, wohlwollendes Geſicht. Ich hielt auf den Ausdruck dieſes Heiligen viel, und kniff vor freudiger Ahnung Horazen, der ſtill als wie zum Sterben neben mir einherging, in den Arm. Den armen

Jungen wollte aber selbst dies aus seiner Melancholie nicht herauskneipen.

Endlich standen wir in der Präfectur, still und bescheiden, die vor wenigen Tagen noch Herausfordernden und Trotzigen.

Die Präfectur war für den Zweck der heutigen Conferenz eigends hergerichtet worden. Obenan zunächst den Fenstern stand ein langer grüner Tisch, und rings um denselben etwa zwölf Sessel. Einer davon war ein großer gepolsterter Armsessel, und offenbar zur Aufnahme des Hauptes der Conferenz, einer uns noch unbekannten Größe, muthmaßlich eines der milden Kaffeespender, bestimmt. Auf dem Tische lagen Papier und Federn, noch blank und rein wie die Unschuld selbst, standen Tintenfässer, in deren Tiefe unser schwarzes Geschick schlummerte.

Zunächst der Thüre waren drei Schulbänke aufgestellt — es waren die Armensünderbänke, zu unserer Aufnahme bereit.

Bald erschien auch die Conferenz selbst.

Voran schritten drei uns unbekannte Gestalten. Es waren offenbar die Herren aus Prag. Zwei von ihnen gehörten dem geistlichen Stande an. Die rothen Kollare, die sie trugen, wiesen auf hohe Würden hin, desgleichen die alle Grenzen überschreitende Hochachtung, mit der ihnen nicht nur von Seite aller Professoren, sondern selbst vom Herrn Präfecten begegnet wurde. Ihr Be-

nehmen zeigte von Milde und Freundlichkeit. Der Dritte mochte seinem vornehmen Aeußern nach irgend ein hoher Beamter sein, vielleicht gar ein Rath, ein Gubernialrath oder Criminalrath. Der Präfect hatte ausnahmsweise seinen Frohnleichnamsrock angelegt. Pater Lischka in seinem langen, wallenden Sonntagstalare, kam der letzte, still, bescheiden, milde, den Blick zur Erde gesenkt, das Haupt zur Seite geneigt, die Hände über die Brust gefaltet.

Die Herrn nahmen ihre Plätze an dem grünen Tische ein, Einer der beiden geistlichen Herrn in dem großen Lehnsessel, die beiden anderen ihm zur Seite, dann der Präfect, Pater Lischka u. s. w.

Man vereinigte sich wechselseitig, sagte sich einiges Angenehme. Auf uns lasteten die Minuten wie bleierne Aeonen. Endlich klingelte der Herr im Lehnsessel. Der lange Schuldiener, der seinen Platz uns zunächst an der Thüre hatte, sprang mit einem Satze gegen den großen Tisch, nach einem erhaltenen Wink ebenso schnell wieder zurück und hinaus. Nach einer Weile kehrte er zurück, und wer mit ihm eintrat, war Zizka.

Zizka sah blaß aus. Sein Auge aber blitzte, sein Gang hatte nichts von der gewohnten Festigkeit und herausfordernden Haltung verloren. Er schritt grade auf den Tisch zu.

„Das ist der!" bedeutete der Präfect den Herrn,

indem er auf ein Blatt wies, das wir von ferne als das ominöse Gymnasialthorplakat erkannten.

Der Herr im Lehnstuhle beobachtete ihn schweigend und eine gute Weile, und schüttelte mit dem Kopfe.

„Und das sind die Andern!“ wies der Präfect auf uns.

Der Herr im Lehnstuhle musterte uns mit forschenden Blicken Mann für Mann durch.

„Das ist der!“ fuhr der Präfect fort, indem er den Herren ein Heft Papier vorlegte, das sich uns als der unglückselige „Kunerich“ zu erkennen gab, und dem Schuldiener zuwinkte, Horazen hervorzuholen.

Die Herren blätterten Einer nach dem Andern im Hefte und lachten.

Pater Lischka verhielt sich während dieses ganzen Vorganges still und scheinbar theilnahmlos.

Wir aber harrten mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten, eines Verhöres, niederschmetternder Zornausbrüche, verschärfter Strafurtheile, und was dergleichen Schreckliches mehr ist.

Statt allem dem aber räusperte sich der Herr im Lehnstuhle mit einem kostbaren seidenen Tuche, reichte in einer goldenen Dose Tabak umher, besprach sich lange mit den beiden anderen Herren und hub endlich, gegen Zizka gewandt, an:

„Junger Mann! Es liegen gegen Sie schwere Klagen

vor. Sie haben sich nicht nur nie als besonders fleißig erwiesen, sondern Sie haben auch durch Wildheit Ihrer Sitten ein böses Beispiel gegeben. Sie haben sich nicht nur gegen Ihre Lehrer aufgelehnt, sondern auch Ihre Mitschüler zur Auflehnung angeeifert, und sich mit ihnen zu Schritten fortreißen lassen, die bedauerliche Folgen für alle Betheiligten haben könnten, weil sie gegen Alles, was Gesetz und Geziemtheit ist, verstoßen. Ich habe Sie gestern auf meinem Zimmer vernommen. Nur dem Umstande, daß ich aus dem, was Sie sprachen, erkennen konnte, daß Sie mehr eine irregegangene als böse Natur seien, und daß es mir nicht unbekannt ist, daß der Grund nicht nur Ihrer, sondern auch der Verirrungen Ihrer Mitschüler, zum Theile auch in Verhältnissen liegt, an denen Sie nicht schuld sind, hat mich bestimmt, Sie aufzufordern, mir das, was Sie zu Ihrer Vertheidigung vorbrachten, schriftlich zu überreichen. Sie haben das gethan. Meine Ansicht von der Sachlage hat sich dadurch nur befestigt. Treten Sie vor!"

Zizka trat festen Schrittes näher.

„Wollen Sie mir Handschlag und Ehrenwort geben, unter anderen Verhältnissen mit Ihren Verirrungen zu brechen, und die Talente dankbar auszubilden, die Ihnen die Natur verliehen?"

Ein Moment trat ein, der auf uns Alle erschütternd wirkte.

Zizka, der trotzige Burdvrsch, der Katheder-hebende, Strickzerreißende Herkules, sank wie kraftlos bei diesen Worten zusammen.

Er war auf's Knie gefallen und der Herr im Lehnstuhle hielt seine Hand und fuhr fort: „Wohlan denn! So sei auch von uns mit Ihrer Vergangenheit gebrochen, und nicht nur Ihnen selbst, sondern auch Ihren Mitschülern um Ihretwillen verziehen. Man verurtheilt nicht die Geführten, wenn man dem Führer vergiebt!"

Wir, der Präfect, Professor Mudrtz, der heilige Prokop, der lange Schuldiener, Horaz, ich — wußten nicht, wie uns geschah. Am wenigsten jedoch schien sich Pater Lischka, der sonst so feine Beobachter, in die unerwartete Situation finden zu können.

Nun ließ der Herr im Lehnstuhle auch uns Einen nach dem Andern vortreten, und sprach zu Jedem Worte, in denen sich mehr oder minder das Obengesagte wiederholte, die jedoch auf Jeden von uns nicht weniger ergreifend wirkten, als auf Zizka.

Als sich ihm der heilige Prokop näherte, konnte er sich jedoch eines Lächelns nicht enthalten.

„Ei, sieh da!" sprach er. „Begegnen wir uns auch hier? Sie thäten wohl besser, das Studiren zu lassen, und sich Ihren Kräften entsprechend irgendwo zu verwenden! Kommen Sie später zu mir! Vielleicht kann ich etwas für Sie thun!"

„Und Sie," ſprach er zu Horaz, „ſind Sie der Poet? Das müſſen Sie ſchon als Strafe hinnehmen, daß Ihr „Kunerich" ein recht unglückſeliges Stück iſt, und zu noch Unglückſeligerem hätte führen können? Pflegen Sie jedoch Ihr Talent, und wir werden uns einſt beſſerer Früchte zu erfreuen haben, als dieſe iſt!"

Hiermit verließen wir die Präfectur.

Der Jubel und der Freudenlärm, mit dem wir von faſt allen Schülern des Gymnaſiums im Hofe begrüßt wurden, war grenzenlos, und wäre vielleicht auch endlos geweſen, wenn ihm nicht der lange Schuldiener ein Ende gemacht hätte, indem er mit der Weiſung erſchien, der Hof müſſe augenblicklich geräumt werden, und dürfe keine lebendige Seele im Gymnaſium bleiben, da die Herrn in der Präfectur noch wichtige Dinge zu reden hätten.

Uns kümmerten dieſe wichtigen Dinge wenig. Auch haben wir nie mehr davon in Kenntniß gebracht, als der verehrliche Leſer bald ſelbſt wird erfahren haben.

Das Semeſter ging zu Ende. Von ſchlechten Noten war in den Teſtimonien keine Spur.

Das neue Schuljahr begann, und der Präfect hatte ein kleines abſeits gelegenes Haus bezogen, um da in Ruhe und Zurückgezogenheit ſeine Penſion zu verzehren und ſeiner Pelzmütze und ſeinen Pelzhandſchuhen zu leben. Profeſſor Wenzeſlawiky war an ſeine Stelle getreten.

Pater Liſchka war vom Schauplatze der Begebenheiten verſchwunden; man erzählte, um irgendwo als Cenſor angeſtellt zu werden. Profeſſor Mudrtz hingegen war aus dem Lehrſtande geſchieden, um fortan nur mehr Gatte, Kostherr und Schriftſteller zu ſein.

Druck von G. G. Elbert in Leipzig.

Herzel und ſeine Freunde.

Zweiter Theil.

Herzel und seine Freunde.

Federzeichnungen

aus dem böhmischen Schulleben

vom

Verfasser der „Südslavischen Wanderungen".

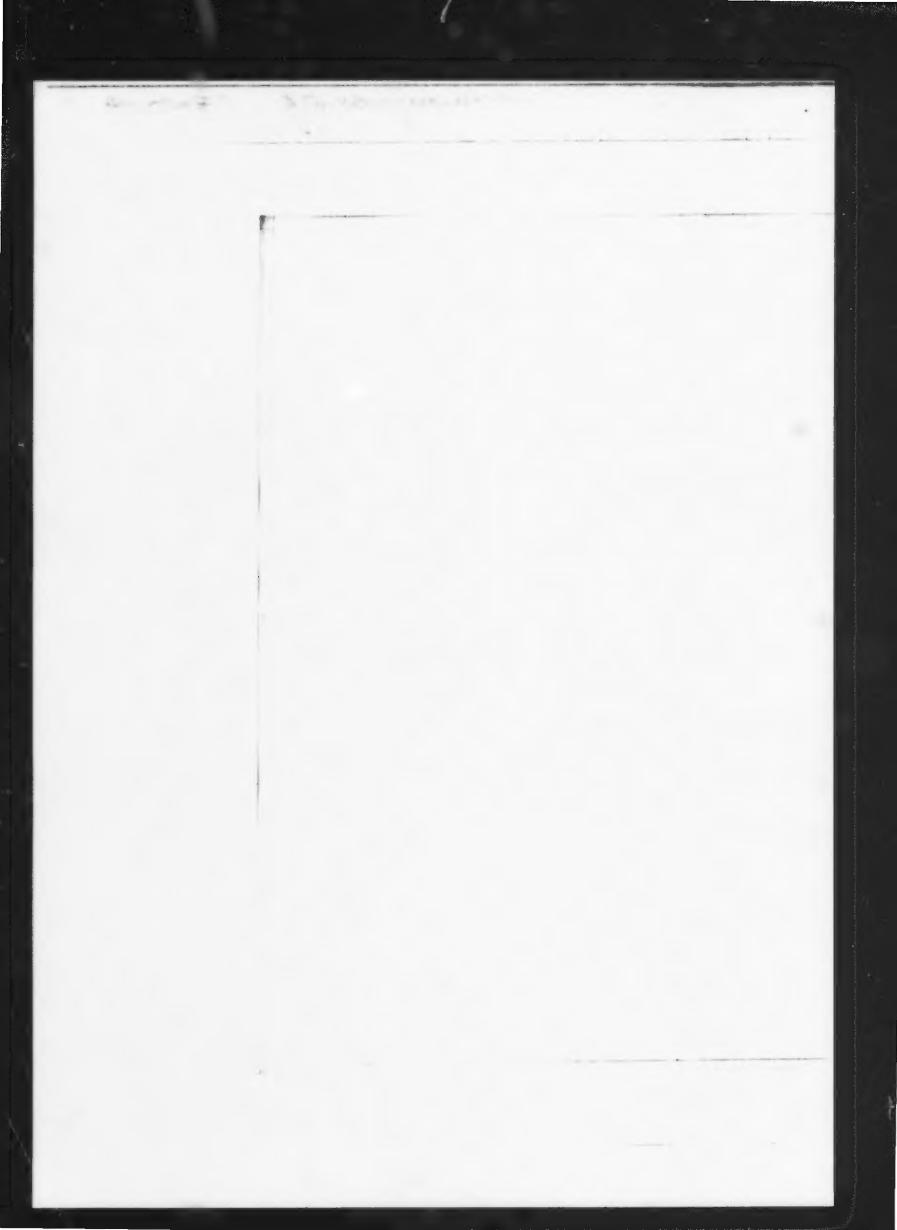
Zweiter Theil.

Leipzig.
Friedrich Ludwig Herbig.
1853.

Inhalt.

		Seite
XV.	Auf dem ***er Berge	3
XVI.	Dechantei und Judenhaus	19
XVII.	Ein jüdischer Student	43
XVIII.	Frau Behle Jadikens	62
XIX.	Im Kanalischen Garten	73
XX.	Ein Examen geometricum	92
XXI.	Auf der letzten Galerie	103
XXII.	Herzel Samuel	132
XXIII.	Eine Stube im Ghetto	146
XXIV.	Judith	162
XXV.	Ein nächtlicher Gang	180
XXVI.	Horaz	189
XXVII.	Finale	204

Zweiter Theil.



XV.

Auf dem ***er Berge.

Wenn es der freundliche Leser der Mühe werth hält, sich in Gedanken auf die luftfrische Höhe des ***er Berges zu versetzen, so kann er daselbst abseits von der Heerstraße, die sich in mannichfachen Krümmungen über diesen Berg hinwegwindet, die Gestalten dreier jungen Bursche im kühlenden Schatten eines alten, wilden Birnbaums lagern sehen, die ihm längst bekannt sein dürften.

Der Tag ist weit vorgerückt, der Himmel wolkenlos blau; die Strahlen der Sonne brennen senkrecht hernieder, und die drei Burschen haben sich aller jener Gewandung entkleidet, die nach herkömmlichem Gebrauche leichte Gemüther auf leichten Wanderungen für überflüssig zu erachten pflegen. Halsschleifen und Hemdärmel flattern im Windeszuge, nicht minder die etwas länger als gewöhnlich wallenden Haare. Neben ihnen im Grase liegt

ein Tuch ausgebreitet, und darauf Reste von Obst und Brod, die Ueberbleibsel eines frugalen Imbisses, den sie eben eingenommen. Hinter ihnen am Baume liegen drei Bündel mit den abgelegten Kleidungsstücken, einigen Büchern und Papierrollen.

Wenn der freundliche Leser die drei rastenden Burschen etwas näher ins Auge fassen will, so wird es ihm nicht schwer fallen, in dem Einen, einem schlank emporgeschossenen Jungen von blondem, langlockigem Haupthaar, etwas blassen Zügen, aber um so lebhafterem, unstätem Blicke, der rastlos in der unabsehbaren Ferne, die sich rings um den Berg durch das gartengleiche Böhmerland hin ausbreitete, umherirrt, den Dichter des „Kunerich" zu erkennen. Eben so wird er nicht lange zweifeln, daß der Zweite, ein knochiger Junge von auffallend orientalischer Gesichtsbildung und noch auffallenderem schwarzem Kraushaar, das den Absichten seines Besitzers widerstrebend, statt lang zu wachsen, sich nach allen Richtungen rings um das etwas große Haupt emporsträubt, Herzel Samuel sei. Daß jedoch der Dritte im Bunde, der Aufzeichner dieser Erinnerungen gewesen, dürfte der freundliche Leser wohl schwerlich errathen, wenn ich es ihm nicht selbst sage, da ihn selbst eine genaue Specificirung meiner damaligen Aeußerlichkeit, die sich übrigens durch nichts, als durch eine auffallende Gedehntheit sämmtlicher körperlicher Dimensionen hervorthat, kaum zur Erkenntniß meiner Unberühmtheit leiten würde.

Zu unseren Füßen breitete sich das Land hin, übersäet von Gärten, Feldern und Ortschaften. Eine dunkle Kette von blauen Wellen bezeichnete gegen Norden hin den Zug des märchenreichen Riesengebirges, eine einsame Bergkuppel gegen Westen hin mußte der Donnersberg sein, und in der Richtung zwischen beiden hin lag Prag, freilich nur erahnbar, nicht sichtbar, das Ziel unserer gemeinsamen Wanderung.

Ein Triennium lag zwischen heute und den unvergeßlichen Tagen, da wir uns in der Bauern-Chaluppe bei Tmawitz geheim versammelten, da uns Zizka das Buch von Hus vorlas, da uns Kokrha auflauerte, der lange Schuldiener einsperrte und der Herr aus Prag freisprach. Manches, Vieles, sehr viel hatte sich während der Zeit in der altehrwürdigen Leibgeding- und Gymnasialstadt geändert. Der Balkon des Rathhauses war entmoost, das Gymnasium von Innen und Außen frisch übertüncht, die Schulzimmer gesäubert, die alten, zerschnittenen und bedinteten Bänke durch neue ersetzt, ja sogar die Kapelle renovirt worden. Aber auch ein neuer Geist war an dem Gymnasium eingezogen, und nicht nur Wände und Bänke, auch wir waren anders geworden. Der emsige Wenzeslawsky hatte sich in seinem neuen Amte, so unerwartet es ihm auch überkommen, sehr bald zurecht gefunden, und bald war es zu merken, wie der Eifer nicht minder als die Fahrlässigkeit etwas in sich habe, das sich mittheilt; wie

die Liebe, die Wärme, die Rührigkeit, die den Vorgesetzten einer Lehranstalt beseelt, sich bald auch auf die Lehrer und die Lehre, und von dieser auf die Schule und das Leben übertrage, gerade wie seine Gleichgiltigkeit, Kälte und Unachtsamkeit; wie oft ein Mann der Geist wird, der in Hunderten waltet und Hunderten ihre Richtung giebt.

Präfect Wenzeslawsky, an sich etwas heftigen Temperamentes, wußte die Grenze, an der durch diesen Uebelstand leicht Alles mit Allen verdorben wurde, durch jene Umgänglichkeit zu vermeiden, die den Lehrer nicht zum Schüler herabzieht, sondern den Schüler zum Lehrer emporhebt. Es ist wahr, er schrie oft, er zankte oft. Dafür aber war er auch der Freund jedes Einzelnen besonders; sprach mit Jedem, im Gymnasium, auf der Straße, wo immer; hatte für Jeden und zu Allem Zeit, und Zeit so lange man wollte und Geduld so viel man bedurfte, und hörte Jeden an und rieth Jedem und half Jedem und wußte nichts von Mühe, und Alles, was da an ein „das geht mich an" oder „das geht mich nicht an" mahnte, war seinem Wesen wie seinem Munde fremd. Ihn ging Alles an, was jeden einzelnen Schüler des Gymnasiums anging. Er kannte keinen Unterschied zwischen „In der Schule" und „Außer der Schule". Sein Sprichwort war: „So lang' ich Euch in der Hand hab', hab' ich Euch ganz in der Hand, und Menschen bildet man nicht halb!" Ein

eifriger Anhänger der vorwärts strebenden jungfrischen Richtung, sah er es gerne, daß diese an seinem Gymnasium durch den Eifer eines jungen Mannes, der Herrn Mudrtz auf der Katheder nachgefolgt war, immer mehr Boden gewann, und förderte sie in lebendiger Weise selbst, ohne sich jener Extravaganzen schuldig zu machen, durch welche ihr an so vielen Schulen von jeher der meiste Abbruch gethan wird. Selten vorher war an dem Tmawitzer Gymnasium so viel classische Literatur, nie vorher so viel moderne getrieben worden, als seit Wenzeslawsky Präfect war. Jeder steuerte gern seinen ersparten Groschen dazu bei, um den Präfecten in seiner Bemühung zu unterstützen, eine kleine Bibliothek nicht nur der besten älteren und neueren Bücher, sondern auch der vorzüglichsten Werke der neuesten Schriftsteller aufzustellen, aus der dann ein Buch nach dem andern hervorgeholt, eines nach dem andern gelesen und wieder gelesen wurde. Ihm gehört das Verdienst, durch sein Beispiel und seine kluge Leitung den damals noch ziemlich lichten Reihen der rüstigen, gesunden, strebsamen Weltanschauung von heute ein sehr namhaftes, und wahrlich auch beachtenswerthes Contingent zugeführt zu haben. Aber es war auch vorher an dem altehrwürdigen Gymnasium nie so viel Reelles, als z. B. Geschichte, Mathematik u. dgl. gelernt worden, als seit Präfect Wenzeslawsky die Monatprüfungen abhielt. Wenn er etwas mit allem Zorne und Feuereifer seines Temperamentes verfolgte, so

war es das, was von so Vielen, die gewissenlos genug sind, die Erziehung und Bildung von Menschen ihren Beruf zu nennen, mit ganz besonderer Vorliebe gehegt und gepflegt wird, der Schlendrian. Seit er am Ruder der Dinge stand, hatte das Aufgeben und Zumessen aufgehört, und das Lehren angefangen. Ein erklärter Feind alles verdummenden Zwanges im Lehren und Lernen, alles schablonenmäßigen Uniformirens und Nivellirens der Talente und Fähigkeiten, verlangte er nur, daß man wisse, gleichviel woher und wie, und nur der galt, der viel und gründlich wußte, so wie das Talent nur dann, wenn es thätig war.

Daß unter solchen Umständen bald der sittliche Geist am Tmawitzer Gymnasium ein anderer wurde, war nichts als natürliche Folge, mit deren Auseinandersetzung ich dem freundlichen Leser nicht die Zeit rauben will. Wer die tiefe Wahrheit des alten „emollit mores, nec sinit esse feros" begriffen, dem wird es genügen zu erfahren, daß es dem eifrigen Präfecten nicht viel Mühe kostete, das wilde Burdyrschenthum bald in die edlere und naturgemäßere Bahn körperlichen Uebungen zu leiten, das Chmelikenthum dagegen mit Stumpf und Stiel auszurotten, was ihm theils dadurch ermöglicht wurde, daß der heilige Prokop in Folge seiner anderweitigen Verwendung durch den Herrn aus Prag wirklich vom Gymnasium verschwunden war, theils dadurch gelang, daß er sich das ganze Jahr hindurch im Winter alle vierzehn Tage und im

Sommer allwöchentlich an die Spitze eines kleinen Ausfluges stellte, bei dem den tobenden Elementen genugsame Gelegenheit gelassen wurde, sich bald hoch oben in einer verfallenen Ritterburg, bald tief unten in einem Meierhofe bei einem frugalen Trunke und bei einem frischen Liede geltend zu machen.

Daß auch aus der Mitte der Schüler bald andere Persönlichkeiten auf's Tapet kamen, konnte begreiflicherweise nicht fehlen. Wenzeslawsky war nicht der Mann, irgend einen andern Maßstab, als Fähigkeiten, irgend eine andere Rücksicht, als deren Verwendung zu kennen. So kam es denn, daß Kokrha Wojtjech sich bald bemüssigt fand, das Gymnasium von Tmawitz mit irgend einem andern zu vertauschen, daß Žižka bald als der beste Kopf am Gymnasium galt, und auch der Ehren, die ihm als solchem gebührten, theilhaftig wurde, daß Horaz bei der nächsten Klassenverlesung unter den Auszuzeichnenden figurirte, und das am Gymnasium Tmavicense bisher Unerhörte erlebt wurde, daß der Name eines Juden, der Name Herzel Samuels, im nächsten Jahre in der Rubrik „his proxime accesserunt" zum Vorschein kam. Es mag nämlich hier der Ort sein, zu bemerken, daß Herzel, wenn er sich auch durchaus nicht eminenter Geistesgaben zu erfreuen hatte, doch von der ersten Stunde, da er das Gymnasium betreten, einen Fleiß offenbarte, durch den es ihm gelingen mußte, nicht nur den strengsten Anforderungen des Pro-

ſſors Mudrtz Genüge zu leiſten, ſondern Berge hinwegzuſtudiren, wenn es ihm aufgegeben worden wäre. Präfect Wenzeslawsky verſtand es, dieſen Fleiß zu würdigen, war darauf bedacht, ihn von dem Unglücke des Verkuellens zu erretten, welchem ſonſt fleißige Köpfe, denen die Gottesgabe des Talentes nicht am reichlichſten zugemeſſen worden, ſo leicht anheimfallen, und erkannte es für eine Pflicht, das Selbſtvertrauen des ſo vielfach gedrückten und gekränkten jüdiſchen Studentleins durch die unerwartete Ertheilung des Acceſſits zu erwecken, und durch dieſe Satisfaction und Verſöhnung mit dem Geſchicke der Bitterkeit die Spitze abzubrechen, die in Herzels Charakter hervorſtechend zu werden begann. Früher ſchon hatte ſich Horaz, ſei es auch Anfangs aus bloßem Mitleid geſchehen, zu Herzel hingeneigt, und bald gehörte Samuel trotz ſeines unverwiſchlichen Typus und unverbeſſerlichen Jargons in unſern kleinen Kameradenkreis.

Der Abſchied, den wir von Wenzeslawsky nach zurückgelegten Gymnaſialjahren nahmen, war ein ſprechender Beweis, daß wir nicht zu unerfahren waren, um in ihm unſern Erretter von Irrwegen und Abwegen, unſern Freund und geiſtigen Vater zu erkennen. Horaz mußte ſeinen Hippogryphen beſteigen, und ſo gut und ſo begeiſtert er es konnte, in einem Abſchiedsgedichte dieſer unſrer Erkenntniß Worte geben. Ein Ring, zu dem wir das Geld zuſammengeſchoſſen, trug die Inſchrift: „Non virga sed

virtute —" ein Wahlspruch, der wie wenige zugleich ein Wahrspruch ist, und mit goldenen Lettern über jeder Präfectur, über jeder Schule, über jeder Katheder zu lesen sein sollte. —

In dem Augenblicke, in welchem uns der freundliche Leser auf der Höhe des ***er Berges im Schatten des alten Birnbaumes rasten sieht, ist es eben eine Woche, seit wir von Horazens Eltern, bei denen wir die erste Hälfte der Ferien zugebracht, und als Zeichen ihrer Zufriedenheit mit der Anerkennung, die den Talenten ihres Sohnes geworden, alle Gelegenheit frei hatten, um die Zeit mit Allem und Jedem zu tödten, was uns nur gefiel und einfiel, Abschied genommen, um endlich einmal nach Herzenslust das liebe historische Land der Hussiten und Taboriten kreuz und quer zu durchstreifen, verfallene Burgen zu erklettern, alte Kirchen aufzusuchen, nach historischen Spuren zu forschen, eigentlich aber eine Weile lang ein ziellosses, abenteuerliches Wanderleben zu führen, wie es uns von dem Wesen eines Studenten, der im Begriffe steht, aus dem Zustande des simplen „R. R." in den würdevollen Stand eines „Herrn R. R." überzutreten, was so viel sagen will, als vom „Gymnasiasten" zum „Philosophen", vom „Schüler" zum eigentlichen „Studenten", von einem Stücke der misera plebecula zu einem selbstständigen akademischen „Bürger" emporzusteigen, unzertrennlich schien. Horazens Vater, Wirthschaftsrath einer der ausgedehntesten

Herrschaften, ein trefflicher, ewig heiterer Herr, ganz glücklich in seinem einzigen Sohne, der vielleicht melancholisch geworden wäre, wenn er diesem etwas hätte abschlagen müssen, hatte, so sehr er seine Freude darin fand, Horazen mit seinen beiden „Collegen", wie er uns scherzweise nannte, einmal auf dem Schnepfenstand, einmal zur Wollschur, einmal in die Dreschtennen mitzunehmen, keinen Augenblick Bedenken getragen, in das „unschuldige Vergnügen" zu willigen, hatte es auch nicht daran fehlen lassen, ein Röllchen blanker Thaler in den Taschengeldbeutel seines Lieblings hinabgleiten zu lassen, und nur zur Bedingung gesetzt, daß wir über lauter Hin- und Herwandern nicht daran vergessen sollten, wie daß jeder ordentliche Student in den letzten Tagen Septembers in Prag eintreffen müsse, um sich einschreiben zu lassen, und noch vor Beginn der Schulen in der Stadt ein wenig heimisch zu werden; denn „Philosoph" sein, sei ganz was anderes, als bloßer Gymnasialschüler und keine Kleinigkeit. Wir hatten es auch versprochen, unsere Marschroute so einzurichten, daß wir um kein Stündchen später Philosophen werden sollten, als irgend ein anderes Kind ehrlicher Leute, das eben das Gymnasium absolvirt, und waren bis heute auch diesem Versprechen getreulich nachgewandert.

Nachgewandert allerdings! Denn so gerne wir uns hineindachten, unsere Wanderung habe weder ein anderes Ziel, noch einen andern Zweck, als dorthin zu irren, wohin

es uns eben anwandelte, ſo recht nach dem uralten „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!“ ſo war doch keiner von uns, geſtanden ſei es, ſo wenig Schulfuchs, daß wir nicht von früh bis in die ſinkende Nacht hinein darauf bedacht geweſen wären, ja um keine Minute zu ſpät in dem Kanaan unſrer Irrfahrt einzutreffen. Aber nicht nachgelebt! Das Röllchen Thaler, das der treffliche Wirthſchaftsrath in das Geldbeutelchen ſeines Söhnleins hatte hinabgleiten laſſen, wäre allerdings hinreichend geweſen, um Horazen für ſeine eigene Perſon alles das zu verſchaffen, was nach den Begriffen eines eben abſolvirten Gymnaſiaſten zu den Annehmlichkeiten des Reiſens gehört. Der treffliche Wirthſchaftsrath mochte dies wohl, vielleicht ſogar mit Munificenz berechnet haben. Der treffliche Wirthſchaftsrath hatte aber nicht daran gedacht, daß Einer der Wandergenoſſen ſeines lieben Söhnleins einen kaum größern Vorrath klingender oder überhaupt welcher Münze in dem ſeinerſeitigen Geldbeutelchen barg, als eben für zwei Tage hinreichen mochte, und der Andere, Herzel Samuel nämlich, ſich nicht einmal eines ſo großen Geldvorrathes erfreute, das heißt überhaupt jedes Geldes entbehrte. Daß eine Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten unter ſolchen Umſtänden den noch ſo wohlberechneten Zehrpfennig Horazens in viel kürzerer Zeit zur Neige führen mußte, als der zärtliche Vater ermeſſen haben mochte, gehört zu jenen Vorkommniſſen, die Jedermann begreift,

der je mit zwei Freunden gereist, für die alle Unkosten zu bestreiten, er sich unerwartet in die angenehme Lage versetzt sah.

Die Brod- und Obstreste, die auf dem Tuche unter dem Baume vor uns lagen, waren die letzten Beweise von Horazens aufopfernder Brüderlichkeit. Mit den wenigen Groschen, die er für diese sehr idyllischen Frugalitäten in dem letzten Dorfe seinem Geldbeutelchen entnommen, war dieser in den Zustand völliger Unfähigkeit, fortan als „Tischlein deck dich" zu dienen, getreten.

Eine Weile lang hatte die prachtvolle Aussicht in die Weiten des herrlichen Böhmerlandes Horazen die weniger reizende auf unserer nächsten Zukunft übersehen gemacht. Ja er hatte es sogar versucht, einige Verse über jene zu improvisiren, als ihm diese mit Einemmale in ihrer vollen Bedeutung in die Augen fiel.

„Hört!" brach er plötzlich den schwellenden Strom der Reime ab, indem er den leeren Geldbeutel zwischen die Obstreste warf, „es ist doch kein Spaß! Da schaut her! Leer wie ein verlassener Heidentempel, aus dem die Götter bis auf den letzten hinausgezogen sind! Was fangen wir nun an?"

Weder ich noch Herzel, obwohl letzterer im Bewußtseiner völligen Entblößtheit stets zum Sparen ermahnt hatte, hatten das Verderben so nahe geglaubt, und es mag sich daher Niemand darob verwundern, daß wir nun

das unwiderlegliche Dokument derſelben mit Geſichtern anſtarrten, die wenig zu der poetiſchen Situation auf der Höhe des Berges paßten.

„Was anfangen?“ ermannte ſich zuerſt Herzel, „ich hab's immer geſagt, daß wir ſparen müßten!“

„Das war ſehr weiſe von Dir,“ erwiederte Horaz, „damit kommt aber kein Pfennig in den Beutel zurück!“

„Was anfangen?“ erholte auch ich mich von dem erſten Eindrucke obiger unerwarteter Eröffnung, ohne jedoch darum irgend etwas mehr zur Förderung der Frage beizutragen, als daß ich ſie eben durch ihre Wiederholung uns Allen noch deutlicher zu Bewußtſein brachte.

„Weißt Du was? Schreib' nach Hauſe!“ rieth Herzel.

Das wäre nun allerdings der klügſte Rath geweſen, wenn nur augenblicklich Papier und Feder zur Hand geweſen wäre, und es nicht wenigſtens vier bis fünf Tage bedurft hätte, bis ſich der zärtliche Vater von ſeinem Erſtaunen erholt haben und das Geld angekommen ſein würde. Was aber bis dahin? Ueberdies konnte man ja weder auf offenem Felde ſchreiben, noch hier unter dem Birnbaume den erlöſenden Brief abwarten. Eben ſo wenig konnte man gleich Wegelagerern unter freiem Himmel ſeine Zelte aufſchlagen, und noch weniger fünf lange Spätſommertage von friſcher Bergesluft und zweifelhafter Erwartung leben. Es mußte offenbar etwas geſchehen, was näher lag,

was schneller zum Ziele führte, und uns baldmöglichst der höchst mißlichen Lage entriß.

Da gefiel es der Vorsehung, mir einen Gedanken durch den Kopf fahren zu lassen. Ich erinnerte mich, irgendwo gehört oder gelesen zu haben, daß nichts leichter sei, denn als Student ohne einen Pfennig Geld zu reisen. Alle Gelehrten und Studirten seien ja Brüder in Minerva und betrachten sich als solche und stehen einander in Augenblicken der Noth und Entbehrung bei. Auf diese Erinnerung nun baute ich meinen Vorschlag.

„Wißt ihr was!" nahm ich wieder das Wort, „machen wir's wie andere ehrliche Leute, die kein Geld haben — fechten wir!"

„Fechten!" stutzte Horaz zurück. „Sind wir Handwerksburiche oder Bettler?"

„Nicht viel besser!" entgegnete ich.

„Wir haben noch Röcke und Bücher, und — bravo! Wir sind gerettet! Ich hab' ja meine Uhr bei mir!" rief er aus, indem er vor Freude emporsprang, und im Taumel seines Herzens Herzel mit mit sich emporriß, um ihn mit der Schnelle eines Drehrads einigemal im Kreise herumzudrehen. „Die verkaufen wir im nächsten Ort an einen Juden!" —

„Verkaufen?" fragte ich meinerseits wieder erstaunt und schüttelte mit dem Kopfe.

Horaz hatte die Uhr erst unlängst von seiner Mutter

zum Lohne für das glücklich absolvirte Gymnasium erhalten. So weit war ich mit mir einig, daß ich für meinen Theil eher die Welt durchfochten, als mich von der Uhr getrennt hätte. „Das wirst Du nicht!“ rief ich aus.

„Und das werde ich! Und zwar gleich!“ entgegnete Horaz. „Auf! Die Ränzel über den Rücken und halbrechts marsch! Oder wollt Ihr verhungern? Oder wegelagern? Hungers sterben kann man nur Einmal, gehenkt werden kann man auch nur Einmal, aber eine Uhr kann man sich zwanzigmal wieder kaufen! Auf! Allons!“

Damit sprang er über den Chausseegraben, fuchtelte mit seinem Stocke im Kreise herum und marschirte guter Dinge darauf los, ohne erst abzuwarten, daß wir ihm folgten.

„Hörst Du! Die Uhr darf er nicht verkaufen! Du hast Recht!“ stimmte mir Herzel bei. „Geben wir ihm gleich nach, sonst eilt er nach J.... voraus und gibt die Uhr weg! Du kennst ihn ja und weißt, daß er nicht spaßt, wenn's so was gilt! Oder weißt Du was Anderes? Lassen wir ihn voraus und schlagen wir den Seitenweg da bergab ein! Ehe er auf der Straße nach J... kommt, sind wir zweimal unten, und — — verstehst Du Dich auf's Fechten?“

„Wird schon gehen!“ erwiederte ich, als wäre ich meiner Sache Meister.

„Nun gut! So fechten wir schnell etwas zusammen, und kommen ihm dann entgegen, und wenn wir

einmal Geld haben, dann wird er es wohl bleiben laſſen, die Uhr zu verkaufen!“

Geſagt, gethan.

„Herzel, ich geh' voraus! Kommt mir nach!“ rief uns Horaz noch von weitem zu, und verſchwand im Staube einer heranrollenden Poſtkutſche.

Wir aber liefen quer über die Straße, ſetzten über die Barrière, und ehe wir es uns verſahen, hatten wir zwiſchen Brombeerſträuchern und Gehegen über Steingeröll und Knüppelholz die Hälfte der Bergeshöhe zurückgelegt, und konnten getroſt unſere etwas halsbrecheriſche Wanderung fortſetzen, indeß Horaz hoch über uns die ſtaubige Straße hinſchlenderte, in einem fort den Stock luſtig im Kreiſe drehend, ächt wie Einer, der kein Geld hat, aber auch keine Sorgen.

XVI.

Dechantei und Judenhaus.

In weniger als einer halben Stunde hatten wir den Berg hinter uns und ſahen uns am Ende des Seitenwegs an der Stelle, wo dieſer zwiſchen einigen Meierhöfen hervor an die Chauſſée mündet. Wir hatten einen Vorſprung von wenigſtens zwei Stunden und eilten nun rüſtig dem bereits ſichtbaren Orte zu, um die gewonnene Zeit auf's Beſte zu benützen.

Bald war auch J... erreicht, ein kleines, freundliches Städtchen.

„Nun?“ fragte Herzel.

„Nun?“ fragte ich.

„Fechten wir?“

„Wenn Du nicht mittlerweile ein Millionär geworden biſt, freilich!“

„Und wo fangen wir an?“

„Wo? Wart' einmal! Gleich da! Das iſt ja auch Einer, der einmal ſtudirt hat!"

Es war einige Schritte vor einer Thüre, auf der zwei meſſingene Teller darauf hindeuteten, daß hier ein Chirurgus wohne.

In der unerſchütterlichſten Ueberzeugung, daß der auch einmal Student Geweſene nicht anders, als mit der größten Freude ſeines Herzens ſeine Schätze eröffnen und uns davon ſo viel zur Verfügung ſtellen werde, als uns belieben würde, traten wir an die Officin heran.

„Iſt der Herr zu Hauſe?" fragten wir einen ſehr unſaubern Jungen, wahrſcheinlich den Praktikanten beſagter Officin.

„Nein! Er iſt in die Dörfer hinaus zu den Patienten. Soll ich etwas ausrichten?"

Ich ſah Herzel und Herzel ſah mich an.

„Ausrichten? Nein!" erwiederte Herzel. „Wir haben mit ihm ſprechen wollen!"

„Und was wünſchen Sie von ihm? Eine Aderläſſe? Einen Zahn reißen? Ich bediene Sie ſo gut, wie der Herr ſelbſt?"

„Wir ſind arme Studenten...."

„Ah ſo! — Wird Nichts ausgetheilt!" fuhr uns der unſaubere Junge an und kehrte uns nicht nur den Rücken, ſondern ſchlug uns vor der Naſe auch noch die Officinthüre zu, daß die meſſingenen Schüſſelchen auftraſſelten.

Der erſte Verſuch war mißglückt, die erſte Rechnung auf den brüderlichen Sinn in der Republik der Gelehrten ohne Wirth gemacht.

„Fechten wir weiter?“ fragte Herzel mit einem Ausdrucke, der von nichts weniger als von Ermuthigung zeigte.

Ich mußte zwar zugeben, daß der Beginn durchaus nicht befriedigend ausgefallen ſei, glaubte aber die Schuld auf unſere Ungeſchicklichkeit ſchieben zu müſſen und meinte, ſo ein grober Bartſcheerer ſei eigentlich gar nicht maßgebend, und wenn wir uns nur erſt an den rechten Mann wenden, ſo werde es ganz anders gehen. Der rechte Mann aber werde gewiß der Herr Dechant ſein. Und ſo ging es auf die Dechantei los.

Ein freundlich gelegenes, ringsum von einem blumen- und laubenreichen Gärtchen umgebenes Haus mit ſpiegelhellen, theils von Nachtſchatten umſponnenen, theils von Jalouſien halbverdeckten Fenſtern, gegenüber dem Rathhauſe, mußte das Haus des Dechants ſein. Alle Gänge im Garten waren mit friſchem gelben Sande beſtreut, Jalouſien, Fenſterrahmen, Thüren ſchimmerten von Sauberkeit, der meſſingene Glockenzug glänzte von weitem. In ſo anmuthiger Behauſung konnte nur das edelſte Herz wohnen, das je in der Bruſt eines Dechants geſchlagen! Reicher Segen mußte uns in dieſem Hauſe werden, wir ahnten es, und ahnten es um ſo mehr, weil wir es erſtlich

wünſchten, und dann überzeugt waren, daß eine Fechterei wie die unſre, alſo eine im Grunde aus den edelſten Freundſchaftsmotiven hervorgegangene, wie alles Edle und Gute auf Erden, ihres Lohnes ſicher ſein könne.

Trotz aller dieſer günſtigen Omens fehlte es uns dennoch an dem Muthe, friſch darauf los zu gehen. Theils waren wir dennoch von dem ungünſtigen Barbierſtubenreſultate etwas abgeſchreckt, theils konnten wir dem ſaubern Hauſe gegenüber eine Art Scheu nicht überwinden. Und dann — wenn der Dechant ebenfalls nicht zu Hauſe wäre?

Unſchlüſſig ſtanden wir lange da, und ſchauten bald nach den Fenſtern, bald nach dem Glockenzuge, näherten uns einige Schritte, gingen wieder zurück, entfernten uns, kamen wieder. Die Zeit jedoch kümmerte ſich um unſre Unſchlüſſigkeit wenig, und auch Horaz ſchritt wahrſcheinlich, während wir ſo gefechtlos hin- und herſchlenderten, wacker bergab, und wollten wir nicht, daß er in der nächſten halben Stunde uns mit dem Erlös ſeiner Uhr entgegentrat, anſtatt wir ihm mit dem Erlös unſeres Fechtens, ſo war keine Zeit mehr zu verlieren.

„Läut' an!“ ſprach Herzel.

„Läut' Du an!“ ſchob ich ihn vor.

„Ich traue mich nicht recht!“

„Du biſt der alte Ritter von der Haſenburg!“ ſuchte ich ſeinen Ehrgeiz zu ſtacheln.

„Warum thuſt Du's dann nicht?“

Die Gerechtigkeit dieſes Vorwurfes konnte mir nicht entgehen. Ich war es, der das Fechten in Vorſchlag gebracht, an mir war es, mit gutem Beiſpiele voran zu gehen. Zudem trug das Hin- und Herverſchieben keineswegs etwas dazu bei, den Zeiger auf der Thurmuhr aufzuhalten.

Ich faßte mir daher ein Herz, und zog die Glocke zur Gartenthüre.

Alsbald wurde auch im Eingange des durch den Garten von uns geſchiedenen Hauſes eine Weibsgeſtalt ſichtbar, die der Schreiber eines Ritterroman's nicht anders als ſtattlich genannt haben würde. Ein Bund Schlüſſel, der über einer großen, blauleinenen Schürze herabraſſelte, ließ ſie als jenes vielgeſtalte Weſen erkennen, das in den Haushaltungen lediger alter Herren je nach Umſtänden den Namen einer Köchin, Haushälterin, Nichte u. dergl. zu führen pflegt.

Ein dienſtbares Weſen untergeordneten Ranges beeilte ſich auf ihr Geheiß, uns die Gartenthüre zu öffnen.

Der Herr Dechant waren zu Hauſe — ein lieblicher Duft in der Küche, durch die wir mußten, um an ſeine Stube zu gelangen, bedeutete uns, daß der ächteſte Kaffee eben im Begriffe war, für denſelben als Veſper bereitet zu werden.

Wir näherten uns auf den Zehen und die Kappen mit beiden Händen knetend der grünverhangenen Glasthüre,

an welche uns die ſtattliche Ungenannte gewieſen, und klopften nach einigen tiefen Athemzügen an.

Ein langes „Herein!“ ermuthigte uns, die Klinke zu drücken, und ſo ſtanden wir denn ſelband in der Wohnſtube Seiner Hochwürden.

Seine Hochwürden, ein ſehr umfangreicher Herr, ſaßen in Hemdärmeln in einem hohen Lehnſeſſel, vor ſich ein kleines Tiſchchen, das, mit einem bunten Kaffeetuche bedeckt, die Erwartung der Veſper mit Denſelben zu theilen ſchien. Zu Seiner Hochwürden Füßen wedelte ein wohlgenährter Bulldogg. Auf einem Polſterſeſſel zu Seiner Hochwürden Seiten knurrte ein wohlgenährter Kater; über Seiner Hochwürden Haupte pipſte ein zärtliches Kanarienpärchen im dicht geſponnenen Nachtſchatten des Fenſters. Seine Hochwürden ſelbſt dampften eben aus einer wohlangerauchten Meerſchaumpfeife, ſichtlich befliſſen, dem Bulldogg dadurch eine Freude zu machen, daß ſie den Rauch, ſtatt in unförmigen Wolken, in leiſe wallenden Rädern von ſich hin blieſen.

Unſere Erſcheinung ſchien den Herrn Dechant einen Moment unangenehm zu betremden.

„Was gibt's?“ fragte er barſch.

Ich fühlte es, daß die Reihe an mir ſei zu antworten. Ich eröffnete daher Seiner Hochwürden, daß wir Studenten ſeien, daß wir eine kleine Ferienreiſe unternommen, daß uns nun plötzlich die Mittel ausgegangen ſeien, unſre Wanderung fortzuſetzen, und ſchloß mit der

ſchwer und verlegen vorgebrachten Bitte, daß wir glaubten, er würde ſo gut ſein, uns in dieſer mißlichen Lage einigermaßen behilflich zu ſein.

Es war das erſte Mal, daß eine ähnliche Bitte über die Lippen des Zeichners dieſes kam, und es war auch das einzige Mal. Aber er kann verſichern, daß ihm in ſeinem Leben keine zweite Bitte ſo ſchwer von den Lippen gegangen, als die an den Herrn Dechant gerichtete! Es iſt ein harter Anfang, der des Bettelns, und ich begreife, wie, wer ihn einmal überwunden, nicht leicht wieder vom Bettelbrode laſſen mag. Er will für die ſchwerſte aller Selbſtüberwindung etwas haben!

„Studenten?“ that der Herr Dechant etwas verwundert, indem er uns vom Scheitel bis zu den Zehen maß. „Jeder Schuſtergeſelle kann ſagen, daß er ein Student iſt, wenn er die Pechhand in die Taſche ſteckt!“

Ich erklärte, um einen ſchlechten Witz zu machen, daß wir unſer Lebtag nichts mit Pech zu thun hatten, den Geldmangel ausgenommen, der uns diesmal ſo unvorhergeſehen überraſcht habe.

„Wo habt Ihr die Beweiſe, daß Ihr Studenten ſeid? Ubinam habetis testimonia?“ fragte der Herr Dechant weiter, indem er ſeine Hartgläubigkeit durch die für uns wenig ſchmeichelhafte Eröffnung rechtfertigte, daß er jahraus jahrein von zu viel dergleichen herumvagirenden, verdächtigen Geſindels behelligt werde, als daß er gleich

Jedermann auf's Wort glauben ſollte. Ein Jeder glaube, der Dechant habe ein gutes Herz und der Dechant ſei ein reicher Mann, und der Dechant habe keine Familie, und der Dechant könne ſchon was hergeben. Dem ſei aber nicht ſo! Der Dechant habe auch ſein Geld nicht geſtohlen, und könne es nicht an Vagabunden hinauswerfen, und was die Familie betrifft....

Ubinam habetis testimonia! Die Frage war leicht geſtellt. In dem Aufzuge aber, in dem wir uns befanden, ſie zu beantworten, gehörte zu den platterdings unmöglichen Dingen. Einen zweiten Theil von Glauren's Novellen, einen dritten Band von Walter Scott's „Kloſter", ein abgenutztes Exemplar von Schiller's „Räubern", eine zerfledderte Ueberſetzung der Epistola ad Pisones hätten wir allenfalls Seiner Hochwürden zum Beweiſe unſrer Studentenſchaft aus unſern Reiſebündeln hervorholen können, wie wir dieſe Dinge eben nach der Weiſe von Sonntagsreiſenden in der Eile zu uns geſteckt hatten, um allenfalls auch auf der Reiſe etwas zum Leſen zu haben. Aber von einem testimonium hatten wir nicht ſo viel bei uns, als Seine Hochwürden gebraucht hätten, um ſeinen mittlerweile verlöſchten Meerſchaumkopf wieder anzubrennen, geſchweige denn, als nöthig geweſen wäre, um ihn über unſere Vagabundenſchaft zu beruhigen. Wir hatten unſere Teſtimonien unſeren Koffern beigepackt, mit denen ſie wohlbehalten nach Prag ſpedirt werden ſollten. Wir erklärten daher, daß

wir uns nicht in der Lage befänden, dem Wunsche Seiner Hochwürden Genüge leisten zu können, daß er uns jedoch auf's Ehrenwort glauben könne, daß wir das seien, wofür wir uns gaben.

„Da sehen wir's!" meinte der Herr Dechant, indem er seinem Bulldogg hinter den Ohren krabbelte, da dieser bereits ungeduldig werdend die Pfoten erhob, als wollte er seinen Gönner an die Fortsetzung der allerliebsten Rauchräderchen ermahnen. „Das ist keine Kunst, sagen, ich bin ein Student! Aber beweisen! Da heißt's: hic Rhodus, hic salta! Werden gleich sehen! Könnt Ihr Lateinisch? He? Wenn Ihr Studenten seid, müßt Ihr Lateinisch können!"

Ich bemerkte Seiner Hochwürden, daß es für absolvirte Rhetoren eine Schande wäre, so eine Frage auch nur mit Ja zu beantworten. Uebrigens sei der da neben mir sogar ein Acceſſiſt! Wenn er vielleicht zufällig einen Klassenzettel des Tmawitzer Gymnasiums habe, so könne er darin nachschauen!

„Tmawitzer Gymnasium?" erwiederte der Herr Dechant, indem er seinen immer ungeduldiger werdenden Bulldogg beruhigte. „Werden gleich sehen! Baruschka?"

Das stattliche Frauenwesen trat ein, und trocknete sich die beiden rothen, fleischigen Arme an der blauen Schürze.

„Dort auf dem Fidibusbret liegt der Klassenzettel,

den mir neulich der Herr Juſtizär gebracht hat! Lang' Sie mir ihn herunter!"

Baruſchka trocknete ſich auch ihre Hände, und langte Seiner Hochwürden zwiſchen zwei Fingern den uns wohlbekannten Klaſſenzettel herab.

„Rhetorem te esse dicis?" fragte der Herr Dechant noch einmal, indem er den Klaſſenzettel aus Baruſcha's Händen nahm. „Alſo ein Rhetor will Er ſein? Wie heißt Er denn? He?"

Ich nannte meinen Namen nicht ohne Ueberzeugung, daß dies hinreichen werde, die Hand Seiner Hochwürden nach deren Ghatoulle zu lenken, um uns daraus auf eine ausgiebige Weiſe zu betheiligen.

„Aha! Da haben wir's ſchon! Werden gleich ſehen, ob er ſich nicht für Jemand Falſchen ausgiebt! Quales habes calculos? He?" Der ungeduldige Bulldogg knurrte uns als die zudringlichen Störer ſeines Zeitvertreibes auf ſehr bedenkliche Weiſe an.

Ich fügte mich auch noch in dies und recitirte meine Kalküls, während ſie der Herr Dechant mit dem Zeigefinger von Rubrik zu Rubrik controllirte.

„Und wie heißt Er?" wandte ſich nun der Herr Dechant gegen Herzel.

„Herzel Samuel?" antwortete dieſer.

„Herzel Samuel? Samuel? Herzel? Was iſt das für ein Name? Der kommt ja gar nicht da vor. Iſt Er — Katholik?"

Herzel zögerte mit der Antwort auf die so unerwartete Frage.

„Ah richtig! Da oben! Unter den his proxime! Herzel Samuel. Boëmus, ***ensis, exemptus a didactro, Israëlita!“ las der Herr Dechant. „Er also ist der Israelit, der am Tmawitzer Gymnasium Acceſſist worden ist? Da kann er sich was darauf einbilden! Zu meinen Zeiten — ich bab' an demselben Gymnasium studirt -- da ist so was nicht vorkommen! Schad', daß Er ein Israelit ist! Muß einen guten Kopf haben! Baruschka! Den Kaffee! Und für den Phylax auch etwas!“

Baruschka brachte den Kaffee, brachte eine riesige Zuckerdose dazu und einen hochbeladenen Teller mit Kuchen. Baruschka stellte auch dem Bulldogg einen Teller Fleisch auf den Boden, wobei sie nicht vergaß, ihm ein beblumtes Stück Glanzleinwand unterzuschieben, damit er den rein gehohnten Fußboden nicht beschmutze. Baruschka brachte auch dem Kater seine Vesper, Seiner Hochwürden schüttelten aber immer noch den Kopf, und wiederholten etliche Male: „Schad', daß Er ein Israelit ist!“

Der Herr Dechant, der Bulldogg und der Kater begannen sogar die ihnen vorgelegten Imbisse mit vieler Umständlichkeit zu sich zu nehmen; wir aber standen noch immer da, einer milden Regung seines Gemüthes entgegensehend, wiewohl bereits um so ungeduldiger, als die

nahe Thurmuhr die Stunde verkündete, um welche Horaz voraussichtlich schon angekommen sein konnte.

„Schad', daß Er ein Israelit ist!" wiederholten Seine Gnaden noch einmal vor sich hin, nachdem er die dritte Schale Kaffee's geleert hatte.

„Also das Geld ist Ihm ausgegangen?" wandte er sich wieder laut gegen mich, dem bereits der Boden unter den Sohlen brannte. „Das ist ein Malheur! Wenn man aber kein Geld hat, so soll man keine Lustreisen machen. Für anderer Leute Geld reisen, das ist keine Kunst; das trifft jeder Handwerksbursche; dazu braucht man nicht erst absolvirter Rhetor zu sein! Weil Er aber so gute Klassen hat, so will ich Ihn doch nicht ganz leer fortgehen lassen. — Baruschka!"

Baruschka erschien wieder, diesmal mit der Schürze sich den Mund trocknend, und etwas vor sich hinbrummend, daß der Mensch nicht einmal Ruh' habe, sein Bischen Kaffee in Frieden hinabzuschlürfen.

„Geb' Sie mir meine Kassa her!"

Baruschka reichte Seiner Hochwürden eine Chatoulle und entfernte sich, wieder vor sich hinbrummend, daß sie gewiß nicht hereingekommen wäre, wenn sie gewußt hätte, daß es für solche Nichtsnutze sei.

Der Herr Dechant schloß die Chatoulle auf, wühlte eine gute Weile darin herum, legte Papiere und Banknotenpäckchen heraus und dann wieder hinein, suchte und

klimperte so lange hin und her, bis er das Gesuchte gefunden zu haben schien, wickelte dies endlich in ein Stück Papier, schloß die Chatoulle wieder zu, und hieß mich näher treten.

„Da hat Er etwas!“ sprach er hierauf, indem er mir das Papier in die Hand drückte, das nach Größe und Gewicht entweder einen silbernen Thaler oder ein kupfernes Groschenstück enthalten konnte. „Und nun geh' Er in Gottes Namen! Das geb' ich aber nur Ihm, daß er sich etwas auf die Nacht kaufen kann. Dem Andern — dem kann ich nichts geben, der soll zu seinem Rabbiner geh'n!“

Röthe der Scham, Röthe der tiefsten Kränkung überflog Herzels Angesicht. Von jeher gegen nichts so sehr empfindlich, als gegen Anspielungen auf sein Judenthum, hatte ihm schon des Dechants wiederholtes Bedauern: „Schad', daß Er ein Israelit ist!“ das Blut in die Wangen gejagt, und es hatte schon da wenig gefehlt, daß er auf und davon gegangen wäre, Seine Hochwürden mit sammt deren anzuhoffender Großmuth im Stiche lassend. Dieses neuerliche Attentat auf seine empfindlichste Seite vermochte er nicht zu ertragen.

„Herr Dechant!....“ drängte sich ihm irgend einer jener Kraftsprüche, deren er sich bei dergleichen Gelegenheiten zu bedienen pflegte, auf die Lippen, als der Bulldogg knurrend und zähnefletschend emporsprang. Scham, Wuth,

Schmerz, vielleicht auch die sehr bedenklichen Manövers des Bulldogg erstickten ihm das Wort auf den Lippen. Ohne weiter eine Sylbe vorzubringen, raffte er sein Bündel Bücher vom Boden auf und stürzte aus der Thüre hinaus. Mit einem Satze, der über die Absichten des Bulldogg keinen Zweifel ließ, stürzte dieser ihm nach, und würde sich zweifelsohne an seinen Beinen, ohne Rücksicht auf deren Dünnheit, arg verbissen haben, wenn es dem Herrn Dechant nicht gefallen hätte, seinem ergrimmten Gesellschafter durch ein abhaltendes „Herein da!“ zur rechten Zeit einen Kappzaum anzulegen.

Es versteht sich von selbst, daß nach einer dergleichen Scene auch meines Bleibens in diesen Räumen nicht länger sein konnte.

Was sollte ich aber mit dem Beweise von des Herrn Dechant Großmuthe beginnen? Ich lasse mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich gestehe, daß ich keinen Augenblick darüber in Zweifel war. Und auf die Gefahr hin, daß es ein silberner Thaler sei, ja wenn es eine Guinée gewesen wäre, ich hätte es nicht behalten mögen. Das Papier glühte mir in der Hand, ich vergaß auf unsre drei leere Geldbeutelchen, vergaß auf Horazens Uhr. „Herr Dechant!“ rief ich, „sind wir auch in augenblicklicher Verlegenheit, so sind wir doch kein Lumpenpack, und können uns auch ohne Ihre Großmuth behelfen!“

Hiermit warf ich das Papier auf das Kaffeetischchen

zurück, und empfahl mich, um dem gekränkten Herzel zu folgen.

Der tückiſche Zufall wollte es, daß ich noch, be vo ich auch mein Bündel vom Boden aufgehoben hatte, das Vergnügen haben ſollte, den Inhalt des Papieres kennen zu lernen. Das Papier war im Wurfe auseinandergegangen, eine Münze fiel klingend auf den Boden, — es war ein leibhafter Kupfergroſchen!

Vor dem Rathhauſe draußen ging Herzel in der wildeſten Aufregung auf und ab. Es fehlte wenig, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er wollte ſprechen — es bedurfte aller Erinnerungen an unſere Freundſchaft und an die hundert Beweiſe, die er in Horazens und in dem Hauſe meiner Eltern erfahren, daß nicht alle Welt die Geſinnung des Dechants theile, um ihn halbwegs zu beruhigen.

„Laß mich!“ rief er, „Ihr ſeid Eins wie das Andere! Man kann thun was man will, man kann ſich von Euch abſchließen, man kann's mit Euch halten, man kann Euer Feind, man kann Euer Freund ſein — 's iſt Alles Eins! 's iſt Alles Eins!.... Gut! Gut! Sprich Dir nicht den Mund wund! Ich glaub' Dir ſchon Alles!..... 's iſt ſieben Uhr, ſuchen wir lieber Horazen auf!“

Es that mir in der Seele weh, an dem unverdienten Leid, das Herzel widerfahren, mittelbare Schuld zu haben. Es war auch, mindeſtens geſagt, unvorſichtig, ihn auch nur

der Möglichkeit einer Beleidigung auszuſetzen. Doch — wie Vieles iſt möglich, und an wie wenig dergleichen glauben und denken wir, wenn wir ſechzehn Jahre zählen!

Schweigend gingen wir neben einander über den Marktplatz des kleinen Städtchens. Wer uns, immer noch den Stock luſtig im Kreiſe ſchwingend, entgegen trat, war Horaz.

„Nun! Wo ſteckt Ihr? Schweigen? Lange Geſichter? Habt Ihr Eure Gelder verloren?“

„Nichts — wir ſind müde!“ antwortete Herzel.

„Sollt gleich raſten! Heda! Kamerad! Wo wohnt hier der Jude?“ rief er ein vorübergehendes Bürſchchen an.

„Der reiche oder der arme?“ fragte das Bürſchchen.

„Nach dem Armen fragt kein Menſch!“ erwiderte Horaz.

„Und der Reiche wohnt gleich dort über dem Platz in dem großen Hauſe!“

„Bravo!.... Nun vorwärts! Seh'n wir, was wir für unſre Uhr bekommen! Luſtige Geſichter gemacht! Mit dem Kopfhängen hat ſich noch Niemand außer etwa ein Klageweib im alten Rom Geld verſchafft!“

Und ſo ſchritten wir quer über den Platz auf das Haus des reichen Juden zu; Herzel, ich weiß nicht, ob weil noch ſchmollend, oder weil er ſich aus begreiflichen Gründen von dem Hauſe des Juden etwas fern halten wollte, hinterdrein.

Eine große Tafel über einem Gewölbe, deſſen Eingang mit allerhand bunten Waaren ausſtaffirt war und auf welcher mit großen Buchſtaben die Aufſchrift „Specerei-, Farb- und Schnittwaarenhandlung des Salomon Seligmann" zu leſen war, ſetzte uns ſchon von Ferne von dem Namen des reichen Juden in Kenntniß.

Vor dem Gewölbe ſaß eine Frau in einfachem, aber von Wohlhabenheit zeigendem Anzuge, eine reichbeblumte Haube auf dem Kopfe, ein breites, ſchwarzes Sammtband über die Stirn gebunden, und ſtrickte. Neben ihr auf einem Schemmel ſaß ein junges, etwa fünfzehnjähriges Mädchen mit glänzend ſchwarzem Haare und funkelnd ſchwarzen Augen und beſchäftigte ſich an einem Stickrahmen.

Das mußte die Frau Seligmann ſein.

Ohne ſich erſt in umſtändliche Begrüßungsförmlichkeiten einzulaſſen, ging Horaz auf die Frau zu und fragte ſie, ob ſie nicht Luſt hätte, ihm ſeine Uhr abzukaufen.

„Eine Uhr?" fragte Frau Seligmann, wahrſcheinlich durch vielfache Kaufanbote von dergleichen Gegenſtänden, bei denen der Rechtstitel des Beſitzes nicht immer ganz unzweifelhaften Urſprungs war, und deren ſich die leichtfertigen Beſitzer am beſten „beim Juden" entledigen zu können glaubten, vorſichtig gemacht, indem ſie Horazen etwas ſcharf ins Auge faßte.

„Nun ja doch!" lachte Horaz auf. „Iſt daran etwas Sonderbares?"

„Das eben nicht! Man kann ja nichts voraus wiſſen,“ erwiderte Frau Seligmann, „und man kann Niemandem gleich ins Herz ſchauen. Laſſen Sie ſie einmal ſehen!“

„Da!“ reichte Horaz die Uhr hin. „Was geben Sie dafür?“

„So weit ſind wir noch nicht, junger Herr!“ entgegnete Frau Seligmann, indem ſie die Uhr in Empfang nahm. „Darf man Sie auch fragen, woher Sie dies koſtbare Uehrlein haben?“

Es war nämlich eine äußerſt niedliche Cylinderuhr mit einem allerliebſten Email, das eine Mutter vorſtellte, die ihr aus der Schule heimkommendes Söhnlein tüchtig abherzte.

„Das hat mir meine Mutter geſchenkt!“ gab Horaz, etwas verdrüßlich über das viele Ausfragen, die verlangte Auskunft.

„Die Mutter hat ihm das geſchenkt?“ erhob ſich das ſchwarzlockige Mädchen von ihrer Stickerei, als würde ſie erſt jetzt aufmerkſam. „Laß' mal ſehen, Mutter!“

Frau Seligmann übergab ihrem Töchterlein die Uhr mit der Warnung, ja Acht zu haben, daß ſie nichts daran verderbe, und fragte Horazen, warum er ſich denn veranlaßt fühle, die Uhr zu verkaufen.

„Weil ich kein Geld habe!“ war Horazens kategoriſche Antwort. „Ich mache mit meinen Kameraden eine kleine Fußreiſe, und da iſt uns denn allen Dreien

gerade heute das Geld ausgegangen. Bettler ſind wir nicht . . . . ."

„Nicht wahr, Mutter, Du kaufſt die Uhr nicht?" ſtellte jetzt das ſchwarzäugige Mädchen der Frau die Uhr zurück, und ſah dabei Horazen mit einem Blicke an, der einer kleinen, ungeſprochenen Strafpredigt nicht unähnlich ſah.

„Und deshalb müſſen Sie gleich die Uhr verkaufen?" fuhr Frau Seligmann in einem Tone fort, der erkennen ließ, daß das zwar etwas burſchenhafte aber offene Weſen Horazens daran war, ihr Vertrauen einzuflößen.

„Wir können ja nicht unter freiem Himmel übernachten! Und vier oder fünf Tage hungern, denn ſo lange würde es wenigſtens dauern, bis eine Antwort käme, wenn ich auch augenblicklich nach Hauſe ſchriebe, iſt eine lange Zeit!" entgegnete Horaz. „Bekannte haben wir in dieſer Gegend nicht; was bleibt uns Anderes zu thun?"

„Was Sie Anderes thun können?" erwiderte Frau Seligmann. „Viel Anderes könnten Sie thun, wenn Ihnen etwas daran gelegen wär', daß Ihnen Ihr' Mutter das Uehrlein geſchenkt hat! Da fragen Sie meine Judith! Die hat nicht ſtudirt, und iſt nur das Kind von ordinären Juden! Die wird's Ihnen gleich ſagen! Verhungern möcht' ſie lieber, eh' ſie etwas verkaufen thät', was ich ihr einmal geſchenkt hab'!"

Horaz verſtummte. Auf dieſe Wendung ſeines Kauf-

anbotes war er nicht gefaßt gewesen. Dazu traf ihn Judith's großes schwarzes Auge noch einmal, und so gewaltig, daß er wie angewurzelt stehen blieb. Judith aber entschlüpfte gleich darauf erröthend ins Gewölbe.

„Kein Geld haben ist kein Unglück!" fuhr Frau Seligmann fort. „Aber, Gott behüte, keine Menschen finden, das ist ein Unglück! Haben Sie sich schon nach Menschen umgesehen, ehe sie sich vorgenommen haben, ein Geschenk von Ihrer Mutter wegzuwerfen? Wer sucht, findet! Und damit Sie sehen, daß man nicht gleich eine Mutter zu verachten braucht, wenn man um sieben Uhr nicht weiß, wo man um acht den Kopf zur Ruhe legen soll, werd' ich Ihnen gleich zeigen, wie Gott hilft!... Judith!... Die Menschen müssen einander helfen, nicht aber schinden und zum Bösen treiben.... Judith!..."

Judith kam endlich wieder zum Vorschein, aber so verschämt, daß sie sich nicht getraute aufzuschauen.

„Geh' hinein, mein Kind!" fuhr Frau Seligmann fort, „und sag' der Katschena, sie soll im rückwärtigen Zimmer drei Betten aufbetten, die drei jungen Studenten werden heut' über Nacht da bleiben — das heißt, wenn sie wollen!"

Horaz wußte vor Beschämung nicht, ob er rechtsum machen und hinausrennen solle aus dem Orte und in den hereinbrechenden Abend hinein, um sich irgendwo in einen Straßengraben hinzuwerfen und vor aller Welt zu ver-

bergen, oder ob er dem Stern des beſſern Zufalls folgend, ſich lieber eine kleine, wohlverdiente Lection gefallen laſſen und die Gaſtfreundlichkeit der Jüdin mit Worten des Dankes erwiedern ſolle. Auch ich ſchämte mich ein wenig im Namen des Herrn Dechants, und nur das Angeſicht Herzel Samuel's, der mittlerweile leiſe herangeſchlichen war, wiederſtrahlte von innerer Genugthuung.

Nach kurzem Kampfe endlich ſiegte in Horazen der beſſere Genius.

„Frau Seligmann," ſprach er, „wir bleiben bei Ihnen! — Aber ſagen Sie mir, womit haben wir Ihre Güte verdient?"

„Muß denn der Menſch alles verdienen, was ihm zukommt?" antwortete Frau Seligmann. „Wenn das wäre, da wären die Menſchen übel daran, und thäten mehr Böſes erfahren als Gutes! Sie müſſen eine brave Mutter haben, und der ihr Verdienſt genießen Sie!"

Ich werde den freundlichen Leſer nicht mit einer Schilderung des Abends und der Nacht aufhalten, die wir im Hauſe des Specerei- und Schnittwaarenhändlers Salomon Seligmann zubrachten. Es genüge ihm zu wiſſen, daß es die brave Judenfrau an nichts fehlen ließ, um uns zu bewirthen, als wären wir alte Bekannte und ihr die liebſten Gäſte. Es genüge ihm zu wiſſen, daß auch Judith allmählig weniger ſcheu wurde, und ſich die Uhr Horazens ſo oft zum Anſchauen erbat, daß ſie am Ende Stein und

Bein behauptete, das emaillirte Mutterſöhnlein ſei Horazen auf ein Haar ähnlich. Auch an Vorwürfen gegen Horaz, daß es ihm nur habe einfallen können, etwas, das ihm die Mutter geſchenkt, verkaufen zu wollen, ließ ſie es nicht fehlen, und that ſich nicht wenig darauf zu Gute, die Mutter gleich gebeten zu haben, die Uhr nicht zu kaufen.

Als wir am nächſten Morgen nach einem reichlichen Frühſtücke aufbrachen, um den kürzeſten Weg nach Prag einzuſchlagen, wo Horaz bei einem Bekannten ſeines Vaters Geld zu erhalten hoffte, trat uns Frau Seligmann vor dem Hauſe noch einmal entgegen.

„Welchen Weg nehmen Sie jetzt?“ fragte ſie.

„Wir gehen gerade nach Prag!“ entgegnete Horaz. „Mit der Luſtreiſe iſt's aus. Ohne Geld giebt's kein Reiſen!“

„Das wäre Schade!“ meinte Frau Seligmann. „Junge Leute ſtrengen ſich das ganze Jahr an, und es ſchickt ſich auch, daß ſie ihre Freude haben. Wenn Sie es nicht für übel nehmen, ſo will ich Ihnen ſchon etwas Geld leihen, daß Sie noch ein wenig herumwandern können!“

„Sie haben ſo ſchon Gutes genug an uns gethan, Frau Seligmann,“ wandte Horaz ein, „und wir können es Ihnen nicht vergelten! Nun wollen Sie uns gar noch Geld vorſtrecken! Und dann — Sie kennen uns

ja gar nicht! Sie haben gar nicht nach unſeren Namen gefragt!“

„Sie ſehen wie ordentlicher Leute Kind aus, und mehr braucht man nicht,“ meinte Frau Seligmann weiter. „Hier haben Sie zehn Gulden. Reiſen Sie glücklich und machen Sie ſich keine Sorgen! Von Prag aus werden Sie es mir zurückzahlen, oder geben Sie's meinem Salomon, wenn er hineinkommt. Er ſteht immer bei den „drei Karpfen“ ein.“

„Laſſen Sie wenigſtens die Uhr als Pfand bei ſich, wenn wir ſchon das Geld annehmen müſſen!“ drang Horaz in Frau Seligmann.

„Junger Herr!“ erwiderte Frau Seligmann nicht ohne Gereiztheit. „Sie meinen, weil auf der Tafel da oben „Salomon Seligmann“ ſteht und nicht „Wenzel“ oder „Anton“, dürfen Sie mit mir ſo reden. Entweder ich trau' Ihnen, oder ich trau' Ihnen nicht. Trau' ich Ihnen, ſo brauch' ich kein Pfand; trau' ich Ihnen nicht, ſo nützt mir kein Pfand. D'rum nehmen Sie das Geld und reiſen Sie glücklich, und ſchreiben Sie uns, wenn Sie geſund nach Prag gekommen ſind!“

Hiermit ging Frau Seligmann in ihr Gewölbe zurück, um die harrenden Kunden abzufertigen.

Wir aber dankten ihr nochmals und machten uns auf den Weg.

Am Ende des Platzes ſchaute ſich Horaz noch einmal

nach dem Hauſe des reichen Juden um, wie er uns ſagte, um es ſich gut zu merken. Frau Seligmann ſtand im Gewölbe und maß Leinwand. Judith aber ſtand draußen und ſah uns nach, bis wir um die Ecke gebogen.

Als wir vor dem Hauſe des Dechants vorbeikamen, ſahen Seine Hochwürden eben zum Fenſter heraus, und krabbelten zu einer Seite den Kater, zur andern den Bulldogg hinter den Ohren.

„Willſt Du nicht hingeh'n und fehn, ob er Dir zehn Gulden leiht?“ flüſterte mir Herzel in die Ohren, um ſich für die geſtern erfahrene Kränkung noch nachträglich das Gemüth ein wenig zu kühlen.

Ich muß geſtehen, daß ich nicht Luſt dazu hatte!

XVII.

Ein jüdischer Student.

Wir waren, unserem gegebenen Worte getreu, in der alten, hunderttürmigen Königsstadt so frühzeitig eingetroffen, als nur irgend ein absolvirter Landrhetor, der seinen philosophischen Cursus nicht an einem der Landlyceen, sondern an der hauptstädtischen Universität durchmachen will, daselbst eintreffen kann ohne der kostbaren Ferienzeit allzuempfindlichen und unnöthigen Abbruch zu thun.

Wir waren auch schon in bester Form immatrikulirte „Logiker", wurden „Herrn" genannt, trugen dicke Stöcke, überflüssige Brillen, überlegte Halskrägen und langes Haar, und sahen auf das Volk der Gymnasiasten, wo dies mit uns in irgend eine Berührung kam, mit einer Verachtung herab, wie sie uns für unseren academischen Grad angemessen schien.

Wir — was so viel besagen will, als Horaz und ich

— hatten auch in dem obersten Stockwerke einer der finstersten und urältesten Häuser der Plattnergasse bei einer pensionirten Beamtenwittwe eine gemeinschaftliche Stube bezogen; unsere Eltern verfehlten nicht, die uns ausgesetzten Monatgelder mit einer Pünktlichkeit einzusenden, die wir allen Eltern auf's Angelegentlichste empfehlen möchten; die Zehnguldenschuld war an Herrn Salomon Seligmann in den „drei Karpfen" ebenfalls längst abgetragen, und so lebten wir denn im Genusse jenes Maßes von Studentenfreiheit, zu dem ein Gymnasiast als zu dem Eldorado aller Wünsche hinaufschaut, und an das man in späteren Jahren mit achselzuckendem Lächeln zurückdenkt, bester Dinge in den Tag hinein und es ging Alles in trefflicher Ordnung.

So wir. Nicht so Herzel Samuel.

Der freundliche Leser wird sich erinnern, daß sich das finanzielle Portefeuille dieses unseres Schul- und Busenfreundes bei dem Ausmarsche aus Horazens Vaterhause in einem Zustande so vollkommener Leere befand, als sich ihn nur irgend der große Toricelli gedacht haben mag. Konnte Horaz, konnte selbst der Zeichner dieses darauf rechnen, daß die pünktliche Vorsorge unserer Eltern uns nicht darum beschworen haben mag ja bei Zeiten in Prag einzutreffen, damit wir hier mit den Händen in der leeren Tasche den Hradschin und die steinerne Brücke bewundern, sondern daß sie darauf bedacht gewesen sein dürfte, uns

bei den gleichzeitig eintreffenden Fuhrleuten die ersten Monatsraten unserer Apanage unser bereits gewärtig finden zu lassen; so konnte Herzel Samuel sich keineswegs einer gleichen Aussicht erfreuen. Ohne Pfennig Geld wie er die Wanderung angetreten, zog er an unserer Seite in Prag ein, sich selbst überlassen, auf sich selbst gewiesen, um wie tausend Andere seines Glaubens, die sich den Studien widmen, fortan seinen Weg auf eigene Faust zu versuchen.

Wir wollen ihn wenigstens die ersten Tage auf diesem Wege begleiten.

Es ist so etwas ganz Anderes um einen dem Judenthume angehörigen Studenten in unserem Vaterlande, als um den studirenden Sohn christlicher Eltern! Ein Bürger, ein Landmann findet seinen Knaben begabt, oder wird vom Herrn Schullehrer oder von dem Herrn Pfarrer auf dessen Fähigkeiten aufmerksam gemacht. Er hält es fortan für seine Pflicht, den Knaben als den Studien gewidmet zu betrachten. Ist er wohlhabend, so versteht es sich von selbst, daß er nur seinen Sohn mit allem nöthigen Bedarfe versieht. Es versteht sich von selbst, daß es dem Studenten an keinem gewünschten Behelfe fehlen darf. Der junge Mann kann mit aller Muße, mit aller Liebe, mit aller Neigung dem Fache, das er sich wählt, obliegen; er kann seine Zeit zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Studien und Vergnügen theilen; er kann der Wissenschaft

leben und braucht darum dem Leben nicht zu entsagen; er kann, wenn es ihn freut, in der Studirstube zum Fachgelehrten, er kann in der Gesellschaft zum Weltmann heranwachsen. Geht er zu Grunde, mißräth er, so liegt dann die Schuld wahrlich nicht am Kampfe mit der Materie des Daseins. Ist der Vater des den Studien gewidmeten Sohnes nicht wohlhabend, so hindert ihn das nicht, den Erwerb seiner Nadel, den Ertrag seines Kartoffelfeldes sorgsam zusammenzuhalten, um den Auserlesenen seines Hauses so viel und so lange zu unterstützen, als es Noth thut; ja er verkauft sein Grundstück, leert seinen Stall, veräußert seine Chaluppe, um dem studirenden Sohne nichts abbrechen zu müssen, auf daß dieser sorglos seinen Studien obliegen könne, und wird nicht müde für ihn zu sorgen, bis er entweder in ein Kloster oder in ein Alumnat gekommen, oder den Doctorshut erworben hat. Ja der Fall ist nicht selten, daß ein armer Häusler nicht müde wird, seinen Sohn auch dann noch zu unterstützen, wenn diesen die unglückliche Wahl juridischer Studien auf die lange Practikantenbank hinausgeschoben. Ein solcher Student ist dann der Gegenstand der allgemeinen Sorge des ganzen Hauses. An ihn denkt der Vater, wenn er die Getreidefuhr zum Wochenmarkt fährt, an ihn die Mutter, wenn sie die karge Fechsung ihres Stückchens Flachsfeldes abspinnt, an ihn die Schwester, wenn sie die fertige Leinwand zur Bleiche trägt. Alles was geschieht, geschieht

entweder für ihn, oder doch damit etwas für ihn geſchehen könne, und die einzige Seligkeit, der die ganze Familie entgegen ſieht, die einzige Freude, die ſie ſich als Lohn für jahrelange Sorge und Aufopferung vom Himmel erbittet, iſt die, den geliebten Sohn, den theuern Bruder dereinſt als „hochwürdiges Herrlein" zur Primiz begleiten zu können, oder ihn in dem oder jenem Amte als den oder jenen beſcheidenen Beamten angeſtellt zu ſehen.

Anders iſt es beim Juden.

Wenn es wahr iſt, daß die Tugenden der Familie bei den Jüngern Moſis in höherem Grade als bei irgend einem andern Volke ausgebildet und in Uebung ſind, ſo kömmt dies wahrlich dem jüdiſchen Jünglinge in Böhmen, der ſich den Studien widmet, am allerwenigſten zu Statten! Wohlhabende und arme Eltern halten es in dieſem Punkte ganz gleich. Der Jude, von dem einzig wirklichen aller Beſitze, vom Beſitze des Grundes und Bodens ausgeſchloſſen, in der Ausübung der Gewerbe vielfach beſchränkt und behindert, auf Emſigkeit, Thätigkeit, Umſicht in dem engen Kreiſe ſeiner Erwerbsfähigkeit angewieſen, ſcheint nichts weniger in ſeiner Familie dulden zu mögen, als zwei müßige Hände. Wenn der Vater am Sonntag Morgen den Sack mit allerhand Schnittwaaren über den Rücken wirft, um im Schweiße ſeines Angeſichtes von Dorf zu Dorf zu hauſiren; wenn er in frierender Nacht den ſchwerbeladenen Frachtwagen beſteigt, um noch vor Tagesanbruch

seine Waaren an den oder jenen Ort zu Markte zu bringen, so will er auch, daß sein Weib ein kleines Geschäft zu Hause betreibe, will, daß seine Tochter ihm auf den Märkten behülflich zur Seite stehe, will, daß sein Sohn sich so früh als möglich mit dem sauern Gange des ihn erwartenden Lebens vertraut mache, den Pack über den Rücken, die Elle zur Hand nehme, und sich selbst zu ernähren trachte. Ist der Knabe dreizehn Jahre alt, da spricht er zu ihm: „Jetzt komm her! Von heute an bist Du Dein eigener Herr und gehst mich nichts mehr an! Da hast Du hundert Gulden, und die kannst Du verspielen oder vertrinken, oder kannst gehn und kannst dafür Leder einkaufen oder Tüchel, und Dein eigenes Geschäft anfangen. Willst Du zu Haus bleiben, kannst Du zu Haus bleiben. Die Kost kannst Du haben; kleiden aber mußt Du Dich selbst!“ Der dreizehnjährige Knabe geht dann, und wird entweder ein emsig erwerbendes Mitglied der Familie, oder weiß mit seinen hundert Gulden so zu gebahren, daß er sich bald vollkommen selbstständig und unabhängig ernährt. Wie ist es aber, wenn der Knabe mehr Neigung zu den Wissenschaften, als zu Pack und Elle zeigt? Der Vater ist weit davon entfernt, ihm das zu verwehren. Ja er setzt sogar einen Stolz darein, daß man seinem Söhnlein nachrühme „das Jüngel habe ein eisernes Hirn,“ und er wendet sogar eine Zeit lang auch gerne etwas auf, um dem Jüngel seine Freude zu lassen,

läßt ihn wohl auch zwei, drei, auch vier Jahre das Gymnasium besuchen. Nun aber wird aus dem Jüngel ein Junge und der Jude sieht nicht ein, warum ihm da im Hause ein essend Maul herumgehen soll, das den lieben langen Tag nichts thut als in den Büchern stecken, und doch gefüttert sein will wie all die Anderen, die sich die Zunge lahm reden, um an einer Elle Leinwand einen Groschen zu verdienen. Er sieht nicht ein, was ihm ein Paar Hände im Hause sollen, die nichts thun als Papier bekritzeln, ohne daß es Jemandem einen Kreuzer einträgt, und doch bekleidet sein wollen wie alle Anderen, die sich die Finger auf dem Markte roth frieren. Und soll er dem Jungen baares Geld schicken, so wird ihm das vollends ein Quell zu ewigen Fragen, ob er denn ein Rothschild sei, oder ein Pinto von Amsterdam, daß er sich von dem Jungen solle anszapfen lassen, und wohin denn das am Ende führen solle. Hätte der Junge sich ein „Geschäft" machen wollen, längst hätte er ihm seine hundert Gulden und seinen Glückssegen dazu gegeben. Den Studenten aber nimmt er her, zieht ihm einen ganzen Rock und ein Paar ganzer Stiefel an, legt ihm eine Wegzehrung auf die Hand und sagt: „Wenn Du studiren willst, so geh' nach Prag; in Prag braucht man geschickte Leute. Da hast Du auf die ersten Paar Tage, daß Du nicht sagst, man hat Dich ohne Kreuzer Geld fortgeschickt, und Gott wird Dir schon weiter helfen!" — Und es sind nicht

immer die ärmſten Leute, die ſich eines müßigen Mundes auf dieſe Weiſe entledigen!

Auch Herzels Vater, der Hauſirer, hatte zu Samuel alſo geſprochen, da dieſer mit der höchſten Palme des Sieges, die je ein jüdiſcher Schüler am Tmawitzer Gymnaſium errungen, nach abſolvirter Rhetorik freudvoll vor ihn hintrat.

„Mein Kind," ſprach er, „das iſt Alles recht ſchön, aber was trägt mir das ein? Haſt Du gute Klaſſen, gut für Dich! Aber mich höre jetzt an! Bis jetzt hab' ich für Dich geſorgt und hab' mich für Dich geplagt. Gott ſoll mir's laſſen beiſteh'n, was ich für Dich gethan hab'! Jetzt aber biſt Du ein Jung von ſechzehn Jahren und kannſt für Dich ſelber ſorgen. Dich weiter auszuhalten, geht über meine Kräfte hinaus. In Prag iſt noch Keiner verhungert. Gott hat für Jeden geſorgt, er wird für Dich auch ſorgen!" Hierauf drückte er Samuel eine Fünfguldennote in die Hand, und gab ihm noch ein halb Dutzend wohlmeinender Lehren auf den Weg.

Mit dieſer kargen Ausrüſtung für ein langes Erdenwallen kam mir Samuel in den Weg, als ich eben meine Wanderung zu Freund Horaz antrat. Wir wanderten miteinander und ſiehe da, am Ende zweier Tage ſtand Samuel' mit mir in Horazens Elternhauſe, anſtatt in Prag. Die fünf Gulden waren bereits den Weg alles Geldes gewandelt, als wir in Geſellſchaft mit Horaz die

dem Leser bekannte Irrfahrt antraten, und vollends in das Gebiet der dunklen Sage übergangen, als wir drei Jünger der sieben Weltweisen durch das finstere Poritscher Thor unseren Einzug in Prag hielten.

Wir fragten nach der Plattnergasse, um die Beamtenswittwe aufzusuchen, an die wir schon, ich weiß nicht in Folge welcher Empfehlung, von Hause aus gewiesen waren. Herzel fragte nach der Judenstadt. Die Beamtenswittwe hatte von Horazens vorsorgigem Vater bereits drei pressante und recommandirte Briefe erhalten, damit sie ja auf den Empfang seines Söhnleins gehörig vorbereitet sei. Herzel hatte keine lebendige Seele in ganz Prag, an die er sich hätte wenden können.

Die Thränen standen ihm in den Augen, als er am Eingange der Plattnergasse von uns Abschied nahm, wiewohl nur auf wenige Stunden, da er hatte versprechen müssen, uns noch Abends bei der Beamtenswittwe aufzusuchen. Wir, sehnsüchtig erwartet, wurden mit offenen Armen und wie Kinder des Hauses aufgenommen, die nach langer Abwesenheit heimkehren. Herzel setzte seinen Weg nach der Judenstadt fort.

Die zärtlichen Aufmerksamkeiten einer alten Beamtenwittwe, die ihre dunkle enge Nebenstube gut vermiethet weiß, dürften für den freundlichen Leser nichts besonders Anziehendes haben. Zeichner dieses will daher auch Niemandem zumuthen, Zeuge derselben zu sein. Mehr Inte-

reſſe dürften vielleicht die Schickſale bieten, denen Freund Samuel indeſſen entgegen ging.

Wer kennt nicht jenes enge, finſtere, ſchmuzige Gäßchen, das am Ende der ſo geheißenen „Karpfengaſſe" ſeinen Anfang nimmt, im Herzen des Prager Ghetto endet, und, ich weiß nicht durch welche Verirrung des Geſchickes, den Namen des „goldenen" führt? Trödelkram an Trödelkram reiht ſich hier in ſteter Aufeinanderfolge aneinander, in deren einem, einer feuchten, finſtern Lucke, ein gebückter alter Jude ſeinen Vorrath alter, abgetragener, durch allerhand kunſtfertige Manipulationen wieder aufgefriſchter Kleidungsſtücke zum Kaufe anbietet, in deren anderem, einer finſtern, kellerartigen Vertiefung, ein Anderer ſeinen Schatz von altem, verroſtetem Eiſen aufgehäuft hat, während an einem dritten eine alte Jüdin abgetragene Leibwäſche feil bietet, und an einem vierten ein kleiner buckeliger Schuhflicker ſeinem ‚wandelverbeſſernden' Werke nachhämmert? Es iſt, als wäre alles Veraltete, Verroſtete, Abgenüzte, Unbrauchbare und Unverwendbare von Händen, die weder Schmuz noch Roſt ſcheuen, in den Raum dieſes langen ſchmalen Gäßchens zuſammengetragen worden, um hier den Beweis zu führen, daß nichts auf Erden ſo ſchlecht ſei, es könne nicht doch zu etwas nüzen, nichts ſo werthlos, es könne nicht doch noch verwerthet werden, nichts ſo unbrauchbar, es finde nicht doch noch ſeinen Käufer. Jeder Vorübergehende wird hier angerufen. Von Schritt zu

Schritt hat er mit neuen Armen zu kämpfen, die ihn aufhalten, von Schritt zu Schritt neuen Stimmen zu erwidern, die ihm „Hemden! Hosenträger! Gattjen! Schöne Röcke! Feine Tüchel! Schnupftücher! Cravatten! Federmesser! Feine Hüte und altes Eisen!“ zum Kaufe aufdringen, bald im jüdisch-deutschen Jargon, bald in einem bis zum Herzbrechen maltraitirten Tschechisch, bald höflich, bald grob, bald delikat, bald derb, bald zuvorkommend, bald zudringlich, bald ernst, bald ironisch, bald bescheiden, bald sogar gewaltthätig. Es ist dies der letzte Schatten, mit dem das alte Judenthum der Zeiten des Druckes und Elendes, des Verkümmerns und Verwahrlosens, der Verachtung und Verfolgung, und darum des Schmutzes und des Kriechens in unsere Tage hereinreicht.

Nach diesem Gäßchen wurde Herzel Samuel gewiesen, als er fragte, wo er da in die Judenstadt müsse.

Herzel Samuel sah nicht aus wie Jemand, der das eben geschilderte Gäßchen besuchte, um etwas zu kaufen. Die Trödler und Trödlerinnen dieses Gäßchens haben darin einen sehr richtigen Kennerblick. Und so kam es denn, daß er unaufgehalten und unangesprochen das Ende des Gäßchens erreichte, und sich bald im Herzen der Judenstadt sah, in der Straße, in der Alles, was zum Prager Ghetto gehört, zusammenströmt und durchströmt, in der „Breitgasse“.

Die Judenstadt hatte er nun wohl gefunden, damit

war aber Herzel Samuel nur wenig geholfen. Damit hatte er noch keinen Freund, keinen Bekannten, Niemanden, der ihm gerathen, geholfen, an die Hand gegangen wäre, Niemanden, der ihm gesagt hätte, wie er es anfangen müsse, um mitten in diesem Getriebe von Kramstellen und Buden, mitten in diesem Lärmen und Anschreien sein Brod zu finden. In Prag gehe kein „geschickter Mensch" verloren, hatte sein Vater immer gesagt. In diesem Augenblicke fühlte aber Herzel sich mitten in Prag, und noch dazu mitten in der Judenstadt Prags vollkommen verloren, trotzdem er Accessist am Tmawitzer Gymnasium, folglich ganz gewiß wenigstens kein „ungeschickter Mensch" war.

Herzel war einige Nebenstraßen auf und abgegangen, hatte nach allen Aushängschildern gespäht, ob ihm nicht irgend Eines mit einem bekannten Namen auffiele, das ihm wenigstens einen geschickten Anlaß zu einer Ansprache gäbe. Umsonst. Unter dem halben Schocke Namen, die gleich dem Namen des weisesten aller Griechen auf „eles" endigten, fand er keinen, der ihm bekannter geklungen wäre, als irgend ein Name eines Otahaitiers oder Patagoniers. Eine Neckerei des Geschickes war es, die ihn endlich über dem Gewölbe eines Kleiderhändlers einen Namen entdecken ließ, der dem seinigen bis auf ein Haar gleich gelautet und ihm somit gewiß den gegründetesten Anlaß zur Anknüpfung eines Gespräches, ja vielleicht zur Geltendmachung Gott weiß welcher bisher unbekannt ge-

weſener Stammbaumdeductionen gegeben hätte, wenn das malitiöſe „eles“ ſeinen ehrlichen Namen bei dem ſeines gehofften Doppelgängers nicht in ein verſchrobenes „Samuel Herzeles“ umgewandelt hätte. Herzel war endlich nahe daran, zu jenem Auskunftsmittel zu ſchreiten, das ihm in ſeiner abſonderlichen Lage eigentlich am nächſten lag, und zu welchem jeder Andere an ſeiner Stelle längſt geſchritten wäre, nämlich dazu, den erſten beſten Vorübergehenden um Auskunft anzuſprechen. Worüber hätte er ſich aber Auskunft erbitten ſollen? Ueber wen? Nach wem? Wonach ſollte er fragen? Oder ſollte er grade zu Jemandem ſagen: „Herr, ich habe Hunger und keinen Pfennig Geld bei mir. Ich will aber nichts geſchenkt haben, ſondern bin ein geſchickter Menſch, und will mir was verdienen, wenn Sie ſo gut ſein wollen mir zu ſagen, wie ich das anfange?“ Das Einfachſte wäre es wohl geweſen. Herzel Samuel aber hatte den Muth für Horazen fechten zu gehen, damit dieſer nicht leichtſinnigerweiſe ſeine goldene Uhr verkaufe; jemand um ſeiner ſelbſt wegen auf offener Straße auf eine Weiſe anzuſprechen, die ſich vom Fechten nur der Form nach unterſchied, dazu konnte er ſich nicht entſchließen.

Unter ſolchem wenig förderlichen Hin- und Hergehen und noch weniger zum Ziele führenden Hin- und Herleſen der hundert ausgehängten hebräiſchen und deutſchen Schilder und Schilderchen, war der kleine Zeiger am jüdiſchen Rath-

hausthürmchen von Stunde zu Stunde vorgeschlichen, und hatte sogar schon die vierte Stunde überschritten, ohne daß die Geschicklichkeit Herzels noch die mindeste Anerkennung gefunden hatte, als er an jener Stelle wieder ankam, an welcher er aus der „goldenen" in die „breite" Gasse getreten war.

Einer der vielen Judenfrauen, die an dieser Stelle ihre Ständchen mit Gänsebraten, Käse vom penetrantesten Hautgout, koscherem „Gebäcks" und dergleichen Ghettoleckerbissen mehr aufgeschlagen haben, war das fremde Jüngel, das in einem fort, ein kleines Bündel in der Hand, auf und abging, bald in eine Nachbargasse verschwand, bald wieder zum Vorschein kam und alle Täfelchen las, schon früher aufgefallen.

„Wenn das Jüngel noch einmal vorbeikommt, muß ich ihn fragen, was er da sucht!" hatte sie zu ihrer Nachbarin gesagt.

„Sie, mein Kind," sprach sie wirklich unsern jungen Freund an, als er wieder in die Nähe ihres Fladenstandes kam. „Wenen suchen Sie?"

„Niemanden!" war Herzel aufrichtig genug zu antworten.

„Ich hab' gemeint, weil Sie so auf und ab gehen, wie ein Grenadier auf der Schildwacht," fuhr die Fladenbäckerin fort. „Sie sei'n gewiß ein Landskind?"

Herzel bejahte.

„Siehst Du? Ich hab' Dir's ja gleich gesagt!" wandte sie sich gegen ihre Nachbarin. „Und woher sei'n Sie?" fuhr sie hierauf gegen Herzel gewendet fort, indem sie die bestaubten Fladen mit einem schmuzigen Fliegenwedel säuberte.

Herzel nannte seine Heimath.

„Dorther sei'n Sie? Das Ort kenn' ich gar nicht. Du, Fradel!" wandte sie sich wieder gegen ihre Nachbarin, „kennst Du das Ort, wo das Jüngel her ist?"

„Warum soll ich das Ort nicht kennen?" erwiderte Fradel. „Das ist ja dort, wo zwei Meilen davon mein Mann sein erst Weib her gewesen ist! Kennen Sie einen gewissen Reb Meyer Fränkl?" fragte sie Herzeln zum Beweise der Unfehlbarkeit ihrer Lokalkenntniß.

Herzel erklärte, den Namen in seiner Gegend nie gehört zu haben.

„Ist er gewiß schon gestorben! Mein Eigen's soll ich's haben, und verdienen soll ich's — lebendiger Gott! — Von heut' bis über ein Jahr, was der für ein Geld muß hinterlassen haben!"

„Und wie heißen Sie denn eigentlich, mein Kind?" fragte die Fladenhändlerin Herzeln weiter.

Herzel nannte seinen Namen.

„Herzel?" wiederholte die Fragende. „Ist mir nicht bekannt der Namen! Du! Fradel! Hast Du nicht einmal den Namen Herzel nennen gehört?"

„Warum ſoll ich nicht den Namen Herzel nennen gehört haben?“ erwiderte Fradel. „Sie heißen Herzel? War das nicht einmal ein Rebbe im Taborer Kreis?“

Herzel bedauerte, nie einen Rabiner dieſes Namens nennen gehört zu haben.

„Iſt gewiß auch ſchon todt!“ fand es Fradel begreiflich. „An meinen Kindern und Kind'skindern ſoll ich's erleben — ja, lebendiger Gott! — Was mit dem für eine Gelahrtheit begraben worden iſt!“

„Und was thun Sie eigentlich in Prag, mein Kind?“ ſetzte die Fladenbäckerin ihr Verhör fort. „Sie ſein gewiß hereingekommen ſtudiren. Sind Sie nicht ein Student, oder ein Bocherl?“ (fahrender Schüler.)

Herzel erklärte, daß er allerdings nach Prag gekommen ſei, um hier ſeine Studien fortzuſetzen.

„Da haben Sie gewiß etwas Freund' hier,“ fuhr die Fladenfrau fort, indem ſie ihr Gebäck neuerdings mit dem Fliegenwedel überfuhr. „Einen Vetter, eine Muhme, ein Geſchwiſterkind?“

Herzel glaubte nun die paſſende Gelegenheit gekommen, der Frau, die ſich ſo ſehr um ihn kümmerte, zu eröffnen, daß er keine Sterbensſeele in Prag kenne und nur deshalb ſo herumgehe, weil er nicht wiſſe, wohin und an wen ſich zu wenden. Eben ſo wenig verſchwieg er, daß er durchaus aller Mittel entblößt ſei, und ſo recht gar nicht wiſſe, wo aus, wo ein.

„Weißt Du was?“ wandte sich die Fladenbäckerin wieder gegen ihre Nachbarin, „vielleicht weißt Du Jemanden, der ein Lehrerl braucht. Das Jüngel da möcht' ganz gut hinpassen.“

„Ein Lehrerl?“ erwiderte die Allwissende.. „Da werd' ich Dir gleich sagen! Die vorige Woche hab' ich gehört, daß Behle Zadikens ein Lehrerl nehmen will für ihre Jüngelchen. Wenn Du meinst, werd' ich morgen mit ihr reden. Das Zuschickgeld aber ist auf der Hälft'!“

„Wissen Sie was, mein Kind,“ bedeutete nun die Fladenhändlerin Herzeln, „sehen Sie, daß Sie heut' irgendwo über Nacht bleiben, und morgen um diese Zeit kommen Sie wieder her, vielleicht kann ich Ihnen schon etwas sagen!“

Herzel Samuel theilte diese Nacht die Gastlichkeit der Beamtenswittwe mit uns, und versäumte es nicht, am anderen Tage noch vor der festgesetzten Stunde vor dem Korbe mit frischem Gebäcks zu erscheinen.

„Gut, daß Sie kommen!“ rief ihm die Gebäcksjüdin schon von Ferne entgegen. „Ich hab' schon gered't wegen Ihnen! Da gehen Sie in die Zigeunergasse — die ist dort unten am Eck von der Breitgasse — und fragen Sie nach Madam Behle Zadikens und sagen Sie nur, Madam Elke, die Fladenbäckerin schickt Sie hin, Sie sei'n der Lehrer, den ich ihr zuschick. Jetzt können Sie aber nicht hingehen, jetzt ist sie noch im Markt! Da müssen

Sie warten bis um ſieben, da kommt ſie aus dem Markt, und da hat ſie geſagt, ſollen Sie kommen! Das ſag' ich Ihnen aber voraus; wenn ſie Sie annimmt, was Sie das erſte Monat bekommen, das gehört mein für meine Müh! Und jetzt gehn Sie in Gottes Namen und wenn Sie angenommen ſei'n, ſo kommen Sie wieder her!"

Herzel Samuel dankte der Fladenbäckerin für die ihm erwieſene Theilnahme, verſprach ihr gerne auch noch mehr und bat ſie nur, ihn doch einigermaßen mit den Anſprüchen bekannt zu machen, die an ihn geſtellt werden würden, da er in ſeiner Unerfahrenheit den Anforderungen, die eine Madam Beble Zadikens an einen Lehrer für ihren hoffnungsvollen Nachwuchs zu ſtellen berechtigt ſein dürfte, kaum entſprechen zu können fürchtete.

„Was fragen Sie mich?" bedeutete ihn ſeine fladenverkaufende Gönnerin. „Als wenn das mich etwas angehen möcht'! Das werden Sie dort hören! Das Stättel übrigens werden Sie beſteh'n, was die für ihre Kinder braucht!"

Wiewohl dieſer Beſcheid durchaus nicht hinreichte, um Herzel in ſeinen Beſorgniſſen zu beruhigen, ſo machte er ſich doch vor allem Andern auf den Weg, die Zigeunergaſſe aufzuſuchen.

Nach einigem Hin- und Herfragen war dieſe, ſowie auch das Haus, in welchem Madam Beble wohnte, gefunden.

Zu ſieben Uhr war es wohl noch lange Zeit, Herzel Samuel fürchtete aber zu ſpäterer Stunde nicht ſo leicht Haus und Gaſſe wieder finden zu können und zog es vor, die Zigeunergaſſe ſo lange auf und ab zu meſſen, bis Madam Behle aus dem Markte kommen würde.

XVIII.

Frau Rehle Jadikens.

Endlich ſchlug es ſieben und Herzel Samuel konnte eine kleine, aber nichtsdeſtoweniger luglige Frauensgeſtalt in einem braunen Merinoüberrocke, eine zwar ſehr unſaubere, aber dennoch ſchwarzſeidene Schürze über den ſehr umfangreichen Leib gebunden, und eine ſchwarze Sammthaube mit einem buntſeidenen Taſchentuche an den Kopf befeſtigt, ganz gemächlich und nicht ohne den Ausdruck einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit die lange Zigeunergaſſe heraufkommen ſehen. Einige Schlüſſel, die die dicke Frau an einem kleinen Eiſenreife eingehängt trug, eine an einer langen Schnur befeſtigte Scheere, die ihr ſeitwärts über die Schürze herabhing, ein kleines Mädchen endlich, das in beſcheidener Entfernung hinter ihr eine Rolle Leinwand im Arme trug, brachten Herzel auf den Gedanken, daß dies möglicherweiſe die Mutter ſeiner künftigen Zöglinge ſein könne.

Er nahm seinen Platz gegenüber dem Hause ein, welches ihm als das Wohnhaus der Madame Behle Zadikens bezeichnet worden war, um abzuwarten, ob die heranwackelnde Frauengestalt in dasselbe treten würde.

Jedoch noch ehe die Frau mit den Schlüsseln und mit der Scheere in ihrer gemächlichen Weise sich vorwärts zu bewegen, sich dem Hause so weit genähert hatte, daß Herzel seine Vermuthung zur Gewißheit konnte erwachsen sehen, sollte er auf eine andere Weise die Ueberzeugung gewinnen, daß er sich nicht getäuscht habe, wenn er die mehr als stattliche Frau für Madam Behle Zadikens hielt.

Hatte er nämlich schon früher in einem der Fenster des gedachten Hauses ein Viertel Dutzend nasenschmutziger Gesichter beobachten können, das unter der Aufsicht eines alten Weibes, das ebenfalls die Reinlichkeit nicht erfunden zu haben schien, sich damit die Zeit verkürzte, daß es den Vorübergehenden allerhand possierliche Fratzen nachschnitt und sich ob dieser eigenen Weise des Zeitvertreibes auf's Höchlichste ergötzte, und war ihn dabei mehr als einmal die dunkle Ahnung überkommen, daß dies nicht nur die Muster eines kleinen Ensembles von ungezogenen Rangen wirklich seien, sondern auch die theuern Conterfei's seiner zukünftigen Ziehlinge sein könnten; so konnte er nun die Besitzer der oben geschilderten Gesichter in Gestalt dreier Knäblein im Alter von neun bis eilf Jahren, deren Anzug mit jenem Grade von Sauberkeit, der um ihre Näslein

ſpielte, im vollkommenſten Einklange ſtand, leibhaftig aus dem Hauſe hervor und mit dem jubelnden Ausrufe: „Mamme! Mamme!“ der heimkehrenden Madam entgegenſtürzen ſehen.

„Pfui! Das ſchickt ſich nicht: Mamme! Mutter ſagt man!“ wies die ſtattliche Frau ihre Sprößlinge wegen des Verſtoßes gegen die feinere Sprachweiſe zurecht. „Wartet nur, bis Ihr einen Lehrer haben werdet, der wird Euch ſchon anders reden lehren!“

Die drei kleinen Jungen aber kümmerten ſich um die ſprachliche Zurechtweiſung wenig, hingen ſich der Frau, das eine an den rechten, das andere an den linken Arm, das dritte an die Schürze und begannen unter dem Ausrufe: „Mamme! Mamme! Was haſt Du uns mitgebracht?“ eine alle Räumlichkeiten der mütterlichen Gewänder bis aufs Genaueſte durchwühlende Viſitation, als deren Ergebniß es ihnen auch bald gelang, einen namhaften Vorrath von Fladen, Semmeln, Küchlein, überzuckerten Mandeln und Roſinen ans Tageslicht zu fördern.

„Das heißt einem das Leben heruntergeriſſen!“ ſuchte ſich die „Mutter“ genannt ſein wollende Mamme der etwas binderlichen Liebkoſungen ihrer drei naſenſchmutzigen Engel zu erwehren. „Nicht erwarten können ſie's, bis ich d'rin bin in der Stub'! Wartet nur, wartet! Heut' kommt ein Lehrer, der wird Euch ſchon Mores lehren!“

Mit den drei Rangen belaſtet trat endlich Madam

Behle Zadikens ins Haus, und bald wurde auch sie am Fenster sichtbar, immer noch von ihren lieben Söhnlein festgehalten, die, nicht zufrieden mit dem Gefundenen, nicht abließen, die geduldige Mamme in den delicatesten Gegenden, in denen je eine Mamme etwas vor ihren Kindern zu verbergen pflegt, einer fortgesetzten Untersuchung zu unterziehen.

Herzel wartete noch eine Weile, und glaubte dann den Augenblick gekommen, sich bei Madame Behle zu präsentiren.

Er trat ins Haus, klomm auf einer, wahrscheinlich seit den letzten Ostern nicht gescheuerten Treppe in den ersten Stock hinan, zog hier bescheidentlich an dem ersten rostigen Glockenzug, der ihm ins Auge fiel, und hatte, nachdem er dies Manöver einige Mal wiederholt hatte das Vergnügen, die Thüre von demselben alten Weibe aufgethan zu sehen, die ihm bereits als Bonne der drei gesichterschneidenden Knäblein bekannt war.

„Wohnt hier Frau Behle Zadikens?" fragte Herzel mit derselben Bescheidenheit, mit der er die Glocke gezogen.

„Ob wer hier wohnt?" fragte die Alte in einem Jargon, der vermuthen ließ, daß ihr die Sprache des Prager Ghetto mehr eine erworbene als angeborne sei.

„Frau Behle Zadikens," wiederholte Herzel schüchtern.

„Wie heißt Frau Behle Zadikens?“ erwiderte das alte Weib. „Madam Behle Reb Zadikens werden Sie meinen! Die wohnt da. Was wollen Sie von ihr?“

Herzel gab dem alten Weibe zu verstehen, daß er auf diese Stunde hieher beschieden sei.

„Herbestellt?“ fuhr das alte Weib fort. „So sei'n Sie gewiß der Lehrer! Ich werd's gleich der Frau sagen. Ein schöner Lehrer das,“ moquirte sich die Alte für sich, indem sie in die Stube trat. „Fragt sich nach Frau Behle und weiß nicht einmal, daß man Madam Behle sagen muß!“

Nach einer Weile that sich die Stubenthüre auf, und die Alte hieß unsern Lehramtscandidaten eintreten.

Madame Behle hatte mittlerweile in all' ihrer Breite auf einem abgenützten Sopha Platz genommen, und die drei edlen Sprößlinge Reb Zadikens hatten sich nach vollendetem Visitationswerke in einen Winkel der Stube zurückgezogen, um sich da lärmend und raufend in ihre Beute zu theilen.

Herzel verneigte sich vor Madam Behle auf's Ehrerbietigste und richtete die Empfehlung der Madam Elke der Fladenbäckerin, aus.

„Kinder! Jetzt seid still,“ gebot Madam Behle ihren Sprößlingen. „Jetzt ist der Herr Lehrer da!“

Die Knäblein sahen auf, fanden jedoch in Herzels

Gegenwart nicht den mindesten Beweggrund, sich die Freude wechselseitigen Indiehaarefahrens zu versagen.

„Sie sind das also, was mir Madam Elke heut' früh hat sagen lassen!" begann Madam Beble dem künftigen Erzieher ihrer Knäblein gegenüber sich eines möglichst hochdeutschen Tones.

Herzel, in der muthmaßlich sichern Voraussetzung, daß in dem gegebenen Falle kaum von einer Verwechselung der Personen die Rede sein könne, bejahte.

„Hat Ihnen aber auch Madam Elke gesagt, was Sie bei mir im Haus zu thun haben?" fuhr Madam Beble fort.

Herzel erwähnte, Madam Elke die Fladenbäckerin hätte ihn darauf hingewiesen, daß er dies von Madam Beble selbst erfahren würde.

„So werd' ich Ihnen gleich sagen!" bedeutete ihn Madam Beble. „Bei mir sind vier Kinder, unbeschrie'n, dort die drei Jüngelchen, und dann ein einziges Mädel — hundert Jahr soll sie mir leben! — die ist bei der Mamsell. Eigentlich hab' ich mir vorgenommen, keinen Lehrer für meine Kinder zu nehmen, sondern einen Hofmeister; denn ich will meine Kinder nicht wie jeder gemeine Mann erziehen lassen. Mein Mann heißt Reb Zadik, den kennt ganz Prag was er für ein Mann ist, der gebt zu Grafen, Fürsten und Baronen. Weil Sie aber schon da sind, so will ich's probieren mit Ihnen. Sie studiren?"

„Philoſophie," erwiderte Herzel Samuel.

„Philoſophie! Iſt das nicht, wie Schiller geſchrieben hat?" fragte Frau Beble, um Herzeln einen frappirenden Begriff von ihrer vielſeitigen Bildung beizubringen. „Das wär' mir ſchon recht. Da brauchen Sie aber viel Zeit für ſich?"

„Vier bis fünf Stunden täglich," erwiderte Herzel.

„Da iſt der halbe Tag hinweg!" meinte Madam Beble. „Drum iſt es eine ſchwere Sach' mit den Studenten. Man weiß wirklich ſchon nicht, was man anfangen ſoll! Nimmt man einen Bocher ins Haus, oder Rabinatscandidaten, wie ſie jetzt heißen, ſo liegt er entweder den ganzen Tag über dem Talmud, oder die Kinder ſehen nichts Gutes vor ſich zwiſchen ihm und der Köchin. Nimmt man einen Studenten, braucht er auch den ganzen Tag für ſich und fertigt die Kinder ab, nur daß es abfertigen heißt. Hören Sie aber an! Mein Haus iſt Gott ſei Dank ein ordentliches Haus, das weiß man in ganz Prag. Die Lidutſchka da iſt ſchon fünfzehn Jahr bei mir, und iſt eine halbe Jüdin geworden. Wir haben das ganze Jahr kein bös Wort mit einander. Wenn Sie das beſtreiten können, was ich für meine Kinder brauch', ſo können Sie morgen bei mir einſtehen. Eine Zeit lang können wir's probieren. Wir werden ja ſehen, wie es geht. Alſo jetzt geben Sie Obacht! Meine Kinder ſind brave Kinder — leben ſollen ſie mir! — und ordentliche Kinder und gute Kinder, die

laß ich nicht schlagen. An ihren Leib darf keine fremde Hand kommen — das merken Sie sich; denn die Lehrer meinen, mit dem Schlagen ist es ausgemacht. Und dann! Früh, wenn die Kinder aufstehn, müssen sie gewaschen werden und angethan und gekämmt. Das ist des Lehrers seine Sach'. Meine Sophieleben wäscht die Liduschka. Dann müssen die Kinder in Schul' (Synagoge) geführt werden. Mein Mann hat in der Zigeunerschul' seine Statt', da muß der Lehrer mit ihnen hingehn und sehn, daß sie ordentlich nachsagen und nichts überschluppern (überschlüpfen). Nach Schul' muß der Lehrer mit den Kindern frühstücken. Da kriegt der Lehrer sowie die Kinder seine Schale Kaffee, und eine halbe Semmel dazu. Bei mir ist keine Noth! Dann gehn die Kinder zum Professor Winternitz in die Normalschul' und meine Sophieleben zum Leviter in die Mädchenschul', und da können Sie hingehn, wohin Sie wollen, geht mich nichts an! Von um zehn bis um zwölfe wird gelernt. Um zwölfe ruhen sich die Kinderleben aus und kriegen ein Stückl Brod mit Grieben (geschmorte Gansshaut); denn essen thun wir erst auf die Nacht. Dann wird bis halber zwei wieder gelernt; dann gehn die Kinder wieder in die Normalschul' und mein Sophieleben zu Mamsell Taubeles. Um vier müssen Sie mit den Kindern ausgehn, entweder auf den Roßmarkt oder auf die Bastei. Wenn sie nach Hause kommen, wird wieder gelernt; denn ich will meinen Kindern eine Erziehung geben, wie sie sich

für Beble Reb Zadikens ſchickt, und keinen Bauern! Nach dem Nachteſſen — und bei mir haben Sie alle Tag ihr ordentlich' Scholet — muß der Lehrer die Kinder wieder ausziehen und ſie ſchlafen legen, und dann kann er wieder für ſich thun, was er will; nur verſteht ſich, darf er mir kein unnütz Licht verbrennen. Dafür hat er die ganze Koſt — und bei mir iſt, Gott ſei Dank, noch Keiner vor Hunger geſtorben — das Quartier daneben im Kämmerl bei der alten Bab', die Wäſch', und wenn ich mit ihm zufrieden bin, wird er auch zufrieden ſein mit mir. Daß ich nicht vergeß'! Ich ſeh' beſonders darauf, daß meine Kinder als fromme Juden erzogen werden, ordentlich deutſch reden, kein „Mamme!" kein „Tate!" das geht bei mir nicht, und mein Sophieleben, die iſt eine Perl, die muß franzöſiſch lernen!"

Bei Anhörung dieſer durch mannichfaches Lärmen der drei beutetheilenden Knäblein vielfach unterbrochenen Expoſition des allerdings etwas umfangreichen Wirkungskreiſes, deſſen ſich der Lehrer, oder eigentlich Hofmeiſter, im Hauſe der Madame Beble zu erfreuen hatte, war es Herzel von Zeit zu Zeit heiß über den Rücken gelaufen. Er ſah ein Bild ſeiner künftigen Thätigkeit vor ſich aufgerollt, das ihm nur wenig Ausſicht auf ein Leben ließ, wie er es, allerdings etwas zu ſanguiniſch, in Prag erwartet hatte.

Noch ſaß er unentſchloſſen da, ob er nicht lieber darben, hungern, Alles und Jedes entbehren ſolle, als ſo

auf den ersten Wurf des Zufalls hin sich dem leidigen Bedürfniß hinopfern; so hart und schwer es ihm fiel, dachte er doch daran, ob es nicht verantwortlicher sei die Aushilfe der Freunde noch für eine Zeit in Anspruch zu nehmen, als auf so unverantwortliche Weise sich und seine Zeit mit einer Beschäftigung zu belasten, die sich ihm kaum in grelleren Farben darstellen mochte, als es bei Madam Behle geschah; als ein Incidenzfall von scheinbar geringfügiger Bedeutung entscheiden sollte.

Die alte Magd öffnete die Thüre, deckte ein schmuziges Stück Wachsleinwand über den Tisch, und trug in einem schwarzrußigen Topfe eine Quantität jenes dampfenden palästinäischen Lieblingsgerichtes auf, das Frau Behle bereits als das tägliche Brod ihres Hauses einleitend in Aussicht gestellt hatte.

„Wenn Sie wollen, können Sie gleich mitessen, und dann mit den Kindern etwas lernen," lud Frau Behle Herzeln ein, und der Stab war über ihn gebrochen.

„Setzt Euch her!" befahl Madam Behle nach Tische ihren drei Rangen, „und Du, Sophieleben, setz' Dich zu mir! Jetzt werd' ich zusehen, wie der neue Herr Lehrer mit Euch lernen wird!"

Schwer lag es Herzeln auf der Seele, als er spät in der Nacht wieder in die Zigeunergasse hinaustrat, um den Weg nach der Plattnergasse zu suchen, wo wir ungeduldig und besorgt seiner warteten.

„Nun, Herzel!“ rief ihm Horaz entgegen. „Was iſt's mit Dir?“

„Morgen trage ich mein Ränzchen zu Madam Bebie Zadikens!“ antwortete Herzel und ſank auf's Kanapee, um die letzte Nacht unſer Obdach zu theilen.

XIX.

Im Canalischen Garten.

Wolkenloser Himmel, reglose Luft und drückende Hitze. Ende Juni und das Schuljahr ging zur Neige.

Wer jemals den Namen „Philosoph" geführt, der wird die Bedeutung dieser Zeit zu würdigen wissen. Der Professor der Philosophie eilte, uns die letzten Gesetze des Herbart'schen Denkens per Pauich und Bogen zu erschließen. Der Professor der Philologie, ein blatternarbiger Mann von verbissenem Aussehen, der zugleich Aesthetik lehrte und Theaterrecensionen schrieb, sputete sich mit jenen Fragmenten, deren Uebersetzung ins Deutsche mit einem Anhange höchst oberflächlicher Noten er philosophisches Studium nannte, ans Ende zu kommen. Der große Naturforscher, dem die Unterweisung in der Naturgeschichte übertragen war, brummte noch etwas vom Marder, den er als ein giftiges Thier und als den „Mörder der

Tauben- und Hühnerställe" specificirte, in den leeren Saal hinein, und der alte Ladislaus tummelte sich mit eben so großer Hast über die „krummen Linien" und „stereometrischen Grundsätze" hinweg, als er sich mit der ermüdendsten und umständlichsten Gemächlichkeit bei der Definition des „Punktes" und der „Linie" aufgehalten hatte, und an der Thüre des großen Logiksaales, hart über dem Kramladen des akademischen Kuchenhändlers, war bereits die „Prüfungsordnung" angeheftet, das ist die Reihenfolge der Namen, nach welcher jeder einzelne Professor die Geister seiner vierhundert Zuhörer auf der Decimalwaage des Examens abwägen wollte.

Wer immer zu diesen vierhundert gehörte, und bei diesem Abwägungsprocesse nicht gar zu leicht befunden werden wollte, der hatte vollauf zu thun, um das seit vier Monaten aufgehäufte Wissensmaterial wenn auch nur in höchst oberflächlicher Weise in diesem fünften Monate in sich aufzunehmen und es sich recht und schlecht wenigstens so in den leeren Räumen seines Gedächtnisses zurecht zu legen, daß er fünfzehn Minuten lang etwas zu reden wußte, was eben nicht gleich auf den ersten Blick einem Unsinn gleich sah, wie ein Ei dem andern.

Horaz und ich, wir gehörten zu den Vierhundert. Konnte unser Loos ein besseres sein? Baumgarten mußte Baumgarten, Sophieninsel mußte Sophieninsel bleiben, alle Harmoniemusiken Prags durften für uns keinen Reiz

haben, alle unſre Geiſter hatten ſich auf die geſchriebenen Hefte zu concentriren, die für uns in dieſem Augenblicke die Summe alles menſchlichen Wiſſens enthielten und das Fegefeuer waren, durch das allein wir zu dem Paradieſe ungetrübter Ferien und aus der Hölle der ſiebenten Klaſſe in den Himmel der achten gelangen konnten. Es verſteht ſich ferner, daß, wenn es kein Märchen war, was ſich unter den philoſophiſchen Generationen dreier Jahrzehende als dunkle Schreckenskunde forterbte, daß nämlich jeder den Mächten des Verderbens bereits ſo viel als „platterdings und ſchlechterdings" geweiht ſei, auf den der alte Ladislaus einmal ſein Auge geworfen, wir Beide zweifach Urſache hatten uns mit dem Inhalte beſagter Hefte in einer Weiſe zu wappnen, als es je nur je ein Logikus gethan, der das Unglück hatte einmal vom alten Ladislaus, da dieſer ſich eben alle erdenkliche Mühe gab um den Satz vom Quadrate der Hypothenuſe zum dreihundertſten Male bis ins kleinſte Detail auseinanderzuſetzen, bei der Lecture von Schiller's „Räuber" ertappt zu werden, oder dem das Unangenehme widerfahren, ein Semeſter früher bei Ablegung des Examens aus der Algebra im Angeſichte des halben Collegs von dem alten Herrn die Worte hören zu müſſen: „Mein Herr, Sie ſind ein E—! Sie ſind platterdings ſchlechterdings verloren! — Gehen Sie!"

In der erſten dieſer beiden wenig beneidenswerthen Lagen nun befand ſich der Zeichner dieſes. Der alte

Ladislaus hatte zwar damals kein Wort gesprochen. Er war nur, den herrschenden Demonstrationsstab an der Tafel, plötzlich und mitten im Ueberschreiben der „Esels-brücke" verstummt. Sein Auge hatte nichts gethan, als die Bänke und in der zwölften Bank die darin sitzenden Herren gezählt. Aber seine Hand hatte den Katalog aus der Schooßtasche und den Bleistift aus der Brusttasche hervorgezogen, und es unterlag nach dem Dafürhalten aller erfahrenen „Philosophen" keinem Zweifel, daß von dem Augenblicke an neben dem Namen des „dritten Herrn in der zwölften Bank" in dem Kataloge ein Kreuzlein verzeichnet stand, das in der Hieroglyphensprache des alten Herrn so viel bedeutete, als „Bei dem geometrischen Examen sehen wir uns wieder!"

„In der andern der beiden Lagen hatte Horaz das Unglück sich zu befinden. So unglückselig auch bald sein erster Versuch, den Musen ein holdes Lächeln abzugewinnen, ausgefallen wäre, so wenig hatte er seit der Stunde, da der erste Anlauf zur Unsterblichkeit in der Gestalt „Kunerich's" aus seiner Feder geflossen, noch einen Augenblick davon abgelassen, nach dem Lorbeerkranze des Dichterruhmes zu streben. Um es poetischer zu sagen: „Die Poesie hatte Horazen mit ihren Zauberkreisen umsponnen," und hatte er in Tmawitz, so lange er noch keine Druckerschwärze kannte, nicht aufgehört Verse zu machen, so hörte er nun, da er in Prag in der Stube der Beamtenswittwe saß, und

Rudolph Glaser's „Ost und West" ihm mit jener Bereitwilligkeit, mit der es sich jugendlichen Talenten überhaupt erschloß, die Pforten zur Unsterblichkeit geöffnet hatte, schon gar nicht auf. Und hatte er schon damals, da er die Liebe nur erst aus Hölty's Gedichten nachträumte, einen starken Hang zum Unglücklichsein empfunden, so konnte er nun, da er Heine gelesen und nebenbei wirklich verliebt zu sein glaubte, diesem Hange nicht länger widerstehen. Er fühlte sich so „elend," als nur irgend Jemand sich fühlen muß um sagen zu dürfen, daß er den Dichter des „Madame, ich liebe Sie!" mit Erfolg studirt, so „tief unglücklich" als irgend ein Poet, dem „das Hirn im Kopfe brennt" und „der Fluch des Gedankens wie ein Kainsmal an der Stirne flammt." In seinen Adern „fort das Blut", und sein Herz war „tief innen erkrankt," und das schrieb er Alles tagtäglich in weltstürmenden Reimen nieder, und hatte darüber den alten Ladislaus und die Mathematik so sehr aus dem Auge verloren, daß oben erwähnter unglückseliger Ausgang seines Examens in den Augen Niemandes als ein Wunder erschien, und daß er nun allen Grund hatte, sich doppelt „elend" zu fühlen; einmal als Gezeichneter der Poesie und das andere Mal als Gezeichneter des alten Ladislaus; denn gelang es ihm nicht, die schlechterdingliche platterdingliche Verlorenschaft vom frühern Semester auszuwetzen, so war er auch in diesem Semester „schlechterdings platterdings verloren",

und dies würde keineswegs zu den Annehmlichkeiten seines philophischen Daseins gehört haben.

Aus dem Gesagten wird es in den Augen des verehrlichen Lesers genugsam gerechtfertigt erscheinen, wenn er uns alsbald in einer Situation erblickt, wie sie zu unseren Besorgnissen nur passen konnte.

Es war im Canalischen Garten.

Nur hie und da störte das zärtliche Geflüster eines am Arme eines schmachtenden Grenadiers vorübergehenden Kindermädchens die schattende Vormittagsstille, indeß die der Obhut der liebenden Seele anvertrauten Kleinen mit Reifen und Puppen spielend in völliger Selbstüberlassenheit hinterdrein patschten; nur von Zeit zu Zeit unterbrach das Gekreische einer alten Kindsfrau, die, über das Zeitalter zärtlicher Liaisons bereits hinaus, ihre Aufmerksamkeit den ihrer Aufsicht übergebenen Wesenchen um so ungetheilter zuwenden konnte und die muthwilligen Springinsfeldchen bald den verbotenen Rasen zu betreten abhielt, bald vom Rande des Brunnens abrief, den Frieden der kühlen Laubgänge.

Auf einer der Bänke eines solchen Laubganges saßen wir nun, Horaz und ich, in gemeinsames Studiren vertieft, was so viel sagen will, als daß sich Horaz in die eine Ecke der Bank hingelehnt hatte, um bald mit seinem Stäbchen allerhand verworrene Buchstaben in den Sand zu zeichnen, bald, den Flügelschlag eines Vogels verfolgend,

hinaufzuschauen ins dichtgewobene Baumgezweige, oder bald einen Löwenzahn, ein Büschchen wilder Münze, ein Stengelchen Ehrenpreis vom Rasen zu pflücken, es erst ins Knopfloch zu stecken und dann zu zerzupfen, während ich in der andern Ecke lehnte, eine Schiefertafel auf den Knien, einen Griffel in der Hand und aus dem geschriebenen Memoriale, ohne welches es nach des alten Ladislaus unfehlbarer Behauptung auf Erden keine Mathematik gab, einen Paragraphen nach dem andern herablas, eine geometrische Figur nach der andern aufzeichnete, und einen Beweis nach dem andern herausdeducirte, und das Alles mit einem Eifer, wie ihn nur noch ein Logikus entwickelt haben mochte, der im Kataloge des alten Ladislaus ebenfalls als Leier von Schillers „Räubern" verzeichnet stand. Unser Zusammenstudiren — was wir so nannten — bestand nämlich, insbesondere was die sogenannten „trockenen" Wissenschaften anbelangte, unter denen natürlich Mathematik oben an stand, darin, daß ich das Vorlesen hatte und Horaz sich lediglich auf's Zuhören beschränkte, was er mir seinerseits dadurch zu vergelten suchte, daß er es bei seinen Poesien umgekehrt hielt.

An dem besagten Morgen, als an dem Vorläufer des verhängnißvollen Tages, an welchem uns ein Plätzchen in der sogenannten „Schwitzbank" des alten Ladislaus erwartete, waren wir ganz besonders fleißig. Um fünf Uhr früh waren wir bereits in den dunklen Baumhallen des

Canalischen Gartens erschienen, und hatten nur zwei Stunden auf ein frugales Frühstück und auf die Bewunderung von Horazen's erst gestern in „Ost und West" gedrucktem neuestem Gedichte verwendet, ein Zeitraum, der kaum den vierten Theil von dem betrug, den wir sonst auf die Bewunderung allein, das Frühstück gar nicht mit gerechnet, zu verwenden pflegten. Dann hatten wir eine Stunde lang Milch und Verse verdaut, und uns endlich auf jene Bank gesetzt, auf der uns der Leser wenige Zeilen früher gefunden.

Zwei Stunden lang hatte ich bereits vorgelesen, gezeichnet und demonstrirt, und nach jedem „quod erat demonstrandum" meinen Nachbar getreulich „Hast Du verstanden?" gefragt. Zwei Stunden lang hatte Horaz auf jede solche Frage mit einem bequemen Kopfnicken geantwortet, als wir endlich bei jener verhängnißvollen Brücke anlangten, deren nähere Bezeichnung jenem Thiere entlehnt ist, dem nach des alten Ladislaus Weltanschauung jeder Mensch gleicht, der kein guter Mathematiker ist.

Des Kreuzleins gedenkend, das meiner sich über Zeit und Raum hinwegsetzenden Begeisterung für Schiller's Räuber auf dieser Brücke als Denkmal gesetzt worden, raffte ich meine durch die Hitze des nahenden Mittags bereits ermattenden Geister zusammen, um mich und Horazen ja recht glücklich über den complicirten Hypothenusenbau hinüberzuleiten, als Horaz sein zweistundenlanges

Stillschweigen plötzlich brach, — jedoch nicht etwa um mich armen, todtmüden Leser abzulösen, sondern um in durchaus antimathematischem Pathos vor sich hin auszurufen: „O Ladislaus! O Ladislaus! Sprich! Was that ich armes Poetlein Dir zu Leide, daß Du mich so bitterlich verfolgest?

Ist's nicht genug, daß fluchbedeckt
Ich zieh' durch's Leben und gereinigt,
Verfolgt, verkannt, gehetzt, geneckt,
Für meine Lieb zu Tod gesteinigt?

Ist's nicht genug, daß für mein Blut,
Das ich in Liedern ihr kredenze,
In ihres Wahnsinns blinder Wuth
Die Welt mit Dornen mich bekränze?

Mußt nun auch Du, o Ladislaus,
Ein Rachegeist mit Flammenbanden,
Verfolgend mich durch Nacht und Graus
Den Dolch nach meinem Herzen wenden?

Laß ab, laß ab mich müd' zu jagen!
Mein Elend laß mich langsam werden!
Doch laß' dereinst mein Lied nicht sagen,
Daß du an mir zum Brutus werden!"

„Und die Eselsbrücke?" fragte ich ihn unterbrechend.

„Ich muß an ihr stehen bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß sie für mich zur Seufzerbrücke würde!" fuhr Horaz fort. „Die Ixe und die Ypsilons, die Dreiecke und die Vierecke, die Hypothenusen und die Katheten gehen mir im Kopf herum, als wären es lauter Gnomen und

Kobolde. Der ganze Frühling dreht ſich um mich im Kreiſe wie ein Kaleidoſkop von lauter a, b, c, x, y, z, rechten Winkeln und Diagonalen! Laß uns eine Weile ruh'n!"

Ich kann es nicht läugnen, daß ich zu jeder andern Stunde einer derartigen Aufforderung mit höchſt vergnügter Seele nachgekommen wäre. Wenige Stunden vor dem „jüngſten Gerichte" jedoch ſchien ſie mir denn doch nicht ganz an der Zeit, und dies um ſo weniger, als, um der Wahrheit keinen Abbruch zu thun, der Genius der Mathematik nicht nur an Horazens Wiege nicht gelächelt hatte, ſondern auch an meiner ſtillſchweigend vorübergegangen zu ſein ſchien.

„Und was ſoll's mit dem Reſt des Memoriale's, mit den noch übrigen 227 Paragraphen werden?" gab ich Horazen zu bedenken.

„Laß ſie Paragraphe ſein!" erwiderte Horaz. „Die laufen Dir nicht davon, wohl aber das Leben mit ſeiner Handvoll Freuden.

O hätteſt Du geſchaut wie ich
So tief in ihrer Augen Nacht,
Sie hätte auch umſponnen Dich
Mit ihres Zaubers ganzer Macht!

Und Ladislaus wär' eitel Nichts
In deinem, wie in meinem Aug' —
Ein Blick von ihr nur Quell des Lichts,
Ein Laut von ihr nur Lebenshauch!"

„Ich will nicht zweifeln," erwiderte ich Horazen auf dieſen dichteriſchen Erguß, „daß ihre Augen allmächtig ſind; aber auch der alte Ladislaus iſt allmächtig, und darum könnte es nicht ſchaden, wenn Du jetzt eine Weile die Poeſie Poeſie ſein laſſen, und den Pegaſus ins Joch der Mathematik ſpannen wollteſt. Sprichſt Du in Verſen, ſo will auch ich's thun!

Bedenk' es wohl, die Stunde rinnt;
Nur wer ſie klug benützt, gewinnt!"

„Alſo auch Du unter die Philiſter gegangen?" ſeufzte Horaz pathetiſch auf.

„Wie iſt es doch ein tiefer Schmerz,
Zu ſchau'n, wie troſtlos wahnberückt
Die dumme Welt ins eig'ne Herz
Sich ſelbſt den Dolch der Marter drückt!

Wie ſie im Kampf um eitel Trug
Bethört ihr beſtes Mark verzehrt,
Und, ein Aſcet, dem beſſern Zug
Des Herzens, ſich zu regen, wehrt!

Wie ſie des Lebens karge Friſt
Umwandelt ſich zu Laſt und Pein,
Und dann ſo furchtbar elend iſt,
Die doch ſo ſelig könnte ſein!"

Ich konnte nun wohl einſehen, daß die poetiſche Ader Horazens über das mathematiſche Mißgeſchick, das ihm bevorſtand, die Oberhand gewonnen, und nichts beſſeres

thun, als ihr in der Hoffnung, die Wirklichkeit werde nicht verfehlen ihn nach einer kleinen Stunde aus den himmlischen Sphären der Stychometrie in die irdische der Geometrie zurückzurufen, ihren freien Lauf lassen. Ich legte daher nach dem ewig wahren Spruche des

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,"

Tafel und Griffel aus der Hand, schlang die Arme in einander und versprach eine volle Stunde ganz poesiegeduldig sein zu wollen, wenn Horaz dann wieder anstatt an einen Blick von ihr, an einen Blick von ihm denken wolle.

„Und glaubst Du auch daran, ich könnte auch nur einen Augenblick ihr schwarzes Gazellenauge vergessen?" entgegnete Horaz. „Oder redest Du Dir wirklich ein, daß all' die Ixe und all' die Ypsilons, die Du mir seit vierzehn Tagen vordeclamirst, im Stande seien, dies Auge aus meiner Seele zu verdrängen? 'S ist ordentlich eine Sünde, eine Gotteslästerung, daß ich Dich anhöre, und an dem Gedanken an sie diese Legion schmuziger Buchstaben und schmuziger Figuren ungerächt vorüberziehen lasse! Heute früh schon war mir's, als sähe ich in der unergründlichen Tiefe ihres Nachtauges lauter Quadrate und rechte Winkel glänzen. — Pfui über solche Entweihung!"

„Und wem gilt das Alles wieder, wenn es erlaubt ist zu wissen?" fragte ich höchst bescheiden.

„Wem wieder? Wem andern als ihr, der es immer galt,

Ihr, die ob meinem Leben waltet,
Ein unergründliches Geschick!"

„Du meinst doch nicht Judith?"

„Keine Andere auf diesem Erdenrunde!"

„Du bist ein Narr!" lachte ich laut auf. „Kannst Du auch wirklich glauben, daß das schöne Judenkind seit einem Jahre auch nur einen Augenblick an Dich gedacht hat?"

„Glauben? Ich bin ein Skeptiker wenn auch Poet, und Poet wenn auch Skeptiker!" erwiderte Horaz. „Ich glaube nicht, aber ich weiß!"

„Du sahst sie ja seit jener Zeit mit keinem Auge!"

„Dem der Liebe ausgenommen!" fiel mir Horaz ins Wort. „Oder liegt es Deiner hypothenusenverwöhnten Phantasie wirklich so ferne, einzusehen, daß der Weg von Prag nach meinem Elternhause eben so gut an Herrn Salomon Seligmann's vermischter Waarenhandlung vorüberführen kann, als der Weg von meinem Elternhause nach Prag?"

„Du sahst sie also?"

„Zu Weihnachten — zu Ostern — zu Pfingsten — und ich weiß nicht wie viel Mal außerdem noch!"

„Waren dies also die dringenden Angelegenheiten, die Dich jeden Augenblick nach Hause zu reisen nöthigten? Und von dem Allen mir kein Wort zu sagen!"

„Wozu ſollt' ich das? Es liebt ſich nur halb, wenn ein Dritter darum weiß."

„Bei Herrn Seligmann aber mußten Deine wiederholten Beſuche zuletzt auffallend werden?"

„Auffallend? Gar nicht! Die alte Frau hieß mich immer auf's Herzlichſte willkommen, ließ ſich jedesmal meine Uhr vorweiſen, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, daß ich ihre weiſen Ermahnungen noch nicht vergeſſen; der alte Seligmann hatte immer zu rechnen; und was die vielerfahrenen Augen der Alten nicht durchblickten, das erkannte Judith's Gazellenauge gleich bei meinem zweiten Beſuche. So unerwartet ich auch kommen mochte, ſo wenig ſchien ſie überraſcht. Es war ordentlich, als fände ſie meine Ankunft ganz in der Ordnung und als erwartete ſie mich längſt."

„Alſo eine förmliche Liebe mit beiderſeitigem Verſtändniſſe?"

„So beiderſeitig, als je eine Liebe geweſen!"

„Was aber wird Frau Seligmann ſagen, wenn ſie es einmal zur ungelegenen Stunde entdeckt, daß ihr ſüßes Töchterlein einem Poeten, einem Singvogel und noch dazu einem Chriſten ihr Herz in den Kauf gegeben?"

„Du haſt, wie ich ſehe, das letzte Gedicht von mir, das in ‚Oſt und Weſt' gedruckt war, nicht geleſen, ſonſt hätteſt Du erfahren müſſen, daß die Liebe kein Polizeimeldzettel ſei, in welchem nebſt manch' anderem unnöthigen

Ding auch nach der Religion gefragt wird. Die Liebe iſt ſich ſelbſt Religion; ſie glaubt an ſich ſelbſt, wo immer ſie ſich ſelbſt begegnet!"

„Wie weit aber denkſt Du den Scherz zu treiben?"

„Scherz? Ich weiß in der Liebe nichts von Scherz!"

„Wie weit alſo den Ernſt?"

„So weit als jemals Einer, der ernſtlich geliebt hat. Judith wird mein."

„Und iſt das ſchon ſo über allen Zweifel erhaben?"

„Wenn ich zweifelte, könnte ich dann noch lieben?"

„Und Frau Seligmann? Und Herr Seligmann? Und Deine Eltern?"

„Auf die kömmt es dabei gar nicht an! Sobald ich nur einmal ſelbſtſtändig bin, wird ſich auch Judith ſelbſtſtändig zu machen wiſſen, und wenn es Dir dann gefällig iſt, kannſt Du bei unſerer Vermählung Zeugenſtelle vertreten!"

„O, mit größtem Vergnügen! Zum Selbſtſtändigwerden gehört aber, denke ich, vor allem Andern, den alten Ladislaus lieber hinter ſich, als vor ſich zu haben!"

„Höre meinen Plan! Du weißt, daß ich mich jetzt damit beſchäftige, meine Gedichte zu ordnen."

„Ich wollte, Du beſchäftigteſt Dich — jetzt wenigſtens — lieber damit, die Paragraphe des Memoriale's in Deinem Kopfe zu ordnen!"

„Ich habe auch bereits an Cotta nach Stuttgart geſchrieben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er den Verlag übernimmt, und dann — ſage Du ſelbſt, wenn Cotta einmal einen Band Gedichte von Einem verlegt hat, iſt man dann nicht ein gemachter Mann? Sobald die Gedichte erſchienen ſind, heirathen wir. Iſt nur einmal Ein Buch heraus, dann geht's mit dem zweiten, dritten ſchon leicht, und meine Zukunft iſt ſorgenfrei."

„Doch nicht Deine Gegenwart!" unterbrach ich Horazen, indem ich ihm die dicken Memorialhefte vor die Augen hielt. „Kennſt Du dies?"

Faſt zürnend ſprang Horaz von der Bank auf.

„Freund, mit Dir iſt's am Ende wirklich nicht mehr auszuhalten! Was haben dieſe proſaiſchen Fetzen mit der höchſten Poeſie zu thun? Geh', Du biſt unter dem Geſtirn des alten Ladislaus durch und durch zur inkruſtirten Quadratwurzel geworden! Ich will nun einmal meine Gedanken mit dem tollen Zeugs da nicht überladen! Was ich davon behalten habe, iſt mehr als zuviel, und jede Minute mehr darauf verwendet, wäre ein Verbrechen an Poeſie und Judith!"

„Wenn ſich der alte Ladislaus einen Vers für ein X vormachen läßt, dann allerdings!" erwiderte ich achſelzuckend.

„Audaces fortuna juvat!" entgegnete Horaz kurz. „Und dann — während Du da ſo prächtig vorgeleſen,

hab' ich ein Gedicht an Judith concipirt — ein Gedicht, wie ich bisher noch gar keines gemacht! Willst Du Dich noch weiter in die Untiefen der trigonometrischen Weisheiten versenken; in Gottes Namen! Ich gehe nach Hause, das Gedicht niederzuschreiben!"

Mich allein in die Untiefen der trigonometrischen Weisheiten zu versenken? Ich muß gestehen, daß mir dazu durchaus alle Lust gebrach, so sehr es mir auch in Bezug auf mein mathematisches Wissen hätte von Nutzen sein können. So blieb mir denn keine Wahl, als die Allmacht der Poesie anzuerkennen, Tafel und Memoriale einzupacken, und Hand in Hand mit Horazen anstatt durch die Irrgänge der Hyperbeln und Parabeln durch jene des Canal'schen Gartens der Stadt zuzuwandeln.

Ein eigenthümliches Gesumme wob uns zur Seite durch's Gebüsche, als wir in einen der dunkelsten Laubgänge einbogen; etwa wie wenn emsige Bienen um Blumen kreisen, oder einsame Libellen über Wasserspiegeln schweben.

„Halt!" blieb Horaz stehen. „Hörst Du die Libelle? Laß uns sie fangen! Gieb Du hier Acht, indeß ich näher gehe!" Damit nahm er seinen Strohhut vom Kopfe, schlich sich leise und auf den Zehen, um das summende Kind der Lüfte nicht zu verscheuchen, ans Gebüsch heran.

Da trat Herzel Samuel aus den Hollundersträuchen hervor und summte vor sich hin: „Das Quadrat der

Hypothenuse eines rechtwinkligen Dreiecks ist gleich der Summe der Quadrate beider Katheten ....“

Horaz, nicht wenig überrascht von einer solchen Enttäuschung, blieb, den Strohhut in der Hand und auf den Spitzen der Zehen wie eingewurzelt stehen. Herzel Samuel aber, vertieft in Wissensdurst und Prüfungsangst, dachte nicht im entferntesten daran, daß es einem Sterblichen auch nur im Traume einfallen konnte, ihn anstatt einer Libelle gefangen zu nehmen, sondern ging auf dem Flächenraume von fünf Schritten unverdrossen auf und ab, ein beschriebenes Heft in der Hand haltend, ein anderes unter dem Arme, ein drittes und viertes in jeder der beiden Rocktaschen, und brummte und summte vor sich hin, indeß sich in einiger Entfernung seine drei Zöglinge auf eine Weise im Rasen herumbalgten, wie sie ihnen kaum das Wohlwollen des Gärtners zugezogen haben würde, wenn er sie bei diesen ihren athletischen Studien überrascht hätte, bis ihren Lehrer der Ausruf Horazens aus den Sphären bienenhafter Emsigkeit in jene des poetischesten Müßiggangs herabriß.

„Libelle und Herzel Samuel — Poesie und Mathematik!“ rief Horaz.

„Wie? Ist's denn schon Mittag?“ stutzte Herzel auf, da ihm Horaz in den Weg trat.

„Man sollte meinen, Dein Wissen sei längst über alle Mittage der Welt erhaben!“ erwiderte Horaz.

„Ei Teufel!“ entgegnete Herzel. „Ich hab's ja heute erst zehnmal durchgenommen, und morgen schon — und die Kinder — und Frau Beble — o Gott, o Gott!...“ und weiter summend, verschwand er zwischen den Bäumen.

XX.

Ein Examen geometricum.

Am nächsten Morgen standen wir — Horaz und ich nämlich — in einem jener Säle des Clementinums, in welchem der alte Ladislaus seit drei Jahrzehenden jährlich zweimal den Zollstab der Gerechtigkeit an das mathematische Wissen der philosophischen Jugend Böhmens anlegte, des jüngsten Gerichtes, das über uns arme Sünder abgehalten werden sollte, gewärtig.

Der alte Ladislaus war noch nicht da, wohl aber war bereits die große schwarze Tafel aufgestellt, in deren Angesichte Horaz im verflossenen Winter so unangenehme Dinge hatte hören müssen, und Tintenfaß, Tisch und Sessel für den alten Herrn standen bereit.

Herzel Samuel summte in einer Ecke, ich weiß nicht zum wievielten Male die Summe der beiden Katheten und seines ganzen Wissens durch; Horaz zog mich in eine

Fensterecke und las mir — ein Gedicht vor, das er erst heute Morgen niedergeschrieben. „Seliger Tod" war die Ueberschrift der hochtönenden Strophen.

„So flum' ich denn an Deiner Brust,
Und bin zu sterben gern bereit
Den Tod von einem Becher Luft
Unendlicher Vergessenheit!"

waren die ominösen Worte, mit denen Horaz seine Declamation beschloß, als ein noch ominöseres Geräusch an der Thüre unsere Aufmerksamkeit nach dieser Gegend des Saales lenkte.

Alles, was von bleichen, erwartungsvollen Gesichtern zugegen war, neigte sich bis zur Erde und wich in Ehrerbietung zurück. Herzel verstummte, — es war der alte Ladislaus, der hereintrat, in silbergrauem Ueberrocke, mit hohen Stiefeln an den Beinen und breitgekrämptem Hute tief in die Stirne gedrückt, mit schneeweißem Haare und strengen, verschlossenen Gesichtszügen.

Ein Moment der tiefsten Stille trat ein.

Der alte Ladislaus trat an den Tisch, zog den Katalog aus der einen, ein Päckchen viereckiger Zettel aus der andern Rocktasche, legte zu ersterem den verhängnißvollen Bleistift hin, breitete die letzteren in der Art eines Spieles Karten über den Tisch aus, rieb sich dann eine Weile die Hände, sah sich nach der Tafel um, überzeugte sich von der gehörigen Durchnäßtheit des Schwammes,

ſchlug dann den Katalog auf, und rief den Namen Herzels, Horazens und den meinigen.

Wir traten vor. Herzel bleich wie die Wand und etwas zwiſchen den Zähnen vor ſich hinſummend — wie ein Stoßgebet oder eine trigonometriſche Zauberformel; Horaz mit dem Ausdruck einiger Befangenheit in den Mienen, den der Verſuch, entſchloſſen zu erſcheinen, durchaus nicht zu verwiſchen vermochte; ich neben den wohlbegründeten Beſorgniſſen um mich ſelbſt auch noch von jenen um Horazen niedergedrückt.

„Hier ſind die Zettel mit den Fragen!“ bedeutete uns der alte Ladislaus in ſeiner, dem Syllabiren nicht unähnlichen Sprechweiſe. „Ziehen Sie!“

Wir zogen. Herzel, der die Untiefen und Fallſtricke ſehr wohl kannte, die unter dem unſcheinbaren Haufen von Papierblättchen verborgen lagen, mit Zittern; Horaz, dem es eben ſo wie Einem, der nichts zu verlieren hat, weil er nichts beſitzt, gleichgiltig ſein konnte, was ihm oder welchem Dinge er in die Hände gerieth, mit dem möglichſten, faſt an Unſchloſſenheit grenzenden Gleichmuth; ich mit jener Beſcheidenheit, von der ſich nur der durchdrungen fühlen kann, dem ſeines Nichtwiſſens vernichtendes Gefühl ſo ſehr zum klaren Bewußtſein geworden, wie in dieſem Augenblicke dem Zeichner dieſes.

„So!“ ſprach der alte Ladislaus, ſo freundlich als er es eben vermochte, beſah ſich die Blätter, notirte ſich

deren Nummer, und hieß uns in jener Bank Platz nehmen, der von den Strömen Schweißes, welche hier von den Stirnen der Philosophen dreier Jahrzehende geflossen, der bezeichnende Name „Schwitzbank" geworden.

Es war dies eine eigene Bank, diese Schwitzbank! Manchem der verehrlichen Leser dürfte, indeß ihm so vieles Andere und gewiß Angenehmere aus dem Gedächtnisse entschwunden, das Angedenken an die Viertelstunde in der Erinnerung geblieben sein, die ihm in derselben zur Ueberlegung der Fragen, die das Schicksal ihm aus dem Zettelschatze des alten Ladislaus in die Hände gespielt, zu verschwitzen bestimmt war. Wenn irgendwo kein Vorzug des Standes und der Person, ja nicht einmal ein Grafentitel etwas galt, so war es in dieser Bank. Es haben Männer in dieser Bank geschwitzt, die wenige Jahre später sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung über den schlichten alten Ladislaus hoch erhaben fühlen durften. Der alte Ladislaus aber hatte sich nie darum gekümmert, was aus den armen oder reichen, gemeinen oder vornehmen Objecten seiner Examinatorenpflicht werden dürfte oder werden könnte, und wäre Einer vor ihn hingetreten, das Patent seiner zukünftigen Würde schon in der Tasche, er hätte ihm den Tribut des Schweißes nicht erlassen mögen um dem Preis einer halben Welt, und hätte ihm Einer gesagt: „In so und so viel Jahren, Herr, bin ich Erzbischof und stehe hoch über Ihnen, der Sie nichts als ein simpler Abbé sind!" er

hätte ihm geantwortet: „Aber von Mathematik verstehen Sie dennoch platterdings schlechterdings nichts!“

Wenn ich daher dem verehrlichen Leser hiermit die Versicherung ausspreche, daß im Feuerofen gedachter Schwitzbank auch die Stirnen jener edlen drei Jünglinge, die er so eben in derselben Platz nehmen gesehen, bald den Stirnen der drei versteinerten Missethäter der Sage glichen, aus denen ewige Ströme von Angstschweiß quillen, so hat er wohl keinen Grund, daran zu zweifeln. Einer wie der Andere that redlich das Seinige, um den Jahrzehende alten Ruhm der Bank zu rechtfertigen und zu bewahren. Herzel versetzte seinen Oberleib in eine von vor- und nach rückwärts schwingende pendelförmige Bewegung, rieb sich die Hände an seinen dünnen Schenkeln wund, und summte dabei, indem er die Augen schloß, oder sie bald nach dem alten Ladislaus hin, bald zur Decke emporrichtete, unaufhörlich allerlei halblaute und unverständliche Ixe und Ypsilons vor sich hin.

Horaz knitterte an seinem Zettel herum und warf mit seinen Augen fragende Nothsignale bald nach rechts, bald nach links, denen zu willfahren ich mich jedoch unter den beobachtenden Blicken des alten Ladislaus eine gute Weile lang durchaus nicht im Stande sah. Mit der guten Weile jedoch war es ein böses Ding. Es war mit ihr ein gutes Stück der kurzen Bedenkzeit verflossen und die Viertelstunde rückte mit jedem Augenblick ihrem Ende näher. Horazens

Roth wuchs sichtlich. Herzel's Angesicht hingegen hatte den Ausdruck einer gewissen Verklärung angenommen. Er wackelte nicht mehr mit dem Oberleibe, er rieb nicht mehr die Hände an den Schenkeln, er flüsterte nicht mehr vor sich hin; er mußte mit sich und seinem Zettel im Reinen sein.

Der lange Pedell, der hereintrat, um dem alten Ladislaus irgend ein akademisches Circular zur Unterschrift vorzulegen, lenkte die Aufmerksamkeit des Letztern eine Weile von der Schwitzbank ab. Dieser Moment mußte benützt werden, um Horazen zu helfen, und mit einer Geläufigkeit, die jedem Eskamoteur Ehre gemacht haben würde, machte ich seinen Fragenzettel aus seinen Händen in jene Herzel's überwandern. Herzel stutzte zwar im ersten Augenblicke über das Unerhörte und Gefahrvolle eines solchen Waguisses. Schon wollte er den Zettel auf demselben Wege zurück dirigiren, als auch diesmal wie jedesmal das bessere Gefühl der Freundschaft in ihm die Oberhand gewann, und ihn den Zettel zurückzubehalten bestimmte.

Es bedurfte keiner weiteren Auseinandersetzungen. Herzel Samuel hatte sehr wohl verstanden, was eine dergleichen Zettelwanderung zu bedeuten habe, ergriff allsogleich ein Stück Papier, begann von Neuem den Oberleib zu schütteln, rieb wieder die Hände und flüsterte wieder, und zeichnete dabei eine Masse von Dreiecken und Vierecken

und schrieb dabei eine Menge von Buchstaben und Ziffern nieder und schob endlich, so gut und so heimlich es gehen wollte, die Lösung der Fragen unter der Bank Horazen zu.

Der alte Ladislaus mochte es bemerkt haben. Wenigstens hustete er sehr vernehmlich und rief den „Herrn Herzel Samuel" an die Tafel.

Herr Herzel Samuel, im vernichtenden Gefühle seiner Schuld, wankte vor. Verwirrung malte sich auf seinem Angesichte, Verwirrung widerklang aus jedem Worte, das er im ersten Augenblicke zitternd vorbrachte. Bald jedoch faßte er sich wieder, versetzte sich in die gewohnte pendelförmige Bewegung, begann mit der Kreide und dem Schwamme an der Tafel hin und her zu fahren, und legte ein Examen ab, das selbst dem alten Ladislaus einen Zug beifälligen Lächelns in die Winkel der festgeschlossenen Lippen zauberte.

„Mein Herr!" sprach der alte Ladislaus, nachdem Herzel Samuel die dritte Frage, einen combinirten Satz aus den Korollarien über die Ellipse, mit glänzender Eloquenz erledigt hatte, „mein Herr, Sie haben zwar sehr gut studirt; aber merken Sie sich das, daß damit ein Anderer nicht zu retten ist, wenn er selber nichts kann!"

Einige Seitenblicke, die er hierbei nach der Schwitzbank warf, konnten uns nur den Zweifel belassen, ob er mich oder Horazen damit gemeint haben wollte. Daß aber diese inhaltsschwere Bemerkung nur Einem von uns

Beiden gelten konnte, darüber konnte keine Meinungsverschiedenheit obwalten.

Herzel Samuel machte eine Verbeugung, durch welche die Tafel mit dem Reverse des glücklichen Examinaten in so nachdrückliche Berührung gerieth, daß sie über ihm und seinem kaum errungenen Glücke zusammenzustürzen drohte, raffte verklärten Angesichts seine Memorialhefte zusammen und eilte, der kreidestaubigen und schwammdunstigen Athmosphäre los zu werden.

Kaum jedoch hatte er noch die Thüre erreicht, als von den Lippen des alten Ladislaus der Name Horazens erscholl, und diesen aus den tropischen Zonen der Schwitzbank in die äquatorischen der schwarzen Tafel berief.

Herzel stutzte — besann sich einen Augenblick — und machte vor der halbgeöffneten Thüre rechtsum.

Was hatte der Glückliche innerhalb der Bannmeile des gefürchteten Ladislaus zu thun, der er kaum entronnen? Der verehrliche Leser wird es allsogleich erfahren!

Ich weiß nicht, was die verehrlichen Leser von Horaz dem Poeten halten. Daß aber keiner von ihnen Horazen, auch ohne ihn noch an der Tafel gesehen zu haben, für einen Geometer halte, der den Anforderungen selbst eines weniger unnachsichtigen Examinators der Erdmeßkunde, als der alte Ladislaus einer war, auch nur

halbwegs genügen könnte, glaube ich nach dem bisher Mitgetheilten ohne Gefahr annehmen zu dürfen. Sollte jedoch irgend ein optimistisches Leserherz bisher dem Geometer Horaz den Poeten Horaz zu Gute gehalten haben, so dürfte der schöne Wahn mit dem Augenblicke wohl sinken, in welchem Horaz an die Tafel tritt, die erste Frage von seinem Zettel liest, und in der Flächenausmessung eines Polygons sich auf so bis zur Stunde unerhörte Weise in eben so neuen als abenteuerlichen Hypothesen und Schlußsätzen versteigt, daß der alte Ladislaus im Eindrucke des ersten Augenblicks nicht recht weiß, ob er den poetischen Examinanden für ein geometrisches Genie oder das graue Gegentheil eines solchen halten solle, erst den einen Fuß vorsetzt und die Arme kreuzt, dann mit dem Bleistift an die Lippen klopft, und zuletzt mit möglichster Kaltblütigkeit ausruft: „Mein Herr! Sie verstehen noch weniger, als gar nichts! Seit wann, wenn nicht seit diesem Augenblicke, wird ein Polygon wie eine Eselsbrücke behandelt?“

Vergebens versuchte Herzel Samuel, der sich in einer Ecke des Saales hinter den Rücken des alten Ladislaus postirt hatte, seinem auf dem sturmbewegten Meere des Examens ankerlos treibenden Freunde ein Heer von Linien und Buchstaben mittelst beiden Händen zuzutelegraphiren; vergebens wagte er es sogar, die Schlagwörter des Beweises, den Horaz führen sollte, halblaut durch die Luft

zu flüstern. Horaz war in seine abenteuerlichen Deductionen so tief verwickelt, daß ihn nur der laute Ruf des alten Ladislaus: „Mein Herr! Sie haben ein sehr erbarmungswürdiges Gedächtniß, und noch erbarmungswürdigere Augen und Ohren! In der Bank hat Ihnen Ihr Vorgänger den Beweis heimlich zugesteckt; jetzt zeigt er Ihnen denselben wieder, und ruft ihn Ihnen sogar zu — und Sie verstehen doch nicht mehr von der Sache, als eine Milbe, die an Newtons Logaritümentafeln nagt, von der Astronomie! Gehen Sie! Sie sind platterdings schlechterdings verloren!"

Horaz ließ sich diese Weisung nicht zweimal ertheilen, warf Kreide und Schwamm hin und ging, nicht ohne dem alten Ladislaus einige Worte des Scheidens zuzurufen, die ihm auf ewige Zeiten die Rückkehr an die alma mater mit unüberwindlichen Riegeln verriegeln mußten.

Herzel Samuel war der Ohnmacht nahe, da er sie hörte.

Ich — ich sah alle Farben des Regenbogens mir vor den Augen spielen, und weiß nur so viel, daß ich mich außer Stande fühlte, Horazens Nachfolger an der Tafel zu sein, und dem alten Ladislaus den Zettel mit der Erklärung zurückgab, unwohlseinshalber für heute auf das Glück, das Examen vom Halse zu haben, resigniren zu müssen, um es an einem spätern Tage nachzuholen.

„Leichtſinniger Menſch!“ rief Herzel auf dem Corridor Horazen nach, da dieſer die Treppe des Clementinums herabeilte.

„Tiefſinniger Thor!“ erwiderte Horaz, ſchwang den Hut triumphirend durch die Lüfte, „leb' wohl!“ und ſtürzte aus dem Hauſe.

XXI.

Auf der letzten Galerie.

Der verehrliche Leser ist vollkommen in seinem Rechte, wenn er zu erfahren wünscht, was mit unserem poetischen Freunde nach jenem verhängnißvollen Momente geschehen, in dessen Folge wir ihn aus dem Clementinum fortstürzen sahen und zwar, wenn alle Erfahrungen, die man seit Jahrhunderten in den heiligen Bänken der alma mater Carolo-Ferdinandea sammeln konnte, nicht trügen, um dasselbe nicht wieder zu betreten. Zeichner dieses erkennt dies Recht auch vollkommen an, und würde keinen Anstand nehmen, den Anforderungen selbst des neugierigsten der verehrlichen Leser Genüge zu leisten, wenn er nicht selbst bedauern müßte, so durchaus aller und jeder Nachrichten über das Schicksal seines Freundes aus diesem Zeitraume zu entbehren. Alles nämlich, was er seit der tragischen Katastrophe, in welcher der alte Ladislaus die Rolle des

rächenden Gottes spielte, von Horazen zu hören oder vielmehr zu lesen bekam, beschränkte sich auf ein mit Bleistift beschriebenes Octavblättchen, welches ihm etwa acht Tage nach mißlungenem Examen mittelst der Post zukam. Es lautete:

„Liebster Freund!

Diese Zeilen schreibe ich Dir an der Grenze Böhmens, an der Grenze meines Vaterlandes, das ich eine Stunde, nachdem ich sie für Dich zur Post gelegt, verlasse, um dem Ideale meiner Bestrebungen in einer andern Atmosphäre nachzuleben, in der es den Schwingen des Gedankens vergönnt ist, sich frei zu entfalten und sich zu jenem Gipfel der Vollendung zu erheben, den zu erreichen sie nur immer die Kraft in sich fühlen. Meine Studien in Böhmen, ja in Oesterreich, sind zu Ende; nicht weil ich nun einmal kein geometrisches Genie bin, sondern weil mir durchaus alles Talent gebricht, wie biegsames Schilf zu gedeihen. Aber auch mein Aufenthalt in Böhmen und in Oesterreich ist fortan zur Unmöglichkeit geworden. Doch auch dies nicht etwa, weil mir meine Eltern in Hinkunft jede Unterstützung versagen, sondern weil ich daselbst von Stunde an zu den Gezeichneten gehöre. Während ich an der schwarzen Tafel des alten Ladislaus stand und darauf herumzifferte, erhielt unsere Wohnung einen Besuch — Du

wirst es wohl erfahren haben! — und man fand in meinem Schreibtische meine harmlosen Verse. Die „Wallfahrten eines Böhmen" waren darunter. Du kannst Dir denken, daß die „elegante Form" dieser Verse, wie es Dir beliebte sie zu loben, nicht im Stande sein wird, gewisse Leute mit deren Inhalte zu versöhnen. Es liegt am Tage; ich wurde denuncirt. Im Schlüsselloche des Zimmers fand ich ein Zettelchen, in welchem ich vor der Visitation gewarnt wurde. Es war die Handschrift Zizka's. Leider kam sie zu spät. Dies bestimmt mich, Oesterreich zu verlassen. Von Judith habe ich Abschied genommen. Ewige Treue habe ich ihr weder geschworen, noch versprochen. Es bedarf dessen nicht zwischen uns. Ich empfehle sie Dir. Ich sagte ihr, daß Du Alles wissest. Es giebt zwischen mir, ihr und Dir kein Geheimniß mehr — als das meines zeitweiligen Aufenthaltes. Wenn es Zeit ist, werdet Ihr von mir hören! Dein Horaz."

Wenn ich nun dem verehrlichen Leser diese flüchtig geschriebenen Zeilen getreulich mittheile, so weiß er von Horazen gerade so viel, als ich selbst anderthalb Jahre nach dem Empfange derselben wußte, und nicht mehr, als ich noch eine geraume Zeit nachher von Horazens Aufenthalt, Thun und Lassen wissen sollte. Selbst Judith wußte nicht um eine Sylbe mehr. Sie war zu wiederholten

Malen mit Frau Seligmann nach Prag gekommen, und ich hatte es nie versäumt, sie aufzusuchen, ostensibel um Frau Seligmann meine dankbare Aufwartung zu machen, in Wirklichkeit um mit ihr von Horaz zu sprechen und meinen Pflichten als Curator seiner Liebe getreulich nachzukommen. Doch bedurfte es eines solchen kaum. Judith war durch und durch gläubige Weiblichkeit. Horazens Liebe war ihr Glaubensbekenntniß und der Glaube an ihn ihre Liebe geworden. Sie war fest überzeugt, Horaz denke ebenso wenig an ein Vergessen, als sie vergesse an ihn zu denken. Daß sie ihn nicht sah, ja daß sie nicht einmal wußte, wo er und was mit ihm sei, das vermochte sie keinen Augenblick wankend zu machen. Es war umsonst, daß sich die edelsten Jünglinge Israels, die liebenswürdigsten Arendatorssöhne und unwiderstehlichsten jungen Männer, die es je verstanden, an einer Elle Schnittwaare den doppelten Preis zu profitiren, um ihre Mitgift bewarben; umsonst, daß Frau Seligmann sich selbst sehr lebhaft für einen jungen glaubensverwandten Doctor interessirte, der eben promovirt und den Entschluß gefaßt hatte, sich durch die Vermählung mit Judith zu einem reichen Manne und somit renommirten Arzte zu machen. Judith lehnte die schönsten Arenden, die profitabelsten Ellen und die speculativsten Doctoren ab. Sie betrachtete sich selbst als nicht mehr ihr eigen; wie hätte sie über sich noch verfügen können? „Wenn es Zeit ist, werdet Ihr von mir hören!“

Diese Worte waren in den Glaubenstafeln ihres Herzens zum ersten Gebot geworden, in das Erz ihres standhaften Gemüthes mit ehernem Griffel eingegraben. So kann ich denn selbst auch nichts anderes thun, als die verehrlichen Leser auf das Versprechen Horazens hinweisen, und sie, bis es bei Horazen „Zeit ist", mit den Erlebnissen eines anderen, ihnen wohlbekannten Freundes, um den sie sich vielleicht nicht minder interessiren, so weit es thunlich ist, bekannt machen.

Es war um Neujahr. Die Philosophie war absolvirt und ein Brodstudium gewählt.

Ein Brodstudium! Brod und Studium! Studium und Brod! Diese Bezeichnung für ein specielles Fach im unermeßlichen Reiche des Wissens, dem man sich nach erworbener allgemeiner Vorbildung hingiebt, um ihm ganz zu leben, darin zu forschen, zu streben und zu wirken, ist wahrlich in keiner geheizten Studirstube und nicht an wohlbesetztem Mittagstische erfunden worden! Dieses Wort hat ein armer Teufel von Studiosen erfunden, der das A-B-C schon bei trockenem „Brode" erlernte und der mit Fug und Recht sagen konnte, all' sein Studiren vom ala alae bis zum Doctorhut sei ein „Brodstudium" gewesen! Hätte das Söhnlein eines Staatsrathes daran gedacht, für die Fachstudien einen speciellen Namen zu erfinden, er hätte sie gewiß nicht „Brod-", sondern wenigstens „Fleisch-, Braten-, Champagner-" oder vielleicht „Alles-vollauf-

Studien" genannt. Es ist ein trauriges um das ungeschickte Wort. Es liegt ein schreckliches Stück Entweihung des heiligsten Vorzuges darin, dessen sich der Mensch auf Erden rühmt — des Wissens. Wissen und Kunst werden zum Handwerk und Gewerbe, sie werden zu Pegasussen am Pfluge der Alltagssorgen, zu Backöfen in der Menage des Lebens, sobald ihnen das Wort „Brod" angehängt wird. Der ist kein Wissender, kein Gelehrter mehr, der um seines Magens willen weiß, und es ist kein Unterschied,

Ob mit Hammer oder Feder
Brod er schmiedet oder schreibt!

Man sollte das jämmerliche, häßliche, verderbliche Wort ausmärzen!

Herzel Samuel hatte mit den philosophischen Schulen zugleich seine pädagogischen Flegeljahre im Hause der Frau Behle zurückgelegt, und war, getragen durch den Ruf eines guten Studenten, in einer der wohlhabenderen jüdischen Familien an die Spitze des Erziehungswesens gestellt worden. Seine Wahl — wenn ein israelitischer Student überhaupt wählen konnte — war auf die Heilwissenschaft gefallen. Der Zeichner dieser Blätter, schon um dem einzigen Freunde, der ihm von all' seinen Tmawitzer Lieben übrig geblieben, nahe zu bleiben, da Zizka als Theologe in ein auswärtiges Seminar getreten war, und Kokrda Wojtjech, der zu den Kapuzinern gegangen, ihm den Ab-

ganz desselben wohl schwerlich ersetzen konnte, hatte sich ins juridische Collegium einschreiben lassen.

So kam es denn, daß wir beide, Herzel Samuel nämlich und meine Wenigkeit, seit Horazens Entfernung einander den Verlust des dritten in unserem Bunde durch tagelanges Beisammensein, Spaziergänge, gemeinschaftliche Lectüre und was dergleichen mehr ist, wodurch junge Gemüther sich ineinander zu leben glauben, zu ersetzen bemüht waren, bis ein Ereigniß ganz unerwarteter Art auch diesen letzten Rest vom Tmawitzer Tugendbunde bis in seine tiefsten Grundfesten zu erschüttern drohte, ganz andere Gefühle als jenes der Freundschaft ihr Recht auf Herzel Samuel's Gemüth geltend machen sollten.

Herzel theilte mit der gesammten Jugend seiner Stammesgenossen in Prag eine unüberwindliche Vorliebe für's Theater. Frau Beble's tyrannisches Scepter hatte ihn nicht abzuhalten vermocht, neben der ihm obliegenden Erziehung der drei edlen Junker des Hauses Reb Zadik's und neben den umfangreichen Stößen von Heften, die sich in Folge des aufmerksamsten Nachschreibens der Vorträge jedes einzelnen der Professoren auf dem kleinen Tischchen in seinem Schlafkämmerlein angehäuft hatten, auch nicht die Dramen Schiller's und die gesammten Lust-, Schau- und Trauerspiele Kotzebue's mit Heißhunger zu verschlingen. Hätte er es auch wagen können, sich Sonntag Morgens, wenn die Ladendienerin der Frau

Behle ins Haus kam, um ihrer Gebieterin bei Sichtung der Wäsche und Abschluß der Rechnungen behilflich zu sein, sich mit dieser jungen Dame in ein Gespräch einzulassen, wenn er nicht die beiden Lieblingspoeten des jungen Israels Prags, und namentlich der gebildeten Ladendienerin von den „Räubern" bis zu „Menschenhaß und Reue" Wort für Wort inne gehabt hätte?

„Sind Sie gestern im Theater gewesen, Herr Herzel?" hatte ihn Frau Behle's Ladendienerin einmal gefragt.

Herzel Samuel hatte es verneinen müssen.

„Gott, wie Schade!"

„Was wurde denn gegeben?"

„Was sie gespielt haben? Don Carlos haben sie gespielt."

„Was ist das für ein Stück?" fragte Herzel arglos.

„Weh! Sie wissen nicht einmal, was das für ein Stück ist, Don Carlos? Don Carlos von Schiller? Und ein gebildeter Mensch wollen Sie sein?"

Vom Augenblicke an hatte Herzel Samuel jeden Pfennig, den er zu erübrigen vermochte, in des Herrn Seferles Leihbibliothek getragen, und alles, was nur in Acte und Scenen eingetheilt und auf dem Titelblatte mit dem Namen „Friedrich von Schiller" oder „August von Kotzebue" versehen war, nach seinem Schlafkämmerlein geschleppt, und in Ermanglung von Kerzen beim Mondschein verschlungen, später sogar den „Schakspär" vorge-

nommen, unter welchem Namen ihm der britische Poet von der Ladendienerin Frau Behle's namentlich wegen des „Königs Lär" empfohlen worden war, und endlich es keinen Samstag unterlassen, sich am Haupteingange des Theaters von drei bis sechs Uhr von den theaterfreundlichen Samstagjünglingen der Zigeuner- und goldenen Gasse Arme und Rippen bis zu der Gefahr des Brechens biegen und drücken zu lassen, um hoch oben auf der Sabbathgalerie eines Plätzchens habhaft zu werden und von dieser paradiesischen Anhöhe aus, umgeben von der kunstsinnigen Welt der „Gasse" (Judenstadt), irgend ein klassisches Stück zu bewundern, irgend einen renommirten Bühnengast zu beapplaudiren.

An einem solchen Samstage nun war es, als an den Straßenecken Prags der Theaterzettel das Auftreten eines Gastes ankündigte, der, wenn schon seines künstlerischen Rufes wegen, doch auch noch der nahen Beziehungen halber, in denen er zu dem Ghetto Prags stand, die Theaterlust aller Schauspielfreunde vom „Ziegenplatz" bis zum „Uber" (Ufer) zu alarmiren geeignet war. Rott sollte den Shylok im Kaufmann von Venedig geben.

Durfte, konnte, sollte da Herzel Samuel fehlen? Und wenn er auch bei jemand Andern, als bei seinem Freunde, dem Zeichner dieses, hätte borgen sollen, er hätte es nicht dürfen, nicht können, nicht mögen!

Um zwölf Uhr Mittags bereits war die Ladendienerin Frau Beble's athemlos in die Stube gestürzt.

„Herr Herzel! Wo ist Herr Herzel?"

„Mit den Kindern thut er französisch lernen."

„Was deutsch französisch? Madame Beble! Wissen Sie denn nicht, daß heut' Rott den Shylok spielt im Kaufmann von Venedig?"

Herzel Samuel trat bei diesen Worten ein.

„Herr Herzel! Wissen Sie schon?"

„Ja, ich weiß. Aber heute wird's schwer halten mit dem Platzbekommen."

„Nichts wird schwer halten! Ich habe Ihnen diese Woche eine Bekanntschaft gemacht, die ist Gold werth! Ein paar Groschen — und Sie bekommen den besten Platz, vorn auf der ersten Bank. Aber zeitlich müssen Sie hingehn; so um vier Uhr. Bei der kleinen Thür gegen die Bergmannsgasse zu, da klopfen Sie nur an, und richten Sie von mir eine Empfehlung aus, und da wird Sie schon der Herr Strobl hinaufführen, und Ihnen einen Platz geben, wo Sie sehr gut sehen und hören werden!"

Herzel Samuel ließ sich diese Weisung nicht zweimal geben, und erschien Punkt vier Uhr an der kleinen Thür gegen die Bergmannsgasse zu. Herr Strobl ließ sich die Empfehlung nicht zweimal ausrichten, nahm den dargebotenen Obolus in Empfang, und in den nächsten

Augenblicken ſah ſich Herzel Samuel auf einem jener Plätze in der zweiten Reihe der letzten Galeriebänke ſitzen, nach denen er ſtets mit ſo namenloſer Sehnſucht hingeblickt, um derenwillen er ſich ſo oft halb zu Tode hatte drängen laſſen, und die er doch ſtets, und wenn es ihm auch gelungen der Erſte an der Caſſa zu ſein, beſetzt gefunden, ohne daß er ſich es je hätte erklären können.

Bis zum Theaterbeginn waren es noch drei Stunden. Doch waren die erſten Bänke bereits beſetzt und eine ſehr lebhafte Converſation im Gange. Die Art und Weiſe, wie dieſe geführt wurde, hätte ſelbſt ein minder vertrautes Ohr, als jenes Herzels, keinen Augenblick darüber in Zweifel laſſen können, daß der Name Rott nicht verfehlt habe in magnetiſcher Weiſe auf das fünfte Stadtviertel der großen Moldauſtadt einzuwirken. Die Directoren des Prager Theaters verſtanden es damals ſehr wohl, der Theaterluſt dieſes Stadtviertels Rechnung zu tragen, und fanden dabei auch die ihre. Wie ſie ihr Sonntagspublicum hatten, ſo wußten ſie auch, daß es ein Sabbathpublicum, und zwar ein ſehr fleißiges gebe, und ſorgten dafür, daß jeder Samſtag irgend etwas brachte, was durch Neuheit, Claſſicität, Intereſſe der Perſönlichkeiten u. ſ. w. das Publicum jenes Stadtviertels anzog. Rott war eine jener Perſönlichkeiten, die auf das genannte Publicum eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübten.

Der Gegenstand der Conversation war, wie begreiflich, Niemand anderer, als der große Mime des Tages, und wenn in allen Räumen der Galerie mit einer Lebhaftigkeit, wie sie dem sanguinischen und regsamen Temperamente der übereifrigen Theaterfreunde aus dem erwähnten Stadtviertel entsprach, so schien sie doch am Lebhaftesten in der unmittelbarsten Nähe Herzel Samuels geführt werden zu wollen.

Zeichner dieses kann nicht umhin, die Aufmerksamkeit der verehrlichen Leser für diese unmittelbarste Nähe seines Freundes auf einen Augenblick in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als eben diese unmittelbarste Nähe es gewesen, die, wie der verehrliche Leser bald ersehen soll, von einem so gewaltigen und entscheidenden Einflusse auf Samuels Geschicke geworden, wie ihn der gute Junge in dem Momente, als er die beiden kupfernen Zweigroschenstücke in die Hände des Herrn Strobel gleiten ließ, schwerlich ahnen mochte.

Die erste Bank, in welcher Herzel bei seinem wie sehr auch zeitlichen Erscheinen auf der Galerie gern Platz genommen hätte, und von der auch allerdings Rott's unsterblicher Shylok am besten genossen werden konnte, war bereits völlig besetzt gewesen. Traurig nahm Herzel seinen Platz auf der noch nicht ganz besetzten Ecke der nächst höhern Bank; einen Platz, um den ihn selbst der genügsamste Bewunderer des Tagesmimen nicht beneidet hätte,

da von ihm aus, außer der sehr beschränkten und wenig erquicklichen Aussicht auf die dunkle Rückseite eines der breitesten Galeriepfeiler, der dem Auge des Besitzers jenes Platzes mit seiner undurchdringlichen Körperlichkeit den Raum der Bühne, somit auch die Person Shylok's völlig zu verdecken drohte, kein anderes Gesichtsfeld für ein kunstdurstiges Auge zu gewinnen war.

Eine der glücklichen Inhaberinnen der Plätze der Vorbank, auf welche Herzel mit so wehmüthigen Blicken herabblickte wie irgend ein armer Sünder aus dem Fegefeuer zum Himmel hinauf, hatte den stillen Schmerz in Herzels Augen gelesen, gleich darauf Einiges mit ihren beiden Nachbarinnen geflüstert, und sich im nächsten Augenblicke gegen den verzweifelnden Dulder mit der freundlichen Bitte gewandt, ihm einen, wenn auch etwas dürftigen, doch immerhin bessern Platz an ihrer Seite einräumen zu dürfen, als er jetzt einen habe.

Herzel Samuel war bei diesem, in Gestalt einer höflichen Bitte gekleideten sehr annehmbaren Anerbieten wie von der Hand eines erlösenden Engels berührt emporgeflogen, hatte mit seinem etwas betagten Hut auf die gelungenste Weise, deren er Meister war, einen komplimenthaften Halbkreis beschrieben, und ohne erst durch allzubescheidenes Ablehnen den ihm so unerwartet angebotenen Vortheil wieder auf's Spiel zu setzen, mittelst eines sehr geschickt ausgeführten Voltigirmanövers über die Lehne der benei-

deten Bank an der linken Seite der freundlichen Schönen Platz genommen.

Daß die schöne Unbekannte freundlich war, daran dürfte nach dem eben mitgetheilten Acte seltener Aufopferung kaum einer der verehrlichen Leser mehr zweifeln. Daß aber die unbekannte Freundliche auch schön war, dies glaube ich noch insbesondere versichern zu müssen, wenn man anders ein liebliches, frisch, doch nicht überfrisch gefärbtes Oval, dessen echt morgenländische Abkunft alle Zeichen und alle Schönheitslinien, die eine solche darzuthun pflegen, beurkunden, wenn er ein paar schwellender Lippen, um die in einem fort jener Zug von stiller Milde spielt, wie ihn die Maler den Rebekka's am Brunnen beizulegen pflegen, und wenn er ein paar glimmender Kohlen von Augen, zu deren beiden Seiten eine kleine Nacht schwarzer Haarschlangen sich windet und ringt, und die Horaz in seiner Weise gewiß als „einem schönen Teufel" gehörig bezeichnet haben würde, als schön will gelten lassen.

Der Platz, den Herzel auf diese Weise eingenommen hatte, war allerdings, wie ihm auch die unbekannte Freundlichkeit im Voraus angedeutet hatte, so wenig bequem, als nur ein Platz sein kann, den ein derbknochiger junger Studiosus Medicinä zwischen zwei eng aneinander gepreßt sitzenden weiblichen Wesen in ausgesuchter Sabbathtoilette einzunehmen eingeladen wird. Nichts destowe-

niger drängte Herzeln sein über die Maßen beglücktes Gemüth, dem Strome gesprochener Dankesworte auch noch ein fühlbares Zeichen seiner tief innersten Dankbarkeit hinzuzufügen, und veranlaßte ihn, so weit die gedrückte Lage, in der er sich befand, es gestattete, dem Orkane seines gepreßten Herzens dadurch Luft zu machen, daß er seine Hand auf eine Entdeckungsreise nach der Hand der zuvorkommensvollen Lieblichkeit aussandte.

Man muß der Reinheit des Gemüthes und der Unerfahrenheit Herzels die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es in der That nichts mehr und nichts weniger war, als das lauterste Bestreben, seinem dankerfüllten Gemüthe einen tastbaren Ausdruck zu verschaffen, was ihn zu dieser Entdeckungsreise veranlaßte, und man wird anerkennen, daß das Thermometer seiner Dankgefühle nur um so höher steigen mußte, als er bemerken konnte, daß die freundliche Schöne auch in diesem Punkte die Zuvorkommenheit selbst wo möglich noch übertraf, und wenn sie auch seiner suchenden Hand nicht mehr als auf dem halben Wege entgegenkam, doch das Auffinden der gesuchten Hand durch Hinwegräumung aller Hindernisse, als da sind einhüllende Shawlzipfel, Ridikül, Taschentuch und Handschuh, namhaft erleichterte. Bald fühlte er die Finger eines kleinen, himmlisch linden Händchens in seine Hand gleiten.

„Ich danke Ihnen nochmals, mein Fräulein," flüsterte

Herzel, indem er die dargebotenen himmlischen Fingerchen mit jener Treuherzigkeit drückte, wie er sie aus dem Umgange mit seinen langhaarigen, derbfäustigen Schulgenossen in Uebung hatte, und, nachdem er seinem Herzen und der Pflicht der Dankbarkeit Genüge gethan zu haben glaubte, seine Hand wieder in das Bereich seines engen Sitzraumes zurückzuziehen gedachte.

„O, es ist sehr gerne geschehen," flüsterte die schöne Freundlichkeit zurück, indem sie den Händedruck Herzels erwiederte, auf eine Weise erwiederte, die Herzeln bei all seiner Unerfahrenheit keinen Augenblick in Zweifel lassen konnte, was die linden Fingerchen, wenn sie zu wählen hätten, ob sie in der dankbaren Rechten Samuels länger als es eine bloße Dankesbezeugung erheischt, verweilen, oder sie verlassen sollten, wählen würden.

Es giebt Frauenhände, denen die wunderbare Gewalt innewohnt, Alles zu sagen, was nur ein Gemüth sinnen mag, und das mit einer Beredsamkeit, gegen welche alle Rhetorik von den „Institutiones ad eloquentiam" bis zu den „Mustern deutscher Redekünste" wahres Stümperwerk ist. Wer hat es, wenn er irgend einer schönen Dame in Gegenwart von noch so vielen Augen die Hand küßte, nicht gefühlt, wie die geküßte Hand: „Meine Besitzerin wünscht sie bald wiederzusehen!" sprach? Wer, der ein Wesen, dem er mit Gewalt aufgedrungen ward, zum Altare führte, hat im Augenblicke, da er die erzwungene

Hand des zitternden Opfers erfaßte, sie nicht flüstern gefühlt. „Ich bin Dein, doch nicht das Herz meiner Herrin!“ Wer, der von einer geliebten Seele Abschied nahm, fühlte nicht im Händedruck des Scheidens das flehendste „Bleibe!“ indeß die Lippen „Lebewohl!“ sprachen?

Die Hand, die Herzel hielt, war eine solche wundermächtige Rednerin, und Samuels Herz müßte in den Memorialen des alten Ladislaus bis zur N^ten Decimalstelle aufgegangen sein, wenn nicht eine dunkle Ahnung es hätte anwandeln sollen, als spräche das kleine linde Händchen: „Ich habe Dich so lange gesucht; was willst Du mich so schnell wieder verlassen?“

Helle Röthe flog ihm in die Wangen; erschreckt schlug sein Herz an die knochige Rippenwand, daß die bronzene Nadel, die er in dem seidenen Halstuch trug, mitpulsirte, und halb scheu, halb überrascht frug er sich in seinen Herzen: „Wäre es nicht der schmählichste Undank, sich in dies himmlische Wesen nicht zu verlieben?“

So saß er denn da und ließ das kleine, linde Händchen gewähren, ermannte sich wohl auch mitunter zu einem activen Zeichen seiner Empfänglichkeit, indeß rechts und links die Söhne Israels und die Töchter Jehudas sich auf die obenerwähnte, eben nicht allzu ästhetische Weise in ästhetischen Conversationen ergingen.

„Haben Sie den Rott schon einmal gesehen?“ fragte

ein junger Mann mit maſſiven ſilbernen Augengläſern und ſehr kurzen ſchwarzwolligem Afrikanerhaar in jenem, den bildungsſtrebſamen Jüngern talmudiſcher Weisheit eigenen melodiſchen Jargon, der zwiſchen Hochdeutſch und Talmud mitteninne ſchwankt.

„Wie heißt, ob ich ihn geſehen habe?“ antwortete die Gefragte, eine kleine, hagere Brünette mit rabenſchwarzen Haaren und brennenden Augen, die unmittelbarſte rechtsſeitige Nachbarin der Freundin Herzels, indem ſie dabei die Brauen auf eine Weiſe in die Höhe zog, die ihre nicht geringe Verwunderung über eine ſo ſeltſame Frage ausdrücken ſollte.

„Hat Einer das ſchon erlebt?“ rief eine zweite Dame aus, eine in Bezug auf Tadelloſigkeit des Wuchſes von der Natur etwas allzuſtiefmütterlich behandelte Geſtalt, von der ſich nicht behaupten ließ, daß ſie mit dem ſchaumgebornen Götterweibe irgend etwas gemein habe, als die Farbe des Haares, und die es auf Herzels andere Flanke abgeſehen hatte. „Wie kann ein Menſch nur ſo fragen?“

„Sie haben ihn alſo ſchon mehrmal gehört?“ fuhr der Bebrillte fort.

„Was deutſch?“ erwiderte die mit Cythernes Haupthaar geſchmückte Dame. „Zwanzigmal; nicht einmal!“

„Nun! Was ſagen Sie zu ihm?“ ſpann der Brillenträger die Converſation fort.

„Was ſoll ich zu ihm ſagen?“ entgegnete die Ge-

fragte. „Das hat die Welt noch nicht geſehen, was das für ein Engel von einem Künſtler iſt! Der Neſtroy, der was neulich Gaſtrollen gegeben hat, iſt gegen ihn gerade ſo viel, wie Baumwoll-Plüſch gegen Sammet!“

„Purer Zucker jedes Wort!“ fügte die Brünette hinzu. „Etwas Größeres giebt es auf Erden gar nicht! Seine Leute können wirklich eine Freude an ihm haben!“

„Haben Sie ihn als Richard den Dritten geſehen?“ fragte der Bebrillte wieder.

„Da Dienſtag?“ erwiderte die Brünette. „Ob wir ihn geſehen haben! Markt und Käufer haben wir ſtehen und liegen laſſen, und ſind hineingegangen ins Theater! Der Markt, haben wir uns gedacht, wird uns nicht davonlaufen, die Käufer werden wiederkommen, einen Rott aber hört man nicht alle Tag!“

„Haben Sie gehört, wie er ruft: Ein Roß für ein Königreich! oder: Ein Königreich für ein Roß! will ich ſagen!“ führte der ſchwarzkrauſige junge Mann den Faden der Unterhaltung weiter. „Was das für eine Kraft iſt, wie er das ſagt! Was für ein Ausdruck! Was für eine Leidenſchaft! Was für ein tragiſcher Effect von dramatiſchen Affecten!“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen?“ verſicherte die Rivalin Cytherens. „Durch Mark und Bein iſt es mir gegangen, wie er gerufen hat: Ein Roß! Und ich kann es Ihnen gar nicht ſchildern, wie es mir die Nerven angepackt hat,

wie er gerufen hat: Für ein Königreich!" versicherte ihm die Brünette.

„So hab' ich doch recht gehabt in meiner Kritik," entgegnete darauf der Bebrillte mit dem Ausdrucke der bewußtseinvollsten Selbstzufriedenheit, „wenn ich gesagt hab', daß das die Stelle ist, wo Rott die Quintessenz von aller seiner dramatisch-darstellerischen Begabung und von der Shakespearischen Durchdrungenheit der menschlichen Natur mit dem außerordentlichsten Verständniß der Leidenschaft und allen ihm zu Gebote stehenden, an ihm gewohnten ungewohnten organischen und plastischen Mitteln zusammenfaßt, um sowohl den Shakespeare wie den Richard in sich aufzunehmen, sich mit beiden zu identificiren und sein innerstes Selbst in Beiden und Beide aus seinem selbsteigensten Innern wiederzugeben!"

„Ob Sie recht gehabt haben!" pflichtete die Brünette dieser Abspiegelung der kritischen Stylistik ihres Nachbars bei. „So ein geistreicher und bescheidener Mann, wie Sie sind, muß das zu beurtheilen wissen, und Rott wird gewiß eine große Freude gehabt haben, wie er gelesen hat, was Sie über ihn geschrieben haben!"

„Das bleibt Einmal wahr!" nahm der Kritiker nicht ohne einige Beziehung auf sich selbst wieder das Wort, „wenn sich Einer von den Unsrigen auf etwas verlegt, so bringt er auch etwas zu Stande!"

„Wir sind ja sogar ein Bissel verwandt!“ hob Cytherens Rivalin besonders hervor.

„Mit wem?“ fragte der Kritiker. „Mit Shakespeare?“

„Nein, mit Rott!“ fuhr die Verwandtschaftsstolze fort. „Seiner Mutter leiblich Geschwisterkind ist die Stiefschwester von unserer Mutter Stiefgeschwisterkind.“

„Und ich erinnere mich noch,“ ergänzte die Brünette; „wie wir unser Klaraleben da zu uns genommen haben, da ist er manches Mal zu uns gekommen, und hat sie kleine Gedichte auswendig gelehrt und hat gesagt: Das Kind hat Talent. Und wenn unser Klaraleben zum Theater gegangen wär', wer weiß, wär' nicht etwas Großes aus ihr geworden!“

Weder Herzel noch seine liebenswürdige Freundin hatten von diesen und ähnlichen Gesprächen, die sich vor, neben und hinter ihnen abhaspelten, besondere Kenntniß genommen. Vielmehr waren sie beide, ohne eben ein Wort mit einander zu sprechen, zu sehr mit einander beschäftigt, als auf Rott und seine Verehrerinnen, auf den Kritiker und seine Improvisationen achten zu können. Nur bei der Nennung ihres Namens — denn sie und keine andere war jenes Klaraleben, von dem so eben behauptet worden, daß es ein verlornes Bühnentalent sei — zuckte die Freundin Herzels ein wenig zusammen und schmiegte ihre Hand fester in jene Herzels.

Herzel Samuel, wie sehr auch in der Rhetorik der

Frauenhände noch völlig Laie, glaubte dennoch sich für überzeugt halten zu müssen, daß die Sprache, welche die kleine linde Hand seiner Nachbarin seit beinahe zwei Stunden flüsterte, etwas mehr als lediglich Floskeln hergebrachter Convenienz besagen wolle, und faßte mit hochaufpochendem Herzen den Entschluß, in dem Begegnen mit dem freundlichen Wesen eine Fügung des Geschickes zu erkennen, dem aus dem Wege zu gehen nicht nur nicht männlich, sondern, so viel erkannte er dennoch, auch nicht studentenhaft wäre. Den Namen des freundlichen Wesens, das, nebenbei gesagt, an Vorzügen der Gestalt und des Gemüthes immer mehr in seinen Augen gewann, je länger er es ansah, bis er sich endlich für überzeugt hielt, daß es in demselben Grade den Namen jener heidnischen Göttin, der seine anderseitige Nachbarin so wenig ähnlich sah, verdiene, wie ihn diese nicht verdiente, den Namen wußte er nun, und war entschlossen, dabei nichts weniger als stehen zu bleiben.

„Also Klara!“ ermannte er sich, in einem Augenblicke leise vor sich hinzulispeln, wo er sich durch den Lärm eines, in den nächsten Bänken zwischen etlichen, wegen dissentirender Glaubensansichten in Streit gerathenen Galeriebesuchern ausgebrochenen Raufhandels vollkommen gesichert und unbeobachtet glaubte.

„So heiße ich!“ lispelte Klara entgegen. „Und — Sie heißen Samuel.“

„So heiße ich!... Woher wissen Sie meinen Namen?“ flüsterte Herzel mit vor Staunen fast zitternden Lippen.

„Und — Herzel...“ fuhr Klara fort.

„Auch meinen Zunamen wissen Sie...?“ stieg Herzels Verwunderung.

„Sie waren einmal bei Madam Beble Zadikens als Lehrer im Hause —“

„Sie kennen mich also?“

„Sehr wohl. Ich hab' Sie da jeden Tag einige Mal bemerken können, wie Sie mit den Kindern ausgingen; wie Sie aus dem Collegium nach Hause kamen; wie Sie —“

„Sie kennen mich also schon seit damals?“

„Seit damals. Aber Sie, wie es scheint, wollen mich gar nicht mehr kennen!“

„Kennen! Bei Gott, liebe Klara — Fräulein wollte ich sagen — ich wüßte mich nicht zu entsinnen...“

„Haben Sie damals nie in dem Hause gegenüber in einem Fenster zu ebener Erde Blumen bemerkt?“

„Ich glaube...“

„Und ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß die Blumen erst längere Zeit, nachdem Sie bei Madam Beble Zadikens eingetreten waren, ins Fenster kamen?“

„Ich habe darauf nicht Acht gehabt.“

„Das ist es ja eben!“ flüsterte Klara mit etwas

vorwurfsvollem Tone. „Sonst hätten Sie sich vielleicht etwas mehr darum bekümmert.“

„Vielleicht gar wohnten Sie dort, Fräulein . . . ?“ fiel ihr Herzel fast etwas zu laut in die Rede.

„Wo wir noch heute wohnen!“ erwiderte Klara.

„Ach, wenn ich das gewußt hätte . . .“ wollte Herzel betheuern.

„Nun — was hätten Sie dann gethan?“ fragte Klara zögernd.

„Dann . . . dann wäre es etwas anderes gewesen!“ war die gesammte galante Antwort, die Herzel Samuel in seiner Verlegenheit vorzubringen vermochte.

„Dann wären Sie, Ihr Päckchen Explicationen unter dem Arme, an uns eben so vorübergerannt, wie an den Blumen.“

„Wenn ich hätte ahnen können, daß die Blumen die Ihrigen sind . . .“ nahm Herzel Samuel wieder einen Anlauf, um wieder auf dem halben Wege stehen zu bleiben.

„Wir haben herzliches Mitleid mit Ihnen gehabt,“ half ihm das redegewandte schöne Kind aus der peinlichen Situation, „wie Sie so den ganzen lieben Tag sich mit den ungezogenen Rangen abärgern mußten — meine beiden Schwestern nämlich und ich — und ich war oft begierig zu wissen, ob Sie noch Vater und Mutter haben, zu denen Sie sich wenigstens ausklagen könnten, wenn Sie so recht abgebärmt wären, oder so wie ich — —“

Klara schwieg, als wollte sie sich eine Weile besinnen, ob sie in ihren Mittheilungen fortfahren solle.

„Sind die Ihrigen vielleicht schon . . .“ fragte Herzel etwas zagend, aber voll Theilnahme.

„Schon seit zwölf Jahren,“ vollendete Klara.

„Sie leben also in der Fremde? fuhr Herzel mit wachsender Theilnahme zu fragen fort.

„Seit meinem fünften Jahre,“ entgegnete Klara. „Als die Cholera vor zwölf Jahren so arg wüthete, da haben sie mir den Vater und die Mutter an einem Tage begraben, und ein guter Freund meines Vaters nahm mich an Kindes Statt in sein Haus. Die beiden Mädchen neben uns, die sich mit dem bebrillten Herrn so gut unterhalten, sind auf diese Weise meine Schwestern geworden. Und da ich mir nun dachte, daß Sie vielleicht auch keine Eltern haben möchten, so that es mir doppelt weh, wenn ich so sah, wie viel sie ausstehen mußten von der bösen Madam Bebe Zadikens, und ich wünschte mir oft, daß ich's Ihnen erleichtern könnte. Sie waren aber so stolz, Herr Herzel, und wollten nicht einmal merken, daß Jemand ganz in Ihrer Nähe wohne, der mit Ihnen Mitleid fühlte!“

Zeichner dieses weiß sehr wohl, daß es ein vergeblicher Versuch wäre, das schildern zu wollen, was in diesem Augenblicke hinter Herzels linker Westenhälfte vorging. Wäre das die Grenze schüchterner Mädchenhaftigkeit

fast allzuweit überschreitende Entgegenkommen von Seiten eines völlig unbekannten weiblichen Wesens einen erfahrenern Jünger des Lebens, als Herzel Samuel war, nur zu entschiedener Kühnheit aufzumuntern geeignet gewesen; hätte es einen jungen Mann, der die Liebe von ihrer edleren Seite kannte, nur eben so entschiedener gegen die schöne Unbekannte einzunehmen vermocht: so konnte es bei unserem, aller Erfahrung in Erkeicis baren Freunde nach beiden Richtungen hin nur im entgegengesetzten Sinne wirken. Es mehrte seine Schüchternheit und zog ihn gleichzeitig an. Die dunklen Umrisse vollends, die ihm über die Lebensverhältnisse Klara's aus ihren Mittheilungen entgegendämmerten, fesselten ihn gänzlich, und dies um so mehr, als selbst Herzel Samuel bei all' seiner Schlichtheit kein gegen Eitelkeit gepanzertes Herz trug, und das halbverhüllte Geständniß des Interesses, das Klara an ihm schon vor so langer Zeit genommen haben wollte, ihm offenbar nicht wenig schmeicheln mußte.

Schon wollte er einige Worte des innigsten Dankes für das ihm während seiner martervollen Lehrzeit im Hause Madam Behles zugewandte Mitleid hervorzubringen, ja sogar etwas von jenem andern Gefühle mit einfließen zu lassen trachten, davon Horaz in seinen Gedichten an Judith eben so Ueberschwengliches als ihm Unverständliches sang, als der Vorhang aufging. Der erste Erguß jenes Gefühles mußte für den Augenblick zurückgehalten, die erste

poetiſche Regung im Herzen Samuel's unausgeſprochen bleiben. Rott aber mit ſeiner „dramatiſch-darſtelleriſchen Begabung und Shakeſpeariſchen Durchdrungenheit entwickelte umſonſt all' ſeine „an ihm gewohnten ungewohnten organiſchen und plaſtiſchen Mittel.“ Für Herzeln gab es keinen Shylok auf der Bühne, keinen Shakeſpeare in Rott, keinen Rott in Shakeſpeare. Alles was da unten auf der Bühne geſprochen wurde, kam ihm vor wie ein Gedicht auf Klara; ſie war das A, ſie war das Z ſeiner Gedanken. Kurz, Herzels Gemüth hatte Liebe gefangen; nur war er ſich deſſen noch nicht recht bewußt.

Wie der erſte, ſo gingen auch die andern Acte hin, und Herzels Lippen hatten in den Zwiſchenacten unbekümmert um den kritiſchen Brillenträger und deſſen überſchwengliche Bravo's und um die von lauter Applaudiren faſt ſchwielig geſchlagenen Hände ſeiner beiden äſthetiſchen Freundinnen, reſpective Klara's Pflegeſchweſtern, der ſchönen Unbekannten Alles geſtanden, womit ein kluger Liebender ſonſt ſo ökonomiſch an ſich hält, ohne daß er es ſelber ahnen mochte, viel weniger wußte.

Die Erlaubniß nach beendigtem Rott-Genuß Klara'n bis vor das ſonſt ſo wenig beachtete ebenerdige Fenſter in der Zigeunergaſſe zu geleiten konnte ihm um ſo weniger fehlen, als ſich der Kritiker ſelbſt ohne vorher erbetene Erlaubniß die Freiheit herausnahm, an der Seite der

beiden rott-begeisterten Schwestern Klara's den cavaliere servente zu spielen, wahrscheinlich in der Absicht, ihnen den wenig beneidenswerthen Genuß zu bereiten, im Vorhinein die Vertraute aller jener großartigen Ideen zu sein, die er morgen in seiner literarisch-artistischen Correspondenz an die „Wiener allgemeine Serviette, Organ für u. s. w. Interessen", deren geschätzter Mitarbeiter er war, zu entwickeln gedachte.

Leider ist Zeichner dieses eben so wenig im Stande, den verehrlichen Lesern über die kühnen, und gewiß noch von keiner Menschenseele in solcher Originalität gesonnenen Ideen Rechenschaft zu geben, in denen sich der silberbebrillte Correspondent der „Wiener allgemeinen Serviette" über die Außerordentlichkeit des Rott'schen Shylok erging, als er die tausend — mit Erlaubniß sei es gesagt — Sprossen der Unsinnsleiter nachzuklimmen vermag, auf denen sich Herzel Samuel mit seiner freundlichen Schönen während des kurzen Weges vom Ringe bis in das Innere des Ghetto verstieg. Nur dies sei erwähnt, daß die lange Stunde, die der Kritiker seine beiden ästhetischen Jüngerinnen noch vor dem bewußten Fenster in der Zigeunergasse mit allerhand höchst geistreich gefundenen Proben seines Talentes aufzuhalten für gut fand, Klara'n sowohl als Herzel'n wie ein Herzschlag entschwand, und daß Herzel Samuel, als wir uns am nächsten Morgen über Presl's zoologischen Explicationen die Köpfe zerbrachen, ohne unser

Wissen auch nur um die Lunge einer Spinne bereichern zu können, indem er die Hand an die Stirne schlug, „Freund," ausrief, „sag', ich heiße Kokrba Wojtjech, wenn mich Pfeil nicht wirft! Nicht weil ich ein Jude bin; sondern — sondern —"

„Nun," fragte ich erstaunt.

„Weil ich meinem Schicksal nicht entgangen!"

XXII.

Herzel Samuel.

Der Zeichner dieses scheint vom Geschicke dazu ausersehen gewesen zu sein, das geheime Depositorium aller Liebesklagen abzugeben, mit dem nur irgend eines der ihm vertrauten Herzen heimzusuchen der unergründlichen Vorsehung gefallen sollte. Im wie ausgedehntem Maße dies mit Horazen der Fall war, dürfte dem freundlichen Leser noch erinnerlich sein. Da es nun aber der Vorsehung gefallen hat, auch Herzel Samuel seinem Schicksale nicht entgehen zu lassen, hätte Zeichner dieses seinem Geschicke entgehen sollen? Es hätte dies mehr fordern geheißen, als Herzel Samuels Freundschaft zu opfern entschlossen war!

Herzel Samuel war, wie ich es denjenigen der verehrlichen Leser, die ihm ihr Wohlwollen zugewandt haben, nicht erst zu wiederholen brauche, zwar nicht des ärmsten Mannes Kind, doch nichts destoweniger völlig auf sich

angewiesen. Er hatte die Medicin gewählt, wie der Leser bereits weiß, nicht etwa s Neigung oder Vorliebe zu den Naturwissenschaften, sondern weil ihm als Israeliten eigentlich keine andere Wahl übrig blieb, um sich, da er nun einmal die Laufbahn der Studien betreten, eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Nichtsdestoweniger hing er dem einmal gewählten Fache mit jener Ausdauer und jenem eisernen Fleiße an, der den jüdischen Studenten unter seinen Mitschülern zu kennzeichnen pflegt, und ihn, wenn auch seltener zum Gelehrten, so doch um so öfter zum gewandten Praktikus herangedeihen lassen.

Der Ruf eines gewissenhaften Lehrers und fleißigen Studenten hatte zwar Herzeln dazu verholfen, seine momentane Existenz gesichert zu wissen. Die Opfer an Zeit und Mühe jedoch, die der Unterricht von fünf Kindern im Hause des reichen „Geschmeidwaarenhändlers M." ihm abforderte, waren zu groß, als daß ihm noch Muße und geistige Kraft genug übrig geblieben wäre, den mühsamen Arbeiten in den anatomischen und physiologischen Sälen, den Besuchen der entfernten Kliniken mit jener Hingebung obzuliegen, durch die allein der Abgang eminenter Geistesfähigkeiten ersetzt werden kann; der Lohn für diese Opfer war zu gering, als daß er sich mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln, Apparaten, Büchern u. s. w. genug hätte umgeben können, um der Aushilfe bemittelter Mitschüler entbehren zu können.

Es weiß dies Niemand, es kann dies Niemand beurtheilen, der es nicht selbst erlebt oder beobachtet hat, was es heißt, einen strengen Winter lang des Morgens um fünf Uhr in einer kalten Kammer, von deren Wänden der gefrorne Athem in Gestalt blinkender Eiskrystalle herabglitzert, erwachen und bei dem Scheine einer dünnen Unschlittkerze die Arme aus der nothdürftig wärmenden Bettdecke nach dem eiskalten Todtenschädel hervorstrecken und nun Knöchelchen, Kanälchen, Spalten, Fortsätze und Hervorragungen an dem grabkalten Knochengehäuse aufsuchen und dem Gedächtnisse einprägen; eine Stunde später in die kalten Kleider schlüpfen und hinauseilen müssen durch die noch halbdämmernden glatteisbedeckten Straßen, durch Schneegestöber und Thauwetter, um in der zehnten Straße in das gehäbige, bis zum Hausthore durchwärmte Haus des Herrn von M. zu treten, und alles das, um blos zuzuschauen, daß die fünf Kinder des Herrn von M. sich bei dem Aufstehen aus ihren fünf durchwärmten Betten nicht verkühlen, hierauf zwei Stunden lang mit fünf Kindern jüdische Morgengebete frohnden, dann drei Stunden lang deutsche Sprachlehre, Regeldetri und hebräische Bibel dreschen, dann mit hungerndem Magen in den leichendunsterfüllten anatomischen Hörsaal oder auf die krankenduftdurchwehte Klinik eilen, um todte Leiber oder sterbende Pulse zu betasten, von hier nach einer kurzen Stunde so hastig als möglich eine der entlegensten Winkeltraiterien

des Ghetto's aufsuchen, um nach einem kargen Mittagsimbiß so schnell als möglich wieder die fünf Kinder des reichen Herrn v. M. in Arbeit zu nehmen und endlich spät am Abend in die frierende Kammer zurückkehren, um zwei kleine Bruchtheile eines Holzscheites in den kleinen Blechofen zu thun und über den zur Hand genommenen Büchern, müd und erschlafft von geisttödtendem Unterrichte und schwunglähmenden Aerger — einzuschlafen!

So aber war Herzels Tagesordnung.

Wenn er nun trotz alledem in den Studien nicht ganz hintenan blieb, so hatte er das lediglich seiner ehernen Natur, seiner systematischen Pedanterie, seiner kleinlichsten Gewissenhaftigkeit in Allem, was Sache des Collegiums war, zu danken. Um ein knopfgroßes Knöchelchen, das an seinem Scelette fehlte, auszuborgen, war er im Stande, bei fünfundzwanzig Schulfreunden dreiundzwanzigmal nachzufragen, und zuletzt von dem äußersten Winkel der Judenstadt bis an das äußerste Ende des Hradschin's hinaufzurennen, wo irgend ein verlorener Mediciner bei einer alten Wäscherin wohnte, und von dem er hörte, daß Jemand vor zwei Jahren ein solches Knöchelchen bei ihm gesehen haben wollte. Ein Wort, das ihm während des Collegiums entfallen, nachzuholen, war ihm Anlaß genug, um Haus- und Schriftendurchsuchung bei sämmtlichen fünfundsiebenzig Mitschülern anzustellen, bis er es gefunden. Und nun kam noch die Liebe hinzu!

Vier Wochen lang, vom Tage der Rott'schen Shylokdarstellung gerechnet, war Herzel Samuel soviel wie nicht er selbst. Er griff nicht nach dem Todtenschädel, ließ die fünf Kinder des Herrn von M. auf eine so sinnlose Weise die Morgengebete ableiern, daß sie völlige Heiden zu werden drohten, vergaß an sein Scelett und achtete selbst solcher Lücken in seinen Notaten wenig, die sonst hingereicht hätten, ihn die gesammte medicinische Facultät alarmiren zu lassen. Vier Wochen lang deponirte er all' sein Hoffen und Fürchten, all' sein Lieben und Sorgen, all' seine Freude und all' sein Leid in die bodenlosen Behältnisse meiner treuen Freundesseele. Vier Wochen lang gestand er mir, daß er fest überzeugt sei, das, was er für Klara fühle, sei nichts anderes als Liebe, bis er endlich eines Morgens zu mir in die Stube trat, womöglich ernster als je, fast feierlich langsam, und sichtlich bemüht, aller seinem knochigen Baue zu Gebote stehenden Würde Meister zu bleiben, ohne es zu ahnen, wie unendlich komisch all' diese erzwungene Feierlichkeit von dem flammenden, fast sanguinischen Spiele seiner Augen, von dem fieberischen Zittern seiner langen Gestalt, von dem fast leidenschaftlichen Heben und Sinken seiner Brust abstach.

„Ich komme zu Dir in ganz wichtigen Angelegenheiten!" hub er endlich mit besonderer Betonung des „ganz wichtigen" an, nachdem er sich zuvor mit der Hand

einige Mal über die Stirne gefahren, und eine möglichſt feierliche Stellung eingenommen.

„Und dieſe wären?“ fragte ich ziemlich gleichgiltig, auf nichts mehr und nichts weniger, als auf die Frage gefaßt, ob ich meine, daß das, was er fühle, wirklich ganz und gar das ſei, was man Liebe nenne, oder doch nur irgend eine Unterabtheilung jener Gefühle, die ſich in den Heften über Moralphiloſophie unter der Herbart'ſchen Idee des Wohlwollens zuſammengefaßt finden.

Herzel Samuel war, wie der verehrliche Leſer bald ſelbſt zu erkennen Gelegenheit haben wird, über dieſe Frage auch ohne meine bundesfreundliche Intervention ins Reine gekommen, räuſperte ſich ein paar Mal, ſtemmte ſich mit der Hand an den Tiſch und fuhr fort: „In Angelegenheiten — Du magſt es noch ſo ſonderbar finden — von ungemeiner Wichtigkeit!“

Ich konnte ein wenig Lachen nicht unterdrücken.

„Suchſt Du irgend ein Sesambeinchen von der Größe eines Hanfkorns, oder ſind Dir einige „und“ und „aber“ in der geiſtreichen Definition entfallen, die Profeſſor R. neulich vom „vollen“ und „leeren“ Percuſſionsſchall gegeben? Warte! Ich will Dir die ganze Definition gleich wiederholen. Voll, ſprach der Profeſſor, iſt der Percuſſionsſchall, wenn er ſo klingt, wie wenn ich mit dem Finger an den Deckel meines Hutes ſchlage; leer, wie wenn ich mit dem Finger an meine Stirn klopfe.“

„Du machſt Dich luſtig über mich,“ fuhr Herzel fort, ſcheinbar alle Ruhe, Würde und Gelaſſenheit behauptend; in Wirklichkeit aber von der Röthe ganz ungewöhnlicher Aufregung überflogen. „Wenn ich einmal ſage „wichtig“, dann handelt es ſich um keinen leeren Schall, und wäre er auch der, den das Hirngewölbe des Profeſſors R. giebt! Ich habe geſtern drei Stunden mit Klara geſprochen!“

„Das iſt eine Wichtigkeit,“ war ich boshaft genug zu erwidern, „die Dir, ſo viel ich weiß, ſeit vier Wochen täglich begegnet.“

„Ich habe geſtern drei Stunden mit Klara geſprochen,“ wiederholte Samuel mit einer Entſchiedenheit des Nachdrucks, die offenbar dazu beſtimmt war, meine etwas maliciöſe Laune ein- für allemal niederzuhalten. „Ich bin deſſen gewiß, daß das Mädchen mich liebt, und da kann ich wohl nicht anders, als es jedenfalls wieder lieben.“

„Was eines ſo dankbaren Gemüthes, wie das Deine, ganz würdig iſt!“

„Daß Du es nur wiſſeſt — ich heirathe Klara!“

Es dürfte ſchwer halten, dem freundlichen Leſer die Wirkung zu ſchildern, welche dieſe ganz unerwartete Löſung des Knotens auf die nun einmal etwas aufgerüttelten Lachnerven des Zeichners dieſes ausübte.

Herzel aber ſtand ruhig, unverwandten Blickes, die geſammte angenommene Feierlichkeit behauptend, ohne den

minutenlangen Lachparoxysmus seines zur Unzeit so jokos gestimmten Freundes auch nur durch eine Sylbe zu stören.

„Ich heirathe sie," wiederholte er, nachdem sich mein Zwerchfell endlich in etwas zur Ruhe begeben; „so sehr Dir das auch lächerlich erscheinen mag!"

„Und kommst wohl schon, mich zur Hochzeit zu bitten?"

„Für heute nur zur Verlobung."

„Du sprichst wohl wirklich im Ernst?" lenkte ich nun etwas ernster ein, da es mir am Ende doch nicht allzu collegial schien, den Ernst eines Freundes zur Quelle der eigenen Lustbarkeit zu machen.

„Vollkommen!" versicherte Herzel. „Du und Zizka, Ihr sollt meine Zeugen sein!"

„Zizka?" fragte ich erstaunt. Seit Jahren nämlich war uns weder von dem trefflichen Herkules, noch von seinem nichts weniger als trefflichen Gegenstück Kokrha Wojtjech eine andere Kunde geworden, als die dem Leser bereits bekannt ist.

„Ja, Zizka!" bekräftigte Samuel seine einmalige Aussage. „Er hat viel dazu beigetragen, mich in meinem Entschlusse zu befestigen. Ich weiß ihm Dank dafür! Du würdest ihn nicht erkennen, wenn Du ihn sähest, was das für ein trefflicher edler Mensch geworden!"

„Und wo sahst Du ihn?" konnte ich mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen.

„Ich begegnete ihm gestern Abends im Canalischen

Garten. Aufgeregt von all' Dem, was eben zwiſchen mir und Klara vorgefallen war, rannte ich die Baumgänge auf und ab, um mich in der Einſamkeit zu erholen. Da ruft Jemand aus dem Gebüſche: „Samuel!“ Mir war, als hätte ich die Stimme ſchon ehedem und oft gehört. Ich ſah mich um. Da tritt ein ſtattlicher, breitſchultriger, ſtämmiger Herr vor mich hin, vollen, blühenden Geſichts, mit hohen Stiefeln und Collar — Es iſt Zizka! Du kannſt Dir meine Ueberraſchung, meine Freude denken! Voll wie ich eben war von der Göttlichkeit des himmliſchen Mädchens — o Du haſt noch keine Idee von dieſem Engel, Du weißt nicht, was ſie im Stande iſt! — erzählte ich ihm Alles, und was meinſt Du, daß er antwortete?.... Klara muß Dein Weib werden! ſprach er. Und nun lache ſo viel Du willſt! — Abends um fünf Uhr vor dem Altſtädter Rathhausthurme ſehen wir uns!“

Mit dieſen Worten verließ er die Stube, nicht ohne vorher im Eifer der Rede etwas von der erkünſtelten Würde und Feierlichkeit eingebüßt zu haben.

Der verehrliche Leſer wird es begreiflich finden, daß es der Zeichner dieſer Blätter für die achte Todſünde gehalten hätte, nicht noch vor der beſtimmten Zeit auf dem beſtimmten Platze einzutreffen. Ein langer Sommertag hatte hingereicht, ihm am Ende denn doch die Sache von ihrer ernſten Seite betrachten zu laſſen, und dann galt es ja, einen wackern Freund aus jenen tollen Tagen wie-

derzusehen, auf die er schon damals nicht anders als auf ein verlorenes Paradies zurücksehen konnte.

Noch hatte der kleine Zeiger auf der Rathhausuhr eine gute Strecke bis zum goldenen römischen Fünfer zurückzulegen, als ich schon unter der alterthümlichen Kunstuhr des Altstädter Rathhausthurmes Posto gefaßt hatte und bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin spähte, ob sich nicht schon Herzel Samuel, Zizka am Arme, sehen lassen wolle.

Endlich — es schlug eben fünf Uhr; und war es von Herzels gewissenhafter Pünktlichkeit anders zu erwarten? — erschienen sie Beide: Herzel in seinem besten Anzuge, der zu jener Zeit in einem Paar um die Knie eben so knappen, als um die Knöchel weitschlotternden Nankingbeinkleidern und einem blauen Diplomatenfrack mit gelben Messingknöpfen bestand, und zu dessen Vervollständigung er ausnahmsweise ein Paar schneeweißer Baumwollhandschuhe an die Finger gesteckt hatte; Zizka an den spiegelnd hellen Kniestiefeln und dem langen Kapotte, wie ihn die Cleriker zu tragen pflegen, als ein dem Priesterstande Geweihter kenntlich.

Der Moment des Wiedersehens war so wenig sentimental, als er zwischen jungen, frischen Gemüthern nur sein kann. Ein Händedruck, ein „Grüß Dich Gott!“ vielleicht auch ein Bruderkuß, und Arm in Arm ging es hin über den prächtigen Prager Ring den engeren und

dunkleren Gassen des Ghetto entgegen, das Schicksal Herzels in die Schranken zu fordern.

Die Geschichte Zizka's, die äußere nämlich, wie er sie uns selbst unterwegs mittheilte, ist mit wenigen Worten nacherzählt. Er hatte auf einem der Landwceen Philosophie studirt, und war von da, durch die Vermittelung und auf Anregung seines Gönners, des Herrn von Prag, auf den sich der Leser wohl vom Tmawitzer Gymnasium her erinnern wird und der mittlerweile zu einem hohen geistlichen Posten erhoben worden, als Novize in einen der reichsten geistlichen Orden getreten, und studirte nun Theologie. Nicht so seine innere Geschichte. Zeichner dieses muß gestehen, daß ihm damals der Maßstab fehlte, die Größe der Entwickelung, die Zizka's Charakter seit dem verhängnißvollen Tage in dem Dorfe vor Tmawitz bis zur Stunde dieses unerwarteten Wiedersehens durchgemacht, zu beurtheilen. Diese kräftige Natur mußte, während sich ihr Dasein nach Außen hin in den Grenzen der allergewöhnlichsten Alltäglichkeit abwickelte, nach Innen hin eben so Ungewöhnliches, Außerordentliches durchgemacht haben. Es wäre sonst unerklärlich geblieben, wie der Eindruck des jungen Theologen ein so tiefer, ernster, zugleich so milder, wohlwollender sein konnte, wie wir ihn sonst nur Männern im reifsten Alter gegenüber erfahren, an deren Charakterentwickelung Philosophie und Leben gleichen Antheil haben. Jedes Wort des sonst so trotzigen Burdorfchen

athmete Wohlwollen, all' sein Thun und Lassen die liebenswürdigste Besonnenheit, jedes Urtheil die freundlichste Milde, und bei all' dem doch nichts Altklinges, Vorreifes, Junggreifes, sondern die jugendlichste Frische, die heiterste Lebendigkeit, die lebendigste Rührigkeit, gepaart mit Schärfe, Gründlichkeit und Klarheit. Konnten wir in unserer Alltäglichkeit ihn auch nicht begreifen, so konnten wir doch bald ahnen, daß wir es mit einer höheren Natur, mit einer Natur vom edelsten Kerne zu thun hatten. Alles, was wir entnehmen konnten, war, daß sich Philosophie und Geschichte in seine Begeisterung theilten, und daß die Abgeschlossenheit des Klosterlebens, so sehr sie auch seiner weitausgreifenden Natur Zwang anthat, ihm doch lieb geworden war, weil sie ihn auf sich selbst zurückführte und ihm Muße und Gelegenheit bot, seinen Lieblingsstudien nachzuhängen. Ob er dieser Abgeschlossenheit auch treu bleiben würde? Weniger von dem Zunächstliegenden erfüllte Geister wie Herzel und ich, hätten sich vielleicht schon damals diese Frage verneinend beantwortet.

So sehr Herzel Samuel den alten Herkules liebte, so sehr er den jungen Philosophen bewunderte, so wenig schien er denn doch ganz unberührt davon zu bleiben, daß die Persönlichkeit Zizka's auf einem Gange die seinige ganz in den Hintergrund drängte, wo doch zumeist sie es war, und man muß anerkennen, nicht mit Unrecht, die sich für berechtigt halten konnte, das meiste Interesse in Anspruch zu nehmen.

Anfangs so aufmerksam und theilnahmsvoll für Alles, was Zizka sprach und erzählte, wurde er, je tiefer wir ins Ghetto gelangten, immer schweigsamer und in sich gekehrter, bis er endlich still und allein einige Schritte vor uns einherging.

Nicht lange jedoch konnte dies dem wohlwollenden Auge Zizka's entgehen.

„Ihr geht ja nicht mit mir, sondern wir gehen mit Samuel, wenn ich nicht irre," nahm er das Wort, indem er sich in Herzels Arm einhängte. „Unser guter Freund geht einen Weg, wie man ihn im Leben nur einmal geht, und wir können von Hegel und Schlosser reden! Ist es noch weit bis zu Klara, Samuel?"

„Die nächste Gasse," antwortete Herzel, eben so leicht wieder völlig ausgeglichen, wie er leicht verletzt schien.

Es waren ein paar dunkle, enge, sehr unsaubere Durchhäuser, durch die wir Herzeln folgten, um in die Zigeunergasse zu gelangen.

Herzels Schritt wurde sichtlich rascher, eine wechselnde Röthe überflog sein ernstes, in diesem Augenblicke wirklich jeden leisesten Anklang eines launenhaften Gedankens fern haltendes Antlitz.

Einige Schritte von einem der, die linke Fronte der Gasse bildenden Häuser, hielt er inne.

„Das ist das Haus, und wo Ihr die vielen Pelargonien seht, das ist das Fenster!"

„Sollen wir gleich mit Dir eintreten?“ fragte Zizka besorgt, das plötzliche Eintreten zweier Fremder, von denen einer überdies den Klerikerrock trug, könnte Klara'n erschrecken.

„Kommt nur! Klara ist auf Euch gefaßt; sie kennt Euch beide längst!“ erwiderte Herzel, und wir folgten ihm.

XXIII.

Eine Stube im Ghetto.

Es war ein enges, niedriges Thürlein, durch das wir einige Stufen hinab in einen schmalen, dunklen Gang stiegen, in welchem uns Herzel anrieth, uns behutsam an die rechte Seite zu halten, damit wir nicht etwa anstatt in das Vorhaus von Klara's Stube, in eines jener breiten, durch ein angefaultes Bretlein nur unzulänglich verdeckten Behältnisse geriethen, welche damals noch in den meisten Häusern der Judenstadt die Stelle von Kanälen vertraten. Am Ende des Ganges gelangten wir in einen wo möglich noch dunklern Raum, welchen uns Herzel als das Vorhaus bezeichnete, und von welchem aus, so viel sich bei einer Beleuchtung, wie sie durch zwei kleine, zusammen spanngroße, vom Ruße und Rauche längst dahingeschwundener Jahrhunderte geschwärzte Gucklöcher hereinfallen konnte, erkennen ließ, mehrere Thüren wahrscheinlich zu den

Stuben verschiedener armer Parteien führten, die an die Finsternis dieses Vorhauses gleiches Anrecht hatten.

Herzel klopfte an eine der Thüren, was wir jedoch nur hörten, da wir in der Dunkelheit weder ihn noch die Thüre sehen konnten.

Mehrere Stimmen riefen „Herein!“ und im nächsten Augenblicke traten wir im Gefolge Samuels in eine Stube, die schon im ersten Augenblicke auf uns den Eindruck einer nicht sehr beneidenswerthen Lage ihrer Bewohner hervorbringen mußte.

Der verehrliche Leser, wenn er an dem Schicksale Herzels so warmen Antheil nimmt, wie seine beiden Begleiter damals nahmen, wird sich nicht abwenden, wenn wir uns mit ihm ein wenig in dieser Stube umschauen, während Samuel, nachdem er uns seiner Klara vorgestellt, mit ihr im Pelargonienfenster Dinge bespricht, bei denen es, wie es scheint, der Zeugen wenig bedarf.

Ein großer, in unregelmäßigem Viereck erbauter Raum, mit Wänden, an denen die aus dem Boden herauf und von der Decke herabsickernde Feuchtigkeit den Kalk, mit dem sie getüncht sind, nicht trocken werden läßt, angefüllt mit Gruppen von Menschen und Geräthschaften, die sich im ersten Augenblicke nicht leicht sondern und übersehen lassen, das ist die Stube, in der Herzel Samuels Seelenglück wohnt. Ein Paar Bilder alter Rabbiner, die den Unterschriften nach den Rabbi Samuel

Landau, den Rabbi Leb Kanders und den Rabbi Moſes Beneth, Landrabbiner in Mähren, vorſtellen ſollen, bilden hinter ein Paar ſchlechten Holzrahmen und mannichfach zerſprungenen, mehr als billig von dem wenig rückſichtsvollen Geſchlechte der Fliegen mitgenommenen Glasſcheiben, neben einem uralten, die Seite des Sonnenaufgangs bezeichnenden myſtiſchen Gemälde, darauf ſich neben dem ſechseckigen Schilde Davids die Geſtalten Moſis und Arons mit Sternſtrahlen und im vollen Prieſterornate präſentiren, den einzigen Schmuck der Wände. In einer Ecke der Stube ſtellen ſich ein Paar alte zerleſene und zerbetene Bibeln und Gebetfolianten, unordentlich in einem alten, wurmſtichigen Kaſten zuſammengeworfen, zur Schau, in deren unmittelbarſter Nähe unterhalb eines, mit allerhand altem Zinn und Meſſing beladenen Geſimſe eine, mit einem himmelblauen Bande geſchmückte Guitarre an der Wand hängt. Nicht nur an allen vier Wänden, auch im Raume der Stube ſelbſt ſtehen Betten. Es mögen ihrer wohl zehn bis zwölf ſein. Zwiſchen je zweien bis dreien iſt ein gebrechlicher Tiſch aus weichem Holze und hie und da ein hölzerner Stuhl oder eine kleine Bank geſchoben. Was die Betten von den Wänden noch frei ließen, das nimmt eine baufällige Garderobe, ein gebrechlicher Wäſchkaſten und eine Truhe ein. Die Mitte der Stube erfüllt ein ſehr weitläufiger Eichentiſch mit einigen hölzernen Lehnbänkeln umgeben.

Aermlich und überfüllt wie die Einrichtungsstücke, ist auch die Bewohnerschaft des eben beschriebenen Raumes.

Es kann dem freundlichen Leser die für eine einzige Stube ganz außerordentliche Menge von Betten aufgefallen sein. Er ist dergleichen nur in Spitälern oder Kasernen zu sehen gewohnt, nicht unter den Dächern einer Stadt, die man ihrer Schönheit wegen zu rühmen gewohnt ist. Er wird sich aber die Menge von Lagerstätten bald zu erklären im Stande sein, wenn er die Gruppen von Leuten durchmustert, die in sabbathlicher Abendruhe sich in den einzelnen Ecken der Stube zusammengefunden haben.

Dort in der einen Ecke an dem unbeblumten, mit einigen Bruchstücken alter Acten kümmerlich vor Luftzug geschützten Fenster sitzt ein alter Mann mit schneeweißem Barte. Eine weiße Piquéweste reicht ihm ungewöhnlich weit herab, die einst schwarze, nun aber altersbraune Sammethose bis unter's Knie, und ein Paar schadhafter weißer Strümpfe mit Schnallenschuhen aus dem vorigen Jahrhundert vollenden seinen Sabbathanzug. Der Alte brütet, die Klemmbrille auf der Nase, in einem gebräunten, moderduftigen Folianten, den er nur an Sabbath-Nachmittagen aus der alten Truhe unter seinem Bette hervorholt, um, den Geboten seines Glaubens gehorchend, wenigstens am Tage der Ruhe in der heiligen Schrift zu forschen. Ihm zur Seite sitzt eine gealterte, brünette Mädchengestalt, die in einem geborgten Bande aus einer

der Winkelleihbibliotheken des Ghetto blättert, wohl auch nur einmal der Woche, denn hätte der freundliche Leser Gelegenheit gehabt manchmal die Strecke zwischen der Schwefelgasse und der Sanct Galluskirche zu passiren, er würde diese Gestalt bemerkt haben, wie sie, die Elle in der Hand und die Scheere an der Schürzenschnur, im Dienste irgend eines Kammertuch- oder Zwillich-Krämers die genannten Waaren vom frühen Morgen bis zum späten Abend den Vorübergehenden zum Kaufe anpries.

Von Zeit zu Zeit spricht sie den Alten an: „Dede (Großvater)! Ist noch nicht sechs? Darf man noch nicht Kaffee trinken?"

Der Alte aber schaut zum Fenster hinaus nach dem Stückchen Himmel, das die engen Häuser der Zigeunergasse noch erschauen lassen, und spricht: „Nein!"

In einer andern Ecke zunächst der Thüre sitzt eine sehr weitläufige weibliche Gestalt in unweiblichst aufgelöstem Negligée. Beide Hände in die dicken Seiten gestützt, ergießt sie in wallender, von der Sabbathrube der oben geschilderten Ecke grell abstechender Aufregung einen Strom von Schimpf über einen jungen, ihr gegenüberstehenden Mann, in dessen Mienen sich der furchtbare Kampf abspiegelt, mit dem er die Empörung seines Innern gegen den Schwall von Unbill niederzuhalten sich zwingt. Alles, was er hervorzubringen versucht, ist ein halb bittendes, halb drohendes: „Ramme, ich bitt' Dich, schweig!"

So viel ungeübte Ohren aus einem Strome bitterer Verwünschungen entnehmen können, ist es ein Liebeshandel, was Mutter und Sohn in Conflict gebracht, eine Tragödie ganz gewöhnlicher Art. Der Sohn liebt, und die er liebt, das ist die Tochter des Erzfeindes seiner Mutter, und diese will es daher nicht leiden u. s. w.

„So lang sollst Du nichts essen, was Du Dich mir weiter umseh'n darfst auf das Mist! So lang Dir Deine Mamme lebt, nicht! Und ehender soll man mich todt hinaustragen, als Du Dir einen Gedanken auf sie machen darfst!" keift die Alte.

„Mamme, ich bitt' Dich, schweig!" unterbricht sie der junge Mann, eben so wenig wie seine Mutter darauf Rücksicht nehmend, daß Fremde eintraten. „Du giebst mir nichts, und ich werde Dich auch nicht fragen!"

„Und ich sag' Dir, Du wirst contrakt liegen und sollst die Füss' brechen über meiner Schwelle, wenn Du von der nichtsnutzigen Maid dort im Fenster nicht ablaß'st!" fährt die Alte mit steigendem Zorne fort.

„Mamme, ich bitt Dich noch einmal, schweig'!" fällt ihr der stämmige junge Mensch abermals in den Strom der Verwünschungen. „Ich hab' von Dir nichts, und ich will von Dir nichts, und Dein Jachten (Aergern) nutzt Dich nichts! Was ich einmal sage, das geschieht. Und wenn ich sag', Esther wird mein Weib, so wird mich kein Regiment Soldaten davon zurückhalten, da kannst Du

ſchwören darauf! Und wenn Du nicht aufhörſt, das Madl zu ſchelten, ſo wahr Gott über der Welt lebt —“ Zornröthe überfliegt ſein Angeſicht.

Die abgelebte Brünette aber neben dem alten Manne mit dem Folianten wendet ſich mit dem Angeſicht gegen die dunkle Stubenecke, und hält ſich die Schürze vor die weinenden Augen.

In der Ecke gegenüber, zunächſt der Thüre, ſind zwei Männer und ein Weib von jenem höchſt unordentlichen Ausſehen, wie es den Leuten eigen iſt, deren Geſchäft darin beſteht, die ganze liebe Woche von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen, um hier bei einer Auction mitzuſteigern, dort etwas zu kaufen, um es eine Stunde darauf mit dem geringſten Gewinn wieder zu verkaufen, Leute, an denen Arme, Beine und Leib ewig in Bewegung ſind und deren Stimme ſich nie anders als in rauhem Rufen und ſchallendem Gelächter ergeht, unter dem lebhafteſten Gekicher, welches die derben Späße erregen, mit denen ſie ſich wechſelſeitig über den Streit zwiſchen Mutter und Sohn amüſiren, damit beſchäftigt, einige Stücke kalten Fleiſches, wahrſcheinlich Reſte des reichlichen Mittagmahles, ohne Beihilfe von Meſſern und Gabeln zu zertheilen und zu verzehren. So viel aus ihren Späßen erhellt, ſteht einer der Männer zu der Frau im Verhältniſſe der Gattenſchaft, und der andere iſt ihr Bruder.

In der Mitte der Stube geht eine lange, hagere

Frau auf und ab, eine schwarze Sammethaube in Stirne und Nacken gedrückt, ein verblichenes Schafwolltuch um die dürren Schultern geworfen, gemessenen, bedächtigen Schrittes, langsam, als mäße sie die Diele, oder als sänne sie über irgend eine wichtige Lebensfrage nach. Die Thräne der Brünette scheint sie eben so wenig zu kümmern, als das Gekeife des dicken Weibes, das bittende Droben des jungen Mannes eben so wenig zu berühren, als der Spaß des fleischvertheilenden Kleeblattes. Nur von Zeit zu Zeit holt sie eine kleine schwarze Dose aus ihrer Schürze hervor, zieht eine Prise in die Nase, und wirft dann einen langen beobachtenden Blick nach dem Fenster, an welchem Herzel und Klara noch immer im Gespräche begriffen sind.

„Setzen Sie sich bei uns!" das war Alles, was sie zu uns, seitdem wir eingetreten waren, gesprochen hatte.

„Deine Mamme soll Dir leben, Du darfst nicht hin zu der verschwarzten Maid, oder ich schlag' Dir etwas in den Kopf!" rief mit einmal das dicke Weib in der einen Thürecke, indem sie dem jungen Mann, der auf Esther zu wollte — denn die so hieß, war offenbar die verlebte Brünette, die Enkelin der Alten — in den Weg fiel, und da er sich hierdurch nicht behindern lassen wollte, Miene machte, ihrer Drohung durch einen kupfernen Leuchter, den sie in der Wuth ergriffen, den Nachdruck der Verwirklichung zu geben.

„Mamme, laß' mich los, oder....“ Der ſtämmige junge Mann, in dem der Zorn endlich über die kindliche Ehrfurcht die Oberhand gewonnen, erhob bei dieſem „oder“ ſeinen muskligen Arm auf eine ſo wenig zweifelhafte Weiſe, daß das Aergſte zu befürchten ſtand.

„Schämt Ihr Euch denn nit,“ erhob da mit einem Male die lange hagere Geſtalt ihre Stimme, indem ſie mit der Priſe, die ſie eben zur Naſe führen wollte, zwiſchen der Doſe und dem letztgenannten Organe inne hielt. „Schämt Ihr Euch denn nit vor fremden Leuten? Seid Ihr denn in einem Wirthshaus? Hab' ich denn in meiner Stube ſchon gar nichts zu befehlen?“

„Seht mir da Eine an!“ ergriff das von Sohnesfaust bedrohte Weib die Gelegenheit, ihren Zorn auf ein anderes Gebiet zu übertragen. „Ihre Stub'? Wer iſt Sie? Was iſt Sie? Was heißt Ihre Stub'? Wo iſt Ihre Stub'? Dort in jenem Eck, bei dem Grünkraut im Fenſter, iſt Ihre Stub'! Was hat Sie da zu befehlen in dem Eck? Da bin ich Frau! Da zahl' ich! Was gehn mich Ihre fremde Leut' an? Hab' ich nach Ihrem Klorl mit ihrem Studenten dort zu fragen? Meinetwegen kann Sie ſich eine ſaure Soß über ſie machen; geht mich auch nichts an! Kann Itzig Werſchowitz in ſeiner Eck dorten lachen, ſo kann ich in meiner Eck tanzen; hat Sie auch nichts drein zu reden! Und wenn es Ihr nicht recht iſt, geh' Sie klagen!“

So herausfordernd sich das dicke Weib geberdete, so wenig schien die lange, hagere Frau geneigt, sich aus ihrem Phlegma reißen zu lassen.

„Scheint wohl, Sie heißt Jentel Gänslerin!“ Das war Alles, was sie dem Schwalle von Insulten entgegensetzte, nahm dann die unterbrochene Prise zur Nase und setzte ihre Stubenpromenade weiter fort, ohne auf die copia verborum zu achten, mit der Jentel Gänslerin sie zu überhäufen immer noch fortfuhr.

Der junge Mensch aber hatte die Gelegenheit benützt und war, während seine Mutter ihren Grimm nach einer andern Richtung auszulassen begonnen, zur weinenden Brünette geeilt.

„Güterl!“ rief er.

Güterl hub nur um so bitterer an zu weinen, und hüllte ihr Angesicht vollends in die Schürze.

„Güterl, bist Du bös auf mich?“ fuhr er fort.

„Lassen Sie mein Inigl (Enkelin) gehn!“ nahm da der Alte in der weißen Piquéweste das Wort. „Muß ich denn den Lärm haben, wie Gott den Sabbath giebt, daß man nit einmal in Frieden ein Blatt Gemarah lernen kann? Nehmen Sie mir keinen Kopf ein, und nehmen Sie ihr keinen Kopf ein und machen Sie Ihrer Mamme kein Gejacht (Aerger); was nit geht, das geht nit!“

„Reb Feivl, Ihr seid ein armer Mann!“ entgegnete ihm der junge Mensch, „Ihr seid ein alter Mann

und könnt länger kein Träger mehr sein; und Esther ist eine schwache Person, und setzt ihr Gesund an den Markt da draußen! Ich dagegen bin jung und hab', gelobt ist Gott, mir ein Geschäft eingericht't, allen meinen guten Freunden gesagt! Meine Mamme soll sagen, was sie will, Esther wird mein Weib!"

„Und ich sag', was Bestimmung ist, ist Bestimmung; über die Knie läßt sich nichts brechen!" entgegnete der Alte.

„Das aber will ich über die Knie brechen!" rief der junge Mensch in höchster Aufregung, indem er mit der flachen Hand auf das offene Buch schlug, aus dem der Alte las. „So wahr, wie das von Gott ist, Ihr dürft mir keine Stunde länger mit meiner Mutter unter einem Dach bleiben! Jetzt gleich geh' ich ein Quartier für Euch suchen, und in sechs Wochen ist Chassene (Hochzeit)!"

Hiermit stürzte er aus der Stube fort, ohne weiter auf Esther's Thränen, oder seiner Mutter Verwünschungen zu achten.

Die beiden Männer mit dem Weibe; die eben mit ihrem Nachttische fertig geworden waren, folgten ihm, wahrscheinlich um den Samstagabend am „Ufer" in Gesellschaft der zahlreichen, diesem Lieblingsspaziergange des Ghetto zuströmenden Gleichgesinnten zu genießen, und nach wenigen Minuten war es still in der weiten Stube, die noch vor Kurzem in vier verschiedenen Gruppen ein so

tiefergreifendes Bild des Lebens und Treibens ihrer vier verschiedenen Herren — der freundliche Leser wird es eben so bald als wir geahnt haben, daß wir mit ihm in eine jener Stuben des Ghetto getreten, welche eben so vielen Familien zur Wohnung dienen mußte, als sie Wände hatte — dargeboten, als ob hier seit Ewigkeiten kein lautes Wort gesprochen wäre. Nur das Gekeife der Gänslerin Jentel vergrollte allmählich in immer leiseren Verwünschungen, etwa wie der letzte Donner eines Gewitters allmählich in den Bergen verrollt, und nur das gleichmäßige Gepick einer uralten Gewichtuhr ließ sich noch hören und Esther's heimliches Schluchzen.

In diesem Augenblicke trat Herzel Samuel vom Fenster in die Mitte der Stube.

„Frau Zierl," hob er an und seine Stimme zitterte.

„Was wollen Sie, Herr Herzel?" wandte sich die lange, hagere Frau gegen ihn.

„Frau Zierl," fuhr Herzel fort, „ich bedarf Ihrer Beihilfe, um eine Schuld abzutragen, die ein Mann nur mit dem edelsten seiner Gefühle abzahlen kann — mit seiner Liebe."

„Eine Schuld? Wem sind Sie etwas schuldig?" fragte Frau Zierl erstaunt.

„Sollten Ihnen die Opfer unbekannt sein, zu denen sich Klara —"

„Opfer?" fragte Frau Zierl. „Meinen Sie vielleicht,

daß Klara Ihnen angetragen hat, wenn Sie es während Ihres Studiums brauchen, Ihnen manches Mal etwas von ihrem Ersparten zu leihen? Sie weiß, daß Sie kein schlechter Mensch sind, und daß Sie ihr's zurückzahlen werden, wenn Sie einmal Doctor sind."

„Frau Zierl," fuhr Samuel fort, „Herzel ist gewohnt sich selber zu helfen, und würde nie das milde Herz einer armen Waise mißbrauchen, um von dem mühsamen Ersparnisse ihrer Hand auch nur den geringsten Nutzen zu ziehen. Herzel ist aber auch ein ehrlicher Kerl und fühlt sich durch die Hingebung eines so himmlischen Geschöpfes allein schon Schuldner . . . ."

Eine kleine Pause trat ein.

Ein leiser Schimmer des Wohlgefallens schlich sich über die faltigen Züge der alten Frau, Klara ließ einen Pelargonienstock, mit dem sie sich aus Verlegenheit zu schaffen gemacht hatte, zur Erde fallen, daß das saubere Porzellangeschirre, in welches er gestellt gewesen, in Scherben sprang.

„Frau Zierl," nahm Herzel wieder das Wort. „Erlauben Sie, daß ich mich dieses beengenden Gefühles entledige, und wissen darf, daß all' mein Streben von nun an Klara'n gelte!"

Die alte Frau hatte Mühe, aus dieser zu unserem Erstaunen nicht übel gesetzten Rede den Kern herauszufinden.

„Heißt das vielleicht, daß Sie Klara einmal heirathen wollen?“ fragte sie.

„Und für sie sorgen, sobald ich Doctor worden bin!“ fügte Herzel hinzu. „Alles, um was ich jetzt bitte, ist, daß Sie mir erlauben, dieses mein Versprechen in Gegenwart meiner zwei besten Freunde in die Hand niederzulegen, mit der Sie die arme, elternlose Kleine einst aufgenommen und so lange gepflegt haben.“

Herzel wollte noch Mehreres sagen, aber die Stimme versagte ihm.

Die Lippen der Alten zitterten, wie die Lippen dessen, dessen Augen die Thränen nicht mehr fern sind und der sich noch zwingt, sie zu unterdrücken.

„Nun, Klara? Was sagst Du?“ wandte sie sich gegen das Mädchen.

„Wenn er es nicht anders will....“ Das war Alles, was Klara hervorzubringen vermochte, indem sie mit ruhiger, besonnener Entschiedenheit näher trat.

„So mögt Ihr Zeugen sein!“ rief Herzel gegen uns gewandt, indem er die dargebotene Hand Frau Zierl's erfaßte.

„Und so möge Dir Gott helfen!“ erwiderte Žižka, indem er Klara's Hand in die Herzel's legte.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, und die beiden Damen, deren sich der freundliche Leser

wohl noch von der Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" her erinnern dürfte, traten ein, gefolgt von jenem geistreichen Kritiker, dessen Bekanntschaft zu machen die verehrten Leser an demselben Abende Gelegenheit hatten.

Die Gruppirung, in der sie uns beisammen stehend fanden, konnte sie keinen Augenblick über das, was eben vorgefallen, im Unklaren lassen.

„Also vorüber, ehe wir gekommen?" fragte die Eine der beiden Schwestern, deren Haupthaar mit jenem Cytherenens von gleicher Farbe war.

„Darf man gratuliren?" wand sich die Andere vom Arme des Kritikers los.

„Was Alles ein Zufall machen kann!" bemerkte der Kritiker.

„So wahr Gott lebt, Masul tow (Gutes Glück, Glück auf!) ist auch schon gemacht!" rief die erste der beiden Schwestern aus, als sie das zerbrochene Blumengefäß bemerkte.

„Eine Perle, wie Fräulein Klara," bemerkte der Kritiker, „hat von einem so bescheidenen Mann, wie Herr Herzel ist, nicht unbemerkt bleiben können. Wann aber wird mir des Schicksals günstige Gestaltung mit dem Auge des huldreichen Wohlwollens in der Hand eines verehrten Wesens —" hierbei unterließ er nicht, seine vielsagenden Blicke bald auf der einen, bald auf

der andern der beiden Damen ruhen zu lassen — „entgegenlächeln?“

Ein stiller Seufzer entrang sich der Brust der Brünette, ein verheißender Blick flammte in den Augen ihrer Schwester.

XXIV.

Judith.

„Specerei-, Farb- und Schnittwaarenhandlung des Salomon Seligmann."

Diese Firma war es, die wir — Herzel Samuel nämlich und der Zeichner dieser Blätter — nach mehr als einem halben Jahrzehende, am Abende eines grimmigen Decembertages desselben Jahres, das in der Geschichte unseres eben genannten Freundes dadurch denkwürdig geworden, daß er in demselben aus der vagen und frivolen Idee eines Studenten der Medicin in die stabile und ehrbare Realität eines Doctors derselben übergetreten, als ersehntes Ziel einer tagelangen Winterreise begrüßten, deren Zweck seitens Herzel's kein geringerer war, als sich der Familie Seligmann in seiner neuen Qualität zu präsentiren, und sie gleichzeitig zu bitten, als „Unterführer", wie die Israeliten ihre Trauungszeugen nennen, seiner auf

den Neujahrstag anberaumten Vermählung mit Klara beiwohnen zu wollen.

Nicht fremd im Hause des Herrn Seligmann, in welchem wir seit dem Tage, da wir uns zum ersten und Dank der Vorsehung zum letzten Male auf die edle Freikunst des Fechtens zu verlegen versuchten und aus dem Hause des Herrn Dechants einen so schmählichen Rückzug anzutreten genöthigt sahen, so oft zugesprochen hatten, als ein Ferialausflug oder dergleichen dazu die Gelegenheit bot, war der Empfang, den man uns bereitete, ein so inniger, herzlicher, als man ihn nur von lieben Freunden erwarten kann.

Herzel's Standeserhöhung war bereits bekannt, der junge Aeskulap, von Stund an „Herr Doctor" titulirt, und als solcher in nicht unmerklichem Gegensatze zu dem Zeichner dieser Blätter mit jener besondern Zuvorkommenheit und Auszeichnung behandelt, wie sie die Juden auf dem Lande den Aerzten ganz vorzugsweise zu erweisen pflegen, während sein Begleiter, einerseits als immer noch auf leichtfertigen Studentenfüßen, andrerseits als noch nicht auf Freierfüßen wandelnd, sich mit der alten, zwar wenig complimentösen, doch nicht minder herzlichen Behandlung begnügen mußte.

Herzel Samuel's, oder, um dem Manne den Lorbeer nicht zu verkürzen, um dessenwillen er ein Jahrzehend lang gehungert und gewacht, gefroren und geschwitzt, Doctor

Herzel's Angelegenheit war eine zu wichtige, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit der Frau Seligmann im vollsten Maße hätte in Anspruch nehmen sollen, einige Verhandlungen mit kornanbietenden Landleuten zu unaufschiebbar, als daß Herr Seligmann nicht hätte glauben sollen, für seinen Enthusiasmus von wegen des neuen Doctors werde ihm noch dann Zeit genug erübrigen, wenn die Käufe abgeschlossen und die Rechnungen ins Reine gebracht sein würden; so kam es denn, daß sich Zeichner dieses kaum eine halbe Stunde nach seiner Ankunft im Hause des Herrn Salomon Seligmann in einem kleinen Stübchen des rückwärtigen Traktes, dessen Fenster in den schneeerfüllten Garten hinausgingen, mit jenem lieblichen, gazellenaugigen Geschöpfe allein sah, dem Horazens poetische Ergüsse galten.

Stille war's im Stübchen, daß man die Feder des Stockuhrwerkes summen hörte. Im Ofen knisterte eine Welt verglühender Kohlen, und neben mir auf dem traulichen Kanapee, die argand'sche Oellampe richtend, saß Judith.

Ich hatte Muße sie zu beobachten, und muß gestehen, daß ich treulos genug gegen Horaz war, mich zu freuen, daß ich sie hatte.

Judith war schön geworden, ungewöhnlich schön; kein lieblich Kind mehr von fünfzehn Jahren, das schön ist, weil der Zauber der Jugend die Räthsel des Dunklen,

Werdenden, sich Entfaltenden, noch Unbestimmten in die reizenden Schleier des Geheimnisses hüllt; sondern eine herrliche Jungfrau im Glanzpunkte ihrer Entfaltung, in vollster, frischester, unübertrefflicher Blüthe, vollendet in Form, in Haltung, in bewältigender Weiblichkeit des Wesens und der Erscheinung.

Sie war mir bleich erschienen, als wir ankamen, nicht einer Bewegung des Gemüthes wegen, sondern bleich und ruhig, wie sie es gewöhnlich sein mochte. Jetzt schien eine höhere Röthe ihre Wangen zu färben, ein verrätherischer Wiederschein innerer Gluthen.

„Sie finden wohl meine Stube recht traurig!“ nahm sie endlich das Wort, indem sie sich neben mir niederließ, und das blauseidene Busenband um den Schnee ihres Zeigefingers zu wickeln begann. Es sei nebenher erwähnt, daß blau die Lieblingsfarbe Horazens gewesen.

„Wäre sie es, sie müßte durch ihre Bewohnerin dazu gezwungen werden, heiter zu sein!“ war ich galant genug zu antworten.

„Sie haben in Prag an glatter Rede prostirt — und — vielleicht dabei an Herzlichkeit verloren!“ bemerkte sie mit einer Betonung, die mich erkennen ließ, daß es Judith lieber hören würde, der Candidatus juris spreche zu Fräulein Seligmann mit derselben ungebundenen Unbefangenheit, mit der einst der absolvirte Gymnasiast zu dem Kinde Judith gesprochen. „Ich liebe es, mir gewisse

Perſonen immer ſo zu denken, wie ſie waren, als ich ſie zum erſten Male ſah. Sie gehören darunter. Auch Herzel. Doch mißfällt mir Doctor Herzel faſt eben ſo ſehr ſeiner geſalbten Erzwungenheit wegen, wie mich die Beſcheidenheit des Burſchen Samuel angezogen. Ich möchte aber dieſe Erfahrung nicht an allen meinen Freunden machen."

„Der Ernſt des Lebens —" wollte ich erwidern.

„Laſſen Sie mir den Ernſt des Lebens!" fiel mir Judith in die Rede. „Wenn ich der Ernſt des Lebens wäre, ich würde Euch Männer lahm treten und krumm drücken, weil Ihr mich für Eure Schalheit zum Vorwand nehmt! Oder iſt der Ernſt unſeres Lebens, der Lebensernſt der Frauen, etwa ein anderer, als der Eure? Und doch ſtimmt er uns milde, während er es ſein ſoll, der Euch blaſirt macht und im beſſern Falle barſch und igelſtachlig?"

„Ihr Leben, Judith," verſuchte ich einen traulichen Ton anzuſchlagen, „iſt ein ſtilles, friedlich ſchaffendes, aller kleinlichen Sorge fernes, und ſomit auch von der Bitterkeit des Ernſtes wenig beimgeſuchtes.

„Da habt Ihr wieder die Männer!" unterbrach mich Judith wieder. „Als ob es nur bitter wäre, um Brod und Gemüſe zu ſorgen! Der bitterſte Ernſt iſt der, den Ihr mit den dicken Händen Eurer ſogenannten practiſchen Natur gar nicht taſten könnt! Doch zanken wir nicht ſchon

in der ersten Stunde unseres Wiedersehens! In Wirklichkeit, wie gefällt Ihnen meine stille Zurückgezogenheit hier?.... O, Sie haben keine Ahnung davon, was ich leide! Es hat mir Noth gethan, mir hier in der äußersten Ecke des Hauses ein kleines Schneckenhäuschen zusammenzuzimmern. Da bringe ich denn alle meine freie Zeit zu und —"

Judith schwieg eine Weile. Dann strich sie mit der Hand durch ihre langwallenden Locken und erhob sich mit dem Ausrufe: „Sie müssen sich doch ein wenig umschau'n bei mir!" um mir die Schätze ihres kleinen Stübchens zu zeigen.

Eine Feinheit des Geschmackes, eine Sinnigkeit der Anordnung, wie man sie auf dem Lande selten findet, und wie sie gewiß nur mit mancher Opposition gegen den, aller poetischen Schwärmerei abholden Geschmack der Eltern durchzusetzen sein mochte, waltete im gesammten Arrangement des einfach, aber höchst niedlich eingerichteten Stübchens. Die weiße und blaue Farbe herrschte überall vor. Weiß und blau waren die Möbel gepolstert, weiß und blau die Wände gemalt, weiß und blau die Vorhänge. Die Gypsbüsten Schiller's und Goethe's schmückten den Schrank, die Statuette Shakespeare's den Toilettentisch, die Bildnisse anderer Poeten und Schriftsteller zierten in niedlichen Goldrahmen die Wände, zwei Kränze von Immortellen und Lorbeeren das Bildniß Börne's.

„Wie finden Sie diesen Troubadour?“ fragte Judith, indem sie mir eine äußerst geschmackvoll gearbeitete Porzellan-Statuette zeigte. „Finden Sie nicht, daß er Jemandem ähnlich sieht?“

„Doch nicht Horazen?“ fragte ich nur ungern und mit zurückhaltender Stimme, da ich nicht wissen konnte, wie sie dieser Name berühren würde. Außer den Anzeigen von seinen Schriften in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und anderen auswärtigen Blättern, hatten wir über Horaz noch immer keine Kunde. Alles, was wir wußten, war, daß er eine Zeit lang in Leipzig gelebt hatte, dann nach Berlin, von da nach Hamburg, von Hamburg nach Brüssel, von Brüssel nach Paris und von da nach London gegangen war, und auch dieses nur vom Hörensagen, und als sehr unverbürgtes Gerücht, da er wohl zuweilen an seine Eltern schrieb, jedoch nie seinen Aufenthalt wissen ließ, nie von demselben Orte zweimal schrieb, und alle Anfragen seines Vaters an die Behörden der genannten deutschen Städte nichts als die im classischesten Bureau-Deutsch abgefaßte Antwort zur Folge hatten: „Abgereist, unwissend wohin.“ Ein Schreiben an seinen Verleger, daß der Zeichner dieser Blätter abzusenden den Muth hatte, war ganz und gar unbeantwortet geblieben. Seine Schriften, theils politische Poesien, theils publicistische Hefte, waren in Oesterreich streng verboten und wir hatten uns ein Exemplar derselben nur auf den weitschweifigsten Um-

wegen zu verschaffen vermocht. Seine Rückkehr nach Oesterreich war zu unserem und zu seines Vaters nicht geringem Leidwesen eine um so größere Unmöglichkeit, als er, wie sich sein Vater oft unter Kundgebung des tiefsten Schmerzes auszudrücken pflegte, „sich mit allen k. k. Behörden überworfen, die höchstgestellten k. k. Beamten bekrittirt, und sogar über Seine Durchlaucht den Fürsten Staatskanzler ein in sehr ungeziemenden Ausdrücken abgefaßtes Buch geschrieben."

Wer konnte es wissen, ob er zu Judith noch in irgend einer Beziehung stand?

Schon in den ersten Monden nach seiner Flucht, wie man wohl seine Abreise richtig nennen muß, hatte sie, die früher, so oft sie nach Prag kam, von nichts Wichtigerem als von Horaz zu sprechen gewußt, es vermieden seinen Namen zu nennen und meine Bemühungen, die übernommenen Pflichten eines Curators von Horazens Liebe getreulich zu erfüllen, mit scheinbarer Zerstreutheit und Gleichgiltigkeit an sich vorübergehen lassen. Wäre es so unerhört gewesen, daß die reife Jungfrau der Liebe ihrer Kindheit vergessen, vielleicht nicht ohne innere und äußere Kämpfe entsagt hat, einer Liebe, deren letztem Ziele am Ende die unüberwindliche Kluft der Glaubensverschiedenheit im Wege lag? Und mußte es im letzteren Falle nicht hart genannt werden, eine alte, vielleicht längst abgespannte Saite wieder erklingen zu machen?

Doch der Name war einmal genannt.

„Wem sonst?“ antwortete Judith erröthend, doch mit der möglichsten Unbefangenheit. „Sah er nicht ganz so aus, als er meiner Mutter die schöne Cylinderuhr verkaufen wollte? O, ich stelle mir ihn immer noch gerne so vor, und möchte mir ihn gar nicht anders vorstellen! Und wie finden Sie diese kleine Bibliothek hier?“ fuhr sie fort, indem sie einen Vorhang von blauem Flore vor einem kleinen, in die Wand eingesenkten Schränkchen hinwegzog und die Lampe hinhielt.

Es waren wenige, jedoch gewählte und kostbar gebundene Bücher. Schiller in Einem Bande, Goethe in einer Gesammtausgabe, Byron, Shakespeare, die Bibel, Uhland, Heine's Buch der Lieder, Börne und seitwärts in einer Ecke durch Rotteck's Weltgeschichte verdeckt die Bücher Horazens.

„Wundern Sie sich nicht?“ fragte Judith, indem sie den Vorhang wieder vorzog. „Selbst in J... wissen wir die außerordentliche Wachsamkeit der Censur zu täuschen und haben unsern Rotteck und auch — unsern Horaz!“

„Wie finden Sie diese Uhr?“ fragte sie weiter, indem sie aus der Tiefe einer prächtigen Blumenvase, in der Niemand dergleichen vermuthet hätte, ein blausammtenes Etui hervorholte und mir es geöffnet hinhielt.

Ich traute meinen Augen kaum —

„Fast auf ein Haar jener Horazens gleich!“ rief ich aus.

„Und wenn es dieselbe wäre?“ fragte Judith, indem sie das mir nur zu wohl bekannte Email mit fast kindischer Freude im Lampenlichte schimmern ließ.

„Nicht möglich!“

„Und wenn es mehr als möglich, wenn es wirklich wäre?“ scherzte sie weiter.

„Sie wissen dann, wo Horaz ist!“ rief ich überwältigt vor Freude aus.

„Pst!....“ deutete Judith mit dem Finger an den Mund. „Selbst diese Wände könnten es nicht verschmähen, sich gegen eine annehmbare Erkenntlichkeit gewissen Leuten gefällig zu beweisen.“

„O sprechen Sie!“ fuhr ich in der aufgeregtesten Spannung fort. „Sprechen Sie so leise, daß es die nächste Luftschichte nicht hört, daß selbst unser eigener Odem vergeblich lauschen soll — aber sprechen Sie! Sie kennen Horazens Aufenthalt!“

„Das eben nicht!“ entgegnete Judith. „Aber....“

„Judith, Sie trauen nicht einmal Horazens Freunden!“ widerlegte ich ihr vorwurfsvoll.

„Ich traue Ihnen mehr vielleicht, als klug; denn ich vertraue Ihnen Alles, was mir selbst vertraut ist. Horaz sandte mir diese Uhr aus Zürich zu meinem letzten Geburtstage.“

„Er lebt also in der Schweiz?“

„Als er mir die Uhr sandte, mußte er wohl dort

leben. Vor vierzehn Tagen, schrieb er damals, bin ich aus Nizza hier angekommen. Morgen reise ich ab. Wo er jetzt ist? — Ich weiß es nicht! Nur selten gönnt er mir das Glück, ihm antworten zu dürfen, und dann immer durch ein Mittellabyrinth von Adressen, daß sich mein Witz vergebens abmüht, seinen wahren Aufenthalt herauszufinden. Da heißt es immer: Adressiren Sie den Brief an den und den, dort und dorthin, der wird schon so gut sein, ihn an mich zu befördern. O, er muß es recht gut wissen, wie scharf man es auf ihn abgesehen hat! — Doch warten Sie! Nun kömmt das Kostbarste!" fügte sie mit der Miene der Ueberglücklichen hinzu, indem sie ein geheimes Fach ihres Toilettentisches öffnete und ein Päckchen von Briefen hervorholte.

„Kennen Sie diese Schrift?"

Hätte ich nicht errathen können, daß es Horazens Schrift sei, erkannt hätte ich sie nie! Nur dunkel schimmerten noch die Schriftzüge des Verfassers der Tragödie „Kunerich" und der himmelstürmenden Gedichte aus den Tagen des alten Ladislaus hindurch. Es war die feste, schwunghafte Schrift eines kräftigen, stolzen, entschiedenen Mannes.

„Nicht wahr, eine herrliche Hand, die Horazens?" fragte Judith mit leuchtendem Auge, indem sie mir eines der Schreiben hinhielt. „Aber die Dame, an welche alle die Briefe adressirt sind, dürften Sie schwerlich kennen!"

Die Briefe trugen ſämmtlich die Adreſſe:

„Madame la Baronne
Emeline Dubois-Dutour
à
Prague. Poste restante.“

„Klingt das nicht ſo recht boch-torvſtiſch? So Bourbboniſch-emigrantiſch?“ fragte ſie ſcherzhaft wieder. „Dürfte wohl Jemand ſo indiscret ſein, die Briefe eines proſcribirten Schriftſtellers an ſeine Freundin darunter zu vermuthen? Und Judith — daß Sie es nur wiſſen — iſt eine warme Freundin Horazens!“

Judith hatte das Wort „Freundin“ mit ſo viel Nachdruck betont, daß ich es faſt für eine Herausforderung zu näheren Erörterungen halten mußte. Ich muß geſtehen, daß ich darüber erſchrak. „Freundin“ iſt im Munde der Frauen immer ein diplomatiſcher Ausdruck, bei dem man den eigentlichen Sinn erſt zwiſchen den Buchſtaben herausleſen muß. Es iſt eine Convenzionsmünze, durch die ſie entweder den Schein der Liebe, oder jenen der Gleichgiltigkeit von ſich abwenden wollen, und man hat ſich nach der einen wie nach der andern Richtung hin im Leben vor Nichts ſo ſehr in Acht zu nehmen, als vor „Freundinnen“. Und ſiehe — Judith ſtellte ſich mir als Horazens warme Freundin vor.

Ich hielt es für meine Pflicht, mich darüber zu unter-

richten, welcher von beiden Richtungen die Freundschaft Judith's angehöre. Hatte mich nicht Horaz zum treuen Wächter bei dem Horte seines Liebens eingesetzt? Und hatte ich auch bisher, schwankend gemacht durch Judiths Benehmen, nicht mehr dafür gethan, als manchmal in den Ferien am Tische der Frau Seligmann zwei frohe Tage verspeist und Horazen den größten Dichter Oesterreichs genannt, so war dies noch kein Grund, um nun, da mir dieser Hort in die Phase der Zweifelhaftigkeit überzugehen schien, meines Amtes nicht eifriger zu handeln.

„Horaz kann darauf stolz sein, eine so liebenswürdige Freundin zu besitzen," betonte ich ebenfalls nachdrücklich, um anzudeuten, daß mir die Accentuirung von ihrer Seite nicht entgangen.

Da klopfte Jemand an der Thüre.

Sichtlich unangenehm berührt durch eine so unzeitige Störung rief Judith „herein!"

Eben so sichtlich freudig erregt fuhr sie empor, als zwischen Thüre und Pfoste das in ein weißes Tuch gehüllte Haupt einer alten Bäuerin sichtbar wurde.

„Um Gott! Ein Brief!" rief Judith und stürzte auf die Thüre zu.

„Zwei, Fräulein!" flüsterte die Bäuerin, indem sie Judith zwei Schreiben überreichte, dafür Judith's Dank und ein kleines Geldgeschenk entgegennahm, und mit dem

Wunsche einer „Guten Nacht" ebenso geheimnißvoll verschwand, wie sie erschienen war.

„O, dies alte Weib ist ein Engel!" rief Judith ein über das andere Mal aus, indem sie vor Freude umherhüpfte. „Ich brauch' es ihr gar nicht mehr zu sagen, daß es Briefzeit ist. Sie weiß das schon und nimmt alle vierte Woche und, ohne daß ich ihr es erst heiße, und immer am richtigen Tage die Briefe Horazens, d. h. unseres Freundes in Prag von der Post. Und diesmal bringt sie gar zwei! Laß sehen, was sie enthalten! Geheimnisse — schwerlich; und Ergüsse der Freundschaft darf man wohl in Gegenwart eines Freundes lesen!"

Sie wollte die Briefe erbrechen.

„Ei sieh!" fuhr sie aber erstaunt zurück. „Das sieht ja fast aus, wie mit den sieben Siegeln Salomo's gesiegelt! Eins, zwei, drei, vier, fünf Siegel an jedem Briefe! Und .... Potz tausend! Vier darunter Amtssiegel! Da sehen Sie selbst! Horaz wird doch nicht Gesandter worden sein?"

Ich nahm die Briefe.

Es war, wie Judith sagte. Vier braune Amtssiegel schlossen die vier Schnittränder des Couverts. Das hellrothe Siegel Horazens aber, ein aus zwei aufrechtstehenden Schwertern und einem queren Dolche zusammengesetztes H, trug sichtliche Spuren von Verletzung an sich, und war ziemlich ungeschickt durch braune Siegellacktropfen wieder reparirt.

Einige von fremder Hand geschriebene Worte an der einen Kante des Couverts sollten über diese Ungewöhnlichkeit Aufschluß geben. Sie lauteten: „Erbrochen angekommen und deshalb amtlich versiegelt."

Es wird nicht scheinen, als ob sich der Zeichner dieser Blätter besondern Scharfsinnes rühmen wollte, wenn er versichert, daß ihm die Sache nicht ganz richtig schien. Auch an seine Ohren war schon manche von jenen wunderbaren Sagen geklungen, nach welchen in gewissen Briefen höchst schlaue Geister wohnen, welche die Eigenthümlichkeit haben, noch ehe die geduldigen Papierblätter in die Hände kommen, für die sie bestimmt sind, auf eine ganz maliciöse Weise des Siegels sicherer Haft zu entschlüpfen, und sich Leuten an die Nase zu binden, die mit Geistern eigentlich gar nichts zu schaffen haben, woraus schon viel Unheil entsprungen. Es schien ihm jedoch Sünde, Judith's Freude, selbst wenn sie blos eine Freude der Freundschaft wäre, durch irgend welche scrupulöse Bemerkung zu stören, und er begnügte sich, die Briefe an Judith mit der Versicherung zurückzustellen, daß dergleichen nichts Seltenes sei.

Eines der Schreiben war aus Stuttgart datirt und stellte, wie mir Judith mit himmlischem Jubel mittheilte, Horazens Rückkehr, wenn auch nur auf sehr kurze Zeit, in Aussicht. Ein nächstes Schreiben sollte Tag, Stunde, Ort, überhaupt das Nähere enthalten.

Das zweite Schreiben, von *... um einige Tage später datirt, stellte sich als dasjenige dar, auf das Horaz in dem ersten verwies. Es war flüchtig geschrieben, kurz und lautete etwa folgendermaßen:

„Liebe Judith!

Vor einer Stunde kam ich hier an, um drei Tage hier zu verweilen. Diese Zeit genügt, um Ihnen dies Blatt als flüchtigen Boten meiner Ankunft voranzusenden und frühe genug in Ihre Hände gelangen zu lassen, um meine Freunde in Prag hiervon benachrichtigen zu können. Ich reise Abend von hier ab, und treffe den Abend darauf vor J... ein. Ich sage vor J..., weil ich, um alles Auffallende zu vermeiden, nicht bis in den Ort fahren will. Ich verlasse eine Station vor der Grenze meinen Wagen, und werde den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen. Bei dem Birnbaume auf dem ***er Berge, von dem ich Ihnen so oft erzählte, werde ich warten. Herzel kennt ihn genau. Auch — — — (es war der Name des Zeichners dieser Blätter) kennt ihn. Einer von Beiden wird hoffentlich auf die Nachricht von meiner Ankunft nach J... kommen, und möge mich dann bei dem Baume abholen oder erwarten. Die Parole ist „Judith und Poesie!" In J... werde ich nur wenige Stunden bleiben können. Sie wissen, daß ich gewissen Leuten für eine gute Prise

gelte, und diesen möchte ich den Gewinn denn doch nicht gar so leicht werden lassen! Indem ich mit Karl Beck's Worten schließe:

„Ach ein Paar Küsse nur und ein Paar Trauben
Möcht' ich vom Munde meiner Heimath rauben!"

grüße ich Sie u. s. w.

War der erste Eindruck, den die unerwartete Mittheilung auf den Zeichner dieses hervorbrachte, der der freudigsten Ueberraschung, der nächste jedoch aus Gründen, die der freundliche Leser begreifen wird, wenn er die fünf Siegel mit der verspäteten Ankunft der Briefe zusammenhält, der der ernstesten Besorgniß; so mußte dies bei Judith nur in um so höherem Grade der Fall sein.

Hätte sie jetzt tausend Mal geschworen, Alles, was sie für Horazen empfinde, sei nur Freundschaft, lediglich, bloße, reine Freundschaft — ich hätte nie ein liebend Weib gesehen haben müssen, um es zu glauben! Sie zitterte, ihr dunkles Auge erglänzte, ihre Wange röthete sich höher. Als schäme sie sich entweder ihrer Aufregung, oder als wolle sie sie aus irgend einem andern Grunde verhehlen, suchte sie ihrer Empfindungen Meisterin zu bleiben.

Meine Besorgniß konnte von ihr nicht unbemerkt bleiben, ihr Scharfsinn nicht verfehlen, den Grund davon zu entdecken. Die Angst half ihr die, vielleicht sonst den-

noch nur ſchwer zu zähmenden Stürme ihres Buſens in den Hintergrund drängen.

„Ich ahne Schlimmes!“ rief ſie endlich mit zitternder Stimme. „Der erſte Brief ſollte längſt, der zweite geſtern früh angekommen ſein.... Wenn ein unberufen Auge hineingeblickt hätte? — Horaz hat keine Ahnung davon! — Sind wir nicht ſchneller, als ſeine Feinde, ſo droht ihm das Schlimmſte! — Der Abend iſt vorgerückt — keine Minute zu verſäumen! — Wir dürfen ihn nicht warten laſſen! — Er darf dem Baume gar nicht nahe kommen! Sie müſſen ihm weit, weit über den Berg entgegen gehen und ihn auf Umwegen zu uns bringen! — Soll ich meine Eltern davon benachrichtigen? — Und warum nicht? Darf uns denn ein Freund nicht beſuchen? — Gehen Sie! Eilen Sie! — Um des Himmels willen eilen Sie und ſeien Sie vorſichtig!“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich!“ beruhigte ich Judith, die kaum ihrer mächtig war, und ſich doch alle Mühe gab ruhig zu ſcheinen, warf mich in meinen Ueberrock, nahm einen Stock und eilte in die weiße Decembernacht hinaus.

XXV.

Ein nächtlicher Gang.

Ein dichter Schneewirbel kreiste in den Lüften, jener stille, ruhige, sturmlose, der in dicken Flocken aus der undurchsichtigen Nacht herabtaumelt, und sich um so schneller zu einer tiefen, weiten, einfarbigen Fläche aufschichtet, darin jede Spur von Weg und Fußtapfe verschwindet.

Kein ferner Schritt, kein naher Gruß, kein Räderknarren, kein Schlittengerassel störte die melancholische Stille, als ich, mit pochendem Herzen und voraneilenden Gedanken den weißbeschütteten Bäumen folgend, zwischen den letzten Häusern des Städtchens die Windung der Straße gegen den Berg hinauf schritt. Keine lebendige Seele war mir begegnet, keine lebendige Seele schritt vor mir, keine hinter mir.

Nach einer Stunde mühsamen Stampfens durch den

halbellentiefen Schnee glaubte ich endlich die Gegend erreicht zu haben, wo der Baum stand. Das Gestöber jedoch, das mir kaum fünf Schritte weit um mich zu sehen gönnte, ließ mich ihn nirgends entdecken.

Ich beschloß um so lieber, unverdrossen weiter zu schreiten, als ich, wenn ich mich nur immer an der rechten Seite der Straße hielt, den Baum trotz allen Gestöbers dennoch nicht verfehlen konnte, und es mir am Ende wirklich wünschenswerth schien, Horazen eher weiter jenseits als diesseits des Baumes zu begegnen.

Es mochten nicht ganz hundert Schritte sein, die ich noch zurückgelegt hatte, als ich Jemanden husten zu hören glaubte. Ich blieb stehen. Das wechselnde Aufglimmen einer Cigarre, das mir durch den dichten Schneewirbel entgegen funkelte, verschaffte mir bald die Ueberzeugung, daß ich mich nicht geirrt. Es war Jemand in der Nähe, und trügten mich nicht die grauen Umrisse, die regslos in das stille Getümmel von Flocken hineinragten, nicht fern von dem Birnbaume, der die Höhe des ***er Berges bezeichnete.

Ob es Horaz war? Es schien mir jedenfalls gerathener etwas langsamer, aber um so sicherer, als hastig und auf die Gefahr hin mich dem Baume zu nähern, dort nicht Horazen, sondern Jemand ganz andern zu treffen, der ihn zwar ebenfalls erwartete, jedoch keineswegs in so freundlicher Absicht wie ich. Meine Vorsicht sollte sich

bald als vollkommen gerechtfertigt erweisen. Wenige Sekunden reichten hin, um das Untereinanderflüstern mehrerer Stimmen unterscheiden zu können, bald auch das Aufglimmen mehrerer Cigarren und Pfeifen.

Daß es die Gegend des Baumes war, woher dies Alles kam, darüber konnte kein Zweifel mehr obwalten. Doch wer konnten die Leute sein, die sich ein Vergnügen daraus machten, bei solchem Unwetter und bei ein Paar Glimmstengeln hier zu conversiren?

Horchen ist eine häßliche Sache, und wenn Einem gar nichts aus dem für die Volksschulen vorgeschriebenen Leisebüchlein im Gedächtniß hangen bleibt, so ist es die goldne Regel, wie daß der Horcher hinter der Wand meist seine eigene Schande höre. In diesem Augenblicke aber fühlte ich etwas von Machiavell durch meine Seele zucken, und das abscheuliche Lauschen schien mir um des Zweckes willen ein ganz fürtreffliches Mittel, mich, um technisch zu sprechen, über die „Reinheit der Luft", in der ich fortan operiren sollte, zu unterrichten.

Ich ging quer über die Straße und nahm hinter einem schneebedeckten Chaussee-Steinhaufen Stellung.

Die Stille der Luft schien meinen Ohren wohlzuwollen, und so konnte ich denn aus dem vielen Untereinanderflüstern bald folgende, wiewohl abgerissene, doch nicht minder unzweideutige Worte und Phrasen entnehmen, die vollkommen hinreichten mich das Terrain kennen zu lernen.

„Gerichtsdiener, iſt Er ſicher, daß er noch nicht vorüber iſt?“

Der ſchnurrende Laut, den der Gefragte als Antwort von ſich gab, hatte zu viel Aehnlichkeit mit dem Gekrächze einer Krähe, wie man es auf Schneefeldern zu hören pflegt, als daß ich unterſcheiden hätte können, ob er ein ſolches, oder die Stimme eines Menſchen ſei, oder gar, was er zu bedeuten habe.

„So kann er nicht mehr lang bleiben, bei allen Teufeln!“ fluchte der Fragende, wahrſcheinlich ein Herr Commiſſarius, zu meinem unbeſchreiblichen Entzücken, da es mir die Ueberzeugung verſchaffte, „Er“ könne noch nicht die im Briefe angegebene Stelle erreicht haben.

„.... Haut nicht ſtecken!....“ trug ein freundliches Zuflüſtchen meinen lauſchenden Ohren als das Fragment des Stoßſeufzers einer dritten Stimme zu.

„Das hat der ſich gewiß aus der Fabel von ſeinem Bruder gemerkt, dem das Vergnügen, in einer Löwenhaut zu ſtecken, ſo theuer zu ſtehen kam!“ konnte ich mich nicht enthalten, in mein Inneres hineinzukichern.

„.... gefährliche Bücher geſchrieben...“ trug mir ein anderes dienſtfertiges Lüftchen zu.

Mehr brauchte ich nicht.

Die Stimmen drüben gehörten niemand Anderem an, als einem Viertelduzend Leuten, die an dieſer Stelle auf Horazen fahndeten.

Woher sie wüßten, daß er heute Abends an dieser Stelle einzutreffen gedenke? — Wer frägt denn nach Dingen, von denen jeder Spatz pfeift, der einmal an einer gewissen „dunklen Postkammer" vorbeigeflogen!

„.... wenigstens Spielberg auf zwanzig ...."

„Ein schönes Pensionat!" dachte ich mir in die Seele hinein; „doch wollen wir es nicht so weit kommen lassen!" machte mich dann auf und schlich so behutsam und geräuschlos als möglich meines Weges im Straßengraben weiter, bis selbst die letzten Schimmer des Cigarrenfunkelns meinen eigenen Augen entschwunden waren und ich somit sicher sein konnte, auch Seitens der Harrenden nicht bemerkt zu werden.

Rüstig schritt ich nun mitten in der Straße meines Weges weiter, über und über mit Schnee beladen, ein wandelnder Schneemann. Von Horazen aber ließ sich keine Spur entdecken.

Nach einer halben Stunde etwa glaubte ich für die Sicherheit meines Begegnens mit Horazen genug gethan zu haben, und faßte den Entschluß, mich nun auf's Warten zu verlegen.

Ein Markstein hart am Wege schien mir der geeignetste Punkt, um von ihm aus die Straße auf eine kleine Strecke vor und zurück zu übersehen, und so zog ich denn mein Taschentuch hervor, band es über die Ohren, steckte meine Hände in die beiden Seiten-

taſchen meines Oberrockes und ließ mich auf dem Steine nieder.

Ich erkannte bald ſehr wohl, daß Horazen wenig damit gedient ſein würde, wenn ich hier, ein Toggenburg der Freundſchaft, ſo lange ſäße, bis ich im ſüßeſten Schlummer von der Welt aus dem disharmoniſchen Dieſſeits in das harmoniſche Jenſeits hinüberfröre, und glaubte ſehr wohl daran zu thun, es nicht erſt zum unſeligen Anfange eines ſo ſeligen Endes kommen zu laſſen, was ich am Sicherſten dadurch zu erzielen gedachte, daß ich den Schnee unter meinen Füßen, in denen ſich bereits eine ferne Ahnung des beſſern Jenſeits fühlbar zu machen begann, aus Leibeskräften zu ſtampfen und mit meinen beiden Armen wie mit den Flügeln einer Windmühle durch die Luft zu fechten anhub.

Gleichzeitig nahm ich, um meine Sinne wach zu erhalten, meine Zuflucht zu einem, der Situation, wenigſtens was das landwirthſchaftliche Element und das ausdauernde Harren anbelangt, angemeſſenen Liede Horazens, deſſen ich mich noch aus früheren Zeiten erinnerte, und ſang mit allem Aufwande meiner Stimme, von der ich wohl wußte, daß es ihr nicht gegeben, durch Nacht und Schneeflocken eine halbe Stunde weit gehört zu werden:

„Es brauſt der Sturm, es treibt der Schnee,
Im dürren Holze kracht der Wind;
Ich geh' nicht fort, bis ich Dich ſeh',
Du allerſchönſtes Steppenkind.

Und ging im Forst ich auf und ab
Vor Deinem Haus die halbe Nacht,
Ich denk', ich gehe vor dem Haus
Der schönsten Zarin Ehrenwacht.

In meiner Brust, da ist es Lenz,
In meinem Herzen ist es heiß,
Und meine Liebe löst zuletzt
Doch Deiner Sprödheit starres Eis!

Und kommen wirst Du vor das Thor,
Und küssen werd ich Deinen Mund,
Und Dich nicht lassen, bis Dein Herz
So wie das meine liebgesund.

Und braust der Sturm und treibt der Schnee,
Und kracht im Holz der frost'ge Wind;
Ich geh' nicht fort bis ich Dich seh'
Du schönes, sprödes Sternenkind!"

So wenig, wie ich mir selbst gestehen mußte, dieser Ausbruch von angebornem Tondichtungstriebe gelungen genannt werden konnte, so hatte er doch eine ganz wunderbare Wirkung. Für's Erste that er den Sänger erwärmen. Für's Zweite erweckte es, ich hatte kaum geendet, ein so liebliches Echo, wie kein zweites mehr in meinen Ohren klingen wird.

„Es braust der Sturm, es treibt der Schnee,"

hub ich von Neuem an.

„Es braust der Sturm, es treibt der Schnee,"

ließ es sich erwidernd von der Landstraße herauf vernehmen.

„Im dürren Holze kracht der Wind,"

ſang ich.

„Im dürren Holze kracht der Wind,"

erwiderte das Echo.

„Ich geh' nicht fort, bis ich Dich ſeh,"

fuhr ich fort.

„Ich geh' nicht fort, bis ich Dich ſeh,"

klagte das Echo nach.

„Du allerliebſtes Steppenkind!"

ſchloß ich meinen Geſang.

„Du allerliebſtes Steppenkind!"

klang es mitten auf der Heerſtraße, faſt hart vor meinen Ohren.

Soll ich ſagen, daß mich eine lichte Ahnung durchzuckt habe, es könne dies niemand Anderer ſein, als Horaz? Es wäre novelliſtiſche Phraſe! Konnte es denn jemand Anderer ſein, als Horaz? Ich wußte, daß er es ſei, und mit einem Sprunge war ich von meinem Sitze auf die Chauſſée herabgeſetzt und rief: „Judith und Poeſie!" wohl wiſſend, daß dies die rechten Klänge ſeien, an denen Horaz ſeine Freunde erkennen würde, Worte, auf die niemand Anderer, als er antworten konnte.

„Judith und Poesie!“ erscholl die Antwort einer männlich edlen Stimme. „Bist Du Samuel?“

„Nein!“ Ich nannte meinen Namen, und im selben Augenblicke erkannte ich Horazen an seinem treuherzigen Händedruck.

Der freundliche Leser wird auf die Schilderung der Scene des Wiedersehens zwischen Horazen und dem Zeichner dieses gerne verzichten, wenn ich ihn versichere, daß sie nicht länger währte, als zwei Freunde brauchen, um sich einmal in die Arme zu schließen, und einmal an die eiszapfenstarrenden Bärte zu küssen, und daß es dann frisch vorwärts ging in der Richtung gegen J.... hin.

XXVI.

Horaz.

Der Abend war weit vorgerückt, es war nahe um zehn Uhr; der Weg nach J... schlecht und weit und die Kälte im Zunehmen begriffen. Es hieß also eilen.

Doch welchen Weg? Die gerade Straße? Wie, wenn der Pflichteifer jener Drei am Birnbaume größer war, als ihre Empfindlichkeit für den Frost? Den kürzeren, abschüssigen Seitenweg einschlagen, auf dem ich einst Horazen mit Herzeln vorangeeilt war? Es hätte ihn erst aufsuchen gegolten; und dies war bei dem Umstande, als der Schnee Alles verweht und verschüttet hätte, nicht möglich.

Was blieb zu thun? Nichts Besseres, als vor der Hand auf der Straße zu bleiben, und in einer rathsamen Entfernung vom Birnbaume diesen rückwärts zu umgehen, indeß die Aufmerksamkeit der Drei nach vornehin an der Heeresstraße festgehalten wurde.

Das Letztere war ich zu übernehmen bereit, wenn sich Horaz dazu bequemen wollte, einige hundert Schritte vor dem Birnbaume seinen Weg bis zu einer gewissen Entfernung querfeldein zu nehmen, und dann im Schutze des Gestöbers den Baum rückwärts zu umgehen. Er mußte dann, wenn auch nicht ohne manche Beschwerlichkeit, in der Nähe eines Kreuzes, eine gute Viertelstunde unterhalb des Birnbaumes wieder an die Chaussée kommen, wo ich ihn erwarten wollte.

Wie gesagt, so gethan. Eine kurze Strecke vor dem Baume lenkte Horaz querfeldein, und Zeichner dieser Blätter setzte seinen Weg rüstig und frischen Muthes fort, die Melodie irgend eines verpönten Liedes vor sich hinträllernd.

Wie vermuthet, so kam es.

Noch einige Schritte vor dem Baume scholl mir der gebieterische Ruf: „Stehn bleiben!“ entgegen.

Ich stand, um mich im nächsten Augenblicke von drei Männern, davon zwei bewaffnet waren, umgeben zu sehen.

„Woher kommen Sie?“ fragte mich der Unbewaffnete, dessen Stimme ich alsbald für die desjenigen erkannte, der kurz zuvor das „Spielberg auf zwanzig“ in Aussicht gestellt.

Ich nannte die letzte Station.

„Wie heißen Sie?“ fragte er weiter.

Ich nannte meinen Namen.

„Das ist leicht gesagt!“ meinte der Fragesteller. „Aber Beweise! Jeder staatsgefährliche Mensch kann sich den Namen eines ehrlichen Mannes beilegen, ohne daß man ihm die Lüge von der Nase herabliest!“

Sehr geschmeichelt durch dies indirecte Compliment versicherte ich nochmals, daß mein Leib und mein Name so unzertrennlich zu einander gehören, wie die weiße Farbe zum Schnee, die Dunkelheit zur Nacht, oder der Scharfsinn zu einem Herrn Commissarius.

Selbst diese feine Erwiderung des mir gemachten Compliments hätte jedoch schwerlich genügt den Herrn Commissarius — denn ein solcher war der Fragende — geneigt zu machen, mich für mich zu halten, hätte nicht einer von den beiden Männern, die ihn begleiteten, den klugen Einfall gehabt, man könne ja nun, da man den Erwarteten bei der Hand zu haben meine, die Laterne anzünden, und ihm ins Gesicht sehen.

„Hat Recht!“ schnurrte er im tiefsten Basse, nachdem er mein Angesicht mit seiner Laterne von allen Seiten beleuchtet. „Kenn' den Herrn. Ist Student. War schon paarmal im Stadtl auf Visit beim Juden. Passirt!“

Diese Zeugenaussage glaubte der Herr Commissarius als untrüglich annehmen zu sollen und meinte, er habe den strengsten Auftrag, einen sehr gefährlichen Menschen, der heute Abend dieses Weges kommen sollte, zu verhaften, und da müsse denn der Unschuldige mit dem Schuldigen

daran, und es sich gefallen lassen, über seine Persönlichkeit Rechenschaft zu geben.

„Haben Sie auf dem Wege hieher Niemanden bemerkt, der Ihnen aufgefallen wäre?“ fragte er weiter.

Aufgefallen sei mir eben Niemand, erwiederte ich. Doch sei es sehr leicht möglich, daß sich noch Personen auf der Straße befinden, die dem Herrn Commissarius auffallend erscheinen könnten.

„Haben Sie im Gasthause der letzten Station Niemanden bemerkt, der so etwas Ausländisches an sich hatte, oder ein Wort fallen gelassen gelassen hätte, daß er noch heute einen weiten Weg habe, oder nach J... müsse, oder dergleichen Bedenkliches?“

Da ich einmal die Fiction hingestellt hatte, daß ich von der letzten Station komme, so glaubte ich mit gutem Gewissen dem Commissarius versichern zu können, daß ich allerdings einen Menschen gesehen und sogar gesprochen hatte, der ein Wort von weitem Wege fallen gelassen, und mir selber nicht ganz frei von dem zu sein scheine, was in den Augen des Herrn Commissarius für bedenklich erscheinen möchte.

„Glauben Sie, daß er hier schon vorübergekommen sei?“ fragte der Herr Commissarius weiter.

Ich glaubte ganz der Wahrheit getreu versichern zu können, daß er gewiß noch nicht vorübergekommen sei.

„Kreuz Donn....!“ fluchte der Herr Commissarius

ins Schneegestöber hinein. „So müssen wir noch warten. Und eine solche Nacht! Ich wollt', der Teufel holte alle dergleichen Commissionen!"

Ich erklärte mich mit der letztern Ansicht des Herrn Commissarius vollkommen einverstanden, erbat mir noch die Gnade, mir an dem Lichte der Amtslaterne eine Cigarre anbrennen zu dürfen und empfahl mich, indem ich dem Herrn Commissarius und dem Zeugen meiner Identität gute Nacht, und mir und Horazen zur gelungenen Hintanhaltung der drohenden Gefahr Glück wünschte.

Bald war das Kreuz erreicht, und auch Horaz, der bis ans Knie im Schnee hatte waten müssen, bei demselben eingetroffen. Und nun ging es auf Flügeln der Hast bergab gegen J...

Die Rathhausuhr von J... verkündigte eben die elfte Stunde, als wir vor Herrn Seligmann's Hause ankamen.

Die Fenster zur ebenen Erde waren erleuchtet, die Hausthüre nur leicht angelehnt. Ein Blick durch's Fenster ließ uns erkennen, daß wir erwartet wurden.

Herr und Frau Seligmann und Herzel Samuel saßen da unten in der stillen Stube um den wohlgeheizten Ofen beisammen, und verhandelten ganz eifrig und leise mit einander. Judith war damit beschäftigt, eine Menge von Erfrischungen auf dem Tische in einladender Ordnung aufzustellen.

Horaz fuhr bei ihrem Anblicke empor, als führe ihm eine Flamme durch's Herz. Krampfhaft drückte er mir die Hand, fragte mit verhaltener Stimme: „Ist das Judith?“ stand dann eine Weile wie angewurzelt und stürmte dann in die Stube.

Ein Schrei der Ueberraschung und Freude scholl durch die Stube, als Horaz über die Schwelle trat. Händedruck folgte auf Händedruck, Frage auf Frage, ein Ausruf der Ueberraschung auf den andern.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Lärm hingereicht hätte, in fünf Minuten nicht nur das ganze Haus, sondern auch die halbe Nachbarschaft in Aufruhr zu bringen, vielleicht sogar irgend einen leisen, verrätherischen Nachhall bis zu dem bewußten Birnbaume zu entsenden, wenn nicht Frau Seligmann, deren Freude über Horazens Rückkehr in die Heimath eine fast mütterliche war, ganz richtig bemerkt hätte, dem Ankömmling thue vor allem Andern eine Stärkung und dann Ruhe noth, und es sei doch eine recht abscheuliche Sitte, daß man glaube, man müsse Jeden, der müde von einer Reise ankömmt, durch's Bewillkommnen erst vollends zu Tode martern, ehe man ihm ein Bischen Ruhe gönne.

Dies hatte denn zunächst die Wiederkehr der Ruhe und darauf die Geltendmachung der ersten Gesetze der Gastfreundschaft von Seite der Frau des Hauses zur Folge.

„Geſchwind nur etwas Warmes zu ſich nehmen!“ nöthigte ſie Horazen ſich an dem reichbeladenen Tiſche niederzulaſſen, indem ſie ihm, der in dieſem Augenblicke, ſo ſehr er auch der Frau Seligmann zugethan und eine Labung ihm nöthig war, alle Mütter und alle gaſtlichen Hausfrauen in die Regionen des Pfeffers oder ewigen Schnee's wünſchen mochte, eine Schale heißer Fleiſchbrühe hinſchob.

„Judith! Sieh' nach der Kaffeemaſchine!“ herrſchte ſie weiter, „Salomon-Leben, ſchenk' Liqueur ein! Nicht wahr, Herr Doctor,“ wandte ſie ſich an Herzel, „ein Gläschen Liqueur thut gut auf den kalten Magen?“

Doctor Herzel bejahte kopfnickend.

Horaz aber ſuchte mit leuchtenden Augen nach Judith, deren ſchöner Kopf im Widerſchein der Spiritusflamme, die unter dem Kaffeekeſſel brodelte, zwiefach bleich und ernſt als er wirklich ſein mochte, von einer ſeltſamen Vergeiſtigung überleuchtet ſchien.

Umſonſt verſicherte er, daß ihm das Herz von der Freude des Wiederſehens zu voll ſei, als daß er etwas nehmen könne, und bat ihm zu gönnen, daß er den ſeligen Moment nach ſeiner Weiſe genieße.

„Sind Sie noch immer der alte, ſonderbare Menſch, der von Luft und Gedichten lebt?“ fragte Frau Seligmann. „Was wird erſt ſein, wenn Sie zu Ihrer Mutter kommen, wenn Sie es bei Ihren Freunden ſchon ſo treiben? Da

Sie nun einmal zurückgekommen ſind, werden Sie noch Zeit genug haben, ſich mit uns zu freuen, für jetzt müſſen Sie daran denken, daß Sie nicht, Gott behüt', krank werden!"

Es war nichts zu thun. Er mußte ſich der Uebermacht gaſtfreundlicher und vorſorglicher Geſinnungen fügen, und durch chriſtliche Ergebenheit in die jüdiſche Herzlichkeit den Moment herbeizuführen ſuchen, dem ſein Herz entgegenglühte, wie der brennende Boden Centralafrika's dem Regen.

Der Moment kam. Die Rathhausuhr ſchlug zwölf, und Frau Seligmann glaubte zur Abwendung leiblichen Uebels von ihrem lieben Gaſte das Ihrige gethan zu haben, und überließ ihm und ſeinen beiden Freunden die trauliche Stube zur Pflege nöthiger Ruhe, um ſich ſelbſt in das Bereich ihrer Federbetten zurückzuziehen.

Gut' Nacht!" wünſchte Frau Seligmann. „Laſſen Sie ſich, Herr Horaz, in ihrer Heimath etwas Glückliches träumen, und Sie, Herr Doctor, träumen Sie von Ihrer Klara!"

Hierauf trug ſie noch Judithen die Obſorge für die Verwahrung des Hauſes und ein treffliches Frühſtück auf, und verließ, gefolgt von Herrn Seligmann, die Stube.

Ein Moment allſeitigen Stillſchweigens trat ein.

„Judith, wie ſind Sie ſchön geworden!" nahm Horaz der erſte das Wort, indem er Judith's Hand ergriff und

ſie an die Lippen preßte. „Alle Bilder, die ich mir von Ihnen in weiter Ferne ſchuf, bleiben hinter der Wirklichkeit zurück, wie ein Gedicht hinter dem Leben!“

„Verläumden Sie Ihre Phantaſie nicht, um die Wirklichkeit zu überpreiſen!“ erwiderte Judith, indem ſie ihre Hand zurückzog.

„Nicht zu erreichen, wollen Sie ſagen!“ entgegnete Horaz. „O wie klein iſt alles das, was ich Opfer nannte, wenn ich den Preis betrachte, um deſſenwillen es gebracht worden! Was iſt mein Irren durch die Welt? Was mein Entſagen? Was mein Streben nach Ehre und Bedeutung? Was ſind alle Gefahren und Mühſeligkeiten? Ihnen gegenüber, Judith, verſchwinden Sie zum lächerlichen Nichts! Iſt das, was ich geworden bin, werth, ſich mit dem zu meſſen, was Judith iſt?“

„Horaz, Sie ſind ein Dichter,“ ſprach Judith, „ein Dichter, den man den beſten zuzählt. Ihr Ruhm iſt größer als die Zahl Ihrer Verehrer, denn Ihr Ruhm ſind auch Ihre Feinde! Was iſt Judith dagegen? Ein Mädchen, das im Kreiſe ſtiller Häuslichkeit ſchafft und in den wenigen Stunden, die ihm Küche und Haus übrig laſſen, bei einem Buche zu Gaſte geht, mit dem Ihre Freundlichkeit es beſchenkt hat. Was Judith iſt, das iſt ſie, weil das Korn Ihrer Theilnahme für ſie zufällig in keinen ganz unfruchtbaren Boden gefallen; das iſt ſie, weil ſie Dankbarkeit genug beſaß, um Ihre Theilnahme mit dem

Wunſche zu erwidern, ſie zu verdienen. Und müßte man den Meiſter nicht für unwahr halten, wenn er ſein Werk höher als ſich ſelbſt wollte ſchätzen? Gönnen Sie mir die Freude, Horaz, daß Sie auf mich ſtolz ſind, ſo wie ich all' meinen Stolz darein ſetze, Sie meinen Freund zu nennen, und ich bin überglücklich! Und nun — ſprechen Sie von Ihren Erlebniſſen! Ich bin ſo begierig den Mann ſprechen zu hören, deſſen Briefe und Schriften mich zur Bewunderung hinriſſen!"

„Ich müßte nur von Ihnen ſprechen, Judith!" erwiderte Horaz. „Glauben Sie ja nicht, daß es irgend etwas auf Erden giebt neben Ihnen, das mich in meinen Handlungen beſtimmt! Was ich denke, es ſind Gedanken, die ſich um Sie ſchaaren; was ich thue, es ſind Thaten um Ihretwillen. Sie ſind meine Moral und mein Geſetz geweſen, ſeit ich Oeſterreich verlaſſen; was Ihnen gefallen könnte, was Sie billigen möchten, das war mir Ziel, war mir Befehl! Ich wußte ſehr wohl, auf dem trottenden Wege des Alltagsjammers ſei in der Heimath mir keine Zukunft blühend, Judith für mich unreichbar. Ich verließ Oeſterreich und nahm meine Liebe mit mir als leitenden Stern. Sie, Judith, waren das Ziel meines Irrens, der Preis meines Strebens. Seben Sie mich nun in dieſem Augenblicke vor Ihnen, um Ihnen zu geſtehen, was Ihnen wohl jede Zeile meiner Briefe ohnehin ſagte: Horaz, der Mann, iſt der Liebe Horazens, des Jünglings,

treu geblieben. Er kann nicht zweifeln, daß Judith, die Jungfrau, den Regungen sich zu entfalten gegönnt, die im Herzen Judith's, des Kindes, keimten!"

„Horaz!..." unterbrach Judith den Sprechenden, „Sie scheinen der langen Reihe von Jahren nicht zu gedenken, die den Mann vom Jüngling, die Jungfrau vom Kinde sondern. Sie haben in den Ernst Ihrer Mannesjahre ein Spiel aus der Jünglingszeit mit hinübergenommen...."

„Ein Spiel!" unterbrach sie Horaz. „Durch Gefahr und Unbill der Jahreszeit eile ich zu Ihren Füßen, um wenige Stunden unter verpöntem Himmel zu athmen, Stunden, die ich genug wähnte, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe; nein! daß ich Sie zu lieben nie aufgehört habe; daß ich meine Zukunft in Ihre Hände zu legen gesonnen; — und Sie nennen es ein Spiel! Judith! Seit wenigen Wochen ist das Schwierigste besiegt. Ich habe mir eine unabhängige Stellung erworben. Verlassen Sie mit mir Oesterreich — seien Sie mein Weib!"

Judiths Brust wogte stürmisch.

„Horaz, nicht so dachte ich mir unser Wiedersehen!" sprach sie mit zitternder Stimme, indem sie sich erhob. „Meine Gedanken kennen nur Horaz den Jüngling —"

„O lassen Sie sie nun auch den Mann kennen lernen!" bat Horaz.

„Sie kennen nur Horaz — den Schriftsteller...."

„Wie?“ fuhr Horaz erschreckt empor. „Höre ich recht? Verstehe ich recht?“

„Sie vergessen, daß die Jüdin Judith ....“

„Judith, ein schwaches Bollwerk, hinter das sich Ihr schönes Herz verbirgt! Kann es noch Religionen geben, wo Liebe zum Gebete geworden?“

„So muß ich Ihnen gestehen,“ begann Judith nach einer Pause, während welcher sich der Kampf, der in ihrem Innern vorging, in leichenhafter Blässe auf ihrem schönen Angesichte abspiegelte. „So muß ich Ihnen selbst gestehen, was Sie, meinen liebsten Freund, wie ich nun sehe, hart berühren, was Sie vielleicht unendlich schmerzhaft verwunden muß. Doch thue ich es ruhig; denn ein Theil, ein großer Theil der Schuld kommt auf Rechnung der männlichen Eitelkeit! ... Wer berechtigt Euch Männer denn zu glauben, daß ein Weib Euch — nur lieben könne?“

„Judith!“ rief Horaz zitternd, indem er ihre Hand faßte, was sie ohne Widerstand geschehen ließ, da sie allmählich ihre Fassung wieder zu gewinnen schien.

„Wer giebt Euch das Recht, Eure Freundinnen, und wären es die besten, für Eure Geliebten zu halten? Und, Horaz, muß Judith selbst es Ihnen sagen, daß sie Ihre treueste ... innigste ... zärtlichste Freundin ist?“

Horaz ließ Haupt und Arme sinken, wie Einer, der Alles verloren hat. Eines Wortes war er nicht mächtig.

„Sehen Sie, Horaz,“ fuhr Judith mit unendlicher

Milde des Ausdruckes fort, „könnte ſich Ihre Freundin auch entſchließen, ein Opfer zu bringen, durch das ſie Ihre Täuſchung zu der eigenen machen, den Ihrigen und ihren eigenen Eltern aber unendliches Herzeleid, vielleicht ein frühes Grab bereiten würde: wären Sie dann glücklich? Könnte Judith, das ſchwache Weib, das es nicht über ſich bringen kann, einem Glauben zu entſagen, Ihnen, dem ſtarken, weltſtürmenden Geiſte genügen? Kann ſie, den Schmerz einer liebenden, verlaſſenen Mutter auf dem Herzen, Sie beglücken?"

„Sie haben Recht!" erwiderte Horaz zerknirſcht. „Ich war ein Thor! Ich vergaß, daß die Töchter Ihres Stammes feſter halten an den Satzungen der arabiſchen Wüſte, als an den Seligkeiten des einzigen Paradieſes — der Liebe! Es iſt billig, daß ich büße. Was war ich auch ſo — kindiſch, zu glauben, Judith ſei über dergleichen längſt hinweg, weil ich wußte, daß ich ſie liebe, und mir einbildete, ich müſſe ſie mit mir ſelbſt darüber hinweggetragen haben? Ich war ein Thor, weil ich den tollen Wahn hegte, ein Weib, das liebt, habe nur Einen Gott, und der ſei der Mann ihrer Liebe. Doch was thörichter war, als Alles dies, iſt, daß ich ein Jugendleben lang die Schlange einer Lüge mit meinem Herzblute nährte; daß ich, der Welt ein Spott, die Fabel einer Liebe auf meinen Lippen herum trug; den Freunden ein Gelächter, mit einem erträumten Königreiche prunkte!...."

„Judith!“ fuhr er fort, „ich kam nur auf wenige Stunden nach Böhmen. Ich kam einen vergrabenen Schatz zu heben — er iſt nicht mehr. Meines Suchens iſt nicht weiter unter dieſem Himmel, wie meines Strebens nicht hier iſt. Leben Sie wohl — ich gehe, woher ich kam!“

„Horaz!...“ bat Judith mit emporgehobenen Händen.

„Sie wünſchen?“ fragte Horaz im Tone der kälteſten Höflichkeit.

„Ich habe eine Bitte an Sie.“

„Dieſe wäre?“

„Nicht ſo laſſen Sie uns ſcheiden! Glauben Sie eine Geliebte verloren zu haben, gönnen Sie mir Ihnen zu beweiſen, daß Sie eine Freundin von jeher beſaßen und ſie ewig — ewig beſitzen werden!“

„Sie ſprechen von einem Spiele, Judith, das ich aus leichtſinniger Jünglingszeit ins ernſte Mannesleben mit herübergenommen haben ſoll,“ ſprach Horaz mit ehern er Entſchiedenheit. „Gut denn! Ein Spieler, der im Verluſte iſt, fragt nicht — was er noch verliere!“

Hiermit hüllte er ſich in ſeinen Mantel und ſchritt feſten Schrittes zur Stube hinaus.

Eine Secunde ſpäter fiel das Hausthor raſſelnd zu. Es war noch von unſerer Ankunft her offen geblieben.

Horaz war hinausgeeilt in die öde troſtloſe Winternacht, aus der er vor wenigen Stunden ſo reich an Glück

und Hoffnungen hier eingetreten. Und Judith? Nach einer Pause, der schmerzvollsten wohl, die ein Frauenherz zu überstehen vermag, wankte sie der Thüre zu. Doch ihre Kräfte versagten, und machtlos brach sie an der Schwelle zusammen.

XXVII.

Finale.

Es war im Frühherbste noch desselben Jahres, das wenige Tage nach Horazens ebenso unerwarteter Ankunft, als vielleicht übereilter abermaliger Flucht aus der Heimath und der Nähe Judiths seinen Anfang genommen, als Jedermann, der am Abend vor Sanct Wenzeslai durch die Allee ging, deren sich der freundliche Leser wohl noch von jenem Morgen her erinnert, an welchem der Zeichner dieser Blätter in Begleitung des Herrn Holub in dem Einspänner des Herrn Chirurgus seine Reise nach der berühmten Gymnasialstadt Tmawitz antrat, eine leichtbespannte Kaleſche dahinrollen sehen konnte, die seit einiger Zeit auf dieser Strecke und in der Umgegend kein Fremdling war. Einer der beiden jungen Männer, die in der Kaleſche, deren Dach völlig nach rückwärts gelegt war, saßen, hielt die Zügel der zwei flinken Rappen

und trieb die dampfenden Thiere zu ſo raſchem Galoppe an, daß ganze Fragmente der ohnehin nicht allzutrefflichen Landſtraße in Form gar nicht unbedeutender Kiesſtücke und Erdſchollen von den Hufen der Roſſe aufgeſchleudert in den Wagen fielen. Der Andere ſtand im Wagen aufrecht, als glaubte er ſich dadurch um ſo eher unter eines der Dächer verſetzt zu ſehen, deren Giebel allmählich hinter den Wipfeln gelbbeblätterter Bäume und dem Zweiggeflechte halbentlaubter Büſche hervortauchten.

„Guten Morgen, Euer Gnaden, Herr Doctor!“ grüßten die Leute, an denen die Kaleſche vorüberflog, den Roſſelenker, indem ſie Hüte und Kappen auf's Ehrerbietigſte abnahmen.

„Wie geht's, Alter?“

„Gott ſei Dank, Euer Gnaden, Herr Doctor, gut!“ oder „beſſer!“ oder „leidlich!“

Das war das Geſpräch, das der Gegrüßte mit Einigen von ihnen im Fluge tauſchte.

Der Andere, neben ihm aufrechtſtehende, achtete der Grüße wenig. Es war, als eilten ſeine Augen der ſchnaubenden Rappen voran, ſeine Gedanken dem rollenden Wagen.

Im Roſſelenker dürfte der freundliche Leſer ſchwerlich jenes barfüßige Jüngelchen erkennen, das an demſelben Tage, als der Zeichner dieſer Blätter im Wägelchen des Chirurgus nach Tmawitz fuhr, denſelben Weg hinter dem

Haustrer Herzel einhertrottend zu Fuß zurücklegte. Es ist unser alter Freund Herzel Samuel, der nunmehrige Doctor Herzel, herrschaftlicher Arzt in seiner und des Zeichners dieses Heimath, Bezieher eines jährlichen fixen Einkommens von sechshundert Gulden, so und so viel Strichen Korn, so und so viel Metzen Kartoffeln, so und so viel Klaftern Holz, Besitzer der dahinrollenden Kalesche sammt dampfenden Rappen, (eines Geschenkes des Gutsherrn für die Heilung eines Uebels, gegen das der alte Chirurgus seit Jahrzehenden mit allen Purganzen der k. k. österreichischen Pharmakopöe vergebens gekämpft) und nunmehriger beliebter und geliebter Ordinarius aller Kranken, Einrichter aller Beinbrüchigen, Inslebenzurückrufer aller Halbtodten und Tröster aller Incurabeln auf zehn Meilen in der Runde.

Eben so wenig dürfte es ihm einfallen, in der Person des Aufrechtstehenden den Zeichner dieser Blätter zu vermuthen.

Und doch war er es und niemand Anderer!

Auch für ihn war die ersehnte Stunde der Erlösung gekommen, auch er hatte das Fegefeuer eines halben Dutzends strenger Examina mit heilem Leibe überstanden und durch den großen Promotionssaal der Carolo-Ferdinandea, geziert mit dem Doctorshute sämmtlicher Rechte und unter dem Gepauke eines Viertelduzends mit Kalbsfellen überzogener Kupferkessel und Geschmetter eben so

vieler Posaunen, Trompeten und Hörnern den Weg in den Himmel der goldenen Freiheit gefunden, um den eben erledigten Posten eines Justiziarius auf den gräflich J...'schen Besitzungen, zu denen auch das Dorf seiner Heimath gehörte, anzutreten.

Zwei Meilen weit war ihm Herzel Samuel auf die Nachricht von seiner Heimkehr entgegengefahren, und nun eilt er dem langentbehrten Vaterhause, den langvermißten Seinen zu!

Der freundliche Leser erwarte nicht eine thränendurchsickerte Schilderung des rührendsten Wiedersehens. Es genüge ihm zu wissen, daß der Augenblick, in welchem Herzel Samuel zwischen den beiden großen hölzernen Thorflügeln in den großen Pachthof einlenkte und der „junge Herr", wie ich seit einigen Jahren geheißen zu werden die Ehre hatte, vom Wagen herab seinen Eltern in die Arme flog, von Jemandem, der von Ferne zugehört hätte, ohne Zeuge dessen zu sein, was vorging, eben so gut für den Moment gehalten werden konnte da ein geliebtes Mitglied des Hauses zu Grabe getragen werden sollte, als da der einzige Sohn nach langer Abwesenheit in den Schooß seiner Angehörigen zurückkehrt. Nicht nur die Mutter drückte ihren Sohn unter lauten Thränen ans Herz — was hat eine Mutter anders, um ihre Seligkeit auszudrücken? ihr Glück und ihr Schmerz spricht dieselbe Sprache! — nicht nur der Vater fand für die

Freude ſeines Herzens keinen andern Ausdruck; ſondern alles Männliche und Weibliche im ganzen Hofe glaubte auf gleiche Weiſe die Ungeſchminktheit ſeiner Freude zu erkennen geben zu müſſen, und Knechte und Mägde in vielſtimmigem Chorus erfüllten die Luft mit ihrer Wehklage darüber, daß ſie die Wonne erlebt, den „jungen Herrn“ und noch dazu als neuen Herrn Juſtiziarius wiederzuſehen.

Nur mit Mühe gelang es der am eheſten ſich faſſenden Mutter, den ſämmtlichen Freudenbezeugenden zu bedeuten, daß ſie der Pflicht mägdlicher und knechtlicher Theilnahme mehr als im Uebermaße Genüge geleiſtet, und nur allmählich ſchenkten ſie den weiſen Reden der Hausfrau Gehör, um ſofort aus dem Zuſtande Herz und Auge erſchöpfender Thränenvergießung zu einer rührigen Geſchäftigkeit in Haus und Hof überzugehen, als gelte es nicht die Heimkehr eines Sohnes, ſondern die Durchreiſe eines Prinzen, oder die Ankunft des Gutsherrn, oder gar die Bewirthung eines auf Kirchenviſitation reiſenden Kanonikus zu feiern.

Für's Erſte wurde die Perſon, der die Freude und die Thränen des Tages galten, in ein eigens für ſie zubereitetes Zimmer gethan, allwo Alles aufs Reinſte geſcheuert, mit dem feinſten Sande beſtreut, mit den ſchwellendſten Federkiſſen belegt, und der blendend weißgedeckte Eichentiſch mit dem friſchduftendſten Backwerke beladen

war, das je aus dem Krater eines Kirchweihbackofens hervorgegangen.

„Dies nur für einſtweilen, Herr Söhnlein," meinte die gute, indeß ſo ſehr gealterte Mutter. „Bald wollen wir, Herr Söhnlein, zu Tiſche gehn, und da ſollſt Du noch mehr finden! O, ich weiß es, die vornehmen Herren lieben einen guten Biſſen! Und war für Einen auch, als er noch das A-B-C lernte, ein ſchwarzer Fladen gut, ſo thut es ihm, wenn er einmal ein vornehmer Herr geworden iſt, ſelbſt ein weißer Kuchen nicht mehr!"

Vergebens bat ich, einen Gang durch's Dorf machen zu dürfen, oder wenigſtens in den Hof oder in den Garten. Mit eiferſüchtigem Auge bewachte mich der Vater in der kleinen Stube, wie man etwa einen vornehmen Gefangenen bewacht, und meinte, das ſchicke ſich nicht, daß man ſich ſo von den Leuten ſehen laſſe wie jeder Schneidergeſell, der von der Wanderſchaft nach Hauſe kommt, am wenigſten wenn man der Herr Juſtizarius ſei; und wenn mich Jemand ſehen wolle, ſo wiſſe er ja, wo der Pachthof ſei. Der Doctor habe nur ſeinen Wagen nach Hauſe geſchafft und werde gleich wiederkommen, und auch die andern Alle werden ſich ſogleich einfinden!

Und ſo ſaß ich denn da in der Stube, in der ich als kleiner Junge ſo toll herumgewaltet, und Alles um mich war noch daſſelbe, das Alte, Fortlebende, ſelbſt der heilige Nicolaus mit dem wächſernen Geſichte und dem weißbaum-

wollenen Haare, mit dem dräht'nen Krummſtabe und dem goldpapiernen Biſchofsmantel, und in ſeinem Gefolge der Teufel mit der rothtuchenen Zunge guckte wie ein alter Bekannter hinter einem Paar zinnerner Teller vom Simſe herab. Nur die ſchöne Muhme fehlte und Herr Holub und die Babitſchka, und ich ſah mit Ungeduld nach der Thüre, als müſſe jeden Augenblick die ſchöne Muhme hereinhüpfen, und mich ans Herz drücken und in die Backen kneipen und roth küſſen, und Herr Holub kommen, um mir die Nachtſtunde zu geben, und die Babitſchka, um mir ein Stück Zucker für einen Kuß anzubieten.

Keiner von Allen aber wollte eintreten, und als ich den Vater zuerſt nach der alten Großmutter fragte, erzählte er, daß ſie ſie vor drei Monaten hinausgetragen haben auf den Friedhof, und daß man mir es nicht habe ſchreiben wollen, um mich nicht in meinen Studien zu ſtören. Das gehe nicht anders, meinte er, und auch ſein Haar ſei ja ſchon ſilbern, wie das der Babitſchka einſt geweſen!

Alles, was mir geſtattet wurde, war ein Blick zwiſchen den herabgelaſſenen Vorhängen durch's Fenſter.

Die Leute des Ortes hatten ſich vor demſelben zu einem dichten Haufen zuſammengeſchaart, die künftigen Kokrha's und die künftigen Herzel's mit urwüchſig nackten Beinen und über die Stirn wallendem Flachshaar; Väter, die ſich ein Bild von ihren Söhnen machen wollten, die zur Zeit noch in Prag auf den Büchern lagen; Mütter,

die ihren ausgelaſſenen Knäblein ein nachahmungswerthes Beiſpiel geben wollten, und deshalb nach jeder leiſen Bewegung des Vorhangs ſpähten, um des ſoeben von Prag angekommenen Schaffnersſohnes anſichtig zu werden.

Die Zeit, bis die „Leute", von denen mein Vater meinte, daß ſie, wenn ſie mich ſehen wollten, wüßten wo der Pachthof ſei, kamen, ſchien meinem ungeduldig pochenden Herzen eine Ewigkeit.

Endlich ließ ſich ein leiſes, ſehr beſcheidenes Klopfen an der Thüre vernehmen.

„Vielleicht die ſchöne Muhme!" dachte ich.

„Nur weiter!" rief mein Vater, nicht ohne einigen Stolz.

Die Geſtalt eines zwar wohlbeleibten, aber dennoch theils vom Uebermaße des guten Lebens, theils von der Laſt vorgerückten Alters in ſich geſunkenen Greiſes trat herein, den ich als den Herrn Chirurgus wieder erkannte.

„Herr Juſtiziarius!" hub er an, „halten zu Gnaden, ich komme, meine unterthänigſte Gratulation abzuſtatten!"

„O, ich hab' es immer geſagt," wandte er ſich hierauf gegen meinen Vater, „aus Ihrem Herrn Sohn wird noch was Großes! Muß gut gethan haben, was ich dem jungen Herrn, als er noch die Gnad' hatte, ein kleines Büb'chen zu ſein, von wegen des ſchweren Kopfes verſchrieben habe!"

Im Verlaufe des Geſpräches, während deſſen der

alte Chirurgus es nicht unterließ, nebenbei nach diesem und jenem Professor, der längst zu den Verstorbenen zählte, und nach Leuten, die er seine Collegen nannte und die wohl größtentheils bereits unter und über der Erde zerstreut waren, zu fragen, konnte es nicht fehlen, daß ich auch erfuhr, wie ihn ein Sturz vom Wagen vor einem Jahre eine Zeit lang unfähig gemacht habe, der Praxis nachzugehen, wie da Herr Doctor Herzel, der eben mit seiner Frau nach Hause gekommen, eine Zeit lang so gut gewesen, seine Stelle zu vertreten, und wie die Excellenz — so wurde der Gutsherr allgemein geheißen — ihn, den Chirurgus nämlich, nachdem er genesen, zu pensioniren und dem Herrn Doctor die Stelle zu übergeben geruht haben. Der Herr Doctor aber sei ein grundgescheidter Mann und verstehe sich auf seine Sache.

Nicht lange — und es pochte wieder Jemand.

Es war der geistliche Herr, der eintrat, um, wie er sagte, Gottes Gruß dem Manne zu bringen, den er als Kind, Gottes Wort gelehrt und zugleich dem neuen Herrn Justiziarius sein und seines Sprengels Wohl an das menschenfreundliche Herz zu legen.

Ihm auf dem Fuße nach folgte Herzel Samuel, ein blühendes, frischwangiges Weibchen an dem einen und einen blühenden, frischwangigen Priester am andern Arme.

Wie wohl that das heitere Landleben Klara'n! Das bleiche, fast krankhafte Mädchen aus der düstern Stube in

der Zigeunergasse war ordentlich zu neuem, freudigem, lachendem Leben aufgeblüht, und versprach bald einem künftigen „Zeichner dieser Blätter" einen „künftigen Herzel" als treulichen Freund an die Seite zu setzen.

Und Žižka, der junge Professor, den es bald nach unserem Wiedersehen auf dem Altstädter Ringe aus den einsamen Klosterräumen ins offene Leben hinausgedrängt, um hier mit lebendigem Worte zu lehren, was er dort in der Stille des Todes gesonnen, hätte er auf Samuel's Einladung nicht herbeikommen sollen, um im Kreise seiner Brüder wieder einmal einen freudig tollen Tag zu verleben?

„Zu Tische!" lud die Mutter die sämmtlichen Herren ein, indem sie die Frau Doctorin selbst unter dem Arm faßte und sie in die große Stube geleitete, wo der große Tisch bereits der Gäste harrte.

Wir ließen uns nieder. Die dampfende Suppenschüssel ging im Kreise — — die schöne Muhme war noch immer nicht zu sehen.

Eine bange Ahnung zuckte mir durch die Seele. Sollte man aus Schonung mir ebenfalls verschwiegen haben —

Da klopfte es noch einmal an die Thüre.

„Herein!" rief meine Mutter.

Und herein trat durch die angelweit geöffnete Thüre ein kleines kugliges Männchen, eine wenn auch nicht mehr junge, doch sehr stattliche Frau am Arme, einen alter-

gebräunten Seidenhut in der Hand, eine hohe Roßhaarcravatte um den Hals, einen schwarzen, alten, für die schwellenden Glieder viel zu knappen Frack am Leibe, und schien mit den ehrerbietigsten Bücklingen gar nicht zu Ende kommen zu wollen.

„Unterthänigster Diener!“ sprach das Männchen mit dem süßesten Lächeln. „O wie freuet es mich, daß es mir gegönnet ist, Ihnen mein gehorsamstes Compliment zu machen, Herr Justiziarius! Ich habe immer gesaget, brave Eltern erleben an ihren fleißigen Kindern Freude, und habe mich nicht getäuschet.“

Wer erkennt nicht, wenn auch nicht in dieser Gestalt, doch an dieser Redeweise Herrn Holub?

Die stattliche Frau an seinem Arme war die schöne Mubme, die es sich, wenn auch seit Jahren Frau Schullehrerin und die getreue Ehehälfte des glücklichen Nachfolgers des Herrn Metlitschka, nicht wehren ließ, ihrem einstigen Lieblinge um den Hals zu fallen, und ihn mit so viel Küssen zu bedecken, als ein treues Mubmenherz braucht um erkennen zu lassen, daß sich im Verlaufe der Zeit gar Vieles geändert habe, seine Liebe jedoch unwandelbar geblieben sei.

„Wie vortrefflich Ihr Ausseh'n ist!“ konnte ich mich meiner Verwunderung über des Herrn Holub kugelige Erscheinung und vollwangiges Angesicht nicht enthalten, indem ich ihm beide Hände zum Gruße darreichte.

„Das kam Alles erst seit unser Herr Holub wirklicher Herr Schullehrer und glücklicher Ehemann ist!“ erklärte der alte Chirurgus.

„Gedeihlich ist nur das Brod, das man als Herr isset, nimmer aber Herrenbrod!“ ergänzte Herr Holub. „Ich habe lange genug den Knäblein und Mägdlein dieses Ortes das goldne Sprichwort „Geduld bringt Rosen“ vorbuchstabiret, daß es sich endlich auch an mir bewähren konnte!“

Das Mahl nahm seinen Fortgang. Ich werde mich in keine Beschreibung desselben einlassen, weil es eine ebenso vergebliche Mühe wäre, als die Heiterkeit und Freudigkeit nachzeichnen zu wollen, die den kleinen Kreis belebte.

„Es lebe die Schule, darin wir uns gefunden!“ brachte Herzel Samuel gegen das Ende desselben einen Toast aus.

„Es lebe das Leben, das uns verbunden!“ erwiderte Zizka.

„Einer noch fehlt, damit der Kreis unsrer Erinnerungen vollzählig sei,“ bemerkte Herzel. „Wißt Ihr wer?“

„Kokrha!“ erwiderte ich. „Ihm sei Vergessen!“

„Vergessen!“ klangen drei Gläser aneinander.

„Doch was ist's mit ihm?“

Die Liebe frägt nach Kutten nicht,
Ob sie hindurch darf dringen —

„Ihr kennt ja das schöne Lied Horazens?“ erwiderte Zizka. „Es enthält Kokrha's Geschichte. Wenn auch Noviz

im Kapuzinerorden, so war er doch nicht blind für die Reize eines lieblichen Dienstmädchens. Was daraus erfolgte, gehört dem Mantel der Liebe an, den wir denn auch darüber breiten wollen. Ihn selbst aber bestimmte es aus dem Orden zu treten, und den Säbel eines Finanzwächters umzunehmen."

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Samuel Gribble

Jahrbuch
Deutscher Belletristik
auf 1857.

Des Albums der Erinnerungen dritter Jahrgang.

Mit Beiträgen

von

Fr. Bodenstedt, Ida von Düringsfeld, E. Geibel, A. Gottschall, Bernd v. Guseck, Victor Hansgirg, Moriz Hartmann, F. Hebbel, Th. Herzog, Uffo Horn, W. Müller von Königswinter, L. Pfau, Th. Pisling, Otto Prechtler, H. Pröhle, L. J. Semlitsch, A. v. Sternberg, J. N. Vogl, S. Kapper.

Herausgegeben

von

Siegfried Kapper.

Mit dem Bildniß Em. Geibel's.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Bellmann in Prag.

Novellen und Skizzen.

274

Bayerische Staatsbibliothek München

Felicitas.

Von Theodor Herzog.

Ein naßkalter Herbſtwind ſchüttelte die alten, mächtigen Linden vor dem einſam ſtehenden Hauſe, und die gelben Blätter fielen in dichten wirbelnden Maſſen zur Erde. Vom Dorfe herauf ſchimmerte hie und da ein vereinzeltes Licht in die abendliche Dämmerung hinein, welche nun bald einer finſtern ſternenleeren Nacht weichen zu wollen ſchien. Dann und wann ſchlugen auch ſchwere Regentropfen auf den Boden nieder, oder pochten, vom Winde ſeitwärts getrieben, an die niedrigen Fenſter des Hauſes, an deren einem im Erdgeſchoſſe jetzt ein halberwachſenes, ſchlankes Mädchen lehnte, und, die heiße Stirn wider das kalte Glas gepreßt, das freudloſe herbſtliche Schauſpiel draußen betrachtete. Die Stube, in welcher ſie ſich befand, war ſtark geheizt, ſo daß das Glas des Fenſters häufig anlief, und die beſcheidene Ausſicht verſperrte. Dann fuhr die kleine ſchmale Hand des Mädchens wie mechaniſch über die feuchten Scheiben hinweg und ihr Auge ſtarrte von Neuem theilnahmlos in's Freie.

In der Stube ſelbſt war es völlig ſtill, mit Ausnahme des alterthümlichen Pendels an der Wand, deſſen ſchwerfällige Schwingungen ſich in regelmäßigem Takte vernehmen ließen, und nur dann und wann unterbrach

das knisternde Aufflackern des Feuers im Ofen dies träge Einerlei. Plötzlich aber regte sich Etwas in dem, bis auf das Mädchen am Fenster, scheinbar leeren Zimmer. Aus einem hölzernen Verschlage hervor, welcher erst jetzt in der Tiefe des kleinen Raumes durch den Widerschein des Feuers bemerkbar wurde, rief eine schwache, aber scharf klingende Frauenstimme mit unwilliger Betonung:

„Wo bist Du doch wieder, Lici? Solltest Du nicht an meinem Bett bleiben, Mädchen, daß ich nicht erst zu rufen brauchte?"

Aus ihren Träumereien erwacht und bei dem unwilligen Rufe fast zusammenschreckend eilte das junge Mädchen in den Hintergrund des Zimmers, wo die Kranke — denn eine solche war die Sprecherin offenbar — auf einem mit Betten bereckten Kanapee ruhte.

Schüchtern und beinahe ängstlich fragte sie nach dem Begehr, ihren Aufenthalt am Fenster mit der großen Wärme in der Nähe des Ofens entschuldigend, worauf sie in demselben unfreundlichen Tone die Weisung erhielt:

„Zünde Licht an, dann rufe meinen Mann herein und das Kind, wenn es daheim ist! Sonst laß es holen, aber sogleich. Dann thue draußen was Du willst; ich brauche Dich nicht weiter, wenn Jene da sind."

Der Redenden wurden ihre Worte offenbar beschwerlich; sie sprach hastig, in rasch auf einander folgenden Pausen, und schöpfte schwer Athem, obschon sie ihre Schwäche noch immer zu verbergen suchte. Und dennoch brauchte man nur zu hören, um alsbald zu wissen, daß der Engel des Todes diesem Lager nicht mehr ferne stand.

Das junge Mädchen hatte dem Befehle gehorcht. In einem Augenblicke war das Zimmer heller, als durch

die ungewiß flackernde Dienflamme durch zwei helle Kerzen erleuchtet, und nun erſt können wir die Sprecherin genauer in's Auge faſſen.

Es war eine noch ziemlich junge Frau von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, welche dort, von ſchwerer ſchleichender Krankheit heimgeſucht, auf dem Lager ruhte. Ihre Geſichtszüge, obſchon ſcharf und der wohlthuenden weichen Uebergänge entbehrend, zeigten noch immer die Spuren einer Schönheit, welche in dieſe beſcheidenen Räume kaum zu gehören ſchien. Es mußte dies eine ſo zarte blonde Schönheit geweſen ſein, wie ſie nur unter den höhern Ständen im nördlichen Deutſchland und noch mehr in England einheimiſch zu ſein pflegt. Allein der Ausdruck des blauen Auges unter den fein gewölbten Augenbrauen und der wunderbar edeln Stirn war kein erquickender zu nennen. Nicht die Krankheit war es, die ihn trübte oder verunzierte; es war ein tiefes inneres Mißbehagen, eine feſtgewurzelte Seelenverſtimmung, welche aus dieſem an ſich ſo ſchönen Auge herausblickte, und noch mehr als die unfreundlichen Worte an das junge Mädchen, beurkundete, daß die bedauernswerthe Kranke nicht bloß körperlich zu leiden hatte. Dem denkenden Beobachter mußte ſich hier ſofort die Frage aufdrängen: iſt es denn möglich, daß ein ſolches Weſen, mit ſeiner eigenthümlichen Lebens- und Leidensgeſchichte mit dieſem Raume verwachſen iſt? oder war es nur ein Zufall, welcher die Fremde aus den ihr angemeſſenen Umgebungen heraus- und gerade hierher verſchlagen?

Nach einer kurzen Pauſe, während welcher die Kranke im Zimmer allein geblieben, kehrte das junge Mädchen in daſſelbe zurück und meldete, daß ſie nach Aennchen, die auswärts ſei, geſchickt, den Herrn aber ſofort herbeigerufen habe.

Faſt auf dem Fuße folgte ihr auch ein kräftiger

junger Mann von etwa gleichem Alter mit der Kranken, ländlich, aber ausnehmend nett gekleidet, der mit dem unverstellten Ausdrucke tiefer Besorgniß auf das Lager der jungen Frau zueilte, sich dort niederließ und in die Worte ausbrach:

„Um des Himmels willen, Anna, bist Du schlimmer geworden? Soll ich nach dem Doctor schicken; vielleicht ist er noch im Dorfe zu treffen, wo er diesen Nachmittag zu thun hatte? Sprich, Anna, sage mir die volle Wahrheit: umsonst hast Du mich nicht rufen lassen und nach dem Kinde verlangt!"

Die so Angeredete veränderte keine Miene bei diesen mit wärmster Theilnahme an sie gerichteten Worten. Sie hob ihren Kopf, jedoch mit einiger Anstrengung, in die Höhe, stützte denselben langsam auf ihren wider das Kissen gestemmten Arm und erwiederte fast ohne jede Spur einer inneren Bewegung:

„Ja, ja, ich wollte mit Dir sprechen, Conrad, weil es zur Neige mit mir geht, denk' ich. Den Doctor laß im Dorfe unten; wir lernen's ja von Kindesbeinen an, daß für den Tod kein Kräutlein gewachsen ist. Bist Du noch da, Liesi?"

Das Mädchen, welches an seinem Lieblingerlatze, dem Fenster, sich von Neuem in Träumereien versenkt hatte, bejahte dies und war eben im Begriffe der von ihm erwarteten Weisung, das Zimmer zu verlassen, im Voraus nachzukommen, als ihr der Befehl wurde, das Feuer im Ofen anzuschüren, weil es im Zimmer anfange kühl zu werden.

Die Temperatur dünkte ihr schon fast unerträglich. Sie gehorchte aber ohne Zögern, kauerte sich auf ein hölzernes Bänkchen in der Nische vor dem mächtigen Kachelofen und schob ein großes fichtenes Scheit in die prasselnd auflodernde Flamme.

Inzwiſchen hatte die Kranke ihre Rede an den aufmerkſam zuhörenden jungen Mann, welchen ſelbſt es übrigens bei ihren letzten kalten Worten eiſig durchſchauerte, fortgeſetzt.

„Es iſt gut für mich, daß es alſo kommt, Conrad, gut für Dich. Ich habe mich niemals verſtellen können, das weißt Du, und darum ſage ich Dir auch jetzt ſo offen, daß es gut iſt. War ich glücklich? Nein. Warſt Du glücklich? Noch weniger vielleicht. Das Kind hat uns Freude gemacht, das iſt wahr, aber es iſt auch das Einzige, was man rühmen kann. Wir haben beide nicht wohlgethan, daß wir uns an einander banden. Dein Herz war nie recht bei mir, geſtehe es nur immer, und was mich betrifft, ſo hatte meine Mutter auch mir an der Wiege ein anderes Lieblein geſungen. Von Jahr zu Jahr habe ich geheißt, aber ſtets vergebens. Inzwiſchen kam das Uebel über mich, die Krankheit. Nun war es vollends aus mit der Lebensfreude, und Dich Armen hat es auch gar ſehr zurückgebracht. Du dachteſt mit mir Dein Glück zu begründen, gabſt Deinem Herzen deßhalb einen gewaltigen Stoß, und ſiehe da! es war fruchtlos. Der Himmel will es nicht, daß man in ſolchen Dingen rechnet, Conrad; er ſelbſt will der Wirth bleiben, ohne den keine Rechnung gemacht werden darf, guter Freund. Und darum iſt es gut, daß es alſo kommt. Ich denke, bald ausgelitten zu haben."

Hier hielt die Sprecherin inne, ſchmerzhaft Athem ſchöpfend, und legte ſich einen Augenblick auf das Kiſſen zurück. Der junge Mann an ihrem Bette ſaß dort, mit blaſſer verſtörter Miene; noch nie hatte ihm die herbe ſchonungsloſe Redeweiſe ſeiner Frau, ſo ſehr ſie ihn auch oft verletzt, ſo tief in die Seele geſchnitten wie heute, wo die Sprecherin noch alle ihre Kräfte zu ſammeln ſchien, um Bitteres auf ihn zu häufen. Wo blieb da

die milde, versöhnende Hand des nahenden Todes, wollte die Sprecherin mit diesem Herzen voll Hader und Tadel vor den allliebenden Richter treten?

Jene fuhr nach kurzer Pause aber fort:

„Doch genug von der Vergangenheit, sie mag ruhen. Ich muß an die Zukunft denken, und deßhalb nahm ich Dich eigentlich in Anspruch. Mir liegt das Kind auf der Seele; wenn es nach meinem Tode nur nicht in schlimme Hände kommt, Conrad. Kannst Du mir dafür stehen?"

Sie warf bei diesen Worten, die sie wieder in halbsitzender Stellung gesprochen hatte, einen so eigenthümlich flehenden Seitenblick auf den Angeredeten, daß es diesem fast unheimlich wurde, und er mit leise bebender Stimme entgegen fragte:

„Wie soll ich dafür nicht bürgen können, Anna? Bin ich nicht Manns genug, um das Kind zu hüten und zu bewahren, so lange mich Gott am Leben behält?"

„Das ist es nicht, mein Freund," fuhr die Kranke mit flüsternder Stimme fort, indem sie Conrads Hand mit ihrer fieberheißen Rechten erfaßte; „das ist es nicht allein! Du bist noch jung, und wirst nach meinem Tode nicht mit dem Glücke abschließen wollen, denke ich. Du wirst wieder heiraten — höre nur ruhig zu und zucke nicht mit der Hand, als ob Du böse werden wolltest; was man denkt, darf auch gesagt sein! — und Anna wird eine Stiefmutter bekommen, vielleicht auch Geschwister. Dieser Gedanke quält mich um des Kindes willen. Könnte ich nur seiner ledig werden, Conrad!"

Der junge Mann durchschaute nun wohl, wohin diese Einleitung zielte. Aber so sehr er auch der Gattin gegenüber, deren Lebensstunden jedenfalls gezählt waren, zu schonender Milde und freundlichem Entgegenkommen geneigt war, so verletzte ihn doch das deutliche

Bestreben, seine Freiheit noch über das Grab hinaus zu beschränken und die darin liegende Herzlosigkeit, wenn sie sich auch unter dem Anscheine mütterlicher Fürsorge verbarg, zu gewaltig, als daß er sich ohne Weiteres zu irgend einem Zugeständnisse hätte herbeilassen mögen.

Ausweichend antwortete er daher mit neu gewonnener Festigkeit:

„Ich kenne meine Pflicht dem Kinde gegenüber, Anna, einem Kinde freilich, das mich weniger liebt, als es wohl sein sollte und sein könnte, wenn der rechte Weg eingeschlagen worden wäre. Niemals, das verspreche ich Dir, soll unser Kind unter meinen Entschließungen zu leiden haben, was auch die Zukunft bringt. Gott weiß, wie sich Alles gestalten wird, sollten Du wirklich von uns gehen müssen. Aber Frevel dünkt es mir, schweres Unrecht, daß Du Deine Seele mit Gedanken belästigest, die mit deren Heil und Segen wahrhaftig nichts zu schaffen haben. Anna, wir sind uns nicht das gewesen, was Mann und Frau einander zu sein vom Himmel bestimmt sind. Laß uns aber in dieser Stunde Alles vergessen, was unser Glück störte und nur an dasjenige denken, was gut und segensvoll war. Wir hatten uns ja auch dessen reichlich zu erfreuen! Laß Deinen Groll, Deine Bitterkeit gegen mich, die ich vielleicht in minder hohem Grade verdient habe! Vergieb mir, Anna, wie ich auch Dir von ganzer Seele verzeihe!"

Die junge Frau ließ sich aber durch diese freundlich ernsten Worte nicht beirren.

„Du weichst mir aus, Conrad," sagte sie in demselben leisen, aber eindringlichen Tone, wie vorher. „Du weichst mir aus, und gerade dies bestärkt mich in meinen Besorgnissen. Die Kleine ist ein eigenes Kind; ich kenne sie nur allzugut, denn ach! sie ist mein ganzes Ebenbild. Weißt Du, was es heißt, ein unglückliches Kind sein?

Ich habe etwas davon empfunden, nicht das ganze, unbeschreibliche Elend. Soll denn Anna noch weniger glücklich werden, als ich es war? Und das wird sie werden, Conrad, so wahr ein Gott über den Sternen lebt, der mich bald zu sich rufen mag, wenn Du ihr nicht Deine ganze ungetheilte Liebe erhältst, wenn Du ihr eine Stiefmutter giebst, deren Hand schwer auf dem Kinde ruht, die sein zartes, leicht verwundbares Wesen nicht versteht, die es den Gehässigkeiten unfreundlicher Geschwister preisgiebt! O Conrad, verdirb meinem Kinde die Jugend nicht, vielleicht die einzige glückliche Zeit seines Lebens! Conrad, wenn ich versöhnt mit Dir und der Welt und Gott von der Erde scheiden soll, — so versprich mir, dem Kinde keine andere Mutter zu geben!"

In diesem Augenblicke, wo Conrad, bestürzt über solche leidenschaftliche Heftigkeit und gerührt von dem sich darin kundgebenden Ausdrucke zärtlicher Liebe, zugleich aber auch unwillig über dieses fortgesetzte Drängen und Stürmen in seine Entschlüsse, noch schwankte, was er erwidern sollte, sprang der Gegenstand des jetzigen ernsten Gespräches, ein etwa vierjähriges Mädchen mit einem wahren Engelsgesichtchen, in das Zimmer herein und auf das Lager der Mutter zu, die den Liebling mit strahlendem Antlitz betrachtete und ihm die Hand auf den Lockenkopf zu legen versuchte, ehe ihr dies aber gelang, ohnmächtig in die Kissen zurücksank.

Das Kind begann über diesen Anblick bitterlich zu weinen und drückte sein thränenfeuchtes Gesicht in die Hand der Mutter, welche vergeblich nach ihm gegriffen hatte. Conrad aber, dem die Erleichterung der Thränen versagt blieb, so schwer auch seine Gefühle in dieser Stunde heimgesucht worden, benetzte die Schläfe der Ohnmächtigen mit etwas Wasser und stärkender Essenz, worauf jene auch bald wieder die Augen aufschlug, sich

vor Allem der Gegenwart ihres nun wieder lachenden Kindes versicherte, und dann noch matter und schwächer als vorher, die Frage an ihren Mann wiederholte:

„Nun Conrad, versprichst Du es mir? Du sollst ja nicht auf ewig gebunden sein. Kannst Du das Mädchen einst mit gutem Gewissen andern Händen übergeben, verwandten, freundschaftlichen Händen, die das Kind mögen, nicht um Deinet- sondern um seinet- und um meinetwillen; geht sie somit dereinst gern aus Deinem Hause und bedarf Deiner nicht mehr als Vater; nun so bist Du ja frei. Und wählst Du Dir dann eine Frau, so erhält ja doch das Kind keine Stiefmutter! Aber so lange Du sein einziger Freund und Beschützer auf der Welt bist, darfst Du mir es nicht verrathen und preisgeben. Nein, nein, Du darfst es nicht! Ich scheide nicht eher, als bis Du es mir zusagst, Conrad, hier auf dem Todtenbette zusagst im Angesichte unseres Kindes, das Zeuge sein soll, wie Du der Verstorbenen Wort hältst!"

Sie hatte diese Worte in einer steigenden Aufregung hervorgebracht und die letzten so laut gesprochen, daß sie durch das ganze Zimmer schallten. Ihre Hand umklammerte fieberhaft die ihres Mannes; ihre Augen glühten wie ein vor dem Erlöschen noch einmal auflodernes Feuer. Das Kind an ihrem Bette aber fing von Neuem zu schluchzen an, als wollte es hierdurch den hartherzigen Mann erweichen und bestimmen, der Sterbenden nicht die letzte Bitte zu versagen.

Für Conrad war es ein furchtbarer Augenblick. Sollte er auf seinem Willen beharren und kein Versprechen geben, welches er für übereilt und frevelhaft erachtete, und dessen Folgen außer aller Berechnung lagen? Sollte er dem sterbenden Weibe den, wenn auch in krankhafter Laune begehrten Trost verweigern, und sie

den Glauben mit in das Grab nehmen laſſen, daß er noch vor ihrem Tode an neues weltliches Glück gedacht, ein Glück, das Jene, ſei es verſchuldeter oder unverſchuldeter Weiſe, nie recht gefunden hatte? Sein gutes Herz ſiegte: was konnte ihm die Zukunft ſein, gegenüber der drückenden Vergangenheit, dieſer unendlich laſtenden Gegenwart? „Nein, es giebt kein wahres Glück auf Erden! Verſprich nur immerhin, was die Sterbende will, Du wirſt nichts dabei verlieren!“ ſo rief eine Stimme in ſeinem Innern, und er ſagte in freundlich beruhigender Weiſe:

„Nun denn, Anna, ich verſpreche es Dir; ſo lange das Kind bei mir iſt und meiner als Vater bedarf, ſoll es keine zweite Mutter erhalten! O Gott, warum reden wir überhaupt von ſolchen Dingen? Wie ſchaal, wie nichtig erſcheint mir jeder Gedanke an die künftige Zeit, da uns der Himmel eben erſt ſo ſchwer heimgeſucht hat und das Schwerſte — — —“

Er konnte den Satz nicht vollenden. Die heiße Hand in ſeiner Rechten erkaltete mit einem Male, die Kranke fiel von Neuem auf ihr Schmerzenslager zurück, ein rother Blutſtrom ergoß ſich aus ihrem Munde auf das weiße Linnen; das Kind ſchrie laut auf, Conrad rief Leute herbei, unter denen plötzlich auch das junge Mädchen, welches wir ſchon ſahen, im Zimmer ſtand — und nach wenigen Minuten hatte der Todesengel ſein Werk vollendet und die unſterbliche Seele in ihren ſichern Port geleitet. Um den Mund der Entſchlafenen aber ſpielte ein freundliches, verſöhntes Lächeln, die Erinnerung an die letzte Freude, welche ſie auf Erden genoſſen: die Freude über das empfangene Verſprechen! — —

Etwa eine Stunde nach dem eben geſchilderten Ereigniſſe war das Zimmer im Erdgeſchoſſe, wo die Todte lag, wieder leer, und es herrſchte darin nach einer

Stunde der Hast und der Unruhe, des Drängens und Treibens bestürzter und theilnehmender Menschen völlige, nur durch den langsamen, gleichförmigen Pendelschlag unterbrochene Stille. Auf dem runden eichenen Tische in der Mitte waren die beiden Kerzen tief herabgebrannt, und beleuchteten in ihrer argen Vernachlässigung das Zimmer nur noch dürftig. Da trat Lici, wie die nun Entschlafene sie gerufen hatte, mit leisen, zögernden Schritten zur Thüre herein, sah sich scheu in dem Raume um, ob sie auch allein sei, und trat dann an das Bett der Todten, um deren Antlitz fest in's Auge zu fassen. Der Ausdruck ihres feinen, ovalen Gesichts mit seinen dunklen strahlenden Augen und den edel gebogenen, etwas starken Brauen war hierbei ein wunderbarer. Er beurkundete eine tiefe leidenschaftliche Abneigung gegen die Entschlummerte, wenn auch niedergehalten und gezähmt durch die ernste Schranke, welche das Leben vom Tode scheidet. Sah man diesen kalten, strengen Blick, mit welchem sich das junge Mädchen über die Leiche hinwegbeugte und sie musterte, so mußte man staunen über eine so kaltblütige Beherztheit, noch mehr aber darüber, wie sich diese Natur so willig und sanft unter die unfreundliche Herrschaft der Todten gebeugt hatte, wie wir vorhin zu beobachten Gelegenheit hatten. Und doch sah das Mädchen nicht aus, als ob es zu heucheln verstände. Das eiserne Gebot der Nothwendigkeit und eine seltene Selbstbeherrschung mußten ohne Zweifel ihr Benehmen bestimmt haben.

Jetzt nahten sich der Thüre Schritte. Sie trat daher rasch zurück und machte sich in dem Zimmer etwas zu schaffen. Gleich darauf wurde sie draußen gerufen. Sie verließ aber den Raum nicht ohne einen letzten Seitenblick auf die Todte, indem sie leise vor sich hinflüsterte: „Nein, nein, er hätte ihr nichts versprechen

sollen. Sie gönnte ihm nur kein Glück. Gott vergeb' mir's!" —

Ehe wir nun die weitern Schicksale Lici's verfolgen, die, wie aus ihrer letzten, verstohlenen Aeußerung wohl zur Genüge hervorgeht, die von Niemand bemerkte Zeugin der peinlichen Scene zwischen den beiden Gatten gewesen war, und den Verlauf des eigenthümlichen, ihr innerstes Gefühl verletzenden Gespächs mit voller Aufmerksamkeit angehört hatte, ohne sich zu getrauen, durch ihren Aufbruch aus der Stube ihre bisherige Gegenwart zu verrathen, — ehe wir dies thun, wird es nothwendig sein, uns mit den Verhältnissen des Hauses, welches den Schauplatz dieser Geschichte bildet, erst näher vertraut zu machen.

„Felix qui introit nomine Dei" — glücklich, wer eintritt im Namen des Herrn — stand in steinernen Buchstaben über der breiten, mit schwerfälligen Verzierungen ausgestatteten Hausthüre, halbversteckt hinter dem dichten Laubwerke der schon erwähnten uralten Linden. Wer hätte nach diesem frommen Wahlspruche vermuthen sollen, daß das altmodische Haus ein Gasthaus verstellte? Und dennoch war es so. Eine jener wunderlamen Wandlungen, denen alles Irdische unterworfen ist, hatte schon vor langen Jahren aus dem ursprünglichen Schulgebäude des Orts, oder wenigstens über dessen Grundmauern — denn außerdem war wenig davon stehen geblieben — ein, mindestens der Lage nach vortreffliches Gasthaus geschaffen. Der Vollstrecker dieser Metamorphose aber war ein viel zu frommer, gottesfürchtiger Mann gewesen, um sich an dem alten, schönen Spruche über dem Portale zu vergreifen. Er ließ denselben daher ruhig stehen und brachte nur etwa eine Handbreit darüber sein Gasthofschild an, welches anfänglich „zu den vier Linden" lautete, dann aber ver-

schiedene, uns nicht interessirende Umtaufen unter Anwendung mannichfacher Thier- und Pflanzennamen erfuhr. Indessen, die Leute in der Umgegend, welche in dem gut bewirthschafteten Hause gern und fleißig verkehrten, bekümmerten sich wenig um die Trellustigkeit der Besitzer, und nannten das Haus nach dem alten steinernen Spruche, der ihnen einmal geläufig war, frischweg und unbeirrt „zum Felix", gleich als ob dies sein angeborner unvertilgbarer Name wäre. Und wenn sie auch dem alten Spruche nicht immer Ehre machten, und nicht immer gerade im Namen Gottes über die Schwelle traten, so fehlte es in dem „Felix" doch selten an Glück und Behagen; denn es war dort für Alles wohl gesorgt, und die Wirthe, die bisher hausgehalten, hatten sich auch übrigens durch Aufrechthaltung von Sitte und Ordnung den Dank ihrer Gäste zu erwerben gewußt.

Freilich mochte es fast scheinen, als ob der flüchtige Besuch des Hauses dem Gaste mehr Segen bringe, als der dauernde Besitz desselben; denn es war in der Familie der Eigenthümer schon mancher traurige Fall vorgekommen, der die allgemeine Theilnahme erregte, und ebenso möchte das zuvor geschilderte neueste Ereigniß mit demjenigen, was es aus der Vergangenheit zu seiner vollständigen Erklärung voraussetzt, von dem im Hause einheimischen Glücke kein besonders vortheilhaftes Zeugniß geben. Das Traurigste war aber bereits vor einigen zwanzig Jahren geschehen.

Damals, als die freundliche, an vielen Stellen hochromantische Gebirgsgegend, in welcher der „Felix" lag, erst recht von Fremden besucht zu werden anfing und wo der gutmüthige launige Melchior Sterzbacher, der damals das Hausregiment führte, in der ganzen Umgegend die vorzüglichste Wirthschaft hatte: da wan-

derten eines ſchönen Sommertages drei ziemlich junge Engländer im „Felix“ ein, die ſich dort nach mancherlei, zum größten Theile unverſtanden gebliebenen Anſtellungen, Anforderungen und Beſchwerniſſen häuslich niederließen. Der Eine von den Dreien, wie es ſchien der Aelteſte, war offenbar von einer tiefen Schwermuth heimgeſucht, die man keineswegs mit dem ſeinen Landsleuten ſo eigenthümlichen allgemeinen Spleen verwechſeln konnte. Ihn mußte ein wahrer perſönlicher Schmerz drücken, und während ſeine beiden Reiſegefährten, die übrigens die ganzen Licht- und Schattenſeiten ihrer wanderluſtigen Nation entwickelten, gerade hierdurch höchſt gleichgiltig ließen, gewann ſich Richard — wie wir ihn ſtatt mit ſeinem eigentlichen Namen bezeichnen wollen — durch ſein ſtilles und leidendes, aber liebenswürdig theilnehmendes Weſen binnen Kurzem das Wohlwollen Aller, die mit ihm verkehrten. So kam es denn auch, daß der Wirth ſelbſt dieſem Gaſte, der mit ſeinen Genoſſen mehrere Tage Quartier genommen und von hier aus die Umgegend durchſtreift hatte, große Zuneigung ſchenkte, und ihn mit auszeichnender Zuvorkommenheit — wie es ſonſt faſt nie von ihm geſchah — behandelte, was er beſonders auch dadurch bethätigte, daß er deſſen mangelhaftes und gebrochenes Deutſch mit vieler Ausdauer berichtigte und um den und jenen reizenden Provinzialismus bereicherte.

So waren einige Tage verfloſſen, während deren Richard oft mit einem Buche oder mit Schreiben beſchäftigt in der ſchattigen, mit großblättrigem Pfeifenkraut umwachſenen Laube hinter dem Hauſe, die einen maleriſchen Blick in das anmuthige Thal mit ſeinen waldigen Hügeln zu beiden Seiten und dem Gebirge in der Ferne gewährte, ſitzen geblieben war, wo ihm dann und wann der aufmerkſame Wirth auf ein Stündchen Geſellſchaft

leistete und ein Gläschen vaterländischen Weins mit ihm leerte. Gerade dies war eines Morgens der Fall, am Tage vor der, von den drei Wanderern fest beschlossenen Abreise. Richard, der eine Stunde zuvor einen ziemlich langen Brief aus England empfangen, saß mit Schreiben beschäftigt in der Laube, während sich auf seinem Angesichte, und vor Allem in seinen großen offenen Augen eine Stimmung ausdrückte, wie er sie während seines Aufenthaltes hier nie trüber gezeigt hatte, und der theilnehmende Wirth, der dies im flüchtigen Vorbeigehen bemerkt, brachte unbekümmert darüber, ob er den Schreiber störe, eine Flasche herbei, schenkte dem Gaste ein, und nahm an seiner Seite Platz, wie wenn dies Alles gar nicht anders sein könnte. Der Letztere fügte sich nach einigem Zögern, während dessen er seinen aufwallenden Unmuth über die wohlgemeinte Zudringlichkeit niederkämpfen mochte, in das Unvermeidliche; ja er trank nach dem ersten Glase so hastig und leidenschaftlich mit, als ob er alle seine Sorgen und Bekümmernisse mit einem Male verjagen wollte. Da, im Laufe des Gesprächs und indem ihm gerade Sterzbacher mit jener treuherzigen Offenheit, die auch bei dem entfernter Stehenden ein warmes Interesse für dergleichen Dinge voraussetzt, von seinem Hause, seiner Familie und seinen einfachen Lebensschicksalen erzählt, kommt plötzlich ein schönes schlankes Mädchen, bald städtisch, bald ländlich gekleidet — doch wer sah hierauf bei einer solchen Fülle von jugendlicher Anmuth? — mit lautem Freudenschrei in die Laube gestürzt, und fällt dem Alten so unerwartet um den Hals, daß dieser sich erst sammeln muß, bevor er in dem bald lachenden, bald weinenden Mädchen, das für den fremden Zuschauer gar kein Auge hat, seine Tochter Sara erkennt! Auch der ehrliche Melchior vergaß über dem Entzücken, sein geliebtes Kind wieder in den Armen zu halten, den anwesenden Gast,

und so wurde dieser denn Zeuge einer Scene, die an lebhafter treuherziger Empfindung nicht leicht ihres Gleichen finden konnte. Aber er genoß auch des herzerquickenden Anblicks mit vollen Zügen. Leise lehnte er sich zurück in das ürrige Laubwerk, um, geschützt durch die großen, dicht an einander gereihten Blätter, das in seinem Entzücken verrelt reizende Mädchen möglichst lange ungestört betrachten zu können. Endlich aber ward er doch entdeckt. Nach dem Austausche der dringendsten Mittheilungen fiel es dem Alten doch ein, daß er mit seinem, so eben aus dem Hause einer Verwandten in der nicht gar entfernten Kreisstadt unerwartet zurückgekehrten Mädchen nicht allein sei, und ein wenig verlegen über die von ihm begangene Unachtsamkeit, stellte er seinen Liebling dem fremden Gaste vor, indem er einige Worte der Entschuldigung hinzuzufügen sich bemühte. Freilich bedurfte es dieser nicht. Der Blick des Gastes haftete mit dem Ausdrucke freundlichster Theilnahme auf dem holden Geschöpfe, das jetzt mit lieblicher Schüchternheit und tiefem Erröthen die Stelle, wo es sich so ganz seinem Gefühle hingegeben, zu verlassen eilte. Sie ließ sich denn auch durch Richards höfliche Worte nicht lange halten. Aber kaum hatte sie den Rücken gewendet, und kaum hatte der Vater seinen Platz neben dem Gaste auf kurze Zeit wieder eingenommen, wie klangen da die Gläser des Alten und des jungen Mannes so hell und frohlockend auf das Wohl Saras, des neu gewonnenen Schutzengels des Hauses! Der Brief, der an jenem Tage von Richard begonnen werden war, blieb unvollendet. Und als am andern Morgen die Genossen zum Aufbruche mahnten, und weiter fürwärts zu ziehen, durch Deutschland hindurch nach Italien und Griechenland, da geschah es, daß Richard ihnen erklärte, wie die Ordnung seiner Angelegenheiten mit dem väterlichen Hause vor Allem einen

längern ruhigen Aufenthalt erheischte, und wie er daher zunächst noch einige Tage im „Felix“ zu verweilen gedächte. Seinen Gefährten fiel dies nicht auf. Sie wußten, daß Richard mit den Seinigen im halben Zerwürfnisse lebte, daß fortwährend Briefe zwischen England und Deutschland gewechselt wurden, und so zogen sie von dannen, nachdem sie sich nur flüchtig über den Punkt und die Zeit ihrer etwaigen Wiedervereinigung verständigt hatten. Der Wirth selbst machte zwar große Augen über den plötzlich geänderten Entschluß seines Günstlings, den er, wie er sich auszudrücken pflegte, doch immer „einem englischen Hirngespinnste“ zuschrieb; aber unlieb war ihm die Sache keineswegs, und er bemühte sich, dem treuen Anhänger des Hauses den Aufenthalt darin nach besten Kräften angenehm zu machen.

Dies gelang ihm auch vollkommen, wenn der Augenschein nicht trog. Richard ward von Tag zu Tag heiterer, und wenn ein Brief aus England eintraf, las er ihn stets ruhig durch, ohne jemals wieder aus der Fassung zu gerathen. Am Tage streifte er in der Umgegend umher, jagend, fischend und zeichnend, bisweilen auch wohl einmal mit Büchern beschäftigt; gegen Abend aber saß er in der Laube nach dem Thale hinaus und erzählte, wenn es nicht gerade zu unruhig im Hause war, und die Zahl der Gäste es erlaubte, dem Wirthe und dessen Tochter aus Heimat oder Fremde, wie es die Stimmung eben brachte. Im Dorfe und selbst im Hause hatte sich inzwischen schon nach einigen Wochen die Sage verbreitet, daß der so lange hier weilende Engländer ein von seiner Familie Verstoßener sei und sich in Deutschland eine neue Heimatsstätte gründen wolle. Darüber freilich, weßhalb er gerade im „Felix“, dessen nächste und entferntere Umgebungen er nunmehr nach einigen Wochen zur Genüge kennen mußte, so stand-

hast ausharrte, hatte sich nur bei den genauern Bekannten des Hauses eine bestimmte und zwar sehr bedenkliche Meinung gebildet, welche dahin ging, daß der Fremde für Sara, die anmuthige Tochter des Hauses, eine leidenschaftliche Neigung gefaßt habe, und sich aus diesem Grunde von dem „Felix" nicht trennen könne. Diese Ansicht kam natürlich auch dem guten Melchior zu Ohren, und, obschon er in seiner unbesorgten harmlosen Weise über den ihm neuen Gedanken noch nicht außer Fassung gerieth, hielt er es doch für seine Pflicht, die Tochter über ihren Verkehr mit dem Gaste, welcher ihm, wie schon bemerkt, bisher nicht aufgefallen war, gelegentlich zur nachdrücklichen Rechenschaft zu ziehen.

Weinend gestand ihm aber zu seiner großen Bestürzung das Mädchen nach kurzem Zögern, daß ihr allerdings vor wenigen Tagen Richard sein ganzes Herz erschlossen und seine leidenschaftliche Liebe bekannt, und daß auch sie sein Vertrauen mit Vertrauen erwiedert habe. Richard sei ein ebenso bedauernswerther als edler Mensch, dem in seinem Leben nur selten eine Freude gelächelt habe, und den allein die Hand treuer, hingebender Liebe vor völligem Menschenhasse und Verzweiflung bewahren könne.

„O Gott, denke Dir solch ein Leben" — fuhr sie dabei immer lebhafter fort — „solch ein elendes Leben bei allem Reichthum und Glanz! Noch in der ersten Kindheit verliert er seine Mutter, und von da an beginnt das Mißgeschick. Sein Vater nimmt eine zweite Frau, die den armen, mutterlosen Knaben mit liebloser Kälte behandelt, aus dem Herzen des Vaters zu verdrängen und ihn in frühester Jugend unter fremde Menschen zu stoßen weiß. Da hat er nun aufwachsen müssen, losgetrennt von dem schönen väterlichen Hause, an welchem doch seine ganze Seele hing. In der Pension, wohin sie

ihn brachten, gewann er sich viele Liebe und Theilnahme; aber immer waren es doch fremde Menschen, die ihn umgaben. Mütterliche Verwandte, die sich seiner hätten annehmen können, besaß er nicht, oder nur in weiter Ferne, und so sollte seine Jugend freudenarm und einsam verfließen. Aber auch jetzt, nachdem er sich so weit gebracht, daß er für sich selbst bestehen und sich sein Lebenslos gestalten kann, verfolgt ihn der Haß seiner ränkevollen Stiefmutter, die ihn am liebsten begraben wüßte, um den eigenen bevorzugten Kindern, und namentlich ihrem Lieblinge, dem zweitältesten Sohne, Platz zu machen. Mit allen Kräften wirkt sie dahin, daß Richard nach Ostindien, wohin sie ihm ein Offizierspatent verschafft, in englische Militärdienste gehe, während er selbst, der sich für einen ganz andern Beruf gebildet und entschieden hat, diesem Verhaben grimmig feind ist. Um so heftiger dringen sie auf seine Entfernung, der schwache, von der herrschsüchtigen Frau gänzlich bestimmte Vater an der Spitze. Da hat sich Richard, um ihrem Drängen und Treiben auszuweichen und um Zeit zu fernern Entschließungen zu gewinnen, herüber nach Deutschland gerettet, und von hier aus verhandelt er mit den Seinigen über seine Zukunft. Ach, Vater, ihm ist ein schreckliches Loos gefallen! So einsam werden Wenige in der Welt dastehen, wie er, dem sie nicht einmal den heimatlichen Boden gönnen. Und wodurch verdiente er sein Schicksal? O, laß es mich ausgleichen, was ihm an Unrecht geschah, laß mich sein Leben erheitern, so viel an mir ist, und mich selbst dadurch glücklich werden!"

Es war eine unendlich holde Schwärmerei, welche sich in diesen Worten seines Lieblings kund gab, und wahrhaftig, es fehlte dem Herzen Melchiors nicht an ruhigem Gleichmuthe und stets bereitem Wohlwollen da-

für. Aber diese Auffassung der Dinge, welche ihm so jeden haltbaren Grundes zu entbehren schien, ließ ihn doch heftig aufwallen und dem offenen vertrauensvollen Mädchen eine so völlig absprechende Zurechtweisung ertheilen, daß diese sich scheu und verschüchtert zurückzog, und weiter kein Wort über die Sache hervorzubringen wagte.

An demselben Abend verließ Richard mit seinen sämmtlichen Effekten den „Felix"; wie man sich unter den Leuten erzählte, nach heftigem Auftritte mit dem Alten. Sara blieb gegen Jedermann still und verschlossen. Das erst so innige Verhältniß zu ihrem Vater ward von jetzt an ein gespanntes und von ihrer Seite wenigstens kaltes. Von Richard verlautete nichts.

Einige Wochen nach diesem plötzlichen Wechsel der Dinge empfing Melchior einen Brief von einer Verwandten seiner längst verstorbenen Frau aus einem nicht sehr fernen Landstädtchen, worin dieselbe ihre Pathe Sara dringend zu sich einlud und den Vater um seine Erlaubniß hierzu so angelegentlich bat, daß dieser gern einwilligte, und zwar um so lieber, als er von diesem Besuche für Sara Zerstreuung, aber auch für sich, dem das jetzige Verhältniß zu seiner Tochter fast unerträglich wurde, Trost und Erholung hoffte. Sara reiste also nach einem verhältnißmäßig herzlichen Abschiede von ihrem Vater ab. Ihre Briefe nach Hause waren kurz und selten, niemals eigentlich für den Alten, dem sie immer fremd und unverständlich klangen, gleich als ob Dinge zwischen den Zeilen ständen, die er nur ahnte, aber nie deutlich begriff. Erst nach vielem Mahnen und Erinnern von seiner Seite kehrte endlich Sara nach mehreren Wochen zurück; aber ihr Wesen glich ihren Briefen: es war fremd und unverständlich geworden für Alle, die sie vorher gekannt hatten, und kein vertrauliches, mittheilendes Wort

kam über ihre ernsten, gar oft von einem düstern, unheimlichen Zuge umspielten Züge.

Jeder Versuch des Vaters, ihr Vertrauen zu gewinnen, darüber klar zu werden, ob die Zuneigung für Richard noch immer ihren Frieden störe und das Verhältniß zu dem Vater trübe, scheiterte vollkommen, und dieser wußte sich nun nicht anders zu helfen, als daß er, um nur nicht länger im Ungewissen zu schweben, insgeheim einen Ausflug zu eben jener Verwandten unternahm, aus deren Hause sein Kind, noch veränderter als vorher, zu ihm zurückgekehrt war. Vielleicht, daß er hier mit Hilfe des ganzen, ihm zu Gebote stehenden persönlichen Nachdrucks ein Licht in der Sache gewinnen konnte.

Er gewann es, aber ein furchtbares. Die schwache ältliche Frau, welcher er, ohne Arges zu ahnen, Sara anvertraut, hatte seine Sorglosigkeit gemißbraucht, und die Fortsetzung eines Verhältnisses begünstigt, welchem von ihm sein Kind mit voller Energie entzogen worden war, weil er kein glückliches Ende absah. Und nun war es doch geschehen; alle seine Befürchtungen waren noch übertroffen worden. Sara, sein einziges theueres Kind, gehörte ihm nicht mehr allein, sie war Richards angetrautes Weib. Und Richard? Er war nach England gereist, angeblich um eine, mit seinem Vater angebahnte Versöhnung durch seine unmittelbare Gegenwart zur völligen Reife zu bringen, und dann seine junge Frau abzuholen; wie Melchior aber befürchtete, um nie wieder zurückzukehren, sich nach kurzem Rausche aller seiner Verbindlichkeiten im fernen Auslande zu entschlagen und Bande zu zerreißen, welche nur jähe Leidenschaft hatte knüpfen können. Den sonst so ruhigen Alten, den Täuschung auf Täuschung verfolgte, übermannte bei diesen Mittheilungen eine entsetzliche Wuth, und er war

nahe daran, das bedauernswerthe Geschöpf, dessen haltlose Schwäche so unverantwortlich mißbraucht worden war, zu mißhandeln, als ihm gerade noch zur rechten Zeit die Verwandte erfuhr, daß auch sie wohl um das bestehende Verhältniß, keineswegs aber um die so bald beabsichtigte Trauung, von welcher sie erst nachmals in Kenntniß gesetzt werden, gewußt habe. Die ganze Sache sah einem Bubenstück so ähnlich, daß sich der Zorn des Alten bald auf dessen eigentlichen Urheber lenkte, den er, so weit nur immer möglich, mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen beschloß. So hatte ihn dieser Mann betrogen, dem er so viele uneigennützige Theilnahme geschenkt, den er als Fremden wie einen alten Freund vom Hause aufgenommen!

Aber auch Sara hatte unverzeihlich an ihm gehandelt. Freilich mochte er gefehlt und nicht klug gethan haben, als er das Vertrauen seines Kindes hart zurückwies, und mit einem Male ein Verhältniß zerstörte, das vielleicht besser langsam und schonend aufgelöst worden wäre; denn der plötzlich gehemmte Strom der Leidenschaft bricht am Ende dennoch durch und reißt Alles mit sich fort, was ihm in den Weg tritt. Doch solches hatte er nicht verdient; dieses Herzeleid hätte ihm Sara nicht anthun, einem Fremden hätte sie sich nicht hinter dem Rücken des Vaters wie eine fahrende Abenteurerin in die Arme werfen sollen! Freilich, es war einmal geschehen, und Härte und Strenge wäre jetzt nur noch verderblicher gewesen als vorher, da der Rückweg noch nicht völlig abgeschnitten gewesen. Er beschloß daher, sich zu überwinden und — seinem Kinde Verzeihung zu bringen.

Dies führte er auch aus, und wie er mit dem Worte der väterlichen Milde und Versöhnung vor Sara hintrat, fiel ihm diese laut schluchzend, wie einst beim Wiedersehen, in die ausgebreiteten Arme und die eisige

Kruste, welche sich um ihr Herz dem Vater gegenüber gebildet, löste sich in einen reichen Thränenstrom auf. Von diesem Augenblicke an gab es zwar noch viele ernste, traurige Stunden in dem Hause, aber es fehlte doch nicht mehr an einem herrlichen Trostmittel — vertrauender Offenheit. —

Der Herbst kam heran, die Zeit, wo Richard hatte zurückkehren wollen. Es traf jedoch nur ein Brief von ihm an Sara ein, in welchem er meldete, daß seine Angelegenheiten noch nicht soweit geordnet wären, daß er mit gutem Gewissen und gesicherten Hoffnungen England verlassen könnte, und Sara dringend bat, in seine Treue keinen Zweifel zu setzen. Der Brief war in einem so ehrlichen, herzlichen Tone geschrieben, erwähnte namentlich auch des Alten mit so großer Theilnahme und drückte das Bedauern über die zeitweilige Trennung und die hierdurch wach gerufenen Zweifel und Besorgnisse so lebhaft aus, daß Sara denselben ihrem Vater mit freudestrahlendem Gesichte verwies, und zum eigenen Lesen überreichte.

„So kann kein Betrüger schreiben," meinte nun auch der Vater, ohne jedoch seine Ansicht laut werden zu lassen; „am Ende hab' ich ihm doch Unrecht gethan und er handelt ehrlich und rechtschaffen an mir und an meinem Kinde." Der Brief wurde beantwortet. Hierauf aber trat eine lange, lange Pause ein, während deren ein Brief weder ankam, noch abging.

Inzwischen — nachdem Sara eines Tages ihrem Vater eine ernste Mittheilung gemacht, die denselben mit tausend neuen Sorgen erfüllte — hielt es dieser für seine Pflicht, selbst nach England zu schreiben und dem Gatten seiner Tochter — denn das in seinen Händen befindliche, von einem ordinirten englischen Geistlichen ausgestellte Trauzeugniß ließ keinen Zweifel über die Rechtmäßigkeit

des Verhältnisses zu — ernstlich an die Rückkehr und die Erfüllung seiner Pflicht unter Anführung von Umständen zu ermahnen, die für einen Ehrenmann unbedingt maßgebend sein mußten.

Doch Richard kam nicht; ebensowenig ein Brief von seiner Hand. Nur erst nach langem traurigem Harren meldete ein kurzer Bericht seines Londoner Bevollmächtigten, daß die in den letzten Monaten an die Adresse des Baronets Richard W* gelangten Correspondenzen demselben nach Calcutta, wohin er sich in Militärdiensten begeben, nachgesendet worden seien.

Als diese niederschmetternde Nachricht im „Feliz" eintraf, wagte es Melchior nicht mehr, dieselbe seiner Sara mitzutheilen und trug deren ganze Last allein; denn seiner armen Tochter, freilich auch ihm, stand das Schwerste noch bevor. —

Es war im Frühjahre, als Sara ein Mädchen gebar, das in der Taufe den Namen Anna empfing, ein bildschönes Kind, so ganz geschaffen, die Freude seiner Aeltern zu sein, wenn es nicht eine weinende trostlose Mutter in den Armen gewiegt hätte und ein Großvater, dem darüber das Herz brechen wollte. Nicht lange konnte nunmehr für Sara die volle Wahrheit verborgen bleiben. Melchior, der sich auf Verstellungskünste schlecht verstand, mußte endlich beichten und Klarheit schaffen. Sara glaubte sich nun mit Recht verrathen; der Alte wußte keine Trostgründe für sie und so zog die Verzweiflung langsam aber sicher in ihr Herz. Diese Gemüthsbewegungen zu einer Zeit, wo nur die größte Ruhe und Schonung zum Heile gereichen kann, gaben ihr den Todesstoß: die kleine Anna war nach wenigen Wochen eine Waise! —

Für den armen Melchior begann, nachdem er sich von dem Schlage einigermaßen erholt hatte, eine schwere Zeit. Ein schon ältlicher Mann, ein so kleines hilfsbe-

dürftiges Weien und keine Frau im Hauſe! Doch ungewöhnliche Verhältniſſe und erhöhte Anforderungen geben auch ungewöhnliche Kraft, und ſo geſchah es, daß er ſich ziemlich raſch in ſeine neuen Pflichten ſchickte und ſich in deren emſiger Erfüllung faſt verjüngte. Und wollte er ehrlich ſein gegen ſich ſelbſt, ſo mußte er dies raſch entſcheidende Schickſal willkommener heißen, als ein träges, trübſeliges Fortſchreiten zu dem doch kaum anders vorauszuſehenden Ende.

Anna wuchs heran zu ſeiner und Anderer Freude. Eine bejahrte Wirthſchafterin nahm ſich ihrer wie eine Mutter an, und dem Mädchen galt Melchior als ihr rechter Vater. Wäre es nur immer ſo geblieben, wäre das Kind nur niemals aus ſeiner glücklichen Unwiſſenheit geriſſen worden! Aber es ſollte a ders kommen. Anna, die durch ihre zarte, ungewöhnliche Schönheit die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, und eben deßhalb zu früh beachtet und bevorzugt wurde, was dem kindlichen Gemüthe nie zum Segen gereicht, erfuhr etwa ſchon in ihrem achten Lebensjahre durch einen Zufall von ihren eigentlichen Verhältniſſen, dem Schickſale ihrer Mutter, dem Stande ihres Vaters, und ſo ſehr ſich Melchior auch bemühte, der forſchenden Neugier des lebhaften Kindes in dieſer Hinſicht Einhalt zu thun, ſo wurde dieſelbe doch von andern unverſtändigen Menſchen nur allzuoft befriedigt. So geſchah es, daß ſich in ihrem Herzen, mit den Jahren wachſend, ein gewiſſer Hochmuth einniſtete und die feſte Überzeugung, daß ſie zu etwas Höherem geboren ſei und eine reiche glänzende Zukunft zu erwarten habe. Im Geiſte ſah ſie ihren ritterlichen Vater mit Schätzen beladen aus Oſtindien zurückkehren, um ſie, ſein nie vergeſſenes Kind, dorthin, oder nach England abzuholen und in eine reiche ſtrahlende Welt zu verſetzen, weit verſchieden von ihren jetzigen einfachen Umgebungen,

die sie immer weniger befriedigen mochten. Und je weniger sie sich befriedigt fühlte, desto mehr hegte und pflegte sie ihre thörichten Schwärmereien, desto unliebenswürdiger wurde sie denjenigen gegenüber, denen sie so unendlichen Dank schuldete.

Auf diese Weise war sie zur Jungfrau herangereift, ohne so schön geworden zu sein, als sie in der Kindheit versprochen hatte. Schon damals entstellte ihr Gesicht ein Zug von Unzufriedenheit und launischem Mißbehagen, der ihre innere Grundstimmung getreu abspiegelte. In der Umgegend war dies auch nicht verborgen geblieben, und so sehr man außerdem auf das immerhin reizende Mädchen und dessen ansehnliches Besitzthum — denn Melchior war nun hochbejahrt und Anna die einzige Erbin — sein Absehn gerichtet haben würde, so schreckte doch ihr Hochmuth und ihr abstoßendes Benehmen jeden ernstlichen Bewerber zurück, was dem Alten, der sich von Herzen nach Ruhe sehnte und seine Habe gern einem tüchtigen Nachfolger übergeben hätte, zu großem Kummer gereichte.

Endlich fand sich aber doch ein freundlicher Freier für Anna. Es war Conrad, der Sohn unbemittelter Eltern aus demselben Dorfe, der nach mehreren Jahren des Aufenthalts unter fremden Menschen, wo er als Verwalter und Rechnungsführer auf Gütern sein Fortkommen gefunden, nach Hause zurückgekehrt war, um die Seinigen einmal wieder zu sehen. Es war ein schlank gewachsener junger Mann von gewinnendem Äußern und einehmenden Sitten, wie er sich solche im Umgange mit vielen, dem Stande nach übergeordneten Menschen angeeignet hatte, ein Mann von einer über seinen Verhältnissen stehenden Bildung. Melchior faßte sofort ein lebhaftes Interesse für ihn, und es ward sein Lieblingsgedanke, ihn für Anna zu gewinnen. Auch Conrad fand an dem Mädchen Wohlge-

fallen, noch mehr aber an dem treuherzigen Alten, mit welchem er täglich verkehrte. Von allen Seiten, am meisten von den Seinigen wurde er gedrängt, die sich ihm offenbar darbietende günstige Gelegenheit, sein Glück dauernd zu begründen, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, und als ihm daher der Alte einsmals im traulichen Gespräche seinen Lieblingswunsch offen zu erkennen gab, erwiederte er Vertrauen mit gleichem Vertrauen und gestand diesem, daß sein Herz zwar noch nicht frei sei von der Erinnerung an ein früheres Verhältniß, an dem es innig gehangen, das sich aber ohne seine Schuld für immer gelöst habe, daß er jedoch den freundlichen Wink des Schicksals nicht außer Acht lassen und Anna's Liebe zu erwerben suchen wolle.

So wurden Anna und Conrad ein Paar: beide nicht aus eigenem freien Antriebe, sondern auf Zureden und Vorstellen Anderer; beide nicht aus Neigung, sondern aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit und weil es eben die Verhältnisse so mit sich brachten.

Der Erfolg war jedoch weniger günstig, als in tausend andern ähnlichen Fällen. Es war keine glückliche Ehe zu nennen, welche die Beiden mit einander führten. An Conrad lag die Schuld nicht; er that Alles, was in seinen Kräften stand, um Anna glücklich zu machen, ihre fortwährenden Grillen zu verbannen, ihren übertriebenen Anforderungen an das Leben Genüge zu leisten, aber sie blieb unbefriedigt. Nun starb vollends der Alte in hohem, aber noch immer rüstigem Alter, und mit ihm verschwand der ausgleichende, versöhnende Geist aus dem Hause. Zugleich begann die junge Frau, die ihren Mann inzwischen mit einem, nach ihr getauften und ihr auch sonst mehr als gut war, ähnlichen Mädchen beschenkt hatte, zu kränkeln; die Wirthschaft erlitt beträchtliche Verluste, der Fremdenverkehr im Sommer, sonst eine reich ergiebige Quelle

stockte: kurz es war kein rechter Segen mehr über dem „Felix," und Conrads Muth brach darüber bisweilen zusammen. Hatte er doch gar keine rechte Freude mehr im Leben, und wandte sich selbst sein eigenes, von der Mutter irregeleitetes und verzogenes Kind von ihm ab und mit ausschließender Liebe dieser zu. Dann kamen Stunden, wo er es bitter bereute, daß er mit liebeleerem Herzen ein Band für das ganze Leben geknüpft hatte, und wo die gerechte Vergeltung jedes unheiligen Beginnens schwer auf ihm lastete.

Nur eine Freude, obschon auch diese nicht ganz ungetrübt, hatte er sich in seinem Hause geschaffen. Als nämlich vor einigen Jahren eine Verwandte seiner Frau in einem benachbarten Dorfe mit Hinterlassung eines einzigen, ganz unversorgten Mädchens verstorben war, noch auf ihrem Todtenlager aber die dringende Bitte an ihn hatte ergehen lassen, sich ihres verwaisten Kindes erbarmen zu wollen, da war er es gewesen, der trotz des Widerstrebens seiner Frau dem armen Kinde eine Zuflucht in seinem Hause eröffnete und Felicitas — so hieß das Mädchen — als Glied der Familie willkommen hieß. Dies dankte sie ihm denn auch mit einer rührenden Ergebenheit, und ihm zu Gefallen errang sie die unfreundliche, lieblose Behandlung von Seiten der Hausfrau mit einer, bei ihrem heftigen, leidenschaftlichen Gemüthe verrath bewundernswerthen Geduld und Sanftmuth. Conrad aber glaubte im Stillen fest daran, daß mit der Aufgenommenen wieder ein besserer Geist in das Haus gezogen sei, und darum beschirmte und beschützte er sie so viel an ihm lag, wenn er es auch nicht ändern konnte, daß sie ihr Asyl mit mühsamer, anstrengender Arbeit erkaufen mußte. War ja doch ein solches Asyl für die Waise noch immer nicht zu theuer erkauft! —

Dies alle waren die Schicksale des Hauses bis auf

den heutigen Tag, die wir zum Verständnisse der folgenden Begebenheiten nicht kürzer mittheilen konnten. Und nun wollen wir, da des Traurigen genug erzählt worden, getrost die nächsten Tage überspringen, in derer Verlaufe Anna unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattet und ihr Kind nach einer fast unnatürlichen Aufregung über den Tod ihrer Mutter von einem kurzen aber heftigen Fieberanfalle heimgesucht wurde.

Die Sterne blickten jetzt von einem reinen Abendhimmel freundlich zur Erde hernieder, die sich zum ersten Male in eine leichte weiße Schneedecke gehüllt hatte. Es war eine weiche wohlthuende Luft im Freien, wie sie die ersten Tage des Winters, wenn dieser noch nicht mit vollem Ernste in das Land zieht, nicht selten mit sich bringen. Lici — dies war die nicht gerade wohlklingende, aber vielleicht einzig mögliche Abkürzung des unbequemen Namens „Felicitas" — befand sich auf dem Rückwege vom Pfarrhause am äußersten Ende des Dorfes nach ihrer Wohnung. Sie hatte dort einige Male in der Woche Abends Unterricht beim Pfarrer, da die gewöhnliche Dorfschule für ihre Bedürfnisse nicht mehr ausreichte, und besuchte diese Stunden mit dem regsten Eifer. In ihrer Begleitung war ein Knabe von etwa 14 oder 15 Jahren, der ihre Bücher, darunter eine große mächtige Bibel mit metallenen Bändern, unter dem Arm trug und mit welchem sie im lebhaften Gespräche verkehrte. Es war ein hübscher blonder Junge ihr Begleiter, lang und schmächtig gewachsen, mit freundlichen gutmüthigen Zügen. Die etwas blasse Gesichtsfarbe, noch mehr aber seine Tracht, der altdeutsche Rock mit dem darüber geschlagenen Hemdekragen und die farbige Mütze bezeichneten ihn als einen jungen Gelehrten in dem mühevollen Stadium des Gymnasiasten.

„Und nun seid Ihr wieder in Eurer Ordnung, Lici, und das Kind ist hergestellt, nicht wahr? fragte

theilnehmend der junge Mensch im Laufe der Unterhaltung. „Ihr habt schlimme Tage erleben müssen, wie mir der Oheim sagte, war es mag ein rechtes Elend gewesen sein mit der unleidlichen Kranken!“

„Ach ja, so war es auch, Leonhard“ — antwortete tief aufathmend das Mädchen, als ob es sich von einer Last befreit fühlte, und ihre dunkeln Augen leuchteten dabei doppelt lebhaft“. Ich hab' es sehr empfunden. Wenn ich sie nur lieb gehabt hätte, Leonhard, nur ein wenig lieb, wie gern hätt' ich dann Alles gethan und ertragen. Aber sie war mir verhaßt, ja von Herzen verhaßt, und dennoch mußte ich mich in ihre Launen fügen, durfte nicht murren und widersprechen; sie war ja meine Wohlthäterin, wie sie wähnte, und der leiseste Widerwille von meiner Seite hätte mich aus dem Hause gebracht. O, wie wird Einem Alles so leicht, selbst das Schwerste und Bitterste, wenn man Zuneigung zu Jemandem hat und von ihm theilnehmend behandelt wird! In den Tod könnte ich gehen für den, an dem mein Herz hängt. Aber mit ihr — — doch sie ist todt, ich will nicht lästern.“

Leonhard blickte seine Begleiterin, betroffen über eine solche Leidenschaftlichkeit, die er kaum in ihr vermuthet, verstohlen an, und fragte fast ängstlich:

„Was in aller Welt hat Dir die Verstorbene gethan, Lici, daß Du ihr so gesinnt bist? Wahrhaftig, es muß etwas vorgefallen sein, was Dich aufbringt, denn solche herbe Worte hab' ich noch nicht von Dir gehört?“

„Mir, Leonhard, mir?“ — erwiederte die Gefragte noch immer heftig. „Ach, mir hat sie nur wenig gethan, wenn Du willst. Nur daß sie mich in Worten und Handlungen merken ließ, wie ich in ihr Haus nicht gehöre, das Gnadenbrod verzehre und über Kurz oder Lang meines Wegs gehen müsse. Weiter nichts, gar nichts. Aber Andere hat sie gequält, mit Launen und Vorwürfen verfolgt,

ihnen das Leben zur Hölle gemacht, und das ist viel, viel Unrecht. Zuletzt freilich sah sie es selbst ein, daß der Tod für sie und Alle das Beste sei. Sie selbst war nicht glücklich und Niemand durch sie; was sollte sie noch im Leben? Muß es dereinst mit mir auch dahin kommen, Leonhart, so bete ich zu Gott um einen raschen Tod. Nur fort, bald fort, wenn man nicht glücklich machen soll!"

Ihr Begleiter betrachtete sie, während sie so sprach, mit einem Blicke voll jugendlicher Begeisterung, und fiel dann schnell und zuversichtlich ein:

„Dann freue Dich, Lici, das wird Dir nie begegnen; Du kannst für Niemand eine Last werden!"

„Und warum nicht?" fragte das Mädchen so unbefangen entgegen, daß sie die halb unbewußte Schmeichelei ihres jungen Freundes unmöglich bemerkt haben konnte.

Dieser erröthete aber bei der an ihn gerichteten Frage so tief, als habe er die größte Unziemlichkeit auf dem Gewissen. Erst nach einer kurzen Pause, während derer er sich gefaßt hatte, gab er sodann nicht ohne ein wenig gelehrten Stolzes folgende Erklärung:

„Das will ich Dir sagen, Lici, aber fein behalten mußt Du es, damit es auch andere von Dir erfahren können! Siehe, Felicitas ist ein lateinisches Wort und bedeutet das Glück. Aber das, was man so schlechtweg Glück nennt, ist sehr verschieden auf der Welt; Jeder versteht beinahe etwas anderes darunter, und deßhalb hat auch die Sprache viel Ausdrücke dafür. Die Felicitas aber ist gerade dasjenige Glück, was am meisten so heißen sollte; nichts allzu Hohes, nichts Gemeines, das rechte Menschenglück, das Herz und Sinne erfreut. So steht es in den Büchern geschrieben, und wie sollten Dich nun die Leute nicht gern haben und von Dir lassen mögen? Wer wollte denn sein Glück von sich stoßen, Lici? Und noch Eines will ich Dir sagen, es steht aber nicht in den

Büchern geschrieben, sondern ich habe das selbst gefunden, als ich einmal über den alten lateinischen Spruch an Eurem Hause nachsann. Dein Name und der Spruch passen merkwürdig zusammen, und ich glaube, das Haus kann erst mit Recht „Felix“ heißen, seitdem die Felicitas darinnen einheimisch ist.“

Das Mädchen hörte diese tiefsinnige Auseinandersetzung mit zweifelndem Lächeln an und meinte dann:

„Je nun, das klingt recht hübsch, Leonhard, wenn es aber nur wahr würde. Bis jetzt hab' ich, das weißt Du selbst, noch keinen sonderlichen Segen in's Haus gebracht. Und wie könnte ich dies auch? Nein, nein, wenn mein eigentlicher Name so großsprecherisch ist, dann mögen sie mich bis an's Ende Lici rufen, obschon ich mich sonst über den häßlichen Klang geärgert habe; aber es ist doch nichts dabei zu denken, was man dann nicht erfüllen kann!“

Die beiden jungen Leute, — Kinder konnte man sie nicht mehr nennen, wenn man dem Mädchen nur einmal in das strahlende Auge geschaut und nur einige ihrer Worte sowie die Entwickelung des Glücksbegriffs von Seiten des jungen Gelehrten vernommen hatte, — waren inzwischen an dem kleinen Hügel angelangt, auf welchem der „Felix“ lag, und Lici bat ihren Begleiter, die von ihm getragenen Bücher nunmehr ihr zu übergeben und nach Hause zurückzukehren, da sie ja nun an Ort und Stelle sei. Leonhard aber hielt sie noch ein wenig zurück und sagte, ihre Hand in die seinige nehmend, mit eigenthümlicher, ihm aber überaus wohlkleidender Verlegenheit:

„Höre, Lici, warte noch einen Augenblick! Ich muß Dir noch etwas sagen, weßhalb ich auch im Grunde mitgegangen bin. Aber verrathe mich nicht, bis der Pfarrer selbst mit Deinem Vetter Conrad gesprochen hat, es könnte ihm unlieb sein. Nicht wahr, Lici?“

Das Mädchen nickte zusagend, bat ihn aber zu eilen, da man daheim auf sie warten könnte.

„Siehst Du, der Oheim und die Tante meinen, Du wärest bei ihnen besser aufgehoben, als bei Deinem Vetter, der sich doch gar nicht um Dich kümmern könne, und bei der Kleinen, deren Eigensinn Dir das Leben verbittere, und der Du doch nicht gewachsen seiest, weil sie zu arg verzogen. Sie wollen Dich daher in's Haus nehmen und bei sich behalten, so lange Dir nichts Anderes geboten wird. Sie haben Dich sehr gern, Lieschen, das kann ich Dir versichern, und Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe, als sie mir's gestern im Vertrauen erzählten. Bei denen, wahrhaftig, wird es Dir wohlgehen!"

Das Mädchen, welches dem Sprecher gegenüber stehen geblieben war und ihre Hand in der seinigen liegen gelassen hatte, zog dieselbe jetzt rasch, fast unmuthig zurück und erwiederte im gekränkten Tone:

„Aber Leonhard, was traut Ihr mir denn zu? Denkt Ihr, ich werde den Vetter im Stiche lassen, so lange er nicht selbst sagt: Lieschen, ich kann Dich nicht mehr brauchen, gehe Deines Weges! Glaubst Du, daß ich je vergessen könnte, was er an mir gethan hat, seitdem ich im Hause bin? Nein, nie gehe ich von ihm fort, so lang ich ihm und seinem Kind nur irgend nützen kann. Und jetzt" — fügte sie freundlich und mit erwachendem Selbstbewußtsein hinzu — „gerade jetzt kann ich nützen! Ich weiß überall Bescheid, kenne das Kind und seine Launen, kenne die Leute, die ganze Wirthschaft wie kein Anderes, selbst die Haushälterin nicht ausgenommen, die kaum ein Vierteljahr im Hause ist. Jetzt kann ich's ein wenig vergelten, was ich ihm schuldig bin, und darum, Leonhard, thue mir den Gefallen und rede es den Deinigen aus, daß sie dem Vetter den Vorschlag machen.

Er meint es so wohl mit mir, daß er am Ende darauf eingehen könnte, oder sich doch darum ein Bedenken machte. Nicht wahr, guter Leonhard, Du sprichst mit den Deinigen und sagst ihnen, daß ich nimmermehr ein so undankbares, leichtsinniges Ding sein würde, und den Vetter im Stiche ließe?"

Es war traurig mitanzusehen, wie der also Angeredete in seiner gehofften Freude getäuscht wurde und wie sich seine Gemüthsbewegung so unverkennbar auf dem ehrlichen Antlitz ausprägte. Nichts berührt gerade die Jugend empfindlicher, als wenn sie Freude stiften will und das Gegentheil hervorruft. Auch Lici nahm diesen Vorgang in seinem Innern wahr, und nun that es Ihr herzlich leid, daß sie den wohlmeinenden Freund so unwillig angelassen hatte. Sie nahm seine Hand von Neuem und sprach einige entschuldigende Worte. Aber Leonhard, dessen Gemüth sehr leicht zu verletzen war und bei dieser Gelegenheit, wo er selbst die Verwandten zu dem eben mitgetheilten Vorhaben bestimmt, oder mindestens veranlaßt hatte, in noch erhöhtem Grade, beruhigte sich nicht so schnell und schied von seiner Begleiterin mit einem kurzen „Gute Nacht", nachdem er derselben noch das Versprechen gegeben, seinen Verwandten die gewünschte Mittheilung machen zu wollen. Dann ging er, indem Lici den Hügel hinauf sprang und oben zur Hausthüre hineinschlüpfte, langsam nach dem Pfarrhause zurück, während sich der Schmerz über die vereitelte Freude nun erst, da er unbeobachtet war, in einigen Thränen Luft machte. Und dennoch, obgleich er dem Mädchen zürnen mochte, weil es ihn verletzt hatte, musterte er jetzt auf dem Heimwege die Sterne, seine Lieblinge, mit eigenthümlichen Betrachtungen. Er begriff nicht, warum keines der hellglänzenden Bilder am Himmel mit ihren vielen, weit gesuchten Namen den schönen

Namen „Felicitas“ führe. An ſeinem eigenen jugendlichen Himmel prangte wenigſtens ein ſolches Sternbild, wenn es auch keine Seele wiſſen durfte, auch ſie nicht, um derer willen er jetzt ſo traurig nach Hauſe wandelte. —

War es nun die, von dem freundlich geſinnten, aber an jenem Abend ſo übel belohnten Leonhard erhaltene Aufklärung über die ſymboliſche Bedeutung ihres Namens, oder der Umſtand, daß ſie ſich nach Zurückweiſung des ihr gemachten Anerbietens um ſo mehr zu reger Thätigkeit und Entfaltung ihrer Kräfte berufen fühlte: ſo viel ſtand feſt, daß Lici von jenem Abend an im Hauſe und in der Wirthſchaft Ungewöhnliches leiſtete, und die Lobſprüche, welche ihr Conrad, der Hausherr zu Theil werden ließ, vollkommen verdiente.

Wollte dieſer gerecht ſein, ſo mußte er ſich geſtehen, daß ſeine Lage durch den Tod der ewig kränkelnden und unzufriedenen Frau nur verbeſſert werden ſei, zumal er an Felicitas, ſo jung und unerfahren ſie auch war, mindeſtens einen Menſchen beſaß, dem *ſein* Intereſſe für das *eigene* galt. Und wahrhaftig, er hätte ſie nicht aus dem Hauſe ſcheiden laſſen, wenn ſie es nicht ſelbſt gewünſcht; auch wenn ihm durch das Anerbieten des Pfarrers Gelegenheit geworden wäre. Aber Dank der uneigennützigen Fürſprache Leonhards oder irgend einem andern Umſtande, die Verlegenheit, die wohlmeinende Abſicht des Pfarrers zurückweiſen zu müſſen, blieb ihm erſpart. Felicitas wurde dem Hauſe nicht wieder abſpänſtig gemacht, und Conrad erntete jetzt für ſein, dem Mädchen vom Anfang an bezeigtes Wohlwollen die reichlichſten Früchte.

Und Felicitas? Jetzt erſt, nachdem die unfreundliche, liebloſe Herrſchaft im Hauſe aufgehört hatte, empfand ſie den ganzen Segen der zweiten Heimat, die ſie, die

früh Verwaiste, dort gefunden. Ihr heftiges, leidenschaftliches Wesen, das ihr angeboren, aber im innersten Grunde stets nur dem Guten und Rechten zugewendet war, beruhigte sich mehr und mehr, während es durch den bisher erlittenen Zwang, wenn auch auf Augenblicke unterdrückt, doch nur verschlimmert worden war, und dann bisweilen, wie wir schon bemerkt haben, in einer für solche Jugend unnatürlichen Härte und Schroffheit seinen Ausdruck fand.

Am eigenthümlichsten gestaltete sich jedoch binnen Kurzem ihr Verhältniß zu der kleinen Anna. Dieses Kind, eben so anmuthig und befähigt, als verzogen und eigensinnig, merkte bald, daß es mit Felicitas zu seinem eigenen Vortheile in gutem Einvernehmen stehen müsse, ohne jedoch dem Mädchen, das seinen Launen mit Strenge entgegen trat, gerade Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Das empfand nun auch Felicitas recht wohl, und so versuchte sie es, dem Kinde, welches seinem Vater auf unverantwortliche Weise entfremdet worden war, innige Liebe wenigstens für diesen einzuflößen, zumal da sie wußte, wie glücklich ihn dies gemacht haben würde. Aber der Erfolg war sehr gering.

So saß sie eines Abends an dem Bette des Kindes und erzählte ihm Geschichten. Der Hausherr war ausgegangen, in der Wirthschaft war nichts zu besorgen, und darum konnte sie wohl ein Stündchen mit der Kleinen verplaudern. Plötzlich wendete sich diese um, als wäre sie müde geworden und wollte einschlafen. Felicitas aber, die solches von Jugend auf gewöhnt war, ermahnte sie, ihre Erzählung deshalb unterbrechend, vor dem Einschlafen ja nicht ihr Gebet zu vergessen und dabei hübsch des Vaters zu gedenken, damit der liebe Gott es ihm wohl ergehen lasse.

Da kehrte sich Anna rasch wieder um und erwie-

derte: „Lici, das brauche ich nicht; er betet für sich selbst. Ich bete nur für die Mutter, die mich lieb gehabt hat."

„Aber Dein Vater hat Dich ja auch lieb, Anna!" — sagte Felicitas, diesen unsinnlichen und unwahren Einwand unwillig verweisend. Thut er nicht alles, was für Dich heilsam ist? Das ist ja häßlich von Dir, daß Du so undankbar bist, und der liebe Gott wird von Deinem Gebete nichts hören mögen, wenn Du des Vaters nicht auch erwähnst."

Anna ließ sich nicht irre machen und von dem einmal gefaßten Gedanken nicht abbringen.

„Ich weiß, wer mich lieb hat. Du hast mich auch nicht lieb, wenn Du mir auch Geschichten erzählst. Die Mutter hat es mir gesagt, und die hatte mich lieb. Ach wenn er nur bald käme und mich abholte, der schöne reiche Mann, der mich auch gern hat und einst zu sich nehmen will, wie mir die Mutter erzählte! Dann laß' ich Euch alle hier und gehe mit ihm fort, sehr weit fort, wohin Ihr niemals im Leben kommt, und wenn Ihr viele Tage unterwegs bliebet!"

Felicitas glaubte fast, das Kind spräche irre und fiel ihm erschrocken in die Rede:

„Aber Anna, von wem sprichst Du denn? Was für ein Mann soll Dich denn abholen und mit fortnehmen? Und warum willst Du nicht bei uns bleiben?"

Die Kleine, die wieder ganz munter geworden, setzte sich in ihrem Bette zurecht, als ob sie die Geschichte würdig nur so vortragen könnte, lächelte Lici geheimnißvoll, aber freundlich an, und sagte ganz leise:

„Die Mutter hat mir Alles, Alles erzählt. Sie hat den fremden Mann schon lange, lange erwartet, schon als sie noch so klein war, wie ich, und dann immer noch, bis sie starb. Aber er ist nicht gekommen. Zu mir

aber kommt er gewiß, sagte sie. Mich holt er ab! Der ist sehr reich, und hat goldene Kleider an, und trinkt nur Wein und Chocolade. Und weißt Du, wer es ist? Mein Großvater ist's! Aber er spricht nicht wie wir, er spricht anders, und das muß ich auch lernen, wenn ich groß werde. Nun weißt Du's, Lici, doch sag' es Niemandem, weil sie sonst lachen, und ich mich schäme. Nicht wahr, Lici?"

Lici staunte, als ob sie Wunderdinge hörte. Sie ahnte, daß das Geplauder des Kindes mit der Geschichte des Hauses, von der sie in ihren Jahren natürlich nur Unzusammenhängendes vernommen, in enger Verbindung stehe, wenn ihr auch alles räthselhaft erschien. Dem Kinde gegenüber aber, so fremd es ihr auch war, kam sie ein tiefes Mitleid an, so daß sie kaum die Thränen zurückhalten konnte, und die Kleine, die ihr feines, mit blonden Locken umgebenes und aus dem weißen Nachtmützchen perrelt lieblich hervorguckendes Gesicht, eine Antwort erwartend, auf sie gerichtet hielt, herzlich küßte, indem sie ihr festes Stillschweigen gelobte.

„Aber für Deinen Vater betest Du nun doch mit, Aennchen?" schloß sie ihre Worte, und Anna erwiederte:

„Weil Du mich heute lieb hast!"

Darauf legte sich die sonderbare Kleine wieder ruhig hin, faltete ihre Händchen und schlief ein. Felicitas aber wurde ihrer unbegreiflichen Rührung lange nicht Meisterin und dachte zum ersten Male sanfter und versöhnender über die Mutter des vor ihr schlummernden Kindes, welche vielleicht ein Menschenleben hindurch vergebens geharret und gehofft hatte. —

Harren und Hoffen, und so vergeht ein Tag nach dem andern, gute wie böse, und Jahr folgt auf Jahr, und ohne daß wir darum wissen, hat sich unser Schicksal gewendet und wir sind andere Menschen geworden.

Fünf Jahre vergingen auch für die Personen, deren Schicksal im „Felix“ seinen Schauplatz haben sollte, ohne ein besonders bemerkenswerthes Ereigniß, und wir werfen erst jetzt wieder einen Blick in die uns bekannten Räume, wo der Frühsommer nicht lange zuvor zum sechsten Male in das Land gezogen ist.

Der Hausherr Conrad sitzt, das männlich offene Gesicht in trübe, sorgenvolle Falten gezogen und den Kopf mit dem vollen schwarzen Haar auf die Rechte gestützt, in der Laube hinter dem Hause, wo kurze Zeit darauf ein wohlhäbig aussehender, ländlich gekleideter Mann, anscheinend etwas älter als er, aber immer noch in den rüstigsten Mannesjahren, zu ihm tritt, um ein wahrscheinlich schon früher eingeleitetes Gespräch mit ihm fortzusetzen.

Conrad forderte den Ankommenden flüchtig und zerstreut auf, neben ihm Platz zu nehmen und wartete dann schweigend ab, was Jener ihm sagen würde.

„Seht, Conrad“ — begann derselbe nach einer kurzen Pause, während der er selbstgefällig vor sich hin lächelte und mit der schweren goldenen Uhrkette spielte, welche über seine lange grüne Sammtweste herabhing, — „seht Conrad, ich für mein Theil kann so etwas wohl unternehmen, wovor Andere sich hüten müßten. Ein Frauenzimmer ohne Heller und Pfennig in der Tasche ist unter allen Umständen ein übles Geschäft. Man weiß nie, was man an der Person erhält; hübsches Gesicht, Jugend, Tugend: Alles sind zweifelhafte Dinge, auf welche man nicht rechnen kann, die sich nicht festhalten lassen. Ein ordentlicher silberner Hausschatz läßt sich dagegen besser verwahren und nutzbar anlegen; es ist doch etwas, wenn alle Stränge reißen. Aber mein Vater hat mich gut gesetzt, das wißt Ihr, da er mir das Anwesen übergab. Wohl gewirthschaftet habe ich auch,

bin mit Ehren doch in die Dreißig gekommen und kann nun schon einen Luxus versuchen. Hab' an dem Mädchen nun einmal Freude gefunden! Könnte freilich manche Andere haben, die am Ende noch besser für mich paßte und Etwas mitbrächte. Aber kurz und gut, will nicht mehr lange suchen und wählen, Wahl macht Qual, und die Erste ist die Beste. Ich möchte die Lici mir ausbitten!"

Der Freiersmann — als solcher trat er also in vollem Ernste auf — hielt inne und sein derbes, gutmüthiges, wenn auch sehr gewöhnliches Gesicht drückte die behagliche Erwartung aus, daß Conrat, hoch erfreut über den ehrenvollen Antrag, ihm mindestens um den Hals fallen und für seine Person ein freudiges: Ja! rufen werde.

Doch nichts von dem Allen. Conrat regte sich nicht, und fragte nur trocken, ob er bereits mit Lici in der Angelegenheit gesprochen.

Jener verneinte dies. „Mußte doch vor allen Dingen mit Euch sprechen" — sagte er sodann, einigermaßen befremdet über den kühlen Ton der Frage — „der Ihr das Mädchen aufgezogen und wie ein Vater an ihr gehandelt habt. Freilich die Mädchen sind schlau; Lici mag's wohl gemerkt haben, auf wen Georg Ehringer sein Auge geworfen. Aber so sagt mir doch, was Ihr zu dem Freier meint? Scheint es ja fast, als ob ich Euch nicht anstände, so tau stellt Ihr Euch! Und's ist ja doch keine Prinzessin, die ich verlange, daß Ihr so spröde seid, Conrat! S' ist ja keine Tochter von Euch, die etwa — "

Conrat unterbrach den Sprecher, der die letzten Worte mit etwas hämischer Betonung hervorgebracht, und damit offenbar auf die traurigen Familiengeschichten im „Felir" anspielen gewollt, und sagte kurz:

„Es ist gut, Georg, ich verstehe Euch, aber verschont mich mit allen überflüssigen Reden. Sprecht selbst mit

Felicitas oder wenn Ihr es verlangt, so will auch ich mit ihr sprechen, obschon ich mich nicht gern in solche Dinge mische; denn das Mädchen ist keine Blutsverwandte von mir und sie steht nicht unter meiner Gewalt. Nur wundert Euch nicht, daß ich nicht vor Freude in die Höhe springe, wie ein Kind, wenn es Äpfel und Nüsse bekommt, und Euch das Mädchen an den Hals werfe, das schon manchen wackern Bewerber — noch vor Euch — gehabt, und ausgeschlagen hat."

Der auf diese Weise Abgefertigte stutzte ein wenig und gab sich viele Mühe, in Conrad's Mienen die Erklärung dieser nicht sehr freundlichen Worte zu finden. Als ihm dies aber nicht gelang, schlug er einen andern Weg ein, legte seine derbe Hand auf Conrad's Schulter und meinte, an diesen vertraulich heranrückend:

„Wißt Ihr etwas, Conrad? Die Leute munkeln so, und ich glaube fast auch, daß es nicht aus der Luft gegriffen ist. Man sagt, Ihr selbst hättet die Lici gern und nähmet sie vielleicht noch zum Weibe. Das wäre ein anderes Ding, und dann müßte Unsereiner schon zur Seite treten, denn Ihr habt das erste Recht an das Mädchen, das in Euerm Hause aufgewachsen. Aber, Conrad, was säumt Ihr denn? Glaubt mir's nur, es will sich nicht wohl ziemen, daß Ihr mit der Lici unter einem Dache wirthschaftet und doch keinen Ernst macht. Eines oder das Andere: darum laßt sie in Gottes Namen aus dem Hause freien, wenn Ihr sie doch nicht in Euern Garten pflanzen mögt!"

Conrad war bei dieser plumpen Rede das Blut in's Gesicht gestiegen. Er empfand nur zu lebhaft, daß etwas Wahres in den übel gewählten Worten liege, welche er so eben hatte anhören müssen, und eben deßhalb fühlte er sich doppelt verletzt. Sich rasch von seinem Platze erhebend, erwiederte er daher:

„Kümmert Euch um andere Dinge weniger, als um die eigenen, Georg, und laßt die alten Weiber schwätzen, was sie wollen! Ich sage Euch einfach: ich will mit Lici reden, und binnen hier und acht Tagen sollt Ihr Euere Antwort haben. Vergeßt nicht, dann wieder bei mir vorzusprechen. Und damit Gott befohlen!"

Mit diesen Worten entfernte er sich aus dem Gärtchen und ließ Georg allein zurück. Dieser sah ihm lange bedenklich nach, schüttelte mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin: „Es ist so, es ist so; er selbst hat's auf die Lici abgesehen und mag doch keinen Ernst daraus machen. Aber ich hole sie mir; ich hole sie mir und lasse mich nicht abspeisen, wie die andern Tröpfe, die er betrogen hat!"

Mit diesen Worten begab er sich in die Gaststube zurück und verließ nach einem vergeblichen Versuche, Lici selbst zu finden, und einige Worte mit ihr zu wechseln, bald darauf das Haus, um sich nach acht Tagen die in Aussicht gestellte Antwort zu holen, und dann nach Befinden sein Glück weiter zu verfolgen.

Inzwischen war Conrad in's Freie hinausgeeilt und wandelte jetzt auf einem einsamen schmalen Feldraine zwischen den sehr stattlich herangewachsenen Saaten auf und nieder. Aber er fand heute keinen Genuß an seinem blühenden Besitzthume und gönnte den Früchten seines von Gott gesegneten Fleißes keinen einzigen Blick. Sein Herz war in einem wilden, schwer zu beruhigenden Kampfe. So nahe wie heute war ihm der Gedanke an den Verlust Lici's noch niemals getreten, obschon die Gefahr bisweilen hervorgestanden, und er sich schon öfters mit dieser Möglichkeit vertraut zu machen gesucht hatte. Die Gefahr? Ja, dahin war es gekommen, daß er nichts so sehr im Leben befürchtete, als Lici dereinst verlieren, aus seinem Hause scheiden sehen zu müssen, sie, an deren

Nähe und Umgang sich im Laufe der Jahre sein ganzes Glück, seine einzige Lebensfreude gekettet hatte. War er schon dem Kinde und heranwachsenden Mädchen vom Anfange an zugeneigt gewesen, und hatte er dasselbe, dessen treue und eifrige Natur er zu schätzen verstand, von jeher in seinen besondern Schutz genommen; so steigerte sich diese Theilnahme der vor seinen Augen wunderlieblich heranblühenden Jungfrau gegenüber, unter deren Händen sich sein Hauswesen sichtlich emporhob, nach und nach zur innigsten Liebe, die um so heftiger glühete, als ihm dieses Gefühl Jahre lang, und namentlich während der unglücklichen Ehe mit seiner ersten Frau, fremd geblieben war, jetzt aber, wo es wiederkehrte, mit allem Ernste unterdrückt werden mußte.

Es mußte unterdrückt werden, denn wohin sollte es führen, wenn er ihm Raum geben wollte? Zur Verzweiflung oder — zum Bruche eines seinem sterbenden Weibe vor Gott dem Allwissenden und seinem eigenen Kinde geleisteten Gelübdes. In der That, eine schwere Last, einen Fluch für das ganze Leben hatte er sich in jener unheilvollen Stunde aufgebürdet, als er dem Drängen der Kranken nachgab und eine Verpflichtung übernahm, deren Folgen — das fühlte er schon damals — unberechenbar waren. Aber band ihn denn jenes Gelübde, das ihm unrechtmäßiger, ja sündhafter Weise abgezwungene Wort? Konnte er sich nicht über diese Schranke muthig hinwegsetzen, die er damals nur zur Beruhigung der Kranken, mitleidig aufgerichtet hatte? War es nicht vor Gott dem Allgütigen zu verantworten, wenn das im Drange der Umstände und in wohlmeinender Absicht gegebene Versprechen, das aber doch eines rechten tieferen Grundes entbehrte, dem natürlichen Wunsche glücklich zu sein und glücklich zu machen, hintangesetzt wurde? Und wer wußte um das Versprechen, außer dem Gotte, der die Men-

schen zum Glücke schuf, wenn er von dem unmündigen Kinde absah, das jenen Vergang im Gedächtniß bewahrte? Die Todte! Aber wenn das Grab den Menschen von den irdischen Schlacken reinigt, und ihm in jener Welt ein helleres reineres Licht leuchtet, wie es verheißen ist, mußte die Dahingeschiedene, als seliger Geist nicht ihrem eigenen Beginnen zürnen, und die von ihr dem Ueberlebenden unnütz und verwerflich auferlegten Fesseln bereuen? Auf Erden kann Dich Niemand eines Unrechts zeihen, Conrad, wenn Du die lästige Bürde muthig von Dir wirfst und glücklich sein willst, und im Himmel hast Du Fürsprecher genug, wenn dennoch ein Fehl begangen werden sollte!

So stürmten die Gedanken in seiner Brust, und die Versuchung gewann furchtbare Macht über ihn. Aber er widerstand noch immer. Die bessere Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß alles dies beschönigendes Blendwerk sei und daß der Mann an seinem Worte festhalten müsse, wenn auch Glück und Leben darüber zu Grunde gehe. Und damit er nicht dennoch der Versuchung unterliege, ging Conrad in seiner Herzensangst zum Pfarrer, Leonhard's Oheim, und erzählte ihm von dem seiner Frau auf dem Sterbebette gegebenen Versprechen, über dessen treue Erfüllung von seiner Seite der Pfarrer in Zukunft mit wachen möge. Obschon Conrad bei dieser Mittheilung nichts davon erwähnte, in welchen furchtbaren Seelenkampf er jetzt in Folge seines Gelübdes verfallen, so ahnte der Pfarrer, ein wohlmeinender freundlicher Mann, welcher Conrad in jener Beziehung hochschätzte, den Zusammenhang der Verhältnisse nur zu wohl und rieth daher dem Letzteren, als die Rede auch auf Felicitas und deren Zukunft kam, einem anderweiten Unterkommen des trefflichen Mädchens, falls sich ein solches etwa darbiete, ja nicht entgegen zu sein, da eine derartige Veränderung oft nur heilsam wirke.

Conrad verstand, worauf der Pfarrer leise hindeutete, und gelobte ihm und sich selbst, dem verständigen Rathe Folge zu leisten, so schwer es auch seinem Herzen fallen möge. Der Pfarrer aber konnte lange nicht über die sich ihm hinsichtlich Conrad's Mittheilungen aufdrängenden Zweifel und Bedenken hinwegkommen. Tiefes Mitleid für den Mann, dessen innern Zustand er ahnte, auf der einen, und die Unmöglichkeit, die einmal auferlegten Fesseln mit Ehren und ohne Schaden am Gewissen abzuschütteln, auf der andern Seite ließen ihn kaum zu einem festen Urtheile gelangen, und er begriff die volle Schwere einer solchen Lage. Da halfen keine Sophismen und Seitenwege; die Existenz des Kindes, das Niemand auf der Welt hatte, als seinen Vater, war die Klippe, an welcher jede Hoffnung auf eine Lösung des traurigen Conflictes scheiterte. Da konnte nur die Hand des Himmels Frieden schaffen, und sei es auch, indem sie ein Menschenleben verlöschen ließ! —

Es war am Abend desselben bewegten Tages, da Conrad beim Pfarrer gewesen, als er Felicitas bei seiner Heimkehr noch in der Unterstube — derselben, wo wir Anna einst sterben gesehen — arbeitend antraf. Das Mädchen wurde eigenthümlich verlegen, als Conrad eintrat, und stand rasch von der Arbeit auf, um ein zweites Licht für den Hausherrn herbei zu holen. Auch Conrad zeigte sich befangen und sehr zurückhaltend; die Beiden mußten selten oder nie allein mit einander verkehren, nach ihrem durchaus abgemessenen Benehmen zu schließen. Und dies war auch wirklich der Fall. Aber heute ließ es sich nicht vermeiden; Conrad mußte mit Felicitas sprechen, mußte mit ihr allein sprechen, und es half ihm keine Scheu und kein Bangen vor dem Augenblicke, der voraussichtlich zum Wendepunkte seines Schicksals werden mußte.

Felicitas stand jetzt vor ihm in aller ihrer jugendlichen Anmuth. Sie war, seitdem wir sie nicht gesehen, groß und schlank herangewachsen. Ihre Gestalt war weniger voll, als kräftig und ebenmäßig, das etwas blasse ovale Gesicht von seltener Lieblichkeit, die durch die herrlich strahlenden Augen noch anziehender wurde. In diesen Augen spiegelte sich zwar noch immer, wie einst bei dem halberwachsenen Mädchen, eine gewisse Leidenschaftlichkeit, aber jetzt ging diese schon über in den Ausdruck echt jungfräulicher Schwermuth, wie solche, wenn des Lebens erster Mai seinem Ende naht, sich häufig eines zarteren Gemüths bemächtigt. Ihr dunkles, glänzendes Haar ward zu beiden Seiten der Stirn zierlich von einem einfachen rothen Bande zurückgehalten, gegen welches die blendende Weiße des Gesichts und die Schwärze des Haares angenehm abstach. Ihre Kleidung war einfach aber nett. Ein hoher schwarzer Spencer über dem hellfarbigen Rock hob ihre Gestalt vortheilhaft hervor und vollendete auch in ihrer äußern Erscheinung den einnehmenden Ausdruck jungfräulicher Züchtigkeit. Dies Mädchen, wie es so dortstand, und Conrad mit dem kräftigen bloßen Arm, dem Zeugen ihrer redlichen Arbeit, den Leuchter darreichte, war malerisch schön, und Conrad empfand ihren ganzen Zauber, obschon ihr Auge dem seinigen auswich und scheu zur Seite blickte. In seinem Herzen rief es laut und immer wieder von Neuem: „Felicitas, Felicitas, ja Du wärest mein Glück, und mit Dir geht es für immer aus dem Hause!“

Aber er sammelte sich, eingedenk seiner Vorsätze und der wohlmeinenden Ermahnung des Pfarrers.

„Lieschen“ — sagte er möglichst unbefangen, indem er dem Mädchen das Licht aus der Hand nahm, und es auf den Tisch setzte, sie selbst aber noch einen Augenblick zu verweilen bat — „ich habe einige Worte mit Dir zu

reden. Du weißt es wohl, daß ich Dich ungern verliere, weil ich keine treuern Hände für mein Haus und — — mein Kind finden kann, als die Deinigen, wenn Du einſt von mir gehen müßteſt. Darum verſtehe mich nicht falſch. Schon mehrmals bot ſich für Dich Gelegenheit, ſelbſtſtändig zu werden und einen eigenen Herd zu gewinnen. Du wollteſt damals nicht, und ich habe Dir nicht zugeredet. Jetzt aber, Lici, bietet ſich eine Gelegenheit, wo ich als Freund und Verwandter zu Dir ſagen muß: greife zu, Lici, erfaſſe die Sache mit allem Ernſte, ich denke, ſie wird für Dich zum Heile ſein!"

Felicitas hatte ſich bei dieſen Worten verfärbt, war erſt glühend roth und dann wieder todtenbleich geworden. Aber ſie fragte nicht, was dieſer Eingang bedeuten ſollte; ſie ahnte Alles, und ſchauderte im Innerſten zuſammen, daß es aus dieſem Munde ihr verkündigt werden ſollte.

Conrad fuhr fort:

„Georg Ehringer hat bei mir um Deine Hand geworben. Er iſt ein rechtſchaffener, gutgeſinnter Mann, dem Du Vertrauen ſchenken darfſt, und kann Dir ein Lebensloos bieten, wie kaum ein Anderer in unſern Verhältniſſen. Es würde mir Freude machen, Lici, wenn Du dieſem Rufe folgteſt; ich könnte dann Dein Schickſal für geborgen halten und ſtolz ſein, daß Du aus meinen Händen in ſolche kämeſt!"

Felicitas ſchwieg noch immer. Sie vermochte es kaum zu faſſen, daß Conrad ihr alles dies ſo ruhig ſagen konnte. Nein, ſie hatte ſich getäuſcht; er fühlte für ſie, ſeinen Pflegling, nichts als bloß verwandtſchaftliches Wohlwollen, und das, was ſie im Stillen gehofft, aber zugleich gefürchtet, war ein Traum, nur nicht für ſie ſelbſt! O daß es auch für ſie ein bloßer Traum geweſen wäre, dann hätte jetzt ihr Herz bei dem

Gedanken an die Trennung nicht so schmerzlich zusammenzucken müssen.

„So soll ich also fort aus Eurem Hause" — sagte sie endlich leise und kaum verständlich — „und unter fremde Menschen? Ja, Ihr meint es wohl mit mir, ich will Euch folgen. Immer kann es doch nicht so bleiben und je länger es dauert, desto schwerer der Abschied. Ich will Euch folgen."

„Lici, das ist keine Antwort auf das, was ich Dir sagte" — fiel Conrad hastig ein — „ich zwinge Dich zu nichts, ich will Dich zu nichts bestimmen; ich rathe Dir nur als Freund. Muß ich Dir denn sagen, wie ich von Dir denke, was ich Dir für Dank schulde, was ich an Dir verliere? Ach erschwere mir nicht die Erfüllung meiner Pflicht Dir gegenüber und gestehe mir nur immerhin, daß Du das Anerbieten Ehringers nicht ungern annimmst. Du kennst ihn ja hinlänglich und bist ihm nie abgeneigt gewesen. Lici, sage mir, daß Du ihm gern Gehör geben willst!"

Felicitas besann sich einen kurzen Augenblick. Dann sagte sie fest und bestimmt: „Ja, ich will es. Es wird so gut sein." Darauf nahm sie das eine Licht, wünschte Conrad gute Nacht und ging zur Thüre hin.

Er aber eilte ihr nach, ergriff ihre Hand und hielt sie noch zurück. „Felicitas" — sprach er, und seine Stimme bebte bei diesen Worten — „Du bist böse auf mich, daß ich so in Dich dringe, und verstehst mich falsch. Wüßtest Du, wie schwer es mir geworden, welches Opfer es mir gekostet: Du würdest anders von mir denken und keinen Unwillen hegen. Was hatte ich denn in diesen Jahren außer Dir? Warst Du nicht meine Freude, mein guter Engel? Aber an mich darf ich nicht denken, wo es Dein Glück gilt. Könnte ich Dir bieten, Felicitas, was ein Anderer kann, ruhte nicht ein trübes Verhängniß auf mir, so wäre mir vielleicht die schwere Stunde erspart

geblieben. Ach Du ahnſt nicht, was auf meinem Herzen laſtet, und ſollſt es nicht ahnen. Aber zürnen darfſt Du mir nicht, Felicitas! Mitleid, Bedauern verlange ich von Dir — und — nun gute Nacht!“

Er hatte ſeinen Arm um ihren Leib gelegt und die Zitternde an ſich gezogen, während er ſie leiſe an die Stirn küßte. Sie ließ es ruhig geſchehen; es war die erſte, vielleicht die einzige Zärtlichkeit, die ſich Conrad gegen ſie erlaubte. Wie hätte ſie zürnen können? Und nun hatte ſie mit einem Male einen tiefen Blick in ſein Herz gethan und wußte, weßhalb er in ſie gedrungen hatte. War ſie doch hier in demſelben Raume, wo ſie ſein Bekenntniß gehört, die Zeugin eines grauſam abgenöthigten Verſprechens geweſen, deſſen Folgen jetzt das Schickſal zweier Menſchen beſtimmten. Ihre Rührung aber, geſteigert durch Conrad's Unkenntniß deſſen, was ſie wußte, hielt jetzt jede leidenſchaftliche Aufwallung ihres Gemüthes nieder. Sie fühlte ſich unendlich traurig und doch unſäglich beglückt. Sie wußte, was ſie für Conrad war, wenn ſie ſich auch für immer trennen mußten. Und darum ſagte ſie ihm jetzt ein weiches, thränenerſticktes Gutenacht, und ging hinauf in ihre und Anna's Kammer, die ſie hinter ſich verſchloß, um ſich auszuweinen.

Wie Conrad dieſe Nacht verlebt, wollen wir nicht ſchildern. Dem Mann iſt einmal vom Schickſal beſtimmt, zu ringen und zu kämpfen und ſich ſelbſt zu überwinden, was das Schwerſte von Allem iſt; und wir verachten ihn herzlich, wenn er ſich ſchwach in dem Kampfe zeigt. Aber die Kämpfe eines weiblichen Herzens mit ſich ſelbſt finden uns mit Recht mehr geſtimmt zum Mitleide, weil das ganze Leben der Frau vorzugsweiſe auf das Herz und ſeine Rechte geſtellt iſt. Und je energiſcher das Herz, deſto heftiger der Kampf; wie auch die Krankheit des Körpers am ſchlimmſten

wüthet, wo ihr eine feste, kraftvolle Natur entgegentritt. —

So war es bei Felicitas der Fall. Die sanfte gerührte Stimmung des vergangenen Abends war am andern Morgen nach einer zum größten Theile schlummerlosen Nacht einer leidenschaftlichen Gereiztheit gewichen, die früher bei dem Kinde und heranwachsenden Mädchen nicht selten, bei der Jungfrau aber fast nie zu bemerken gewesen. Sie fragte sich jetzt: wozu die Qual, wozu die Entsagung? Um einem sinnlosen, unnatürlichen Begehren zu fröhnen, welches sie selbst vom Anfange an — noch ehe sie eine Ahnung davon hatte, daß es dereinst für sie verhängnißvoll werden würde — mit Abscheu erfüllt hatte? Und welchen Vortheil hatte das Kind davon, dessen Dasein das Glück zweier Menschen störte und nun auch sie jetzt aus dem Hause trieb? Keinen, gar keinen! Was hätte sie dem Mädchen sein wollen, wenn es das Kind ihres — Gatten gewesen wäre! Der bittere Groll, den sie gegen die Verstorbene einst gehegt, den die letzten friedlichen Jahre aber bei ihr zurückgedrängt hatten, brach von Neuem hervor und gestaltete sich schon im Laufe der unruhevollen Nacht zu einem häßlichen Traumbilde. Es war ihr, als stände sie vor der Thüre des Hauses, das Reisebündel unter dem Arme. Auf der Schwelle der Thüre aber stand Conrad's Weib, den Mund in höhnende Falten gezogen, zeigte ihr den Weg hinüber in das andere Dorf, wo Ehringer wohnte und rief der Ausgewiesenen mit scharfer gellender Stimme nach: glückliche Reise, Lici, es geht auch ohne Dich im „Feliz"! An einem der obern Fenster aber schien ein Mann zu lehnen, der ihr traurig Lebewohl winkte. —

Von solchen unmuthigen Gedanken befangen und tief hadernd mit ihrem Schicksale, trat Felicitas an das Bett Anna's, um einen Blick auf das heute ungewöhnlich

lange ſchlummernde Mädchen zu werfen, daſſelbe, welchem ihr eigenes Glück nun zum Opfer fallen ſollte. Aber hier bot ſich ihr ein unverhofftes Schauſpiel, das ihren Gedanken raſch eine andere beſtimmte Richtung gab. Das Mädchen, welches im Laufe der Jahre von ſeiner frühern auffallenden Schönheit zwar nichts verloren, aber einen nervöſen krankhaften Geſichtsausdruck angenommen hatte, der dem Arzte ſehr oft lebhafte Beſorgniß einflößt, ſchlief nicht mehr. Seine Augen waren vielmehr weit geöffnet und ſchweiften unruhig im Zimmer umher, das Geſicht zeigte eine auffallende fieberhafte Röthe, der Athem flog heftig auf und nieder, die Lippen verſuchten deutlich einen Laut von ſich zu geben und blieben doch ſtumm; ein bedenklicher Krankheitsanfall war über die Kleine ganz unerwartet hereingebrochen.

Felicitas vergaß all ihr eignes Leid und eilte raſch hinunter, um Conrad von ihrer Wahrnehmung zu benachrichtigen und nach dem Arzte zu ſenden. Dann bereitete ſie ohne Verzug einen kühlenden Trank, der ſich in früheren ähnlichen Fällen bei dem reizbaren und ängſtlichen Kinde als heilſam bewährt hatte, um auch dieſes Mal ſeine Wirkſamkeit zu erproben. Allein vergeblich; das Kind verweigerte hartnäckig die Annahme eines jeden Mittels.

Inzwiſchen war Conrad herbeigeeilt. Mit einem ſonderbar düſtern Blicke muſterte er das fiebernde Kind, welches bei ſeinem Erſcheinen am Bette das Geſicht wegwendete, als ob es ſeinen Anblick nicht ertragen könnte. Dann beobachtete er Lici, die unverdroſſen alle möglichen Liebkoſungen erſchöpfte, um die Kranke ihren unſchuldigen Mitteln zugänglich zu machen. Bald darauf verließ er das Zimmer. Er entſetzte ſich vor ſich ſelbſt, daß er dem ſo gefährlich darnieder liegenden Kinde keine wärmere Theilnahme ſchenken konnte. Er fürchtete, daß er es jetzt ſterben ſehen würde, ohne eine Thräne zu vergießen!

Nach wenig Stunden kam der Arzt. Er machte eine bedenkliche Miene und verordnete starke Arzneien, deren Gebrauch und Anwendung er Felicitas vorschrieb. Nachmittags sollten die nöthigen Pulver aus der Apotheke übersandt werden. Aber die größte Vorsicht sei nothwendig. Ein einziges Pulver zu viel, eine Dosis des Medikaments mehr, als vorgeschrieben, möchten dem Kinde sofortigen Tod bringen. Er verlasse sich auf die sorgliche Wärterin; ein Menschenleben ruhe in ihrer Hand.

Felicitas schauderte unwillkührlich, als sie der erprobte, vielerfahrene Arzt bei diesen Worten scharf in das Auge faßte. Doch sie versprach ihm, mit größter Vorsicht zu verfahren und der Arzt entfernte sich mit der Zusage, morgen in erster Frühe die kleine Patientin, für deren Rettung er nicht stehen könne, wieder zu besuchen. Er hatte sich schon früher oftmals dahin geäußert, daß Anna's zarte Natur für dieses Klima nicht geschaffen sei und gar leicht während der Kinderjahre ein Raub jäher Krankheit werden könne. Und er fürchtete ernstlich, daß seine Vorhersagung dieses Mal zur Wahrheit werden möchte. —

Es war am späten Abend dieses Tages. Alles hatte die Ruhe aufgesucht, außer Felicitas, die am Lager des ihr anvertrauten Kindes wachte. Nur unten im Erdgeschoße ließen sich noch Schritte vernehmen. Es war Conrad, der im Zimmer auf- und niederging und ebenfalls wach bleiben wollte, um, wenn etwas vorfallen sollte, rasch zur Hand zu sein. Später verstummte auch dieses Geräusch; es herrschte nun völlige Stille im Hause.

Die Kleine schlummerte nur mit Unterbrechungen; sobald die Taschenuhr Conrad's, welche auf dem Tische in der Nähe des Bettes neben der Nachtlampe lag und

durch ihr eifriges Picken die traurige Stille wenigstens etwas belebte, die bestimmte Zeit ankündigte, gab Felicitas dem Kinde die verordneten Mittel, oft nach vieler Anstrengung von ihrer Seite. So verfloß Viertelstunde um Viertelstunde.

Es ist ein trübseliger Aufenthalt zur Nachtzeit am einsamen Krankenbette, zumal wenn das eigene Herz nicht geregelt schlägt, allerlei schwermüthige Gedanken emporsteigen und Gesellschaft leisten. Müde und abgespannt fallen dann wohl die Augen einmal zu und ein flüchtiger Schlummer erfaßt uns. Aber beklemmt und geängstigt wachen wir jählings wieder auf, der versäumten Pflicht uns anklagend, und von Neuem beginnt der Kampf. So war auch Felicitas kurz nach Mitternacht auf einige Minuten eingeschlummert und zwar gerade, als die Zeit nahe war, wo das Kind Arznei bekommen sollte. Kaum hatten sich ihre müden Augenlieder geschlossen, als der häßliche Traum der vergangenen Nacht, dessen sie sich nicht erwehren konnte, sie von Neuem ängstigte. Wieder wies ihr die Verstorbene höhnisch den Weg aus dem Hause hinaus in die fremde gleichgiltige Welt. Da schreckte Felicitas aus dem unerquicklichen Schlummer in die Höhe. Ihr war es, als ob Jemand durch das düster erleuchtete Zimmer schreite. Ja dort in der dunkeln Ecke, dort wo der mächtige eichene Schrank stand mit dem altmodischen Schnitzwerke und daneben der hohe verblichene Polsterstuhl, lugte dort nicht jenes höhnende Gesicht noch immer hervor und heftete seinen starren Blick auf sie?

Felicitas war nicht furchtsam, aber es überlief sie bei diesem Bilde ein eisiges Grauen. In demselben Augenblicke röchelte die Kleine auf ihrem Lager. Die Pflegerin blickte nach der Uhr und siehe da! beinahe eine Viertelstunde war über die Zeit verflossen, wo die Leidende ihren Trank erhalten sollte. Rasch nahm sie

ein Pulver und schüttete es in das Glas, worauf sie dann Wasser füllte. Sie richtete die Kleine sanft im Bett empor und wollte ihr, der nun offenbar dürstenden, den Trank eben einflößen, als sie von Neuem zusammenschrak und die Kleine auf das Bett zurücksinken ließ. In dem Glase waren zwei Pulver! Das eine hatte sie vorbereitend hineingeschüttet, ehe sie einschlummerte, und das zweite, als sie aufwachend die begangene Versäumniß rasch wieder ausgleichen wollte. Dieser Trank, den sie da in den Händen hielt, war tödtlich für die Kranke. Und wenn sie ihr ihn verabreichte? was dann? — — — Sie durfte nicht weiter denken, ihre Gedanken flossen in Eines zusammen. Sie eilte an den Tisch, um einen andern Trank zu bereiten. Da zeigte sich im Dunkeln des Zimmers von Neuem das teuflische Gesicht der Mutter des Kindes, dessen sie so eben pflegte, und schadenfroher hatte es noch nie auf sie geblickt. Da brannte in dem Herzen des Mädchens die Leidenschaft auf und die funkelnden Augen auf das Phantom gerichtet, hielt sie ihm das Glas entgegen mit dem verderblichen Tranke und fragte laut: „Und lachst Du noch, wenn ich dies Deinem Kinde gebe? lachst Du auch dann noch?“ —

Der Dämon in ihrem Innern frohlockte, als sie einen Augenblick so zweifelnd und im Sturme heftiger Leidenschaft da stand und ihr tausend liebliche Bilder vor, welche dieser harmlose Trank zur Wirklichkeit machen könnte. Es war ein Augenblick — und dann schwieg der Dämon. Die gefährliche Mischung ward vernichtet, die Kleine erhielt die vorgeschriebene Gabe, und Felicitas kniete betend und ihr Gesicht in den Kissen bergend an ihrem Lager. Von draußen her aber ertönte bald darauf ein schöner ernster Gesang. Es war die Stimme Leonhard's, ihres Jugendfreundes, der heute von seinen Eltern zu dem Oheim, der ihn erzogen hatte,

zurückkehrte. Felicitas erkannte seine Stimme, erkannte sofort seinen Lieblingsvers, welchen er sang:

„Sei nun fröhlich, Du mein Herz,
Bist ja erlöst von Neu,
Darfst blicken ruhig himmelwärts,
Du warst, Du bist getreu!
Und alle Angst und alle Qual
Belohnt sich ewiglich
Durch diesen einz'gen Sonnenstrahl;
Drum freue, freue Dich!" —

Der Gesang verstummte und die Thränen des knieenden Mädchens flossen reichlich und wohlthuend. —

Das Befinden Anna's besserte sich von Tag zu Tag, obschon sie noch sehr schwach war und sorglich gehütet werden mußte. Conrad hörte die Berichte des Arztes mit gemischten Empfindungen an: das Kind war ihm leider so Wenig und sein Dasein mit so großen Opfern erkauft. Es blieb immer ein unseliger Zwiespalt in seinem Herzen.

Ein Mensch aber empfand die rechte ungetrübte Freude über Anna's fortschreitende Besserung, und das war Leonhard. Weit entfernt zu ahnen, welches Verhängniß für die von ihm geliebte Felicitas sich an die Kleine knüpfte, — der Oheim hatte von Conrad's Mittheilung, wie billig, auch dem Neffen gegenüber geschwiegen, — schenkte er dem interessanten Kinde, welches er unterrichtete, die herzlichste Theilnahme, um so herzlicher, als es Felicitas zur Pflegerin hatte. Sein Verhältniß zu dieser war das alte. Der sanfte, schwärmerische Jüngling, der jetzt seiner Gesundheit halber auf einige Zeit die Universitätsstudien, welche er fast zu früh begonnen, unterbrochen und einen Landaufenthalt bei dem Oheim gewählt hatte, hing an der Jugendfreundin mit aufopfernder, wenn auch hoffnungsloser Neigung. Nur

einmal hatte er ihr von seinen Gefühlen gesprochen, aber das Mädchen war ihm ruhig und besonnen entgegen getreten, und so blieb ihr freundschaftliches Verhältniß ein klares und ungetrübtes. Diese beiden Naturen waren auch so verschieden in ihrer Anlage, daß etwas Anderes als Freundschaft unter ihnen auf die Dauer unmöglich schien. Er sanft, in sich gekehrt und entsagend, wenn es so sein mußte; sie im Grunde heftig, nach außen hin bestimmt und fordernd. Sein Charakter, halb noch in der Entwicklung begriffen, entbehrte jenes feurigen positiven Elementes, welches die äußere und innere Erscheinung von Felicitas so anziehend machte, wenn es auch für sie eine Klippe bildete, an welcher leicht der bessere Versatz scheitern konnte. —

Einige Tage nach jener Nacht, deren Schilderung wir versuchten, befand sich Leonhard neben Felicitas in derselben Kammer, wo die kleine Anna noch immer das Bett hüten mußte. Aber heute plauderte sie wieder, nach ihrer Art vergnügt, mit dem jugendlichen Lehrer, den auch sie am Meisten von allen ihren bisherigen Umgebungen in das Herz geschlossen hatte. Felicitas stand ernst und sinnend am Fenster; sie sah blasser und leidender aus, als jemals; morgen war die Frist um, binnen welcher sich ihr Bewerber die Antwort holen wollte. Und sie hatte ja zugesagt, es Conrad zugesagt, daß sie ihn zu erhören gedächte. Auf ihrem Herzen lastete es wie ein Alp, aber sie begriff wohl, daß jeder andere Weg, den sie einschlagen könnte, ein Irrweg sein würde. Sie war keine thörichte Schwärmerin, die, weil ihr Lieblingstraum nicht in Erfüllung ging, es vorgezogen hätte, hinauszuziehen unter fremde Menschen, einem zweifelhaften Loose entgegen, da, wo sie anderwärts ein gesichertes Dasein, eine heimatliche Stätte, und vielleicht doch im Laufe der Zeit, die ja alle Wunden heilt, ein

bescheidenes Glück finden konnte. Sie begriff, daß ein längeres Verweilen unter einem Dache mit Conrad für ihn und sie selbst unerwünscht, gefährlich und aufreibend sein mußte, und daß um deßwillen am Besten sofort mit jeder unrechten Hoffnung gebrochen werde.

Aber eine Erleichterung wollte sie sich verschaffen; sie wollte mit Leonhard sprechen, dem einzigen Menschen, zu welchem sie in dieser Hinsicht Vertrauen hegte. Galt er ihr doch als Bruder, und hatte er es doch so oft verstanden, sie mit einem versöhnenden, beruhigenden Worte zu erfreuen.

Deßhalb winkte sie ihn jetzt vom Bette der Kleinen hinweg an das Fenster, und erzählte ihm flüsternd von Ehringers Bewerbung um sie, mit der Bitte, ihr offen zu sagen, was er von dem Bewerber meine und ob sie dem Winke des Schicksals auch nach seiner Ansicht folgen solle.

Leonhard verfärbte sich bei der unerwarteten Mittheilung. Noch immer hatte er den Gedanken nicht gänzlich aufgegeben, daß aus seiner Freundschaft dereinst noch Liebe werden, und daß ihm das Mädchen, so viel älter es im Verhältnisse auch war als er selbst, erhalten bleiben könne. Er strich sich mit der Hand die langen blonden Locken von der Stirn, welche sein schmales ausdrucksvolles Gesicht umschatteten, und sein blaues schwärmerisches Auge haftete mit leisem Vorwurfe auf Felicitas, als er sie fragte:

„Liebst Du ihn denn, Lici? Ohne daß Du mir das sagst, kann ich Dir nicht rathen, denn ohne Liebe ist eine rechte Ehe unmöglich; das wirst Du selbst wissen und erfahren haben."

Das Mädchen zögerte mit der Antwort. Dann erwiederte es:

„So heißt es; und hundert Male habe ich es selbst

gedacht. Doch das Leben fragt wenig nach unsern Wünschen. Was hältst Du von Ehringer?"

„Er ist ein braver, rechtlicher Mann, daran zweifelt Niemand" — sagte Leonhard, — „aber Felicitas, ich begreife nicht was Dich treibt — —"

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Leonhard" — sprach sie, freundlich seine Hand ergreifend und festhaltend, während ihre Stimme fast unhörbar wurde — „denke nicht schlimm von mir, wenn ich so handle, wie ich handeln werde. Bleibe mein Freund, ich will Dir das bleiben, was ich Dir bisher war. Leonhard, Leonhard, es giebt kein Glück auf dieser Welt; und mein Name, wie Du mir ihn einst erklärt hast, ist Spott, abscheulicher Spott!"

Der Jüngling fühlte das innigste Mitleid mit des Mädchens tiefem unverstelltem Schmerze und eine Ahnung dämmerte in ihm auf über den wahren Zusammenhang der Dinge, welche ihm bis nun fern geblieben waren. Doch es waren ja noch nicht alle Auswege versperrt, nicht alle Mittel erschöpft. Er wies das Mädchen darauf hin, daß es im Hause der Seinigen ein Asyl finden könne, wenn ihm der jetzige Aufenthalt Unmuth bereite; er deutete auch auf seine eigene Zukunft und gedachte schüchtern der immer noch möglichen Erfüllung seines liebsten Jugendtraumes. Aber Felicitas schüttelte zu allen seinen Vorschlägen den Kopf und meinte fast tonlos:

„Es ist nichts, Leonhard, täusche Dich nicht. Hier keine Heilung, dort kein Glück für uns beide. Ich kann Dir mehr nicht sagen, lieber Freund; aber ich muß mir Ruhe schaffen, sonst gehe ich unter und — Andere vielleicht mit mir!"

Leonhard schied nach einer geraumen Weile in großer Betrübniß. O daß es ihm möglich gewesen wäre,

ſich für das Glück und den Frieden des geliebten Mädchens zu opfern! Aber ach, wo gäb' es einen Opfertod für fremdes Leid? —

An dem Abende nach dieſem Geſpräche zwiſchen Leonhard und Felicitas herrſchte in dem Hauſe ein ungewöhnlich reges Leben. Der Fremdenverkehr hatte ſich zwar im Laufe der letzten Sommer wieder gehoben; allein da ganz in der Nähe, kaum eine Viertelſtunde vom Dorfe entfernt, ein Bad errt lag, in welchem die meiſten Reiſenden Quartier nahmen, und da Conrad für ſeine Perſon die eigentliche Oekonomie dem Verkehre mit Gäſten bei Weitem vorzog, den letztern vielmehr nur nothgedrungen fortſetzte, da ſeine Beſitzung nicht umfänglich genug war, um allein darauf zu leben: ſo war das Haus nur in äußerſt ſeltenen Fällen ſo zahlreich beſucht geweſen, wie gerade heute. Conrad ſelbſt, Felicitas, die nebenbei noch fortwährend nach dem Kinde zu ſehen hatte, und ſämmtliche Leute des Hauſes waren in voller unausgeſetzter Thätigkeit, um allen Anforderungen der verſchiedenen Gäſte nach Kräften zu genügen. Und vielleicht war dieſe Unruhe, dieſes rege Leben und Treiben eine Wohlthat für die Hauptperſonen des Hauſes, denen der andere Morgen eine bedeutungsvolle Entſcheidung mitbringen ſollte.

Das Haus war für einen ländlich anſpruchsloſen Gaſthof hübſch und reinlich genug ausgeſtattet. Aber wenn, wie heute der Fall, auch zwei vornehme Herrſchaften eingeſprochen hatten, ſo bedurfte es doch aller ſinnreichen Ueberlegung, um mit Räumlichkeiten und Geräthſchaften nothdürftig auszulangen.

Als Felicitas in dieſem Drange der Geſchäfte auf einen Augenblick zu Anna kam, um ſie nach ihren Bedürfniſſen zu fragen und dem Kinde keine Vernachläſſigung zu zeigen, worüber es ſich ſtets bitterlich kränken

kennte, traf ſie dieſe auch ſchon äußerſt unmuthig und übelgelaunt über ihre Einſamkeit und den ganz ungewohnten Lärm der Fremden in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe. Die eigenſinnige Kleine verlangte ganz beſtimmt, über den Hof hinüber in das Seitengebäude geſchafft zu werden, wo die Dienſtboten ſchliefen, wo ſich aber noch eine kleine, leer ſtehende und mit dem Fenſter nach dem Garten gelegene Kammer befand, in welcher Anna einiges Spielzeug aufbewahrte. Felicitas war erſt keineswegs geneigt, dem, mit neuen Umſtänden verknüpften Verlangen des Kindes zu willfahren. Da dasſelbe jedoch immer hartnäckiger darauf beſtand, und ſie befürchtete, der ungewohnte Lärm und der leidenſchaftliche Verdruß über die abgeſchlagene Bitte möchten dem noch immer nicht völlig geneſenen Kinde am Ende doch ſchädlich werden, ſo gab ſie nach, und ließ Anna vorſichtig und wohlverwahrt in die gewünſchte Kammer ſchaffen. Hier zeigte ſie ſich in Mitten ihres aufgefriſcherten Spielzeuges ſo ſeelenvergnügt, daß Felicitas ſich ſelbſt freute, den Wunſch erfüllt zu haben und die Kleine getroſt wieder allein laſſen konnte. Ehe ſie aber, nachdem alles beſorgt und verſehen war, von ihr für heute Abſchied nahm, wurde ſie noch von Anna gebeten, daß ſie den Schlüſſel doch abziehen und an ſich nehmen möchte, damit niemand Fremder zu ihr käme. Felicitas that dies auch, verſchloß die Thüre hinter ſich und rief, den Schlüſſel zu ſich ſteckend, der Kleinen noch von außen ein „Gutenacht" zu, was das in ſeiner Laune befriedigte Kind mit einem fröhlichen Lachen erwiederte.

Endlich war alle Arbeit gethan. Die Gäſte ruhten behaglich in den zum Theil übel und böſe hergerichteten Zimmern und Kammern, und auch Felicitas konnte nun an die Ruhe denken, wenn man das Ruhe heißen darf, was das arme Mädchen erwartete. Freilich, es war ein

heißer trockener Tag gewesen und sie hatte tüchtig die Hände rühren müssen: da verlangt der müde Körper wohl auch sein Recht, und widersteht mit seinem Bedürfnisse nach Erholung wenigstens in Etwas den hämmernden Gedanken und nagenden Sorgen, die auch zur stillen Nachtzeit ihr trauriges Werk nicht unterbrechen möchten. Nun, Conrad schlummerte wenigstens um Mitternacht und auch Felicitas hatte um diese Stunde eine augenblickliche Ruhe gefunden.

Da — es mußte kurz nach ein Uhr sein, denn der Tag dämmerte noch nicht — weckte sie lautes, angstvolles Rufen und Schreien aus dem kärglichen Schlafe. Sie sprang rasch von dem Lager auf; ein blendender rother Feuerschein drang ihr vom Hofe her durch das Fenster entgegen. Gerechter Gott! das Seitengebäude des Hauses stand in vollen Flammen und gierig leckte der Brand schon herüber nach dem leichten hölzernen Bau, welcher das brennende Haus mit dem eigentlichen Wohnhause verband. Flüchtig nur kleidete sich das zitternde Mädchen, das Niemand geweckt hatte, wiewohl das Feuer schon einige Zeit wüthen mußte, und eilte hinunter in den bereits von Menschen wimmelnden Hof. Die Erschöpfung des letzten Tages mußte bleiern auf ihr gelastet haben, sonst hätte sie nicht so fest geschlummert.

Die Verwirrung in dem ohnehin engen und mit Geräthschaften überfüllten Hofe war gräßlich, und Conrad, der die Löschanstalten persönlich mit Muth und Eifer leitete, nicht im Stande, derselben wirksam Einhalt zu thun. Ein unglückseliger Umstand, dieses Zusammentreffen von Fremden mit dem heutigen, seit Jahrzehnten im Dorfe unerhörten Ereignisse! Da rannte ein ältlicher wohlbeleibter Herr in zweifelhafter Toilette mit seinem sämmtlichen Gepäck durch den dichten Haufen hindurch; dort geleitete ein Herr ohne Rock und Hut, aber eben-

falls mit Taschen, Kisten und Kasten beackt, eine halb ohnmächtige junge Dame, deren ganzer Anzug fast nur aus einem großen Shawl bestand, in's Freie hinaus, während an allen übrigen Stellen Dienstboten wider einander liefen, um ihre dürftige Habe in Sicherheit zu bringen gleich als wenn es die unschätzbarsten Kostbarkeiten wären, oder thätige und wohl auch gaffende Menschen — denn selbst an diesen fehlte es nicht trotz des furchtbaren Ernstes der Scene — umherstanden. Die Lage war eine um so gefahrvollere, als die Trockenheit sehr bedeutend und der Wasservorrath des einzigen Brunnens schon nach kurzer Thätigkeit der Löschenden erschöpft war, während alle übrige Zufuhr aus dem Dorfe her den stark ansteigenden Hügel herauf geschehen mußte.

Doch endlich war alles in leidlichem Gange und Conrad, der bisher nur mit der Leitung der Löschanstalten beschäftigt gewesen und an das Räumen seiner fahrenden Habe noch nicht gedacht hatte, sah nun wohl ein, daß man des Brandes nicht so weit Meister werden würde, um wenigstens das Hauptgebäude zu retten, überließ daher seinen Platz einem Andern und begab sich in das letztere, welches vom Feuer zur Zeit noch gar nicht ergriffen war, um mindestens das Werthvollste in Sicherheit zu bringen.

Dies geschah in demselben Augenblicke, als Felicitas sich durch die Leute hindurch arbeitete, um in die nächste Nähe des Feuers zu gelangen. Conrad hatte keine Ahnung davon, daß Anna, welche er in ihrer gewöhnlichen Schlafkammer, im Stockwerke des noch nicht vom Feuer ergriffenen Wohnhauses schlummernd wähnte, jetzt in dem brennenden Seitengebäude eingeschlossen war, wohin man das Kind gestern im Drange der Geschäfte ohne sein Verwissen gebracht hatte.

Ein derber kräftiger Bursche, welcher im Hause

im Dienste stand, traute mit Felicitas zusammen, als sie heraus in den Hof stürzte. Er hatte seine Schlafstätte unter demselben Dache mit Anna, er hatte auch darum gewußt, daß das Kind für diese Nacht dort untergebracht werden. Jedenfalls mußte die Kleine längst geborgen sein!

Hastig fragte das Mädchen nach derselben. Der Bursche aber zuckte mitleidig mit den Achseln und wußte von nichts, kümmerte sich auch nicht weiter um die Fragende und stürzte mit seinen Habseligkeiten, die er schleppte, unaufhaltsam von dannen. Noch einige Dienstboten fragte das Mädchen in rasender Eile. Als aber auch der Letzte jede Frage nach Anna verneinte und Alles kalt und theilnahmlos nur an seine Sachen dachte, sich aus der Gefahr zog, da schüttelte es sie wie Fieberfrost und sie sagte sich, daß das arme vergessene Kind um jeden Preis gerettet werden müsse. Kein Nebengedanke beirrte sie, keine Gefahr schreckte sie: das Rettungswerk dünkte sie eine Nothwendigkeit, der sie sich nicht entziehen dürfe, ohne ihrem bessern Selbst zu entsagen. Gerade sie mußte um aller Zukunft willen die Kleine erlösen oder in des Himmels Namen mit ihr untergehen.

Der Schlüssel zu der Kammer fand sich glücklich in ihrer Tasche und ohne sich weiter zu besinnen, stürzte sie, diesen in der Hand, auf die Thüre des brennenden Hauses zu. Alles erschrak über solche Tollkühnheit und man versuchte wohl, das muthige Mädchen zurück zu halten. Aber als sie laut ausrief, daß ein Menschenleben auf dem Spiele stehe, wenn Zeit verloren werde, ja, daß es vielleicht schon jetzt zu spät sei: da wagte es Niemand ihr hemmend in den Weg zu treten, Niemand aber auch das verzweifelte Rettungswerk für sie zu übernehmen. Conrad war ja, wie bereits erwähnt, augenblicklich nicht auf dem Platze. Er — würde das furcht-

bare Wagstück nimmermehr von ihr geduldet haben und lieber selbst in das Flammenmeer gedrungen sein.

Ja, ein Flammenmeer war es, in welches sich das Mädchen stürzte, und die Umstehenden, tief erschüttert, gaben sie verloren. Ein brennender Balken nach dem andern fiel krachend von dem Dachstuhle nieder in den Hof oder auf den schwachen Bau, der solchen Erschütterungen nicht lange widerstehen konnte, und gierig prasselten die Flammen vom Herde des Feuers aus immer von Neuem in die Höhe. Eine unerträgliche Glut herrschte schon auf dem engen Hofraume; wie entsetzlich mußte sie erst in dem brennenden Hause sein!

Es verging eine geraume Weile — wenigstens den ängstlich Harrenden erschien es so, deren Manchem das Herz vorwurfsvoll schlagen mochte, daß ihn ein schwaches Mädchen an entschlossenem Muthe übertreffen — ehe man von Felicitas hörte. Die Löschenden und Einreißenden hielten einen Moment mit ihrem Werk inne, um die Gefahr für die im Hause Befindliche nicht noch zu vergrößern und beschränkten sich jetzt mehr auf die Beschirmung der noch nicht brennenden Theile des Gebäudes. Da ertönte von Innen ein lauter gewaltsamer Schrei, ob Schrecken oder Freude, das wußte Niemand; und ehe noch Leonhard, der jetzt erst auf dem Platze erschien, und, als er von dem Wagnisse des Mädchens gehört, sich ihr nach eben in die Flammen stürzen wollte, um sie zu retten, oder mit ihr zu verderben, bis an die Thüre gelangt war, zeigte sich Felicitas, das Kind im Arme, auf einem steinernen Vorsprunge des Hauses, im zweiten Stockwerke, an einer Stelle, wo über ihrem Haupte das Dach bereits niedergebrannt und weggerissen war.

Die Menschen unten starrten sprachlos auf das Mädchen dort oben, deren Rettung ein Wunder, deren Lage aber noch immer furchtbar gefährlich war. Dicht

unter ihren Füßen züngelten bereits die Flammen aus den Fenstern heraus, so daß sie dann und wann in dem feurigen Qualme verschwand, dann wieder grell beleuchtet hervortrat. Das Mädchen, dessen lange schwarze Haare aufgelöst umherflatterten und den bloßen weißen Hals und das weiße Nachtkleid nur nothdürftig bedeckten, hielt in dem einen Arme das in ein Kissen gebundene Kind, während sie mit dem andern den Stock des Fensters umklammerte, aus welchem sie, da der Rückweg im Innern nun völlig abgeschnitten, zur letzten Rettung herausgestiegen war. So stand sie da, wie eine Bildsäule, die herrliche schlanke Gestalt, schöner als jemals in dieser gräßlichen Lage, die keinen ihrer Reize verhüllte, und schaute zagend, aber doch nicht furchtsam zur Erde hernieder, wohin sie und die Kleine nur ein gewagter Sprung auf Tod und Leben bringen konnte.

Conrad, der nun ebenfalls wieder zur Stelle war, und Leonhard hatten inzwischen in Gemeinschaft mit andern Hülfeleistenden dicht unter die Stelle, wo Felicitas angeklammert stand, alles herbeigeschafft, was an Betten, Tüchern und Decken in der Nähe war, und auf diese Weise wenigstens dem gewissen Untergange der Retterin und der Geretteten vorgebeugt.

„Und nun, Felicitas, Gott befohlen!“ — rief Leonhard zu dem Mädchen hinauf mit vertrauensvoller Stimme — „erst das Kind, dann Du!“

Und Felicitas ließ muthig und geschickt das Kind aus der immerhin bedeutenden Höhe auf das ihm bereitete Lager hinabfallen. Dann wollte sie noch einige Augenblicke verziehen, um erst die Kleine geborgen zu wissen, und fallend nicht etwa zu verletzen. Allein es war nicht möglich; da sie auch den andern Arm vom Fensterstocke getrennt hatte, um Jene sicher fallen zu lassen, verlor sie das Ueberge-

wicht, und stürzte unmittelbar dem Kinde nach zur Erde! —

Ein allgemeiner lauter Aufschrei der Menge und dann ein Jubel, welcher keine Grenzen kannte! Anna und Felicitas, Beide freilich ohnmächtig, waren unversehrt geblieben, das kühne Rettungswerk war gelungen. Conrad und Leonhard knieeten neben ihnen, mitten unter den herandrängenden Menschen, tief erschüttert über das wunderbare Ereigniß. Da war keiner der Versammelten, der jetzt nicht ein kurzes Gebet zum Himmel bätte, wenn er auch sonst nie betete. Unter ihnen weilte, wie es in der Schrift heißt, der Geist Gottes!

Das Haus auf dem Hügel war trotz des eifrigsten Bemühens nicht zu retten; am andern Morgen war es bis auf die Grundmauern ein großer Schutthaufen. Doch in dem anstoßenden Obstgarten, wo ein rasch errichtetes bretternes Dach die gerettete Habe und einen Theil der ehemaligen Hausbewohner aufgenommen hatte, stellte sich in aller Frühe ein eigenthümliches Bild dar. Dort saß auf einer Kiste ein ziemlich junger, fremder Herr von vornehmem Aeußern und überaus wohlwollenden Gesichtszügen, sowie einnehmendem, gefälligem Wesen, neben ihm aber eine in tiefe Trauer gekleidete junge Frau, in eleganter Reisekleidung, welche die kleine blonde Anna, die keine Spur von Krankheit zeigte, liebkoste und mit freundlichen, dem Kinde aber unverständlichen Worten überhäufte. Im Hintergrunde stand Felicitas, in anmuthiger Aufregung glühend und gespannt der Rede des fremden Herrn folgend, welche der ebenfalls anwesende Leonhard dem Hausherrn Conrad, der auf einer gegenüber stehenden Bank Platz genommen hatte und ernst darein schaute, aus der fremden Sprache verdeutschte.

Wir hören dem Laufe der Erzählung ein wenig zu.

„So kam mein Vater" — so fuhr der Herr mit unverkennbarer Rührung fort — „in England bei den Seinigen an. Aber die von ihm gehoffte Einigung erfolgte nicht. Man stürmte und drängte in ihn, namentlich mit Gründen der Familienehre, das für ihn ausgewirkte Offizierspatent nicht zurückzuweisen, sondern wenigstens auf ein Jahr nach Indien zu gehen, und dort mit den Truppen zu fechten. Dann möge er in des Himmels Namen zurückkehren, es sollte Alles vergessen, und selbst seine in Deutschland geschlossene Ehe nicht beanständet werden. Er ließ sich überreden, und verließ England, um dem Willen der Seinigen zu genügen. Er meldete auch sein Vorhaben nach Deutschland an diejenige, welche seinem Herzen die Nächste war, und welche er um keinen Preis verrathen wollte. Später hat er erfahren, daß Briefe von ihm und an ihn durch seinen, jedenfalls bestochenen Agenten unterschlagen worden seien. Seine Rückkehr nach Europa verzögerte sich nach Ablauf des ausbedungenen Jahres ohne seine Schuld. Die Truppen, bei denen er focht, waren in heftige Kämpfe verwickelt. Theils wurde ihm die Entlassung aus allerlei Gründen erschwert, theils hielt er es selbst für unehrenhaft, sie mitten im Kriege ernstlich zu betreiben. Nach einiger Zeit erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Sara, nicht unmittelbar aus Deutschland, sondern durch eine Correspondenz seines Agenten. Er wußte nicht, daß sie ein Kind hinterlassen hatte, und so fehlte jeder Beweggrund für ihn, seine Rückkehr nach Europa zu beschleunigen. Er blieb bei der Armee und erlangte hohe militärische Würden. Auch schloß er eine zweite Ehe, der ich, als einziger Sohn, das Leben verdanke.

Vor etwa zehn Jahren kehrte mein Vater nach England zurück, wo er bis zu seinem, im vorigen Jahre erfolgten Tode im Dienste des Staates stand. Wieder-

holt eingezogene Erkundigungen über seine frühern Beziehungen in Deutschland blieben ebenfalls ohne Erfolg. Der Vater seiner ersten Frau, an den er mehrmals schrieb, beantwortete keinen Brief. Vielleicht lebte er damals schon nicht mehr; ich weiß es nicht. Auf seinem Todtenbette aber trug mir mein Vater, indem er mir Alles erzählte, auf, noch selbst an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, und das, was er am Ende versäumt und mit seinem Gewissen zu verantworten hatte, nach Kräften nachzuholen. Mich aber hat in Deutschland das Unglück verfolgt. In Hamburg verloren wir unser einziges, theures Kind, ein Mädchen, welches unser ganzes Glück war, durch den Tod. Und mir selbst entkamen noch überdies, ich weiß nicht wie, sämmtliche Notizen über die Heimat seiner ersten Gattin, welche mein Vater eigenhändig für mich niedergeschrieben hatte, damit ich mich zurecht finden könne; und so war ich genöthigt, auf gutes Glück und nach meinen eigenen oberflächlichen Erinnerungen zu suchen. Wer weiß, ob ich bei meiner Unkenntniß der Sprache jemals zum Ziele gelangt wäre, wenn mich nicht der Zufall hierher geführt und noch in dieser Nacht — denn morgen wollte ich weiter reisen — mit der Kleinen, deren große Aehnlichkeit mit meinem Vater mir und meiner Frau auffiel, bekannt gemacht hätte. Ich wohnte im Hause und hätte das Kind gewiß nie gesehen, wäre nicht das Feuer und die wunderbare Rettung gewesen, die meine Neugier erregte. Gott hatte unsere Schritte geleitet! — Und nun" — wendete er sich unmittelbar an Conrad — „sehen Sie wohl ein, daß ich ein Recht auf dieses Kind habe, das Kind meiner armen Schwester, und darum bringen Sie nun das Opfer und überlassen Sie die Kleine mir, zugleich als Ersatz für das eigene verlorne Kind, das wir in Deutschland begraben haben!"

Alle schwiegen bei diesen warm und herzlich gesprochenen Worten. Nur Anna selbst, welche die junge Dame weinend an ihr Herz gedrückt hatte, indem sie dabei bittend zu Conrad hinüberblickte, jubelte laut auf und rief:

„Siehst Du wohl, Liel, siehst Du, daß er mich noch abholt, der fremde reiche Mann, auf den die Mutter vergebens gewartet, bis sie starb? Ja, ich gehe mit Dir!“ sagte sie zu der Dame, „ich gehe gern mit Dir, wenn — wenn es der Vater erlaubt. Aber Du erlaubst es?“ wandte sie sich schmeichelnd an diesen und fiel ihm um den Hals — „schon der Mutter zu Liebe, die es ja immer voraussagte. Nicht wahr, ich darf mitgehen?“ —

Conrad segnete die Fügung des Himmels, die den auf ihm lastenden Fluch so ganz wunderbar und unverhofft löste und sagte Ja. Das Kind ging seinem Glücke entgegen, und er wollte es nicht daran hindern; der Wille der Verstorbenen war erfüllt, ihn traf keine Verantwortung. Er war nun frei, — und das weg den Verlust des Kindes auf, das er doch nie so recht besessen hatte. —

Als er zum ersten Male an diesem Tage mit Felicitas allein war, sprach er es aus, was Jahre lang sein Herz beklemmt hatte, und voll ernster Freude hielt er sein neu gefundenes Glück in den Armen. Innig gerührt und zugleich fröhlich aufjubelnd sagte sich ihm das Märchen für immer zu. Was sind die Kämpfe des Herzens, so schwer sie auch sein mögen, gegen den seligen Augenblick, wo der Mensch als Sieger aus ihnen hervorgeht und die Krone erhält, auf die er schon längst nicht mehr gehofft hatte? —

Leonhard begleitete den Lord Richard W* — dies war, wie leicht zu errathen, der Name des Fremden —

nebst seiner Familie, zu welcher nun auch die glückliche Anna gehörte, als Lehrer der Letztern und Dolmetsch nach dem südlichen Deutschland, der Schweiz und später nach Italien.

Sein Abschied von Felicitas war weniger schmerzlich, da er sie jetzt im Vollbesitze des von ihr gewünschten Glücks und in den Händen eines Mannes verlassen durfte, der — das fühlte er wohl — ihrer würdig und ganz für sie geschaffen war. Ehe er aber schied, trug er dafür Sorge, daß über dem Eingange des anmuthigen Meierhofs, den der Lord noch vor seiner Abreise in der Nähe angekauft, und Conrad zum Geschenke gemacht, — das niedergebrannte Haus auf dem Hügel wurde nicht wieder aufgebaut — im Stillen und zur Ueberraschung der Einziehenden die alte bewährte Inschrift wieder angebracht wurde: „Felix est, qui introit nomine Dei.“

Und diese Inschrift hat, wie dem alten nach manchen schweren Tagen der Prüfung, so dem neuen Hause vom Anfang an Segen gebracht und mit Felicitas, der lieblichen Herrin desselben, wohnt — der getreuen Erklärung Leonhard's volle Ehre machend — nunmehr das rechte Menschenglück unter diesem Dache.

Daredshan.

Von Friedrich Bodenstedt.

Auf meiner Wanderung durch das, mit allen Naturreizen verschwenderisch geschmückte Kolchis machte es mir einen wehmüthigen Eindruck, die hier hausenden, uralten Völkerschaften fast durchweg in einem Zustande des Verfalls und der Armuth zu finden.

Ich hatte so viel von den malerischen Kostümen dieser Völker gelesen und gehört; ich hatte selbst vor Jahren in Petersburg Vertreter aller kolchischen Stämme im glänzenden Waffenschmucke auf prächtigen Pferden kaukasischer Race sich vor den Augen des Kaisers umhertummeln sehen, und ihre kriegerischen Spiele, ihre kleidsame Tracht, die Schönheit ihrer Gestalt, die Anmuth ihrer Bewegungen bewundert; — und nun ich sie in ihrer Heimat aufsuchte, fand ich nichts wieder von jener Pracht, als die unverwüstliche Körperschönheit des Volkes, das in dieser Beziehung sicher seines Gleichen auf Erden nicht hat.

Wohl konnte man die Stämme der hochgewachsenen, breitschultrigen Imerier, der feingebauten Mingrelier und Gurier auch jetzt nach ihren landesthümlichen

Trachten unterscheiden, aber nur etwa wie man die Bäume eines Waldes im Spätherbste unterscheidet, wenn das in allen Farben schillernde Laub nur noch dürftig die Zweige deckt. Denselben wehmüthigen Eindruck wie ein solcher herbstkahler Wald, dessen majestätische Baumgestaltungen, obgleich ihres Blätterschmucks beraubt, immer noch zur Bewunderung hinreißen, ja ihre herrlichen Formen nur um so reiner zeigen — machte mir das kolchische Volk in seinen Lumpen, seiner abgenützten und dürftigen Tracht.

Es war mir deßhalb keine geringe Ueberraschung, als ich eines Tages, auf dem Wege von Nerat-Kale nach Peti, der sich zwischen den immergrünen Wäldern von Kolchis und der hochaufrauschenden Brandung des Pontus gar anmuthig hinschlängelt, eines Reiterzuges ansichtig wurde, der mir die Waffen- und Kleidertracht, nach welcher ich bis dahin vergebens gespäht hatte, in glanzvollster Mannigfaltigkeit zeigte.

Ich hatte mich, um Schutz vor der glühenden Mittagssonne zu finden, die hier, obgleich es erst im April war, heißer brannte als bei uns in den Hundstagen, mit meinen Begleitern unter einen mächtigen Ahornbaum gelagert, auf einer sanft ansteigenden Erhöhung, wo der sonst dicht verwachsene Urwald etwas gelichtet war und eine freie Aussicht auf das leise bewegte, in voller Mittagsglut schimmernde Meer gestattete. Kein Schiff war zu sehen, so weit das Auge reichte; in der Ferne tauchte hin und wieder ein Delphin aus der Flut; sonst herrschte ringsum eine feierliche Ruhe und Stille, die durch nichts als das einförmige Geplätsch der schaumsprühenden Brandung unterbrochen wurde. Um mich her breitete der Frühling seine ganze Farbenpracht aus, und die Luft war geschwängert vom würzigsten Wohlgeruch. Zwischen den schlanken, silberstäm-

migen Buchen, reben- und epheuumschlungenen Ulmen- und Mistelbäumen drängten sich Brombeerstauden, Rosengesträuch, Berberisbüsche, riesige Farrenkräuter und Lonicieren. Ich lag, nachdem ich ein bescheidenes, kaltes Mahl zu mir genommen, behaglich mit dem Rücken auf dem Rasen ausgestreckt, meine Blicke in dem frischen, sonnendurchschimmerten Blättermeere über mir badend, als ich plötzlich in einiger Entfernung Schüsse fallen hörte, erst schwach und vereinzelt, dann stärker und in größerer Zahl, wie Knattern von Pelotonfeuer.

Ich sprang auf, weckte meine schlafenden Gefährten und war eben im Begriff auf den Weg hinabzusteigen, um zu sehen was es gebe, als mit verhängtem Zügel ein halbes Dutzend gewappneter Reiter an mir vorübersprengte, die unter wildem Jauchzen ihre, an langen Schnüren befestigten Pistolen abfeuerten, dann ihre prächtigen Pferde herumwarfen, mitten im pfeilschnellen Ritt die Pistolen wieder luden und abermals abbrannten. Kaum waren diese Reiter in derselben Richtung verschwunden, woher sie gekommen, als drei andere vorbei sausten, einer weit voraus und scheinbar in wilder Flucht vor den beiden Folgenden, die ihre Pistolen nach ihm abschossen, während er unbegreiflicher Weise unter dem Bauche seines Pferdes verschwand, dann aber, indeß die anderen luden, plötzlich wieder im Sattel saß, schwenkte, und im Nu zwei Schüsse auf seine Verfolger that, die nun ihrerseits vor ihm die Flucht ergriffen, dabei aber fortfuhren zu laden, sich auf dem Sattel umdrehten, feuerten, und dann weiter sausten, schnell wie der Wind, der durch die Steppe fegt.

Aehnliche Auftritte wiederholten sich drei oder viermal, bis endlich ein langer Zug von Reitern zum Vorschein kam, der langsamen, gemessenen Schrittes einherritt, während ab und zu Einige aus der Reihe heraus-

sprengten, um in oben beschriebener Weise wie Jagdhunde den Weg zweimal zu machen. Die Zurückkehrenden füllten dann die entstandenen Lücken wieder aus, mit einer Ruhe, als ob nichts geschehen wäre.

Einige von den Reitern trugen den bekannten tscherkessischen Waffenrock, mit Dolch und Pistolen im stählernen Gürtel; Andere trugen Stahlkappen und feingeringelte, blitzende Panzerhemden über blauen und rothen Wämmsern; wieder Andere hatten dunkelsammetene Waffenröcke mit geschlitzten Aermeln und silbernem Gürtel und Patronenhalter, nebst bis über die Kniee reichenden gelben oder rothen Stiefeln und georgischen Pelzmützen; viele endlich waren in der malerischen imerischen Tracht: hochhakige, enganschließende Schnabelschuhe, lange, silberverbrämte Waffenröcke von scharlachrother oder blauer Farbe und naturwüchsig lange Haare von meist dunkler Farbe, die unter einer winzigen Kopfbedeckung hervorquellen, deren seltsame Form jeder genaueren Beschreibung spottet. Diese Kopfbedeckung — die sogenannte imerische Mütze — besteht aus einem steifen Stück Tuch oder Filz von schwarzer Farbe, unterhalb mit Seide gefüttert und an beiden Seiten mit einem kleinen Einschnitte versehen, damit sie sich besser an den Kopf schmiege. Sie wird durch eine um das Kinn laufende Schnur festgehalten, da sie sonst beim leisesten Windhauche davonfliegen würde.

Die prächtig geschmückten Pferde schienen sämmtlich von edler Race zu sein. Als etwa zwölf Reiter, paarweise in einiger Entfernung von einander reitend, an uns vorübergezogen waren, erschien auf einem herrlichen, langmähnigen, zierlich gescheitelten Apfelschimmel eine weißverhüllte, ganz nach Männerart im Sattel sitzende Dame, hoch von Wuchs und von edler Haltung. Hinter ihr ritten vier ähnlich verhüllte Frauen, augenscheinlich ihre

Dienerinen; dann folgten etwa zwanzig reichgewappnete Ritter, stolze, herrliche Gestalten. Eine Menge nicht so glänzend gekleideter Männer, theils zu Pferde, theils zu Fuß, beschloß den Zug.

Wir schwangen uns in den Sattel, mischten uns unter das Gefolge und suchten zu erfahren, welche Bewandtniß es mit der Kavalkade habe. Die Leute gaben auf unsere Fragen bereitwillig Antwort.

Die hohe Dame, welche auf dem Apfelschimmel in der Mitte des Zuges ritt, war die Fürstin Daredshan, aus dem Geschlechte der Guriel (Herrscher von Gurien). Sie hatte einen Besuch bei einer befreundeten Fürstin in Imerien gemacht, deren Besitzungen an das Gebiet des Dadian (Herrschers) von Mingrelien grenzten, und bei ihrer Rückkehr nach Ozurgethi hatte sich eine Menge der vornehmsten Imerier, Mingrelier und Abchasen vereinigt, um ihr als Ehrenwache zu dienen. Der Dadian selbst hatte ihr mit einem glänzenden Gefolge das Geleite bis Redut-Kale gegeben; die übrigen Fürsten und Ritter aber geleiteten sie bis in ihre Heimat zurück.

Solche Ehrenbezeigungen kommen häufig vor in den Ländern des Kaukasus, wo Züge höchster Ritterlichkeit und Zartheit mit Zügen höchster Rohheit Hand in Hand gehen, ganz wie es bei uns im romantischen Mittelalter der Fall war.

Mit dem oben geschilderten Aufzuge hatte es aber noch eine besondere Bewandtniß, denn die Fürstin Daredshan war seit einer langen Reihe von Jahren die gefeiertste Dame in den Ländern von Kolchis und wurde von Hoch und Niedrig fast wie eine Heilige verehrt. Diese Verehrung gründete sich auf einen Zug aus ihrem Jugendleben, der charakteristisch genug ist, um eine ausführliche Mittheilung zu verdienen. Ich stelle im Nach-

folgenden alles Wesentliche zusammen, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte.

Unter allen Stämmen, die an den Gestaden des Schwarzen Meeres hausen, galt von jeher der Stamm von Guria als der edelste und schönste. Besonders sind die Frauen dieses auch von der Natur bevorzugten Ländchens seit Alters wegen ihres schlanken Wuchses, ihres üppigen Haares, ihrer großen, feurigen Augen und ihrer feinen, edlen Gesichtszüge, weltberühmt.

Das geeignete Land war aber zu klein und zu wenig weitreich, um seine Unabhängigkeit auf die Dauer behaupten zu können, und stand seit Jahrhunderten fast immer unter dem Schutze oder der Herrschaft seiner mächtigeren Nachbarn. Bald war es den Türken, bald den Imeriern tributpflichtig, bis es endlich im Jahre 1810 unter dem Guriel Mamia die Oberherrschaft des Kaisers von Rußland anerkennen mußte.

Ein Versuch des Volkes, das Joch abzuschütteln, mißlang, und das Land wurde von den Russen furchtbar dafür heimgesucht. Trotzdem machte während des Krieges der Russen mit den Persern die Fürstin Sorbie, Nachfolgerin des Guriel Mamia, einen neuen Befreiungsversuch, und entfloh, als ihr Häuflein Krieger von den Russen unter General von Kotzebue zersprengt worden, zu den Türken, wo sie gastfreundliche Aufnahme fand.

Das unglückliche Volkchen, welches, von seiner Fürstin verlassen, ohne Führer und Herr, jetzt ganz der Gnade des Siegers preisgegeben war, fürchtete das Schlimmste. In Ozurgethi, der Hauptstadt, versammelten sich die Aeltesten des Volkes, um zu berathschlagen, was zu thun sei. Es wurde beschlossen, Botschaft zum General zu senden und ihn um Schonung und Gnade

anzuflehen, und ewige Treue und Unterwerfung dafür zu geloben. Die Botschaft wurde von dem ritterlichen General über alle Erwartung freundlich empfangen, und erlangte mehr als sie gebeten hatte. Es wurde im Lande weder geplündert noch gebrandschatzt, eine volksthümliche Verwaltung eingesetzt und Alles gethan, um die Leiden des Krieges vergessen zu machen. Der General versprach noch außerdem, das Volk der besonderen Gnade des Kaisers zu empfehlen.

So geschah es, daß Guria sich bald unter der neuen Verwaltung wohler und zufriedener fühlte, als ehedem unter seiner herrsch- und habsüchtigen Fürstin Sorbie, die sich nur deßhalb gegen die Russen aufgelehnt hatte, weil sie ihre Einkünfte mit ihnen theilen mußte.

Das beruhigte Volk, als es alle Verheißungen des freundlichen Siegers vom Kaiser bestätigt und erfüllt sah, wünschte dem Urheber dieser Gnade einen glänzenden Beweis seiner Dankbarkeit zu geben; und wiederum traten die Aeltesten zusammen, um zu berathschlagen, was zu thun sei.

Einer schlug vor, dem General ein großes, mit Gold und Edelsteinen verziertes Trinkhorn zu schenken.

„Die Russen trinken ihren Wein aus Gläsern," — warf ein Anderer ein — „wozu sollte er das Trinkhorn brauchen? Lieber laßt uns ihm unser schönstes Pferd schenken, geschmückt mit dem reichsten Geschirr, das wir beschaffen können."

Der Vorschlag fand Beifall bei der Menge, aber der greise Fürst Alexander trat dagegen auf. „Ein schönes Pferd ist eine gute Gabe," — sagte er — „aber es fragt sich, ob der General nicht schönere Pferde hat als wir! Wir müssen ihm das Beste geben, was wir bieten können, und was er nicht hat."

Hierauf nahm der schriftkundige Attabeg Kaikosrew das Wort und sprach: „Das Beste, was der Mensch bieten kann, ist der Mensch selbst. Die Menschen unseres Landes sind vor allen Andern gesegnet durch schöne Leibesgestalt. Laßt uns sechs der edelsten und schönsten Jünglinge auswählen, unter diesen das Loos werfen, und wen es trifft, den schenken wir, angethan mit prächtigen Gewändern, dem General als Sklaven."

„Ein mächtiger Mann hat viele Jünglinge, die ihm dienen," — sprach Fürst Giorgi — „und Einer mehr oder weniger macht ihm nicht viel aus. Und ist denn ein schöner Jüngling das Beste, was wir zu bieten haben? Steht die Schönheit des Weibes nicht höher als die Schönheit des Mannes? Und sind nicht unsere Weiber die herrlichsten der Welt? Laßt uns unter den Jungfrauen des Landes die schönste auswählen und diese dem Feldherrn schicken!"

Dieser Vorschlag wurde unter allgemeiner freudiger Zustimmung angenommen. Einer Auswahl bedurfte es übrigens nicht. Wenn auch, der Gerechtigkeit wegen, eine Anzahl älterer Frauen mit Späheraugen im Lande umhergeschickt wurden, so herrschte doch schon von vornherein nur Eine Meinung und Stimme darüber, daß die sechzehnjährige Fürstin Daredshan aus dem Hause der Guriel, die Schönste der Schönen sei.

Als ihr der Beschluß der Aeltesten bekannt gemacht wurde, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und betete und weinte lange bitterlich, denn sie hatte die Russen von Grund ihres Herzens; aber sie liebte ihr Land und schwankte keinen Augenblick sich, dafür zu opfern.

Sie wurde in prächtige Gewänder gehüllt und mit den kostbarsten Spangen, Perlen und Diamanten geschmückt, die im Lande aufzutreiben waren. Die Priester segneten sie, salbten ihr Haupt mit geweihtem Oel

und schmückten es mit einer goldenen, von Lilien und Rosen umwundenen Krone.

So wurde sie auf einem schneeweißen, kostbar angeschirrten Pferde unter dem Geleite der Aeltesten und Edelsten des Landes, nach Imerien geführt, in das Feldlager des Generals.

Dieser, ein glücklich verheirateter Mann, der seine junge Gemalin bei sich hatte, war nicht wenig erstaunt über die Ankunft der seltsamen Karawane und das Anliegen der wortführenden Aeltesten.

Er entgegnete, daß er dem Volke von Guria und der jungen Fürstin Dareshan für das große Opfer, das sie ihm zu bringen beabsichtigten, eben so dankbar sei, als ob er es annehme, daß er es aber unter keiner Bedingung annehmen könne.

Das war eine Antwort, die Niemand erwartet hatte, und die auch Niemand verstand, trotz aller delikaten und gewichtigen Gründe, welche der General zur Unterstützung seiner Weigerung anführte. Die würdigen Leute konnten nach ihrer Anschauung in allen vorgebrachten Gründen nichts als leere Ausflüchte sehen. Es schmerzte sie unsäglich, daß die herrliche Gabe, welche sie darboten, verschmäht wurde. Sie ließen sich nun und nimmer überreden, daß in irgend einem Lande der Welt die Sitte einem Manne, und wenn er noch so viel Frauen hätte, verwehren könne, eine so hohe und schöne Jungfrau wie Dareshan als Geschenk anzunehmen. Sie hätten sich lieber dem Feuer von hundert Geschützen ausgesetzt, als die schwere Pflicht auf sich genommen, Dareshan von der Weigerung des Generals in Kenntniß zu setzen, und versuchten deßhalb das Aeußerste, um ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, indem sie sich flehend vor ihm auf die Kniee

warfen. Aber umſonſt; er blieb unerbittlich. Sie mußten ſich in das Unvermeidliche fügen.

Daredſhan traute ihren Ohren nicht, als ſie von dem Vorgange in Kenntniß geſetzt wurde. „Führt mich zu ihm!“ ſagte ſie, „er hat mich ja noch gar nicht geſehen.“

Sie ſchlug ihren Schleier zurück und trat mit königlichem Anſtande dem General entgegen, auf den der Anblick des herrlichen Geſchöpfes nicht verfehlte, einen von ihr wohl bemerkten tiefen Eindruck zu machen. Als aber auch hiernach ſein Entſchluß, ſie nicht anzunehmen, unerſchüttert blieb, ſtürzte ſie, wie vom wildeſten Schmerze gequält, zur Erde, zerraufte ihr Haar und geberdete ſich ganz troſtlos. Es hatte der Armen einen ſchweren Kampf gekoſtet, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen, und ſolch Opfer jetzt verſchmäht zu ſehen, war mehr, als ihr Stolz ertragen konnte.

Als ihre Freunde um ſie bemüht waren, ſie aufzurichten und zu tröſten, riß ſie dem Nächſtſtehenden unverſehens den Dolch aus der Scheide, und führte damit blitzſchnell einen Stoß nach ihrer Bruſt. Einer der Umſtehenden hatte die Bewegung bemerkt und raſch ihren Arm gefaßt, doch zu ſpät, um den Stoß gänzlich zu verhindern, der dadurch nur abgeſchwächt wurde und eine minder gefährliche Stelle traf.

Der General, mit Recht eine Wiederholung ſolcher Scene fürchtend, zog ſeine Gemalin zu Rathe, die ſich ſofort entſchloß, die junge Fürſtin ſo lange bei ſich aufzunehmen, bis ſie es ſelbſt für gut finden würde, in ihre Heimat zurückzukehren.

Nun wurde Daredſhan mitgetheilt, daß ſie bleiben dürfe und ihr Gemach ſchon bereit ſtehe. Ihre Freude darüber war unbeſchreiblich, und auch ihre Begleiter, obgleich ſie ſich in ihren Erwartungen ſehr ge-

täuscht gesehen, waren froh, daß die Geschichte keinen schlimmern Ausgang genommen hatte.

Tarchan blieb im Hause ihrer Beschützerin, bis der General aus Imerien abberufen wurde, und diese Zeit genügte, um sie vollständig zu überzeugen, daß er keineswegs die Absicht hatte, sie zu beleidigen, als er sich weigerte, sie zu seiner Sklavin zu machen. Sie gewöhnte sich einigermaßen an europäische Sitten, und ließ sich nach und nach sogar bewegen, unverschleiert in den Gesellschaften der Generalin zu erscheinen, wo ihre Schönheit und Anmuth die Bewunderung Aller erregte, die sie sahen. Ein Adjutant des Generals, ein Sproß einer der vornehmsten und reichsten Familien Rußlands, bot ihr Herz und Hand an; aber Tarchan würde lieber ihr Leben geopfert, als sich einem Manne hingegeben haben, außer dem, für dessen Dienst ihr Volk und die Priester sie geweiht hatten. Diesen zu beglücken war ihr nicht vergönnt gewesen, und einen Andern wollte sie nicht beglücken.

Bei der Rückkehr in die Heimat wurde sie mit Ehrenbezeigungen empfangen, wie sie in solcher Weise früher selbst den Herrschern des Landes nie zu Theil geworden. Alle Fürsten und Edlen von Guria zogen ihr zur Begrüßung entgegen, und als sie Ofurgethi erreichte, wurde der ganze Weg bis zu ihrer Wohnung mit Teppichen belegt und mit Blumen bestreut. Sie blieb dem Volke, weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus, ein Gegenstand höchster Auszeichnung und Verehrung, und soweit meine Kunde reicht, lebt sie noch heute in demselben Ansehen, wie vor eilf Jahren, wo mich der Zufall in oben beschriebener Weise in ihre Nähe führte.

Der Klosterhusar.

Von A. v. Sternberg.

„Wer von euch kennt die Geschichte Nepomuk Kraut'ls, des Klosterhusaren?“ fragte ein alter Wachtmeister die junge Mannschaft. „Ich will nicht in den Ruf kommen, eine Geschichte zweimal erzählt zu haben.“

Alle schwiegen.

„Nun so hört!“

Der Wachtmeister ließ sich vom jüngsten Rekruten die Pfeife stopfen und legte sich behaglich zurecht. Es war eine etwas kühle Nacht, zur Zeit des großen Herbstmanövers. Das Husarenregiment Prinz Ferdinand hatte einen Vorposten gestellt. Die Mannschaft lag um ein Feuer, während die Pferde nebenbei auf der Wiese grasten. Es gab wohl gut an zwei Stunden Ruhe.

„Als mein Großvater, seliger,“ hub der Wachtmeister an, „noch bei der Reichsarmee diente — nun, ihr wißt doch, was die Reichsarmee ist? Wenn ihr's nicht wißt, seid ihr eben junges Volk, das kaum aus dem Nest gekrochen. Unser Einer hat was erlebt, und was er nicht erlebt hat, haben glaubwürdige Leute ihm erzählt. Nun die Reichsarmee war eine prachtvolle, aus allen Kreisen des deutschen Vaterlandes zusammengesetzte Armee. Eine

kolossale Armee; nur schade, so recht Stand gehalten im Kriege hat sie nicht. Es waren zu viele Herrnleute dabei. Der Kaiser war das Oberhaupt des Reiches, das war schon richtig; und die Churfürsten, die weltlichen und geistlichen, stellten ihm ihr Contingent — so weit war es auch noch gut; aber nun die vielen kleinen Herrn, die reichsunmittelbaren Städte, Klöster — ja sogar Dörfer — das schickte alles Soldaten ab, und da konnte es nicht anders kommen, als die Disciplin, die so zu sagen die Seele unseres Handwerkes ist, mußte ebenso buntscheckig ausfallen, als die Röcke, die die Bursche am Leibe hatten. Jeder so nach seiner Façon. Mein Großvater, bei meinem Bart' war ein Soldat, wie einer sein muß; aber wenn er jetzt unter uns stünde, in seinem gelben Koller, mit seiner Zopfperücke und mit dem Stock in der Hand — sicherlich, wir würden alle lachen. Kinder, das ist aber Unrecht! Es werden Zeiten kommen, wo man über uns lachen wird. Und doch ist's ja nur die Schale. Der Mann ist Mann, und der Soldat ist Soldat. Es ist noch nirgends Mode worden für den echten braven Mann, das Herz anderswo als auf dem rechten Flecke zu tragen. Und so wird's bleiben!

Jetzt zu meiner Geschichte.

Also zu den Zeiten der weiland Reichsarmee gab es in Schwaben ein Kloster, das nannte sich „die Schwestern von der Andacht zum Kreuze"; sie hielten sich an die Benediktiner-Ordensregel, und es waren ganz gutmüthige, kleine, lebhafte und sprachlustige Nonnen mit einer Aebtissin an der Spitze, die eine Dame war, aller Ehren werth. Mein Großvater, seliger, hat sie gekannt. Das Kloster hatte beim Reichskammergericht zu Wetzlar seinen eigenen Vertreter, und beim Reichstag zu Regensburg sogar einen Gesandten. Ihr wißt nicht, was das alles für Dinge sind, da sie längst abgeschafft worden,

ehe ihr die Nase in die Welt stecktet. Nun gut — laßt bei Seite liegen, was ihr nicht versteht: es kommen Sachen, die ihr verstehen werdet!"

Diese Worte wurden an drei blutjunge Burschc gerichtet, die auf ihrem gemeinschaftlichen Strohbündel lagen und ihre neugierigen, im Widerschein der Flamme blitzenden Augen unverwandt auf den Erzähler gerichtet hatten. Der Wachtmeister fuhr fort:

„Früher hatte das Kloster einen und einen halben Infanteristen gestellt, jetzt aber wollte die Frau Aebtissin eine Abwechselung in die Geschichte bringen, und gab an, sie wolle einen Kavalleristen, und zwar einen Husaren geben, der, was die Kosten betraf, den einen und einen halben Infanteristen aufwog. So wenigstens rechnete der Reichskriegsrechnungsrath, der über den Empfang des Husaren zu quittiren hatte. Es war also beschlossen, man wollte einen Husaren in's Feld stellen. Welcher Umstand jedoch die ehrwürdige Frau Aebtissin zu dem Entschlusse brachte, diese Aenderung zu unternehmen und gerade einen Husaren zu wählen, das will ich euch erzählen.

Eines Tages ging sie im Klostergarten spazieren."

„Aber Herr Wachtmeister, mit Erlaub," sagte schüchtern einer der drei auf dem Strohbündel: „wie war es denn mit dem halben Infanteristen? Unmöglich können die Nonnen doch —"

„Einen Kerl genommen haben, und ihn mitten durchgeschnitten? Dummkerl! Kannst Du dir die Sache nicht von selbst zurechtlegen? Die andere Hälfte — nämlich der Kosten, die einen Mann herzustellen erforderte — zahlte das benachbarte Contingent. Das gab oft eine schwierige Rechnung, wie Du dir denken kannst, denn es durfte kein Bruch übrig bleiben. Nun also — die Frau Mutter Aebtissin ging im Klostergarten spazieren, da be-

merkte sie, daß es so gar seltsam über ihrem Haupte rauschte. Aufsehend gewahrte ihr scharfes Auge ganz oben im Wirfel eines Baumes ein winzig kleines Bürschlein sitzen, von dem man erst nicht begriff, wie es dort hinauf gekommen war. Es saß auf einem schwankenden Zweige und grüßte die ehrwürdige Mama auf eine sehr respektvolle Weise. Der Morgen war frisch und der Kleine war erstarrt vor Kälte, als er mit Hilfe des Gärtners hinabgenommen und auf's Gras zu den Füßen der Nonnen, die jetzt neugierig herbeikamen, gesetzt wurde. Wer war das Kind? Eine Waise. Der Vater war als Soldat im Kriege gefallen, die Mutter hatte sich kümmerlich durch einen kleinen Handel ernährt, war nun gestorben und das Kind in fremde Hände gefallen, die es schlecht behandelten. Den Schlägen und dem Elend daheim zu entgehen, hatte sich der arme Kleine in den Klostergarten geflüchtet und schon eine Nacht und einen Tag auf dem Baume zugebracht.

Das mildthätige Herz der Mutter Aebtissin trieb sie an, sich des Findlings anzunehmen. Der Klostergärtner erhielt den Auftrag, ihn einstweilen unterzubringen, wo er es gerade am geeignetsten finden werde. Der alte Mann behielt das Kind bei sich. Im Dorfe kümmerte man sich nicht wieder um den Knaben, da man wußte, daß ihn die Schwestern im Kloster aufgenommen hatten.

So vergingen Jahre. In einem Kloster, müßt ihr wissen, verändert sich nichts; außer, daß hie und da ein Paar Wangen eine Falte mehr ansetzen, wie der Baum einen Ring mehr, wenn wieder ein Jahr vorüber. Die jungen Schwestern verwandeln sich nach und nach in alte; doch kommen auch wieder ganz junge und recht hübsche hinzu, und das geht so fort. Der Pflegling des Klosters war indessen auch seine sechszehn Jahre

alt geworden. Ihr kennt euch kein hübscheres Bürschchen denken, wie dieser Junge war. Setzt einen blonden Krauskopf auf ein paar breite Schultern, so habt ihr ihn vor euch: das Uebrige paßte dazu. Wenn Du dich, Franzl, auf Deinen Schulkameraden, meinen Neffen, auf den tollen Christel besinnst, den die vornehme Tänzerin entführte, weil sie behauptete, ohne einen Trommelschläger, der sie täglich um zehn Uhr Morgens weckte, indem er vor ihrem Bette reveille schlug, nicht leben zu können; nun gerade solch ein Kerlchen war der Neremut Krauß im Kloster! Verwegen, frech, wild wie eine Katze, gegen alle Leute, denen er glaubte es bieten zu können, war er gegen seine Pflegemütter die Sanftmuth und Unterwürfigkeit selbst, das heißt gegen die Nonnen, und besonders gegen die Frau Aebtissin, deren Bild er über seinem Bette hängen hatte und deren Namen er stets mit seinem Nachtgebete verflocht.

Mittlerweile entspannen sich die Aussichten zu einem weitläufigen Kriege, der inmitten Deutschlands begann nur sich über alle Gauen hinzog: ein Krieg, von dem die Alten erzählten, wie wir von dem Napoleon'schen Kriege unserm Nachwuchs zu erzählen pflegen. Das heilige römische Reich dachte daran, ein furchtbares Heer auf die Beine zu bringen. Alle Contingente wurden aufgerufen. Das Kloster erfuhr diese Zeitung zur rechten Zeit. Ein reitender Bote vom Amtsvogt überbrachte der ehrwürdigen Mutter ein Schreiben vom Reichskriegsrath, in welchem ihr unter Vermeidung der Reichsexecution aufgegeben wurde, das ihr zustehende Kriegsvolk zur gehörigen Zeit an den nächsten Truppenversammlungsort abgehen zu lassen. Nun kam der Aebtissin die Idee mit dem Husaren, und zwar sollte Neremut dieser Husar sein. Es kam ihr wie ein Blitz vom Himmel. Sie hatte dem Vaterland einen Krieger, einen Retter erzogen! Welch ein stolzer,

erhebender Gedanke! Sie ließ Neromut kommen und hielt an ihn eine rührende Rede, in welcher sie, von Alexander und Cäsar ausholend, die ruhmwürdigen Erinnerungen fast aller Zeiten und Völker durchging, und endlich mit den Thaten der Reichsarmee schloß, von denen sie freilich nichts näheres wußte, die sie aber feste höher herauszustreichen für gut fand. Die Nonnen, die diese Rede mit anhörten, gaben ihren Köpfen einen höheren Schwung, warfen sich in die Brust und ließen ihren Schleier majestätisch wallen: sie Alle fühlten in diesem Augenblicke die volle Würde der Befreierinen und Retterinen des Staates, indem sie aus ihren Mitteln einen jungen, feurigen und muthigen Krieger herstellten. Es war ein großer Augenblick im Kloster. Jede Nonne schlief diese Nacht mit dem Gedanken ein, daß, wenn die Welt noch weiter bestände, sie dies lediglich durch Hilfe des Husaren thäte, den das Kloster ihr schickte.

Die Aebtissin saß nun mit dem Klostervogt zu Rath, wie und wo ein Pferd herzubekommen, und wie und wo die gehörige Ausstattung des Reiters, mit allem was nöthig, um dem lieben Nächsten das Lebenslicht auszublasen, aufzutreiben sei. Die gute Dame hatte über Kavallerierferde die verworrensten Begriffe; dennoch wollte sie alles selbst anordnen und selbst bestimmen. Doch ließ sie es geschehen, daß man ihr Eingaben zustellte, mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen. Da fanden sich denn viele Nonnen, die der Hochwürdigen Rath zu ertheilen sich vom „Himmel" getrungen fühlten. Schwester Agatha sprach über Riemenzeug und über die Art, einen Sattel herzustellen; Schwester Ursula beschäftigte sich mit der Anzahl der Schnüre an der Husarenjacke, und Schwester Beate gab an, wo man die besten Hanzschuhe bekommen könne, deren Leder dauerhaft sei und die sich waschen ließen. Es wurde jede Eingabe gelesen, geprüft und bei

Seite gelegt. Die ehrwürdige Mutter that, was sie wollte. In ihrer Erinnerung schwebten ihr die Uniformen aus dem dreißigjährigen Kriege vor, und sie verschmolz diese unzeitgemäßen Gebilde mit den prunkvollen Ausstattungen der altrömischen Krieger, und allem diesem zufolge sollte Kraut'l zwar eine Bärenmütze tragen, allein diese sollte die Form eines antiken Helmes haben, und dann sollte er einen Harnisch tragen, weil die Pappenheimer Dragoner, die, Gott weiß wie, in der frühen Jugend der Frau Aebtissin in ihrer oder der Ihrigen Angelegenheiten eine Rolle gespielt hatten, einen getragen. Man kann sich denken, wie der Bursche aussah, als er endlich nun abging — halb wie ein Hanswurst, halb wie ein Trödeljude. Dabei hatte er Kistchen und Taschen eine große Zahl, in welchen bald diese, bald jene Kleinigkeit lag, die die Nonnen für ihn gearbeitet, und ihm für sehr dienlich erachteten. Der arme Junge! Man mußte lachen, wenn man ihn mit diesem Trödel sah. Doch damals fiel dergleichen nicht allzusehr auf. Was militärische Kleidung und propre Uniformirung betrifft, so war das in jenen Zeiten, und bei der Reichsarmee namentlich, ein unbekanntes Ding. Man nahm die Soldaten, wie man sie bekam; der Corporal mußte mit seiner Fuchtel dann nachhelfen und Einheit in's Ganze bringen, so gut es ging. Es ging aber nie gut."

Die drei jungen Bursche auf dem Strohbündel wollten sich ausschütten vor Lachen, als sie die Uniformirung und Ausstattung des Klosterhusaren sich dachten.

Der Wachtmeister fuhr fort: „Habt Respekt vor Männersinn und Männerkraft, auch in der albernsten Lapperei und Narretheiung! Wir Alle wissen's; haben wir nicht auch elend schauspielern müssen, als die grande Armée noch existirte, mit ihren geschnürten und gezierten Uniformen, ihren thurmhohen Bärenmützen? Und

doch, wie unzählige Tapfere fochten und stritten in diesen Harlekinsröcken! Unsere jetzige Kleidung, der hübsche Waffenrock, der leichte Tschako ist bequem und kleidsam zugleich, möcht's so bleiben! Doch nun weiter zu Neremut. Er ging unter Segenswünschen des ganzen Klosters nun endlich ab, um sich am Vereinigungsorte zu stellen, wie es ihm aufgegeben war. Als er anlangte, lachte man ihn aus. Die kostbaren Kleidungsstücke wurden verkauft, und er erhielt die Uniform der Schwadron, die sich unter Leitung eines tüchtigen Soldaten — ihr sollt nämlich wissen, dies war Niemand Anders als mein Großvater — gebildet hatte, der damals das war, was ich jetzt bin, und der die Achtung seiner Vorgesetzten besaß, die ihn rasch befördert hatten, denn er war noch jung an Jahren. Alles ging gut, bis auf die Sprettereien, die Kraut'l auszuhalten hatte, die aber mit einem Schlage ein Ende nahmen; buchstäblich mit einem Schlage. Der Genedte gab nämlich einem der Spötter ein so einleuchtendes Pröbchen von der Stärke und der Schwunghaftigkeit seiner Hand und seines Armes, daß der Getroffene sofort unter die Invaliden gestellt werden mußte, und seine Genossen sich die Lehre nahmen, daß man besser thue, den Recruten in Frieden zu lassen. Der Klosterhusar wurde bald ein beliebter Kamerad, der besonders bei meinem Großpapa und durch diesen beim Rittmeister der Schwadron einen Stein im Brette hatte. Er ritt gut; und obgleich er sein Pferd abgeben und einen tückischen Gaul dagegennehmen mußte, weil es dem Lieutenant gefiel, das gute Thier sich anzueignen, so hat doch Niemand ihn den Boden küssen sehen, wie man es bei dem zusammengekauften Gesindel täglich bei den Uebungen nicht ohne Ergötzlichkeit der Zuschauer sehen konnte.

Ich übergehe einen Theil der Kriegsgeschichte. Es gab blutige Tage. Die Franzosen machten mit uns ge-

meinschaftliche Sache, aber, wo sie auch dabei waren, sie machten den Kehl nicht fett. Die Reichsarmee erlitt eine Schlappe nach der andern; es war bedauerlich für die guten Degen, die dabei waren, die aber wie die Mücken im Lichte sich verbrannten, ohne allen Nutzen, denn die große Masse war kopflos und die Führer waren uneins. Die Tapferkeit und die Besonnenheit des Einzelnen half da nichts.

Eine große Schlacht, in der die Reichsarmee zusammt den verbündeten Franzosen geschlagen werden, machte, daß der Schauplatz des Krieges jetzt mehr südlich hin verlegt wurde, und zwar kam es in der Nähe des Klosters der andächtigen Frauen zu Gefechten. Die Feinde nahmen das ganze Terrain in Besitz, und die Unsrigen, die die Grenze bewachten, mußten für's Erste ruhig zusehen, wie die Mordbrenner und Kannibalen drüben wirthschafteten. Eines Abends lag eine Abtheilung der Schwarzen auf Wache. Es ging bereits gegen die Nacht, die dunkel und stürmisch zu werden versprach, denn es zogen große Massen eines schweren Wetters auf. Das Städtchen und das Kloster lagen nur wenige Stunden vor uns. Vier Mann, gut beritten, machten eben die Runde, als ein gewaltiges Feuer von drüben ihnen in die Augen brannte. Herr Gott! das Kloster steht in Flammen! hieß es. Die armen Weibsbilder, wie wird's ihnen ergehen! Mein Kraut'l war nicht der letzte, der diese Worte hörte. Er kam zu meinem Großpapa gestürzt, und forderte Urlaub, hinüber zu reiten. Bist Du toll, Junge? entgegnete ihm dieser, wenn ich Dir auch Urlaub gebe, was willst Du denn drüben? daß sie Dich auf ihren Heugabeln aufspießen wie einen Frosch? Du Einzelner in Feindesland? — Ich muß hinüber — rief der Jüngling, dem der Widerschein der Flammen das Antlitz röthete; wenn Ihr mir keinen Urlaub gebt, Wacht-

meister, so gehe ich ohne. — Was war zu machen? Mein Großvater ließ ihn gehen. Er hoffte, es beim Rittmeister schon auszufechten; der Junge konnte bald wieder da sein, wahrscheinlich wurde seine Abwesenheit gar nicht bemerkt.

Wenn ihr den Sturmwind einen guten Reiter nennen wollt, so sag' ich euch, er fand an Neremut Kraut'l seinen Meister in dieser Nacht. Er war bei dem brennenden Kloster, er wußte selbst nicht wie. Da gab es nun Verwirrung über Verwirrung. Der alte Klostervogt, seit Jahren nicht mehr in einen Sattel gekommen, schwankte im Schein der Flammen und von Rauchsäulen umspielt, hoch in der Hand den Freibrief haltend, der das geistliche Eigenthum für neutralen Boden erklärte. Allein wer hörte auf ihn? Geheul, Gekreische, Tumult auf allen Seiten. Ein Theil der Nonnen hatte sich in das Abteigebäude gerettet, das in seiner alterthümlichen Bauart mit einem Graben umgeben und mit Zugbrücken versehen war; ein anderer Theil war in das Städtchen geflohen. Die Soldaten plünderten im Kloster, das an allen vier Ecken lichterloh brannte. Neremut fragte nach der hochwürdigen Frau Aebtissin. Die hatte sich von dem ihr anvertrauten Hause nicht trennen wollen; man hatte sie noch ganz zuletzt gesehen, wie sie Anordnungen traf und Befehle gab. Neremut stürzte in das brennende Haus. Er lief den wohlbekannten Gang hinab zu den Gemächern der ehrwürdigen Mutter; er schrie laut ihren Namen und — o Himmel! er hörte einen schwachen Ruf ihm antworten. Dieser Ruf kam aus dem Kabinete, wo die wichtigen Papiere des Klosters aufbewahrt lagen. Mitten in Rauch und Flammen sah er die Aebtissin stehen, mit einem Kästchen unter dem Arme. Sie schien rettungslos verloren, denn der Zugang zum Kabinete war durch brennende Balken verschüttet. Da kam es Ne-

pomuk in den Sinn, daß ein Gang durch die Kapelle nach jenen Gemächern führte. Er eilte hin, und fand glücklicherweise den Zugang noch frei, und — auf seinen Armen rettete er die Hartbedrängte.

Als er sie in das Amtshaus in Sicherheit gebracht, küßte er ihr ehrerbietig die Hand, empfing den Dank der halb Ohnmächtigen, und rasch wie der Blitz war er wieder auf seinem Pferde und hinaus in die Nacht, zurück zu seinem Posten. Manche Kugel war an seinem Ohre vorbeigepfiffen, mancher Ruf hatte ihn stillstehen geheißen; aber das Glück will dem Kühnen wohl, und so hatte denn auch unser Husar in dieser Nacht sein erstes ernstes Waffenwerk gethan. Mein Großvater schüttelte dem Heimgekehrten die Hand, und versicherte ihm, er wäre werth in seine Familie zu gehören. Das war das größte Lob, das der Tapfere Jemand ertheilen konnte, denn auf seine Sippschaft hielt er gewaltig viel. Das Abenteuer selbst blieb verschwiegen, und wer darum wußte, vergaß es schnell: nur zwei vergaßen es nicht: die alte Frau, die gerettet worden, und mein Großpapa. Er gewann den Klosterhusaren täglich lieber.

Es kamen die Tage, wo wieder etwas Ruhe und Stille eintrat. Sie sangen in den Kirchen ein Te Deum nach dem andern; wir Soldaten wußten nicht recht wofür, denn es war nichts ausgerichtet worden. Indessen, wir ließen es uns gefallen, daß man uns als Sieger pries.

Die Schwarren saß in einem Städtchen in Cantonnement. Mein Großpapa befand sich allein, sein geliebter Neromuk war nach Remonte-Pferden ausgeschickt, und befand sich tief im Ungarlande. Es war nichts von ihm zu hören und zu sehen. Meinem Großpapa, der nicht gewohnt war ohne den Jungen zu leben, verginnen die Tage, als hätte jeder Blei an den Füßen. Im Städtchen selbst gab es wenig Beschäftigung; ein Kartenspieler

war der Alte nicht, auch nicht ein Trinker. Wenn die Andern in die Schänke gingen, saß er daheim und las in irgend einem alten Buche von Geschichten und Menschen, die längst vorbei sind. Ich habe diese Liebhaberei von ihm geerbt, und Du weißt, Sterhan, mein Sohn, wie oft Du mich, als wir im Winterquartier lagen, über irgend einem alten Trester brütend gefunden hast."

„Ja wohl, Wachtmeister. Und Ihr habt immer etwas zu erzählen gewußt, was Ihr aus jenen Büchern herauszogt."

„Das ist es!" rief der Wachtmeister. „Die Welt ist alt, und in ihr haben so viele Millionen Menschen so viele Millionen Schicksale erlebt; das giebt dann Geschichten über Geschichten. Die meisten sind nicht aufgezeichnet worden, und darunter vielleicht sehr merkwürdige; die, die man aber aufgeschrieben, sind für uns Beweise, wie es immer Leute gegeben hat, Männer so wie Frauen, die das Rechte und Gute thaten, trotz dem Widerspiel der Welt, und das macht Einem das Herz still, wenn es murren will. Auch dir wird dein Theil werden, denkt man dann, so ganz verloren geht nichts! Seht, das lerne ich nebenbei aus meinen alten Büchern.

Also der Großpapa las und las und dachte an seinen Nepomuk, als dieser plötzlich vor ihm stand. In der kleinen Kammer sah der Jüngling fast wie ein Riese aus, dabei aber immer das gleichsam jungfräuliche liebe Gesicht mit den Augen ohne Falsch und mit dem vollen rothen Munde, den manches Mädchen hätte küssen mögen, aber nicht geküßt hatte, denn der Nepomuk hatte es noch vom Nonnenkloster her, daß er keusch lebte. Mein Großvater sprang auf und schloß ihn in die Arme. Da bemerkte er, daß hinter dem Husaren noch etwas stand: es war ein klein, braun Mägdelein, das die blitzenden Augen hinter dem breiten Rücken ihres Vordermannes

versteckte, und gerade nur so viel hervorlugte, als nöthig war, den großen prächtigen Schnurrbart meines ehrwürdigen Altvordern zu betrachten.

He — wer ist das? sagte der Wachtmeister etwas unwillig; denn auf jedes Weibsstück in Nepomuk's Nähe war er eifersüchtig.

Meine Braut, Vater Wachtmeister, brummte der Husar vor sich hin. Er wußte schon, diese Nachricht werde nicht zum besten aufgenommen werden. Und so war es auch.

Er, Narrenspossen! Kinderei! Dummheit! Mach' sie, daß sie hinauskommt, Dirne; wir haben mit einander allein zu reden! so rief der Wachtmeister.

Da trat aber das Mädel vor, stemmte die Arme in die Seite und entgegnete, indem sie sich plötzlich groß machte und ihre Augen strafend blitzten: Ich, hinaus? Nein! wo Nepomuk ist, da muß auch die Ilka sein. So gehört sich's.

Nepomuk faßte sie bei der Hand, und zog sie zu sich, indem er ihr ein paar Worte in's Ohr flüsterte. Jetzt ging sie gehorsam hinaus.

Die Pferde taugten nichts, die Nepomuk mitgebracht. Es waren gute Thiere, und billig eingehandelt, aber der Wachtmeister wollte es so, sie sollten schlecht sein, lediglich, um etwas zu haben, um mit Nepomuk zanken zu können — des Mädchens wegen. Der Alte war in einer abscheulichen Laune."

Die drei Bursche auf dem Strohbündel sahen einander an, und lachten. Auf die barsche Frage, was es gäbe, sagte der Aelteste: „Grade so wie Ihr, Wachtmeister, wenn — es in der Schwadron wieder einmal geblitzt hat." Alle lachten; so nannte man nämlich die böse Weinlaune des Rittmeisters, die dieser stets am Wachtmeister zuerst auszulassen pflegte.

„Böse Tage hat jeder Mensch," murrte der Erzähler; „es kommt nur darauf an, ob unsere Nebenmenschen ohne oder mit Grund sie uns machen. Der Neremut machte sie meinem Großpapa vorsätzlich, und dieser hatte vollen Grund mit ihm zu zürnen; denn erstlich hatte er dem Jungen das Wort abgenommen, sich in keine Liebschaft einzulassen ohne sein Wissen, und nun vollends, wenn er das Mädchen hätte heiraten wollen! Da war der Wachtmeister nun ganz Feuer und Flamme geworden; denn was soll ein zwanzigjähriger Husar mit Weib und Kind, und noch dazu in schweren Kriegszeiten? Der Neremut glaubte aber auch Recht zu haben; denn wenn man in Ungarn ist, so kann man unmöglich nach Schwaben hin correspondiren so eilig und gewissenhaft über diese Dinge, wie es der Alte forderte. Die Sache hatte ihr Lächerliches, aber doch für den armen Neremut ihr sehr Verdrießliches; denn er konnte es nicht dulden, daß ihm der Wachtmeister grollte. Er erzählte ihm immer von Neuem wie es gekommen war mit der Ilka, und der Alte drehte ihm immer von Neuem den Rücken. Zuletzt ward er's überdrüßig, und sprach gar nichts mehr. Das mochte der Alte noch weniger leiden. Als sie daher beide einmal den Stalldienst hatten und Nachts bei den Pferden allein saßen, nahm der Wachtmeister die Hand des Jünglings, drückte sie nach langer Zeit wieder einmal herzlich und sagte: Neremut, ich werde sterben. Mir ist gestern Nachts im Traume meine Muhme, die alte Oel-Liese erschienen, und das bedeutet meinen Tod. Gieb Acht, es kommt in diesen Tagen zur Schlacht, und wenn ihr dann einen als kalten Mann hinwegtragt, so werd' ich's sein. Darum will ich mich mit Dir aussöhnen. Es ist der Tod ein schwerer Marmelstein, der auf der Brust dessen ruht, der Groll und Mißgunst mit in das Grab nimmt. Ich thu' nicht also. Du warst mir lieb, Du sollst mir

wieder lieb sein. Nun erzähle aufrichtig, wie wars mit dem Mädel? ich habe bisher nicht recht hinhören wollen. Du willst sie heiraten? Hm! Und das Kloster soll die Ausstattung geben? die guten Nonnen sollen die Werke des Teufels bezahlen, einer lustigen Dirne zur Haube verhelfen und das wintzige Stücklein eines losen Buben mit ihren Gebeten wieder gutmachen? Ist's recht so? Sprich!

Nein, Vater! Da Ihr jetzt wieder gut seid, so will ich auch wieder sprechen. Die Illa ist ein armes Ding, wie ich eins war, als mich die ehrwürdige Mutter vom Baume herunter las. Gerade so! Ihre Pflegeeltern haben auch sie der Noth übergeben. Gleich und Gleich gesellt sich gern. Bist Du arm, ich bin's auch! bist Du verlassen, ich —

Bin es nicht! rief heftig der Wachtmeister. Junge, wenn Du sagst, daß Du verlassen seist, und hast *mich* — und hast Deine sechzig Mütter im Kloster, und hast die Liebe Deiner Kameraden, und hast sogar die Zuneigung des ganzen Regiments — so lügst Du! verstehst Du mich?

Auf dem herrschaftlichen Hofe, wo ich mit dem Quartiermeister zu verhandeln hatte, fuhr Veronika fort, diente sie als Magd. Es waren schmucke Dirnen da, selbst das junge Weib des Amtmanns; sie machten sich um mich zu schaffen. Es war ihnen ein Plaisir mich kommen zu sehen, und sie hielten mich fest, so lang sie konnten, mit ihrem Necken und Scherzen. Die Magd that nichts dergleichen. Eines Tages fragte ich sie, warum sie sich ausschlöße und immer allein sei. Ihr Gesicht erglühte als ich sie ansprach, sie hatte sich dessen nicht vermuthet, und demüthig erwiederte sie: Lieber Herr, wer arm ist, soll sich nicht hinzudrängen; es heißt dann gleich, daß er frech und überlästig sei. So sprach sie. Weiter kriegte

ich für diesmal kein Wort aus ihr heraus. Ein andresmal, als sie den schweren Eimer in den Stall trug, nahm ich ihr die Last ab und wir wechselten wieder ein paar Worte mit einander. Das Mädel gefiel mir immer mehr und mehr; gerade weil sie es nicht darauf anlegte wie die andern Dirnen. Ich kaufte ihr einen Kamm, wie er dort getragen wird, und ein buntes Tuch: beides legte ich unter die Decke ihrer Lagerstätte, die ich ausgekundschaftet hatte, und die sich auf einer elenden Bodenkammer befand. Welch ein Jammer entstand hieraus! Die Frau des Ammanns hatte mich hinaufschleichen sehen, und da sie von der Zeit an meine Feindin geworden, wo sie gemerkt, daß ich nicht nach ihr fragte, kam es ihr gerade recht, mir den Spaß zu verderben, und zugleich das arme Ding, auf das sie ihren ganzen Haß warf, zu Grunde zu richten. Die gab die Ilka als Diebin an, und da man die Sachen, von denen sie behauptete, daß sie gestohlen seien, in dem Bette des Mädchens fand, so wurde der Armen ein kurzer Prozeß gemacht, und sie ohne Weiters in's Loch geworfen. Sollte ich das leiden? Ich müßte nicht meiner Mutter Sohn sein, wenn ich also Unheil und Verderben auf ein unschuldiges Haupt hätte bringen können. Zugleich wollte ich des armen Mädchens Ehre retten. Ich ging also hin, zeigte an, daß ich die Geschenke hingelegt, und daß die Ilka meine Braut sei. Man glaubte mir, die Sache war abgemacht, das Mädchen ward frei und im Dorfe und Städtchen als meine Braut anerkannt. So, Väterchen, so ging's, — so bin ich zu einem Weibe gekommen.

Der ehrliche Nepomuk, als er diese Worte geredet, streichelte liebkosend, wie Weiber es thun, meinen Großpapa um den Bart, so daß dieser, als er in die schelmischen Augen sah, unwillkürlich gute Miene zum bösen Spiele machen mußte. Sich nach dem Braunen dort!

Bayerische Staatsbibliothek München

rief er barsch; er hat sich losgemacht! Diesen Auftrag gab der Wachtmeister dem Jungen, um, während dieser den Befehl vollführte, Zeit zu haben, vor sich hin zu brummen: Ich verliere ihn! Es ist nichts zu machen. Wenn die Sachen so stehen, hol's der Kuckuck! ich hätte selbst so gehandelt. Aber heiraten dürfen sie noch nicht!

Und er redete mit Nepomuk nun ab, daß er das Mädel, das einstweilen im Dorfe eine Stelle angenommen, weiter expediren, wo möglich sie im Kloster unterzubringen suchen sollte, wo sie ihm sicher war. Dann sollte gewartet werden, bis Krieg oder Frieden sich entscheiden würden, und wenn Nepomuk erst selbst für sich einen sichern Verbleib wüßte, dann könne er auch an ein Weib denken. Für jetzt sei das Unsinn. Der junge Husar begriff das alles recht wohl. Er wollte sich Urlaub erbitten, im Kloster die Sachen in Ordnung bringen, und dann sollte die Dirne so früh wie möglich dorthin geschafft werden.

Bis dahin war der Plan gut. Aber Urlaub? Wer bekam den! Der Rittmeister schlug meinem Großvater derlei Gesuche rund ab. Die Zilka war unglücklich, als sie hörte, daß sie fort sollte, und der alte und der junge Husar hatten ihre liebe Noth. Mittlerweile ereignete sich etwas, das man nicht hatte voraussehen können. Das Offizierkorps hatte bis jetzt aus ordentlichen, gesetzten Herrn bestanden; die meisten derselben waren über die Jahre der Thorheit hinaus. Plötzlich erhielt das Regiment aus der Hauptstadt einen kecken, naseweisen Burschen, der zu Hause nicht gut that, und den man deßhalb, wie es eben damals Mode wurde, unter's Militär steckte. So wie dieser Bruder Theorbilus angerückt kam, gab es Zänkerei und Unfriede. Reibungen fanden Statt unter den Offizieren und Ungehorsam unter den Soldaten. Gegen unsern Nepomuk bekam der junge Ritter zeitig eine

bittere Abſcheu, weßhalb, das wußte man nicht, denn es war zwiſchen Beiden eigentlich nichts vorgefallen. Aber iſt das gerade nöthig, um daß zwei Leute ſich haſſen? Meiner Treu, ich kenne die menſchliche Natur ein wenig, und ich hatte eine Muhme, die pflegte zu ſagen: Liebe Kinder, ihr wißt doch was ein Haken und eine Oeſe iſt? Kommen ein Haken und eine Oeſe zuſammen, ſo paſſen die zu einander, und es iſt gut; — kommen aber zwei Haken, oder zwei Oeſen .. ja die wiſſen nicht was untereinander anzufangen, und es iſt Einer dem Andern zuwider, als ein Ding, das ihm im Wege iſt. Und ſo iſt es. Mir iſt bei manchen Leuten ſchon ein Aerger, daß ſie überhaupt vorhanden ſind. Ich frage mich, was will der Kerl mit dieſem Geſicht auf dem Fleck Erde, wo ich lebe? Und da wird Eins falſch und tückiſch ohne Grund. Aber gerade, weil's ohne Grund iſt, iſt's gar nicht auszureden und auszuretten. Es iſt das ein Geheimniß der menſchlichen Natur. Vielleicht in einem Leben vor dieſem iſt der Eine Katz und der Andere Hund geweſen, und jetzt riecht Einer noch des Andern altes Fell unter der Menſchenhaut durch. Möglich iſt's!

Nun genug. Die Beiden haßten ſich, und der Junker, als er erfuhr, daß der Huſar ein Mädel im Geheim für ſich hatte, ſpionirte es aus, und mochte ihm die Ilka gefallen oder nicht, er beſchloß, ſie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer wegzukapern. Eines Tages war das Mädel fort, nirgends zu finden, und keine Spur, wohin ſie könnte gerathen ſein. Ihr könnt euch Nepomuk's Schrecken und Zorn denken. Dabei durfte er ſich von ſeinem Poſten nicht entfernen, und konnte nur unter der Hand nachforſchen laſſen. Es vergingen einige Tage, es kam nichts heraus. Endlich aber mußte er etwas erwittert haben, denn er kam wieder bei meinem Alten um Urlaub ein. Der wurde ihm abgeſchlagen.

Er bat nur um einen halben Tag. Nicht eine Stunde, hieß es. Das war grausam; aber der Dienst ist nie anders gewesen als hart und grausam; das weiß der Soldat. Und weiß er's nicht, so erfährt er's bald. Der Wachtmeister wußte mit dem Jungen, der wie wahnsinnig herumlief, nichts anzufangen. Plötzlich war er fort. Wo konnte er anders hin sein, als dem Mädchen nach? Es mußte gemeldet werden, da half nichts. Mein guter Großvater hätte lieber selber den eigenen Hals zum Block hingetragen, als den Jungen in's Unglück bringen mögen; aber es half alles nichts, die Sache ging ihren Gang. Er selbst mußte die Meldung machen. Das war der schwerste Gang seines Lebens, so hat er mir oft versichert. Nach vierundzwanzig Stunden kam der Deserteur wieder. Er hatte das Mädchen mit, er war guter Dinge und hoffte das Beste; aber was war da zu hoffen? Das Kriegsgericht sprach das Urtheil, und das lautete auf Tod! Nichts wurde so streng bestraft, als das Desertiren, weil gerade zum Desertiren die meiste Neigung unter'm Gesindel vorhanden war, und man es nicht anders im Zaum halten konnte.

Das hatte der Wachtmeister gewußt. Er hatte aber zugleich im Voraus auf ein Mittel gedacht, das einzige, das hier Hilfe bringen konnte: es war das Kloster. So schwer es einem ehrlichen Soldaten wird, sich an die „Schürzen" zu wenden, so war mein Großvater doch klug und welterfahren genug, um zu wissen, daß in gewissen Fällen die kleine Tierre **gebückt** muß überschritten werden, wo die große **aufrecht** nicht zu betreten ist. Er bückte sich also diesmal, um seinen Liebling zu retten.

Das Kloster war unterdessen wieder auf die Beine gekommen. Die Nonnen saßen wieder in ihrem alten Neste, und es war kein weiterer Schade zu beklagen,

als daß beim Getümmel manche Alte einen Zahn weniger im Munde behalten hatte, und daß von den geweihten Gefäßen des Altars Einiges unsichtbar geworden war. Das Kloster in seinem neuen Aus- und Anbau sah sehr stattlich aus, obgleich die frommen Schwestern versicherten, die alten geschwärzten Wände hätten viel mehr zu ihrer dunklen Zurückgezogenheit gepaßt, als der neue helle und glänzende Anwurf, der gewissermaßen an übertünchte Gräber erinnerte.

Der Wachtmeister ließ sich bei der Frau Aebtissin melden, die ihn auch alsobald empfing, denn in jenen Zeiten hatte man gelernt, ganz ausnehmend artig gegen das Soldatenvolk zu sein. Ach, wie erschrak die arme Frau, als sie vernahm, um was es sich handelte. Ihre Wangen wurden bleich und ihr Haupt begann zu zittern. Sie hob die Hände zum Himmel, und rief einmal über's andere: O du Mutter aller Gnaden, soll das meinem Kinde geschehen? O du allweise, liebliche Versehung, du helles Auge Gottes, willst du geschehen lassen, daß ein junges Blut in seinen Sünden also kläglich dahinfahre? Nein, mein süßer Himmelstrost, nachdem du so mancherlei bittere Speise auf die Lippen deiner Magd gebracht, mit dieser wirst du sie doch versehen! Und die Frau nahm den Zipfel ihres Schleiers, und trocknete sich die Zähren aus den Augen. Der Wachtmeister stand da, und es war ihm ein Trost, daß noch eine andere Menschenseele als die seine um den Jungen trauerte, der in seiner Blüthe dahin sollte. Als aber die Aebtissin nochmals eine fromme Betrachtung an den Gegenstand ihrer Bekümmerniß knüpfen wollte, sagte er in bescheidenem Tone: Ehrwürdige Mutter, jetzo ist nicht Zeit zu klagen. Ich kehre alsogleich heim; habt Ihr mir etwas mitzugeben, was ich dem Rittmeister und dieser dem General abgeben kann, das uns Hilfe brächte, so sagt's kurz.

Die Frau stand auf, ging im Zimmer auf und ab, blieb dann vor ihrem Geldschränkchen stehen und sagte, eine Rolle Goldstücke hervorziehend: Guter Mann, glaubt Ihr, daß mit Geld —

Etwas zu machen ist? Nein, Ehrwürdige! in diesem Falle nichts. Da kann ich Euch mein Wort geben.

Und was dann? seufzte die Dame.

Nach einigem Nachdenken sagte mein Großvater: Ihr müßt Euch beim General melden lassen, und persönlich Fürbitte thun. Und zwar müßt Ihr noch heute Nacht aufbrechen, denn der Spruch des Gerichts lautet auf Uebermorgen ganz in der Frühe.

Ach — Mann, Mann! Ich mein Haus verlassen — ich, eine alte Frau, in Nacht und Nebel auf der Landstraße mich umtreiben — ! —

Freilich wohl —

Es entstand eine Stille im Zimmer. Die Frau ging wieder auf und ab. Plötzlich fragte sie nach dem Namen des Generals, und als ihr dieser genannt wurde, wiegte sie nachsinnend das Haupt und sagte: Also der!

Wieder ging sie auf und ab, und wieder führte sie ihr Tüchlein an's Auge. Was sagtet Ihr? rief sie; Uebermorgen früh —

Da hält ein Karren vor der Gefängnißthür, ergänzte mein Großvater die angefangenen Worte, zwei Mann führen ihn hinaus, mit gebundenen Händen geht er in ihrer Mitte. Drüben hinter dem Festungswall, wo die einsame Windmühle steht, ist ein kleiner Hügel von Sand gemacht —

Hört auf — hört auf! rief die Ehrwürdige und warf sich in den Stuhl.

Auf diesen Hügel muß er niederknieen —

Gott, der Barmherzige! stöhnte sie.

Man verbindet ihm die Augen — und zwar —

(hier konnte mein Alter selbst kaum weiter sprechen) werde ich derjenige sein, der sich diese Ehre ausbittet —

Mann, Ihr macht eine arme Frau todt!

Dann legen zwölf Mann Scharfschützen —

Die Ehrwürdige stieß einen lauten Schrei aus. Sie lag in ihrem Armstuhl wie eine Leiche. Mein Großvater hielt in seiner Rede inne. Nun wißt Ihr alles, was kommen wird, setzte er nach einer Pause hinzu; und jetzt laßt mich gehen, die Zeit drängt.

Ich geh' mit Euch! rief sie, sich erhebend, und Leben goß sich wieder in ihr Blut. Ich gehe mit Euch! Gebt mir das Geleit; mit Euch komm' ich sicher an's Ziel. Wo fände ich allein unter all' den Soldaten mich heraus? Hört Ihr; aber eine Stunde Zeit müßt Ihr mir lassen, mein Haus zu bestellen!

Mein Großvater konnte nicht nein sagen. Wohl oder übel, er mußte nun bleiben bis die Nacht völlig eingebrochen war. Zum Glück kam ein kleines Stückchen Mond zum Vorschein. Es sauste und brauste, und die alten Bäume im Klostergarten wogten wie ein Kornfeld.

Die Aebtissin ließ die älteste Schwester Diaconissin kommen, eine vertraute Jugendfreundin, gab ihr ihren Entschluß bekannt, legte in ihre Hände das kostbare Bund Schlüssel nieder, welches das Zeichen der Macht war, und machte ihr in kurzen Worten ihren Willen kund, für den Fall, daß in ihrer Abwesenheit etwas Wichtiges sich ereignete, was jedoch nicht vorauszusehen war. Die Schwester Diaconissin, an strengen Gehorsam gewöhnt, empfing die Aufträge, ohne sich dabei die Frage zu erlauben, wohin die nächtliche Reise des Oberhauptes des Klosters ginge. Und so erfuhr Niemand im Kloster etwas Genaues über dieses höchst merkwürdige Ereigniß.

Am Seitenpförtchen des Kreuzganges hielt Nachts zwölf Uhr eine Sänfte, und neben dieser der Wachtmei-

ster zu Pferde. In einen weiten Regenmantel gehüllt kam in aller Stille die ehrwürdige Mutter, nahm in der Sänfte Platz und die Träger setzten sich in Bewegung, indem sie die Richtung nach der Landstraße einschlugen. Man mußte durch das Dorf, das zur Gerichtsbarkeit des Klosters gehörte. Der Thorwart öffnete gähnend das Gitter, das Licht in seiner Laterne flackerte her und hin, und jetzt war man über die Grenze des Klosterbezirkes. Eine weite Wiese und dann ein Wald breitete sich aus, bis die Landstraße erreicht war. Mein Großvater hatte zur Sicherheit noch ein paar berittene Knechte mitgenommen. Es fuhr ein Sturmwind über die Ebene, als sollte die Erde untergehen. Auf der Landstraße nahm man die Post, und so ging's weiter.

Nun, wir wollen die fromme Dame reisen lassen, und unterdessen nach unserer Pfeife sehen. Du, Wendland, gieb mir 'mal meinen Tabaksbeutel vom Sattel her! Das neuartige Zeug mit den Zigarren mag ich nicht."

Während der Wachtmeister seine Pfeife reinigte und neu füllte, sprachen die jungen Bursche untereinander. Die drei auf dem Strohbündel stritten sich darüber, wie es bei einem Standrechte herginge. „Das kann uns ja der Georg Sturm am besten sagen", rief Einer aus dem Kreise, „der hat's ja erlebt!"

„Freilich! Sturm, erzähle!"

„Es war ein dummer Spaß", sagte der Angerufene, ein blasser junger Mann, der seine Mütze tief in die Augen gezogen hatte.

„Ja wohl, Georg", setzte Wendland hinzu, der mit dem Tabaksbeutel herankam. „Du armer Narr, drei volle Jahre hast Du dafür im Irrenhause gesessen. Und man sagt, es rappelt noch manchesmal bei Dir."

„Habt ihr was bemerkt?" fragte Georg gereizt. „Ich bitte, sagt mir's. Ich hab' ja damals auch nicht gewußt,

daß mir das Bischen Grütze aus dem Gehirn abhanden gekommen. So etwas ist wunderlich genug. Der Verstand geht so leise fort, wie ein Dieb in der Nacht. Er sagt nicht „Adieu“ oder „ich komme wieder“. Er ist fort, und alles Andere geht dabei seinen Gang weiter, als wenn der Herr vom Hause noch da wäre. Hört, das ist gräßlich! So etwas sollte nicht sein. Der Mensch sollte fester geschaffen werden; es dürfte nicht vorkommen, daß er gleichsam unterwegs etwas aus der Tasche fallen läßt; daß so ein Stück Mensch mir nichts dir nichts von ihm abfällt! Schrecklich!“

„Er raisonnirt wenigstens nicht wie ein Verrückter!“ bemerkte Einer im Kreise.

„Es ist ja auch schon längst vorbei!“ rief Wendland. „Aber erzähle doch, wie es kam!“

„Wie es kam? Nun, das war eben der schlechte Spaß“, sagte Georg. „Ich war stets von Natur ein ängstlicher Knabe gewesen, dabei leichtgläubig — das merkten sich die Beiden — sie sind seit der Geschichte vom Regimente fort — und setzten mir nun die ganze Schnurre recht weitläufig, wie sie sich's ausgedacht, in den Kopf. Aber erzähle Du, Wendland, mir kommt es gar zu wunderlich vor, daß ich meine eigene Schande verkünden soll.“

„Sie hatten ihm in den Kopf gesetzt“, nahm der Husar das Wort, „daß er dem Sultan oder dem Großtürken die Nase abgeschnitten, und daß er deßhalb sollte füsilirt werden.“ —

„So nicht! so mußt Du es nicht erzählen!“ rief Georg. „Ihr müßt nämlich wissen, ich bin meines Zeichens ein Barbier. Nun kam einst ein unbekannter großer, dicker Mann in unsere Stube und verlangte barbirt zu werden. Ich war allein da; es war schon Dämmerlicht und der Fremde hatte euch eine Nase — eine Nase — so klein, so erbärmlich klein, daß sie sich völlig zwischen

seinen gewaltigen Pausbacken verkroch. Da barbire Einer! Ich that einen falschen Schnitt — der Fremde brüllte förmlich wie ein Stier, und rannte zur Thüre hinaus, nachdem er mir das Barbierbecken, das er mir aus der Hand riß, mitsammt dem Seifenschaum in's Gesicht geschlagen. Noch hinter der Thüre stieß er schreckliche Flüche aus, sprang dann in den Postwagen und fuhr ab. Die Geschichte machte einiges Aufsehen. Es verging ein Jahr, ich kam zum Militär und der Himmel weiß wie, jene Beiden hatten von meinem Abenteuer gehört. Plötzlich erhalte ich ein furchtbar großes Schreiben mit fünf Siegeln, und in diesem verfluchten Schreiben steht, daß man mich durch ganz Europa aufgesucht, daß man mich endlich gefunden hat und daß auf Anklage des Großsultans, der incognito gereist sei, — nun ihr wißt ja die Dummheit!" —

„Weiter, weiter!" riefen Alle.

„Alles wurde so natürlich wie möglich gespielt. Verhöre, Zeugen — was weiß ich alles! Ich bekam einen Höllenschreck nach dem andern in die Glieder. Ihr sollt wissen was es heißt, durch einen Monat hindurch Jemanden immer täglich eine neue Schreckensreis zu verdauen geben! Endlich kam mein Urtheil heraus, und ich sollte mich zum Tode bereit machen. Dabei war mir aufgelegt, zu Niemanden eine Silbe zu sprechen! Ach, ich wagte selbst nicht mehr Athem zu holen. Vermummte kamen, holten mich aus dem Bette, banden mir die Augen zu, und schleppten mich auf den Richtplatz. Ich mußte auf einem Sandhügel niederknien. O Todesangst, was bist du für ein gräßlich Wesen! Nie und nimmer werde ich diese Stunde vergessen! — Nun weiß ich, wie Einem in einer Nacht das schwarze Haar schneeweiß werden kann. Jeden Augenblick erwartete ich den Todesschuß. Da wird mir die Binde rasch von den Augen gerissen,

ich sehe die halbe Schwadron um mich her, und sie lachen Alle! Aber ich lachte nicht; ich konnte die erste Viertelstunde nicht sprechen, und dann sagte ich, man möchte doch meinem Vater, dem Kirchthurm, und meiner Mutter, der großen rothen Ziege, sagen, daß ich mein Testament gemacht und es im Bauche der Sonne versteckt, im siebenten Schubfach u. s. w. Da hatten sie ein Erbarmen mit mir, als sie mich so sprechen hörten und sahen, wie meine Lippen zitterten und meine Augen irre gingen. Sie redeten mir zu, erklärten mir alles, baten mich sogar um Verzeihung, und ich sollte nichts dem Oberlieutenant sagen; doch ich blieb bei meinem Spruch, und als ich dies mit der rothen Ziege recht oft gesagt hatte, brachten sie mich fort, durch kleine Seitengassen in die Kaserne. Es sollte geheim bleiben, und sie legten mir nasse Tücher um den Kopf; ich mußte zu Bette. Da sprang ich auf, und wie man mir später gesagt, ist der helle Wahnsinn dann ausgebrochen. Die beiden bösen Buben mußten fort vom Regimente. Als ich das Irrenhaus wieder verließ, bekam ich von Regiments wegen eine silberne Uhr und auf sechs Monat Zulage, durfte auch den schweren Dienst im Stalle das erste Jahr nicht mitmachen."

„Nun wißt ihr, was Standrecht ist" — hub der Wachtmeister wieder an, „und jetzt denke ich schon wieder nach, wo unsere ehrwürdige Frau Aebtissin derweilen hingerathen ist."

„Und wie es mit dem armen Nepomuk Kraut'l bleibt!" riefen manche Stimmen.

„Ich wette meine beste Zigarrenspitze", sagte Wendland, „daß dem guten Jungen nichts Uebles widerfährt."

„So laßt doch den Wachtmeister sprechen!"

„Also die ehrwürdige Frau Mutter. Wir ließen sie auf der Landstraße in der Postkutsche", sagte der Erzähler,

„mein Großpapa nebenbei bertrettend auf seinem guten Schimmel. Die Reise ging der Stadt zu, wo der Stab des Regiments lag, und wo sich der kommandirende General befand. Ehe man dahin gelangte, mußte man einige Vorposten passiren; denn, wie gesagt, man befand sich auf Kriegsfuß, und jeden Augenblick war ein Zusammentreffen zu erwarten.

Mein Großvater hat geglaubt, die alte Nonne würde zusammenschrecken, wenn sie die vielen Soldaten sähe, und die Kommandeworte hörte und das Schreien und Exerciren. Aber sie war zum bewundern munter. Es schien sie nichts anzufechten. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt, und nun wollte sie auch durchdringen. In der Stadt angelangt, stieg sie im Gasthofe ab, und mein Alter mußte ebenfalls dort Quartier nehmen. Es war gegen Mittag. Die Meldung war schon geschehen und die gehörigen Förmlichkeiten hatten stattgefunden. Der General ließ sagen, es würde ihm eine Ehre sein, die Reichsgräfin zu empfangen, denn das war der weltliche Titel der Dame. In einer Kutsche kam sie angefahren. Sie hatte ihren Nonnenhabit abgelegt, und ein weltliches Kleid angelegt; mein Großvater konnte nicht genug rühmen, welch eine schöne alte Dame sie gewesen, so stattlich und doch so voll Güte: kein Zug in ihrem Gesichte, der nicht Liebe, Vertrauen und Hochachtung einflößt hätte. Dabei hielt sie sich, trotz ihrer achtzig Jahre, so gerade und prächtig, wie es nur eine Königin kann. Der Orden auf ihrer Brust mit dem breiten blauen Bande und dem Brillantstern auf der Schulter gehörte zum Ganzen. So rauschte sie beim General durch die Flügelthüren herein und Seine Excellenz bezähmten ihr Podagra und gingen pflichtschuldigst der Dame entgegen bis in die Mitte des Zimmers, dort ließen sich beide, sie auf ein kleines Kanapee und er in

einen Lehnſtuhl nieder. Mein Großvater durfte im Vorgemach bleiben, deſſen Thüren nicht geſchloſſen wurden. Somit ſah und hörte er alles, was zwiſchen den zwei alten Herrſchaften verging. Zuerſt brachten Seine Excellenz einige Jugenderinnerungen vor, wie ſich vor fünfzig Jahren der Hof in Speier befunden, und wie er als ein ganz junger Lieutenant damals die Reichsgräfin, die die Schleppe der Kaiſerin getragen, zum erſtenmale bei der feierlichen Prozeſſion geſehen; es war damals noch nicht die Rede davon geweſen, daß Ihre hochgräfliche Gnaden, die bildſchöne Reichscomteſſe, würden der Welt entſagen, um ſich in die abgeſchloſſenen Mauern eines Kloſters zu verbergen. Hätten Seine Excellenz damals von dieſem heroiſchen Entſchluſſe die entfernteſte, leiſeſte Kenntniß geſchöpft, ſie hätten alle Eloquenz aufgeboten, eine ſo göttliche Iphigenia dem kloſterlichen Opferaltar zu entziehen. Dieſer Rede ſetzte die Aebtiſſin ebenſo zierlich entgegen, wie alle Welt ſchon damals geglaubt und ſicher gehofft, wenn ein Krieg ausbrechen würde, daß der General, damals Lieutenant, den ganzen Lorbeerhain des Mars plündern und ſich aneignen würde, ſo wie es denn auch nachhero geſchehen. Endlich ging man zur Hauptſache über. Die ehrwürdige Frau berichtete von dem Pfleglinge, den ſie angenommen und für deſſen Fortkommen ſie geſorgt. Als der General hörte, daß von einem einzelnen Soldaten die Rede ſein ſollte, legte er ſein Geſicht in Falten und ließ daraus jenen lieblichen Zauber verſchwinden, der darin geherrſcht hatte bis zu dem Augenblicke, wo er gehofft, die Dame würde ſeine hohe Stellung und ſein Anſehen bei Hofe zu irgend einer Bitte für ihr Kloſter benutzen. Für die Excellenz war ein ſimpler Soldat nichts; erſt von dem adeligen Cornet fing er an die Menſchen zu zählen, das was darunter war, waren ihm Nummern, die in ſeinem Buche

verzeichnet waren. Daß ein Soldat als Mensch auch Schicksale haben könne, und daß er, wie ein Cavalier, gleichsam auch einen Lebenslauf habe, war ihm so neu, daß er lange Zeit die Rede der ehrwürdigen Dame mit jenem Erstaunen anhörte, wie ein Chinese, der zum erstenmal einen christlichen Missionär predigen hört. Erst als er wahrnahm, daß von einem Deserteur die Rede war und von der Strafe, die dieser erleiden sollte, faßte er festen Boden und hatte die Gnade mit einer sehr strengen Amtsmiene zu versichern, daß, wenn die Sache so stände, er dabei gar nichts thun könne. Es sei die Sache des Kriegsgerichtes, und dieses hätte das Urtheil gefällt. Gnädigste Reichscomtesse würden wissen, was ein Kriegsgericht ist, und wie das ganze Heil der Armee auf der Autorität beruhe, die besagtes Gericht in Anspruch zu nehmen vollkommen befugt sei. Hierauf ließ Seine Excellenz eine Schilderung der Kriegsgesetze folgen, und gewährte der Dame einen Blick zu thun in die schreckliche Strafkammer des Mars, wo nichts als blutige Strenge und eiserne Gerechtigkeit zu finden war. Der Soldatenstand, ehrwürdige Frau, sagte er, ist gleichsam einer schönen Tänzerin zu vergleichen, die auf dem Seile tanzt; weicht sie nur einen halben Schritt zur Rechten oder zur Linken ab, so erlebt der Zuschauer das Spektakel, sie jämmerlich in die Tiefe stürzen und ihre Beine brechen zu sehen. Dagegen wie lieblich ist's, die schöne Tänzerin immerdar zu bewundern in ihrer Höhe und ihrem Glanze! Alle Welt freut sich an dem Ruhme einer tapferen Armee, aber meine Gnädigste, wir allein, die wir d'rin stehen, wir wissen was es heißt, diese Massen zusammenzuhalten.

Von all diesen Worten vernahm die gute Dame nur das „Nein", und ihr Herz, das schon Muth gefaßt

hatte, wurde auf das schmerzlichste gekränkt. Sie brach in Thränen aus.

Ich will noch etwas thun, fuhr der General fort, als hätte er schon etwas gethan; ich will die Sache dem Prinzen, unserem Chef vorlegen.

Die Aebtissin athmete wieder auf.

Trocknen Sie Ihre Thränen, meine Gnädige!

Die ehrwürdige Frau reichte ihm die Hand, auf die Seine Excellenz nicht umhinkonnten, einen eben so ergebenen als respektvollen Kuß zu drücken. Aber bald muß es geschehen, Excellenz!

Ich fliege —!

Der Haiduck wurde herbeigewinkt; Stuhl und Kanapee wurden wieder bei Seite geschoben, die beiden Herrschaften nahmen auf die ceremoniöseste Weise von einander Abschied, und wieder bekämpfte der General sein Podagra und ging bis in's Vorzimmer mit, wo er einen flüchtigen Blick auf den Zopf meines Großvaters warf, ob er die gehörige Länge habe. So wußte dieser edle Herr, da von der Lebensrettung des Menschen die Rede war, Großes mit Geringem sehr anmuthig zu verbinden.

Wozu soll ich länger Eure Neugierde hinhalten? Genug, Neremut kam frei. Allein es kostete der ehrwürdigen Dame doch ein Opfer. Sie, — so hieß es wenigstens, — der nicht nur die Heiligkeit ihres Berufes, sondern auch dictadellose Unbeflecktheit des Namens ihrer Familie so sehr an's Herz gewachsen war, sie mußte in einer Audienz, die ihr der Prinz gewährte, erklären, der Husar stehe zu dieser in gewissen blutsverwandtschaftlichen Verhältnissen. Der General habe ihr dazu gerathen, mit der Versicherung, daß nie ein Mensch eine Sterbensspilbe davon erfahren sollte, weil nur unter der Bedingung der Prinz das Todesurtheil aufheben würde. Wie es dennoch herauskam, wer will das wissen?

Genug, die Schwestern im Kloster machten sich bald was zu munkeln, wiewohl keine darunter war, die nicht gewußt hätte, wie es in Wahrheit um Nepomuk's Herkunft stand. Standen ja seine Eltern und sein Taufzag deutlich im Kirchenbuche. Das bleibt sich aber gleich. Immerhin ist das für eine Frau im achtzigsten Jahre, für eine Aebtissin und hochgeborene Reichsgräfin Gnaden kein kleines Stück. Aber sie dachte: Er rettete mein Leben, ich muß, wie ich kann, das seinige retten! Ehre sei der alten Dame! Wahrlich im Himmelreich wird sie, die zu einer solchen Unwahrheit ihre Zuflucht nahm, dennoch auf einem höheren Stuhl sitzen, als alle die Duckmäuser, die lieber die Welt untergehen ließen, ehe sie duldeten, daß nur ein Stäubchen das weiße Gewand ihres Heiligenmutes anflöge. So denke ich wenigstens!"

Der Wachtmeister machte hierbei ein sehr ernstes Gesicht, denn er wollte nicht, daß auch nur Einer im Kreise seiner Zuhörer bei dieser Stelle seiner Erzählung den Mund verzöge.

„Der Klosterhusar selbst erfuhr nichts von den näheren Umständen. Er dankte sein Leben nur simpelweg der Verwendung der Aebtissin, wie ihm der Wachtmeister sagte, und die Nonnen im Kloster es bestätigten; dabei ließ er es denn auch sein Bewenden haben.

Eigentlich ist die Geschichte des Nepomuk Krautl jetzt zu Ende," hub der Wachtmeister nach einer Pause wieder an; „denn daß er, als der Friede nun geschlossen wurde, seine Ilka, die er aus dem Ungarlande sich geholt, heiratete, daß das Kloster seinen Husaren bei dieser Gelegenheit nicht verließ und daß die Hochzeit auf Kosten der frommen Schwestern gar stattlich ausgerichtet wurde, kennt ihr euch am Ende selbst denken. Allein es ist ein Umstand da, um dessenwillen ich noch nicht schließen kann; mein Großpapa nämlich fordert auch sein

Recht, daß seine ferneren Schicksale uns nicht unbekannt bleiben. Ohne ihn wäre der Klesterhusar nicht das geworden, was er wurde, und ohne ihn und ohne das Abenteuer, das jetzt er bestand, und von dem ich euch erzählen will, säße ich nicht hier und gäbe euch die gute und lehrreiche Geschichte zum Besten, die ihr soeben vernommen. Also legt noch etwas Reisig in's Feuer, damit es noch verhalte, die wundersame Aventure vom Wachtmeister Adam Polterer und der Wirthin vom „rothen Finken" zu berichten.

Mein Großvater, wie ihr wißt, hatte eine heftige und wohlbegründete Abneigung gegen das Heiraten. Ein Soldat und heiraten — das schien ihm so wenig zu passen, wie die Hand eines Kindes an dem Arm eines Riesen. Aber auch bei den andern Mannsbildern seiner Bekanntschaft trieb er darauf, daß sie sich nicht voreilig mit Weib und Kind behängen möchten. Von den Frauen dachte er überhaupt, daß sie wenig Tugenden, aber sehr viele Fehler besäßen; daß, wenn Eine es gut machte, Tausende es schlecht machten, und daß es auf der Erde in jedem saeculo hundert Millionen Weiber gäbe, die nichts taugten. Wenn nun ein Mann auf's Freien ginge, so wäre es fast nicht anders möglich, als daß er auf Eine von diesen hundert Millionen stieße, und dann wäre der Brei fertig. Dagegen seien die wenigen leidlichen und guten mit allen Lichtern und Laternen der Welt oft nicht zu finden; denn je mehr ein Weib gut sei, desto eifriger verkriche es sich in Stille und Einsamkeit; es will nicht angegafft und betrachtet sein, und daran hat es recht; denn an einem ehrsamen Weibsbilde ist nichts zu sehen; es sind nur die Närrinen, die beim Fackelschein und wo möglich bei bengalischem Feuer betrachtet sein wollen an allen Seiten, in allen Lagen und in allen Stellungen. So pflegte mein Großvater zu sagen, und da man wußte,

daß er über dieses Kapitel allerlei düstere und vielbedeutende Ansichten hegte, so wußte die junge Welt es schon so einzurichten, daß er ihnen oft genug vom Weibe und von der Ehe sprach. Einige der jungen Wildfänge bekehrte er, die meisten aber gingen ihre Straße fort, wie es denn in der Welt Sitte ist. Im Ganzen waren aber damals die frühzeitigen und sinnlosen Heiraten ausnehmend selten. Als Soldat und selbst sogar als Seconde-Lieutenant durfte Niemand heiraten; er bekam keinen Dienens. Es hieß: was soll die Armee mit beweibten Soldaten? An den Franzosen konnten wir's sehen, wie es thut, wenn der Soldat sich Weiber mit in's Feld nimmt. Wie ging's im französischen Lager her? O Himmel und Erde! Mein Großvater hat mir's erzählt. Nichts als Pomadebüchsen, Nachtlöschen, Putzbeutel sah man herumliegen, und mit seinem Schatze am Arm zog der Grenadier auf Wache. Deßhalb, behauptete ich, wurden wir Deutschen auch geschlagen! Es konnte nicht anders kommen.

Als der Friede gefeiert wurde, gab es in allen deutschen Gauen ein Fest, und unser Kloster blieb nicht zurück. Die Nonnen sagten zu Jedermann, der es hören wollte: die Reichsarmee hat sich tapfer gehalten, und „unser" Husar war auch dabei. Man kann sich denken, mit welcher Neugier sie seine Heimkunft erwarteten. Einige wünschten, daß er eine oder ein paar Narben möchte im Gesichte mitbringen, Andere meinten aber, daß eine Narbe, sie säße wo sie wolle, ein hübsches Gesicht immer entstelle, und sie erklärten laut, daß sie „ihren" Husaren ohne Narbe lieber sähen. Zum Glücke brachte er auch keine mit. Wie er in den Klosterhof geritten kam, in seiner schönen Uniform und so steif zu Pferde, wußten sich die Nonnen vor Vergnügen gar nicht zu fassen. „Unser Husar ist da!" riefen sie, und durch den Kreuz-

gang hallte es „unser Husar ist da!“ Er kam mit seinem klirrenden Säbel die Treppe hinauf und an das Gitter. Geschwind waren alle Nonnen am Gitter. Er machte ihnen einen militärischen Gruß, indem er die Hand an die Mütze legte, und sich gerad aufrichtete. Als die Frau Aebtissin kam, zog er den Säbel und salutirte. Darüber war großer Jubel. Unser Husar ist ein ganzer Mann! riefen die Nonnen, und die jungen Novizen machten, als sie im Schlafzimmer allein unter sich waren, die militärischen Stellungen und die Art zu salutiren auf eine bewunderungswürdige Weise nach. Die älteren Nonnen kamen an die Thür, lauschten und lachten herzlich. Auch über die Jlla freute man sich; sie wurde in alle Zellen geführt, beschenkt, und man fragte sie aus, wie sie ihren Herzliebsten kennen gelernt und ob sie ihn auch recht lieb habe. Die Neugier im Kloster ist ein Ungeheuer, dessen Gefräßigkeit gar nicht zu stillen ist. Man kann ihr einen ganzen Ochsen an Neugkeit versetzen, er ist im Nu verfreßt.

Die Hochzeit sollte im Dorfe gefeiert werden, und der Schulmeister hatte den großen Saal ausgeräumt, in welchem er das aufwachsende Geschlecht der künftigen Vaterlandshelden mit seinem Bakel vorbereitungsweise zu dressiren pflegte. Vierzig Mann von der Schwadron, darunter mein Großpapa, waren eingeladen. Sie brachten die Trompeter unseres Regiments mit, aber gerade diese Trompeter gaben die nächste Veranlassung, daß mein Großpapa „unter die Haube“ kam. Die Musik zu liefern war seit Menschengedenken im Dorfe immer das Vorrecht des Gasthauses zum „rothen Finken“ gewesen. Diese ehrenwerthe Schänke ernährte deßhalb eigens ihre zwei alten Fiedler, einen Fagottbläser und einen Paukenschläger. Nach dieser Musik tanzte man im Dorfe, so oft man überhaupt tanzte. Natürlich war dies kein Aufspielen für

die Helden der Reichsarmee. Der „rothe Fink“ nahm die Aenderung höchlich übel, oder vielmehr die derzeitige Inhaberin der Schänke, die Gastwirthin Floriane Siebzahlin. Sie war Witwe und noch in ihren besten Jahren. Man hatte sie zur Hochzeit geladen, allein sie hatte nach Eintreffen dieses bedauerlichen Zerwürfnisses erklärt, daß sie nicht kommen werde, da man das alte Privilegium ihres Hauses hintenangesetzt. Uebrigens, hatte sie hinzugefügt, sie sei nicht gewohnt, wie eine Marketenderin nach dem Schall der Trommel und der Querpfeife sich herumzuschwenken. Dieser Ausspruch beleidigte die Trompeter, und es wurde einstimmig beschlossen, bevor das Fest begonnen, der Witwe zum „rothen Finken“ eine Katzenmusik zu bringen. Das Dorf war in Aufruhr. Die Freunde der Witwe thaten sich zusammen und verweigerten, die nöthigen Vorräthe zu liefern. Die Freunde des Schulmeisters und der Soldaten erklärten dagegen, daß man diese alsdann aus der nächsten Stadt würde kommen lassen. Dadurch stand jedoch eine bedeutende Verzögerung zu befürchten, und das ließ die kurze Urlaubsfrist der Soldaten nicht zu. Mein Großvater, als der im Range vornehmste unter den Soldaten, wurde erwählt, die Sache in's Gleiche zu bringen. Er entschloß sich also, so unangenehm ihm der Gang war, mit dem Bräutigam zusammen zu der widerspenstigen Witwe zu gehen. Die Katzenmusik unterblieb einstweilen, da man die Gemüther nicht noch mehr gegeneinander aufregen wollte.

Mein Großvater befand sich damals in dem Alter, wo man ihn bereits eine „reife Schönheit“ nennen konnte. Sein Barthaar, das roth war wie das meinige, hatte er mit Hülfe einer französischen Pomade in glänzendes Schwarz umgesetzt: das Kopfhaar wurde durch den Puder umgewandelt, dabei kam ihm auch noch

die frische Farbe, die ihm von Natur eigen war, recht wohl zu ſtatten. Kurz man ſah ihm den Mann über fünfzig Jahren nicht an. Freilich neben den bildſchönen Kloſterhuſaren konnte er ſich nicht ſtellen. Allein es ſchien, daß die Wirthin im „rothen Finken“ auf die würdevolle Haltung und das geſetzte Weſen eines Mannes mehr Gewicht legte, als auf jugendliche Formen. Nicht zu läugnen wenigſtens war es, daß ſie meinem Großvater gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen eine beſondere Aufmerkſamkeit bezeigte, die dieſer jedoch nicht zu bemerken ſchien, und in ſeinem barſchen Weſen verharrte. Die erſte Zuſammenkunft brachte kein Reſultat zuſtande; die Witwe beharrte bei ihrem Sinn, mein Großvater bei dem ſeinigen. Doch mußte ein geheimes Etwas bei dieſer Zuſammenkunft mitgewirkt haben, denn der Wachtmeiſter äußerte, als er nach Hauſe kam, daß der „rothe Finke“ eine Schänke ſei, die ſeinen Beifall habe, und daß die Eigenthümerin deſſelben ihm als ein Weibsbild erſchiene, die ihre Wirthſchaft in Ordnung zu halten verſtehe. Nepomuk, der dieſe Rede hörte, ſagte freimüthig: Nun, jetzt iſt Friede, Wachtmeiſter; folgt meinem Beiſpiel, ſetzt Euch zur Ruhe und nehmt die Wirthin zum „rothen Finken“! Aber da kam er übel an. Willſt Du mich zum Narren haben? Ich — und heiraten! rief der Wachtmeiſter heftig, und noch dazu ſolch ein altes häßliches Weibsſtück? — Damit war es aber nicht ſein Ernſt; er wollte nur ſehen, welch ein Geſicht der Kamerad machen würde. Mit Vergnügen blickte er in deſſen verwunderte Augen. Nun ja — ſagte er ſelbſtzufrieden; ich würde mit einer häßlichen Alten auch nicht ſo viel Worte gemacht haben, denn wahrhaftig, ich bin über eine Stunde in der verdammten Schänke geblieben! Alſo kann ſie nicht alt und häßlich ſein. Aber eigenſinnig iſt ſie und verſtockt, daß ſie nicht ſogleich nachgegeben hat.

Aber freilich, die gar zu gefälligen Weiber, die hole der Kuckuck, das iſt eine Sorte, die ich noch weniger mag. Wir wollen 'mal noch einen Sturm wagen. Dir zu Liebe, mein Junge, geb ich mich mit dieſem Handel ab, der ſonſt nicht meine Sache wäre. Wie heißt denn die Finken-Prinzeſſin?

Floriane, erwiederte Nepomuk.

Hm! Florian hieß mein Vater, ſagte der Wachtmeiſter, und ſtreichelte das Fell ſeiner Bärenmütze. Wie das zuſammentrifft. Was meinſt Du, Kraut'l, ſoll ich in voller Uniform zu ihr gehen, oder im Interims-Anzuge? Die Weiber haben ein Auge für bunten Kram, und der mit gelben Schnüren beſetzte Dolman — hm! Aber es iſt noch die Frage, ob ich überhaupt nochmals hingehe! Allein ich vergeſſe, daß ich's verſprochen habe, und da muß ich wohl! Nun, ſo rede doch, Burſche, ſoll ich die Bärenmütze aufſetzen? Soll ich?

Ihr ſeht verdreht ſo ſtattlich darin aus, Wachtmeiſter! So ſagt man auch im Kloſter.

Ei was, ſoll ich nach denen im Kloſter fragen! brummte der Wachtmeiſter; das iſt etwas für dich, nicht für mich. Du biſt ein Futter für die Weiber; ich nicht! — Mich ſoll man nicht dazu bewegen, ihnen auch nur auf einen Augenblick ein freundliches Geſicht zu zeigen. Und vollends mich für ſie zu putzen — fällt mir gar nicht ein!

Bei dieſen Worten hatte mein Großvater die ſchöne Bärenmütze bereits aufgeſetzt, und den Säbelgurt feſter geſchnallt. Nepomuk mußte helfen ihm die neuen Sporen an die Stiefelabſätze befeſtigen. Dabei brummte er vor ſich hin: Floriane! . . . Wie ſich das trifft! . .

Diesmal ging der Wachtmeiſter allein in die Schänke „zum rothen Finken". Es will ſich nicht paſſen, ſagte

er, daß ich immer Begleitung mit mir schierre; die Frau wird durch die vielen Soldaten belästigt. Uebrigens, unter vier Augen, da soll's mir schon gelingen sie rumzukriegen. Ich werde nicht früher zum Abmarsch blasen, als bis mir der Trotzkopf zugesagt, zu unserem Tanze zu kommen, und sollte ich den ganzen Tag darüber in der Schänke sitzen bleiben. Ich will diesem verdammten Weibsstücke zeigen was es heißt, mit mir anzubinden!

Es fand sich, daß, als der Wachtmeister in seinem vollen Putze in der Schänke anlangte, die Witwe für nöthig erachtet hatte, ein Band von hellerer Farbe an ihre Haube zu binden und ein Mieder von rothem Sammt mit goldenen Schnüren anzulegen, was alles wunderſam zuſammenſtimmte mit dem Dolman und den gelben Schnüren des Reichsſoldaten. Es war dies ein Spiel des Zufalls, das mit Lächeln zu bemerken mein Großvater nicht umhinkonnte, obgleich er kein Wort darüber verlor. Die Unterhandlung dauerte diesmal ziemlich lange, was aus dem Umſtande zu ſchließen, daß drei Flaſchen Ungarwein während der Dauer derſelben geleert wurden, und mein Großpapa die Gewohnheit hatte, wenn er guten Wein vor ſich ſah, ſich nicht zu übereilen. Die Unterhaltungsgabe der Witwe mochte hinter ihrem Weine nicht zurückbleiben. Dennoch wurde auch bei dieſer Sitzung nichts ausgemacht. Es war und blieb Kriegszuſtand. Das war gerade das Amüſante an der Sache. Die Leute warteten und warteten und unterdeſſen machte mein Alter geheimnißvolle Mienen und kräuſelte ſeinen Bart durch die Finger. Nepomuck allein wußte, wie die Sachen ſtanden.

Mittlerweile kam der Hochzeitstag. Die Trompeter hatten ſich mit den Dorfſiedlern vereinigt und ſpielten eben einen ſtattlichen Marſch auf, als Aller Augen ſich

nach dem Eingange des Saales wendeten, um zu sehen, ob derjenige Gast, auf dessen Erscheinen man am meisten gespannt war, kommen werde oder nicht. Der Wachtmeister ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Da plötzlich blieb er stehen, gab ein Zeichen, und von dem Chore herab ließ sich eine prächtige Trompetenfanfare hören, und in diesem Moment trat die Witwe ein. Eine so glänzende Auszeichnung war ihr noch nie geboten worden, und diese Ehre konnte nur dadurch übertroffen werden, daß der Wachtmeister ihr den Arm bot, sie willkommen hieß, und sie auf den Ehrenplatz neben das Brautpaar führte. Jetzt wußte man, was die Glocke geschlagen.

Und noch an demselben Abend wurde die Floriane Siebzahlin die Braut meines Großvaters.

Die ehrwürdige Frau Aebtissin überlebte die Feier dieses Tages nur wenige Jahre. Das Kloster selbst wurde bald darauf säcularisirt; die frommen Schwestern zerstreuten sich in alle Welt. Aber die Familie des Klosterhusaren hat sich seitdem beträchtlich ausgebreitet und gedeiht vortrefflich.

Dies ist die Geschichte, die ich Euch erzählen wollte. —

Jetzt auf, und zu den Pferden! Ich höre im Walde die Signale, die die Nähe des Feindes anzeigen!"

Der Wachtmeister brach auf und mit ihm erhob sich die junge Mannschaft. Jeder lief und that, was seine Pflicht ihm gebot. Bald war der Platz im Walde öde, und das Feuer ging aus.

Don Nadal.

Von Ida v. Düringsfeld.

1.

Florence Anderis an Louise v. Lichtenberg.

Trau, den 20. Dezember 1842.

Meine liebste Louise!

Da sind wir im Vaterlande und in der lieben Vaterstadt meines Vaters, in Dalmatien und in Trau. Er war so ungeduldig, dieses letztere zu erreichen, daß wir uns sowohl in Zara wie in Sebenico nur so lange aufgehalten haben, als der Dampfer anhielt. In Spalato erwartete uns bereits der Graf Vitturi mit seinem Wagen. Ich sah von der Stadt nur, was man beim Durchreisen sehen kann; — wir fuhren unmittelbar hierher. Wir stiegen beim Grafen ab. Er ist unverheiratet und hat ein Haus, welches aus sieben kleineren Gebäuden ein Ganzes geworden ist. Du kannst Dir also denken, daß wir ihn nicht geniren; was den Platz betrifft, mein' ich, denn sonst — wer weiß, ob wir ihm recht sind. Oder vielleicht ist es nur mir nicht ganz recht, in einem Hause zu sein, wo keine Frau ist. Ich

fühle mich zwischen den beiden Herren etwas verlegen und vereinzelt. Du wirst das sehr natürlich finden. Ich kann mich überhaupt noch immer nicht darein finden, daß ich auf ein Mal in Dalmatien bin, so weit von Dir und von Frankfurt! Es war wie ein Fieber, welches meinen armen Vater plötzlich ergriff. Er hatte doch schon die feste Absicht, sich irgendwo am lieben schönen Rhein niederzulassen. Aber freilich, da starb sie, die es ihm überall heimlich machte. Ach meine Mutter! Ihr Verlust faßt für meinen Vater so ziemlich den der ganzen Welt in sich. Warum lebte sie nicht fort für ihn und für mich? Warum liebte sie ihren Vater so sehr, daß sie sich zu Tode grämte, weil er starb? Es ist wahr, daß er bankerott starb, daß alle ihre Hoffnungen für mich mit ihm starben. Arme Mutter, sie hatte ihr Herz daran gesetzt, mich reich und dadurch glänzend verheiratet zu sehen! Nun werde ich wohl nicht heiraten. Wer soll auch die Tochter eines verabschiedeten Majors heiraten? Stirbt heute mein guter Vater, bin ich nicht nur ganz allein, ich bin auch ganz arm. Diese Sorge hat das Herz meiner Mutter gebrochen. Ach, Louise, hätte sie sich weniger um mich gegrämt, wäre sie uns leben geblieben. Und lebte sie nur, so kommt mir's vor, als hätte noch Alles gut werden können. Jetzt — was wird aus mir werden? Hier bin ich in einem Lande, welches, obwohl das Geburtsland meines Vaters, für mich ein ganz fremdes ist. Auch er, ich kann das recht wohl sehen, fühlt sich nicht daheim. So heftig er hierher verlangte, so wenig weiß er eigentlich, was er anfangen soll, seit er hier ist. Er wandert wie verloren in dem großen Hause und in der kleinen Stadt umher. Denn Trau ist sehr klein; in einer halben Stunde kann man um die ganze Stadt gehen. Sie ist völlig von Wasser umgeben, eine Umgebung, die auf der Südseite eine natürliche,

auf der Nordseite eine künstliche ist. Südlich ist nämlich der Golf von Salona, nördlich das Küstengebirge. Am Fuße des letztern liegt eine schmale Ebene, welche zu Gärten und Oelpflanzungen benutzt wird. Trau selbst nimmt eine kleine Landzunge ein, welche durch einen kleinen Canal von der Küste abgeschnitten und in eine Insel verwandelt wurde. Ich weiß nicht, ob ich es Dir deutlich genug mache. Denke Dir, daß Du an der Küste bist, auf einem ziemlich freien Platze; daß Du über eine Brücke schreitest, und vor Trau stehest. Du kannst nun auf einer breiten Düne rund um die Stadt gehen oder Du kannst auch unmittelbar in das Landthor treten. Dieses Landthor würde Dich entzücken. Denke Dir, der venetianische Löwe ist darüber in einer Nische, und aus seiner Tatze wächst eine Cypresse, freilich nur ganz klein, aber doch grün und frisch. Was würdest Du über dieses Bäumchen schwärmen! Mich machte es traurig, daß gleich das erste Grün, welches mir in meinem neuen Wohnort begegnete, das einer Cypresse war. Wenn es nun eine Vorbedeutung wäre? Wenn mein Vater hier, wo er geboren ward, auch sterben sollte? Eine so rastlose Sehnsucht, wie er sie hatte, soll oft dem nahen Tode vorhergehen. Schilt mich nicht, wenn ich Dir in dem ersten Briefe von hier aus Nichts schreibe als trübe Gedanken. Ich finde keine andern. Ich sitze in einem großen kalten Zimmer; denn von Kaminen oder Oefen ist hier keine Rede, und meine Aussicht beschränkt sich auf den Hof des Hauses, auf einige alte Dächer und auf das graue starre Gebirg. O Louise, Louise, soll ich hier leben, auf immer leben, und ich bin erst achtzehn Jahr alt? Schreibe, es wird das mein einziger Trost sein; schreibe Deiner

unglücklichen Florence.

2.

Florence Andreis an Louise v. Lichtenberg.

Trau, den 27. Juli 1843.

Meine Louise!

Ich bin die Braut des Grafen Vitturi, und mein Vater iſt geſtern geſtorben.

Der Graf will dem verwaiſten Kinde ſeines Freundes eine Heimat, ein Haus und eine Familie geben. Ich werde ihm dankbar ſein. Ich werde deſſen würdig ſein, was er an mir thut. Meinem Vater hat meine Verlobung die letzten Stunden aus ſchweren zu leichten, hoffnungsvollen gemacht. Als er den Grafen fragte: „Was wird aus meiner armen Tochter werden?“ antwortete der Graf: „Gebt ſie mir, und ſie ſoll ſo glücklich werden, wie ich ſie machen kann.“ Mein Vater fragte nicht erſt, ob ich wollte, er ſegnete ſeinen Freund, er ſegnete mich, er ſprach: „Nun iſt der Tod nicht mehr ſchwer!“ Kann ich es dem Grafen je vergelten, daß mein Vater beruhigt über mich geſtorben iſt?

Louiſe, bete für mich, damit ich eine treue und würdige Gattin werde.

Florence.

3.

Louiſe v. Lichtenberg an Florence Gräfin Vitturi.

Frankfurt a. M., den 15. September 1844.

Herzensſüße Florence!

Deine Briefe leſen ſich nun einmal nicht anders, als ſchriebe ſie eine Romanheldin. Dein ganzes Leben

iſt ein Roman. Nun ſag's ſelbſt. Dein Vater iſt ein Dalmatiner, kommt als öſterreichiſcher Capitain nach Frankfurt, heiratet eine ſchöne, und wie man glaubt, reiche Engländerin, bekommt Dich, Du wirſt deutſch erzogen; lauter erſte Bedingungen zu einer Romanheldin, die in unſerer Zeit durch Geburt und Erziehung mit ſo und ſo viel Nationalitäten zuſammenhängen muß. Dann Deine ſpäteren Schickſale! Ich möchte nur zwei davon löſchen: den Bankerott Deines unglücklichen Großvaters und den Tod Deiner liebenswürdigen Mutter. Aber daß Deinen Vater die Sehnſucht nach ſeiner Heimat erfaßt und dort — ja ſo, geſtorben dürfte auch er nicht ſein, wenn Dein Lebensroman mir recht ſein ſollte. Du hätteſt mit Deinen Eltern nach Dalmatien gehen, und ſie Beide hätten noch leben und Dich mit dem Grafen glücklich ſehen müſſen; denn Du biſt doch glücklich, nicht wahr, liebe Florence? So wie Du mir Deinen Mann beſchreibſt, ſo ruhig, ſo freundlich, ſo einfach würdevoll, kannſt Du nicht andere, als mit ihm glücklich ſein. Stört es Dich etwa, daß er nicht deutſch ſpricht? Liebe Florence, Du wirſt ja in Kurzem ganz geläufig italieniſch können; wir haben ja den „alten Florentiner" ſo ſchön geleſen, daß es eine Freude war. Allerdings mag es etwas anders ſein, mit dem Lehrer einen Dichter leſen, und wär' es ſelbſt Dante; und Alles, Alles in einer Sprache ſagen ſollen! Ich glaube es Dir, daß Du manchmal vergiſſeſt, was Schnur heißt, und für Topf piatto und für Schüſſel pignatta ſagſt. Aber Du haſt ja einen ſo guten Kopf, liebſte Flory, einen ſo guten und klugen Kopf, daß gewiß baldigſt Alles darinnen ſein wird, was hinein ſoll. Freilich, Du haſt das Illiriſche auch noch, und das muß eine ſchlimme Sprache ſein, die ſchrecklich ſchwer iſt. Dazu wirſt Du noch immer ausgelacht, wenn Du verſucheſt, es zu ſprechen. Arme Flory, das iſt ſchrecklich

unangenehm. Indessen, Du hast Dir gelebt, Deinem Manne eine würdige Gattin zu sein, und mir dünkt, das kannst Du nur, wenn Du die Sprache seines Volkes völlig verstehst; denn wie willst Du ihm sonst in der Sorge für seine Unterthanen beistehen? Dieses patriarchalische Verhältniß zwischen ihm und seinen Morlachen kommt mir gar nicht aus dem Sinne. Ich stelle mir Deinen Mann nicht anders vor, als am Neujahrsmorgen, wo er wie ein väterlicher Fürst dasteht, während alle die rauhen, aber treuen Männer ihm ihre Huldigung nicht sklavisch, nein, durch einen vertraulichen Kuß bezeigen. Wo findest Du das sonst, daß der Bauer seinen Herrn küßt? Es müssen bei Euch Verhältnisse sein, die in ihrer Einfalt ganz wunderbar großartig sind!

Ich freue mich, daß Du einen so schönen Flügel hast. Sieh, wie rücksichtsvoll von Deinem Manne, Dir damit eine so frohe Ueberraschung zu bereiten. Glaube mir, Fiory, ich bin ganz überzeugt, der liebe Gott hat Dich zu Deinem wahren Glücke dem Grafen Rugger Bitturi zugeführt. Laß ihn immerhin dreißig Jahre älter sein, als Du. Erstens bist Du viel zu vernünftig, um auf dergleichen Aeußerlichkeiten Werth zu legen, und dann leitet ein älterer Mann eine Frau immer besser und — ist ihr treuer. Denke Dir, daß Riekchen nun geradezu von ihrem Manne geschieden ist. Sie wurde ihm zuletzt auch untreu. Man entschuldigt sie damit, daß er es ihr gleich nach dem ersten Jahre geworden; indessen ist es doch jedenfalls eine höchst fatale Geschichte, sowohl für Riekchen wie für ihre Eltern. Ich sage nun: Dernau war zu jung. Was ist denn das, fünfundzwanzig Jahr, für einen Mann, der ein so leichtsinniges Ding wie Riekchen leiten sollte? Wäre Dernau älter, selbst vernünftiger und beständiger gewesen, dergleichen wäre gewiß nicht vorgekommen. Du, meine Florence, hast es nicht zu befürchten;

Dein Mann iſt Dir zugleich Gatte, Freund und Vater. Mache ihn glücklich und ſei es ſelbſt! Das wünſcht Dir Deine

treueſte Louiſe.

4.

Florence Gräfin Vitturi an Louiſe v. Lichtenberg.

Triest, den 16. October 1844.

Ich würde Deinen lieben Brief ſchon früher beantwortet haben, geliebte Louiſe, hätte ich nicht ſo unendlich viel zu thun gehabt. Von den ganzen ſechzehn Stunden, die wir wachen, bleibt mir oft nicht eine einzige für mich. Fange ich es nicht recht an? Ich weiß es nicht. Aber die Zeit läuft mir wie Waſſer zwiſchen den Händen durch. Und dabei kommt es mir vor, als ſtände Alles um mich her ſtill, und ich brächte Nichts vorwärts. Es mag doch ſein, daß ich noch zu jung für eine ſo große Haushaltung bin, hauptſächlich für eine, die ſo ganz anders geführt werden muß, als eine bei uns in Deutſchland. So viel hab' ich ſchon heraus: unendlich viel ſprechen muß man mit den Leuten, und da iſt nun wieder das unglückſelige Illiriſche! Mache mir keinen Vorwurf darüber, liebſte Seele, daß ich die Sprache meines Mannes ſo nenne. Es iſt das wirklich eine unglückſelige Sprache. So unmodern, ſo gar nicht wie eine andere vernünftige Sprache. Mir wird doch ſonſt das Lernen nicht ſchwer; aber das Illiriſche bring' ich nicht in den Kopf. Ich weine oft vor Scham und Verzweiflung. Mein Mann tröſtet mich; er ſagt: es werde allen Fremden ſo ſchwer. Das iſt nun zwar ein Troſt, aber ich muß es immer

doch lernen. Ach, daß wir in einem Lande wohnten, wo ich nicht erſt Illyriſch zu lernen brauchte!

Ich mußte lächeln, daß Deine Exaltation über „die Unterthanen“ meines Mannes noch immer fortwährt. Liebe Louiſe, es ſind ſehr unbequeme Unterthanen. Mein armer Mann iſt eigentlich ihnen unterthan; denn was ſie ihn überlaufen, was ſie Alles wollen und nicht wollen, es iſt unglaublich. Vitturi hat eine unbeſchreibliche Geduld; ich ſtaune ihn oft an. Er ſagt lächelnd: „Die müßt Ihr auch noch bekommen, meine Frau; ſonſt werden dieſe unſere armen Morlachen nie aufhören Euch ſtörend zu erſcheinen.“ Ich fürchte indeſſen, dieſe „armen Morlachen“ ſind und bleiben ſtörend. Man muß von Kindheit auf an ſie gewöhnt ſein, um ſie barely erträglich zu finden. Vitturi kann nie in Ruhe bei mir ſitzen. Es iſt als wäre unſer Wohnzimmer ein öffentlicher Platz, ſo wandert das unaufhörlich darin ein und aus. Glaube mir's oder glaube mir's nicht: ich und Vitturi wir ſind für einander noch immer wie zwei Fremde, die gern recht bekannt werden möchten und immer noch nicht dazu gelangen können. Wie ſollen zwei Menſchen ſich innerlichſt kennen lernen, die höchſtens zwei oder drei Stunden des Tages zuſammen ſind und auch dann noch nicht ungeſtört? Was ich von meinem Manne kenne, iſt nur Erles und Gutes, aber ich möchte mehr daheim in ſeinem Herzen ſein. Oder ſoll ich das nie werden? Hat Vitturi ſich zu mir ſo geſtellt, wie er ſtehen bleiben will? So liebreich, ſo rückſichtsvoll, ſo nachſichtig, ſo immer gleich und — immer fremd? Wohl, genügt es ihm, ſoll es auch mir genügen. Was will ich, als ihn zufrieden ſehen? Vielleicht wird es noch anders, wenn erſt ein Kleines zwiſchen uns iſt. Da haſt Du, was ich Dir bisher noch verſchwieg, Louiſe. Freuſt Du Dich? Ich freue mich gewiß, aber ich fürchte mich auch. Nie werd'

ich es mehr gefühlt haben, daß ich hier doch fremd und ohne Freundin bin, als in der Zeit, die für mich herankommt. Ach hätt' ich Deine gute Tante hier mit ihrer Liebe und Erfahrung! Bitturi will zu meiner Pflege die seinige aus Castell-vecchio kommen lassen. Sie ist seelengut, die Tante Laura, aber sie gähnt so viel, daß ich immer ganz abgekannt werde, und sie spricht von Nichts, als von der Küche. Ueberhaupt: sprechen kann man hier gar nicht, was wir so eigentlich sprechen nennen. Alles, was ich weiß, hat für die hiesigen Frauen gar kein Interesse, und was für sie Interesse hat, läßt mich vollkommen gleichgiltig. Dennoch nehm' ich aus Höflichkeit Theil und beispreche alle kleinen großen Dinge von Trau so ernstlich, als lägen sie mir am Herzen des Herzens. Natürlich interessirt eine solche Unterhaltung immer nur eine Ermüdung mehr, und meine einzige wirkliche Erholung kommt erst, wenn ich eine Stunde ungestört am Flügel sitzen kann. Diesen ganzen Monat ging es nicht. Da war die Weinlese und das Keltern. Jetzt hoff' ich wieder etwas freier zu werden. Bitturi geht Abends aus, in die Apotheke. Da plaudert er mit den andern Männern, die ebenfalls hinkommen, während die Frauen zu Hause sitzen, wie ich. So ist nun einmal die Bestimmung unseres Geschlechtes in Dalmatien. Das eigentliche Gefährtenleben des Gatten mit der Gattin findet nicht Statt. Er ist ihr Stütze und Herr, sie ihm Mutter seiner Kinder und Verwalterin des Hauses. Möchte ich beides ganz so sein können, wie Bitturi es wünscht und verdient! Lebe wohl und schreibe bald

Deiner Florence.

P. S. Ich hatte gehofft diesen Carneval in Zara zubringen zu können, wo mein Mann Verwandte hat.

Vitturi hatte es mir versprochen, und was er verspricht hält er. Aber mein Zustand macht mir die größte Ruhe zur Pflicht. Ich werde wohl nicht mehr tanzen können. Lebe nochmals wohl.

5.

Florence Gräfin Vitturi an Louise von Lichtenberg.

Jara den letzten August 1836.

Meine theure Louise!

Auf dem Wege nach Italien einen freudigen Gruß! Vitturi fand, daß mir nach meiner Krankheit eine Zerstreuung noth thäte. Er überraschte mich vor acht Tagen mit dem Vorschlag, auf zwei Monate nach Italien zu gehen. Die Kinder bleiben unterdessen bei Tante Laura. Sebastiano ist mit seinen eilf Monaten so stark, als wäre er anderthalb Jahr. Ich bin doch zufrieden, daß ich ihn gestillt habe, so schwer es mir auch geworden. Was ich an Kraft weniger habe, hat er nun mehr. Ist das nicht besser? Vitturi hofft, ich werde mich auf der Reise ganz erholen; ich hoff' es auch. O ein Mal heraus, ein Mal etwas Anderes, ein Mal Leben sehen und hören! Es ist doch nicht Unrecht, daß ich mich so freue, nicht wahr, Louise? Ich habe schwere Jahre gehabt, mit den Kindern mein' ich. Gian-Luca machte mir Anfangs so viele Sorge. Jetzt, Gott sei Dank, ist der liebe Junge so frisch und kräftig wie einer. Und was ich froh bin, daß ich nur Knaben habe, kein Mädchen, ich kann Dir's gar nicht sagen! Ein Mädchen ist doch ein armes Geschöpf, es müßte ihm denn so gut glücken, wie Dir. Was ich Dir's gönne, Louise, daß Du so recht aus Liebe heiratest! Ich weine noch oft vor

Freude, wenn ich daran denke, wie glücklich Du sein wirst: in Deutschland, einen Mann nach Deiner Wahl! — Du bist so glücklich, wie Du es verdienst. Und auch ich bin glücklich, denn morgen reis' ich nach Triest und von da weiter nach Italien. Und von unterweges, überall, wo es recht schön sein wird, schreibt Dir dann Deine

Florence.

6.

Florence Gräfin Bitturi an Louise Freiin von Salisch.

Trau, den 21. November 1844.

Von unterwegs konnt' ich Dir nicht schreiben. Jetzt muß ich's, Dir einmal zu sagen, wie ich leide. Wenn ich wie wahnsinnig schreibe, vergieb mir — ich bin es, glaub' ich!

Ich fand meine Kinder gesund. Das dauerte drei Tage; die Freude darüber, mein' ich.

Louise, ich werde immer hier bleiben. Hier ist meine Stelle, hier ist mein Sein. Weißt Du, was das heißt?

Weißt Du, was das heißt, keine Jugend gehabt haben, und keine Jugend mehr haben können und vierundzwanzig Jahr alt sein? Bitturi sagt gelassen: „wir müssen Italien nun vergessen.“ Er kann's. Aber ich? Er sagt auch: „wir leben hier nicht; wir vegetiren nur.“ Er kann das auch. Aber ich? frage ich wieder. Ich bin ja nicht erzogen zu diesem Leben ohne Leben, zu diesem Starrsein mit Athem, zu diesem Scheinsein. Ich habe ja nicht gelernt, zu thun, als lebt' ich, und doch nicht zu leben! Ich lief heute in meinem Zimmer umher, als wollt' ich aus der Welt hinaus. Und doch war

und blieb ich in meinem Zimmer, und in meinem Zimmer werd' ich bleiben, bis ſie mich in den Sarg legen. Warum doch hab' ich Kinder! Du wirſt's auch noch erfahren, mit welcher dämoniſchen Gewalt dieſe kleinen Händchen, die Alles noch fallen laſſen, in unſer Herz hineingreifen! Wie ſie uns feſthalten, wenn wir fliehen möchten! Du wirſt's noch erfahren! Aber nein, erfahre Du's nicht, ſei Du glücklicher als Deine

Florence.

7.

Florence Gräfin Pittori an Louiſe Freiin von Saliſch.

Triſt den 30. Oktober 1848.

Meine geliebte Schweſter!

Wenn ich je Deiner Nachſicht bedurft habe, ſo iſt es jetzt. Ich habe Dir vor einigen Tagen einen Brief geſchrieben, deſſen ich mich ſchäme. Verzeih' ihn mir! Es war der letzte Aufruhrſchrei meiner Jugend. Ich, als Gattin und Mutter, durft' ihn nicht ausſtoßen. Vergiß, daß ich es gethan und Du ihn gehört!

Italien hatte mich aus der Ruhe geworfen, in welcher ich mich ſeit den Jahren meiner Ehe ſtill und gleichmäßig erhalten. Ich fühlte mit einem Male wie ein Mädchen, ein liebe- und lebensdurſtiges Mädchen. Ich wollte, was nie mehr mein werden kann, weil mein Schickſal fertig iſt; Du wirſt mich verſtehen. Ich wollt' es nicht anders, als wie man den Himmel will, mit einer überſchwenglichen Sehnſucht, die das ganze Weſen zu einem Drängen nach dem Glücke macht. Als ich ſo aufgeregt, ſo betäubt, ſo verwandelt mich auf ein Mal wieder inmitten meiner gewohnten Verhältniſſe ſah, über-

fiel mich in ihrer friedlichen Eintönigkeit ein unſägliches Entſetzen. Es war, als wären mir nur Flügel geſchaffen, damit ich mich in fruchtloſem Anſchlagen an die Gitter, die mich umhegten, zerſchmettern ſollte. Da ſchrie ich, — nur Du haſt es gehört, und Gott! Er wird es verzeihen, — Du vergiß es. Schreibe mir nie, als hätt' ich Dir je einen Brief wie den vorigen geſchrieben. Deiner Schonung ſicher —

Florence.

8

Louiſe Baronin von Salisch an Florence Gräfin Bitturi.

Breslau den 10. Auguſt 1852.

Liebſte Florence!

Unſere Reiſe iſt nun beſtimmt. — In acht Tagen fahren wir ab. Erſt nach Wien und dann — zu Dir, meine liebe Florence! Wie freue ich mich, Deine beiden göttlichen Jungen zu küſſen, welche Gian-Luca und Sebaſtiano heißen. Prächtige Namen habt Ihr doch bei Euch! Was iſt das z. B. wieder für ein wohlklingender von Euerem Hauslehrer: Don Natal Martinelli! Ich ſpreche mir manchmal ſehr feierlich alle dieſe Namen vor, und ſage dann zu mir: „Louiſe, in einigen Wochen wirſt du dich in der Geſellſchaft aller dieſer romantiſch getauften Perſonagen befinden.“ Du ſiehſt, Flory, ich bin noch ebenſo albern wie vor zehn Jahren. Zehn Jahre, ja es ſind zehn Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben, Flory. Werden wir uns verändert finden? Du biſt's ſeit einiger Zeit ſehr zu Deinem Vortheil. So heiter, ſo klar. Laß mich hoffen, daß die ſüße Hoffnung mich

wiederzusehen einen so wohlthuenden Einfluß auf dich übt. Ohne Scherz, — ich weiß, daß Du Dich eben so nach mir sehnst, wie ich mich nach Dir. Erwarte mich denn mit Freuden, wie ich komme. Bis auf's Wiedersehen

Deine Louise.

9.

Noch zehn Jahren.

Die beiden jungen Frauen saßen zusammen. Es war im Salon des Hauses Bitturi. Auf altvenetianische Art, mit goldumrahmten Spiegeln, gelbseidenen Armsesseln und Marmortischen eingerichtet, ging er auf eine kleine Straße und war selbst am Tage kühl und dunkel. An einem der Fenster standen die Ehemänner der Freundinnen; Baron Salisch versuchte italienisch zu sprechen, Graf Bitturi versuchte ihn zu verstehen.

Baron Salisch war ein junger eleganter Landwirth in untadelhaftem Reiseanzug und mit norddeutschen guten Manieren. Graf Bitturi war ungewöhnlich groß, mit einem langen ernsten Gesichte und einer äußerst ruhigen Haltung. Er hatte viel von einem Engländer.

Louise harmonirte im Aeußern mit ihrem Manne. Ohne auffallend hübsch zu sein, war sie es hinlänglich; ohne geistreich auszusehen, erschien sie klug, ohne ungewöhnlich anzuziehen, gefiel sie. Ihre Toilette war gleichfalls untadelhaft.

Obwohl zwei Jahre älter als Louise, sah Florence neben ihrer Freundin doch wie ein junges Mädchen neben einer ausgebildeten Frau. Louise hatte mit einer Ueber-

raschung, die an Betroffenheit grenzte, Florence in dieser schüchternen Jugendlichkeit erblickt.

„Flory," sagte sie, indem sie der Gräfin lächelnd in die Augen sah; „weißt Du, man bleibt märchenhaft jung bei Euch."

„Und ganz unentwickelt, Louise; man wird nicht wie Du," antwortete Florence.

Jetzt saßen sie alle nebeneinander, Hand in Hand. Das Ersehnte war da, sie hatten einander. Dennoch sprachen sie nur abgebrochen und nannten unbedeutenden Dingen. Die zehn Jahr lagen doch zwischen ihnen. Das Vertrauen war geblieben, aber die Vertraulichkeit noch nicht wieder im Gange. In den Briefen hatten noch immer die jungen Mädchen geschrieben: man sahen einander die Frauen, und mußten sich erst daran gewöhnen einander zu sehen wie sie waren, nicht wie sie gewesen.

Auch die Gegenwart der Männer hemmte etwas. Wie sollen zwei junge Frauen miteinander plaudern und Lippen gegen Lippen geneigt mit halber Stimme Geständnisse für Geständnisse geben, wenn ihre Männer in einer Entfernung von etwa zehn Schritten stehen und immer Seitenblicke auf sie werfen? Die armen Männer wußten eben auch nicht, was miteinander anfangen, darum schielten sie nach ihren Frauen.

Endlich erschien der Bediente und brachte respectvoll vertraulich auf einem silbernen Kaffeebrett vier Gläser Limonade und einen Teller mit Biscuit. Die Salisch hatten sich in Wien und in Triest länger aufgehalten, als sie beabsichtigt. Es war schon Anfang Oktober und ein recht herbstlich kühler Tag. Und dazu Limonade als erste Erquickung! Baron Salisch sah, als er das Glas nahm, Louise so erstaunt an, daß diese sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Florence bemerkte es und wurde über und über roth.

„Du trinkſt vielleicht keine Limonade?“ ſagte ſie haſtig. „Oder vielleicht Dein Mann nicht? Bitte, laß ſie; — es kommt gleich Kaffee.“

Sie wollte Louiſe verhindern, das Glas zu nehmen, Louiſe nahm es indeſſen doch, und antwortete mit pathetiſch-humoriſtiſcher Beziehung: „Wie ſollte Louiſe keine Limonade trinken!“ Dann trank ſie und fuhr fort: „Deine Limonade iſt vortrefflich, Flory. Denkſt Du noch an „Kabale und Liebe“? Lieber Gott, mit fünfzehn Jahren meint man über Kabale und Liebe. Flory, es iſt doch ein ſchönes Alter, fünfzehn Jahre!“

„Ja, Louiſe,“ erwiederte Florence gedankenvoll, und die Hände der Freundinen ſuchten und fanden ſich zu einem langen beredten Drucke.

Graf Vitturi hatte errathen, daß ſeine Frau wegen der Limonade in Verlegenheit geweſen war. Er ſagte zu Saliſch: „Die Limonade iſt unſer nationales Getränk. Wir berufen ihrer zur Geſundheit. Wird auch bei Ihnen ſolcher Gebrauch davon gemacht?“

„O vortrefflich, vortrefflich!“ antwortete der arme Baron, welcher von der ganzen Anrede Nichts verſtanden hatte, als das Wort Limonade.

Louiſe ſah, daß um die Lippen des Grafen ein feines ironiſches Lächeln ſpielte. Sie ſagte zu Florence: „Ich fürchte, die Unterhaltung zwiſchen unſern lieben Männern wird nicht gerade fließend von Statten gehen. Spricht Dein Mann gar kein Deutſch?“

„Er verſteht es nicht ein Mal,“ verſetzte Florence. „Er ſagte immer, für ihn wäre es zu ſpät, es noch zu lernen. Und da ich Italieniſch kann und jetzt auch Illiriſch —“

„Ja? Nun dazu wünſch' ich Dir Glück! Ich will's ebenfalls lernen.“

„Da bleibſt Du alſo zehn Jahre bei uns?“

„Oh, eh! denkst Du, ich werde nicht schneller lernen als Du? Bilde Dir das nicht ein! Du sollst Dich vor mir schämen. Aber sag' mir! Deine Jungen, sprechen die deutsch?"

„Sehr gut, und auch Don Nadal."

„Richtig, Don Nadal! Wo ist denn Don Nadal, und wo sind die Jungen?"

„Don Nadal ist mit ihnen spazieren. Wenn wir gewußt hätten, daß Du heute kommen werdest ... Warum hast Du es uns denn nicht geschrieben? ... Du hättest die Nacht nicht erst in Spalato zu bleiben brauchen —"

„Und den Imperatore nicht kennen gelernt! Weißt Du, daß diese Majestät in brick and mortar eine Erinnerung ist? Und dann die prächtige stufa — stufata heute zu Mittag —"

„Was, Du kennst schon die stufata?"

„O mia cara, ich kenne auch schon den Reis mit Lebersäpfeln und den Reis mit Wachteln und den Cotern und die Aepfel in Wein und die gebratenen Maikolben und das Mostmuß — o, ich kenne schon all' Eure dalmatischen Gerichte!"

„Auch crema foritta?"

„Oh!"

„Und eine tecchia?

„Eine tecchia? nein; was ist eine tecchia?"

„Eine tecchia besteht aus Stücken Hammelfleisch, mit ganzen Kartoffeln, im Tiegel weich geschmort."

„Und schmeckt gut?"

„Sehr gut, wenn sie echt nationell bereitet wird. Meine Köchin kann sie. Willst Du zu heute Abend eine haben?"

„O herzige Flory, ja, bitte, laß mir eine tecchia machen!"

Die Gräfin nickte lächelnd und verließ das Zimmer. Louise ging zu den Männern.

„Graf," sagte sie in geläufigem Italienisch, „Ihre Frau läßt uns zu heute Abend eine tocchia machen."

„Dalmatische Schüssel," antwortete Bitturi. „Sie erweisen uns Ehre, indem Sie eine solche verlangen."

„Ich werde ihr Ehre erweisen, indem ich sie esse," erwiederte die junge Frau lachend, und dann fragte sie ihren Mann: „Nun, mein armer Salisch, wie geht's denn mit dem Sprechen?"

Er zuckte kläglich bereit die Achseln.

Louise fuhr fort: „Siehst Du, hättest Du hübsch vorher Italienisch studirt. Das kommt davon, wenn man seiner klugen Frau nicht folgt." Darauf wandte sie sich wieder an den Grafen: „Auch mit Ihnen werd' ich Krieg anfangen — wie kann man zehn Jahre mit einer Frau verheiratet sein, die deutsch spricht, und kein Wort verstehen?"

„Baronin," antwortete der Graf mit der ernsten Courtoisie, die ihm eigenthümlich war, „als ich das Glück hatte, Florence zur Meinigen zu machen, war ich, leider, schon zu alt zum Lernen. Und vorher, in meiner Jugend mein' ich, war ich ein Morlacche. Sie müssen an mich nicht den Maßstab legen, mit welchem Sie viele meiner Landsleute messen können. Sie werden hochgebildete Männer in Dalmatien finden, aber ich — bin eben nichts anders, als ein armer Morlacche. Ich hoffe, meine Kinder sollen etwas mehr werden."

Hier brachte der Bediente Kaffee. Der Graf nahm ihm das Brett ab und bot es selbst seinen Gästen dar, nachdem er vorher Zucker in die Tassen gethan.

Louise betrachtete den Mann ihrer Freundin mit großem Wohlwollen. Sie dachte: „so mögen die altfranzösischen Edelleute gewesen sein, zur Zeit, da sie

unumschränkt auf ihren Besitzungen gebeten." Die junge Frau hatte Recht, nur daß bei Nagger Bittini der Sicherheit des unabhängigen großen Besitzers durch die Einfachheit des Dalmatiners alle Ueberhebung genommen war.

Graf Bittini sah, daß er auf Louise einen angenehmen Eindruck gemacht habe. Er war nicht eitel darauf, sondern der jungen Frau dafür dankbar. Er wunderte und freute sich darüber.

Geräusch von Stimmen und Schritten wurde jetzt auf der Terrre hörbar. Eine große stille Freude ging über das ernste Gesicht des Grafen. „Da sind die Knaben mit ihrem Lehrer!" sagte er.

Louise wandte sich lebhaft um. Don Nadal trat ein, gefolgt von seinen beiden Zöglingen.

Louise hatte die Kinder Florencens mit Ungeduld erwartet, und doch blieb ihr Blick jetzt unwillkürlich am Lehrer haften. Er war fast so groß wie der Graf, in seinem Antlitz lag eine ideale Jugend mit aller ihrer Schwärmerei. Louise wußte, daß er über dreißig alt sei, aber sie hätte ihn kaum für fünfundzwanzig gehalten. Sie dachte: „in Dalmatien muß eine Frau bleiben, die nicht altern will!"

Der Graf stellte ihr Don Nadal auf eine sehr auszeichnende Art vor. „Unser Freund", sagte er, „welcher meinen Kindern das ist, was ich ihnen nicht sein könnte." Dann führte er die beiden Knaben herbei; Gian-Luca war das Ebenbild der Mutter, er hatte ihre lichtbraunen Augen und Locken. Sebastiano glich dem Vater und hatte seinen fast drei Jahre älteren Bruder in der Größe bereits eingeholt.

Louise küßte die Knaben auf's Zärtlichste. Gian-Luca sah sie scheu, Sebastiano ruhig an. „Welcher ist der Liebling?" fragte sie lächelnd.

Vitturi bog ſich zu ihr nieder und antwortete leiſe, damit die Kinder es nicht hören ſollten: „Iſt's Einer, ſo iſt's der Kleine, weil er ſeiner Mutter gleicht.“

„Dank im Namen meiner Freundin, Graf,“ ſagte Louiſe mit einem warmen Blicke.

Den Nadal hatte ſich unterdeſſen dem Baron genähert, welcher dem Himmel dankte, als er ſich von dem jungen Prieſter deutſch anreden hörte. Er machte ihm darüber die größten Lobeserhebungen. Den Nadal antwortete beſcheiden: wenn er etwas verſtehe, ſo verdanke er das einzig der Gräfin.

Dieſe kam wieder herein. Eine höhere Farbe war auf ihren feinen durchſichtigen Wangen. Louiſe ging ihr entgegen und küßte ſie. „Ich wünſche Dir Glück, Flory!“ ſagte ſie, und zeigte auf die Knaben.

Gian-Luca kam heran und ſchmiegte ſich an die Hand der Mutter. Sebaſtiano ging zu ſeinem Lehrer. Der Charakter beider Knaben war für Louiſe ausgedrückt. Sie fuhr mit ihrer Hand durch die Locken Gian-Luca's und ſagte: „Flory, das biſt Du ganz!“

„Sebaſtiano wird weiter kommen,“ erwiederte Florence. Dabei zog ſie Gian-Luca unwillkürlich dichter an ſich.

„Willſt Du nicht auf Dein Zimmer?“ fragte ſie nun.

Louiſe nahm den Vorſchlag gern an. Sie war ungeduldig, ſich mit Florence allein zu ſehen. Gian-Luca indeß kam mit.

„So gut ich Dir's einrichten konnte,“ ſagte Florence, indem ſie Louiſen eine Thür im obern Stock aufmachte. „Wir haben nur alte ſchwere Möbel, wie Du unten geſehen haſt. Wenigſtens iſt hier die Sonne, und ich habe Dir mein kleines Sorba heraufſetzen laſſen.“

Louiſe ſah ſich um und erklärte, die beiden großen,

dunklen und faſt leeren Zimmer wären ganz nach ihrem Geſchmacke.

„Betten gab ich für zwei“, fuhr Florence fort. „Ein gemeinſchaftliches dürfte Euch nicht ſo recht gefallen haben.“

„Habt Ihr denn blos Eines?“ fragte die Baronin.

„Es iſt hier ſo Sitte,“ antwortete Florence, die Augen wegwendend. „Ich habe mich in Alles geſchickt, wie mein Mann es gewohnt war. Das mit dem Einen Bette wurde mir aber am ſchwerſten.“

„Ich glaub' Dir's, Liebchen,“ ſagte Louiſe liebkoſend, „doch Du haſt ſehr Recht gethan. Da, Gian-Luca, mein Engel, lege mir einmal die Uhr auf den Tiſch dort. Und nun Flory,“ fuhr ſie fort, die Freundin umfaſſend, „ſag' mir, biſt Du denn nicht auch glücklich? Dein Mann ſcheint ganz herrlich von Charakter, und wie er Dich liebt — man hört es aus jedem Worte! Biſt Du nicht glücklich?“

„Ja, Louiſe, ich bin glücklich, ſehr glücklich,“ antwortete die Gräfin, und ihr zartes Antlitz ſtrahlte. „Gott hat mir Kraft und mit ihr Glück gegeben. Alles, was mir früher ſchwer wurde, wird mir jetzt leicht. Es muß das wohl die Gewöhnung machen, oder die Vernunft, die man bekommt, wenn man älter wird.“

„Glaub' mir nur: wie eine Frau, die aus reiferem Alter vernünftig geworden iſt, ſiehſt Du gar nicht aus,“ ſagte die Baronin. „Wärſt Du nicht meine Flory, ich könnte Dir's nimmermehr, dieſe Farbe und dieſe Friſche! Du ſiehſt aus, als zähltеſt Du zwanzig ſtatt achtundzwanzig Jahre!“

„Ich habe mich jung erhalten, ich weiß es,“ ſprach die Gräfin mit ihrer kindlichen Unbefangenheit. „Weißt Du, ich habe immer gefunden, daß Nonnen lange jugendlich ausſehen, und ich bin eine Art verheirateter

Nonne. Sieh, während meiner ganzen Ehe habe ich nicht ein einziges Mal getanzt."

„Arme Flory!" rief Louise mit naiver Theilnahme.

„Ich denke jetzt nicht mehr daran," sagte Florence mit lieblichem Lächeln.

10.

Patriarchalisches Leben.

Die Gäste waren bald eingerichtet. Das Leben im Hause Vitturi war ihnen ein neues, aber sie fanden sich hinein und zwar ohne alle Anstrengung.

Jeden Morgen besorgte Florence das Hauswesen; Louise begleitete sie, half ihr und war in Erstaunen. Auf Alles hatte Florence selbst zu sehen; unglaublich viel selbst zu thun. So z. B. mußte sie immer bei dem Reinigen der Fiorentinen gegenwärtig sein, eine Lampe aus Wien stets mit eig'nen Händen putzen und anzünden.

„Aber wozu habt Ihr denn den langen Menschen, den Piero?" fragte Louise, als sie zum ersten Mal Florencen bei diesem Geschäfte behülflich war.

„Um arme deutsche Barone an kühlen Tagen mit kalter Limonade zu erschrecken," antwortete Florence lachend; denn Florence lachte wieder, seit sie wieder mit Louisen war. „Liebe Louise," fuhr sie fort, „alle Ideen von dem, was wir in Deutschland eine Hauswirthschaft nennen, mußt Du hier von vornherein aufgeben. Was willst Du denn thun, wenn die Leute durchaus nicht thun was Du willst? Sieh, meine Kragen; wenn ich sie ordentlich geplättet haben wollte, müßte ich selbst mit dem Stable daran. Früher that ich's, jetzt nehm' ich die

Kragen mit Falten um. Einmal hatt' ich eine etwas beſſere Kammerjungfer, aus Ragusa, wo noch die erträglichſten ſind. Ja, ſiehſt Du, der war's hier in Trau zu einſam: fort war ſie. Eine aus Trieſt hielt's gar nur acht Tage aus. Da hab' ich's denn aufgegeben, ordentliche Mädchen zu finden und plag' mich mit den ſchlechten." Und Florence rieb emſig an der Lampe.

„Wie viel habt Ihr denn eigentlich Vermögen, Flory?" fragte Louiſe.

„Ich weiß nicht recht — ich glaube drei bis viermal hunderttauſend Gulden", war die Antwort der Gräfin.

„Und dabei putzeſt Du die Lampe?"

„Ja, wenn ſie nun ohne mich nicht geputzt wird?"

„Da nimmt man eine anſtändige Perſon."

„Du hörſt ja, daß keine hier bleiben will."

„Fiery, wirſt Du denn nie ein Mal einen Winter nach Wien gehen?"

„Was ſollte Vitturi in Wien, da er nicht deutſch verſteht? Wir haben die Knaben. Die werden nach Wien kommen und ihr Leben genießen."

Die Knaben, — für die war die Zukunft, für die waren die Hoffnungen, für die war Alles. Für ſich ſelbſt ſchienen Vitturi und Florence Nichts zu verlangen, als das Allernothwendigſte. Sie ſparten nicht, ſie brauchten nur Nichts. Der Tiſch war reichlich, aber höchſt einfach. Um drei Uhr wurde zu Mittag gegeſſen, um neun zu Abend. Nach dem Abendeſſen war Hausandacht, um eilf ſchlief Alles. So war es einen Tag wie alle Tage.

„Wir leben nicht, Baronin; wir vegetiren nur," ſagte Vitturi zu Louiſen, ganz wie er es einſt zu ſeiner Frau geſagt hatte. Er that es, als Louiſe ihn eines Tages in „ſeinem" Zimmer beſuchte. Das war ein großes Gemach im erſten Stock. Alte Schränke und einige alte gute Bilder ſtanden und hingen an den weißen Wän-

den; das einzige Fenſter hatte keine Vorhänge. An einem ungeheuern mit Akten bedeckten Tiſche lehnte der Graf, die rothe Morlachenkappe auf dem Kopfe. Ein Landmann ſaß da und ſtrickte Netze. Ein anderer war in der Unterhaltung mit dem Grafen begriffen. Der Agent oder Verwalter ſprach mit mehreren Morlachen. Louiſe ſah ſich das Alles neugierig an; der Graf ſagte lächelnd: „Es kommt Ihnen ſonderbar vor in meiner Höhle?“

„Patriarchaliſch,“ antwortete die junge Frau.

„Patriarchaliſch — ja,“ erwiederte Vituri mit gutmüthiger Ironie; „dermaßen patriarchaliſch, daß wir nicht Zeit haben, je etwas anderes zu werden. Glauben Sie mir, Baronin, wenn ich mir vorſtelle, wie Fiorence, zu ſo ganz andern Dingen erzogen, ſich in unſere Art und Weiſe geſchickt hat, ſo ſchätze ich ſie noch einmal ſo hoch. Sie kann ſich im Anfange nicht anders gefühlt haben, als höchſt unglücklich. Ich wollte es ſie nie merken laſſen, daß mir das nicht entging. Ich hoffte Alles von ihrem vortrefflichen Verſtande und von der Zeit. Und jetzt, glaub' ich, hat ſie ſich geſchickt und iſt dabei auch nicht unglücklich.“

„Glücklich, Graf; im Gegentheil, glücklich! Sie ſagte es mir gleich am erſten Tage. Und, Graf, nein nein, keine Beſcheidenheit, mit Ihnen kann man glücklich ſein — Sie ſind gut.“

„Ich liebe ſie wenigſtens. Hätte ich auf eine andere Art ihr Schickſal zu ſichern gewußt, als indem ich ſie zur Meinigen machte, ich hätt' es gethan. Aber wie wäre mir das möglich geweſen? In Deutſchland hatte ich weder Verbindungen, noch hatte ſie Verwandte. Sie hier in Dalmatien einer Familie anvertrauen — ſie wäre überall fremd geweſen. Sie in meinem Hauſe behalten ohne ſie zu heiraten — dazu war ich, ſo wenig jung ich auch war, doch noch nicht alt genug. Dennoch hätte ſich

vielleicht noch ein Ausweg finden lassen, wäre es nicht der geheime Wunsch meines Herzens gewesen, daß eben nur dieser sich finden lassen sollte. Was denken Sie davon, Baronin — finden Sie es lächerlich, daß ein Mann von achtundvierzig Jahren sich in ein Mädchen von achtzehn verliebt?"

„Warum?" erwiederte Louise ernsthaft.

Vitturi wollte ihr antworten, aber der Agent, der herausgerufen worden war, führte einen Weinhändler herein und der Graf mußte sich bei Louisen entschuldigen. „Sie sehen," sagte er, „daß ich nicht nur Landmann, sondern auch Kaufmann bin."

Louise grüßte ihn lächelnd, ließ ihm die Freiheit, seine Geschäfte abzumachen, und jenes Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen. —

Viel gingen und fuhren die jungen Frauen spazieren, so oft nur das Wetter es erlaubte. Die Riviera der Castella, Salona, Cliffa, Sralate wurden zu Wagen, die nächste Umgebung von Trau und die Insel Bua zu Fuß besucht. Florence sagte öfter: „Ich lerne eigentlich jetzt erst unsere Gegend kennen. Die ganzen zehn Jahre, daß ich hier lebe, bin ich nicht so viel ausgekommen wie jetzt in diesen wenigen Wochen." Die Veranlassung, der Antrieb hatte ihr gefehlt, und dann — Vitturi konnte so wenig mit ihr sein.

Auch jetzt war er meistens daran verhindert, seine Gäste und seine Frau zu begleiten. Mehrmals mußte er auf Tage nach dem Hause, welches er in Castell-nuevo hatte. Baron Salisch, der leidenschaftlicher Landwirth war, benutzte diese Gelegenheiten, um sich von den Gegenständen zu unterrichten, die ihn mehr interessirten, die Ruinen, Klöster und Berganlagen. So blieb denn als Begleiter für die Frauen nur Don Nadal. Gian Luca

und Sebastiano hatten etwas weniger Unterricht und viel mehr Freiheit als gewöhnlich.

Graf Vitturi sagte: „es wären Ferien für die ganze Familie, ihn allein ausgenommen.“ Wenn er zu seinem Antheil an den Ferien gelangen konnte, genoß er ihn mit Heiterkeit. Er war überhaupt heiter, und während der ganzen Zeit, die sie schon in seinem Hause gewesen, hatten seine Gäste ihn noch nicht ein Mal ungleich oder verstimmt gesehen. Louise gerieth zuletzt in einen förmlichen Enthusiasmus für ihn.

Wenn das Herbstwetter keine Ausflüge und selbst keine Spaziergänge in die Nähe erlaubte, versammelte man sich gegen Abend im täglichen Wohnzimmer, welches vor dem großen Salon lag. Es war weniger dunkel als dieser, und Florence hatte allerlei kleine Vorkehrungen gegen die Kälte getroffen, Fensterkissen, Stores, Fußdecken. Der Flügel stand hier, Bücher lagen herum, einige Vasen waren stets mit Blumen gefüllt. Brannten die Lampen und die Lichter, so konnte man sich in dem Zimmer fast häuslich fühlen, obwohl die Theemaschine fehlte; denn Thee wurde im Hause Vitturi nicht getrunken. Der Graf war nicht daran gewöhnt; und so fiel es ihm nicht ein, daß diese nordische Nothwendigkeit seinen nordischen Gästen mangeln könnte. Wollte er den kleinen Kreis ein Mal ausnahmsweise beleben, so ließ er eine Flasche eigengemachten Champagner bringen. Zu einer solchen Erscheinung machte Baron Salisch, ein Breslauer Champagnerkenner, immer eine leichte Grimasse, und Louise belustigte sich im Stillen höchlichst sowohl über ihren Mann, wie über Florence, die sich bei Allem, was in ihrem Hause specifisch dalmatisch war, einer ängstlichen Verlegenheit nicht erwehren konnte.

Louise las ihr darüber öfter als ein Mal ernstlich Moral. „Und wenn nun bei Euch kein Thee getrunken

wird und Dein Mann den meinigen mit dalmatiſchem Champagner bewirthet," ſagte ſie, „was thut's denn? Sei kein Kind, Flery, und werde nicht immer roth. Neulich auch, als Dein Mann Dir ſagte, Du möchteſt doch am nächſten Tage Wurſt in den Reis thun laſſen — wie kläglich ſahſt Du aus! Als wär's eine Enormität, Reis mit Bratwurſt d'rinnen. Es ſchmeckte uns vortrefflich. Ich mache es nach, mein Kind!"

„Ja aber es war Zimmt in der Bratwurſt," wandte Florence ein; „deßwegen wollte ich Euch keine geben; aber Vitturi ißt ſie nicht anders."

„Nun gut, ſo war Zimmt darin — das große Unglück!"

Louiſe ſuchte Florence mehr zum Bewußtſein ihrer Würde als Frau und Hausherrin aufzumuntern. „Ich bin überzeugt," ſagte ſie, „wenn Du Vitturi nur Vorſchläge zu machen wagſt, er wird ſehr gern, ja mit Freuden darauf eingehen, und Du kannſt Dein Haus nicht plötzlich, nicht gewaltſam, aber ganz allmälig, ganz gelind reformiren, moderniſiren, europäiſiren — da Dir's nämlich ſo ſehr am Herzen zu liegen ſcheint."

Don Nadal hörte eines Abends dieſe Rathſchläge mit an und war ganz Louiſens Meinung. „Die Gräfin hat den größten Einfluß auf den Grafen, aber nie wendet ſie ihn an," ſagte er.

„Ich fürchte immer Vitturi durch eine Aenderung zu ſtören," antwortete Florence. „Da er ſo lange mit den Dingen zufrieden geweſen iſt, wie ſie ſind, warum ihm andere aufnöthigen."

„Aber Sie, Gräfin, leiden durch Vieles, was da iſt, und vermiſſen Vieles, was nicht da iſt und doch da ſein könnte," ſprach der junge Abbe lebhaft, „Warum wollen Sie nicht auch an ſich denken? nicht viel, ich weiß,

daß Sie das nicht können; aber doch etwas! Mich quält es immer unsäglich, wenn ich errathe, was Alles Ihnen mangelt; denn errathen muß man es," fuhr er zu Louise gewendet fort, „nie wird die Gräfin es sagen."

Louise hatte ihn mit einem beobachtenden Blicke zugehört; jetzt neigte sie leise den Kopf.

Florence sagte mit dem glänzenden Lächeln, welches bisweilen ihr Gesicht erleuchtete: „Das sind ja Alles nur Aeußerlichkeiten, Don Nadal, und nicht der Rede werth."

Don Nadal war anderer Meinung. Als er später mit Louisen allein war, bat er sie dringend, den Grafen zu veranlassen, daß er der Gräfin öfter neue Bücher, neue Musikalien, seltene Blumen und dergleichen mehr bringen lasse. „Ich weiß, ohne daß sie mir es je gesagt, wie sehr sie sich oft nach dem Allen sehnt," sagte er; „nie aber wird sie es fordern."

„Warum nicht?" fragte Louise.

„Weil sie für sich überhaupt nie etwas fordert. Ich habe noch nie eine solche Selbstverläugnung gesehen. Ihr ganzes Leben ist für Andere."

„Wie kommt es, daß der Graf diese stillen kleinen Bedürfnisse seiner Frau nicht erräth?"

„Der Graf? Wie könnt' er das!"

„Errathen doch Sie sie, Don Nadal!"

Don Nadal schwieg betroffen. Den ganzen Abend über blieb er wortkarg. Von Zeit zu Zeit that er einen kurzen scharfen Blick dahin, wo Louise neben dem Grafen saß. Louise bemerkte das nicht, oder schien es nicht zu bemerken. Florence dagegen blickte mit einer wachsenden Aengstlichkeit den Hofmeister ihrer Kinder an. Als diese zu Bette gingen, folgte ihnen Don Nadal und ließ sich dann durch Piero mit einer sehr dringenden Arbeit entschuldigen.

„Iſt Don Nadal nicht wohl?“ fragte der Graf verwundert.

„Verſtört eher,“ antwortete Piere; „es muß ihm etwas Unangenehmes begegnet ſein.“

„Vielleicht Briefe,“ ſprach der Graf. „Er hat einen Bruder, welcher ihm Sorge macht.“ Dann wurde des jungen Lehrers nicht mehr erwähnt.

Am nächſten Morgen begegnete ihm Louiſe auf der Galerie, welche längs des Hofes hinlief. Er ſah angegriffen aus, wie Einer, der die Nacht verwacht hat. Louiſe ſagte ihm unbefangen guten Morgen und erwähnte, was der Graf geglaubt habe.

„Es war in der That ſo,“ antwortete Don Nadal mit Anſtrengung.

„Wiſſen Sie, daß ſie heute Abend allein hier ſein werden?“ fuhr Louiſe fort. „Der Graf hofft, das Wetter werde jetzt beſtändig bleiben, und ſo fahren wir Nachmittag nach Sralate, und gehen am Abend auf den Dampfer.“

„Und nach Ragufa?“ fragte Don Nadal.

„Nach Ragufa, nach Cattaro — ja, wir denken ſogar nach Montenegro,“ erwiederte Louiſe munter. „Beneiden Sie uns nicht, Don Nadal? — — — um die Seekrankheit, mein' ich!“

„O,“ ſagte er haſtig, „die Gräfin leidet immer ſo ſehr!“

„Es iſt nur eine Nacht,“ ſagte Louiſe gelaſſen.

„Und dann die beſchwerliche Fahrt bis Cattaro!“

„Sie will aber doch mit.“

„O ich glaub' es,“ ſagte er mit einigem Nachdruck, und eine lebhafte Röthe überfleg ſeine verſtörten Züge. „In Ihrer Geſellſchaft, Baronin . . .“

„Ja, ſehen Sie, Don Nadal, ich habe ſehr alte und völlig legitime Rechte auf die Gräfin,“ ſprach Louiſe

ſcherzend, doch nicht ohne Beziehung. „Aber ich halte Sie auf. Addio!“ —

Während des Mittageſſens war Don Nadal von einer ungewöhnlichen Beredtſamkeit. Auch trank er viel mehr Wein, als er gewohnt war. Florence ſah ihn nicht ein einziges Mal an. Der Graf war ſehr gut aufgelegt. Er freute ſich, mit den Gäſten, die ihm ſehr werth waren, die kleine Reiſe zu machen.

Der Wagen kam bald nach Tiſche auf den freien Platz jenſeits der Brücke; Piere, der das Einpacken beaufſichtigte, erholte ſich Raths beim „Sior maestro“. Don Nadal ging ſofort mit ihm, und ſtand, als die Reiſenden nachkamen, erwartend am Wagen. Der Graf umarmte ihn. Louiſe empfahl ihm im ſcherzenden Ermahnungstone ihr Haus. Die Gräfin beſchäftigte ſich ſo lange mit den Kindern, daß der Graf ſie rufen mußte. Da beeilte ſie ſich, — und vergaß in der Eile, dem jungen Manne Adieu zu ſagen.

11.

Das Opfer.

Die Reiſe war glücklich gemacht, die Kinder bei der Rückkehr geſund, das Haus in Ordnung gefunden worden. Nur Don Nadal hatte ſich ſo auffallend verändert, daß der Graf ihn mit der uebervollſten Theilnahme um ſeine Geſundheit befragte.

Don Nadal ſchützte ein unbedeutendes Unwohlſein vor, und lehnte das Anerbieten des Grafen, ſich zu Almiſſa in ſeiner Familie zu erholen, dankbar ab.

Es war Anfang Dezember; in einigen Tagen

wollten die Gäſte, welche ſo lange im Hauſe Bitturi gewohnt, nach Deutſchland zurückkehren.

Louiſe ſuchte ſichtlich eine Gelegenheit, mit Don Rafael allein zu ſprechen, und er wich dem eben ſo ſichtlich aus.

Endlich forderte Louiſe ihn eines Morgens geradezu auf, ſie bei einem Spaziergange auf der Straße nach Sralate zu begleiten. „Der Graf hat mir geſagt, daß er geſtern ſchon die Wachsblumen blühen geſehen," ſprach ſie, „ich will einige pflücken, und Sie ſollen mir den Strauß tragen."

Don Rafael konnte nicht gut etwas Anderes thun, als ſeinen Hut nehmen und ſich für geehrt und bereit erklären.

Sie waren noch nicht einige hundert Schritte gegangen, da fragte Louiſe ohne alle Einleitung: „Warum wollen Sie nicht nach Almiſſa, Don Rafael?"

„Es iſt noch nicht Weihnachten, Baronin," antwortete er, „und nur zu den Feſtzeiten pfleg' ich ſonſt meine Familie zu beſuchen."

„Es wäre gut, Sie thäten es dieſes Jahr früher," ſagte Louiſe ſehr ernſt.

„Baronin" — erwiederte er verlegen — „ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen."

„Don Rafael, Sie wiſſen, daß ich Sie errathen habe."

„Wohl; und was dann?" fragte er gefaßter.

„Was dann?" wiederholte die junge Frau erſtaunt. „Wenn Sie meine Schwäche kennen, ſo kennen Sie wohl auch meine Stärke. Habe ich mich je mit einem Blicke verrathen?"

Louiſe zuckte die Achſeln. „Tiefe Bethörung! Habe nicht ich Sie errathen?"

„Sie — ja; aber die Gräfin?"

„Macht ihr Vertrauen Ihre Sicherheit aus? Don Nadal, Sie unterhandeln mit Ihrem Gewissen. Es ist noch dringender, als ich glaubte, daß Sie gehen, und auf immer."

„Meine Sicherheit beruht auf der Kenntniß meiner selbst. Hätten Sie das Geständniß mir nicht, so zu sagen, von den Lippen gerissen, glauben Sie, daß Sie es jemals freiwillig empfangen hätten? Lieber mein Leben! Und Sie können glauben, nur denken, daß ich nicht lieber sterben, als je mit einem Worte verrathen wollte . . ."

„Als ob man, um dergleichen zu sagen, ein Wort brauchte! Sie haben den Willen zu schweigen, Sie haben jetzt auch noch die Kraft dazu. Aber die Kraft weicht in dem Maße, als die Versuchung wächst. Auch die Worte werden einmal kommen, Don Nadal; und dann . .?"

„Sie ist sicher in meiner und in ihrer Reinheit."

„Ist sie sicher gewesen vor Ihrer Liebe?"

„Meiner Neigung, Baronin; und die ist unwillkürlich."

„Und was aus ihr folgt, ist's nicht minder. Don Nadal, ich bin noch jung, aber ich kenne viele Menschen, und so weiß ich auch etwas von den Leidenschaften. Es giebt gegen das, was Sie noch erst Neinung nennen, nur ein Mittel: Entfernung; wenn man sie überwinden will nämlich. Will man sie blos abkühlen, giebts mehr Mittel; die sind aber nicht für Sie. Für Sie ist das Einzige, sich zurückzuziehen, und das so rasch wie möglich."

Der junge Abbé blieb stehen und erwiederte kaum hörbar: „Ich . . . kann nicht."

„Sie wollen nicht, heißt das. Aber was hoffen Sie dann, Don Nadal?" fragte Louise nachdrücklich. „Sie, der Abbe, der Lehrer ihrer Kinder; was hoffen Sie von der Gattin, von der Mutter?"

„Nichts, nichts!“ erwiederte er ruhig. „Nichts, als um ſie ſein, ſo viel an mir iſt, zur Milderung ihres Daſeins beitragen.“

„Um ſie ſein, und — ſie verderben! O der arme edle Graf! Meine Florence, mein reiner Engel!“ Louiſe ſprach dies in hoher Aufregung, drückte die Hände an die Augen und ſchluchzte.

„So glauben Sie, daß die Gräfin —“ der junge Mann that dieſe Frage faſt athemlos.

Louiſe nahm die Hände von den Augen und ſah ihn feſt an. „Ja, Don Nadal, wenn ich verlange, daß Sie gehen, ſo iſt's nur meiner Freundin willen.“

„Sie haben mit ihr geſprochen?“

„Mit ihr? Glauben Sie, ich wollte es ſein, die ſie weckte? Sie zeigen ſich nicht edel, Don Nadal.“ Da ich mich deutlich erklären ſoll und Sie nicht die Schonung haben, mich zu verſtehen, ſo hören Sie es denn in dürren Worten. Meine Freundin weiß noch nichts, weder ahnt ſie etwas. Die Herzen ihrer Kleinen können nicht friedlicher ſein, als noch das ihrige iſt. Alles, was bis jetzt in ihr vorgeht, iſt nur noch, daß ſie ſich glücklicher fühlt, denn je. Es erſcheint ihr Alles leichter und ſchöner. Die Liebe lügt ſich faſt immer als Glück in das Herz ein. Sie kommt wie ein ewiges Morgenroth, und ihr folgt der Tag mit dem Gewitter und dem Sturm. Jetzt iſt ſie für meine Freundin noch das bewußtloſe Glück. Aber das Bewußtſein wird, es muß kommen. Sie hätten im Anfange auch nicht geglaubt, daß Sie nach kaum einem Jahre mit einer unſtatthaften Neigung zu der Mutter der Ihnen anvertrauten Kinder daſtehen würden. Und wenn meine Freundin nun zum Bewußtſein kommt — was wird dieſes Bewußtſein in einem ſolchen Engelsgewiſſen für Folgen haben?“

Don Nadal ſchwieg einige Augenblicke. Seine Züge

veränderten ſich, er ſah entſtellt wie durch eine lange Krankheit. Endlich ſagte er bebend: „Sie fordern — mein Beſtes . . . !“

„Erſtens glaube ich das Ihnen ſo wenig, wie jedem andern Manne,“ antwortete Louiſe ſehr kalt, „und dann, geſetzt auch, es wäre; geſetzt ſelbſt, was ich nicht hoffen will, Sie gingen zu Grunde darüber, ſo kommt Ihr Leben, als das eines Einzelnen, gar nicht in Betracht gegen die Ruhe und das Glück, ich will nicht ſagen die Ehre einer ganzen Familie!“

„Sie ſprechen wahr,“ antwortete Don Nadal ruhiger. „Sie haben mir meinen Weg gezeigt, Baronin. Sie thaten es ſtreng; indeſſen ich danke Ihnen. Ich habe nur eine Bitte an Sie: Vergeſſen Sie mich auf immer.“

„Im Gegentheil, ich werde dankbar Ihrer denken, wenn Sie meine Bitte erfüllen.“

„Das wäre zu viel Güte — vergeſſen Sie mich, ich bitte Sie.“

„Sie grollen mir,“ ſagte Louiſe ſanft; „doch das verzeih' ich Ihnen gern. Laſſen Sie uns jetzt nur beſprechen, wie Sie am Beſten ſich entfernen können, ohne daß es Aufſehen erregt.“

„Befehlen Sie,“ ſagte er faſt gleichgiltig.

Sie ſah ihn an. „Wenn Sie ſagten, Sie fühlten ſich zunehmend kränker? Das iſt das Beſte. Man wird es Ihnen glauben.“

„Wohl, ſo werde ich morgen — reiſen,“ wollte er ſagen, aber das Wort erſtarb ihm auf den Lippen.

„Und Sie geloben mir, das Haus nicht wieder zu betreten?“

„Ich gelobe es,“ antwortete er: „aber wer nur erſt fort — und erlöſt wäre!“

Louiſe ſagte ihm kein Wort des Troſtes oder der

Ermuthigung. Sie war überzeugt, daß in ſolchen äußerſten Fällen Härte die größte Güte ſei. Wen man bedaure, dachte ſie richtig, dem raube man die Kraft, ſich zu erfern.

Mit einer Geiſtesgegenwart, welche nach einem ſolchen Geſpräch ihrer Feſtigkeit alle Ehre machte, pflückte ſie den Strauß, der als Vorwand zu ihrem Spaziergange gedient, und reichte Don Nadal die Blumen. Sie zitterten in ſeinen Händen, er ließ ſie fallen. Ein verweiſender Blick Louiſens brachte ihn zur Beſinnung. Er hob die Blumen wieder auf, ordnete ſie und ging mit der jungen Frau nach der Stadt zurück.

Das Haus Vitturi's ſtieß dicht an das Landthor. Aus dem Hofe führten verſchiedene Treppen hinauf. Der junge Abbé ſtieg raſch die hinan, welche unmittelbar zu dem Corridor vor ſeinem Zimmer ging.

„Don Nadal, meine Blumen!“ rief Louiſe unbefangen.

Er kam zurück und reichte ihr den Strauß.

„Wenn ich hart war, vergeben Sie es mir,“ ſagte ſie raſch und leiſe. „Ich mußt' es ſein — um ihretwillen.“ Sie deutete mit einem Wimpernzucken die Fenſter Florencens an.

Don Nadal ſah nicht hinauf. Er verbeugte ſich vor Louiſen und ſtieg zum zweiten Male die kleine Treppe hinan.

Louiſe gelangte über die große Treppe in das Wohnzimmer. Sie ging gerade durch daſſelbe an eine Thür, welche angelehnt war. „Biſt Du da, Flory?“ fragte ſie unten.

Ein leiſes Ja war die Antwort.

Louiſe trat in das kleine Zimmer Florencens. Ein Bücherſchrank, ein Schreibtiſch, ein Arbeitstiſch, das kleine Sopha, welches Louiſe nicht hatte eben behalten wollen,

füllten es aus. Das einzige Fenster ging in den Hof. Von hier aus hatte Florence die Freundin und Don Nadal beobachtet. Eine fieberhafte Röthe war auf ihren Wangen, als Louise eintrat. Diese sagte: „Da sind Wachsblumen, Flory. Aber Euer Don Nadal ist recht ernstlich krank."

„Wieder?" fragte Florence, und ihre Stimme schwankte.

„Er ist's wohl die ganze Zeit gewesen," fuhr Louise fort, indem sie sich den Hut abnahm und vor dem Spiegel den Scheitel ordnete. „Aber der gute Mensch hat aus Delikatesse nichts sagen wollen. Er hat gefürchtet, Euch in Verlegenheit zu setzen wegen der Kinder. Aber ich hab' ihm gesagt, besser daß er bald abreist und sich ausruht, als daß er's ansehen und schlimmer werden läßt. Dann kann er vielleicht nach einigen Wochen wieder zurückkommen. Ich glaube, die Sumpfluft hier hat ihm geschadet. Was meinst Du? Genug, ich hab' ihm Muth eingesprochen, und er will jetzt Vittori sagen, daß er sein gütiges Anerbieten wegen Almissa annimmt, und das morgen schon; — je eher, je lieber."

Louise sprach so viel und so ohne Zusammenhang, weil sie sich Florence gegenüber viel unsicherer fühlte, als gegenüber dem jungen Manne. Wenn der litt — es that ihr leid, aber es bemmte sie nicht. Dagegen Florences Schmerz verursachen, es war nicht leicht für die Freundin, und ihr Herz schlug bis zum Ersticken.

Louise kannte Florence doch noch nicht ganz. Sie wußte nicht, wie viel Kraft durch die beständige Selbstverläugnung in dieser zarten Seele entwickelt worden war. Florence sagte ganz gelassen und gefaßt: „Wenn es für Don Nadal besser ist, daß er nach Almissa geht, so wär' es von uns sehr egoistisch, wenn wir ihn zurückhalten wollten!"

Louise saß auf dem Sopha und ordnete die Blumen. Zwei Thränen fielen auf die glänzenden Blätter, auf das weiche Weiß der Blüthen, — es waren Freudenthränen der einen Freundin über den Sieg, den die andere über sich selbst errungen. Denn Florence hatte gesiegt, sobald sie fühlte, sie müsse sich besiegen — das wußte Louise.

Florence kam an den kleinen Tisch, um ihr zu helfen. Louise hauchte einen Kuß auf ihre Hand. Diese kleine Hand zitterte nicht, aber sie war eiskalt.

„Gott helfe Dir!“ dachte Louise. Der Strauß wurde schweigend geordnet und in eine Vase gethan. Louise nahm einen kleinen Zweig. „Den heb' ich auf als Erinnerung an Trau,“ sagte sie, „an die Stunde, wo ich zwei Seelen gerettet,“ dachte sie.

Der Graf kam herein, was um diese Stunde selten geschah. Er war bekümmert. Don Nadal war bei ihm gewesen. „Wenn ich nur wüßte, was ihn so auf ein Mal angekommen,“ sagte er. „Sonst war er so gesund.“

Louise kam wieder mit der Luft aus den Sümpfen an, die zwischen Trau und einigen Mühlen liegen.

„Es muß das sein,“ sprach Vittori. „Jedenfalls ist es gut, wenn er auf einige Zeit nach Almissa geht. Heimatluft thut immer wohl.“

Er ging einige Male hin und her. „Die Kinder werden ihn recht vermissen,“ sagte er; „und wir auch; gerade zu der Zeit, wo auch Sie uns verlassen,“ sprach er zu Louisen. „Wir werden den Winter ganz allein sein, Frau!“ wandte er sich bedauernd an Florence.

„Wir haben uns,“ antwortete sie ihm, bleich aber lächelnd.

12.

Zwei letzten Abende.

Der Baron allein hatte durch eine landwirthschaftliche Unterhaltung mit dem Agenten, welcher stets mit der Familie aß, die Mittagstafel etwas belebt. Salisch war nämlich im Italienischen ungemein vorwärts gekommen, besonders in so weit es sein Lieblingsstudium betraf. Und wenn er sich bisweilen noch verwickelte, und um sich herauszuhelfen, des Beistandes seiner Frau oder der Gräfin bedurfte, so machte das immer Spaß und diente heute vorzüglich als glückliche Unterbrechung des allgemeinen Stillschweigens.

Man hatte ungewöhnlich früh gegessen, eben auch des Barons wegen, der sich länger als er gedacht mit dem Agenten in Sagbette verweilt hatte. Dieses Dorf liegt unweit von Trau an einem besondern kleinen Meerbusen und hat, Dank den Bemühungen eines ausgezeichneten Pfarrers, sehr gut angebaute Umgebungen.

Durch diese Verspätung kam es, daß der Abend bereits hereinbrach, als man vom Tische aufstand. Der Graf machte es der Gesellschaft bemerklich und setzte hinzu: „Ich dächte, wir trennten uns nicht erst. Wir haben ja nur noch diesen einen Abend, den wir Alle vereinigt mit einander zubringen können."

„Warum?" fragte der Baron. „Wir bleiben ja doch noch einige Tage. Nicht, Louise?"

„Wir wohl," antwortete sie; „aber Don Natal geht morgen nach Almissa."

Salisch erkundigte sich, bedauerte unendlich, und fragte dann, was in Almissa besonders angebaut würde.

„Ich weiß es wahrlich nicht," antwortete Don Natal. „Ich bin darin der unwissendste Mensch, den es auf Erden geben kann."

Alle waren unterdessen in das Wohnzimmer getreten. Florence setzte sich still an ein Fenster, wohin das Licht der Lampe nicht fiel. Gian-Luca war wie gewöhnlich an ihre Seite geschmiegt. Sebastiane hing an der Hand des Lehrers. Beide Kinder wußten, daß sie ihn morgen verlieren sollten. Sebastiane fragte unaufhörlich: „Wann kommt Ihr wieder, Herr Lehrer?"

„Bald, hoff' ich," antwortete Don Nadal mit sichtlicher Beklommenheit.

Louise näherte sich ihm, sie wollte ihm diese letzten Stunden in etwas erleichtern. Der Graf folgte ihr sogleich. Es war unmöglich, mehr als allgemeine Dinge zu reden.

Don Nadal antwortete dem Grafen wie in wachem Traume. Der Graf sah ihn plötzlich befremdet an und that dann einen schnellen Blick auf Louise. Dann nahm er die erste Gelegenheit wahr, um sich zu Salisch zu gesellen.

„Wissen Sie, was der Graf denkt?" fragte Louise den jungen Mann; „daß Sie mich lieben!"

„Glauben Sie?" fragte er bald abwesend.

„Ich bin's gewiß. Und besser das, als die Wahrheit."

„Baronin," sagte er nach einer Pause abgebrochen, „wenn Sie sich je dieses Abends erinnern . . ."

„Sie erfüllen eine heilige Pflicht," sprach sie ermuthigend.

„Und ich werde sie nicht blos heute erfüllen. Was aus mir werde, dieses Haus betrete ich nicht wieder. Und nun — lassen Sie mich von den Kindern Abschied nehmen."

Die Kinder warfen sich ungestüm und zärtlich an die Brust des Lehrers. Er küßte sie, er wollte sprechen. Er konnte nicht. Seine Thränen sanken auf ihre Locken nieder.

„Was der Mensch die Kinder liebt, Louise!" flüsterte Salisch seiner Frau in's Ohr.

Sie drehte sich nach ihm um, ohne daran zu denken, daß auch sie die Augen voll Thränen hatte. „Die Scene scheint Dich zu rühren," sagte er; „mir kommt sie lächerlich vor."

„Ich glaub' es," antwortete sie sanft, „weil Du nicht verstehst, was sie zu bedeuten hat."

„Ich fürchte, ich weiß es nur zu gut," sagte er mit einem verdrießlichen Blicke, der ihm höchst drollig stand. Der arme Baron hatte kein Talent zur Eifersucht. Die muß furchtbar sein, oder sie ist lächerlich.

Trotz ihrer Theilnahme für die stummen Schmerzen, die nur sie kannte, hätte Louise darüber beinahe gelacht. Aber sie wußte, daß ihr sonst guter Mann im Ärger leicht laut werden konnte und so zischelte sie ihm in's Ohr: „Sei nur jetzt ruhig — ich werde Dir nachher Alles sagen!"

„Baronin," sagte jetzt Don Nadal. Sie wandte sich hastig um, er stand vor ihr. „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Lebewohl sage."

„Gott sei mit Ihnen, Don Nadal!" reichte sie ihm die Hand und drückte bedeutungsvoll die seinige.

„Warum verlassen Sie uns schon so früh, da Sie uns morgen ganz verlassen?" fragte der Baron, nicht ohne feine Anspielung.

„Ich fühle mich nicht wohl und werde morgen sehr früh reisen," antwortete Don Nadal.

Es wurden noch einige Höflichkeiten zwischen den Herren gewechselt, dann näherte Don Nadal sich Florencen. „Gräfin, Verzeihung, wenn meine schlechte Gesundheit —" er konnte nicht vollenden.

Florence sagte leise: „Ich wünsche Ihnen baldige Genesung, Don Nadal!"

Er verbeugte sich und ging. Der Graf begleitete ihn. Der Baron stand und sah verblüfft seine Frau an

„Komm," sagte sie, zog ihn in ein Fenster und erzählte ihm eine romantische und rührende Geschichte von einem jungen Mädchen, welches Don Nadal liebe. Der Baron war sehr erbaut; romantische Geschichten gefielen ihm, und er war von seiner Eifersucht geheilt. Er erieth, daß der junge Mann dieser seiner Liebe wegen nicht mehr nach Trau zurückkehren werde, und wiederholte mehrmals: „Ja, da war es sehr natürlich, daß er einen solchen Abschied von den Kindern nahm."

„Weiß es Vittori?" frug er dann.

„Nein," versetzte Louise, „und ich bitte Dich auch, gegen ihn nichts zu äußern."

„Gut, gut," sagte er, „wenn man's nur weiß."

Florence saß während dieses Dialoges immer still am Fenster.

Als später die Eheraare sich getrennt hatten, sagte der Graf zu Florence: „Wißt Ihr, was ich fürchte? Don Nadal hat Eure Freundin nicht mit Gleichgiltigkeit sehen können. Wir werden ihn verlieren. Er wird in unserem Hause die Erinnerung fliehen."

Florence schwieg. Der Graf glaubte, Don Nadal habe ihr vielleicht ein Geständniß gethan. Er wandte, um sie nicht zur Verletzung des in sie gesetzten Vertrauens zu nöthigen, das Gespräch auf etwas Anderes.

Die nächsten Tage, die letzten, welche die Gäste in Trau zubrachten, waren drückend und beängstigend. Die Kinder verlangten mit Ungeduld und Unart nach dem Lehrer. Der Graf überlegte sorgenvoll, wo er gleich einen andern, ebenso wünschenswerthen für sie finden sollte; die beiden Freundinnen schwiegen, wo sie sonst geplaudert hatten. Der Baron ging in der allgemeinen Verstimmung wie auf Eierschalen umher. Er fing an, sich unheimlich zu fühlen und mit Vergnügen an die baldige Rückkehr nach Breslau zu denken.

Alle Tage vergehen, mag es nun ſchwer und langſam, mag es leicht und ſchnell ſein. Die „letzten“ Tage in Trau vergingen eben auch, und der letzte Abend folgte auf ſie.

„Der letzte Abend, Louiſe!“ ſagte Florence ruhig und ſchwermüthig. „Wird es für uns auf immer der letzte ſein?“

„Komm nach Deutſchland, Flory!“ erwiederte Louiſe, die ſcherzen wollte. „Ich habe meine Pflicht gethan und bin zuerſt zu Dir gekommen. Das lag mir ob; Du biſt die Aeltere. Aber jetzt iſt's an Dir.“

„Nein, nein, Louiſe! mich wirſt Du nicht bei Dir ſehen. Wir können nicht heraus aus unſerem Leben. Es iſt in dieſer letzten Zeit wohl in etwas anders geweſen, jetzt wird es wieder ſein, wie es ſonſt immer war, und wir werden es einen Tag haben wie alle Tage — gut, ſorgenlos und ſtill, bis — wir ſterben.“ Ihre Stimme war immer leiſer geworden, bei den letzten Worten war ſie nur noch wie ein Hauch.

„Du wirſt dennoch zu mir kommen,“ ſprach Louiſe zärtlich eigenſinnig: „Bitturi muß es mir heute noch verſprechen, dieſen Augenblick noch.“

Louiſe ſaß, Florence ſtand vor ihr. Louiſe wollte aufſtehen, Florence legte ihr die Hand auf die Schulter und hielt ſie zurück. „Louiſe, hör' mich,“ ſagte ſie, immer noch mit leiſer Stimme, aber energiſch, „ich will's nicht. Bitturi würde Dir Alles verſprechen und würde auch Alles halten, aber ich will nie wieder aus dem Kreiſe heraus, den Gott um mich gezogen. Hier iſt meine Pflicht, hier iſt meine Stelle, hier will ich leben und ſterben.“

„Und wie ſoll mir denn zu Muth ſein, wenn ich Dich ſo verlaſſe?“

„Ich will Dir ſagen, wie Du mich verlaſſen. Reſignirt; reſignirt zu Allem und auf immer. Aengſtige Dich

nicht um mich. Ich werde nicht unglücklich ſein. Ich wäre unwürdig, wenn ich's wäre."

„Und Deine Zähne klappern vor Froſt, während Du mir das verſicherſt!"

„Das Lächeln meiner Kinder wird mich wärmen, Louiſe, wenn ich ſo friere. Und ich werde nicht immer ſo frieren. Es iſt nur jetzt Winter. In einigen Monaten wird's wieder Frühling werden."

„Auch in Dir, Flory?"

„Gott wird gnädig ſein. Warum biſt Du denn auf ein Mal ſo muthlos? Weil Du mich leiden ſiehſt? Du wußteſt, daß ich leiden würde, als Du thateſt was Du gethan haſt; und dennoch thateſt Du's —"

„O Flory —"

„Unterbrich mich nicht — weil Du es thun mußteſt! Ja, Louiſe, ich weiß, daß Du mich gerettet haſt. Ich hab' Alles errathen. Ich war blind und taub, aber Du warſt Gottes Bote. Meine Kinder können Dir's einſt danken, wenn ihre Mutter fleckenlos vor ihnen ſteht."

Sie bückte ſich haſtig und küßte Louiſens Hand. Weinend hielt Louiſe ſie am Herzen.

13.

Ein Brief aus Trau!

So rief der Baron eines Tages im November des nächſten Jahres, als er mit Louiſen auf dem Gute und der Bediente mit den Briefen und Zeitungen aus dem Städtchen zurückgekommen war.

„Gieb!" rief Louiſe haſtig. — „Wie — von Bitturi? Es wird doch mit Florence" — ſie brach bleich und ängſtlich den Brief auf, las, ließ die Hand mit dem

Briefe ſinken, ſah vor ſich nieder und eine Thräne perlte in ihren Wimpern.

Salisch beſtürmte ſie; war's Florence, war's einer der Knaben?

„Nein; aber Don Nadal."

„Und deßwegen weinſt Du?" fragte er, und ſein alter Argwohn erwachte.

Louiſe fiel ihm um den Hals und weinte heraus: „Es iſt ja — wegen Florence!"

„Ach du lieber Himmel!" ſagte der gute Mann erſchrecken und mitleidig.

„Ach, nun hab' ich Dir's ja geſagt!" rief die junge Frau, ebenfalls erſchrecken.

„Tröſte Dich," ſagte er liebreich. „Wenn Du auch meiner Verſchwiegenheit nicht recht traufſt, ich ſehe Bitturi wahrſcheinlich nie wieder, und da wir ſonſt auch nicht korreſpondiren —"

Louiſe fühlte ſich in der That durch die Unmöglichkeit beruhigt, daß ihr guter Salisch ſich mündlich oder ſchriftlich verſchwatzen könne. Aber eine gewiſſe Traurigkeit blieb ihr um Florence, und ein wenig wohl auch um Don Nadal. Sie bereute noch heute nicht, was ſie gethan, aber ſie konnte es ſich doch nicht verhehlen, daß ſie es geweſen, die ihn von Trau hinweg und hinein in Einſamkeit und Verzweiflung vertrieben.

Er hatte noch an dem Tage, wo er Bitturi's Haus verlaſſen, um die neuerliche Verwendung in ſeinem Berufe angeſucht. Zufällig war eben eine Pfründe frei, eine kleine arme, in einem elenden Dorfe oben am Meſſer. Don Nadal in ſeiner Stimmung wollte, wünſchte nichts Anderes. Mitten im Winter, angegriffen, erſchüttert, kam er in die ſcharfe Gebirgsluft hinauf. Ohne ſich Raſt und Ruhe zu gönnen, warf er ſich mit aller Willenskraft auf die Pflichten ſeines Amtes. Bitturi,

der ihn im Juni 1853 beſuchte, fand ihn ſchon bedenklich verändert, erſchöpft, mit einem böſen Bruſtleiden behaftet. Vergebens beſchwor er ihn, ſich zu ſchonen.

„Eine entzündliche Erkältung, die er ſich wenige Monate darauf auf dem beſchwerlichen Gange zu einem Sterbenden zugezogen, hatte ihn in drei Tagen hingerafft," ſchrieb Vitturi. „Er ſtarb — ein Opfer ſeines Berufes."

„Florence konnte nicht ſchreiben — ſie iſt zu traurig," ſagte der Graf nach. Was konnte Louiſe anders, als ſich ſtumm in dieſer Trauer mit ihr vereinigen? Ein Troſt blieb ihr für die Freundin — ſie dachte an die Worte Florencens: „Das Lächeln meiner Kinder wird mich wärmen!"

Ein Geiſterſeher.

Von Heinrich Pröhle.

Ein Blick in das Wanderleben des Volkes und namentlich in das der Handwerksburſchen gehört zu den intereſſanteſten Betrachtungen, und ſchließt uns eine kleine Welt auf, deren bunte Bilder wir in der Regel nicht verſtehen, obgleich wir ſie täglich vor Augen haben. Du ſiehſt es dieſen Wanderleuten nicht an, wie ſtrenge Rangabſtufung unter ihnen herrſcht, und daß es die eingefleiſchten Erbariſtokraten unter den Handwerkern ſind, die Du mit dem Felleiſen auf dem Rücken durch die ſchöne Gotteswelt dahinſchleichen ſiehſt. Die andern, wenn ſie nicht ſo vermögend ſind, daß ſie ihre Habſeligkeiten in der Schürze auf dem Rücken tragen, haben einen kleinen „berliner Koffer" unter dem Arm, das iſt ein Tuch mit ein Paar Strümpfen und Schuhen. Dieſe nennt man die „Streifer", weil es ihnen wenig um Arbeit zu thun iſt, und die böſe Welt ſagt ihnen ſogar nach, daß ſie nichts als berliner Wixe in ihren Koffern hätten.

Ein ſolcher Handwerksburſchenzug wanderte auf Berlin zu, und ein feiner Schneider ſtimmte eben das Lied an:

„In Berlin, ſagt' er,
Mußt Du ſein, ſagt' er,

Und gescheidt, sagt' er,
Immer fein, sagt' er,
Denn da haben's, sagt' er,
Viel Verstand, sagt' er,
Ich bin dort, sagt' er,
Schon bekannt."

Da sah man Müller und Bäcker einträchtig neben einander in der gleichen himmelblauen Kleidung, man sah Lohgerber mit der gelben und Färber mit der blauen Schürze, in die sie ihre Habseligkeiten über den Rücken gepackt, hatten; Schlosser mit schwarzen Schürzen und mit dem „eisernen Hut", wie man die Wachstuchüberzüge nennt; Metzger mit blutrothen Aufschlägen an den Röcken, mit weißen Schürzen, dann schwarzen Riemen mit Maschen um den Leib; Tischler, Schuhmacher, Drechsler und Tuchmacher sprützten munter mit ihren Felleisen einher. Und also war Alles vorher bestimmt in Gottes Rath, daß die Färber blaue und die Lohgerber gelbe Schürzen als Bündel auf dem Rücken tragen sollten; die Metzger würden es unfehlbar als einen Angriff auf die göttliche Weltordnung betrachtet haben, wenn der zierliche Schneider statt mit dem kleinen zweirädrigen Karren, auf dem er sein Felleisen hatte, mit blutrothen Aufschlägen auf dem Rocke daher gekommen wäre, und sie wären bei der Bestrafung dieses Verwitzes auch gewiß von allen andern Handwerksburschen unterstützt.

Die beiden Mühlknappen, welche sich in diesem Zuge befanden, waren ein alter und ein junger. Sie suchten nach dem allgemeinen Einzuge in Berlin durch das Brandenburger Thor die Müllerherberge auf und dort einen alten „Knurren", wie die Handwerksburschen jene Männer nennen, die ihnen Tag für Tag in den Herbergen auflauern, und unter dem Vorwande, über Allerlei Auskunft zu ertheilen, ihnen das Geld abnehmen,

sie zum Trinken und zu aller Liederlichkeit verleiten. Dazu treiben sie oft noch ihren Scherz mit ihnen, worunter der beliebteste ist, daß sie ihnen falsche Auskunft ertheilen, sie zuweilen in die unrechten Häuser weisen, aus denen sie dann hinausgeworfen werden, wenn man erfährt, in welcher Absicht sie kommen u. s. w.

Der Knappe in der Müllerherberge verlangte alsogleich ein Glas Weißbier von den beiden Ankömmlingen. Doch sorgte der ältere Mühlknappe dafür, daß er auch auf seinen jüngern Gefährten, wiewohl dieser sich sehr zum Leichtsinn hinneigte, keinen Einfluß gewinnen konnte.

Sie hatten noch nicht lange in der Müllerherberge gesessen, als ein junges Mädchen mit einem kleinen Bündel unter dem Arm hereintrat und sich zuerst dem alten und dann Fritz, dem jüngern Mühlknappen um den Hals warf; es war die Schwester des ältern und die Braut des jüngern. Seit mehreren Jahren waren sie verlobt und ihre Armuth schob die Heirat noch in weite Ferne hinaus. Die Sehnsucht nach dem Geliebten hatte sie jetzt als eine elternlose Waise ihnen nachgetrieben, und da sie erfuhr, daß sie an einem Orte, wo beide gemeinschaftlich ein Jahr lang gerient hatten, sich nicht mehr befanden, hatte sie ihre Reise bis in die berliner Herberge verfolgt. Sie schlief die Nacht mit der Magd der Herberge in einem Bett und trat schon in der Frühe des andern Morgens die Heimkehr wieder an.

Die beiden Mühlknappen fanden auch in Berlin keine Arbeit, und schlugen nun die Wanderschaft nach Schlesien ein.

Vor Berlin trafen sie wieder mit einem ganzen Rudel Handwerksburschen zusammen, die gleich ihnen diese Stadt verlassen hatten und von denen Einer mit wehmüthigem Gebrüll das Lied anstimmte:

„O Berlin, ich muß dich laſſen,
O du wunderſchöne Stadt,
Und darinnen muß ich laſſen
Meinen allerſchönſten Schatz."

Waren es auch nicht die nämlichen Handwerksburſchen, mit denen ſie einzezogen, ſo war doch auch diesmal faſt jedes Handwerk unter ihnen vertreten, und es war, als fände ſich hier die nämliche Geſellſchaft wieder zuſammen. Gar manches ſteife Felleiſen war nun verkauft, das einſt ſo fröhlich und muthig die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore angeſchaut hatte, mancher Schurz, der am breiten Bande über dem Rücken getragen wurde, ließ den Kopf hängen, als wenn er in Berlin die Auszehrung bekommen hätte, und ſelbſt die berliner Koffer mit den berliner Witzen ſchienen ausgeleert und ſchauten weniger vorwitzig unter den Armen der Handwerksburſchen hervor.

Die Geſellſchaft wechſelte ſehr oft, doch hielten ſich die beiden Mühlknappen, welche ſich wieder ernſtlich um ein Unterkommen in einer Mühle bemüheten, aber dabei nicht glücklich waren, fortwährend zuſammen. Der ältere war ein echter Mühlknappe und ſchritt an Fritzens, des jüngern Seite bald luſtig, bald in tiefe Traurigkeit verſunken über die herbſtlichen Felder dahin.

Eines Tages, als ſie bereits in Schleſien waren, redete er alle, die ihm begegneten, an und fragte: ob ſie ihm nicht einen Aerger abkaufen wollten? Einer alten Frau ſagte er, daß er den Aerger ſchon einmal für einen Thaler an einen Handelsmann verkauft, der Handelsmann den Aerger ihm aber zurückgebracht habe. Ihr bot er ihn nun für einen Groſchen an, worauf ſie furchtbar zu ſchimpfen begann, ſo daß der Aerger in der That verkauft war.

Einſtmals gingen ſie auch wieder an einem kleinen Gewäſſer hinab, an dem viele Mühlen lagen, und es ſchien,

daß die andern, die noch bei ihnen waren, nur den Mühlknappen zu Gefallen diesen Weg eingeschlagen hatten. Herbstlicher Reif lag bereits auf dem Anger neben dem Gewässer, zog sich sparsam in den Rinden der Weidenbäume hinan und zeichnete mit seinem Silber deste schärfer die feinen Weidenblätter gegen die blaue Luft ab. Eines Tags standen die Begleiter des Mühlknappen unter dem Blätterdache einer solchen bereiften Weide, neben Maulwurfshaufen, welche diese Erdwühler aufgeworfen hatten, und in denen sich die feuchte Erde mit dem Reif, der sich besonders dicht an manche hohe Pflanzenbüsche gesetzt hatte, und mit den abgefallenen Weidenblättern mischte. Da trat der ältere Mühlknappe wieder aus einer Mühle hervor, in der er eben nach Arbeit gefragt, und ging betrübt auf seine Kameraden zu; denn der Müller hatte auch diesmal ihn und den jüngern Mühlknappen nicht in seinen Dienst genommen.

Der ältere Mühlknappe starrte, während er das Brod aß, das er reichlich in der Mühle bekommen hatte und davon er auch den andern mitgetheilt, ohne Unterlaß in's Wasser, auf dem die abgefallenen Weidenblätter umherschwammen. Plötzlich griff er nach der Stirn und sagte seinen Kameraden, daß er eben ein wunderbares Gesicht gehabt und deutlich gesehen, wie wasserauf sich eine ältliche Frau in dies Wasser gestürzt habe.

Anfangs lachten alle über dies gräßliche Gesicht; da sie sich aber keinen bestimmten Weg vorgezeichnet hatten, so gingen sie mit den Mühlknappen auf einem kleinen Pfade an dem Wasser entlang, neugierig ob sich irgend etwas ereignen werde oder nicht. Einen Tag lang waren bereits die gelben Weidenblätter auf dem Spiegel des kleinen Gewässers an ihnen vorbei geflossen, als sie an eine nicht weit von einer kleinen Stadt gelegene Mühle kamen. In der Nähe der Mühle hatte der Mühlknappe

unter einem Weidenbaume plötzlich stehen und rief: „Hier war's, wo die Frau sich in's Wasser stürzte!“

Sie gingen nun allesammt in den Hof der Mühle, wo sich um einen Sarg her ein großer Menschenauflauf gebildet hatte. Es zeigte sich, daß darin die Müllerin, eine schon bejahrte Frau, lag, welche sich im Mühlengraben ertränkt hatte. Sie war ohne Erben gestorben und nach dem Tode ihres Mannes dem Trunke ergeben gewesen. Von ihrem Tode erzählten sich die Umstehenden die seltsamsten Dinge, und zur Zeit, wo sie von dem Räderwerk der Mühle im Wasser gedreht werden sollte, wollte die Magd einen Schrei des Mühlknappen gehört haben, dem, da er die Mühle beschickte, der Teufel dort erschienen sei. Die Menge war empört, weil die todte Müllerin auf dem Friedhofe begraben werden sollte, und um die Träger, die es für eine Schande hielten, sie zu tragen, zu beschwichtigen, hatte man ihnen Schnaps in Ueberfluß gegeben. Als aber der Schnaps ihnen zu Kopfe stieg, brach eine förmliche Meuterei unter ihnen aus, und sie weigerten sich erst recht, die Frau zu tragen. Um den Tumult nicht noch größer zu machen, winkte der Bürgermeister der Stadt, der sich vor das Leichenhaus begeben hatte, den ältern Mühlknappen bei Seite und forderte ihn auf, mit den übrigen Handwerksburschen, die dieser Stadt und ihren Sitten fremde waren, ihre Habseligkeiten in der Mühle niederzulegen und die Leiche auf den Friedhof zu bringen. Sogleich wurden Felleisen, Bündel und berliner Koffer bei Seite geworfen, und in ihrer Reisekleidung nahmen die Handwerksburschen den Sarg der Müllerin auf und trugen ihn zum Friedhofe.

Der ältere Mühlknappe legte zuerst Hand an den Sarg, und er behauptete später, daß er die Gartenstakete, an denen er unter Beantritt des Büttels der Stadt mit

ſeinen Kameraden die todte Müllerin vorbeigetragen hatte, noch wiederfinden könne, auf welche eine Eule, die fortwährend vor dem Zuge hergezogen ſei, ſich geſetzt, und von denen aus ſie ihn furchtbar angeſchaut habe, ſo oft und ſo lange er mit ſeinen Kameraden ſtehen geblieben ſei, um von der Laſt des Sarges zu raſten. Und da Niemand außer ihm dieſe Eule geſehen hatte, ſo verbreitete ſich bald das Gerücht, daß es keine natürliche Eule geweſen, ſondern daß die Seele der Müllerin in dieſer Geſtalt ihrem eigenen Leichenzuge vorausgeflattert ſei.

Nach dem Begräbniſſe öffnete der Bürgermeiſter das Teſtament, welches die Müllerin eigenhändig verfaßt und auf dem ſie die Zeit der Eröffnung des Teſtaments vorgeſchrieben hatte. Zur Ueberraſchung aller Anweſenden war dadurch die Erbſchaft der Mühle den beiden Erſten zugeſprochen, die Hand an den Sarg der Müllerin, welche die wüſte Scene bei ihrem Begräbniſſe vorausgeſehen zu haben ſchien, legen würden, um ſie zu ihrer letzten Ruheſtätte zu tragen.

Der Bürgermeiſter ſelbſt und Alle hatten geſehen, daß dies niemand anders als die beiden Mühlknaxen gethan hatten, und ſo wurde ihnen die Mühle zugeſprochen. Auch die übrigen Träger waren durch das Teſtament bedacht. Der alte Mühlknaxe aber holte ſeine Schweſter herbei und ſtellte zwiſchen ihr und ſeinem Freunde die Hochzeit an. Fritz wurde durch das hübſche Mädchen bald zur Ordnung gewöhnt und die Mühle iſt jetzt bereits ſchuldenfrei. Am Mühlwaſſer ſpringen drei liebliche Kinder umher. Ihr Oheim, der ältere Mühlknaxe, braucht ſich faſt nur damit zu beſchäftigen, ſie zu beaufſichtigen, da Fritz darauf beſteht, die Arbeit in der Mühle allein zu verrichten. Doch ja — der Alte beſchäftigt ſich auch noch damit, den reiſenden Mühlknaxen und den andern Handwerksburſchen, deren viele

bei den mildherzigen Bewohnern der Mühle verſprechen, gute Rathſchläge zu ertheilen, und beſonders lebhaft warnt er ſie ſtets vor den „Knurpen“. Nebenbei hat er aber noch immer die Schwäche, Geiſter zu ſehen, beſonders wenn er in's Mühlwaſſer blickt.

Balduin.

Von Bernd von Guseck.

Der Morgen war bereits weit heraufgezogen. Die Sonne kleidete Berg und Thal in eine Fülle von Glanz, und auf dem Strome unterhalb des Schlosses Falkenstein zogen auch schon zwei Schiffe ihre schimmernden Furchen, das eine stromauf-, das andere stromabwärts, — Bilder entgegengesetzter, zugleich begünstigter Lebenslose.

Auf der Höhe des Felsens, auf einem Steinblocke etwas seitwärts der Pforte, die durch die äußersten Umfassungsmauern des Schloßraumes hier heraus gegen die Stromseite gebrochen war, saß ein etwa sechzehnjähriger Jüngling im einfachen Staubkleide eines Fußreisenden, der von Zeit zu Zeit unschlüssig nach der bezeichneten Pforte hinsah, um dann sich wieder recht düsterem Nachdenken hinzugeben schien. Er war offenbar schon weit gegangen, und Rast und Erfrischung thaten ihm noth. Dachte er etwa daran, im Schlosse einzusprechen, und hatte doch nicht den Muth dazu?

Da öffnete sich die Pforte, so leise, daß es der Harrende gar nicht bemerkte, und im nächsten Augenblicke fühlte er seine Schulter von einer linden Frauenhand berührt. Er sah auf und blickte in ein Frauenantlitz empor, das von der lebhaftesten Freude verklärt schien.

Rasch erhob er sich von seinem Sitze, und that einen Schritt den Armen entgegen, die sich freudig ihm entgegen breiteten; hielt aber plötzlich inne, als hielte ihn eine unsichtbar abstoßende Macht zurück, der Bewillkommnenden an die Brust zu sinken. Seine Züge umwölkten sich dabei.

„Willkommen, Kind!“ schloß die Verschmähte nichts destoweniger das ausdrucksvolle Haupt des Jünglings an ihre Brust. „Ei, sieh! Dunkelt Dir wirklich schon ein Schatten über den Lippen? Wohlan, Junker Balduin, oder noch besser, Herr Forstelève Freiherr von Saar, warum kommen Dieselben nicht zum Thor herein, wie andere Menschen, sondern suchen sich diesen Klippensteig und das Hinterpförtlein aus und lassen Ihre Mutter heimlich hierher entbieten, als gelte es Gott weiß welche schreckliche Enthüllung? Will doch nicht hoffen, daß Sie . .“

„Mutter, keinen Scherz in diesem ernsten Augenblicke!“ erwehrte er sich der Umarmung. „Ich mußte Dich sprechen, ehe ich die Schwelle unseres Hauses überschreite. Aus Deinem Munde mußte ich hören, was ich dem geschriebenen Worte — nicht glauben mochte!“

Eine leichte Wolke überflog die klare Stirn der Frau. „Du hast wohl nicht gelesen . . .“

„Doch, Mutter! Aber eine Frage brennt mir auf dem Herzen, die ich nicht unterdrücken kann, und die doch allein den Schlüssel . . .“

Die Frau erröthete. Sie schien verletzt; aber sie sagte mit unverminderter Güte in Ton und Blick: „Sprich diese Frage aus, mein Sohn; wenn ich kann, will ich Dir sie beantworten.“

„Nun dann, Mutter,“ sprach er mit bebender Stimme, „hast Du je — — meinen Vater geliebt?“

Die Frau erbebte vor dieser, offenbar unerwarteten Frage. Das Herz des Jünglings pochte hörbar,

der Athem ſtockte ihm. — Unwillkührlich war die Mutter einen Schritt von ihm zurückgetreten.

„Die Antwort“ — ſprach ſie, nachdem eine peinliche Pauſe überwunden war, mit Ruhe aber immer noch bebender Stimme — „überlaſſe ich Deinem beſſern Gefühl. Ich zürne Dir nicht, Balduin, aber ich könnte über Dich weinen.“

„Mutter, vergieb mir!“ rief er, ihre Hand mit Küſſen überdeckend, während ihm ſelbſt die Thränen über die Wangen rollten. „Aber ich konnte nicht anders; denn haſt Du meinen Vater wirklich geliebt, dann iſt es ja nicht möglich, daß Du Dich zu einer neuen Vermälung entſchließeſt! Dann biſt Du nur überraſcht, überredet; und ſo lange das bindende Wort noch nicht ausgeſprochen . . .“

„Halt ein, Balduin!“ unterbrach ihn die Mutter mit ruhiger Strenge. „Du ſprichſt nicht, wie der Sohn darf! Was ich gethan, das werde ich vor Gott und der Welt verantworten. Auch vor Dir!“ ſetzte ſie weicher hinzu. „Und nun komm! Laß uns dieſe wunderliche Unterredung nicht länger fortſetzen . .!“

„Er iſt doch nicht im Hauſe?“ fragte Balduin gefaßter.

„Dein künftiger Vater? Ja! Doch nicht dieſe abweiſende Miene, mein Sohn! Er wird Dir ein Vater ſein, und wie ſtark auch das Vorurtheil iſt, mit welchem Du ihm heute entgegen trittſt, ich weiß, Du ſelbſt wirſt ihn in Deinem Herzen bald um Verzeihung bitten.“

Zögernd und ſchweigend betrat der Sohn am Arme ſeiner Mutter das väterliche Stammſchloß, nicht ohne ſchmerzlichen Blick zu dem ſteingemeißelten Familienwappen empor, das über dem Hauptthore prangte, und das er im Geiſte bereits einem fremden weichen ſah. Mit ſchlecht verhehltem Widerſtreben ſtieg er die breite Treppe hinan,

und ſtand nach wenigen Augenblicken im Familienſaale des Schloſſes, dem Manne gegenüber, der ſeiner Mutter zweiter Gatte und Herr und Gebieter auf dem Frankenſteine werden ſollte.

„Ich bringe Ihnen meinen Sohn, Wallhauſen!“ ſtellte ihn Frau von Saar vor.

Balduin war überraſcht. Er hatte erwartet, wenigſtens ein Ideal männlicher Schönheit zu finden, und ſtand einem ganz unſcheinbaren, beſcheidenen Manne mit einem bleichen, faſt mehr als unſchönen Geſichte gegenüber. Sein ganzes Gefühl empörte ſich von Neuem, daß ſolch eine unbedeutende Perſönlichkeit das Bild ſeines Vaters ſollte verdrängen können, und nur mit Mühe vermochte er es, Herr über ſich ſelbſt und ſeiner Empfindungen zu bleiben.

„Ich freue mich, Sie zu ſehen,“ ſagte der Fremde, den ihm ſeine Mutter ſchon im Briefe als einen Rheinländer bezeichnet hatte, mit dem ſcharf hervortretenden Sprachlaut ſeiner Heimat. „Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; — ich hoffe es zu rechtfertigen und mir einſt auch Ihre Zuneigung zu erwerben.“

Balduin machte eine ſtumme Verbeugung und überſah abſichtlich die ihm zugleich dargereichte Hand, bis der Fremde die ſeine erfaßte und ſie leicht drückte. Wie durchzuckte ihn dieſe Berührung ſo peinlich kalt, als habe ihn eine Schlange berührt!

„Meine Mutter hat mir ihren Entſchluß oder vielmehr deſſen Folge bereits mitgetheilt, Herr von Wallhauſen!“ ſprach er mit möglichſter Faſſung. „Ich werde jedoch nur kurze Zeit auf dem Frankenſtein bleiben. Ich gedenke die Ferien zu einer Reiſe zu benutzen.“

Frau von Saar, wiewohl höchſt überraſcht, verwand dennoch das Verletzende, das dieſe unerwartete Mittheilung für ſie haben mußte, mit Stillſchweigen. Sie ſchonte ihres Kindes, denn ſie liebte es zärtlich. Sie er-

klärte sich daher ganz einverstanden mit seinem Vorhaben und fragte nur, wohin er seinen Ausflug zu nehmen gedenke.

„Nach Norden," erwiederte Balduin kurz.

„Das zeigt einen ernsten Sinn," bemerkte Herr v. Wallhausen. „In der Regel zieht es junge Leute mehr nach dem Süden, oder doch gen Westen, zur Schweiz, zum Rhein. Die ernstere Natur selbst unsers deutschen Nordens, der Harz, die See, Rügen, findet meist erst in späteren Jahren Anerkennung."

„Doch bestimmt gerade dies meine Wahl nicht, Herr von Wallhausen, wie mich überhaupt nicht die Natur, sondern nur die Menschen bestimmen können. Wo die Treue nicht zu Hause ist, wo die modernen Liebhaber der Ungebundenheit wohnen, kann mir nicht wohl sein; darum muß ich den schönen Gegenden entsagen, die Sie genannt haben. Ich werde nach Skandinavien gehen."

„Dann möchte ich Sie wenigstens vor Norwegen warnen," erwiederte Wallhausen lächelnd.

Balduin fühlte die Ueberlegenheit des ruhigen Mannes, und antwortete nicht, um sich bald darauf mit einer schweigenden Verneigung zu empfehlen. Frau von Saar wechselte mit ihrem Verlobten einen Blick der Bitte ihrer-, der Beruhigung seinerseits, und folgte dem Sohne in das zu seinem Empfange bereite Zimmer.

„Sieh'," begann sie hier, sich neben ihm auf das kleine Sopha niederlassend, „ich will zu Dir, wie zu einem verständigen Sohne, der kein Knabe mehr ist, offen reden; vielleicht hast Du ein Recht dazu, es von mir zu erwarten. Ich habe mich zum zweiten Male verlobt. Das ist es, was Dich betrübt. Ich will zugeben, daß Dich dies überraschen mußte, da Du fern vom Hause die Verhältnisse nicht hast sich gestalten sehen, und nun nachtragen, was ich, vielleicht mehr unklug als ungerecht,

verſäumt habe. Vor Allem, mein Sohn, laß Dir ſagen, daß Wallhauſen einer der edelſten Menſchen iſt, welche ich je gekannt habe, ein Mann, nicht blos Deiner Achtung, ſondern auch Deines vollen Vertrauens würdig. Aber die Ueberzeugung von ſeinem Werthe hätte allein mich nicht bewogen, der Neigung, die er mir weihte, Gehör zu geben, wenn nicht . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne, wie um ein paſſendes Wort verlegen.

„Wenn nicht Deine eigene Neigung der ſeinen entſprochen hätte," ergänzte Balduin gereizt.

Frau von Saar erröthete, aber ſie ſchlug ihr ſchönes Auge nicht vor dem Blicke des Sohnes nieder. „Ich darf mich des Vorzugs nicht ſchämen, den ich Wallhauſen gab. Es hätte keinen Sinn, wenn ich in dem Augenblicke, wo ich im Begriff ſtehe, ihm meine Hand zu reichen, die Zuneigung verhehlen ſollte, die er mir eingeflößt. Aber das war es nicht, was ich ſagen wollte. Ich hätte dennoch ſeiner treu gemeinten Auszeichnung mich zu entziehen gewußt, wenn nicht Rückſichten, die ich nicht mir, ſondern gerade Dir, mein Sohn, ſchulde, mich zu anderem beſtimmt hätten."

„Mir?" rief Balduin, „wie kannſt Du wähnen . ."

„Du biſt zu aufgeregt, um mich weiter anzuhören," ſagte Frau von Saar und erhob ſich. „Wenn Du eine ruhige Stimmung gewonnen haſt, ſo laß es mich wiſſen . . ."

Balduin zang nach Ruhe, zog ſie bittend nieder, und beſchwor ſie, ihm den bittern Kelch auf einmal zu reichen. Ruhig werde er über die Sache nie denken; aber er ſei auf Alles gefaßt.

„Nicht wahr, Balduin," fuhr die Mutter fort, „du biſt ein echter Saar und möchteſt Dein altes Geſchlecht in ſeinem Recht und Beſitz auf alle Zeiten geſichert

ſehen? — Nun aber hat es traurige Zeiten gegeben, in denen der Adel leider verkannte, wodurch allein er auf ſeiner bevorzugten Stellung ſich erhalten konnte. Auch Deine letzten Vorfahren haben es verkannt, und erſt, als es zu ſpät war und die Sorge nun zu den Burgfenſtern hereinſah, erkannte ich, eine Witwe von zwei und zwanzig Jahren, wie es ſtand ..."

„Du klagſt meinen Vater an!" rief Baldwin außer ſich.

„Mich ſelbſt, mich allein!" ſagte ſie feierlich. „Kein Gedanke meiner Seele, der ihn zu beſchuldigen wagte! Könnte ihn ein Vorwurf treffen, ſo wäre es der zu großer Liebe und Nachſicht gegen mich! Ich war fünfzehn Jahre, ein verwöhntes Kind, als ich mit Deinem Vater an den Altar trat. Ich kannte den Ernſt des Lebens nicht und habe ihn auch während der wenigen Jahre meiner Ehe nicht kennen gelernt. Dein Vater ſuchte mir ein Paradies auf Erden zu ſchaffen. Kein Wunſch, den ich äußerte, war ihm zu hoch. Er ſelbſt liebte die Freuden der Geſelligkeit, die Reize der Natur in fremden Gegenden. Was ſoll ich Dir ſagen? erſt, als es zu ſpät war, erkannte ich, daß all' dies die letzte Urſache geweſen, bereits untergrabene Verhältniſſe vollends zu erſchüttern. Dein Vater ſtarb ruhig, ohne noch die Sorge erkannt zu haben, ohne Einſicht in die troſtloſe Lage ſeines Vermögens. Aber auf mich ganz unerfahrene hilfloſe Frau fiel nun die ganze Laſt des Unglücks. Gott iſt mein Zeuge, ich habe redlich gekämpft mich aufrecht zu halten, und die Kraft dazu gab mir der Himmel! Aber von Jahr zu Jahr ging es abwärts — und ich ſah die Stunde unabweislich nahen, wo wir den Frankenſtein verlaſſen mußten ..."

Baldwin fuhr auf; in ſeinen Zügen malte ſich die heftigſte Bewegung.

„Da nahte sich mir Wallhausen. Ich hatte schon früher einmal seine Bewerbung abgelehnt."

„Ha! Und die Noth wurde seine Verbündete!"

„Nicht so, mein Sohn! Er so wenig als irgend Jemand, meinen Sachwalter ausgenommen, wußte um unsere Verhältnisse. Denn vor der Welt, schon die Klugheit gebot es, hatte ich sie sorgfältig zu verschleiern gewußt. Die Zurückgezogenheit aber, die ich seit dem Tode meines Gemales beobachtete, konnte an ihnen nicht zum Verräther werden; sie trug ihre Erklärung in sich selbst."

„Es ist genug!" rief Baldwin. „Ich weiß genug — ich weiß Alles!" und maß mit den Schritten eines Verzweifelten den Raum seiner Stube.

Vergebens versuchte es die auf's höchste bestürzte Frau sich für das Weitere, das sie ihm noch zu sagen hatte, Gehör zu schaffen, vergebens, ihn auch nur zu beruhigen. Endlich sah sie ein, daß es wohl am gerathensten sein möchte, die Unterredung für den Augenblick völlig abzubrechen, und es der bessern Natur ihres jungen Sohnes anzuvertrauen, ihn zur ruhigern Anschauung der Sachlage zurückzuführen. Sie überließ ihn denn sich selbst.

Doch einmal allein, gestalteten die kaum erst empfangenen Eindrücke sich ihm zu nur noch dunkleren Bildern.

Er war also der Letzte eines herabgekommenen Geschlechtes. Der Frankenstein, dieser stolze Sitz seiner Anherren von uralter Zeit her, mußte verlassen, einer hungrigen Meute von Gläubigern preisgegeben werden, oder er mußte ihn, wenn er ihm erhalten bleiben sollte, der Gnade eines Stiefvaters verdanken, ein Almosen, um das sich seine Mutter verkauft hatte! Die demüthigende Spende, so wie der Preis, um den sie ihm dargereicht werden sollte, waren für ihn gleich vernichtend. Nicht nur all' sein Stolz empörte sich dagegen, sondern

auch jene Eifersucht flammte in ihm auf, von welcher sich die liebende kindliche Natur, namentlich Müttern gegenüber, zuweilen überwältigt fühlt.

Hätte er doch hören können, wie in demselben Momente sich Wallhausen über ihn aussprach, wie er ihn jungem Weine von echter Traube verglich, der nach der Zeit brausender Gährung sich zum edelsten Weine verklären werde, und dies keineswegs blos das Mutterherz zu beschwichtigen, das einen üblen Eindruck befürchtet hatte, wo es sich doch sehnte, Beide in Liebe zu vereinigen, sondern weil es seine wahre Meinung war, die er aussprach. Und sie wirkte überzeugend.

„Ich kann ihn darum nicht tadeln, Elisabeth," sagte er, „daß er mir nicht gleich mit äußerlicher Zuvorkommenheit oder gar liebevoll entgegen tritt. Er wäre damit jedenfalls unwahr gewesen . . ."

„Doch hätte er schon um meinetwillen Vertrauen zu Ihnen fassen können! Ich bin jetzt überzeugt, daß sich sein Herz, das allen guten Einflüssen offen steht, bald auch Ihnen zuwenden wird!"

„Das hoffe auch ich; doch will das seine Zeit. Sie hätten wohl gewünscht, daß er seine Reise aufgebe?"

„Ich weiß nicht —" erwiederte Frau von Saar zweifelnd — „ob es nicht vielleicht dennoch besser ist, daß er reist?"

„Ganz gewiß!" bestätigte Wallhausen. „Die Verhältnisse sind ihm zu neu; er muß sich erst damit befreunden. Es wird ihm dies aber besser gelingen, unter dem Eindrucke der Ferne, als der unmittelbaren Nähe. Darum lassen Sie ihn gewähren. Es ist so besser für uns Alle! Auch ich bin inzwischen von meiner Reise, die wohl mehrere Wochen beanspruchen wird, zurückgekehrt, und wir wollen hoffen, daß wir uns dann Alle recht liebevoll zusammenfinden!" — —

Balduin inzwischen hatte wieder den Felsensitz vor dem Schloßmauerpförtchen aufgesucht, und sich da seinen brütenden Gedanken hingegeben.

Zuerst zog wiedereinmal die oftgehörte Sage an ihm vorüber, die dieser Stelle den stolzen Namen des „Gastrechts" gegeben. Ein Frankenstein in uralten Zeiten hatte von hier einen Fremden, der das ihm gewordene Gastrecht zu schmählicher Verführung der jungen Schloßfrau mißbraucht, in die Fluten hinabstürzen lassen. Dann verfolgte er das eben vorüberrauschende Damfboot mit funkelndem Blicke, bis es um die Ecken eines entfernten Felsvorsprungs gebogen und seinem Gesichtskreise entschwunden war. Es trug den Verliebten seiner Mutter, der für diesen Sommer seinen Aufenthalt in einem kleinen unfernen Badeorte genommen hatte, und von da seine Reise antreten wollte. Im Herbst, an ihrem Geburtstage gerade, sollte dann die Vermählung gefeiert werden. Unabweislich mußten sich ihm die Bilder der schauerlichen Sage an dies Schiff.

Dann wieder dachte er an den Frankenstein, an sich selbst, an seine eigene Zukunft. Was konnte da helfen? Geld, nur Geld, diese allmächtige Panacee aller krankhaften Verhältnisse unserer modernen Zeit! Das allein konnte ihn wieder zum Herrn des Frankensteines machen, ihn der entsetzlichen Fesseln verhaßter Dankverpflichtung entheben! Hatte er dies einmal erreicht, — in den Fehler seiner Ahnen wollte er nicht wieder verfallen. Er wollte arbeiten, selbst thätig sein, ein Musterbild dastehen, wie der Adel mit dem Volke, für das Volk, dem Volke als Beispiel voranschreiten solle. Allein er brauchte sehr viel Geld, und das bald! Wie aber dazu gelangen? Durch Erwerb? Unmöglich! Durch den Staatsdienst, für den er sich gebildet? Er hatte zwar eben erst einen Preis für die glänzende Beantwor-

tung einer Frage der Forſtwiſſenſchaft erhalten; allein Schätze waren da nicht zu ſammeln. Solche waren vielleicht im Mineralreichthum ſeines Grundes und Bodens zu finden; aber woher die Mittel ſie zu heben? Eine reiche Heirat! Er erröthete unwillig vor dieſer andern Art der Abhängigkeit, um ſich der einen zu entledigen. Ein unerwarteter Glücksfall, eine Erbſchaft von irgend einem Verwandten, deſſen Daſein er nicht geahnt, oder von einem Sonderling, der ihn in grillenhafter Laune zum Erben einſetzte; — ein Lotteriegewinn — eine kühne Actienſpeculation, — oder . . . das Spiel?! Das war es! Er hatte in Gedanken das Wort umkreiſt, wie ein Vogel die lockende Beere, nach der ihn gelüſtet, und die er doch nicht zu berühren wagt, bis er, ſie immer enger umflatternd, der Luſt nicht mehr widerſtehen kann und mit einem Stoße auf ſie niederſtößt.

Balduin war Mathematiker. Um ſo ſchlimmer für ihn, denn er wußte ſeine Träume und Luftbilder nur um ſo verlockender durch eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung oder einen andern Calcül höherer Art zu conſolidiren. Hätte er doch lieber an irrationale oder gar unmögliche Größen gedacht, mit denen man allerdings auch rechnen kann! Er verhehlte ſich nicht alle Gründe, die gegen den grünen Tiſch ſprachen. Er zerlegte ſich Alles genau, die ſittliche Verwerflichkeit, den Tadel der Welt, den Unwillen ſeiner Mutter, die möglichen Wechſelfälle und ihre unausbleiblichen Folgen, wenn das Verhängniß ihm Alles rauben ſollte, was er jetzt noch daran zu wagen hatte . . . ja er bebte ſogar vor dem Bilde nicht zurück, das ihn von der Stätte ſeines Verderbens in die verſchwiegene Tiefe des Waldes führte, um dort . . .

Ein Schuß, der fern im Thale fiel und den das Echo der Felſen an ihn herantrug, erweckte ihn aus der Wirrniß ſeiner Gedanken. Es klang wie ein Commentar

zu dem, was er eben dachte. Erschrocken sprang er auf, seine Hände zitterten krampfhaft, als hätte er eben Stunden lang das verhängnißvolle Buch der dreizehn Blätter gemischt und zerknittert, um die rechte Karte zu ziehen. Um ihn aber war die Dämmerung eingebrochen, die Sterne flimmerten am östlichen Himmelsbogen, ein frischer Wind strich kühlend über sein erhitztes Angesicht. Er sprang auf und suchte die Pforte, um die Mutter durch sein längeres Ausbleiben nicht länger zu beunruhigen.

Am folgenden Nachmittage reiste Balduin ab. Frau von Saar hatte es aufgegeben, sein Vorhaben weiter zu bekämpfen. Hatte ja Herr von Wallhausen selbst ihr Muth zugesprochen, und hoffte doch dieser auch von der Reise die beste Wirkung. Der Abschied war herzlich, aber rasch, denn Balduin schien es nicht erwarten zu können, daß er den Frankenstein hinter sich habe. Mit einer Lüge auf dem Herzen hatte er jedoch nicht scheiden wollen, und so hatte er denn auch der Mutter, kurz bevor er das Dampfboot bestieg, das ihn zunächst stromabwärts nach dem Bade führen sollte, in welchem Herr von Wallhausen seinen zeitweiligen Wohnsitz genommen, gesagt, daß es wohl nicht Schweden sei, wohin er seinen Weg nehme, sie jedoch gebeten, das eigentliche Ziel seines Ausflugs nicht nennen zu müssen. Habe sie ja auch von Herrn von Wallhausen nicht verlangt, daß er ihr sage, wohin er reise! Besorgt brauche sie deßhalb nicht zu sein. Es sei dies eben nur eine Laune, die sie ihm verzeihen müsse! Hiemit schied er.

Am Bord des Dampfers erst athmete er hoch auf, nachdem dieser sich glatt und leicht wieder in Bewegung

geſetzt. Noch einmal blickte er an dem uns bereits bekannten Felſenvorſprunge zu dem grauen Gemäuer des Frankenſteins empor. Seine Mutter ſtand auf der Klippe und winkte ihm noch einmal mit dem Tuche, dann verſchwand ſie. — —

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe, ſo zahlreich ſie war, zog ihn nicht an; er ſetzte ſich nicht weit vom Steuerrade nieder, hörte die muntern Klänge der böhmiſchen Muſikanten an; die auf dem vordern Verdecke ſpielten und ſah dem Schäumen und Toben des Waſſers unter den Rädern zu. Er war aber ſelbſt eine zu auffallende Erſcheinung, als daß er trotz ſeines ſchlichten Fußwanderer-Coſtüms der Aufmerkſamkeit hätte entgehen können, und eine Einzelnreiſende mit einem langen, zartgefärbten Geſicht und noch längeren, ſtark aufgegangenen Hängelocken änderte ſeinetwegen ihren ganzen Reiſeplan. Der intereſſante junge Menſch, auf deſſen kühn gezeichnetem Antlitz ſie eine ganze Tragödie zu leſen glaubte, bot ihr einen ſo reichen Quell von Studien, daß ſie, als er am Landungsplatz des erwähnten Städtchens ausſtieg, einen kühnen Entſchluß faßte, und mit ihrem ganzen Gepäck ebenfalls das Schiff verließ. Sie reiſte ja — auf Anregungen; und konnte ſie eine friſchere, intereſſerverheißendere finden?

Am Ufer war ein reges Treiben: Zollbeamte, Laſtträger, auf Gäſte fahndende Hausknechte der Hôtels, die ihre Namen mit Rieſenſchrift an der Waſſerfronte trugen, viel müßige Gaſſenjugend, aber auch Gruppen von der ſtattanten Geſellſchaft, welche den kleinen Bahnhof bevölkerte. Balduin, der ſich hier nicht länger aufzuhalten gedachte als nöthig ſein würde, um einem vertrauten Freunde ſeines ſeligen Vaters, dem hier ſtationirten Oberforſtmeiſter, bei welchem er nach zurückgelegtem academiſchen Curſe die Forſtpraxis nehmen ſollte, ſeinen flüchtigen Beſuch abzuſtatten, und gelegentlich Erkundigungen

über einige Verhältniſſe ſeiner Familie und des Herrn von Wallhauſen einzubeten, wandte ſich nach einem kurzen wählenden Blicke dem „Hôtel Forſthaus“ zu. Wo anders konnte ein angehender Waidmann einkehren? Auch die ſchlanke Dame hatte nun keine andere Wahl.

Als Beide, faſt als gehörten ſie zu einander, die Stufen des Vorgartens emporſtiegen, ſchoß ein junger Mann, der eben ſtand, dem Ankommenden um den Hals: „Balduin!“ rief er. „Willkommen!“ — Die Dame war entzückt, ſchon über den Namen ihrer Studie; weniger jedoch ſchmeichelte es ihr, als der Freund den Bewillkommten halblaut fragte: „Deine Mama, nicht wahr?“ Ein leichtes Kopfſchütteln, ein Verwärtsdrängen war die Antwort.

„Vielleicht doch, wenn auch in anderem Sinne!“ hauchte es plötzlich wie eine poetiſche Inſpiration kaum hörbar von ihren Lippen. „Aus ſprödem Stoff ſollſt Du verklärt mein Geiſtesſind werden!“

„Ich bedauere ſehr, es iſt Alles beſetzt!“ ließ ſich in dieſem Augenblicke der blonde Oberkellner ſtatt des freundlich lächelnden Wirthes, der neben ihm ſtand, vernehmen! Die Dame warf einen erſchreckten Blick auf ihre Studie, welche von dem Freunde entführt wurde.

„Aber ich ſehe doch, der Herr, der mit mir gekommen iſt —“

„Den nimmt der Andere zu ſich. Wir haben nicht die kleinſte Kammer mehr!“

„Kennen Sie den Herrn, der mit mir kam?“ fragte ſie raſch. Auf das Achſelzucken des preſſirten Kellners wandte ſie ſich ſtolz ab und ließ ſich von ihrem Gerätträger weiter führen.

Sie hatte nun zwar noch nicht den mindeſten Anhalt, dafür aber ſich alsbald überzeugt, daß ſie ihren Fund hier im Orte wenigſtens nicht verlieren könne.

Sie rückte demgemäß sofort, nachdem sie ein Unterkommen gefunden und eine entsprechende Toilette gemacht, zu weiteren Operationen in's Feld. Ein starkes Buch in lichtblauem Maroquin mit Goldschnitt auf dem Deckel, „Tesoro" genannt, steckte sie sorglich in die weite Tasche ihres wohlbouffirten Kleides. Sie hoffte ja, in dem reizenden Thale, wo sich das Städtchen hinaufzieht, reichlichen Anlaß zu Aufzeichnungen zu finden!

Auch Balduin, der zu seinem nicht geringen Leide bald nach seiner Ankunft erfahren, daß der Oberforstmeister für längere Zeit verreist sei, war bald mit seinem Freunde, einem frühern Genossen von der Akademie, ausgewandert. Er kannte das schöne Kirnitschthal, und gerieth daher über die reichen Schönheiten desselben weniger in Verzückung als die Dichterin, die, von jeher gewohnt über das kleine Hochland, welches die Reisenden gerne mit dem Namen „Schweiz" bezeichnen, spöttisch die Nase zu rümpfen, nun nicht genug dafür sich begeistern konnte, und wo immer sie eine freie Bank fand, sich niederließ, um „Eindrücke" niederzuschreiben. Welche Welt von „Eindrücken" würden der schreibseligen Dame erst aufgegangen sein, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, länger hier zu verweilen! Allein es sollte ihr das nicht beschieden sein, und es ist das vielleicht ein Glück für die Leser. Sie schrieb schon am ersten Abend so bedenklich viel in das blaue Maroquinbuch, daß sie den eigentlichen Gegenstand ihres Interesses darüber fast aus den Augen verlor.

Am folgenden Morgen hatte sich Balduin am Arme seines Freundes am Brunnen eingefunden und sich hier unter die bunte Gesellschaft gemischt, welche lustwandelnd den Klängen der Frühmusik lauschte. Er sprach von seiner Reise, jedoch nur in ziemlich unzusammenhängenden Andeutungen. „Rheinfahrt? Das ist ganz mein Fall!

Ich bin vollkommen Herr meiner Zeit; ich begleite Dich!“ erwiederte der Freund, indem sie eine einsame Bellevue hinanstiegen.

„Lieber Bogenfeld, ich würde mir's zum Vorwurf machen, Dich von hier zu entführen. Auch reise ich nicht gerade des Rheines wegen — werde mich nirgend recht aufhalten, — ich habe eine Flugreise vor; will sehen, wie viel ich in der gemessenen Zeit an Raum zurücklegen kann.“

„Charmant! Auch das gefällt mir. Wir wollen die Schnelligkeit der europäischen Eisenbahnen probiren! Bestimme nur, ich bin mit Allem einverstanden. Du müßtest mich denn,“ setzte er hinzu, indem er den verlegenen Balduin scharf ansah, „nicht zum Begleiter haben wollen, was ich anfange zu fürchten.“

„Nicht doch! Welcher Gedanke! Wohlan denn, wir reisen! Sogleich! Um zehn Uhr geht der nächste Zug! Je früher ich weiterkomme, desto besser für mich!“

Er sagte das so laut, daß ihn sein Begleiter aufmerksam machen mußte, daß sie nicht allein auf der Höhe wären. Eine Dame von ziemlich großer Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, stand in geringer Entfernung von ihnen und schien von der herrlichen Rundschau so ganz in Anspruch genommen, daß sie, den Blick träumerisch in die Ferne gerichtet, regungslos der Musterung Stand hielt, welcher sie von den beiden Freunden unterworfen wurde. Als diese sich von ihr abwendeten, stieg ein siegstolzes Lächeln in ihr Gesicht; dann schritt sie groß und langsam auf der Hochebene weiter.

„Wie eine Oberpriesterin! Balduin, hüte Dich vor ihr!“ bemerkte Bogenfeld. „Sie hat sich an Deine Fersen geheftet, und demaskirt sich am Ende als eine der Erinnyen, wenn irgend eine Schuld Dich drückt.“

Balduin hatte keinen Sinn für den Scherz des Freundes, Ihn beschäftigte nur der Gedanke an seine

Reise, und wie nun seine Pläne durch die Begleitung, die er nicht gut abweisen durfte, vereitelt werden konnten. Er antwortete nur zerstreut, und folgte mechanisch zu den übrigen Punkten der Ostrauer Scheibe, wo sich schöne Aussichten boten, bis es Zeit schien, wieder hinabzusteigen, um sich zur nahen Abreise zu rüsten. —

Ein ewiges Kommen und Gehen an dem Landungsplatze des Städtchens, das, im Mittelpunkte jenes Hochlands gelegen, die beste Station bietet, um von hier aus Ausflüge zu machen. Sechs Bahnzüge brausen täglich an den Felswänden des gegenüber liegenden Ufers vorüber, eben so viel Dampfschiffe durchfurchen den Strom, Boote und Gondeln führen fast unaufhörlich Reisende ab und zu. Eben wollte der Schiffer, welcher Balduin und Bogenfeld zum Bahnhofe übersetzen sollte, vom Lande abstoßen, als noch jemand einzusteigen begehrte.

„Sie ist es!“ sagte Bogenfeld. „Du kannst ihr nicht entrinnen.“

Die schwarze Dame, welche Balduin gestern gar nicht beachtet, und erst heute auf der Höhe zum erstenmale bemerkt hatte, schwang sich entschlossen in das Boot, und ganz nun, in so engem Raume vereint, Gelegenheit, gracies zu grüßen und mit einem leicht hingeworfenen Worte, das von der Höflichkeit eine Gegenrede erwarten durfte, ein Gespräch anzuknüpfen. Doch entsprach dies ihren Erwartungen keineswegs. Der Gegenstand ihrer Anregung schien nur Augen für die Riesen zu haben, welche tief unten in der schon Finsternisse hausten, und sie hatte von seiner Nähe nichts, als daß sie sein Bild unauslöschlich in ihr Gedächtniß prägen konnte, um es einst der Welt in poetischer Verklärung vorzuführen: „Balduins Rheinfahrt!“ Sie hatte sehr scharfe Ohren, sie wußte um sein Reiseziel, es sollte auch das übrige sein. Sie mußte das Räthsel in seinen Zügen lösen!

Auch Bogenfeld, welcher einige Beobachtungsgabe beſaß, mußte nun wohl merken, daß Baldwin jene heitere Friſche verloren, die er ſonſt an ihm gekannt. Er verläugnete ſich nicht, daß er ſein volles Vertrauen nicht beſaß und Baldwin ihm verbarg, was ihn drückte. Vertrauen iſt eine Frucht, die ſich nicht künſtlich treiben läßt. Er beſchloß daher, wenn es ihm nicht gelänge ſie auf einfachem Wege zu gewinnen, von der Begleitung abzuſtehen. Sobald ſie daher, durch einen glücklichen Zufall ein Coupé ganz für ſich allein bekommen hatten, durch deſſen raſch geſchloſſene Glasfenſter die ſchwarze Dame, welche noch keinen Platz hatte, einen ſehnſüchtigen Blick warf, richtete er an ſeinen Freund die gerade Frage: was ihm fehle? Und wie es oft geſchieht, daß auf eine kurze, gerade Frage halb unwillkührlich eine eben ſolche Antwort erfolgt, ſo erwiederte Baldwin: „Geld!“

„Nichts mehr?“ rief Bogenfeld erleichtert mit einem herzlichen Lachen. „Hier iſt der Mann! eyeh dinn! wie der Schützſpruch des Prinzen von Wales lautet. Wie viel brauchſt Du?“

„Du kannſt mir nicht helfen.“

„Nun, wenn's nicht in's Ungemeſſene geht — vielleicht doch!“

„Ich — brauche ſo viel, daß davon keine Rede ſein kann. Vierzig bis fünfzigtauſend Thaler!“

Bogenfeld ſah ihn betroffen an, lachte aber gleich wieder. „Allerdings, das iſt etwas zu viel, und ich geſtehe, daß ich dieſe Summe, wenn ich mir's recht überlege, auch brauchen könnte. Du haſt etwas Großes im Sinn'! Willſt doch nicht etwa gar ſchon — freien?“

„Ich bitte Dich,“ lehnte Baldwin faſt verletzt ab.

„Oder ſollteſt Du unſerer ehrwürdigen Akademie zu der zweideutigen Berühmtheit verholfen haben, daß es einem ihrer Eleven gelungen, eine ſolche Schuldenlaſt

auf ſein jugendliches Haupt zu häufen? Ich hoffe, Dein Felſenſchloß iſt Majorat!"

Da hatte er den Nerv getroffen. Balduin erblaßte, ſein Auge ſchoß Flammen, er biß ſich in die Lippen, um den Ausbruch zu erſticken. Aber die Hand, welche ihm Bogenfeld, der ſeinen Fehler inne wurde, mit einem herzlichen „Verzeih!" bot, die Freundeshand ergriff er nicht. Auf die wiederholte Bitte, ihm wegen des unſchuldigen Scherzes nicht böſe zu ſein, antwortete er nur froſtig, daß er keinen Groll hege, und ſo verſtummte denn auch Bogenfeld und Beide legten die Stunde der Fahrt ſchweigend zurück. Denn Bogenfeld war nun ebenfalls verſtimmt und feſt entſchloſſen, ſich gleich bei der Ankunft in der Hauptſtadt von Balduin zu trennen. Er ſprach das aus, als ſie in den Bahnhof einfuhren, konnte aber dennoch den warmen Antheil für den Freund, der, ſo jung, eine tiefe Sorge zu tragen ſchien, nicht zurückhalten und ſetzte ſeiner Erklärung hinzu: „Wenn Du ruhiger über meine abſichtsloſen Scherzreden denken wirſt, dann laß mir Gerechtigkeit widerfahren, und fühlſt Du Bedürfniß nach einem treugemeinten Freundeswort, ſo weißt Du mich zu finden!" Balduin bat ihn um Verzeihung. Hierauf trennten ſich die Freunde, ohne daß Einer den Andern fragte, wo er ſeine Wohnung nehmen werde, als jeder ſeine Droſchke beſtieg.

Nur die ſchwarze Dame, welche zögernd, die Lorgnette vor dem Auge, am Schlage der übrigen geſtanden hatte, verlor ihren Zweck nicht: „Wo 93 hinfährt, dahin will ich auch!" bedeutete ſie den fragenden Kutſcher, und im Einſteigen tröſtete ſie ſich: „Dies Jagen muß doch ein Ende nehmen; ein Reiſeziel muß er haben. Dort wird er mein!"

Hôtel Bellevue. Wo konnte es anders ſein? Sie zitterte, daß es ihr wieder gehen könne, wie geſtern, daß

er angenommen, sie abgewiesen werde. Aber diesmal war ihr das Schicksal günstiger. — Ein Dach wölbte sich bald über ihr und ihm. In süßer Beruhigung glitt sie in die Polster des Lehnsessels, als sie ihr Zimmer erlangt hatte, und ließ sich ein Journal geben, um aus dem Tageszettel zu ersehen, wo sie wohl den Gegenstand ihres Interesses heute noch treffen könnte; denn im schönen Elbflorenz zu Hause bleiben — unmöglich! Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein Bund zu flechten: sie suchte ihn überall und fand ihn nirgend.

Am folgenden Morgen, nachdem sie die Rubriken des ihr vorgelegten Fremdenbuches mit zierlicher Perlschrift ausgefüllt hatte, fragte sie nachlässig den harrenden Kellner nach ihrem Reisegefährten von gestern; sie vermisse seinen Namen. Dies war auch der Fall: sie wußte seinen Vornamen und hoffte jetzt bei guter Gelegenheit auch den andern zu erfahren.

„Der junge Herr — der mit Ihnen kam — im grauen Reisehut — der bildhübsche junge Herr? — ja der braucht nicht gemeldet zu werden; der ist schon wieder abgereist."

„Unmensch!" wollte die Dichterin rufen, aber sie unterdrückte diese verrätherische Aeußerung und fragte nur leicht, wohin der junge Mann gereist sei. Der Kellner wußte jedoch nicht mehr, als daß er nach dem Leipziger Bahnhofe gefahren.

„Aber, meine Dame!" bemerkte er mit einem Blicke in das Fremdenbuch, „Sie haben nur Ihren werthen Vornamen eingeschrieben."

„Aglaja! ich führe keinen andern, die Welt kennt ihn!" erwiederte die Dame stolz, und der Kellner, obschon nicht ohne merkliches Lächeln, entfernte sich mit einem tiefen Bückling.

Eine Stunde später hatte auch die Dame das

Hôtel verlassen, wo sie sich schon auf längeres Bleiben eingerichtet hatte. Ihrem günstigen Sterne vertrauend wandte sie sich nach dem Rheine. — —

Nach dem Kriege, welcher im fernen Orient geführt, ganz Europa in bange Erwartung gesetzt hatte, war mit dem Frieden wieder neue Lebenskraft in allen Zweigen des menschlichen Betriebes, aber auch neue, strudelnde Lebenslust erwacht. Verschwenderische Feste in den großen Städten hatten den Nachwinter bezeichnet; alle öffentlichen Vergnügungsörter waren im Frühling überfüllt gewesen, und selbst die anhaltende Regenzeit des Mittsommers hatte in einer norddeutschen Metropole dem Humor der Genußsucht zu „Regenfesten" dienen müssen, in welchen beim Eintritt — das Pararlui vorgezeigt werden mußte. Nun war die schönste Witterung eingetreten, und alle Bäder im weiten deutschen Vaterlande erfreuten sich eines Besuchs, wie ihre Annalen noch niemals nachgewiesen hatten. Auch die schönen Taunusbäder und die benachbarten im Rheinland.

Wir finden Balduin in Wiesbaden, am frühen Morgen seiner Ankunft durch die enge innere Stadt, wo er ein genug unbehagliches Unterkommen gefunden, ihrem äußern eleganten Anbaue zuwandelnd. Die Straßen waren noch leer, die weißen Jalousien an den meisten Häusern geschlossen. Er gelangte zu den Colonnaden vor dem Kursaal. Auch hier war es noch menschenleer. Balduin nahte sich mit klopfendem Herzen der prächtigen, hohen und weiten Halle, wo sein Schicksal sich entscheiden, vielleicht noch heute Abend entscheiden sollte. Ihm war, als berühre seine Hand den Schleier der Zukunft, um ihn zu lüften. In der Mitte des Saales stand der verhängnißvolle grüne Tisch. Eine Magd war beschäftigt, ihn abzustäuben. Balduin ging nach den schönen Anlagen, welche sich hinter dem Kurhause weit hinaufziehen. Hier

blühten die herrlichsten Blumen, gattungsweise, wie es den besten Effekt macht, in Beeten vereinigt. Schwäne durchfurchten die stillen, von weichen Laubmassen umhegten Teiche. Der weiße zierliche Tempel auf dem höhern Berghange lud zur Ruhe und Umschau in die herrliche Landschaft ein, feste Kiesgänge zur weitern Wanderung nach der hochgelegenen Ruine Sonnenberg. Vergebens! Balduin hatte sonst einen so regen Sinn für Schönheiten der Natur, wie der Kunst. Heute beschäftigte ihn nur der Gedanke an das unselige Spiel. Er irrte planlos umher, bis er ermüdet in sein heißes Stübchen, zwei Treppen hoch, zurückkehrte, wo er die Stunden bis zum Mittagessen verträumte. Die Gesellschaft an den Table d'hôte im „schwarzen Adler" hatte keinen Reiz für ihn, so lebhaft die Unterhaltung in allen Sprachen Europa's auch um ihn schwirrte. Nachmittags trieb ihn die Ungeduld aus der Stadt. Er geriet in das Nerothal, und stieg den Berg hinan, wo das herrliche Mausoleum, das der Herzog von Nassau seiner ersten Gemalin, der Großfürstin Marie, gebaut, mit seinen fünf vergoldeten Kuppeln weit über das Land hinaus schaut. Hier wurde er seinen Ären, nur auf den Götzen der Welt gerichteten Phantasien entrissen. Es war als habe ihn sein guter Genius hieher geführt, um ihn noch in letzter Stunde zu retten. Eine Gesellschaft fand er, welcher das Mausoleum eben geöffnet wurde. Er schloß sich ihr an. Wie er nun vor dem Meisterwerke Hopfgartens, der seitdem ebenfalls gestorben, stand und das auf dem Sarkophag ruhende Marmorbild betrachtete, das die prangende Jugendfülle und Lieblichkeit der verklärten Fürstin in seltener Schönheit verewigt; wie er die leisen Worte zu ihrem Lobe hörte, welche Liebe sie im Lande genossen, welche Trauer ihr früher Tod verursacht; da wurde er von einem Gefühle übermannt, das ihn selbst mit tiefer Trauer

erfüllte und ihm ſein Hierſein als einen Frevel, ſeine Pläne in ihrer ganzen Verwerflichkeit erſcheinen ließ. O hätte er ſich vom Nereberge flugs in die Thäler ſeiner Heimat verſetzen können!

Auf dem Heimwege ſtumpfte ſich jedoch der ernſte Eindruck wieder ab, und die falſche Scham, von einem gefaßten Vorſatz ſchwächlich abzuſtehen, gewann die Oberhand. Was ſollte er thun? Zahm ſich dem „Arrangement", das mit ihm beſchloſſen war, fügen? von der Großmuth des Stiefvaters abhängen, der die Gläubiger des Frankenſteins befriedigen würde? Dieſe Vorſtellung trieb ihn wie ein Sporn auf einem kürzern Fußpfad bergab; vielleicht nur um den luſtwandelnden Badegäſten zu entgehen, die er in Gruppen überall traf, vielleicht auch, um ſchneller an ſein Ziel zu kommen, wie ein zaghafter Kämpfer ſich in das Handgemenge ſtürzt, um endlich der bangen Ungewißheit los zu werden. Aber es glückte ihm vorerſt noch nicht. Der Fußſteig, welcher ſich an den Berglehnen dahin ſchlängelte, führte ihn irre. Er kam von der Stadt ab und zu einer niedrigen Mauer, über welche viel ſchwarze Kreuze und ſteinerne Monumente blickten. Ihn überlief ein freſtiger Schauer. Zum zweiten Male trat ihm heute die Mahnung an den Tod entgegen: auf dem Nereberge in ſanfter, heiliger Verſöhnung, — jetzt in banger ſtrenger Schroffheit: — und er fragte ſich, ob er dieſe doppelte Warnung nicht erkennen ſolle? ob er warten dürfe auf die dritte, die für ihn vielleicht mit der Vernichtung zuſammen fiele? Er hätte jedoch ein Anderer ſein müſſen, wenn er dem Spiele des Zufalls, das ihn prüfen und verhöhnen zu wollen ſchien, ein Recht auf ſeine Entſchlüſſe eingeräumt hätte. So ging er denn, das Auge feſt auf die Wahrzeichen jenſeits der Mauer gerichtet, vorüber, den Rückweg zur Stadt zu ſuchen, welche unter ihm in reizender

Abendbeleuchtung lag. Es wurde ſpät ehe er hinab gelangte, und wollen wir annehmen, daß ihm wirklich ein guter Engel den Schritt zu den Stätten ernſter Betrachtung gelenkt, ſo wurde ſein Schutzgeiſt durch die trotzige Ablehnung nicht müde, ihm die Hand an dieſem Tage noch zum drittenmale zu bieten.

Balduin hatte ſich ſehr verſpätet. Er ſah ſchon die Lichter blinken, als er in die Allee gelangte; den Kurſaal fand er zwar von vielen Menſchen umlagert, aber das Spiel war für heute abgebrochen. Bald erfuhr er die Urſache. Ein Ereigniß, das ſich in den Spielhöllen nur zu oft wiederholt, hatte ſich ſoeben zugetragen. Unſere Leſer haben es vielleicht noch im Gedächtniß, denn es hat die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Ein Niederländer, der mit Auszeichnung in Oſtindien gedient und hier, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, das Bad gebraucht hatte, war ein Opfer des unſeligen Spiels geworden und hatte, nachdem er ſeine ganze Habe verloren, ſeinem Leben am Spieltiſche ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß ein Ende gemacht. Balduin hörte die Umſtände mit ſchauerlicher Lebendigkeit ſchildern. Man erzählte ſich, daß mehrere Damen ohnmächtig haben fortgeſchafft werden müſſen, und die fühllose Entmenſchtheit eines Engländers, der mit Ungeſtüm auf ungeſtörte Fortſetzung des Spiels gedrungen, war unter gleich rohem Gelächter der Gegenſtand lebhafter Unterhaltung. Das war die dritte, diesmal in ſchrecklichſter Geſtalt ſich kundgebende Warnung für Balduin, und er konnte ſie mit aller Geiſteskraft nicht mehr abweiſen. Erſchüttert kehrte er in ſeine Wohnung zurück, und vermochte nicht, ſich von den Bildern loszuringen, mit denen ſich nun ſeine aufgeregte Phantaſie beſchäftigte. Sie verfolgten ihn auf ſein Lager und raubten ihm lange den Schlaf; dann aber gewannen ſie, in's

Formlose und Gespenstige zerfließend, um so mehr Gewalt über ihn, als ihm mitten aus den wechselnden Gruppen überall auch noch das bleiche, schöne Antlitz seiner Mutter entgegentrat.

Am Morgen schmetterte das Posthorn unter seinem Fenster; der Eilwagen nach Coblenz rasselte vorüber. Mit diesem hätte er entfliehen, auf dem hellen Rheinstrom zwischen Rebenhügeln und Burgen wieder Lebensluft athmen, gesunde Geistesfrische gewinnen können. Aber er war gebannt. Vom Lager sprang er auf, beschämt, im Hochsommer bis nach acht Uhr geschlafen zu haben, und eilte, sein Frühstück zu nehmen und sich unter die elegante Welt auf der Promenade zu mischen. Im klaren Sonnenscheine, unter Menschen glaubte er die erbärmliche Stimmung am schnellsten los zu werden. Was war es denn mehr? Hatte er sich nicht daheim schon das Schlimmste und Letzte ausgemalt? Freilich wäre er dann hinausgegangen in die abgelegenste Einöde, wo ihn so leicht Niemand gefunden hätte. Verblendeter Knabe! Ein Auge sieht dich doch und Eine Hand weiß dich in tiefster Wildniß zu finden! —

Der Tag rollte leicht und angenehm dahin. Er schien all' die unheimlichen Eindrücke des vorigen wieder gut machen zu wollen. Baldwin hatte Bekanntschaften gemacht, wie sie sich im Badeleben leicht finden. Mehrmalige Begegnung, Nachbarschaft bei Tische, kleine Aufmerksamkeiten führen bald zu ungezwungener Annäherung. Er war durchaus neu in der Welt; aber begünstigt durch eine anziehende Persönlichkeit, die auch viel weniger entzündliche Seelen, als die der poesiereichen Aglaja für sich einnehmen konnte. Er hatte bei Tisch an dem Gespräche, das um ihn her geführt wurde, Theil genommen und war, von einem alten Herrn protegirt, in eine Coterie gezogen worden, mit welcher er nach dem herzoglichen

Jagdſchloß, der ſogenannten Allatte, eine Partie machte. Zwei graziöſe Franzöſinen aus der beſten Geſellſchaft des Faubourg St. Germain hatten ſich beſonders des jungen Deutſchen angenommen, der noch ſo intereſſant unerfahren war, wie ſie zwiſchen Seine und Garonne wohl keinen Knaben von zwölf Jahren, geſchweige denn einen Jüngling von ſeinem Alter gefunden hätten. Die unternahmen es, den noch unentweihten Schmetterlingsſtaub ſeiner Puppe ein wenig zu corrigiren, wiewohl mit geringem Erfolge. Er war eben noch zu unbefangen. Nach der Rückkehr begab ſich die ganze Geſellſchaft ohne irgend eine Verabredung, als ob es ſich ſo von ſelbſt verſtehe, zur Spielbank, und die beiden eleganten Damen fanden auch hier zu ihrem Entzücken, daß Balduin noch ganz unerfahren war, ſich jedoch auf dieſem Felde mit voller Hingebung von ihnen aufklären ließ. Seine Wange röthete ſich, ſein Auge funkelte, als es über die bereits emſig beſchäftigte Verſammlung hinſtreifte. Er war bezaubernd ſchön in dieſem Momente; wenigſtens fanden es die Franzöſinen, welche mit ihren feinen Händchen in tadelloſen Pariſer Handſchuhen zu pointiren begannen, und ihrem Lehrling, ehe er ſelbſt ſein Glück verſuchte, das Spiel, das ſo leicht zu begreifen iſt, erklärten. Die Kugel rollte, ſie fiel ungünſtig für die beiden Spielerinnen, der Rechen des Croupiers harkte ihr Geld zur Bank. Lachend wandten ſie ſich zu Balduin: comprenez-vous? — Aber ſie mußten ihm nicht eine einſeitige Bildung geben; ſie litten es noch nicht, daß er ſetzte, ſondern führten ihn in den Nebenſaal, der gleichfalls ſehr prachtvoll mit grauen Marmorſäulen und prächtigen Lüſtres geziert war. Hier wurde Rouge et Noir geſpielt. Die Geſellſchaft ſchien dem Neuling faſt noch vornehmer. Sie war zahlreicher. Ein dichter Kranz von Zuſchauern machte es ſchwer, an den Tiſch zu gelangen, doch fanden

die Pariſerinen Beachtung, und konnten bald ihren erfolgreichen Unterricht fortſetzen. Sie verloren auch hier, und zwar bedeutend. Gleichwohl änderte ſich ihre heitere liebenswürdige Laune nicht. Sie ſcherzten über ihren Verluſt. Ihnen gehörte das Spiel zu den noblen Paſſionen, denen ſie nicht aus Gewinnſucht huldigten. Balduin fühlte das, und fand ſich um ſo tiefer unter ihnen ſtehend. Nichts konnte aber verführeriſcher auf ihn wirken, als gerade dies Beiſpiel, das ihn all' die übrigen, zum Theil ſehr abſtoßenden Bilder, welche jede Spielbank darbietet, und die wir unſeren Leſern nicht vorführen wollen, überſehen ließ.

„Jetzt, mon cher baron, ſind Sie eingeweiht. Fangen Sie an.“

„Ah! Wie ihm die ſchüchterne Hand bebt!“ lachte die Andere. „Helfen Sie ihm doch, Marquiſe! Er ſetzt nicht klar. Nehmen Sie Roth, Baron, die Farbe der Jugend, der Freude, der Liebe! Sehen Sie! Gewonnen! Es iſt nicht anders möglich. Sie müſſen gewinnen! Ich ſetze Ihnen auf jede Farbe nach.“

Nach Verlauf von zwei Stunden hatte Balduin einen Haufen Geld gewonnen, den er nicht mehr ſchätzen konnte. „Jetzt hören Sie auf,“ rieth die Marquiſe. „Unſere Geſellſchaft will ſouriren; begleiten Sie uns.“

Er wagte nicht, ſich ihr zu widerſetzen, obgleich er ſich mit tauſend Banden hier feſtgehalten fühlte. Nur war er offenbar in Verlegenheit, das Geld ſo vor Aller Augen einzuſcharren und damit abzugehen. Die Marquiſe fand ihn allerliebſt, und kam ihm zu Hilfe, indem ſie ihre Nachbarin, eine alte Dame mit einer grünen Brille, die ihre eigene mitgebrachte Harke führte, um letztere bat, und ſie Balduin einhändigte. Brennendes Roth auf den Wangen, bediente er ſich des Inſtrumentes. Während er noch beſchäftigt war, die letzten

widerſpenſtigen Geldſtücke an ſich zu ziehen, mußte er unwillkürlich, wie von fremden Augen gezwungen, aufblicken. Ihm gegenüber, vom Kreiſe der Zuſchauer halb verdeckt, aber nicht zu verkennen, ſtand — Herr von Wallhauſen.

Was weiter geſchehen im Reſte des Abends, in der halben Nacht, was er ſelbſt geſprochen oder gethan, davon konnte Balduin ſich ſpäter keine Rechenſchaft geben. Alles war ihm in Schleier gehüllt. Er wußte, daß er die Geſellſchaft, welche ihn in ihren Kreis aufgenommen, begleitet, daß er mit ihr zu Abend geſpeiſt und viel Champagner getrunken hatte. Er war ſich zu ſeiner Freude bewußt, daß er wohl durch das ſchäumende Getränk angeregt, aber nicht berauſcht worden war: daß er ſich lebhaft unterhalten hatte, und ſeinen Worten oft laute fröhliche Beiſtimmung zu Theil geworden war. Auch erinnerte er ſich des Abſchiedes von den beiden Damen, denen er ſein geſtriges Glück an der Bank zu verdanken glaubte. Sie waren in der Nacht abgereiſt. Aber Alles war in ſeinem Geiſte, ſobald er allein war, durch den einen Gedanken verdunkelt worden, daß er den Verlobten ſeiner Mutter hier getroffen habe! In welchem Lichte mußte er ihm erſcheinen? Wallhauſen hatte mit angehört, daß der Mutter von einer Reiſe nach Scandinavien geſagt worden. Um die Aenderung dieſes Entſchluſſes wußte er nicht. Und nun fand er ihn an der Spielbank zu Wiesbaden, Geld einſcharrend! Ueber dies letztere brauchte er ihm nicht Rede zu ſtehen. Noch hatte er kein Recht auf ihn; es war ihm gleichgiltig, was er in dieſer Beziehung über ihn dachte. Aber daß er berechtigt ſcheinen mußte, ihn für einen — Lügner zu halten, das war ihm unerträglich: das reizte ſeine, ſchon

durch das Spiel und den Reſt des Abends, auch durch die Coquetterie der Frauen aufgeregten Nerven bis zur ſchmerzhafteſten Pein! Bei kaum grauendem Morgen raffte er ſich empor. Er konnte nicht abwarten, bis der fremde Mann die ſchwere Anklage bei ſeiner Mutter erhöbe, die ihm ihr Vertrauen vielleicht auf ewig rauben konnte. Er mußte ihm zuvorkommen. Er ſetzte ſich hin, und ſchrieb:

„Meine geliebte Mutter!

Du haſt mein Verſprechen gehört, Dir nur für eine kurze Zeit meinen Reiſeplan zu verſchweigen. Ich halte mein Wort. Auf Deine Liebe rechne ich, daß ſie mild beurtheilen wird, wozu mich die Ueberzeugung, daß es keinen andern Ausweg mehr für mich gibt, getrieben. Der Gedanke, meiner Väter Stammſitz nur fremder Gnade zu verdanken, war nicht zu ertragen. Da gab mir der zufällige Gewinn der kleinen Summe für meine Preis-Arbeit auf einmal Licht. Ein größerer, ein ausreichender Gewinn konnte mich vor jener Schmach retten. Ich betrachtete meinen Erfolg in der Preisbewerbung als einen Wink des Schickſals, und beſchloß ihn daran zu wagen. Ging er verloren, ſo war er ſo gut, als nicht erhalten. So faßte ich meinen Entſchluß und, theure Mutter! das Glück hat mich begünſtigt. Noch habe ich nicht überſehen, wie weit, aber ich glaube, es wird für meine Abſicht genügen. Ueberraſcht wurde ich aber, geſtern Abend Herrn von Wallhauſen —“

Er hielt inne. Welchen Anſchein hatte dieſe Mittheilung? Welchen Schein konnte er ihr geben? Welche Folgen konnte ſie hervorrufen? Ihm kreiſte das Hirn vor dieſer plötzlichen Ueberſtürzung. Konnte Wallhauſen nicht in gleicher Abſicht hier ſein? Er kannte ihn nicht, wußte nichts von ihm. Die Mutter wußte eben ſo

wenig um sein, als um ihres Sohnes Hiersein. Und wenn er sie getäuscht, wenn sie sich in ihm getäuscht hätte, war es nicht denkbar, daß sie die Verbindung mit ihm — ? Hier sprang Balduin auf. Der Schlüssel, die verhaßte Verbindung zu lösen, war in seine Hand gegeben. Ein Wort von ihm, eine Wendung, welche er dem unvollendeten Satze gab, mußte genügen. Es war eine große Versuchung, und der Dämon hatte schon zu viel Gewalt über ihn, um ihm nicht wenigstens einen kleinen Sieg auch hierin abzuringen.

„— an der Bank traf" vollendete er den Satz, und nichts weiter. Er klagte ihn nicht an, gespielt zu haben, er berichtete blos die einfache Thatsache. Mochte sie nun gedeutet werden, wie sie wollte; ihn traf keine Schuld. Aber es nagte an ihm denn doch, welche Unruhe, welchen Schmerz die Mittheilung der Mutter bereiten mußte. Er wollte der Wahrheit die Ehre geben und hinzufügen, daß Wallhausen nur unter den Zuschauern gestanden habe, und strich hastig die ganze Stelle wieder aus. Als er sie jedoch vollends unleserlich machen wollte, raunte ihm der böse Geist zu, daß er gerade durch dies Ausstreichen, wenn die Stelle dabei nur halbwegs leserlich bliebe, sich in das vortheilhafte Licht stelle, als sei es ihm leid geworden, seiner Mutter Gram zu verursachen. So ließ er denn sein Werk halbgethan schloß eiligst den Brief und trug ihn selbst zur Post. —

Er kehrte erst Nachmittag wieder in seine Wohnung zurück, wo er erfuhr, daß ein Herr nach ihm gefragt habe. Der Beschreibung nach konnte es kein Anderer gewesen sein, als Herr von Wallhausen. Er hatte ihm also nachgespürt, und ihm jedenfalls eine moralische Vorlesung über das Laster des Spieles halten wollen, Dinge, die sich Balduin selbst schon hundertmal gesagt und mit dem felsenfesten Gelübde niedergeschlagen hatte,

nach errungenem Ziele nie wieder zu ſpielen. Sein erſter Gedanke war, augenblicklich abzureiſen, nach Homburg, Baden-Baden oder wo ſich ſonſt Gelegenheit bot, die Summe, die er geſtern gewonnen, auf die nöthige Höhe zu bringen. Aber das Glück hatte ihm gerade hier gelächelt; ſollte er ihm den Rücken kehren und vielleicht an einem andern Orte wieder verlieren, was ihm hier geboten worden? Ueberdem, was konnte ihm jetzt, da er ſeiner Mutter Alles geſchrieben, Herr von Wallhauſen anhaben? Wenn er ihn zur Rede ſtellte, ſo wurde er einfach zurückgewieſen. Ja, Balduin kam endlich ſo weit, daß er einen Schritt von Seiten Wallhauſen's ſogar wünſchte, um ſeinem Grolle gegen den Mann genug zu thun. Aber dieſer ließ nichts weiter von ſich hören. Er ſchien ſich damit zu begnügen, Balduin's Anweſenheit feſtgeſtellt zu haben.

Der Abend fand den jungen Freiherrn wieder an der Bank. Er war heute einer der Erſten, welche ſich am Spiele betheiligten. Er ſpielte kühner und erlebte daher abwechſelnd einige Schläge, die ihn, weil ihm geſtern kein Satz eingeſtrichen worden war, empfindlich berührten. Im Ganzen aber begünſtigte ihn auch an dieſem Abende wieder das Glück nur die Goldſtücke, welche er vor ſich hatte, häuften ſich allmälig, ſo daß die Bankhalter bereits bedeutſame Blicke über den gefährlichen Neuling wechſelten. Einige Habitués fingen an, ihm nachzuſetzen, und befanden ſich dabei wohl. Da ſtreckte ſich auch eine ſchmale, mit einem ſchwarzen Handſchuh bekleidete Hand zwiſchen ihm und ſeinem Nachbar hindurch, und ließ ein Goldſtück auf ſeine Farbe, dicht neben ſeinen eigenen Satz fallen. Er ſah ſich, da es eine Damenhand war, um, und wollte der Spielerin Platz ſchaffen. Eine lange, vom Kopf zu Fuß ſchwarz gekleidete Geſtalt ſtand hinter ihm; der ſchwarze Schleier,

in den sie gehüllt war, ließ ihre Züge nicht erkennen. Sie neigte sich ablehnend. Gleich darauf hörte er vom Bankier verkünzigen, daß sein Satz verloren sei. Wie er bisher mit entschiedenem Glück gethan, verdoppelte er ihn sogleich, und auch die schmale schwarze Hand streckte sich vor mit zwei Goldstücken. Ein beunruhigendes Vorgefühl wehte ihn an, und es hatte Recht. Auch diesmal verlor er. Dreifach den Satz! Die schwarze Dame ließ sich durch seine unwillige Bewegung nicht abschrecken. Nach einer kleinen Weile, als er schon gehofft hatte, sie werde abstehen, schob sie langsam drei Goldstücke auf den rothen Streif neben Balduin's Münzen. Wie eine Rabenkralle erschien ihm die schlanke, wohlgebildete Hand im schwarzen Handschuh. Sein Blut fing an zu kochen. Zum dritten Male verloren! Da wollte er der Luft, ihm nachzusetzen, mit einem Male ein Ende machen. Er faßte ungezählt eine ganze Hand voll Goldstücke, und warf sie klingend auf eine Nummer. Jetzt hätte ein scharfes Auge wohl ein leise aufdämmerndes, doch schnell wieder verschwindendes Lächeln um den Mund des Bankhalters bemerken können. Nun war die Gefahr für ihn vorüber. In krampfhafter Spannung lauschte Balduin, ob die schwarze Hand wieder erscheinen werde. Aber sie blieb aus, und als der Satz zum vierten Male verloren ging, machte es ihm fast eine Freude, um diesen Preis den bösen Geist, der ihm Unglück gebracht hatte, los geworden zu sein. Dies war auch der Fall. Als er sich nach der schwarzen Dame umsah, war sie verschwunden; aber das Unglück, das sie ihm gebracht, nicht mit ihr. Schlag auf Schlag, mit seltenen Zwischengewinnen, ging Alles verloren, was er heute gewonnen hatte, und zwar um so rascher, als er ganz sinnlos gespielt, und bald war auch das letzte Goldstück, das er für den heutigen Abend zu sich genommen, verloren. Mit

einem herausfordernden Lächeln gegen die Bankhalter verließ er den Saal. Sie wußten, daß er noch lange nicht Alles wiedergebracht, was er ihnen gestern abgenommen; aber sie waren seiner nun gewiß.

Als er den Saal verließ und in das Freie trat, bemächtigte sich seiner Hand plötzlich eine fremde. Aus dem hellen Licht in die Dunkelheit getreten, hatte er den Mann nicht wahrgenommen, der ihn erwartet zu haben schien.

„Lieber Baldwin!“ hörte er eine sanfte, freundliche Stimme.

Er hatte sie noch zu wenig gehört, um sie sogleich zu erkennen. Aber seine Ahnung sagte ihm, wer dieser Mann sei, der sich einer so vertraulichen Benennung gegen ihn bediente, — er nannte es: anmaßte. Sich losmachend und mit einem Tone, dem man den Aufruhr seines Innern anhörte, fragte er kurz und barsch: „Was steht zu Dienst, mein Herr?“

„Sie haben Alles verloren,“ sprach der Fremde.

„Sie irren, Herr von Waldhausen!“ versetzte Baldwin mit Hohn. „Ich besitze noch genug, um nicht — betteln oder borgen oder mir gar etwas aufdringen lassen zu müssen! Ich gebe nicht in selbstfeindlicher Absicht von dannen; an mir verdienen Sie die Rettungsmedaille nicht! Die Zeit ist edel, — Sie erlauben also —!“

Er stand Waldhausen nicht weiter Rede, sondern stürmte, nach dieser Begegnung mit sich selbst nur noch zerfallener, unaufgehalten in sein Verderben. Denn die berechnende Summe von gestern, des Teufels Handgeld, an welchem kein Segen haftet, wie auch sein eigner kleiner Hort von Ersparnissen und der Ehrenpreis, Alles, Alles ging noch an demselben Abende verloren, und als er endlich zum zweiten Male die Bank verließ, war das Lächeln um seinen zuckenden Mund ein ganz anderes, als vorher. In diesem Lächeln der Verzweiflung,

das an solcher Stätte nur zu oft geschaut wird, lag eine furchtbare Deutung, und durch den Kreis der Zuschauer, den der bleiche Jüngling, noch immer trotzig aufblickend, durchbrach, ging ein leises, mitleidiges Geflüster.

„Es wäre doch zu unangenehm — zweimal in derselben Saison."

„Most shoking" — raunte ein hagerer Spieler mit ungeheurem Backenbart dem nächsten Croupier zu, und dieser gab einem hinter ihm stehenden Manne einen geheimen Auftrag. Vielleicht wollte die Bank dem jungen Manne helfen, ihm Credit oder sonstige Vortheile anbieten. Dieser war aber nicht mehr zu finden, und da man solcher Vorfälle nur allzu gewohnt war, nahm der heutige nur ein rasch vorübergehendes Interesse in Anspruch.

Der Mond stand hoch am Himmel. Sein Licht erhellte Balduin's Pfad, als dieser auf einem Nebenwege sich aller Beachtung schnell zu entziehen gewußt hatte. Seine Seele konnte noch zu keiner klaren Vorstellung kommen. Ihm war es unmöglich zu begreifen, daß Alles schon entschieden war. Durch die Nacht seines Innern zuckte zuweilen ein Blitz der Besinnung, erlosch aber gleich wieder, und dann war es ein wohlthätiges Gefühl. Er athmete tief und schwer, als gelte es eine Last von der Brust abzuwerfen. Sein Fuß wurzelte endlich fest am Boden und er starrte in trostloser Verzweiflung vor sich nieder, denn seiner Lage Bewußtsein war ihm endlich voll erwacht. Sollte er wirklich enden, wie er sich für diesen Fall in frevelhaftem Leichtsinn es ausgedacht? den Namen Saar auch noch mit dieser Schande bedecken? seiner Mutter das Herz brechen? Da hörte er sich abermals gerufen: „Baron Balduin!" und wie er sich unwillig wandte, erblickte er im taghellen Mondschein dicht vor sich die schwarze Dame, welche er als die Urheberin seines Fehlschlages angesehen hatte.

„Ich habe Ihnen Unglück gebracht," begann Sie mit einer weichen, melodischen Stimme; „ich wünsche das wieder gut zu machen."

„Wie können Sie das?" rief er. „Ueberlassen Sie mich meinem Geschick! Warum folgen Sie meinen Schritten?"

„Versuchen Sie Ihr Glück noch einmal," bat sie; „mit diesem Talismann! Hinweg mit der falschen Delicatesse, mit dem Vorurtheil! Nehmen Sie, Baron Baldwin, von Ihrer unbekannten Freundin, was Ihnen helfen kann; und wenn Sie die Bank gesprengt haben, dann zahlen Sie mir es zurück!" Sie reichte ihm eine strotzende Börse, durch deren Maschen im Mondlicht Goldstücke blinkten. Ihn überwallte ein heißer Strom.

„Ich danke Ihnen!" rief er. „Wer Sie auch sein mögen, ich kann nichts von Ihnen annehmen. Fühlen Sie nicht, daß Ihr Anerbieten Beleidigung ist? Wer sind Sie, daß Sie mich wie mein böser Geist verfolgen?"

„O, welch' ein schauerliches Wort! Nennen Sie mich vielmehr Ihren guten Engel, denn ich habe Sie vielleicht, ohne es zu wissen, — gerettet! Ich schäme mich, Sie noch einmal versucht zu haben. Es geschah in einer dunklen, unverstandenen Anwandlung, die ich nun bereue. Nein, Baron Baldwin! suchen Sie Ihr Glück auf anderen Wegen, als am Abgrunde, und preisen Sie Ihren heutigen Verlust! Er wird Sie zum Segen führen."

Er stand ihr nicht weiter Rede. Seine Seele war zu tief gedemüthigt, und er eilte durch die Nacht, um auf Umwegen seine Wohnung zu erreichen.

Ueber dem schönen Ebenthal lag eine drückende Hitze. Nur auf den Höhen, wo ein freier Luftzug wehte, war es erträglich, und Frau von Saar hatte sich, um der Schwüle, die selbst in die Zimmer des Frankensteins

eingedrungen war, zu entgehen, auf den Felſenſitz begeben. Es war aber nicht blos die äußere Schwüle, welche ihr die Zimmer zu eng machte; es war eine innere Beklemmenheit, erregt durch Baldwin's Brief, den ſie vor wenig Minuten erhalten hatte. Sie war dadurch bis in den Tod erſchreckt worden und konnte noch immer nicht faſſen, wie Baldwin zu einer ſo unſeligen Verirrung gekommen. Hätte ſie in ihrer martenden Beſorgniß abwarten ſollen, was geſchehen werde, oder zu ihm eilen, ihn wenigſtens ſchriftlich warnen? Das war der ſchnellſte Weg. Eine Wohlthat für betrübte Herzen, dieſe Erfindung, durch welche der elektriſche Draht in wenig Sekunden Nachricht zu Entfernten trägt und von ihnen bringt! Ohne Säumen hatte Frau von Saar dem Papiere wenige, aber mit aller Inbrunſt der Mutterliebe erfüllte Worte abmahnender Bitte anvertraut, und ſah nun dem Boten nach, welcher auf einem Kahn über den Fluß ſetzte, um ſie zu der nächſten Telegrafenſtation zu bringen.

Da wurde ihr ein fremder Beſuch gemeldet. Sie erinnerte ſich, den Namen aus Baldwin's Munde gehört zu haben; Bogenfeld. Er kam vielleicht mit neuer Kunde von ihm! Das war auch der Fall. Nur gab er ſie nicht in dem Umfange, wie ſie ihm geworden war, ſondern mit jener Schonung und Vorſicht, die ihm hier geboten ſchien. „Baldwin war in Wiesbaden ...“ Das wußte ſie. „Er beſuchte in guter Geſellſchaft, wie es der Anlaß oft giebt, die Bank ...“ Auch das wußte ſie. „Er verſuchte ſein Glück, gewann viel, verlor wieder ...“ Hier erbleichte Frau v. Saar, und zitterte. „Da war ihm eine neue Ausſicht, eine vortheilhafte Laufbahn eröffnet worden; und er faßte den Entſchluß ihr zu folgen, ſein Vaterland zu verlaſſen —“

„Es iſt doch noch nicht geſchehen?“ rief Frau von

Saar. „Sagen Sie, Herr von Bogenfeld! Verhehlen Sie mir nichts!“

„Er iſt auf einem guten Wege,“ tröſtete ſie Bogenfeld. „Wir waren zuſammengetroffen kurz nachdem Balduin von hier abgereiſt war. Ich wollte ihn anfangs nach dem Rheine begleiten, leider kam etwas dazwiſchen und wir trennten uns in Dresden; doch ſollte uns das Bedürfniß nach einem treugemeinten Freundeswort wieder zuſammen führen. Ich fühlte dies Bedürfniß nicht minder als er — aber der Anlaß kam uns von Außen. Ich folgte dem Rufe, ſobald ich ihn erhielt, und eilte nach Wiesbaden —“

„Iſt Balduin noch dort? Ich habe ihm ſo eben durch den Telegrafen geſchrieben!“

„Die Mittheilung findet ihn nicht mehr. Er iſt bereits vor zwei Tagen abgereiſt. Ich übernahm es, Sie von dem neuen Lebenswege, den er eingeſchlagen, in Kenntniß zu ſetzen, — Sie zu verſöhnen!“ ſetzte er mit einem innigen Ausdrucke hinzu.

Der Mutter Thränen floſſen. „Und das ſagt er mir nicht ſelbſt!“ flüſterte ſie ſchmerzlich.

„Er war verhindert zu ſchreiben. Seine Abreiſe kam ſo ſchnell. Gewiß werden Sie Nachricht von ihm erhalten, ſobald er ſie geben kann,“ ſagte Bogenfeld und kannte ſeine Verlegenheit nicht ganz bezwingen.

„Er iſt gezwungen worden abzureiſen! Er hat fliehen müſſen — o halten Sie mich nicht länger hin! Eine Mutter iſt ſtark genug, Alles zu wiſſen!“

„Ein unglückliches Zuſammentreffen führte Verwickelungen herbei, welche Balduin bewogen, mich an ſeine Seite zu rufen. Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau! Gott ſei Dank! es hat nicht den ſchlimmſten Ausgang genommen. Die Sache war ſo, daß ich einſchreiten mußte, um das Aeußerſte, das — zu unnatürlich geweſen wäre, zu

verhindern, und hätte es nöthigenfalls mit Gewalt, ja durch die Behörden gethan. Sie sehen, gnädige Frau, ich verhehle Ihnen nichts. Das Rencontre hat nicht Statt gefunden, aber die Lage der Verhältnisse war nun doch so, daß Baldwin auf meine ferneren Vorschläge, da ich einmal in Alles eingeweiht war, einging und sich entschloß, der Aussicht, welche ich ihm zum Glücke bieten konnte, zu folgen."

„Verstehe ich Sie recht, so hat Baldwin einen Zweikampf gehabt. Aus welchen Anlaß? Mit wem?"

„Der Zweikampf hat nicht Statt gefunden. Ich habe ihn verhindert. Forschen Sie nicht weiter, ich habe mein Wort gegeben, darüber zu schweigen."

„Gegen seine Mutter? Das konnte Baldwin verlangen?"

„Nicht Baldwin! Ich habe mein Wort, gleichviel wem, gegeben und muß es halten. Ueber die Zukunft können Sie ganz ruhig sein. Baldwin besitzt Geist und Kraft, um sich seine Bahn in der Welt zu brechen. Ein fremder Fürst" — Vogenfeld nannte ihn — „leidenschaftlicher Fürstliebhaber, dem ich vorgestellt war, hatte Baldwin's gekrönte Preisschrift gelesen. Er hatte den Wunsch gehegt, den Vielversprechenden in seine Dienste zu ziehen. Da er gerade in Wiesbaden anwesend war, wurde es vermittelt. Baldwin folgte ihm. Aber, gnädige Frau! lassen Sie mich offen reden. Ist es nicht ein Glück, daß er sich, vielleicht auf mehrere Jahre, entfernt? Er ist sehr jung, wenn auch für seine Jahre von seltener Reife des Verstandes; doch nur zu leicht übermannt von der Heftigkeit des Gefühls. Mit der Zeit, ich hoffe sehr bald, wird sich das läutern. Er wird die Verhältnisse ruhiger anschauen, das Glück erkennen lernen, das ihm jetzt noch in falschem Lichte erscheint."

Frau v. Saar verstand ihn, und was er ihr mit-

getheilt hatte, verfehlte einen wohlthuenden Eindruck nicht. Wohl mußte sie, wie sich einmal Baldwin gestellt, eine zeitweise Trennung als ein Glück für ihn und für sich selbst ansehen. Diese Ueberzeugung ging ihr auf, wie ein milder Trost. Sie errieth auch, daß Bogenfeld für ihn sonst noch gesorgt. Ihren Dank, den sie aussprach, lehnte er ab, und sehr erfreut, seine Mission so gut ausgeführt zu haben, verließ er nach kurzem Aufenthalt den Frankenstein, mit dem Versprechen seinen Besuch bald zu wiederholen. —

Als sie wieder allein war, hatte sie Muße, über Baldwin's Wege, die sich so wunderbar schnell anders gestaltet, in mütterlicher Sorge nachzudenken; aber je mehr sie sann, desto einleuchtender wurde es ihr, daß Gott Alles zum Besten gelenkt habe. Sie zitterte vor dem Abgrunde, zu welchem ihr Kind in leidenschaftlicher Verblendung verlockt worden war: im Spiel den Segen zu suchen, im Zweikampf das Leben zu wagen! Aber es war ja glücklich vorüber, und sie dankte dem Allbarmherzigen aus der Tiefe ihres Herzens für seine Gnade. Wie sehnte sie sich nun, nachdem sie ruhig geworden, nach dem Freunde, dem sie sich verlobt hatte, um in seinem edlen Sinne Rath zu finden, was nun zu thun, um die Zukunft Baldwin's so zu gestalten, daß er sich ihrer ohne Bitterkeit erfreuen könne. Der Pfeil aus Baldwin's halb durchstrichener Stelle war machtlos, ganz unbeachtet geblieben. Sie mußte sich aber noch einige Zeit gedulden; denn Wallhausen schrieb ihr zwar regelmäßig, erst aus Frankfurt, dann nach einander aus Mannheim, Straßburg, Lyon, zuletzt aus Paris, daß die Angelegenheit, welche er verfolge, im besten Gange sei; aber er konnte noch immer seine Rückkehr nicht bestimmen und bat sie in seinem letzten Briefe sogar, sich nicht zu beunruhigen, wenn jetzt seine Nachrichten eine Weile ganz unterbrochen würden.

Ehe eine neuere einlief, erhielt die Baronin einen andern Brief, auf deſſen mit manchen Poſtzeichen bedecktem Couvert ſie mit freudigem Herzklopfen Balduin's Handſchrift erkannte. Er ſchrieb aus Venedig, und ganz zufrieden; aber ſie verſtand nicht recht, was er ihr über ſeine traurigen Erlebniſſe in Wiesbaden ſagte. Offenbar ſetzte er voraus, daß ſie von Allem genau unterrichtet ſei. Aber er erwähnte auch des Herrn von Wallhauſen dabei, von welchem ſie gewiß über ſein wahnſinniges Benehmen Kenntniß erhalten habe; doch ſei dieſer gegen ihn ſo edel geweſen, daß er nur beſchämt ſeiner Verirrung gedenke. In dieſen Worten lag, abgeſehen von ihrem dunkeln Inhalt, die erfreulichſte Hoffnung, daß ſich Balduin, je mehr der jugendliche Trotz der Gefühle ſich vor ſeinem reifen Verſtande beuge, mit Allem verſöhnen werde, was ihm ſo drückend geſchienen.

Was aber war zwiſchen ihm und Wallhauſen vorgefallen? In Wallhauſens Briefen war wohl gelegentlich Balduin's Erwähnung geſchehen, aber nie, daß ſie einander geſehen hätten.

Darüber kam der Herbſt heran, und auch von Balduin, der ſich einen Brief von ihr nach Florenz erbeten, erhielt ſie keine Auskunft darüber. „Hat Dir Herr von Wallhauſen nichts erzählt," ſchrieb er, „ſo iſt das ein neuer Beweis ſeines Edelmuths. Sag' ihm aber, daß ich ihn bitten laſſe, Dir nichts zu verheimlichen. Es thut mir leid, und ich werde es wieder gut zu machen trachten. Wenn Deine Vermälung geweſen, ſchreibe mir es nach Rom." Er ſetzte voraus, daß Wallhauſen ſchon zurückgekehrt ſei.

Eine Zeitſchrift, in welcher ſie Zerſtreuung ſuchte, brachte ihr endlich die Gewißheit deſſen, was ſie kaum zu ahnen ſich getraut, und zwar in einem kleinen im Spitzenſtyl geſchriebenen „Lichtbild von Aglaja" — deſſen Held

ihrem Balduin bis auf die geringſten Details ſeiner Kleidung, wie ſie nur ein Frauenauge wahrnehmen kann, glich.

Darin kam untern andern ein Abend an der Spielbank, eine Begegnung mit einem Stiefvater vor, eine Herausforderung desſelben, ein Zweikampf mit tragiſchem Ausgange.

Empört, aber von der halben Wahrheit, welche in dieſer indiskreten Benutzung von „Erlebtem und Erlauſchtem“ lag, im höchſten Grade beunruhigt, wollte Frau von Saar an Bogenfeld ſchreiben.

Da erhielt ſie endlich von Wallhauſen Nachricht aus London, daß er ſeinen Kreuzzug, wie er ſich ausdrückte, glücklich und ſiegreich durchgeführt habe, und kaum, daß ſie den Brief geleſen, erſchien er ſelbſt, und es bedurfte jetzt nur noch weniger Fragen, um ſich ganz zu verſtändigen.

Ueber die Vorfälle in Wiesbaden ſprach er ſich ſo ſchonend als möglich aus. Er wurde nur durch Balduin's Wunſch dazu bewogen, überhaupt etwas zu erzählen; aber er ſtellte Alles in ein ſo mildes Licht, daß er das Gefühl der Mutter vollends beſchwichtigte.

Er hatte Balduin's Weg, als dieſer in der gereizten Stimmung war, gekreuzt. Er hatte ihn, nachdem er zum Aeußerſten gebracht war, bis in ſeine Wohnung verfolgt, ſich den Eingang gewaltſam erzwungen, und ihn dadurch ſo weit getrieben, daß er allerdings eine Herausforderung veranlaßte.

Welchen Grund er gehabt, ſie anzunehmen, verſchwieg er; wie er denn auch verſchwieg, daß Balduin in Wahrheit am Aeußerſten geweſen und er ihn vielleicht nur dadurch, daß er die Herausforderung angenommen, alſo durch die Ehre, von der Ausführung ſeiner That abgehalten habe. Wie kann Bogenfeld auf Balduin's Ein-

ladung genommen, wie dieser mit aller Kraft siegreicher Verstellung ihn dazu bewogen, das Cartel zurückzunehmen, das in jedem Falle, mochte es enden, wie es wollte, ihn mit Schmach bedecken, seiner Mutter das Herz brechen mußte, und wie der treue Freund für ihn weiter gesorgt hatte.

Das Resultat seines eigenen Kreuzzuges legte er in Form eines Documents auf den Tisch. Sie staunte, sie nahm es auf, ihre Wange färbte sich mit dem Roth freudiger Ueberraschung. Das war die alte Schuldurkunde, die ihr Gatte, auf fremde Rechtlichkeit nur zu sehr bauend, bei Abzahlung dieser drückendsten Last nicht zurückerhalten hatte, weil sie angeblich nicht zu finden gewesen. Diese Forderung war nach dem Tode des ursprünglichen Contrahenten von dessen Erben wieder aufgenommen worden, und der Proceß deßhalb schwebte noch. Wallhausen hatte ihn mit der Wiedererlangung des Documents siegreich abgeschnitten. Er erzählte ihr nun ausführlich, welche Schritte er dazu im Stillen gethan, ohne seiner Braut voreilige Hoffnungen zu machen; wie er den Besitzer, den er persönlich kannte, auf seinen Irrfahrten verfolgt, ihn endlich gefunden und sich von ihm Vollmacht zur Durchsuchung des ungeordneten Wustes der Papiere seines Erblassers verschafft, dadurch aber die Belege der empfangenen Zahlung und das Document selbst erlangt habe, mit dessen Vorlage er nun den Proceß im anstehenden Termin beendigen werde.

„Für uns nicht;“ schloß er. „Wir bedürfen das nicht. Der Frankenstein gehört uns auch nicht, Elisabeth; aber er wird nun ohne fremde Beihilfe, die der edle Stolz nun einmal nicht annehmen will, für Baldwin auf alle Zeiten gesichert.“

„Darf ich ihm das gleich schreiben?“ fragte die Mutter mit strahlenden Augen.

„Nach dem Schlußtermin, Eliſabeth; aber ohne Nennung meines Antheils. Dann wird er mir um ſo unbefangener beim Wiederſehen als Deinem Gemal entgegentreten. Sein Herz — will ich auf beſſere Weiſe gewinnen!“

Poesien.

Ein Zufall, der sich nicht häufig wiederholt, hat es gefügt, daß uns aus den Federn zweier unserer gefeiertsten Dichter — Geibel und Hebbel — als Beiträge für unser Jahrbuch Scenen aus dramatischen Dichtungen zukamen, die beide, stofflich wenigstens, zu einander in nächster verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Das Interesse, mit welchem Publikum sowohl als Kritik diesen beiden, aus dem Nibelungenliede sich aufbauenden Dichtungen entgegen sieht, ist ein ungetheiltes. Wir haben auch deßhalb, in der Ueberzeugung, daß das Interesse für das Eine durch das Andere nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr nur erhöht werden kann, keinen Anstand genommen, beides zu bringen.

Die Red.

Aus der Tragödie „Brunhild".

Von Emanuel Geibel.

Saal auf der Burg zu Worms. **Gunther, Hagen.***)

Gunther.

Du kommſt zur guten Stunde; eben hielt ich
Mit Siegfried Zwiefprach. Unſer Zwiſt iſt aus,
Und meinem Wunſche fügt er ſich und bleibt.
Fürwahr, er trägt ein hoch Gemüth, und froh
Aufathm' ich wie bei Frühlingswiederkehr,
Da ich nach all' dem Wirrſal ihn aufs neue
Den Unſern heiße.

Hagen.

Herr, was thateſt Du!

Gunther.

Kann Dich's befremden, Mann, wenn alte Freunde
Raſch ehnen, was ſie ſchied? — Sag' an, was ſoll
Dies Runzeln Deiner Stirne? Thuſt Du doch,
Als hätt' ich Unheil Dir, nicht Glück verkündet.

---

*) Anmerkung. Der Stoff der Tragödie iſt aus der Volſungaſaga und aus dem Nibelungenliede bekannt. Die hier mitgetheilten Scenen beginnen in dem Augenblicke, wo nach dem Streite der Königinnen zwiſchen Gunther und Siegfried eine Verſtändigung eingetreten iſt.

Hagen.

Ein allzu raſches Wort iſt niemals Glück.
Du wirſt, was Du gelobt, nicht halten können.

Gunther.

Laß ſeh'n doch, wer mir's wehrt!

Hagen.

Die Thaten, die
Geſcheh'n ſind, Herr, und Deine Königin!

Gunther.

Du ſprichſt ſehr zuverſichtlich. Warſt Du etwa
Bei Brunhild?

Hagen.

Nicht bei ihr. Denn Niemand noch
Ward zugelaſſen. Doch ich forſcht' im Vorſaal
Beim Ingeſinde nach der Herrin Thun.

Gunther.

Und was erfuhrſt Du? Was begann die Fürſtin,
Seit ſie ſich unſerm Blick entzog?

Hagen.

Laß mich
Berichten, was ich von den Frauen weiß!
Zur Stunde, da vom Sonnenwendefeſt
Sie heim kam, löſte ſie ihr wallend Haar,
Und Mantel, Kron' und Spangen von ſich legend
Beſtieg ſie ſtumm und bleich ihr Ruhebett.
Dort wie ein Erzbild lag ſie nun zwei Tage,
Zwei Nächte, wortlos, ohne Speiſ' und Trank,
So ganz in ſich verſunken, daß ſie kaum

Ein Glied geregt. Doch ſchlief ſie nicht: denn finſter,
Weit offen glomm ihr brennend Aug' empor,
Und ſichtbar über Stirn und Brauen zogen
Wie Wolkenſchatten die Gedanken ihr,
Als reift' ein furchtbar Schickſal ſie im Innern.
Erſt heut' aus dieſer Starrheit fuhr ſie auf
Und rief nach Wein, und ſog aus tiefem Becher
Den Trunk mit bleichen Lippen durſtig ein.
Dann ihren Purpur um die Schultern werfend
Hieß ſie bieher Dich laden zum Geſpräch.

Gunther.

Seltſam! — Auf Stille hofft' ich; Dein Bericht
Hört freilich eh'r wie Möwenſchrei ſich an,
Der Sturm verheißt. — So gilt es zwiefach denn
Mit Ruh' gewarnet ſein!

Hagen.

Die Königin!

Brunhild (tritt auf).

Aus meiner Kammern Stille, wo ich einſam
Mein ſchlummerloſes Leid in mir gewälzt,
Tret' ich gefaßten Geiſtes, mein Gemal,
Bereit zur Zwieſprach wieder vor Dein Antlitz.
Doch nicht des Herzens Wunſch — Du fühlſt es wohl —
Die Noth der Stunde nur, die unerbittlich
Ein ſchweres Werk uns auflegt, treibt mich her.
Dir anzukünden komm ich, was geſchehen muß,
So Du nicht ſelbſt ſchon Deinen Schluß gefaßt.
Sprich denn!

(**Hagen will ſich entfernen.**)

Bleib' Hagen! Du bist treu, Du trägst ja
Kein wallend Goldgelock und wußtest nie
Von süßer Rede. Deines Raths vielleicht,
Vielleicht auch Deines Arms bedürfen wir.

Gunther.

Mit Freuden seh' ich, Brunhild, daß der Sturm,
Der bis zur Wurzel Dich erschüttert, endlich
Verüberzog. Besonnen wendest Du
Den Blick umher und ruhig klingt Dein Wort.
So hoff' ich denn, auch was Dir Noth scheint, wird
Getrosten Muthes zu vollführen sein.
Doch eh' Du's aussprichst, hör' mich an: wohl fühl' ich's,
Daß ich mich schwer an Dir verging, und stumm,
Von meines Unrechts Wucht hinabgedrückt
Vor Dir versinken müßt ich, wär's nicht Liebe
Gewesen, was in dies Vergehn mich trieb.
Doch Liebesschuld ist stets getheilte Schuld.
Nicht mich allein, die eigne Herrlichkeit,
Den Zauber, den Dein Reiz allmächtig übt,
Verklage, wenn der Wunsch Dich zu besitzen,
Durch Recht und Sitte wie ein Feuer brach
Und nimmer ruhte, bis er hochauflodernd
In blinder Raserei sein Ziel erreicht.
Jetzt ist's geschehn, und keines Gottes Spruch
Vermag's zu ändern. Zorn und Gram und Reue –
Könnt ich bereu'n — sind alle gleich umsonst.
Da frommt nur Eins: wie eines bösen Traums,
Den Finsterniß und wildes Blut gebar,
Der That Gedächtniß löschen. — Was versank
Nicht schon im Brunnen der Vergessenheit!
Wo ist ein tödtlich Leid, das er nicht denkte?
So sei denn weise, Brunhild, wirf die Schuld
Auch dieser Tage großgesinnt hinab.

Und was Dir doch, — dafern das Leben je
Dir wieder blüh'n ſoll, — einzig übrig bliebe,
Das thu' aus freier Wahl: vergiß, vergieb!

Brunhild.

Du ſprichſt in einer Sprache, die, vernehm' ich
Die Worte gleich, doch wie des Windes Sauſen,
Des Waſſers Rauſchen mir unfaßbar bleibt,
Ein leerer Schall, dem Sinn und Deutung fehlt.
Wenn mir ein Pfeil im wunden Fleiſch noch zittert,
Wenn tödtlich Gift mir durch die Adern rai't,
Wirſt Du verlangen, daß ich Pfeil und Gift
Aus meinem Sinn verbannen ſoll. Und doch!
Ich könnt' es eh'r, als dieſer Qual vergeſſen,
Die unauslöſchlich brennend mich verfolgt!
Den Göttern mag es anſteh'n zu verzeih'n,
Denn machtlos prallt von ihrer heitern Stirn
Der Frevel, wie von feſtem Erz, zurück.
Ich bin verwundbar irdiſchen Geſchlechts,
Und Sühnung brauch' ich, wie ich Schmerzen fühle!

Gunther.

Ich hatte Dich beſänftigter gehofft.
Doch ſei's. Sag' Deinen Preis! Was menſchlich iſt
Gewähr' ich Dir. Du wirſt im Zorn nicht reden!

Brunhild.

Sei unbeſorgt! Wer ſo wie ich gelitten,
Dem loſch mit Furcht und Hoffnung auch der Blitz
Des Zornes aus, und ehern wie das Schickſal
Gelaſſen thut er, was nothwendig iſt: —
Siegfried muß ſterben! —

Gunther.

Weib, verſuchſt Du mich?
Zu welchem Ende ſonſt der grauſe Scherz!

Brunhild.

In ſolcher Stunde ſcherzen wäre Frevel.
Du frugſt mich um den Preis; — ich nannt' ihn Dir.

Gunther.

Und Mind'res alſo nicht, als Siegfrieds — Mord
Begehrteſt Du?

Brunhild.

Du ſagſt es, mein Gemal.

Gunther.

So hat von Deinen Zauberweibern eins
Mit Bechern Wolfblute Dir das Haupt verwirrt,
Und Dir das Herz zu kaltem Fels verſteinert!
Doch wenn Du, ſelber fühllos, ſolchen Greu'l
Nicht ſcheuſt zu denken, wähnſt Du denn, ich werde
Jemals einwill'gen in das Gräßliche,
Ich werd' es dulden, daß man hinterrücks
Den Waffenbruder mir, den Freund erwürgt?

Brunhild.

Du wirſt es dulden.

Gunther.

Nimmermehr! Den Gaſt —

Brunhild.

Der Dir vor allem Volk Dein Weib entehrt —

Gunther.

Das that nicht er —

Brunhild.

Das that die Schweſter, meinſt Du?
Doch konnte ſie's, wenn er Dich nicht verrieth?

Gunther.

Durch abſichtsloſes Wort. Ein Schickſal war's!

Brunhild.

So nenn's auch Schickſal, daß er ſterben muß.

Gunther.

Laß Dich beſchwören —

Brunhild.

Spar' die eitle Rede!
Du hältſt der Norne Schritt ſo wenig auf,
Wie Du ihn retten könnteſt, wenn er mich
Vor Deinen Augen hier erſchlagen hätte;
Denn Ehr und Leben haben gleich Gewicht.
O, als ich da lag, Tag und Nächte lang
Nichts als den Abgrund meiner Schmach empfindend,
Als jede Faſer, die in mir ſich regte,
In Schmerz aufzuckend nach Vernichtung ſchrie,
Was hielt mich ab, mit eingepreßtem Odem
Die Bruſt zu ſprengen, und des Blutes Bäche
Stillſteh'n zu heißen, wenn es nicht die Pflicht
Der Reinigung und der Vergeltung war?
Nicht ungeſühnt durft' ich hinuntergeh'n,
Ein ehrlos Bild, zu wandeln bei den Todten,
Die ich im Leben hoch die Stirne trug —
Das trieb mich rückwärts von der düſtern Schwelle,

Die meine Sehnſucht ſchon betrat; das hieß
Noch einmal das verhaßte Licht mich ſchau'n,
Doch nur, damit's mein furchtbar Sühnungswerk
Bezeuge, wie es meine Schmach geſeh'n!
Nur um der Rache willen leb' ich noch!
Und bei dem Eid, mit dem Du am Altar
Dich mir verſchwerſt, Du wirſt ſie mir nicht weigern!

Gunther.

O, hilf mir, hilf mir, Hagen! Rette mich
Vor dieſem Weib! Es ſteigt aus ihren Worten
Ein Dämon, der das blanke Todesſchwert
Mir aufdrängt, das ich doch nicht faſſen kann —!
Tritt Du dazwiſchen mit der Eiſenſeele!
Sag' ihr — denn mich, Du ſiehſt es, hört ſie nicht —
Daß ſie Unmögliches begehrt! Und mir,
— Bei Deiner Treue, Mann, beſchwör' ich Dich! —
Zeig' einen Pfad der Schonung!

Hagen.

Herr, weil ich
Dein treuer Mann bin, kann ich's nimmermehr.
Wie ſpräch' ich Ja, wo Ehre Nein geſprochen?
Er hat Dein Weib beſchimpft und Deine Krone.
Du mußt ihn töten — keinen Ausweg giebt's!

Gunther.

Auch Du! Auch Du! Wohlan, ſo nehmt mein Haupt,
Mein Blut für ſein's dahin! Ich bin kein Feigling,
Der erſt die That gebeut und dann ſie ſcheut;
Denn das bekenn' ich, daß ich ſie gebot.
Ich hab' das Leben lieb. Doch eh' ich mir's
Durch ſolchen Vorwurf Tag für Tag verkümmre,
Werf' ich's auf einmal von mir. Nehmt es hin!

Brunhild.

Nicht alſo Gunther! Dieſe Regung acht' ich;
Doch wozu frommte mir Dein Blut? Es würde,
Verſchüttet' ich's, den dürren Sommerſtaub
Zu meinen Füßen ſätt'gen, nicht mein Herz,
Und nimmer wüſch' es mich von Makel rein!
Denn nach der Kränkung, die die Schuld uns ſchuf,
Wägt ſich die Buße. Und da uns denn doch
Ein finſtrer Geiſt die Lippen löſ't, daß wir
Das Letzte ſagen, keiner Scheu gedenk,
So behl' ich's nimmer: Was ich litt, iſt mehr,
Als Du mir zu bereiten je vermocht!

Gunther.

Beim Thor, Du ſprichſt befremdlich!

Brunhild.

Nur wahrhaftig:
Bekenntniß wieg' ich mit Bekenntniß auf.
Was Du mir anthatſt, o ein Frevel war's,
Rathloſe Wildheit konnt' ihn blöder nicht,
Nicht blinder üben! Doch aus Deinem Sinne,
Wie ich Dich jetzt erkannt, begreif' ich ihn,
Du konnteſt mich beflecken, nicht erniedern;
Doch Er, der in der flügelſtolzen Seele
Das Maß der meinen trug, mit dem ich einſt
Im Kelch der Jugendluſt den Schaum getheilt:
Daß Er zum ſchnöden Werkzeug Dir ſich lieh, —
O das, das traf, das zehrt im Innern hier
Wie freſſend Feuer! Er, der tannengleich
Aus eurer Nebel Dumpfheit ſeinen Wipfel
In's Licht der Ehre ſtreckte, der —

Gunther.

Halt ein!
Dich macht Dein Haß ja ſehr beredt im Lobe!

Brunhild.

Man haßt nur das, was man als groß geehrt.

Gunther.

Verflucht denn Schonung, die Mißachtung birgt!
So ſind wohl wir für Deinen Grimm zu klein?

Brunhild.

Das ſprachſt Du ſelber, mein Gemal; nicht ich.
Ich heiſchte Siegfried's Tod nur, nicht den Deinen.

Gunther.

Ja, weil ſein Blut von echterem Rubin
Dir dünkt, wie meins; weil Du von ihm ein Bild
Im Herzen trägſt, das, wie es mich verdunkelt,
Zu heißrer Wolluſt Deine Rache lockt!
O, tief in Deine Seele ſchau' ich nun,
Und ſehe drin in allen Winkeln ſchlafend
Halbfertiger Sünden ungeborne Brut!
Du hätteſt ihn, wenn dieſes Schickſal ausblieb,
Geheim auf Deiner Wünſche Thron geſetzt,
Und zu ihm aufgeglüht in wilder Sehnſucht,
So wie Du jetzt ihn zu vernichten brennſt!
Doch, bei den Göttern! eh ich dieſen Vorzug
Ihm neide, könnt' ich — o, mein Haupt wird irr,
Und Haß und Freundſchaft ſchau'n wie Zwillingsbrüder,
Daß ich ſie nicht mehr ſcheide!

Brunhild.

Komm' zum Schluß!
Was ſoll geſchehn?

Gunther.

Beim Thor! Gewogen war's:
Allein mir däucht, die Schalen zeigten falsch.
Noch einmal wäg' ich's!

Brunhild.

Thu's, doch thu's zur Stelle!
Denn kein Gespräch, wie dies, ertrüg' ich mehr.

(**Gunther geht gegen den Hintergrund.**)

Hagen.

Er schwankt. — Du hast's errungen, Königin!
Du sprachst ein Wort, vielleicht unwollend nur,
Das ihm das Herz im Busen umgewendet.
Was Dir die Freundschaft niemals zugestanden,
Die Eifersucht, hab' Acht, gewährt es Dir.

Brunhild.

O welch' Geschlecht! Vergebt, ihr hohen Götter,
Ihr meine Ahnen dort in Asgard's Burg,
Daß ich mit diesem handle! Doch ihr wißt's:
Ich muß an's Ziel, gleichviel auf welchem Pfad!

(**Da Gunther sich wieder genähert hat.**)

Nun, mein Gemal, ist Dein Beschluß gefaßt?

Gunther.

Gewaltsam drängst Du mich, entsetzlich Weib!
Doch wenn er's wäre, wer vollbrächt' ihn?

Hagen.

Ich.

Gunther.

Du wolltest —?

Hagen.

Ja. Und ſonder Aufſchub, Herr,
Dafern Dein Sinn gradaus geht wie der meine;
Denn günſtige Geſtirnung winkt uns heut.
Du haſt die Jagd beſtellt. Der finſt're Wald
Giebt Raum zur That und Anlaß, und verhüllt
In räthſelhaftes Dunkel ihre Schrecken.
Wir treffen's nimmer beſſer. Drum ſo Dir's
Genehm iſt, braucht es keines Auftrags mehr.
Nur, ſo Du's nicht willſt, ſprich ein klares: Nein!

(Ein Kämmerer geht mit Bogen, Sperr und Mantel vorüber.)

Brunhild.

Dein Waidgeräth!

Hagen.

Beſteht!

Brunhild

Ja — oder Nein?

(Gunther zögert einen Augenblick; er ſcheint mit ſich ſelbſt zu kämpfen; dann folgt er ohne zu reden, dem Kämmerer in ſein Gemach.)

Hagen.

Kein Wort! — Dies Schweigen, Siegfried, iſt Dein Tod!
Die Würfel liegen. Königin, Du ſiehſt
Mich wieder, wenn's vollbracht iſt, oder nie!

Gräber.

Von Rudolf Gottschall.

Dort kniet ein einsam Weib an einem Leichensteine,
Vor sich die Stadt Paris im Abendsonnenscheine,
Und rings von Père Lachaise die stolze Gräberstadt.
Wie thürmt der Ruhm von Stein die hohen Pyramiden!
Doch auf dies stille Grab, von allen abgeschieden,
Streut nur der Herbst ein welkes Blatt.

Berühmte Krieger ruh'n dort unter Marmormälern,
Herolden ihres Ruhms und steinernen Erzählern,
Und Orden spricht und Kreuz, es spricht der Marschallstab
Vom heißen Land des Nils und seinen Wüstenschlachten,
Vom Sieg im Eisgefild, wo Schneegewölke nachten —
Ganz Frankreich schmückt der Helden Grab.

Berühmte Dichter ruh'n dort mit verstummter Leier.
Ihr Namen ist nicht todt! Zur Auferstehungsfeier
Weckt stille Andacht ihn und lauter Beifallsruf;
Und Kränze müssen hier die Monumente schmücken,
Dort auf die Bühne wirft sie jauchzendes Entzücken.
Unsterblich, was ein Dichter schuf!

Ein einfach stiller Stein ziert jene Grabesstätte;
Ein ruhmlos Plätzchen ist's. Des Epheus grüne Kette

Hält nur den Rasen fest, der sich zum Hügel thürmt.
Vorüber achtlos eilt am Allerseelentage
Das Volk, wenn ganz Paris die Burg der Sarkophage
Mit Kränzen, Kerzen, Thränen stürmt.

Doch Jene weilt gebannt. Ein quälendes Verschulden
Scheint selbst die Thräne nicht in ihrem Aug' zu dulden,
Das starr, bewegungslos auf diesem Hügel ruht.
Kaum wagt die Hand den Kranz auf dieses Grab zu legen;
Den kleinen Blumenflor am Kreuz von Stein zu pflegen,
Vorüber braust die Menschenflut!

„Ha wie dort auf Paris der Abendnebel brütet!
Dem Drachen gleicht die Stadt, der gold'ne Schätze hütet,
Und seinen gift'gen Hauch zu bösen Nebeln ballt!
In heißer Wünsche Gier ein ruheloß Erwerben!
Des Mammons Zauber lockt in's glänzende Verderben
Mit ewig wechselnder Gestalt.

Wie dort die Börse prangt, ein Horst der düstern Eulen!
Wie schauert's mich vor ihr! Kein Simsen faßt die Säulen,
Und stürzt mit Heldenkraft den Götzentempel ein!
Nur ungern blickt das Licht des Himmels durch die Fenster.
Dort herrscht die todte Zahl, das schlimmste der Gespenster,
Mit magischer Gewalt allein!

Die Weltbewegerin mit freiem Flügelschlage,
Die That, wird hier Gewicht in einer dumpfen Wage,
Der Völker Blut wird Geld, ihr Muth pariserner Werth.
Es fliegt der Ruhm herbei durch Telegrafennetze.
Nicht in die Herzen schlägt sein Blitz, nur in die Schätze;
Zur Wünschelruthe wird das Schwert.

Mein Vater — armer Mann, dem rings die Welt verſchloſſen!
Hier erfleht er dem Gott, und bringt ihm unverdroſſen,
Was ſonſt ein Herz erfreut, als will'ge Spende dar.
Wie ſtirrt's vor ſeinem Blick von Zahlen und Papieren!
Sein ganzes Leben iſt: Gewinnen und Verlieren,
Ein Spiel mit lockender Gefahr.

Doch Er, der mich geliebt, verfallen dem Geſchicke,
Der Raſen, der ihn deckt, erfreute ſeine Blicke,
Ein Sonnenuntergang, ein Kindesangeſicht!
Ihm war die ſchöne Welt ein Reich erneuter Wonne;
Die Erde grüßt' er froh und froh die ew'ge Sonne,
Des Geiſtes und der Schönheit Licht.

Er liebte mich! — Umſonſt; des Vaters Sinn blieb eitern!
Was galt ihm eine Stirn', geſchmückt mit Lorbeerreifern?
Ihm war ein armer Mann, den Gott ſo reich bedacht!
Da, um das höchſte Glück des Lebens zu erjagen,
Begann er ſelbſt voll Muth zu erfern und zu wagen,
Zu ringen mit des Dämons Macht.

Ich war ſein Ziel. Mir jagt er nach in fernen Zonen,
Sucht in der Flüſſe Sand verborg'ne Millionen,
Belauſcht der Zeiten Puls mit feinſtem Späherohr.
Der Geiſt, der Höh'res will, muß willenlos verſtummen —
Doch ſeine Habe wächſt, es häufen ſich die Summen,
Froh ſteht er an der Zukunft Thor.

Der Dämon triumphirt! Ein kühnes Spiel, ein letztes!
Was er bisher gewann, der muth'ge Spieler ſetzt es.

Da ſchlägt die Karte um, und alles ſinkt in Nacht.
Was hilft mein heißes Fleh'n, daß ihn der Himmel rette?
Die Gläub'ger treffen ihn auf ſeinem Todtenbette,
Wie er die Welt und ſich verlacht!

Und das geheime Gift, das ich dem Todten raubte —
Wie barg ich's andachtsvoll Nachts unter meinem Haupte,
Und auf das Fläſchchen oft der Sehnſucht Thräne fällt!
Umſonſt! Ich muß die Laſt des Lebens weiter tragen,
Den abgewelkten Kranz von ſonnenloſen Tagen,
Da eine ſchwere Pflicht mich hält!

Der Abend ſinkt herab, die Schatten fallen bleiern.
Den Schleier vor! Wozu dies Angeſicht verſchleiern?
Ein Bettler harrt auf mich einſam am Quai der Seine.
Mein Vater iſt's! O Gott! So kann ich heim nicht kehren!
Das Gold entehrt die Welt, ſo mag's auch mich entehren —
Zum Prinzen bei der Madelaine!"

Gedichte

von

Carl Viktor Hansgirg.

Herbstliche Heimkehr.

Kehr' ich heim vom Abendgange,
Sind die Vögel längst verstummt;
Nur daß einsam noch und bange
Ein verirrter Käfer summt.

Dort an dürrem Ast blieb hangen
Eine handvoll Aehren nur,
Die sich eben d'ran verfangen,
Als der Erntewagen fuhr.

Herz, so ist's auch dir ergangen:
Blieb in kühler Herbsteszeit
Nur ein Büschel Aehren hangen
Dir der alten Freudigkeit!

Dauernder Frühling.

Lenzmildes Lüftewehen
Lockt uns zum Garten hin,
Daß sinnend wir da stehen
Bei Blumen, die verblühn.

Hier Blüten, die uns blenden,
Und deren Krone lacht,
Die leuchtend ſich verſchwenden
In Schmelz und Farbenpracht;

Dort Andre, d'ran mit Beben
Der Kelch zuſammenknickt, —
Die hauchen aus ihr Leben
In Duft, der uns erquickt.

Du aber ſpendeſt beides,
Duft, Farbe im Verein;
Beſchämt und voll des Neides
Muß jede Blüte ſein.

Die Nelke muß erblaſſen,
Die purpurroth erglüht,
Die Roſe muß Dich haſſen
Die ſich in Duft verflüht.

Denn während Alles mälig
Im Winterfroſt verdorrt,
Lebſt Du in Liebe ſelig,
Ein ew'ger Frühling, fort!

Der Geliebten.

Gebunden iſt mein Odem an den Deinen,
Mein Spiegel biſt Du, biſt mein beſſ'rer Theil,
Vereint iſt unſer Jauchzen, unſer Weinen,
Gemeinſam unſer Weh' und unſer Heil.

Ich beug' mich den Gewalten Deiner Rede,
Du bist mein Echo, — reiner nur als ich;
Es widerhallt mir Deiner Stimmen jede,
Als hebe sie aus meinem Busen sich.

Anmuthig holdes Bild, aus Deinem Wesen
Wird mir die alte Göttersage kund,
Aus Deinem Aug' ist Platon's Welt zu lesen,
Athene strömt von Deinem süßen Mund!

Gedichte

von

Moritz Hartmann.

Abdallah.

So zu mir ſprach Abdallah, der Kurde:
„Wiſſe du, warum dein Freund ich wurde.

Weil du hörſt und ſchweigſt, wenn Andre ſprechen,
Weil du ſingeſt, wenn die Andern zechen.

Nie das Geſtern hört' ich dich beklagen,
Doch du redeſt ſchön von künft'gen Tagen.

Sahſt du Moslems im Gebete liegen,
Haſt du, Franke, ehrfurchtsvoll geſchwiegen!

Schmerzlich krank, haſt du nur Nachts geklaget,
Morgens ſtiegſt zu Pferd du unverzaget.

Wenig Waffen trägſt du und mit dieſen
Prahlſt du nicht, haſt nie dich ſelbſt geprieſen.

Siehſt du dort den Feind auf jenem Hügel?
Ach! er flieht vor uns als hätt' er Flügel.

Traurig iſt's, denn käm' es erſt zum Streite,
Und du ſänkeſt todt an meiner Seite,

Trug' ich beim in meiner Berge Wildniß
Eines guten Franken ſchönes Bildniß."

— Nicht, bei meinem eignen Lob zu weilen,
Schreib' ich an der Seine dieſe Zeilen.

Nur den Freund am Tigris will ich ſingen,
Mögen jetzt ihm Herz und Ohren klingen.

Im Walde.

Durch dunkle Wälder ging ich,
Es rauſchten die Bäume,
Und nicht nur Grillen fing ich,
Auch goldene Träume.

Vergeſſen war das Haſſen,
Nur Lieb' empfand ich;
Daß Menſchen ſich verlaſſen,
Kaum mehr verſtand ich.

Die Sonne lag in Funken
Auf Moosen und Steigen
Wie Lieder, die geſunken
Als Gold aus den Zweigen.

Ein Knabe ſtand am Wege,
Durch Blätter und Aeſtlein,
Beſah er im Gehege
Ein zwitſcherndes Neſtlein.

Er ſah hernieder ſchweigend,
Mit Augen, den klaren;

Er reckt' es, tief ſich neigend,
Mit goldenen Haaren.

Die Kinderaugen ſchreckten
Die Vögelein nimmer,
Die ſich entgegenſtreckten
Dem lächelnden Schimmer.

Die Mutter auch vom Aſte
Sang muntere Lieder
Dem holden Menſchengaſte
Und furchtlos hernieder.

Ich glaub', daß jener Stunde
Stets denken ich werde —
Mir ſchienen vereint zum Bunde
Die Menſchen der Erde.

Das Haus im Walde.

Ich kam vorbei auf nächtlichen Wegen
An einem Haus ſtill abgelegen.

Es liegt im brütenden Walde verſteckt
Von Erlen und hundert Kräutern bedeckt.

Hier wohnen die ſel'gen Erinnerungen,
Die traurig aus meinem Liede gelungen.

Hier hat in blühender Jugendzeit
Mein Glück gewohnt, mein Glück und Leid.

Das Leid iſt verblichen, das Glück verdorben,
Die grünende Hütte iſt ausgeſtorben.

So öd iſt's hier, — die Föhre ſauſt,
Wer weiß, wer jetzt in der Hütte hauſt.

Ich möchte gern um Einlaß flehen,
Und fürchte fremde Geſichter zu ſehen,

Nicht Trug befürcht' ich oder Verrath,
Wo einmal die Liebe gewohnet hat.

Ich bette mich hin auf die mooſige Schwelle,
Aufzieht des Mondes liebliche Helle,

Und wie ich einſt die Nächte verbracht,
Hier will ich verträumen auch dieſe Nacht.

Ich ſchließe die Augen — die glücklichen Stunden
Zieh'n ſtille vorüber und zeigen die Wunden,

Die blutenden Wunden auf ihrer Bruſt, —
Ich ſelber ſchlug ſie und hab's nicht gewußt.

Doch aus der Hölle ruft es und tönet:
O ſchlaf' in Frieden, wir ſind verſöhnet.

Nebel.

Der graue Nebel zieht vorbei
Im Morgenwind an meinem Fenster;
Er flüchtet wie beim Hahnenschrei
Und Dämmerlicht die Nachtgespenster.

Der Nebel jagt, als wär' die Welt
Auf stiller Flucht mit Berg und Thale,
Als bebte sie, daß sie erhellt
Die Sonne mit dem Frühlingsstrahle.

Mir ist's als ob mein ganzes Sein
Zerfließend mir vorüberfliehe,
Als ob mein Glück und meine Pein
Mit diesen Nebeln weiterziehe.

Von Merlin dem Barden.

Celtiſches Volkslied aus der Bretagne.

Ueberſetzt von

Moriz Hartmann und Ludwig Pfau.

1.

„Hört mich, gutes Großmütterlein;
Ich möchte ſo gern beim Feſte ſein!
Nach dem Feſt und nach dem Turnier,
Das der König giebt, verlanget mir!“

„Zum Feſte gehſt Du mir nicht heut',
Nicht heut' und nicht in künftiger Zeit!
Das Feſt iſt nimmer für Dich gemacht;
Du haſt geweinet die ganze Nacht.
Laß ſein, laß ſein darum das Feſt;
Dein Auge war im Traume genäßt!“

„Großmütterlein, wenn Du mich liebſt,
Zum Feſte Du mir den Urlaub giebſt.“

„Beim Feſte treibt Dich zu ſingen das Herz,
Heimkehrend weineſt Du dann vor Schmerz.“

2.

Geſtriegelt iſt ſein rothes Fohlen,
Er ſchlug ihm ſeinen Stahl an die Sohlen.
Er hat ihm den Zaum in's Gebiß geſteckt
Und es mit leichtem Teppich bedeckt.
Dann band er ihm um den Hals einen Reif,
Und flocht ein Band ihm in den Schweif.
Dann nahm er das Pferd und ſchwang ſich hinauf
Und kam zum Feſt in vollem Lauf.

Und als er kam auf das feſtliche Feld,
Der Hörner Ton erſchallt und gellt.
Es drängte ſich das Volk zu Hauf,
Und bäumend ſprangen die Pferde auf.
Der kühne Reiter, dem's gelingt,
Daß er die Schranken überſpringt
In einem Sprunge flink und frank,
Bekommt des Königs Tochter zum Dank.

Wie das erſchallet, ſpringt und fährt
Gewaltig empor ſein rothes Pferd.
Es wiehert und greift mächtig aus,
Glut ſprüht ihm aus den Nüſtern heraus;
Vom Aug' ihm fuhr ein Blitz in die Runde,
Und mit dem Hufe ſchlug es den Grund.
Im Rennen all' die Andern beſiegt's, —
Im Sprung hoch über die Schranke fliegt's.

„Herr König, Du haſt geſchworen hier;
Liner, Dein Kind, gehört nun mir!"

„Liner, mein Kind, iſt nicht für Dich,
Für keinen, der Dir jemals glich.

Und keinen Zauberer mach' ich zum Lohn
Für Zauberei zum Schwiegersohn!"

Ein greiser Mann, der beim König war,
Mit weißem Bart und weißem Haar,
So weiß, wie die Wolle, die hängen bleibt
Am Dorn, wenn vorbei die Herde treibt,
Ein Mann mit einem Wollegewand,
Mit Silbertressen rings am Rand,
(Zur Rechten des Königs saß der Greis)
Der sprach ihm in die Ohren leis.

Der König neigt sich zu ihm hinab,
Dann schlug er den Tisch mit dem Zepterstab.
Dreimal schlug er mit dem Zepter darauf,
Und alles Volk horcht schweigend auf:
„Bringst Du mir die Harfe des Merlin,
Um die sich vier goldene Ketten ziehn,
Bringst Du die Harfe mir zur Stätte,
Die hängt zu Häupten an seinem Bette,
Hast Du sie losgebunden; dann —
Vielleicht wirst Du meiner Tochter Mann!"

3.

„Großmütterlein, wenn Du mich liebst,
Du mir einen Rath, einen guten, giebst;
Wenn Du mich liebst, Großmütterlein —
Sonst bricht mein armes Herz in Pein!"

„Hätt'st Du gehorchet auf meinen Mund,
Dein armes Herz, es wär' gesund!
Doch, armes Kind, sei heitern Sinns,
Du lösest sie los, die Harfe Merlin's.

Und wische vom Auge die Thräne Dir,
Und nimm den gold'nen Hammer von mir.
Man schlägt mit dem Hammer, so viel man mag,
Kein Schall ertönt von seinem Schlag."

4.

„Glück Euch und Segen in diesem Palast,
Da bin ich wieder als Euer Gast!
Sehr lange zog ich daher, dahin;
Da ist nun die Harfe des Merlin!"

Wie ihn des Königs Sohn gehört,
Sprach er zu seinem Vater verstört.
Den Sohn wohl hörte der König an,
Zum Harfenträger spricht er sodann:
„Wenn Du ihm noch den Ring entwandt,
Den Ring, den er trägt an der rechten Hand,
Wenn Du mir bringest diesen Ring,
Nicht bist Du als Eidam mir dann zu gering."

Er weinte sehr und wanderte fort. —
„Großmutter! o höre dieses Wort:
Ihr wißt, was der König festgesetzt:
Jetzt hat er's gebrochen und verletzt!"

„Nicht weine, mein Söhnlein, schweig, o schweig!
Geh' hin, und hole jenen Zweig,
Den Zweig, den ich in den Kasten gelegt.
Der zwölf ganz kleine Blättlein trägt,
Zwölf zitternde Blättlein, die schimmern hold,
Als wären sie von gediegenem Gold.
In sieben Nächten vor sieben Jahr
Aus sieben Wäldern bracht' ich sie dar.

Um Mitternacht, wenn der Haha wird kräh'n,
Ein rothes Roß wird gezäumet ſteh'n.
Und fürchte Dich nicht; dem Barden Merlin
Wird tiefer Schlaf die Augen umzieh'n."

Schwarz Mitternacht war's, es krähte der Hahn,
Das rothe Roß flog hin ſeine Bahn.
Noch hatte nicht ausgekräht der Hahn, —
Um den Ring Merlin's ſchon war es gethan.

5.

Und Morgens als der Tag begann,
Der Jüngling trat an den König heran.

Wie den der König plötzlich erſah,
Ganz ſtarr vor Schrecken ſtand er da.
Ganz ſtarr der König, und Jedermann:
Nun ſieht, daß er ſein Weib gewann!

Für eine Weile aus dem Kreis
Trat er mit ſeinem Sohn und dem Greis.
Und als er wieder trat in's Gemach
Mit beiden, der König alſo ſprach:
„Wahr iſt, was Du gehört, mein Sohn;
Heut' haſt Du Dein Weib und Deinen Lohn.
Doch will ich von Dir noch eine That,
Die letzte ſei es, die ich erbat!
Wenn Du ſie vollführeſt, dann mit Recht
Biſt Du ein Königsgeſchlecht;
Dann geb' ich Dir meine Tochter heraus,
Dazu ganz Leon bei meinem Haus;
Merlin, den Barden, bring' herbei,
Daß er der Sänger der Hochzeit ſei!"

6.

„O Barde Merlin! aus welchem Land
Kommſt Du daher mit zerriſſ'nem Gewand?
Barhaupt und barfuß wo wanderſt Du hin,
Wo wanderſt Du hin, o Barde Merlin?
Wo wanderſt Du hin, in welches Land,
Mit Deinem Stechpalmſtab in der Hand?"

„Ich ſuch' meine Harfe. In dieſer Welt
Iſt all mein Troſt auf ſie geſtellt.
Ich ſuche die Harfe, ich ſuche den Ring;
Alldeides mir verloren ging."

„So ſei getroſt, Merlin, Merlin,
Denn Deine Harfe iſt nicht dahin!
Die Harfe Du wieder finden ſollt,
Die Harfe, und auch den Ring von Gold.
Merlin, tritt in die Stube herein,
Du ſollſt mein Gaſt zu Tiſche ſein!"

„Nicht eher halt' ich Ruh' und Raſt,
Nicht eher kehr' ich ein als Gaſt,
Nicht nehm' ich einen Biſſen ein,
Als bis ich fand die Harfe mein."

„Merlin, Merlin, o höre mich.
Gewiß die Harfe, die findet ſich!"
Sie flehn ihn an, ſie bat und bat,
Bis daß er in die Stube trat.

Der Sohn der Alten iſt heimgekehrt
Des Abends; da ſaß Merlin am Herd.

Er bebte vor Angſt und Schrecken da,
Als er Merlin, den Barden, ſah,
Als er ihn ſah, wie am Herd' er ſaß,
Das Haupt geneigt, die Wange blaß.
Als er am Herde ſah Merlin,
Nicht wußt' er da, wohin entfliehn.

„Sei ruhig, Kind, erſchreck nicht ſo ſehr!
Sein Schlummer iſt tief, ſein Schlaf iſt ſchwer.
Drei rothe Aepfel hat er verzehrt,
— Ich briet ſie für ihn auf dieſem Herd —
Drei meiner Aepfel hat er verzehrt,
Nun folgt er willig, wohin man begehrt!"

7.

Noch lag im Bett die Königin,
Da fragte ſie ihre Dienerin:
„Was hat die Stadt ſo aufgeſtört?
Was will der Lärm, den ich gehört,
Daß ich heut' Morgen ſo früh erwacht,
Und daß meines Bettes Säulen gekracht?
Was iſt geſcheh'n in Hof und Haus?
Das Volk ſtößt Schreie der Freude aus!"

„Das iſt ein Feſt. Sie feiern den Gaſt.
Merlin zieht ein in den Königspalaſt;
Mit ihm eine Alte im weißen Gewand,
Sie führt Euern Eidam an der Hand."

Der König lief heraus, um zu ſeh'n,
Da er ſolches vernahm, was fürder geſchehn.
„Steh' auf aus deinem Bett, Geſell!
Steh' auf, mein Herold, erheb' Dich ſchnell,

Und ruf' es im ganzen Lande aus:
Wer will, der komme in's Hochzeithaus
Zur Hochzeit, denn des Königs Kind
Macht Hochzeit, eh' die Woche verrinnt!
Zur Hochzeit rufe die Ritter und Herrn
Aus der ganzen Bretagne nah und fern,
Die Ritter und Herrn, die Richter zumal,
Die Diener der Kirche, die Krieger in Stahl,
Zuvörderst die großen Grafen im Reich,
Und Reiche und Arme, alle zugleich!
Und richte gut Deine Beschaft aus,
Und kehre bald wieder zurück in's Haus!"

8.

„Wenn Eure Ohren zum Hören gemacht,
So schweiget still, und habet acht,
Und habet acht und höret still,
Was der König anbefiehlt und will!
Hochzeit wird gerichtet dem Königskind.
Es komme, wer mag, eh' die Woche verrinnt!
Zur Hochzeit ladet der König ein,
Was immer hier wohnet Groß und Klein:
Zur Hochzeit alle Ritter und Herrn
Aus Land Bretagne nah und fern,
Die Ritter und Herrn und Richter zumal,
Die Diener der Kirche, die Krieger in Stahl,
Zuvörderst die großen Grafen im Reich
Und Arme und Reiche, alle zugleich!
Nicht wird es zum Essen fehlen an Kost
Und nicht zum Trinken an Wein und Most,
Und nicht an Schämeln zu sitzen darauf,
Und nicht an Dienern zu warten auf!

Von Schweinen ſchlägt man hundert Paar,
Zweihundert mächtige Stiere ſogar;
Zweihundert Kälber auch ſchlachten wir,
An hundert Rehe aus jedem Revier,
Und Ochſen noch an hundertmal zwei,
Und ihre Häute vertheilen wir frei;
Auch hundert Gewänder, es ſind dabei
Weißwollene für die Kerlfei;
Halsbänder hundert von reinem Gold,
Die ſollen ſchmücken die Krieger hold;
Ein Saal von prächtigen Mänteln voll,
Jedweder ein Fräulein ſchmücken ſoll;
Achthundert neue Hoſen dabei,
Die holen die armen Leute frei;
Für hundert Geiger zurechtgemacht
Sind Bänke, ſie ſpielen Tag und Nacht;
Und Merlin, der Barde, vom Hofe umringt,
Merlin, der Barde, die Hochzeit beſingt.
So groß wird ſein die Feſtlichkeit,
Wie's keine gab in keiner Zeit!"

9.

Sagt, Küchenmeiſter, ſagt mir an,
Ob ſchon die Friſt der Hochzeit verrann?

„Die Hochzeit iſt aus, jetzt iſt's genug;
Rein ausgeſchlamkt ſind Schüſſel und Krug.
Wohl fünfzehn Tage hat ſie gewährt,
Genug der Freuden hat ſie beſcheert.
Fortzog man reich an Gaben und Putz
Mit König's Urlaub in König's Schutz.
Sein Eidam hat ſich nach Leonê Land
Vergnügt mit ſeinem Weibe gewandt.

Und Alles freudigen Abſchied nahm,
Den König allein bedrücket Gram;
Merlin zog wieder aus dem Land,
Und Niemand weiß, wohin er verſchwand!“

Die Nibelungen

Eine Tragödie von Friedrich Hebbel.

Erster Act.

Erste Scene.

Worms am Rhein. Königs Gunthers Burg. Große Halle. Linker Seite. **Gunther, Giselher, Gernot, Dankwart,** der Spielmann **Volker** und andere Ritter sind versammelt. **Hagen von Tronje** tritt ein.

Hagen.

Nun? Keine Jagd?

Giselher.

Es ist ja heil'ger Tag!

Hagen.

Daß den Kaplan der Satan selber hole,
Von dem er schwatzt!

Gunther.

Ei, Hagen, mäß'ge Dich!

Hagen.

Was giebt's denn heut? Geboren ist er längst;
Das war — laßt seh'n! — ja, ja, zur Zeit der Flocken!
Sein Fest verdarb uns eine Bärenhatz.

Giſelher.

Wen meint der Ohm?

Hagen.

Gekreuzigt iſt er auch,
Geſtorben und begraben — oder nicht?

Gernot.

Er ſpricht — vom Heiland!

Hagen.

Iſt's denn noch nicht aus?
Wer hält mit mir? Ich eſſ' kein Fleiſch zur Nacht,
Das nicht bis Mittag in der Haut noch ſteckt.
Auch trink' ich keinen Wein, als aus dem Horn,
Das ich dem Auerſtier erſt nehmen muß.

Gunther.

So wirſt Du Fiſche käuen müſſen, Freund;
Am Oſtermorgen — geh'n wir nicht zur Jagd.

Hagen.

Was thun wir denn? Wo iſt der heil'ge Mann?
Was iſt erlaubt? Ich hör' die Vögel pfeifen,
Da darf der Menſch ſich doch wohl fiedeln laſſen?

(zu Volker:)

So fiedle, bis die letzte Saite reißt!

Volker.

Ich fiedle nicht, ſo lang die Sonne ſcheint;
Die luſt'ge Arbeit ſpar' ich für die Nacht.

Hagen.

Ja, Du beiegſt auch dann noch Dir die Geige
Gern mit des Feindes Darm und ſtrichest ſie
Mit einem ſeiner Knochen!

Volker.

Würdeſt Du
Vielleicht auf die Bezingung Muſikant?

Hagen.

Ich kenne Dich, mein Volker. Iſt's nicht ſo?
Du redeſt nur, wenn Du nicht fiedeln darfſt,
Und fiedelſt nur, wenn Du nicht ſchlagen kannſt!

Volker.

Mag ſein, Kumpan.

Gunther.

Erzähl' uns was; der Tag
Wird ſonſt zu lang. Du weißt ſo Mancherlei
Von ſtarken Recken und von ſtolzen Frau'n!

Hagen.

Nur von Lebend'gen, wenn es Dir beliebt,
Daß man ſich ſagen darf: die krieg' ich noch;
Den vor mein Schwert und die in meinen Arm!

Volker.

Ich will Dir von Lebendigen erzählen
Und der Gedanke ſoll Dir doch vergeh'n!
Ich kenn' den Recken, den Du nimmer forderſt,
Und auch das Weib, um das Du nimmer wirbſt.

Hagen.

Wie! Auch das Weib? Den Recken laß' ich gelten;
Doch auch das Weib? Du meinſt den Schlangentödter,

Den Balmungschwinger, den gehörnten Siegfried,
Der, als er einmal Schweiß vergessen hatte,
Durch's Bad sich deckte vor dem zweiten Mal —
Allein das Weib?

Volker.

Ich sag' Dir Nichts von ihr!
Du könntest ausziehn, um sie heimzuführen
Und kämst gewiß nicht mit der Braut nach Haus.
Der Schlangentödter selbst wird sich besinnen,
Ob er als Freier bei Brunhilden klopft.

Hagen.

Nun, was Herr Siegfried wagt, das wag' ich auch.
Nur gegen ihn erheb' ich nicht die Klinge,
Das wär' ja auch, wie gegen Erz und Stein.
Glaubt's oder zweifelt, wie es Euch gefällt:
Ich hätt' mich nicht im Schlangenblut gebadet!
Darf denn noch fechten, wer nicht fallen kann?

Giselher (zu Volker).

Schon hört' ich tausend Zungen von ihm plappern;
Doch, wie die Vögel durch einander zwitschern,
Es gab kein Lied. Sprich Du einmal von ihm!

Gunther.

Vom Weibe erst! Was ist das für ein Weib?

Volker.

Im tiefen Norden, wo die Nacht nicht endet,
Und wo das Licht, bei dem man Bernstein sticht
Und Nebben schlägt, nicht von der Sonne kommt,
Nein, von der Feuerkugel aus dem Sumpf —

(Man hört in der Ferne blaſen.)

Hagen.

Trompeten!

Gunther.

Nun?

Volker.

Dort wuchs ein Fürſtenkind
Von wunderbarer Schönheit auf, ſo einzig,
Als hätte die Natur von Anbeginn
Haushälteriſch auf ſie gewart und Jeder
Den höchſten Reiz des Weibes vorenthalten,
Um ihr den vollen Zauber zu verleih'n.
Du weißt von Runen, die geheimnißvoll
Bei dunkler Nacht von unbekannten Händen
In manche Bäume eingegraben ſind:
Wer ſie erblickt, der kann nicht wieder fort,
Er ſinnt und ſinnt, was ſie bedeuten ſollen,
Und ſinnt's nicht aus. Das Schwert entgleitet ihm,
Sein Haar wird grau, er ſtirbt und ſinnt noch immer.
Solch eine Rune ſteht ihr im Geſicht!

Gunther.

Wie, Volker? Dieſes Weib iſt auf der Welt?
Und ich vernehm's erſt jetzt?

Volker.

Vernimm noch mehr!
So iſt's. Bei Eis und Schnee, zur Augenweide
Von Hay und Wallfiſch, unter einem Himmel,
Den ſie nicht einmal recht beleuchten kann,
Wenn nicht ein Berg aus unterird'ſchen Schlünden
Zuweilen ſeine rothen Flammen ſchickt,

Iſt aller Jungfrau'n herrlichſte erblüht.
Doch iſt das öde Land, das ſie gebar,
Auf ſeinen einz'gen Schatz auch eiferſüchtig
Und hütet ſie mit ſolcher neid'ſchen Angſt,
Als würd' es im demſelben Augenblick
Vom Meere, das es rings umbraus't, verſchlungen,
Wo ſie dem Mann in's Brautbett folgt. Sie wohnt
In einer Eiſenburg, den Weg zu ihr
Bewacht das tückiſche Geſchlecht der Zwerge,
Der raſch umflammernd, quetſchend Würgenden,
Die hören auf den wilden Alberich;
Und überdies iſt ſie begabt mit Kräften,
Vor denen ſelbſt ein Held zu Schanden wird!

Gunther.

Wie das?

Volker.

Wer um ſie wirbt, der wirbt zugleich
Um ſeinen Tod, denn führt er ſie nicht heim,
So kehrt er gar nicht wieder heim, und iſt
Es ſchon ſo ſchwer, nur zu ihr zu gelangen,
So iſt es noch viel ſchwerer, ihr zu ſteh'n.
Bald kommt auf jedes Glied an ihrem Leibe
Ein Freier, den die kühle Erde deckt:
Denn Mancher zog ſchon kühn zu ihr hinab,
Doch nicht ein Einziger kam noch zurück.

Gunther.

Nun, das beweiſ't: ſie iſt für mich beſtimmt!
Hei! Meine lange Brautwahl hat ein Ende,
Brunhilde wird die Königin Burgunds.

(Man hört die Trompeten ganz nah.)

Was giebt's?

Hagen (tritt an's Fenſter).

Das iſt der Held aus Niederland.

Gunther.

Du kennſt ihn?

Hagen.

Schau nur hin! Wer zöge wohl
So trotzig bei uns ein, wenn er's nicht wäre,
Und hätte noch nur Zwölfe im Gefolg?

Gunther (tritt an's Fenſter).

Ich glaub' es ſelbſt. Doch ſprich, was führt ihn her?

Hagen.

Ich weiß nicht, was ihn reizt. Er kommt wohl nicht,
Um ſich vor Dir zu bücken, und er hat
Zu Haus doch Alles, was man wünſchen kann!

Giſelher.

Ein edler Degen!

Gunther.

Wie empfängt man ihn?

Hagen.

Du dankſt ihm, rath' ich, wie er Dich begrüßt.

Giſelher.

Ich gehe ihm entgegen.

Gerenot.

So auch ich.

Hagen.

Wer's thut, der wird ſich nicht erniedrigen.
Denn, daß er's Euch nicht ſelbſt zu melden braucht:

Er ſteckt nicht blos in ſeiner Haut von Horn
Und hat die Balmung-Klinge an der Seite,
Er iſt auch Herr des Nibelungenhorts
Und trägt die Nebelkappe Alberiche,
Und Alles das, ich muß es redlich ſagen,
Durch ſeine Kraft, und Nichts durch Hinterliſt.
D'rum geh' ich mit!

Giſelher.

Wir kommen ſchon zu ſpät!

Siegfried (tritt mit ſeinen Rittern ein).

Ich grüß' Dich, König Gunther von Burgund!
Du ſtaunſt, daß Du den Siegfried bei Dir ſiehſt?
Er kommt, mit Dir zu kämpfen um Dein Reich.

Gunther.

Hier kämpft man nicht um das, was man ſchon hat!

Siegfried.

Um das denn, was d'ran fehlt. Ich hab' ein Reich,
So groß wie Deins, und wenn Du mich beſiegſt,
So wirſt Du Herr darin. Was willſt Du mehr?
Du greifſt noch nicht zu Deinem Schwert? Ich hörte
Ja doch, daß hier die Tapferſten der Recken
Verſammelt ſeien, kühn genug, mit Thor
Zu kämpfen um den Donner, wenn ſie ihn
In irgend einem Eichenhaine träfen,
Und ſtolz genug, die Beute zu verſchmäh'n.
Iſt das nicht wahr? Wie? Oder zweifelſt Du
An meinem Pfande? Glaubſt Du, daß ich's Dir
Nicht geben kann, weil noch mein Vater lebt?
Herr Siegmund ſteigt von ſeinem Thron herunter,
Sobald ich wiederkehre, und er wünſcht

Sich ſehnlich dieſen Augenblick herbei:
Denn ſelbſt ſein Zorter wird dem Greis zu ſchwer.
Und jeden Helden, der Dir dienen mag,
Wäg' ich Dir auf mit Dreien, jedes Herr
Mit einer Stadt, und für ein Stück vom Rhein
Biet' ich den ganzen Dir! So komm und zieh!

Dankwart.

Wer ſpricht mit einem König ſo?

Siegfried.

Ein König!
Spricht doch ein Degen ſo mit einem Degen.
Wer kann und mag beſitzen, wenn er nicht
Bewieſen hat, daß er mit Recht beſitzt?
Und wer erſtickt das Murren um ſich her,
Bevor er den Gewaltigſten, der lebt,
Zu Boden warf und ihn mit Füßen trat?
Biſt Du das *nicht*? So ſag' mir, wen Du *fürchteſt*,
Und gleich zur Stunde zieh' ich wieder ab,
Und ferr're den ſtatt Deiner vor mein Schwert.
Du nennſt ihn nicht, und greif'ſt auch nicht zur Wehr?
Ich brenne, mich zu meſſen mit dem Recken,
Der mir mein Gut verdorren oder nimmt:
Wär' dies Gefühl Dir fremd? Das glaub' ich nicht,
Wenn ich auch nur auf Deine Diener blicke:
So ſtolze Männer würden Dir nicht folgen,
Wenn Du nicht ganz empfändeſt, wie ich fühl'!

Dankwart.

Du biſt gewiß auf's Kämpfen ſo verſeſſen,
Seit Du des Lindwurms Schurren-Panzer trägſt?

Nicht Jedermann betreg den Tod, wie Du;
Er findet eine off'ne Thür bei uns.

Siegfried.

Wohl auch bei mir! Hab' Dank, Du alte Linde,
Daß Du ein Blatt auf mich herunter warfſt,
Als ich mich badete im Blut des Drachen,
Hab' Dank, o Wind, daß Du ſie ſchüttelteſt!
Nun hab' ich doch die Antwort für den Spötter,
Der ſeine Feigheit hinter Hohn verſteckt!

Hagen.

Herr Siegfried, Hagen Trenje nennt man mich
Und dieſer iſt mein Bruder!

Volker (macht einen Geigenſtrich).

Siegfried.

Hagen Trenje,
Ich grüße Dich! Doch wenn Dich das verdrießt,
Was ich hier ſprach, ſo brauchſt Du's nur zu ſagen;
Ich ſetze gern den Königsſohn bei Seite
Und ſtehe Dir, als wärſt Du Gunther ſelbſt.

Gunther.

Kein Wort mehr, Hagen, eh Dein König ſprach!

Siegfried.

Und wenn Du fürchteſt, daß Dein gutes Schwert
An meiner harten Haut zerſpringen könnte,
So biete ich's Dir anders. Komm herab
Mit in den Hof; dort liegt ein Felſenblock,
Der ganz ſo ſchwer für mich iſt, wie für Dich:
Wir werfen uns erproben ſo die Kraft!

Gunther.

Du biſt willkommen, Held aus Niederland,
Und was Dir hier gefällt, Du magſt Dir's nehmen!
Nur trink' mit uns, eh' Du's von dannen trägſt!

Siegfried.

Sprichſt Du ſo mild mit mir? Da könnt' ich bitten:
Schick' mich ſogleich zurück zu meinem Vater,
Er iſt der Einz'ge, der mich züchtigen darf!
Doch laſſ' mich's wie die kleinen Kinder machen,
Die auch nicht gleich von ihrer Unart laſſen:
Kommt, werft mit mir, ſo trinke ich mit Euch!

Gunther.

So ſei's, Herr Siegfried!

Siegfried (zu Dankwart).

Und was Dich betrifft,
Nicht wahr, ich kniff Dich in den dritten Arm?
Es that nicht weh, ich weiß, Du haſt ihn nicht.

(Zu Allen.)

Als ich hier einritt, packte mich ein Grauen,
Wie ich's noch nicht empfand, ſo lang' ich lebe.
Mich fröſtelte, als wärd's auf einmal Winter,
Und meine Mutter kam mir in den Sinn,
Die nie zu weinen pflegte, wenn ich zog,
Und dies Mal weinte, als ob alles Waſſer
Der Welt den Weg durch ihre Augen nahm.
Das machte mir den Kopf ſo wirr und kraus,
Ich wollte gar vom Pferde nicht herunter.
Jetzt bringt Ihr mich ſobald nicht mehr hinauf!

(Alle ab. Verwandlung.)

Verlorne Müh.

Von Uſo Horn.

Verlorne Müh' in künft'gen Tagen
In unſrer Sprache Dichter ſein;
Der Herbſt iſt da — und Frucht getragen
Hat längſt der deutſche Dichterhain!

Mag auch die volle Seele kreiſen —
O greif' nicht erſt in's Saitenſpiel!
Du findeſt keine neuen Weiſen
Für Deinen Drang, für Dein Gefühl!

Vollendet iſt der Kreis des Klanges.
Sieh wie durch ebenes Gefild
Die Sprache wandelt gleichen Ganges!
Denn ihre Sendung iſt erfüllt.

Ein Glück, daß noch der Troſt geblieben
Dem zarten Weib, dem ſtarken Mann:
Daß man auch ohne Worte lieben
Und ohne Rede — handeln kann!

Gedichte

von

Siegfried Kapper.

Späte Nelken.

Im späten Herbst ein Sonnenblick!
Und sieh, aus halb schon ödem Grunde
Sprießt vom entschwund'nen Frühlingsglück
Noch einmal auf die holde Kunde:
Aus Laub und Gräsern, ringsum welken,
Ein ganzer Schatz von frischen Nelken!

Und der ich schwieg, entfremdet ganz
Seit manchem Jahr des Liedes Wonnen,
Wie ich so find' den frischen Kranz
Im Glanz noch halbgeschied'ner Sonnen:
Entströhmend leise fühl' ich gleiten
Dies Lied durch meiner Seele Saiten.

So klinge denn, du froher Klang,
Geweckt nach langen, stummen Tagen!
Wie schlicht du sei'st, mein Leben lang
Will ich dich treulich in mir tragen.
Als Sonnenblick in Herbstesschauern
Wirst du in meiner Seele dauern!

Die Blumen aber nehm' ich mit,
Und werde dankbar mir ſie hüten.
Die ſoll des nah'nden Winters Schritt
Zertreten nicht mit rauhem Wüthen!
Sie werden mir in ſpäten Jahren
Noch Lenzesfreuden offenbaren.

Wie biſt Du auferblüht.

Wie biſt Du auferblüht
Lenzwunnermild und klar,
Seit Liebe Dein Gemüth
Berührt ſo wunderbar!

Dein Schau'n iſt Veilchenblick,
Dein Odem Roſenglut,
Die Wange leuchtet Glück,
Die Stirne Frühlingsmuth.

Dein ganzes Sein iſt Duft
Und all Dein Thun Geſang,
Und lenzhaft milde Luft
Umathmet Deinen Gang.

Welch' Staunen um Dich her,
Ob all dem holden Glanz:
Kaum kennen ſie Dich mehr,
So biſt Du anders ganz!

Aufzieht ſo über Nacht
In lichter Harmonie
Des Lenzes ganze Pracht,
Und weiß es keiner, wie!

Du liebſt.

Vergebens willſt Du hehlen es,
Du liebſt;
Deine Augen, die erzählen es,
Du liebſt.

Deine Augen, die beſchwören es,
Du liebſt;
Du ſchweigſt, und alle hören es,
Du liebſt!

Laſſ' walten.

Du liebſt! — Laſſ' walten ſtill
Die unerforſchte Macht!
Was ſie auch bringen will,
Zum Glück iſt Dir's gebracht.

Sei's Wonne, ſei es Schmerz,
Zum Segen wird Dir's ſein;
Beides verklärt das Herz,
Der Liebe Luſt wie Pein!

Aſyl.

An Deiner Lippen Roſenſtätten
Will ich, o Kind, mich ſelig betten!

Hieher, entflohn dem Lärm und Staube
Des Straßenkampfs, will ich mich retten!

Ruh' ich an ihnen, feſt umſchlungen
Von Deiner Arme Lilienketten;

Laſſ' klirren dann des Streites Waffen,
Laſſ' ſchmettern wild die Kriegestrometten!

Ein heißer Schlachttag iſt dies Leben,
Um eitlen Preis ein ſinnlos Wetten.

Wer nennt mir ſie, die bei dem Abſchluß
Gewonnen, nicht verloren hätten?

Mein Leger ſei — an Deinen Lippen,
Wo Roſen blüh'n, nicht ſchnöre Ketten!

Sei auch gefurcht noch mir die Stirne,
Laſſ' hier ſie ruh'n, — ſie wird ſich glätten!

Segen des Kuſſes.

Eines will mich kränken: wie verſchmerzen,
Daß ich nicht lag geſtern Dir am Herzen!

Eines, ſüße Seele, macht mir Sorgen:
Ob ich Dich wohl küſſen werde morgen?

Küſſe mich darum zu dieſer Stunde,
Küſſe Stirn und Lipp' mit heißem Munde!

Von der Stirne küſſe fort die Sorgen,
Fort das trübe Geſtern, bange Morgen;

Auf die Lippen, ſchwellend Dir entgegen,
Küſſe ſchweigend Deinen beſten Segen:

Daß ein zeitvergeſſen ſelig Heute
Küſſend durch das Leben mich geleite!

König Ramiro.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

1.

Botſchaft kam nach Saragoſſa.
Hat ein Wind ſie hergetragen?
Ward auf Pfeilen ſie geſendet?
Brachte ſie zur Stadt ein Adler?

Keiner weiß, wer ſie verkündet,
Und doch wogt es durch die Gaſſen;
Auf den Plätzen, in den Häuſern
Spricht der Eine zu dem Andern:

Frohe Botſchaft, frohe Botſchaft!
Heil den guten Chriſtenlanden,
Denn die Mauren ſind vertrieben,
Denn die Feinde ſind geſchlagen!

Das iſt nun der Lohn des Einbruchs,
Daß mit Uebermacht ſie kamen,
Daß ſie mordend Weiber, Kinder,
Daß ſie mordend Greiſe trafen,

Daß ſie unſ're Feſten ſtürmten
Und zerſtampften unſ're Saaten;

Daß ſie Dörfer rings verbrannten,
Daß ſie unſ're Herden ſtahlen!

Das iſt nun der Lohn der Mauren!
Tauſend nur von unſern Mannen
Warfen ſiebentauſend Heiden.
Alſo zeigt ſich Gottes Gnade!

Von den Bergen ſah man nächtlich
Südwärts ſtets den Himmel ſtrahlen
Feuerroth, denn ihre Städte
Standen lichterloh in Flammen.

Blutroth gingen ihre Flüſſe
Längs verödeter Geſtade,
Eine Ernte fahler Leichen
Schwemmend ſie zum Uferrande.

Frohe Botſchaft, denn des Feindes
Starke Jugend liegt zerſpalten;
Ihre beſte Kraft — gebrochen
Liegt ſie nun für lange Jahre!

Alſo heißt es. Aber Niemand
Weiß, woher die Kunden kamen.
Doch die Thaten werfen oftmals
Vor ſich her gewalt'ge Schatten.

Und ſo iſt auch alles Wahrheit:
Beten ſieht man kommen Abends,
Und ſie rufen auf den Plätzen,
Und ſie rufen in den Gaſſen:

Schmücket feſtlich eure Häuſer,
Thore, Thürme, Tempelhallen,
Denn Ramiro kommt, der König!
Morgen wird er Einzug halten.

Heil! Ramiro kommt, der Sieger!
Er, der kühnſte Held der Schlachten,
Der die Heimat euch gerettet,
Der euch iſt des Glaubens Wahrer!

Heil! Ramiro kommt, der König!
Zieht entgegen ihm mit Palmen!
Tauſendtönig ſingt ihm Lieder,
Ihm, dem Stärkſten aller Starken!

2.

Sommerherrlich ſtrahlt der Himmel
Auf die Gärten, auf die Auen;
Auf das ſtolze Saragoſſa
Schaut ſein gold'nes Sonnenauge.

Aber aus den dunkeln Thoren
Ziehen Männer, Kinder, Frauen
Hell in lichten Feſtgewändern;
Greiſe harren auf den Mauern.

Hüben lagern ſie am Wege
Freudig und behaglich plaudernd,
Drüben zieh'n ſie. Aus den Schwärmen
Tönt zuweilen lautes Jauchzen.

Und dem vielverſchlung'nen Wege
Folgen forſchend alle Augen.

Plötzlich hebt ſich's in der Ferne
Wolkengleich von dichtem Staube!

Heil, ſie ſind's! Im blüh'nden Thale
Wogt herauf ein heller Haufen,
Sonnig ſpielt es auf den Lanzen,
Blitzt es auf den Eiſenhauben.

Ihre bunten Fähnlein wehen
In dem heißen Mittagshauche,
Und die Federbüſche wallen
Von den Ritterhelmen rauſchend.

Heil! Ihr tapfern Arragonier!
Heil Dir, kühnes Heldentauſend!
So aus allen Kehlen klingt es,
Als begänn' ein Meer zu brauſen.

Heil den Kriegern, Heil den Siegern,
Die befreit uns von den Mauren!
Heil Ramiro, unſ'rem König,
Unſ'rer Helden Heldenhaupte!

Und es blaſen d'rein die Hörner,
Und es ſchlagen d'rein die Pauken,
Ferne hörte man den Jubel
In der alten Hauptſtadt rauſchen.

Und die Krieger alle danken
Rings den Männern, rings den Frauen,
Welche mit den Tüchern winkend
Tiefgerührt die Helden ſchauen.

Ja, es weinen hier die Männer,
Wie ſie Gruß und Willkomm tauſchen,
Tiefgerührt ob dem Empfange,
Der ſo hell und herzlich lautet.

Ja, ſie weinen, daß ſie wieder
Zu der vielerſehnten, trauten
Heimat kehrten, die ſie lange
Nur geſeh'n im flücht'gen Traume.

Daß ſie wieder ruhen werden
An dem Herd im ſtillen Hauſe,
Daß ſie Weib und Kind umarmen,
Sicher vor den wilden Mauren.

Daß ſie wiederſeh'n die Bräute,
Die ſie ewig nicht erſchauten,
Daß ſie Tanz und Becher ſuchen
Bei dem Klang geſtimmter Lauten.

Freude allwärts! Aber Einen
Sieht man ſtarr und regles ſchauen:
Ha! Ramiro iſt's, der König.
Allen macht ſein Anblick Grauſen.

3.

Seht ihn an, das iſt der König!
Kühner Krieger kühnſter Krieger!
Kühner Sieger kühnſter Sieger!
Hoch und herrlich ſind die Glieder.

Kräftig, ſtark, geſchmeidig ſind ſie:
Wie er feſt im Sattel ſitzet,

Mächtig weiß das Roß zu lenken,
Der sechs Rosse überringet!

Es bewegt sich so gelenkig
Und so schnell nicht der Tiger,
Wenn er tief im Dickicht lauert
Auf die Beute, die bestimmte.

Sehr sein Schwert, das scharfe, starke!
Wenn es aus der Scheide blitzet,
Nimmer führt er es vergebens,
Nach dem Haupte führt er's sicher.

Seine Lanze ist die beste:
Wenn sie sich der Hand entschwinget
Schwirrend klirrend unaufhaltsam,
Fähret zu des Herzens Sitze.

Und das Horn hängt ihm zur Seite,
Jenes Horn, das laute, wilde,
Hochberühmt in Männerschlachten,
Weil es Heldenweisen klinget.

Hören seinen Ton die Freunde,
Wie dann Muth und Zornlust schwillet!
Aber hören es die Feinde,
Wie in bleicher Furcht sie zittern!

Mächtig klang das Horn des Roland,
Als er herben Tod erlitten,
Mächt'ger tönt das Horn Ramiro's,
Heiden kennen es und Christen.

Wie ein Bild aus Erz gegoſſen
Blickt er ernſthaft, dunkel, finſter!
Alſo ſtürmet er zum Blachfeld,
So iſt er in Haus und Kirche.

Immer ſtarrt ſein Marmorantlitz,
Düſterer Ernſt liegt auf der Stirne,
Scharf iſt ſtets der Mund geſchloſſen.
Solch ein Mann erfreut ſich nimmer.

Nur zuweilen zuckt das Auge,
Schrecklich ſind alsdann die Blicke,
Baſiliskenblicke ſind es,
Welche jäh den Feind vernichten,

Welche in's Verderben locken
Stier und feſt. Sie glüh'n von Grimm,
Rache, Wildheit, Tod und Morden,
Nicht die Hölle mag ſo blinken.

Ha, unheimlich iſt der Anblick!
Was mag auf der Seele ſitzen,
Furchtbar laſtend, das ſo wüthend
Schaut aus dieſen dunkeln Blicken?

Rings im Volke geht die Sage,
Daß er einſt die Hand beſprizte
Mit dem Blute ſeines Bruders,
Um den Thron ſich zu gewinnen.

4.

Schweigend zieht er in die Hofburg,
Schweigend wie er kam. Es ſtürmen

Um ihn her die flinken Diener,
Er ist sonder Wort' und Grüße.

Mit gemess'nen raschen Schritten —
Denn ihn kann kein Ritt ermüden —
Geht er durch die Corridore,
Die sich dehnen dumpf umdüstert.

Aufsteigt er die Marmortreppe,
Offen steht die große Thüre;
Dort trifft er sein Weib Aldonza,
Schwarz in Trau'rgewand gehüllet.

Die Gestalt ist wie zerfallen,
Die verweinten Augen trüben
Voll von Zorn, da sie ihn schauet,
Und die blassen Wangen glühen.

Wieder knickt sie matt zusammen,
Lautlos wendend ihm den Rücken.
Weib, so spricht er, kein Willkommen?
Ist ein Gruß zu viel der Mühe?

Wieder schweigt sie, doch er höhnet
Scharf sie an mit kaltem Zürnen:
Wo das ganze Volk mir jubelt,
Birgst Du hier Dich in den Thürmen?

Sprich, was hielt Dich vom Empfange,
Meinem festlichen, zurücke?
Sprich, was hüllst Du Dich in Trauer
Statt in Farben, freudig blüh'nde?

Sprich, ob tolle Weiberlaunen,
Wechselvolle, Dich berücken?
Komm, ich will ſie Dir vertreiben,
Sei's durch Strenge, ſei's durch Küſſe!

Schweig! ſo ſpricht Alfonza ſtrenge,
Sich erhebend voller Würde.
Schweig, Du Schlimmer, Ränkevoller,
Mann voll Bosheit, Zorn und Tücke!

Iſt es nicht genug, Du Wilder,
Daß Du mit Gewalt entführteſt
Mich, die Braut von Deinem Bruder,
Der mir ganz das Herz beglückte?

Iſt es nicht genug, Du Frecher,
Daß Du mich umwebſt mit Lügen,
Daß Du tot den Bruder ſagteſt,
Um zum Altar mich zu führen?

Iſt es nicht genug, Du Grimmer,
Daß Du häufteſt alle Uebel
Auf mein arm gebrechen Leben,
Daß Du Schmerz zum Schmerz mir fügteſt?

Ach, ich hab' durch Dich geduldet,
Was kein Hund erdulden müſſe:
Haß und Zähzorn, Wuth und Rache:
Und ich hab' nicht ſchreien dürfen.

Nein, ich hab' nicht ſchreien wollen,
Denn ich wollte nicht entwürdigen
Gottes Sakrament, die Ehe,
Des geſalbten Königs Würde.

Lange hab' ich's ſtill getragen,
Traurig meinen Gram verhüllet,
Länger tragen wäre Feigheit,
Länger ſchweigen wäre Sünde!

Arger, voll iſt nun der Becher,
Ganz entwebt ſind Deine Lügen,
Deine grauſam wilde Schandthat
Hat ein Greis mir jüngſt verkündet.

Weh, ein Greis von jungen Jahren!
Bleich ward ſeine Lockenfülle,
Ach, in wenig kurzen Monden,
Da er zu Sankt Jago küßte.

Von dem Grabe des Apoſtels
Trieb's ihn her, den reu'gen Sünder,
Mir von einem Mord zu ſagen,
Einem Mord, entſetzlich, wüthend.

Daß ich laut ihn wiederhole,
Dafür ſind zu rein die Lüfte,
Dafür ſind zu keuſch die Lippen! —
Daß ihn nur die Hölle wüßte!

O mir brennt's wie Feu'r und Schwefel
In der Seele tiefſten Gründen,
Dieſer Unthat Laſt und Schwere
Will mich armes Weib erdrücken.

Wer der Mann? — Dein Helfer war es!
Wie er hieß? — Camacho. — Würger!
Zieh' Dein Schwert! Ich ſeh' Dich, Mörder,
Schon nach meinem Blute dürſten.

Wild entſetzt ſchaut Don Ramire,
Und ſein Auge wird ſtets düſtrer.
Doch gebeut er ſeinem Grimme,
Der das Schwert zur Fauſt ihm drücket.

Und er murmelt: Daß die Weiber
Niemals ſich vor Thorheit hüten!
Dich umflackert, Weib, der Wahnſinn! —
Und ſo ſchreitet er zur Thüre.

5.

Einſam in der ſtillen Kammer
Sitzt Aldonza traurig weinend,
Klagend klingt's in ihrer Seele,
Doch die bleichen Lippen ſchweigen.

Wer iſt wohl bejammernswerther
Rings in Arrageniens Weiten?
Mit dem Bettler möcht' ich tauſchen,
Ich, die Königin des Reiches.

Ich, die Königin, bin ärmer
Als des Landes ärmſte Weiber,
Denn mir ſcheiterte die Liebe,
All mein Leben iſt geſcheitert.

Ach, nur einmal war ich glücklich,
Glücklich war ich kurze Zeiten,
Als Gonzales mir verlobet
Stand als ſtarker Hort zur Seite.

Herrlich war er anzuſchauen,
Schönſter Stern hiſpan'ſcher Streiter,

Weich und gütig war die Seele,
Gar ihn rühmen konnte Keiner.

Und er hielt im treuen Herzen
Heilig mich gleich einer Heil'gen,
Für mich brach er hundert Lanzen,
Für mich sang er hundert Weisen.

Der nur Herz und Geist und Leben,
Alles, Alles war in Einem,
Ach, er ward mir jäh entrissen
Zu unnennbar tiefem Leiden.

Ach, er ward mir jäh entrissen
Durch den Bruder, seinen eignen,
Denn die Herrschsucht und der Ehrgeiz
Hatten seiner sich bemeistert.

Ha, Ramiro hat geblendet
Ihm die Augen im Geheimen,
Ha, Ramiro hielt im Kerker
Ihn, den Blinden, lange Zeiten.

Ha, Ramiro brachte selbst die
Kunde seines ew'gen Scheidens,
Die erlog'ne, und er zwang mich
Unglückoweib zu seinem Weibe.

Aber als er gen die Mauren
In die Feldschlacht mußte reisen,
Sandt' er in des Blinden Kerker
Seiner roben Mörder einen.

Seiner Mörder fand't er einen,
Der den Armen, Schwachen, Bleichen
Meulings ſchlage. Und ſo that es
Würgeriſch der Eingeweihte.

Doch die That gab ihm die Reue,
Und die Reue brach ſein Schweigen.
Weh mir, aus des Mörders Munde
Hört' ich ſelbſt die grauſ'ge Beichte,

Hört ich ſelbſt Ramiro's Schande.
O, vor Jammer möcht ich ſchreien!
Ich, das Weib des Brudermörders,
An des Gattenmörders Seite!

Alſo klingt's durch ihre Seele,
Doch die bleichen Lippen ſchweigen.
Horch, da thut ſich auf die Thüre,
Einen Boten ſieht ſie ſchreiten.

Und er ſpricht: Ich komme, Fürſtin,
Wie der König mich geheißen.
Er befiehlt Dir, mach' Dich fertig,
Morgen geht es auf die Reiſe.

Deine Frauen heiße rüſten
In die Kiſten reiche Kleider,
Nimm die Perlen und Rubinen
Und die hellſten Demantſteine.

Botſchaft ſandte Alboazar,
Beim Turniere zu erſcheinen,
Und der König will zum Feſte
In dem höchſten Glanze reiten.

Zu dem höchſten Glanze, will er,
Soll ſich raſch ſein Hof bereiten,
Denn mit ſeinem alten Gegner
Gilt's das Friedensfeſt zu feiern.

6.

Oben ragt das Schloß von Gaia
Auf dem kecken ſteilen Felſen,
Unten auf dem Plan am Streme
Blinken hundert bunte Zelte.

Und im milden Morgenhauche
Sieht man weit die Fähnlein weben,
Rings auf ſchimmerlichen Pfaden
Naht die Menge neugierbrennend.

Und im abgegrenzten Raume
Herrlich ausgeziert erheben
Laubumkränzte Galerien
Sich, auf ſchlanken Pfeilern ſchwebend.

Une der Flor der Damen Spaniens
Sitzet dort. Viel Blicke ſenden
Dunkle ſowie blaue Augen,
Pfeile liebereicher Herzen.

Blaß wie ſtarrer Tod zu ſchauen
Sitzt Alvenza dort, die Hehre;
Alboazar's Schweſter blühet
Neben ihr wie roſ'ges Leben.

Eine wunderbare Maurin
Iſt Ortiga. Glühend ſtreben

Hin nach ihrem Blick die Blicke;
Solch ein Frauenblick macht Helden.

Horch, da tönen laut die Pauken,
Schmetternd schallen die Trompeten,
Und auf scharf gesperrten Rossen
Sieht man her die Ritter sprengen!

Hell erglänzet Lanz' und Harnisch,
Heller strahlen noch die Helme,
Hüben flattern farb'ge Schärpen,
Drüben fliegen farb'ge Federn.

Und der Kampf beginnt, es stürmen,
Sich an Kraft und Schnelle messend,
Kühne Streiter aufeinander.
Wer wird hier den Sieg erfechten?

Blitzend fahren hin die Lanzen,
Blitzend zucken hin die Schwerter,
Donnernd klingt es an den Eisen,
Funken sprühend an den Helmen.

Zügellose Rosse fliegen
Stampfend rings die grüne Erde,
Bügellose Ritter decken
Sattel-, waffenbar die Ebne.

Wie der Kampf am wildsten tobet,
Klingt ein Horn. Ob sie es kennen!
Ha, das ist das Horn Ramiro's,
Der zum heißen Kreise rennet.

Kam der Schlachtengott hernieder,
Iſt nun alle Kraft entfeſſelt,
Hat ſich aller Muth geeinigt,
Die beſaßen früh're Helden?

Wo er hintrifft, fährt zu Boden
Jeder Kämpfer. Alle Pferde
Werden flüchtig. Alle Waffen
Sind von ſeinem Stoß zerſchmettert!

Rings der Boden iſt beſäet,
Hier mit Thieren, dort mit Menſchen,
Er allein, der Dunkle, Wilde,
Hält als Sieger auf dem Felde.

Heil Ramire! Heil Ramire!
Alſo jauchzt es aus der Menge.
Wie in Erz gegoſſen hört er
All das Jubeln ohne Regen.

Heil Ramire! Heil Ramire!
Lauter ſchmettern die Trompeten!
Kränze wirft man zu dem Sieger,
Und der Damen Tücher wehen.

Doch er reitet zu dem Platze,
Der die Königinen beget.
Vor Ortiga, vor der Maurin,
Sieht man ihn die Lanze ſenken.

Flammen blühn auf ihren Wangen,
Feuer durch die Augen wehen;
Aber blaſſer wird Alvonza,
Ach, als ſchiere ſie vom Leben.

7.

Auf die tagesmüde Erde
Sinkt ein nächtlich tiefes Dunkel,
Doch es glüht der Himmel endlos
Reich von tausend Sternenfunken.

Heller leuchtet Gaias Veste,
Berg' und Thäler in der Runde
Seh'n aus allen Fenstern quellen
Farbenreiche Kerzengluten.

Und es klingt dort durch die Säle
Der elektrisch wilde Jubel
Heller Geigen, süßer Flöten.
O wie rauscht es freudetrunken!

Ritter, markig, kühn, erobernd —
Frauen, üppig, schön und munter, —
Eine Fülle von Gestalten —
Wiegt sich auf des Tanzes Fluten.

O wie heben sich die Glieder!
O wie sprüh'n von lichten Funken
Glühe Blicke! Wie die Worte
Quellend von den Lippen sprudeln!

Aber sprich, wer ist der Schönste,
Wer die Schönste rings im Bunde?
O Ramire und Ortiga
Sind des Festes höchste Wunder!

Er, der schönste Mann der Männer
An Bewegung, Haltung, Wuchse;

Sie, das ſchönſte Weib der Weiber
In Geſtalt und Füll' und Gluten!

Er, die ſtarke ſchlanke Ceder,
Ragend rings der Welt zum Gruße;
Sie, die leuchtende Granate,
Glüh von Flammenpurpur trunken.

Und ſie fliegen durch die Reihen,
Enge Leib an Leib geſchlungen,
Wie ſo wild ſein Auge blitzet!
Wie ſo hoch aufwogt ihr Buſen!

Hier und dort ſind ſie im Saale,
Nimmer gönnen ſie ſich Ruhe,
Bald beſtrahlt von Girandolen,
Bald, wo tief ein Erker dunkelt.

Oftmals tönt ein leiſes Flüſtern
Zwiſchen beiden — ſelt'ne Kunde!
Denn ſie hängt an ſeinen Augen,
Und er hängt an ihrem Munde.

Alle Blicke folgen ihnen,
Wenn die Lichter ſie umzucken;
Alle Blicke möchten folgen,
Sind im Finſtern ſie verſchwunden.

Aber Keiner folget ängſt'ger
Als Alvenza. Ganz verſtummet
Iſt ihr Mund, und immer leerer
Wird ihr Angeſicht vom Blute.

Ob der Zorn ihr Herz mag ſchwellen?
Ob ſie Eiferſucht durchdrungen?
Iſt Gonzales ſchon vergeſſen?
Blutet eine neue Wunde?

Plötzlich rauſcht es auf im Kreiſe.
Erſt nur flüſtern leiſe Rufe,
Und dann wird es immer lauter;
Endlich klingt es heftig murrend:

Ha, verſchwunden iſt Ramire!
Ha, Ortiga iſt verſchwunden!
Ha, ſie ſtahl der freche Räuber,
Stahl verwegen ſie dem Bruder!

Heißt das wie ein Gaſtfreund handeln?
Handeln wie ein Freund im Bunde?
Heißt das handeln wie ein Gatte?
Auf, wir holen ein den Buhlen!

Und ſie eilen zu den Ställen,
Satteln raſch der Roſſe hundert —
Hundert kühne Maurenritter
Fliegen durch die Nacht im Sturme.

Doch Verwirrung herrſcht im Schloſſe;
Albazar hadert fluchend.
Furchtbar iſt das Feſt zerriſſen,
Aus der Freude wuchs nur Kummer.

Und in Ohnmacht liegt Aldonza;
Ihre Sinne ſind geſchwunden.
Bleich und kalt, ein Bild von Marmor,
Leichengleich liegt ſie am Grunde.

Lange währt die Nacht. Es kehren
All die Ritter. Alle ſuchten
Ihn vergebens. Seine Fährte
Ward noch nie vom Feind gefunden.

Und es hört der Maurenkönig
Ihre Mären ungemuthet:
Seufzend wachet auf Alkenza,
Alle Herzen macht ſie bluten.

Und es ſpricht zu ihr der Maure:
Armes Weib und armer Bruder!
Bleib bei mir, ſei meine Gattin!
Beſſer ehr' ich Dich, Du Gute!

8.

Durch die Hauptſtadt Saragoſſa
Wogen aufgeregte Maſſen,
Aengſtlich ſchau'n aus Thür und Fenſtern
Frau'n und Kinder in die Straßen.

Denn es grüßen ſich verdüſtert
Rings die Männer. Wie im Kampfe
Greifet oft die Hand zum Schwerte,
Leiſe Flüche hört man ſchallen.

Wahrlich, dieſe Haufen gleichen
Einem glühenden Vulkane;
Bald ſchon wird er donnernd brüllen,
Berſtend ſteh'n in hellen Flammen!

Sprecht, was treibt euch an zum Zorne?
Sprecht, was treibt euch an zum Haſſe?

Horch, ſie murmeln von Ramire,
Dem jüngſt tauſend Kehlen ſchallten!

Horch, ſie murmeln von dem Mörder
Seines Bruders, von dem Gatten,
Der ſein Weib den Mauren laſſend
In dem Arm der Maurin raſſet.

Doch was kümmert es den König,
Daß mit ihm die Menge hadert?
In der feſten Hofburg ſitzt er,
Kühn und ſchnöd ſein Volk verachtend.

In der feſten Hofburg ſchwelgt er,
In Ortiga's weißen Armen,
Und er kühlt in wilder Minne
Seine wilden Leidenſchaften;

Lauſchet ihren Stammelworten,
Trinket ihren ſüßen Athem;
Er berauſcht ſich an den Küſſen,
Und doch löſchen nicht die Flammen.

Von Genuſſe zu Genuſſe
Taumelt er, der wilde Starke.
Nimmer hat's ein Weib gegeben,
So ein Männerherz zu frannen,

So mit Küſſen und Begierden
Es zu füllen! Dem Pokale
Aehnlich, welcher nie ſich leeret,
Quillt's aus ihr mit Perlenſtrahlen.

O wie wirkt das ſüß berauſchend!
Schon vergaß der König Alles,
Krieg und Staat. Das muß entnerven.
Solche Leidenſchaft — macht fallen!

Und ſo ſitzet nun Ramiro,
Eng von ihrem Arm umrankt.
Sieh, da dringt es durch die Thüre!
Wer will ſich zum Löwen wagen?

Mit dem Crucifix ein Prieſter
Iſt's, im grauen Mönchsgewande,
Hoch hält er des Heilands Bildniß,
Alſo ruft er in die Halle:

Hör' auf Deines Beicht'gers Worte,
Denn er redet Gottes Sprache
Und die Sprache Deines Volkes:
Gott und Volk will Dich verdammen!

Haſt des Himmels Du vergeſſen,
Daß Du ſein Gebot verachteſt?
Haſt vergeſſen Du des Reiches,
Daß der Herrſchaft Du vergaßeſt?

Deine Chriſtengattin ließeſt
Du den Mauren — riefſt der Schande!
Und in einer Heidin Netzen
Schwelgſt Du hin die wüſten Tage!

Scheide Dich vom Sündenpfuhle!
Löſ' verruchter Liebe Bande!
Hole heim Dein Weib Adonza,
Oder Du verfällſt dem Banne!

Oder Du verfällſt dem Fluche,
Den die Kirche ſchleudert ſtrahlend;
Und Dein Volk, das Aufruhr drohet,
Wird Dich kühnen Wurfs zermalmen!

Bleich, unheimlich löſt der König
Sich aus der Geliebten Armen,
Und er ſpricht: Es ſoll geſchehen,
Was die Kirche fordert — Amen!

9.

Luſtig grünen die Platanen
An des Stromes Silberwogen.
Auf die Bäume, auf das Waſſer
Schaut der Wart von Gaias Schleſſe.

Doch er ſieht nur Grün und Fluten,
Ahnet nicht, daß Schrecken drohen,
Nicht daß hinter Laub und Aeſten
Viel Galeeren ſich verbergen.

Grün umhüllet rings die Schiffe.
Nächtens kamen ſie geſchwommen,
Und die Mannſchaft lau'rt vor Anker,
Daß in's Horn Ramiro ſtoße.

Doch Ramiro ſitzt verkleidet
An dem Schloßthor bei dem Brunnen,
Unterm Kleid den blanken Harniſch
Und das Schwert zuſammt dem Horne.

Sieh, der Königin Alduza
Dienerin hürft aus dem Thore,

Auf dem Haupt ein blank Gefäße,
Das ſie füllen will am Borne!

Und alsbald erkennt Ramire
Sie als ſeines Weibes Zofe:
Doch erkennt nicht ſie den König,
Welcher mauriſch ſprach die Worte:

Gieb zu trinken mir, o Mädchen,
Gott im Himmel wird Dir's lohnen!
Müd und krank, ein Pilger, kann ich
Selbſt den kühlen Trunk nicht holen.

Und die Maid gab ihm den Krug hin,
Doch aus ſeinem Mund verſtohlen
Fiel ein Ring, den ihm gegeben
Bei der Trauung einſt Adonza.

Und das Mädchen ging. Die Fürſtin
Fand im Krug den Ring von Golde.
Nah, ſo denkt ſie, iſt Ramire:
Was mag nur der Wilde wollen?

Wo er immer mir erſchienen,
Hat ein Unglück mich betroffen.
Diesmal ſoll er nicht entweichen,
Kann ich in das Netz ihn locken!

Weh, der Grimme ſoll verderben,
Der mein Daſein ganz verderben . . .!
Und ſie hieß das ſchlanke Mädchen
Im Geheim den Fremden holen.

Als er kam, rief ſie: Ramire,
Sprich, was ſuchſt Du hier im Schloſſe . . .?
Dich mein Weib und meine Liebe!
Sprach er mit geheimen Hohne.

Liebe führt Dich nicht Ramire,
Sprare heut Dir ſolche Worte!
Nie hab' ich Dein Herz beſeſſen,
Nie haſt meines Du gewonnen!

Unheil, Jammer, Thränen, Schmerzen
Gabſt Du mir. Doch iſt gekommen
Jetzt der blut'ge Tag der Rache. —
Auch ein Weib erglüht im Zorne!

Und ſie ging zu Alboazar:
Herr und König, ſpricht ſie zornig,
Wie verführſt Du mit Ramire,
Wär' in Deiner Macht der Trotz'ge? —

Und der Maure ſprach: Ich hiebe
Ihm in Stücke Fleiſch und Knochen:
Wie an mir er handeln würde,
Würd' ich handeln an dem Stolzen.

Alboazar! ſprach Aldonza,
Wohl, ſo thu nach Deinen Worten!
Auf, ich geb' ihn Deiner Rache,
Im Gemache ſitzt er eben!

Und es kam der Chriſtenkönig
Allen Schein der Reue bergend:
Handle, wie ich handeln würde!
Hau in Stücke Fleiſch und Knochen!

Ja, ich bin als falſcher Gaſtfreund
In Dein hohes Schloß gekommen,
Und ich hab', die Schweſter raubend,
Deiner Güte ſchlecht gelohnet!

Aber meine große Sünde
Hat des Lebens Luſt verderben —
Ach, ich hab' des Tages Frieden
Und die Ruh' der Nacht verloren!

Und ich ging zu meinem Beicht'ger,
Ihm geſtand ich Noth und Sorgen;
Meiner Seele Heil zu retten,
Hat er dieſe Buß befohlen:

Gehe hin zu Alboazar,
Gieb gefangen Dich im Schloſſe,
Und iſt wahrhaft Deine Reue,
Laß Dich führen dort zum Tode!

Nur gewähre, Alboazar,
Da ich büßend hin gekommen,
Was ich Dir gewähren würde,
Käm'ſt Du Buße Dir zu holen!

Laß mir bringen faſt'gen Braten,
Laß vom beſten Weine kommen,
Daß ich mir die Seele ſtärke,
Eh mir winkt die dunkle Pforte!

Und dann führe mich, den Sünd'gen,
Aus dem Hauſe nach dem Hofe,
Rufe Deine Söhn' und Töchter,
Stelle auf rings Dein Gefolge!

Laß mich ſteh'n auf einem Steine,
Ueber alle hoch erhoben,
Und laß, wie vor Zeit in Schlachten,
Blaſen mich auf meinem Horne!

Ach, mein Horn war mir Begleiter
In der Kriege wildem Toſen,
Und der Sieg war, wo es raſte.
Auch zum Tod ſoll es mir donnern!

Enden möcht' ich gern, wie Rolant,
Der bei Ronceval geſtorben.
Mächtig blies er, und ſein Leben
Iſt im Hornruf ihm entflohen!

Alboazar, Maurenkönig,
Alſo laß mich geh'n zum Tode,
Laß mich alſo Buße thuen,
Wie der Mönch mir anbefohlen!

Laß mein Seelenheil mich retten!
Ewig ſei ich nicht verloren!
Ich beſchwör' Dich bei dem Zerter,
Ich beſchwör' Dich bei der Krone!

Seine Rede iſt wahrhaftig!
Sprach der Maure zu Aldonza.
Hat er mir geraubt die Schweſter,
Hab' ich ihm ſein Weib genommen.

Darum wär' es wahrlich Schande,
Wenn mein Herz noch zornig rechte,
Da er voller Leid und Buße
Pilgerte zu meinem Hofe.

Doch sie sprach: o Alboazar;
Glaub' ihm nie, dem Wilden, Trotz'gen,
Denn sein Herz ist voll von Listen
Und von Rach' und Hohn geschwellen!

Sieh wie unter dunkeln Brauen
Seine wilden Augen drohen!
Ach, ich kenn' ihn! Tödt' ihn, oder
Du bist selbst ein Kind des Todes!

O bedenk', den Bruder blendend,
Mordend kam er selbst zum Throne!
O bedenk', wie in den Schlachten
Er, ein Löwe, wild getobet!

O bedenk', daß sein der Sieg war,
Wo er Dich im Feld getroffen,
Wie er Deine Maurenritter,
Deine besten all, gemordet!

O bedenk', wie er in Freundschaft
In Dein hohes Haus gekommen!
O bedenk', wie er zum Lohne
Deine Schwester hat gestohlen!

Denk', daß ich, die einst sein Weib war,
Nun an Deiner Seite lobre!
Glaube mir, er suchet Rache!
Folge mir, führ' ihn zum Tode!

Düster schaut sie an der Maure,
Als Antonja so gesprochen,
Und er denkt in seinem Herzen,
Das in dunklem Muthe grollte:

Weh dem Mann, der Weibern trauet!
Die als Weib ſich angelebet
Einſt Ramiro, ſäh' ihn gerne
Hingemordet, blutumfloſſen!

Was ſie ihm thut, thut ſie mir einſt!
Schweige Weib! Und was er fordert,
Sei gewährt ihm; denn ich achte
Dieſen Held im Schlachtentoben!

Bringen ließ er ſaft'gen Braten,
Ließ vom beſten Weine kommen,
Daß er ihm die Seele ſtärke,
Eh er ſänke hin im Tode.

Und dann führte er den Sänd'gen
Aus dem Hauſe nach dem Hofe,
Rief die Töchter und die Söhne,
Stellte auf rings ſein Gefolge;

Ließ ihn ſteh'n auf einem Steine,
Ueber alle Hoch erheben,
Und ließ wie vor Zeit in Schlachten
Blaſen ihn auf ſeinem Horne.

Töne lockte draus Ramiro
Tief und lang und voll gezogen.
Erſt durchklingen ſie des Schloſſes
Kühne ſtolzgewölbte Bogen;

Und dann ziehen über Gärten,
Wieſen, Hügel ihre Wogen,
Immer weiter, immer weiter;
Endlich dröhnen ſie wie Donner,

Bis ſie die Galeeren finden
Unter Bäumen an dem Strome.
Aus der Ruh' erſteh'n die Ritter
Mit dem wilden ſtarken Troſſe.

Und nach Gaia kommen alle
Einem Waldſtrom gleich geſchoſſen,
In der Mauren lange Reihen
Stürzen durch das Thor die Horden.

Und es zieht das Schwert Ramiro;
Seine dunkeln Augen rollen,
Und es ſinkt der Maurenkönig
Hin von ſeinem erſten Stoße.

Und es raſen ſeine Ritter
In dem andern Haufen mordend;
Söhne, Töchter, Krieger, Knechte,
Alle ſinken todt zu Boden.

Kein Ungläub'ger kann entfliehen,
Greis und Säugling ſind getroffen,
Und kein Stein bleibt auf dem andern;
Flammen wüthen in dem Schloſſe.

10.

Heimgeritten war Ramiro,
Heimgeritten mit dem Weibe,
Das er kühn aus Gaias Schloſſe
Nahm nach dem Gebot des Beicht'gers.

Aber in die feſte Hofburg
Wollte ſie mit ihm nicht reiten.

Vor der Stadt am alten Kloſter
Hieß ſie den Gewalt'gen weilen.

Und ſie trat hinein, um nimmer
Vor der Welt mehr zu erſcheinen,
Streifend ab das bittre Leben
Nahm ſie dort den keuſchen Schleier.

Und allein zu dem Palaſte
Reitet nun der düſtre Streiter;
Finſter, ſchweigſam, trotzig, dunkel
Zieht er durch die Säulenreihen.

Und er ſcheinet wie geſtorben;
Denn kein Kampf iſt, der ihn reizet,
Und kein Weib iſt, das ihn lockt
Zu der Leidenſchaften Reigen.

Und er ſcheinet wie begraben;
Nie ſieht man zu Roß ihn ſteigen,
Nie befehlen ſeinen Kriegern,
Nie des Reiches Zügel leiten.

Aber eines Morgens hört man
Schwere dunkle Kunde ſchleichen:
In der Hofburg liegt Ramiro
Eine kalte blaſſe Leiche!

In der Hofburg liegt Ramiro,
Er, der kühnſte Feind der Heiden;
Eines friedenvollen Todes
Sollt' er nimmermehr erbleichen.

Wuth entſtrahlet ſeinen Zügen
Noch im Tode; aufgeweitet
Starrt ſein Blick; die Adern ſchwellen
Auf der Stirn, der hohen, breiten.

Krampfhaft liegt es auf den Lippen,
Und die ſtarke Fauſt von Eiſen
Iſt geballt gleich wie zum Schlage
Im verhängnißvollen Streite.

Was hat plötzlich ihm gelähmet
All' die Löwenkraft, die heiter
In den heißen Kampf ſich ſtürzte,
Ohne je am Sieg zu zweifeln?

Recht die Mitte ſeines Herzens
Iſt getroffen. Nie zu heilen
Iſt ein ſolcher Stoß. So ſicher
Selten trifft der beſte Streiter.

Unaufhaltſam fließt das Leben
Aus der Wunde. Quellend gleiten
Noch heraus die dunkeln Strahlen
Dunkeln Bluts. So liegt die Leiche.

Und der Dolch, der ſich're, ſcharfe? —
Das iſt Damascener Schneide! —
Die ihn ſehen, allen will er
Als Ortiga's Dolch erſcheinen.

Gedichte

von

Ludwig Pfau.

Der Trommler.

Der kleine Trommler zog voraus —
Ridibum!
Wohl in den Krieg, wohl in den Strauß.
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

Und als er kam vor des Königs sein Haus —
Ridibum!
Des Königs Töchterlein schaut heraus.
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Herr König! Dein Mädel ist schmuck und jung —
Ridibum!
Die wär' mir zum Weibe gut genung!"
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Mein Sohn! Du trommelst wie ein Ries' —
Ridibum!
Doch ist Dein Fell kein goldnes Vließ!"
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Sind aber tausend Soldaten mein —
Ridibum!
Marschiren alle hinter mir drein:
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

Marschiren durch die weite Welt —
Ridibum!
Und nehmen, was uns wohlgefällt!"
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Du hast das Zeug zum General.
Ridibum!
So komm' und frag' ein andermal!"
Ridibum! Ridibum, bum, bum!

„Herr König! und bin ich Offizier —
Ridibum!
So such' ich eine Schönre mir!
Ridibum! Ridibum, bum, bum!"

Die Todtengräber.

„Ihr Todtengräber! beim Ulmenbaum
Was schaufelt ihr für tiefen Raum?"

„Wir bau'n ein Haus mit dem Grabescheit,
Wird sechs Schuh lang und drei Schuh breit;

Nur sechs Schuh lang, und drei Schuh breit
Und ist ein Haus für die Ewigkeit."

„Und iſt es gebaut, wer zieht hinein?
Dies Haus iſt für mein Leid zu klein!“

„Das größte Leid hat Platz im Grab,
Wir ſenken Dein bleiches Lieb hinab.“

„Und ſenkt ihr mein bleiches Lieb hinein,
So komm' ich früh beim Morgenſchein,

So komm' ich früh beim Morgenglanz
Mit einem friſchen Roſenkranz.

Und einsmal wird der Tag aufgeh'n,
Da werdet ihr keinen Kranz mehr ſeh'n.

Dann holet eure Schaufeln ſchnell,
Grabt noch ein Grab an dieſer Stell'!“

„Und graben wir noch ein Grab zur Stell',
Wer ſoll ſie ſchmücken mit Roſen hell?

Wer ſoll ſie ſchmücken mit Roſen roth,
Wenn alle lieben Herzen todt?“

Gedichte

von

Theophil Pisling.

Vom Berg in's Thal.

Ich ſtand auf höchſtem Berge
Und ſah hinab in's Thal;
Da ſchienen wie winzige Zwerge
Die Menſchen mir allzumal.

Ich ſah' ſie müh'n ſich und plagen
Und führen den ſchweren Pflug,
Ich, den zur Höh' getragen
Verwegner Gedankenflug!

Doch wie ich ſo auf dem Berge
Stand mit meinem Ideal,
Und unten die waltenden Zwerge —
Da faßt' mich unnennbare Qual!

Was ſollten mir all' die Lieder?
Ich ſang ſie zum letztenmal,
Und ſtieg von den Höhen nieder,
In's ohne alltägliche Thal!

Und wie ich den Berg hinunter
An meinem Stabe ſchlich,
Wie regten da friſch und munter
Im Thal die Geſtalten ſich!

Und als ich durch Felder und Wieſen
Hinſchritt auf grünendem Rain,
Da ſchienen die Zwerge mir Rieſen;
Ich ſelber, — wie ſchien ich mir klein!

Erſter Sonnenſtrahl.

Du warſt ſo ſtill und traurig ſcheu,
Nun biſt Du laut und muthig froh;
Die Bruſt wegt Dir ſo wild und frei,
Dein Auge glühet lichterloh.

Ein Kerker, ward zum Freudenſaal
Dein ganzes Sein: geſteh' mir's ein,
Es iſt der erſte Sonnenſtrahl
Gefallen in Dein Herz hinein!

Das Auge.

Von Otto Prechtler.

In dem Auge liegt die Seele,
Denn das Auge nur ist wahr;
Ohne Lüge, ohne Fehle
Wird sie nur im Auge klar.
Durch das Auge leicht erkennbar
Spricht zum Geiste rasch der Geist,
Und Du fühlst, wenn auch unnennbar,
Wie der Dir Verwandte heißt.

In dem Auge liegt die Liebe;
All' ihr unaussprechlich Sein,
Sei es selig, sei es trübe,
In das Auge schließt sie's ein.
Täuschen kann der Mund und schweigen,
Masken giebt's für das Gesicht,
Schleier für Dein tiefstes Eigen, —
Aber für das Auge nicht!

In dem Auge zuckt die hehre,
Die gewalt'ge Götterkraft,
Jene wunderbare Lehre,
Die den Feind versengend straft,

Die den Grimm des blut'gen Tigers
Nur mit einem Blicke zähmt,
Und mit einem Blick des Siegers
Selbſt die Hand des Mörders lähmt.

In dem Auge liegt die Treue,
Die es bang vor Keinem ſenkt,
Wie Dich flieht der Blick, der ſcheue,
Schnöden Trugs, der Dich gekränkt.
Wie in's off'ne Buch des Lebens
Siehſt Du in den treuen Blick;
All' der Reiz des innern Webens
Strahlt Dir aus dem Aug' zurück.

In dem Auge, wunderübend,
Liegt der Unſchuld heil'ge Macht,
Die, im Traum geliebt und liebend,
Froh in's frohe Leben lacht.
Jenen Zauber, nicht zu nennen,
Blumengleich und blumenrein,
Leicht und ſchwer doch zu erkennen,
Nur das Auge ſchließt ihn ein.

In dem Auge liegt die Trauer,
Wenn auch keine Thräne ſpricht, —
Liegt des Schmerzes tiefſter Schauer;
In den Worten ſind ſie nicht!
In den kleinen Augenſternen
Zuckt des Lebens ganzer Schmerz;
Da kannſt Du erfaſſen lernen
Ein gebrech'nes, treues Herz!

In dem Auge flammt die Freude,
Blüht und glüht des Lebens Luſt,
Unberührt von Schuld und Leide
Liegt der Friede unſ'rer Bruſt.
Wort und Wirken können trügen,
Ob auch Glück ſei, unſer Glück;
In den Augen muß es liegen!
Wort — iſt nur allein im Blick! —

Gedichte

von

Heinrich Proehle.

Die Schwarzwälder Uhr.

Schwarzwälder Uhr so treu und schlicht,
Daran ein blau Vergißmeinnicht:
Die Uhr die geht: „Tack tick tack tick,
Mein Glück, mein Glück!“

In meines Liebchens Hause geht
Schwarzwälder Uhr von früh bis spät:
„Vergißmeinnicht, tack tick tack tick,
Mein Glück, mein Glück!“

O denk' an's Bächlein wunderschön,
Allwo die blauen Blümlein steh'n!
„Vergißmeinnicht, tack tick tack tick,
Mein Glück, mein Glück!“

Der Sommertag.

Schmücke Dich, o ſüße Luft,
Hoffnungsvoll mit grünem Tuche!
Schlag' es um die treue Bruſt!
Komm mit mir zu Tann' und Buche!
Reicher Sommerfreuden warten
Laß uns heut' in Forſt und Garten!

War's nicht auch im Sommerglanz,
Als Dein Trauter Dich errungen,
Als durch Locken Dir und Kranz
Zitternd ſeine Hand gedrungen,
Ob ſie ihm, der fett und fetter
Grünt', auch knick't die vollen Blätter?

Und das Haupt, das er begehrt,
Mußte endlich ihm ſich wenden;
Der Pokal ward ihm gewährt,
Den er hielt mit beiden Händen.
Deiner Lippen Nelkenſchaale
Setzt' er an zum frohen Mahle.

Doch die Blumen, die geknickt
Sind von ſeinen rauhen Händen,
Soll Dir, Reine, hochbeglückt
Dieſes Jahr von Neuem ſpenden!
Dieſer Kranz — er fleh' auf's Neue
Dich um Liebe und um Treue!

Immortellen und Jasmin,
Roſen, Tulpen und Narziſſen,
Kaiſerkronen, Rosmarin
Soll Dein ſtolzes Haar nicht miſſen.

Immergrün und blauer Flieder
Wall' aus einen Locken nieder!

Röthliche Camelia,
Der Hortenſie ſchwere Dolden
Winden ſich von fern und nah
Jetzt in Deine Flechten golden.
Was im Sommer blüht und Lenze
Schlingt der Jugend ſich in Kränze.

Wie der Schwalben rascher Zug
Unſrer Jugend Tag' entwiſchen,
Unſerer Jahre rascher Flug
Schwindet wie das Wild in Büſchen.
Laß uns drum mit Blumen kränzen,
Weil noch Freud' und Jugend glänzen!

Wie die Weih' im Himmelsblau
An den heißen Sommertagen,
Ueber unſ'res Lebens Au'
Wird Vergänglichkeit getragen.
Laß uns küſſen, eh' der Reifen
Und der Roſen Kränze welken!

Gedichte

von

V. J. Semlitsch.

Keine Vergangenheit.

Er ruderte mit ſtarken Armen
Durch des Geſchickes Sturmesflut,
Abwies er ſtolz der Welt Erbarmen,
Und Allem ſtand ſein Mannesmuth.

Was ihm der Augenblick geſpendet,
Er warf es hin, — ſchon war es alt! —
Der dunklen Zukunft zugewendet
Den Blick mit trotzender Gewalt.

Und alle Schiffe, alle Brücken,
Die ihn geführt, ſteckt er in Brand:
„Vergeſſen ſei, was mir im Rücken,
Und vorwärts zieh' ich unverwandt!“

Die Pfänder, Zeichen, Angebinde
Von Liebe, Freundſchaft, Ernſt und Scherz,
Er ſtreute ſie in alle Winde
Und einer Wüſte glich ſein Herz.

„Wer ſich die Zukunft will erjagen,
Der hat nicht zum Erinnern Zeit,
Er muß ein kühnes Opfer wagen,
Er opf're die Vergangenheit!“ —

Und erſt nach vielen heißen Jahren,
Da ſchon die Kraft des Willens brach,
Da alles Weh ſein Herz erfahren,
Kam das Erkennen hinkend nach.

Erinnerung verſchütten Strebens,
Dies höchſte Unglück traf ihn ſchwer;
Er war am Ziele ſeines Lebens,
Und hatte keine Zukunft mehr.

Wohl faßt' er nun des Unglücks Größe,
Das wehrlos ihn zu Boden warf,
Und daß das Herz in ſeiner Blöße
Nicht Glück und Zukunft nur bedarf.

Es muß das Herz im Elend [illegible],
Soll ihm der Friede je gedeih'n
Und die Erinnerung der Guten
Muß ihm ein Hort und Tröſter ſein.

Da recht' er endlich wild vermeſſen
An der Erinn'rung Pforten an,
Sie aber rief ein dumpf: Vergeſſen!
Ihm ward, wie er an ihr gethan.

Herbſt.

Grauer Nebel liegt im Thale
Feuchte Schollen tritt mein Fuß,
Fern am Berg mit weichem Strahle
Winkt der Tag den Scheidegruß.

O wie raſch biſt Du geſchwunden,
Sommertages geiſt'ne Pracht!
Schneller flieh'n die lichten Stunden,
Länger währt die bange Nacht.

Tag und Jahr, ſie mögen ſcheiden
Mit geruhtem Freundesblick,
Hält die Erde doch von beiden
Manche ſchöne Frucht zurück!

Aber wenn es Herbſt geworden
In des Menſchen tiefſtem Sein,
Kommen kehrt an dieſen Borden
Sang und Blüte wieder ein.

Eine Frucht nur iſt geblieben:
Des Alleinſeins dumpfer Schmerz
Und ein unerfülltes Lieben.
Armes, armes Menſchenherz! —

Drum am Strande ſuch' bei Zeiten
Dir ein Herz, das treu verweilt,
Wenn die Wogen raſcher gleiten
Und der Strom zur Mündung eilt.

Haſt ein Herz Du ausgefunden,
Das verwandt an Deines ſchlägt,
O dann bleib ihm feſt verbunden,
Ob ſich auch der Zweifel regt!

Laß das Träumen, laß das Säumen,
Halt die flücht'ge Stunde werth!
Sieh, das Laub fällt von den Bäumen,
Eh' die Sonne wiederkehrt! —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Stiefelschenke zu Bern.

Von Joh. Rud. Vogt.

In Bern ist eine Schenke,
Du findest sie nicht schwer,
D'rin saß gar oft beim Weine
Der Herr von Bassompierre.

Er ward von Heinrichs Hofe
Gesandt in's Schweizerland,
Um fester noch zu knüpfen
Der Eintracht dauernd Band.

Bald bracht' er dies zuwege,
Da er zu Haus so frisch
Am grünen Rathsherrntische,
So wie am Schenkentisch.

Wer tadelt's, daß er letzte
Darum so Schlund als Mund,
Und manchen vollen Becher
Ausleerte bis zum Grund?

„Ich wollt' er wieder weiter
Zur guten Stadt hinaus;
Schon saß er hoch zu Rosse
Vor seines Schenken Haus.

Da kamen, ernster Würde,
Die Deputirten all
Von sämmtlichen Cantonen
Zu Dreizehn an der Zahl.

Sie kamen ihm zu bringen
Zum Abschied einen Trunk
Vom besten Rathhausweine,
Mit altgewohntem Prunk.

Drum traten alle Dreizehn
Zu Passemvièrre hinan,
Und hoben dreizehn Becher
Gefüllt bis obenan.

Und riefen: „Zum Valete
Dem edlen Passemvièrre!"
Und dreizehn Becher waren
Mit einem Zuge leer.

Es dankte Passemvièrre
Mit höflicher Manier:
„Den Abschiedstrunk zu bringen,
Ihr Herrn, ist nun an mir.

Doch dränk' ich Einen Becher
Auf Euer Aller Wohl,
So wäre nicht entgegnet
Dem Gruße, wie ihm soll.

Ich ſollt' ich dreizehnmale
Austrinken noch das Glas,
So welkte wohl darüber
Mir unter'm Huf das Gras.

D'rum beſſer iſt's, ihr ziehet
Den Stiefel mir vom Bein,
Und ſchenket dreizehn Becher
Vom Beſten mir hinein.

So kann ich allen Dreizehn
Erwiedern ihren Gruß,
Und brauch' nicht aus dem Bügel
Zu ſetzen meinen Fuß!"

Und als der Lederhumpen
Gefüllt bis an den Rand,
Da hob ihn Baſſompière
Hoch auf mit ſeiner Hand,

Und rief: „Auf's Wohl, Ihr Herren,
Von jeglichem Canton!"
Dann trank er aus und grüßte,
Und ritt vergnügt davon.

Seitdem heißt auch „Zum Stiefel"
Allhort das Schenkenhaus;
Doch brachte Keiner wieder
Solch ein Valet mehr aus.

Inhalt.

Novellen und Skizzen.

Seite.

F. Theodor Herzog:
Felicitas 1

Friedrich Bodenſtedt:
Dareſchan 71

A. v. Sternberg:
Der Kloſterhuſar 82

Ida v. Düringsfeld:
Don Nadal 121

Heinrich Pröhle:
Ein Geiſterſeher 166

Bernd von Guſeck:
Balduin 174

Poeſien.

Emanuel Geibel:
Aus der Tragödie „Brunhild" 217

Rudolf Gottſchall:
Mamon 231

Viktor Hansgirg:
Herbſtliche Heimkehr 235
Dauernder Frühling . . . . . —
Der Geliebten 236

Moriz Hartmann:
Abdallah 238
Im Walde 239
Das Haus im Walde 240
Nebel 242

Seite.

Moriz Hartmann und Ludwig Pfau:
Von Merlin dem Barden. (Celtisches Volkslied aus der Bretagne) 243

Friedrich Hebbel:
Die Niebelungen. (Eine Tragödie) 1. Akt. 1. Scene 253

Uffo Horn:
Verlorne Müh' 264

Siegfried Kapper:
Späte Nelken 265
Wie bist Du auferblüht 266
Du liebst 267
Laß' walten . . . . . —
Asyl 268
Segen des Kusses . . . . . —

Wolfgang Müller von Königswinter:
König Ramiro 270

Ludwig Pfau:
Der Trommler 302
Die Todtengräber 303

Theophil Pisling:
Vom Berg in's Thal 305
Erster Sonnenstrahl 306

Otto Prechtler:
Das Auge 307

Heinrich Pröhle:
Die Schwarzwälder Uhr 310
Der Sommertag 311

L. J. Semlitsch:
Keine Vergangenheit 313
Herbst 315

Joh. Nep. Vogl:
Die Stiefelscheake zu Bern 317

Bayerische Staatsbibliothek München

Karl Gutzkow

Jahrbuch
Deutſcher Belletriſtik

auf 1858.

Vierter Jahrgang.

Mit Beiträgen

von

M. Beilbach, Fr. Bodenſtedt, E. Fr. Daumer, J. v. Düringsfeld, J. G. Fiſcher, C. Gerbi, Ad. Glaſer, V. Hansgirg, M. Hartmann, Ch. Herzog, M. Horn, Hermann Hugo, H. Horn, Feodor Löwe, A. Meißner, L. Pfau, Otto Roquette, L. Schefer, L. Steger, A. v. Sternberg, J. v. d. Tann, J. v. Tſchabuſchnigg, S. Kapper.

Herausgegeben

von

Siegfried Kapper.

Mit dem Bildniſſe Carl Gutzkow's in Stahlſtich.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Bellmann in Prag. 1868.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Blanche.

Von Hieronymus Lorm.

1.

An einem Wintersnachmittag, dessen frühes Dunkel rasch und fast unerwartet auf einen kalten, aber ungewöhnlich sonnigen Mittag folgte, saßen zwei weibliche Gestalten auf kostbar überzogenen Tabourets in der Nische eines hohen Fensters. Die Jüngere wenigstens schien den Zauber von **entre chien et loup** zu empfinden, denn sie hatte eben durch eine Handbewegung die Lampe in der Hand des Dieners abgewiesen. Auch die Frau, die ihr gegenüber saß, gab dieser stummen Geberde keine andere Deutung als die des Gefallens an der Dämmerstunde. Im Herzen der Abweisenden selbst jedoch regte sich dafür noch ein anderer Grund. Nicht durch ein einziges Wort an den Diener hatte sie ihr Nachsinnen unterbrechen wollen, und wenn sie jetzt das auszusprechen im Begriffe war, worüber sie sann, so sollte kein Lichtstrahl die Gemüthsbewegung verrathen, die sich dabei auf ihrem Gesichte spiegeln konnte. Solche Schüchternheit wäre wunderlich erschienen, wenn man sie geahnt hätte, denn die jüngere Dame war über die Zeit allzunaiven Märchenthums bereits hinaus: man konnte ihr sieben und zwanzig Jahre

geben, und außerdem zeigte sie in ihren Aeußerungen und zuweilen auch in ihren Handlungen einen ungenirten Uebermuth, der sehr oft die Grenzen des Hergebrachten, wenn auch niemals die des Schicklichen überschritt. Was sie aber heute zu thun gewagt, das schien selbst ihr ein nicht mehr Erlaubtes, mit allem bisher Unternommenen gar nicht zu vergleichen, und sie mußte sich zu einem gewissen Muth zusammenfassen, um es zu gestehen, vor allem aber um nicht zu zeigen, daß sie es nur mit Zittern gestand. Sie kannte keine passende Einleitung finden und hoffte, daß ein angeknüpftes Gespräch leichter auf die Sache führen werde; als aber die ältere Dame fortwährend schwieg, sagte sie endlich: „Sprechen Sie doch, Madame! das ist die Stunde, in der ich am liebsten plaudere und in der Sie am liebsten schweigen. Nach unserem Vertrag hierüber ist heute an mir die Reihe, meinen Willen durchzusetzen, daß gesprochen werden muß."

„Sie haben sich zu lange besonnen," erwiederte Madame, „mich daran zu erinnern, und jetzt ist die Zeit vorbei. Wollen Sie nicht Toilette machen, Blanche? Sie vergessen unser Diner und wir haben zu viele Gäste, als daß man Sie im Hauskleid überraschen dürfte."

Mit leiser Stimme, die nur allmälig an Kraft gewann, entgegnete Blanche nach einer Pause: „Nein, Madame! Ich habe nicht nöthig, Toilette zu machen. Die Gäste werden nicht erscheinen; ich habe Allen absagen lassen."

„Auch dem General?" rief Madame mit einer Bestürzung im Tone, die im Dunkel in ihren Zügen nicht mehr wahrgenommen werden konnte.

„Auch dem General," entgegnete Blanche; „und ihm als der wichtigsten Person zuerst."

„Wollen Sie mir sagen," fragte Madame, nicht streng, sondern mit fast rührender Weichheit, „was Sie

dem General melden ließen oder schrieben, welche Gründe Sie ihm angaben?"

„Keine, Madame," sagte Blanche: „nur daß ich nicht bei Laune, daß es mir innerlich unmöglich ist, und daß ich ihm glückliche Reise wünsche."

Ein Schweigen trat ein. Blanche konnte in der Dunkelheit bemerken, daß die Gestalt von Madame aus der gewöhnlichen bequemen und etwas gekrümmten Haltung gerathen und hoch aufgerichtet dasaß; immer ein Zeichen, daß die ältliche Frau von Schmerz, Zorn oder einer andern Gemüthsbewegung ergriffen worden. Was es aber diesmal auch war, Blanche wollte den Folgen ihrer Handlung gleichsam in's Angesicht sehen. Sie zog die Glocke. Licht wurde gebracht und der Diener verließ wieder das Gemach. Madame saß noch immer wie eine, in moderne Frauengewänder gehüllte Niobe da.

Endlich erhob sie sich, ohne daß ihr Oberkörper minder aufrecht geblieben wäre, und schritt einige Male auf und nieder. „Unglückliches Kind!" sagte sie endlich, vor Blanche stehen bleibend. „Sie haben sich die letzte Thür vermauert, durch die Sie zu einem Glück hätten kommen können. Jetzt leben Sie verlassen und sterben elend!"

„Sie nehmen es zu ernst," entgegnete Blanche gesenkten Hauptes; denn daß Madame nicht schalt, sondern blos klagte, ging ihr zu Herzen. „Sie nehmen es viel zu tragisch. Der General wird von seiner Dienstreise zurückkehren und wenn ich dann dazu geneigt bin, so — kann das Diner noch immer stattfinden."

„Täuschen Sie sich nicht!" rief Madame. „Er wird nie mehr kommen. Der tapfere Mann ist nicht gewohnt, über Wunden zu klagen, auch über innerliche nicht; — und nur mit einer Klage auf den Lippen könnte er sich Ihnen wieder nähern. Eben so wenig wird er neue

Wunden aufſuchen, wo er ſelbſt keine ſchlagen kann: denn nur Diejenigen, die uns lieben, können auch wir verwunden. Sie aber, von Ihrer Gleichgiltigkeit umpanzert, ſind ihm unnahbar geworden. Wie!“ fuhr ſie lebhafter fort: „er rechnete auf dieſen Tag als auf einen Wendepunkt ſeines Lebens; er ſetzte ſeine ganze Liebe und alles, was noch Jugend und Hoffnung in ihm iſt, auf dieſe Karte. Wochen ließ er Ihnen Zeit, ſich zu beſinnen, zu entſchließen! Und weil er wohl weiß, daß Sie ihn ſtets nur als einen ältern Freund betrachtet, weil er keinen Augenblick verkannt hat, daß er auf die Rechte eines Jünglings verzichten muß, wenn auch ſein Herz noch nicht darauf verzichtet hat, ſo wollte er Ihre Erklärung nicht in einſamer Stunde empfangen, unter Thränen und im Rauſch der Empfindungen. Voll heiterer Geſelligkeit, wie er ſich das mit Ihnen verknüpfte Leben dachte, ſollte der erſte Moment dieſer Verknüpfung ſein. An der Tafel, unter allen Ihren Freunden, ſollten Sie ihn zum erſten Male Ihren Verlobten nennen, und Sie haben Ihre Zuſtimmung gegeben. Leugnen Sie es nicht! Sie ſagten: wenn ſich bis zum heutigen Tage nichts ereignet, was ſeinen und meinen Wünſchen — Sie hätten beſſer geſagt, Ihrem Glück — entgegentritt! Ihr Schwanken und Zögern ließ von Tag zu Tag nach; ich gab ihm die beſten Hoffnungen. Er war zu diskret, ſie ſich ſelbſt zu holen. Er wäre nicht im Stande geweſen, von ſeiner Sehnſucht zu ſchweigen und wollte doch nicht zudringlich auf Ihre Entſchließung einwirken. Ereignet hat ſich, ſo viel ich weiß, nichts bis jetzt. Ich gab ihm Gewißheit, ich lud in Ihrem Namen die Freunde — und nun?“

Der Ton von Madame war härter geworden. Sie ließ ſich an dem Tiſch nieder, auf welchem die Lampe ſtand, ſo daß das volle Licht derſelben auf ſie fiel, während Blanche, mehr im Dunkel bleibend, ſie zwar ernſt, aber offenen

Auges betrachtete. Sie ſchien mit Abſicht das Gewitter völlig ausſtoben laſſen zu wollen.

„Ich bin nicht ſo alkern," fuhr Madame fort, „nach einem Grund Ihrer Sinnesänderung zu forſchen: denn wenn Sie gewohnt wären, nach Gründen zu handeln, ſo würden Sie dieſen Frevel nicht begangen haben. Aber ſeit wir aus unſerem öden Waldſchloß herausgekommen, ſeit Sie in der Welt leben und mündig geworden ſind, iſt ein böſer Geiſt der Veränderungsſucht, des Uebermuths, vor allem der Willkür, eine unberechenbare Launenhaftigkeit in Sie gefahren. Es iſt aber unrecht von mir, daß mich dies kränkt und erbittert. Denn in Wahrheit, was kümmert es mich? Wir ſind nicht verwandt; ich bin gegenwärtig nichts als Ihre beſoldete Geſellſchafterin!"

„O, Madame!" rief Blanche, von dieſem Wort erſchüttert, und es ſchien, daß ein Schluchzen, das ſie nicht zum Ausbruch wollte kommen laſſen, ſie hinderte, mehr zu ſagen.

„Aber Sie zerſtören mir die Vergangenheit!" ſprach Madame ununterbrochen weiter. „Meine Eigenliebe blutet. Ich dachte, Sie vortrefflich erzogen und gebildet zu haben. Und endlich, da ſich dies bewähren ſollte, nach zwanzigjähriger Pflege, ein mißrathenes Werk vor mir zu ſehen! Wer hätte das gedacht? Als Sie noch allein mit mir lebten, da waren Sie ganz Demuth und Ergebung, da zeichnete Sie ein charaktervolles Feſthalten an dem einmal für richtig Erkannten aus. Seitdem hat ein bitterböſer Trotz gegen die Welt in Ihnen Herrſchaft gewonnen und Ihr Weſen völlig zerſtört. Und doch ſollten Sie dieſer Welt, die Sie ſo ſehr anfechten, dankbar ſein. Sie hat ſich von Ihnen und für Sie manches Vorurtheil aus den Händen winden laſſen, das Sie ſonſt arg betroffen hätte. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie wie in die Luft geſtellt ſind, daß Sie keinen natürlichen Schützer gegen Be-

leidigungen und ſelbſt gegen Schimpf haben, und daß Sie, wenn in den zarteſten Punkten Ihrer Exiſtenz angegriffen, ſchlimmer bedacht als ſonſt eine vater- und mutterloſe Waiſe, nicht einmal hinter ein Grab ohne Scheu und mit Ehre ſich flüchten können!“

Nie noch als auf äußere Veranlaſſung hatte Madame dieſe empfindliche Stelle, und ſtets nur mit Liebe und Schonung berührt. Zum erſten Male, ſo weit Blanche zurückdenken konnte, geſchah es mit Härte. Das Mädchen wurde zuerſt todtenbleich. Gleich darauf aber, zur Verwunderung von Madame ſelbſt, die ſchon bereut haben mochte, zu weit gegangen zu ſein, war der Glanz in des Mädchens Augen nicht der von Thränen, ſondern der einer gewiſſen Befriedigung, ſelbſt des Triumphes. Madame wurde dadurch vermocht zu glauben, ihre Worte hätten einen unerwarteten Eindruck hervorgebracht, und indem ſie einen Blick auf die Pendule warf, ſagte ſie lind und ſchmeichelnden Tones: „Wollen Sie nicht dem General ſchreiben, er möge ſich mit dem Adiutanten einfinden, und Ihr früheres Abſagen beruhe auf einem Mißverſtändniß? Wir ſind dann noch immer vier Perſonen am Tiſche; genug, um keine Ihnen verhaßte Sentimentalität aufkommen zu laſſen!“

Blanche beugte das Haupt leicht zurück, die Augen halb ſchließend, während ein Zug der Trauer ihren Mund noch mehr zu verkleinern ſchien. Madame kannte dieſe Bewegung; ſie war dem Mädchen ſchon als Kind natürlich geweſen, um eine unüberwindliche Verneinung, eine Unmöglichkeit auszudrücken, etwas Gefordertes zu leiſten. Madame ſagte nichts mehr. Sie erhob ſich, im Begriff das Zimmer zu verlaſſen. An der Thür wurde ſie von der nacheilenden Blanche umſchlungen, die ſanft zu ihr ſprach: „Wollen Sie noch einmal meine alte, liebe, gute, nachſichtige Mutter ſein, wie Sie es bisher immer geweſen?“

Madame gab ihre ſtramme Haltung nicht auf. Sie zürnte folglich noch.

Aber Blanche fuhr uneingeſchüchtert fort: „Es iſt ein Geſchenk, das ich von Ihnen begehre. Sie ſollen mir dieſen Abend ſchenken, Madame, und ſich ſelbſt in ihm. Sie ſollen mich nur heute noch mit meinem treuen Mütterchen ſchalten und walten laſſen, wie ich will! Und wenn der Abend vorüber, und das Morgen iſt wie das Geſtern war, und meine Laune noch immer ſo verrückt und wandelbar, dann verſpreche ich Ihnen — und Sie wiſſen, ein Verſprechen war mir immer heilig — daß Sie fortan mit mir thun ſollen dürfen, was Ihnen beliebt."

„Und was ſoll an dieſem Abend geſchehen?" fragte Madame, fürchtend, daß irgend eine Thorheit im Werke, die nicht mehr zu verhindern wäre.

„Vorerſt wollen wir ſehen, ob wir heute noch zu einem Diner kommen," ſagte Blanche, „und nahm den Arm der ältern Frau, wie um ſie nach dem Speiſeſaal zu geleiten. Es war aber nicht der große Saal, in den ſie gelangten; nur ein geräumiges Gemach, behaglich erwärmt und mild beleuchtet. An den Wänden hingen Zeichnungen, Stahlſtiche und kolorirte Bilder, zum Theil von der Hand des Mädchens ſelbſt, zum Theil Kunſtwerke von Meiſterhand; ſie verſinnlichten ſämmtlich dieſelbe Landſchaft und denſelben Ort, nur von verſchiedenen Seiten und mit veränderten Staffagen und Lichteffekten. In der Mitte aber ſtand ein Tiſch, der zum großen Erſtaunen von Madame vier Gedecke trug. Wohl fragte dieſe; aber ſtatt zu antworten, ſtellte Blanche mit vieler Geſchäftigkeit ein tragbares Tiſchchen zum Fauteuil, holte eine kleine Karaffe mit Biskuits und ſagte, nachdem Madame halb wider Willen ſich im Fauteuil niedergelaſſen: „Ich will nun doch ein wenig Toilette machen! Nehmen Sie indeſſen Ihre Biskuits, wie Sie es vor Tiſche lieben. Ich bin gleich wieder da."

Sie enteilte, und als ſie nach einer Weile zurückkehrte, konnte Madame einen Schrei der Ueberraſchung beinahe nicht unterdrücken. Die Ueberraſchung machte einer ſeltſamen Bewegung Platz, die ſich auf der ſonſt ſo ſtreng ſcheinenden Miene der alten Frau wie eine plötzliche Wehmuth ſpiegelte. Blanche ſtand vor ihr in ländlicher Tracht, als wäre ſie einem der Bilder entſtiegen, die an den Wänden hingen. Auch das Haar war dem entſprechend geordnet. Aber die Gewänder waren nicht neu und hatten keineswegs das kokette Anſehen des Koſtümes einer Opernheroiſtin. Wenn ſie aber durch ihren Mangel an Neuheit an eine hingeſchwundene Zeit erinnerten, ſo ſchienen ſie auch um die Geſtalt des Mädchens den Zauber jener Zeit wieder zu ſammeln, allen Schimmer von Jugend und Naivetät, welchen zehn Jahre ſonſt nach und nach abzuſtreifen pflegen. Nie hatte Blanche während dieſer zehn Jahre dieſe Kleider, etwa zu Scherz oder Spiel, wieder getragen. Für ſie knüpfte ſich daran der höhere Ernſt einer Erinnerung, einer Lebensbeichte, welchen ſie nicht durch ein frivoles Schauſtellen hatte entweihen mögen. Um ſo überraſchender war jetzt ihre Erſcheinung in dieſer Tracht für Madame, die, tief ergriffen, ſich unwillkürlich erhob und Blanche lautlos, aber mit mütterlicher Innigkeit an ihr Herz drückte.

Das war ſeit lange nicht geſchehen. Dergleichen Liebkoſungen gehörten nicht zu den gewohnten Manieren der alten Frau. Blanche bekämpfte gewaltſam ihre Rührung und als Madame ſich wieder niedergelaſſen, kauerte ſie ſich auf ein Schämelchen zu ihren Füßen.

„Jetzt ſind wir wieder im öden Waldſchloß,“ ſagte ſie, „das doch nicht ſo öde war, als es die wimmelnde Welt iſt! So ſaß ich oft und am liebſten. Alles, dünkt mich, iſt, wie es war. Daß ich um zehn Jahre älter geworden, läßt mich gleichgiltig; ich bin nicht eitel. Nur

einen einzigen gewaltigen Unterſchied gibt es: daß ich damals mit Sehnſucht an die mir verſchloſſene Welt dachte, während ich jetzt mit Sehnſucht nach dem verſchloſſenen Hauſe zurückblicke!" Sie ſchwieg einen Augenblick, eh' ſie fortfuhr: „Wie glücklich war ich damals! Zwiſchen den Studien in Büchern und den Arbeiten meiner kleinen Landſchaft ſchaukelte ſich mein Leben wohlig und geſund. Mit den liebenswürdigſten Thieren lebte ich auf freundſchaftlichem Fuße. Meine zwei Kühe verehrten mich aufrichtig, meine Ziegen, meine Hühner und Enten kannten mich perſönlich. Pony und Windſpiel liebten mich heiß und mit erbitterter Eiferſucht. Vom Wald trat jedes Jahr ein neues Stück zu meinem Park über als wohldreſſirter Rekrut. Im Sommer beſuchten uns die lauteſten Vögel, im Winter hielt ich ſie in warmer Gefangenſchaft. Dazu Menſchen, ſo waldfriſch und tannengrad, mit Seelen ſo treuherzig wie das Auge eines frommen Thieres! Erinnern Sie ſich, Madame, an die Erntefeſte und Tanzunterhaltungen mit der Familie des Roßbauern und wie wir dann die beiden Alten und ihre Kinder und Kindeskinder zu uns in den Wald beſchieden und das ganze himmliſche kleine Haus voll Luſt und Geſang war und voll himmelhoher Freude? Haben wir ſeitdem einen Ball mitgemacht, auf dem ich ſo erhaben fröhlich geweſen wäre, ſo glückſelig, und mitten darin ſo fromm und rein, daß ich vom Tanzplatz hätte in die Kirche eilen können, ohne dazu einer anderen Stimmung zu bedürfen?"

„Und was hätte daraus werden ſollen," ſagte Madame, „wenn das ſo fort gegangen wäre? Je mehr Ihre Bildung zunahm, je faßlicher aus Büchern und aus Geſprächen mit mir die Welt vor Ihrer Ahnung aufſtieg, um ſo nüchterner und unleidlicher wurde Ihnen, was Ihnen jetzt wieder wie ein ſchönes Märchen erſcheint, welches erlebt zu haben, Sie kaum ſich überreden können.

So war es nicht blos Ihre Bestimmung, auch Ihr lebhaftester Wunsch, aus dem abenteuerlichen Zustand herauszukommen, und sich der Welt, wenn möglich, ordnungsmäßig einzufügen. Eine Möglichkeit dazu haben Sie erst heute wieder leichtsinnig vernichtet!"

„Ja, ich sehnte mich damals heraus aus diesem Glück," rief Blanche, „wie ich mich jetzt darein zurücksehne. Aber nennen Sie dies nicht inkonsequent, Madame, nicht kurzsichtig, eher weitsichtig. Ja, wir sind weitsichtig für das Glück; wir erkennen es erst — wenn es uns fern ist. Was uns schon in der Wiege geschenkt wird, das besitzen wir nicht. Das Glück muß erstrebt, erreicht werden, und dazu muß es uns fern sein. Blind und ohne Bewußtsein geben wir es auf, um sehnenden Auges es wieder zu begehren, und dann erst wirklich zu besitzen. Ich habe einen angebornen Drang, ich möchte sagen, ein Talent für diese Art von Glück, und es ist nur eine Konsequenz solchen Dranges, daß ich es damals verließ, um mich jetzt wieder darnach zu sehnen."

Das Gespräch wurde durch ein Geräusch unterbrochen, bei welchem Blanche lebhaft emporfuhr und gespannten Auges nach der großen Eingangsthür blickte.

Der Bediente führte zwei Gestalten ein, welche der alten Frau nie gesehene Fremde dünkten. Der zuerst Eintretende hatte nach seiner Tracht und kleinen Figur, die gedrungen und wohlgenährt war, das Ansehen eines Pächters vom Lande, und trat sicher und mit Selbstbewußtsein auf. Ihm folgte ein schlanker Jüngling, in nicht eben modischer, doch städtischer Kleidung, nur durch seine Schüchternheit verrathend, daß er auf dem Boden, den er jetzt betrat, nicht heimisch war.

Blanche reichte dem zuerst Eingetretenen die Hand, die dieser kräftig schüttelte und dann sogleich sich zu Madame wandte, um auch ihr die Hand zu drücken.

Madame hatte ihren Oberkörper zu unglaublicher Länge aufgerichtet und saß starr und steif, wenn ihr Gesicht auch nur den Ausdruck des Erstaunens trug. Erst als der Fremde mit wohlklingender, tiefer Stimme rief: „So vergißt man seine alten Freunde, auch den Cyprian?“ sank sie ein wenig in sich zusammen und schrie beinahe mehr als sie sagte: „Der Cyprian, der Sohn des Roßbauern! Wie ist denn das möglich?“

Nun zog Blanche auch den Jüngling heran, der noch immer schüchtern an der Thüre stand, indem sie zu Cyprian sagte: „Der Herr ist wohl Ihr Vetter, der hier studirt?“

Cyprian nickte bejahend, gab dem Vetter einen Wink, herbei zu kommen, und sagte dann: „Er hat den hochstädtischen Namen Viktor, heißt aber sonst noch Moosglauber wie ich, und bestrebt sich eifrig, diesen schönen Namen durch ein vorgesetztes „Doktor“ bei den Bauern um seinen Kredit zu bringen.“

Man setzte sich zu Tische, nachdem Blanche versichert, daß die für Madame nöthige Aufklärung über dies Zusammentreffen während der Mahlzeit erfolgen werde.

Wir aber dürfen diese Aufklärung keineswegs ausschließlich in jenen äußern Umständen suchen, die bei diesem Anlasse zur Sprache kamen.

2.

Blanche hatte, wie gewöhnlich an sonnigen Mittagen im Winter, auch an diesem Tage einen Spaziergang durch die Stadt gemacht, nur von einem Diener in Livrée gefolgt. Sie vermied bei solchen Gängen, wenn sie von Madame nicht begleitet war, die elegante Promenade und richtete ihren Weg nach den Vorstädten, wo ihre Sehnsucht nach stillem Leben durch manchen, fast ländlichen

Eindruck angenehm berührt ward. Schon war sie auf dem Rückwege, als ihr an der Brücke, welche zwei Stadttheile verbindet, ein schwer beladener Frachtwagen, von vier starken Rossen gezogen, entgegenkam. Neben einem der vordersten Rosse schritt der Fuhrknecht in blauer Blouse, sein Gespann durch Zuruf und mittelst der langen Peitsche lenkend. Blanche mußte stehen bleiben, bis der Wagen an ihr vorüber war, und schon wollte sie, da dies geschehen, ihren Weg wieder fortsetzen, als ihr ein Mann auffiel, der unmittelbar hinter dem Wagen einher schritt und, wie nicht zu verkennen, gleichfalls dazu gehörte. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen, ob sie durch eine Aehnlichkeit sich nicht habe täuschen lassen und kehrte um. Eilenden Schrittes überholte sie den Mann und sah ihm in's Gesicht. Jetzt wurde auch er aufmerksam auf sie, und kaum hatte er sie einige Sekunden lang betrachtet, als er mit einer Geberde unendlicher Freude ihre beiden Hände faßte und mit einem halbunterdrückten Jauchzen rief: „Weißchen, Weißchen! Sie sind es? Das ist mir einmal ein Glück!"

„Also wirklich der Cyprian?" rief Blanche, ihre Hände ihm willig überlassend und die seinen kräftig drückend.

Cyprian war der einzige Sohn und das jüngste Kind eines Bauern, der wegen seiner Vorliebe für Pferde und des Geschäftes, das er damit betrieb, indem er immer welche zu schweren Fuhren auszuleihen hatte, der Rossbauer genannt wurde. Der Sohn mochte jetzt etwas über dreißig Jahre zählen, und es war um so verwunderlicher für Blanche, ihn wieder zu sehen, und noch dazu, wie es schien, im Geschäfte seines Vaters, als Cyprian vor etwa zehn Jahren, um dieselbe Zeit, als Blanche ihr Waldhaus aufgegeben hatte, zum Schmerz seiner Eltern in die weite Welt gezogen war, mit dem festen Vorsatz,

ſich für immer vom Bauernſtande loszuſagen, um nach Einholung verſäumter Studien eine bürgerliche Stellung in der Geſellſchaft zu ſuchen, in den Reihen eines der civiliſirteren Stände.

In der That hatte ſich Cyprian ſeitdem, bis vor ungefähr zwei Jahren, ſo gut es gehen wollte, in der Welt umhergetrieben, und Kenntniſſe mancherlei Art und auch eine gebildete Ausdrucksweiſe ſich angeeignet, ſo daß an ſeiner Sprache, wenn er nicht mit Abſicht den heimiſchen Dialekt gebrauchte, Niemand den Bauern erkannte. Mit ſeinen ſonſtigen Plänen aber hatte es nicht gelingen wollen. Es war ihm entweder die Ausdauer oder das Glück abgegangen. Von verſchiedenen unternommenen Verſuchen war keiner geeignet geweſen, ihm eine poſitive Lebensſtellung zu verſchaffen. Eine Zuſchrift des Ortspfarrers, in welcher die Entfernung vom Hauſe und das Aufgeben des Bauernſtandes als Sünde an ſeinen Eltern und auch gewiſſermaßen als eine Apoſtaſie dargeſtellt wurde, da Cyprian der einzige Sohn war, hatte ihn endlich zur Rückkehr beſtimmt, und wenn er aufrichtig gegen ſich ſelbſt ſein wollte, mußte er ſich ſagen, daß der Brief nur ſeiner falſchen Scham zu Hilfe kam, die ihn nach gänzlich mißglückten Verſuchen gehindert, aus eigenem Antrieb heimzukehren. Bald darauf hatte er ſeinem Vater die Augen zugedrückt, dem er verſprochen, die Wirthſchaft zu übernehmen und zu behalten. Daß er nun hätte heiraten müſſen, verſtand ſich von ſelbſt: doch war er damit noch nicht in's Reine gekommen.

Seine Begegnung mit Blanche mußte ihn lebhaft ergreifen, denn ſie hatte, ohne es zu wiſſen, die Schuld getragen, wenn ſein Leben nicht im gewohnten Geleiſe der ihm vom Hauſe aus beſtimmten Sphäre geblieben und von fremdartigen Wünſchen gekreuzt worden war. Wer kann die Nachwirkungen beſtimmen, die der fort-

während Anblick eines seltsamen und abenteuerlichen Verhältnisses auf Menschen übt, die in ihrer ländlichen Einfalt alles wie verzaubert anstaunen, was von dem Hergebrachten sich unterscheidet?

Blanche war von ihrer Kindheit an eine fremdartige Erscheinung für das Dorf gewesen. Ohne daß man ihre Abkunft oder ihre Bestimmung kannte, sah man sie, seit sie ein Jahr alt war, in dem Hause am Saum des Waldes leben, in alleiniger Gesellschaft einer Frau, die auch im Dorfe nie anders als „Madame" genannt werden, aber offenbar nicht ihre Mutter war. Wenn nun auch, als die Kleine heranwuchs, theils ländliche Beschäftigungen, theils der Umgang mit der Familie des Roßbauern nähere Beziehungen zwischen dem Haus und dem Dorf herbeiführten, so sah man doch, daß das Mädchen im Uebrigen wie ein feines Stadtfräulein behandelt und erzogen wurde. Madame und der Ortspfarrer theilten sich in die Sorge für ihre Bildung. Zu einer schönen Jungfrau herangeblüht und im Begriffe, in die große Welt der Hauptstadt eingeführt zu werden, mußte sie dem Bauernsohn Cyprian wie ein Ideal erscheinen, welchem einst, zu Wünschen und Hoffnungen berechtigt, sich nähern zu können, ihm das schönste Ziel seines Lebens dünkte. Was ihn darin noch bestärkte, waren Andeutungen, die er hie und da aufgegriffen, daß, wenn Blanche auch von vornehmer Abkunft, doch ein Makel an ihrer Geburt haften müsse, welcher den Unterschied des Standes zwischen ihr und ihm auszugleichen im Stande sein würde, wenn nur kein Unterschied der Bildung mehr herrschte. Das war der geheime Antrieb seines Scheidens aus dem Vaterhause gewesen. Und wenn er ihn auch im Laufe der Zeit und der Erfahrungen als einen kindischen Traum zu belächeln anfing; wenn er auch endlich einsah, daß nur Phantasie und nicht Leidenschaft dabei im Spiele gewesen:

Blanche war ihm immer eine liebliche Erinnerung geblieben, und er hätte jedem Zufall gedankt, der sie ihm wieder einmal entgegengeführt haben würde. Als er jedoch heimgekehrt und wieder Bauer geworden war, gab er den Gedanken völlig auf, daß jener Traum seiner Jugend jemals verwirklicht werden könnte. Er vermochte Blanche als die Frau eines Arztes, eines Kaufmanns oder Beamten sich zu denken, aber unter keinen Umständen als eine Bäuerin. Trotzdem konnte er noch immer nicht zu einer Wahl sich entschließen. Er hatte auf seinen Irrfahrten durch die Welt den Reiz städtischer Frauenerziehung kennen gelernt, und hätte ihn bei einem Mädchen aus dem Dorfe ungern vermißt. Andererseits konnte er keiner Städterin zumuthen, die Arbeiten und die Einförmigkeit eines Lebens auf sich zu nehmen, wie es der Landmann führt. Wie eine Wiederkehr seiner Jugend stand nun mit einem Male Blanche vor ihm. Der Wagen war schon weit voraus und immer noch hielt er ihre Hände und vermochte sich kaum zu fassen. Endlich bat er sie, ihn noch ein kleines Stück Weges zu begleiten.

Sie ging langsam an seiner Seite. Wie es bei einem ergreifenden Wiedersehen zumeist geschieht, daß man des Unbedeutendsten zuerst erwähnt, erzählte auch er die Veranlassung, die ihn nach der viele Meilen weit entfernten Stadt gebracht. Er hatte im Sinne, die Pferde zu verkaufen, und der Käufer wartete schon bei dem Magazin, wo der Wagen abgeladen werden sollte. Aus den Gegenfragen des Mädchens erst entnahm er die Gelegenheit, seiner Schicksale in der Welt, seiner Wiederkehr zum väterlichen Beruf und seines noch unvermählten Standes flüchtig zu gedenken.

Auch Blanche war auf eine ihr selbst unerwartete Weise von diesem Zusammentreffen erschüttert. Es war ihr, als ob ihre verzehrende Sehnsucht nach der Idylle

ihrer Jugendzeit, nach all den Eindrücken des Naturlebens, welche sie, je mehr sie dieselben entbehren mußte, für um so nothwendiger zum Glücke hielt, — es war ihr, als ob diese Sehnsucht festen Grund und Boden an der mit einem Male auftauchenden Persönlichkeit Cyprian's gewonnen hätte. Ueberall stieß sie mit jener Sehnsucht an, erregte damit nur spöttisches Lachen oder ernsten Widerspruch. Und heute war der Tag, an welchem sie für immer sich davon befreien, wo sie in andere Verhältnisse tretend, ihren liebsten Gedanken wie einen krankhaften Zustand des Gemüthes überwinden sollte. Blitzschnell fuhr es ihr durch den Sinn, daß ihre Entscheidung, hinsichtlich der projektirten Verbindung mit dem General an diesem Tag noch nicht stattfinden dürfe, überhaupt nicht früher, als bis sie den Mann hier näher kennen gelernt und ihn, den Einzigen, der ihren Herzenszug nach einem naturgemäßen Lebenszustand auf dem Lande wahrhaft mitfühlen und begreifen kenne, zu Rathe gezogen. War er doch selbst aus den Verlockungen städtischen Treibens wieder dahin zurückgekehrt! Sie dachte im ersten Augenblicke nicht daran, das Diner mit dem General aufzugeben, sondern nur ihre Entscheidung zu verschieben. Als aber Cyprian auf die Aufforderung, sie des andern Tages zu besuchen, erklärte, daß er mit dem frühesten Morgen beim müsse, da seine Abwesenheit bei den schlechten Wegen im Winter ohnehin länger als sonst dauere, bat sie ihn kurz entschlossen, gleich heute nach abgethanen Geschäften zu ihr zu kommen und bei ihr zu speisen.

Er sagte, daß er nicht ohne seinen jungen Vetter kommen könne, der in der Stadt studire, bei dem er abgestiegen und mit dem er sich als guter Verwandter verabredet, den Nachmittag und Abend zu verbringen.

So wurde denn auch der Vetter dazu genommen, und Blanche eilte nach Hause, dem alten General und den

übrigen Gästen abzusagen und die Vorbereitungen zu einem ganz andern Diner zu treffen.

3.

Man hatte sich in vergnügtester Stimmung vom Tische erhoben. Die Frauen waren erstaunt, Cyprian in so gebildeter Weise sprechen zu hören. Er ist offenbar ein reifer, in sich fertiger Mann geworden, sagten sie sich. Dabei war nicht zu verkennen, daß er nebst manchen wissenschaftlichen Gegenständen auch die Welt kennen gelernt, das intime Leben verschiedener Stände in der Nähe mit angesehen hatte. Als er bei Tische von seinen Versuchen gesprochen, sich eine Stelle in den gebildeten Kreisen zu erobern, hatte er nicht ohne einen Anflug von leidenschaftlichem Groll geäußert: „Mir ist nur Eines in die Quere gekommen, sonst hätte ich vielleicht auch Minister werden können! Das ist mein Freimuth, meine Offenheit, meine Gewohnheit, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen. Wer erträgt das in der sogenannten gebildeten Welt? Man schilt es Derbheit; und mag es in irgend einem Winkel großstädtischen Lebens noch so übel riechen, man würde sich lieber die Zunge abbeißen, eh' man das richtige deutsche Wort dafür gebrauchte. Man sagt auf Französisch: das ist Parfum, der neueste Parfum des Lebens! Und wäre es bloß Redeweise, man könnte es lachend angehen lassen. Es ist aber Anerkennung der Korruption, eine Unsittlichkeit, in welcher Menschen wie ich niemals zu Hause sein werden!"

Blanche warf bei solchen und ähnlichen Reden einen Blick auf Madame, welche, von der Ungenirtheit des Ausdrucks zuweilen unangenehm berührt, die Augen niederschlug, während in jenen des Mädchens eine Art von Triumph glänzte, ihre eigenen oppositionellen Mei-

nungen, wenn auch nicht eben in den feinſten Worten, beſtätigt zu hören.

Man nahm nach Tiſche in einem andern Gemach den Kaffee, und während Cyprian ſich mit Madame unterhielt, um ihr über das Befinden des Ortspfarrers Auskunft zu geben und eine lange Meinungsäußerung über moderne Heilmethoden daran zu knüpfen, für welche Madame ſich ſehr intereſſirte, regte Blanche den jungen Vetter Viktor zu einem Geſpräche an; denn er hatte ſich bisher ſehr ſchweigſam verhalten. Er ſchien nur dann aufzuthauen, wenn er von Cyprian ſprechen konnte, und ſchilderte ihn jetzt dem Mädchen mit dem Ausdruck tiefgefühlter Verehrung und den Farben eines jugendlichen Enthuſiasmus. Merkwürdige Züge von Vertrauen theilte er mit, das die ganze Dorfbewohnerſchaft Cyprian entgegenbringe, und wie er ſeine Rathſchläge und Urtheile immer nur nach dem Maßſtab der ſtrengſten Sittlichkeit gebe, manchmal ſogar etwas zu ſchonungslos, ohne Rückſicht auf individuelle Zuſtände und Beſonderheiten. Dabei ſei er von einer Weichheit und Gutmüthigkeit wie ein Kind, jedem Eindruck zugänglich, und wenn er bei guter Stimmung, ſo gelte es gleich, ob man der Lerche oder ſeinen Gedanken lauſche; jene wie dieſe wären ein himmelaufſteigender Geſang. Oefter aber noch ſpreche Cyprian gute Lehren und Grundſätze aus, daß man ſich ſie aufgeſchrieben ins Gebetbuch legen möchte.

„Kein beſſer Gemüth auf der ganzen Welt," ſagte Viktor; „und man ſollte es kaum glauben, daß ein ſolcher Prachtmenſch einen Feind haben könnte, einen ſo grimmigen Haſſer und Neider! Man darf gar nicht von ihm ſprechen. Wenn Cyprian nur ſeinen Namen hört, ſo geräth er in Wuth."

Blanche fragte aus Diskretion nicht nach dem Namen, und Viktor erzählte nur, daß Cyprian wegen Ankaufs

eines Weiderplatzes mit einem jungen Landedelmann in Streit gekommen und von diesem schimpflich wäre beleidigt worden. Der Landedelmann wäre um dieselbe Zeit, als Cyprian sein Anwesen übernommen, von weiten Reisen zurückgekehrt, um von einem nahgelegenen Gute, das ihm durch Erbschaft zugefallen, Besitz zu ergreifen. Wahrscheinlich mißgönne er Cyprian die Liebe und das Ansehen bei den Bauern, zumeist aber seine städtischen Manieren, auf die er als vornehmer Mann ausschließlich Anspruch zu haben glaube. Auch müsse es den Mann von Ansehen wurmen, daß ihm Cyprian nicht mehr Ehre erweisen wolle, als jedem anderen Menschen, da er nur das Menschliche ehre und in dieser Beziehung an dem Herrn nichts ausfindig machen könne, wovor er sich in den Staub zu beugen Ursache hätte. Eine bestimmte Ursache als Motiv des Konfliktes konnte Blanche nicht entnehmen. Auch hatte sie nicht Zeit darnach zu forschen, da Cyprian hinzutrat und sich beklagte, daß man sich in zwei Ecken des Gemaches und in zwei Parteien sondere. Er hatte aus seinem Gespräche mit Madame längst fast eifersüchtige Blicke auf die beiden Andern geworfen.

Nun wurde die Unterhaltung allgemein. Cyprian, der auf die leiseste Anregung in jede Art von Stimmung versetzt und von ihr beherrscht werden konnte, hatte bald aus einzelnen Aeußerungen die Sehnsucht seiner schönen Wirthin nach idyllischem Landleben erkannt, und halbbegrabene Hoffnungen hatten dabei leise den Deckel von Jahren gelüftet, der über ihnen lag. So war es ihm leicht, von der Existenz im Dorfe mit einem Wohlgefallen zu sprechen, das er einige Stunden früher schwerlich so feurig geäußert hätte, ohne daß er es deshalb in diesem Augenblicke minder wahr zu empfinden glaubte. Es sprach eben die angeregte Stimmung aus ihm. Er dankte Blanche

wiederholt, daß ſie das Wiederſehen erſt dadurch vollſtändig gemacht hätte, daß ſie die Tracht wieder angelegt, in der er ſie ſo oft im Hauſe ſeines Vaters oder im Kreiſe ſeiner verheirateten Schweſtern geſehen. Mit Entzücken ſchilderte er den Frieden und das Glück des Dorfes, wobei er es an Ausfällen auf die ſtädtiſche Frivolität nicht fehlen ließ, welche den wahren Sinn des Lebens und ſeine Schönheit nicht zu faſſen verſtände. Fragen nach Menſchen und Gegenden aus der Zeit, da Blanche noch im Dorfe gelebt, führten immer lebendigere Erinnerungen herbei. Bald verfiel man von ſelbſt in den dort heimiſchen Dialekt. Geſchichten wurden erzählt, die nur in dieſem Dialekte ihre komiſche Pointe hatten, und als Cyprian die Melodie der humoriſtiſchen Vierzeilen intonirte, da war das Signal gegeben, mit Geſang gar nicht aufzuhören. Blanche eilte in Ermanglung einer Zither zum Flügel, und bald abwechſelnd, bald im Chor mit Cyprian und Bitter ſang ſie die vom Herzen kommenden und herzerfriſchenden Lieder, in welchen ihre ganze Jugendzeit wie in einer Wiege geſchaukelt worden war. Die Natur ſchien auf Schwingen des Frühlings einzuziehen in die winterliche Stube, die nie andern Schmuck als den feſtigen der Kunſt und Eleganz gekannt hatte. Das Singen wurde zum Jauchzen und überſelig war beſonders Cyprian, von deſſen Bruſt dieſer Augenblick wegzuwehen ſchien, was Vergangenheit und Gegenwart an Verſtimmungen aller Art darauf gehäuft hatten. Als er, einen Ländler trällernd, Blanche umſchlang, als ob er ſich zum Tanz mit ihr anſtellen wollte, konnte er ſich nicht enthalten, plötzlich nach Burſchenart Blanche mit einem Jauchzer in die Höhe zu heben. Ein Ausruf der Mißbilligung von Seite Madame's hatte nur die Folge, daß er Blanche an der Hand in das andere Zimmer zog, indem er rief: „Weißchen, Weißchen, wir müſſen uns flüchten, wie damals, als

Weißchen nicht nach Hause wollte und ich sie so gut verbarg! Madame mußte versprechen, den anderen Tag mit ihr wieder zu kommen, sonst hätte ich sie nicht herausgegeben!"

Die letzten Worte wurden mit leiser Stimme schon im andern Zimmer gesprochen. Er küßte die Hand, die er in der seinen hielt, und mit dem Ausdruck treuer Innigkeit dem Mädchen in die Augen blickend, sagte er: „Weißchen! — diesen Namen habe ich selbst erfunden; schon als Knabe hatte ich das Französische und sobald man mir die Bedeutung von Blanche gesagt, wußte ich gleich mein Liebstes auf der Welt mit deutschem Laut zu rufen! — ich möchte auch Sie aus dieser französischen Welt herausreißen, in der Sie leben, wenn ich dürfte! Sagen Sie, daß ich darf! Hier steht ein rechtschaffener Mann vor Ihnen, der Sie vom Grund des Herzens lieb hat. Wenn er Ihnen nicht zuwider ist, so schaffen Sie mit einem einzigen Wort uns Beiden den Himmel auf Erden! Sie sehnen sich nach einem Leben auf dem Land, wie das meine ist. Ich weiß es, denn Sie haben heute nicht verheimlicht, daß Sie in Ihrer schwankenden Stellung hier nicht glücklich sind, trotz allem Firlefanz von Mode und Unterhaltung. Erschrecken Sie nicht vor dem Namen Bäuerin! Ich habe Haus und Feld wie ein Gutsbesitzer. Sie sind nur wacker wie eine Bäuerin, aber angesehen wie eine Edelfrau, wenn Sie mein werden. Weißchen — schlagen Sie ein!"

„Lieber Freund," sagte Blanche ruhig und ohne ihre Hand in die dargebotene zu legen, „ich verhehle Ihnen nicht, daß mein ganzes Herz bei dem Gedanken ist, auf dem Lande verheiratet zu sein, und gegen Ihre Person hatte ich auch bis jetzt nichts einzuwenden. Ich bin alt genug, um das ohne Scheu sagen zu können, aber auch alt genug, um nicht mit Hast und Leidenschaft auf ein

noch ſo wünſchenswerthes Ziel loszuſtürzen. Sie ſind mir ſchon als Jüngling lieb und werth geweſen, und Sie ſind ſeitdem ein braver Mann geworden. Dies ſehe ich Ihnen an, auch wenn mir Ihr Vetter nicht erzählt hätte, was Sie zu Hauſe gelten. Aber ein Entſchluß braucht Zeit und Ueberlegung und auch im günſtigſten Falle Ueberwindung ſchwieriger Verhältniſſe, die ich Ihnen jetzt nicht auseinanderſetzen kann. Kehren Sie morgen heim, weil Sie müſſen; kommen Sie zu mir, ſo oft ein Geſchäft Sie in die Stadt führt, und im Frühling — das iſt die rechte Zeit für das Glück — wollen wir auf die oder jene Art in's Reine kommen!"

Sie eilte in das andere Zimmer zurück, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu laſſen. Hier ſtand ſchon Viktor, wahrſcheinlich auf eine Andeutung Madame's, mit dem Hut in der Hand zum Abſchied bereit. Madame hatte ſich jetzt etwas mehr in die Höhe gerichtet, als es während des ganzen Abends der Fall geweſen war. Auch Cyprian nahm ſeinen Hut, denn es war wirklich ſpät geworden, und man ſchied mit gegenſeitigem herzlichem Händedrücken.

Als Cyprian und Viktor auf der Straße waren, ſagte der erſtere: „Das iſt ein Mädel, Viktor; Du glaubſt es nicht! O, ich bin himmelhoch ſelig! Aber Dich muß ich auch umarmen! Du haſt Gutes von mir geſprochen. Ja, ich weiß, Du biſt mein beſter Freund!" —

Madame war indeſſen hoch aufgerichtet ſitzen geblieben, ohne ein Wort an Blanche zu richten. Mit einem trockenen „Gute Nacht" begab ſie ſich endlich in ihr Schlafgemach.

Blanche blieb noch lange bei der Lampe einſam wach. Sie legte ſich tiefſinnend eine Frage vor, die ſie ſeit zehn Jahren ſich oft, und zuletzt noch dem General gegenüber wiederholt hatte. Liebte ſie? Sie hielt es für einen

phyſiſchen, für einen organiſchen Fehler ihres Herzens, daß ſie ſich die Frage niemals mit jenem zweifelloſen, vollen Jubel hatte bejahen können, wovon ſie ſo viel gehört und geleſen. Doch jetzt ſchien es ihr, als wäre dieſe Epoche jedes Frauenlebens endlich auch für ſie angebrochen. Er war ſo gut, ein ſo herrlicher Menſch, voll Natur in ſeinem Herzen und von ſo gebildetem Geiſte! Sie mußte ihn lieben, ſagte ſie ſich, ſie mußte glücklich mit ihm werden, der die Verkörperung aller ihrer idylliſchen Träume verſtellte und mit der Verwirklichung derſelben auch ihr äußeres Leben ausfüllen konnte!

4.

Die Tage folgten einander, als hätte ſich nichts begeben. Madame verlor kein Wort über den ſeltſamen Abend; durch ſtille Gemeſſenheit ſchien ſie anzeigen zu wollen, daß ſie ſich ſtreng in den Kreis ihrer übernommenen Pflicht bannte, Blanchens Geſellſchafterin und Schutzdame zu ſein. Dieſer genügte ein ſolches Verhalten, um daraus auf den geringen Grad von Zuſtimmung zu ſchließen, den ſie von dieſer Seite für ihren neuen Lebensplan zu erwarten hätte. Nichtsdeſtoweniger begann Blanche äußerlich darauf hinzuarbeiten, obgleich ſie im Innern dabei von einer Verſtimmung begleitet wurde, die ſie vergebens durch Gründe des Verſtandes bekämpfte.

Blanche, welche den praktiſchen Theil ihres Hausweſens ſelbſt führte, hatte bereits ihre Wohnung gekündigt. Mit Tapezierern, Tiſchlern und Goldarbeitern hielt ſie zuweilen Berathungen, welche den vortheilhafteſten Verkauf ihrer Möbel, ſonſtigen Zimmereinrichtungen und eines Theiles ihres Schmuckes betrafen. Sie machte kein Geheimniß daraus vor Madame, denn dieſe kannte beſſer als ſonſt Jemand die Umſtände, unter welchen der Eifer

nach klingender Verwerthung eine Nothwendigkeit wurde, und eine absonderliche Bedeutung erhielt. Auch die Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben derjenigen Kreise, in welchen Blanche bisher heimisch gewesen, schränkte sie ein, und die Zahl der Personen, welche sie empfing und besuchte, schmelz immer mehr zusammen. Dazwischen kam Cyprian immer häufiger nach der Stadt und sein Verhältniß zu Blanche gestaltete sich zusehends fester und inniger. Selbst Madame, wenn sie auch an seinen Formen oder vielmehr an dem Mangel derselben Anstoß nahm, konnte nicht läugnen, daß er eine liebenswürdige, erfrischende Natur sei, die gleich einer Waldquelle die bestaubte Alltäglichkeit erquicke. Blanche fand immer mehr Wohlgefallen an seinem Gemüthe, dem er seine ganze Weltanschauung, seine tiefsten und besten Gedanken unterordnete, die nur den Zweck zu haben schienen, jedes Wollen und Trachten, ja selbst die minder edlen Regungen desselben auf gewinnende Art zu rechtfertigen, indem er alles, was ihn bewegte, Wunsch, Neigung, Begierde, zu einer sittlichen Allgemeinheit zu erheben suchte, zu einer Richtschnur für die Menschheit. Trotz der erhebenden Lehren und geistvollen Auseinandersetzungen, die sich daraus ergaben, war doch selbst Blanche zuweilen gezwungen, der Leidenschaft Einhalt zu thun, mit der er jeder Einwirkung des Augenblicks auf sein Gemüth nachgab, gleich schnell zu Haß oder Liebe, zu Zorn oder begeisterter Hingebung verführt, gleich rücksichtslos und stürmisch in der Aeußerung dieser verschiedenen Gefühle, ohne die geringste Selbstbeherrschung, vielmehr ein willenlos beherrschter Sklave jedes Momentes und jeder Stimmung. Im Kontrast zu einer Welt jedoch, welche mittelst Form und Etikette für jede Wahrheit eine Umschreibung findet und jeden natürlichen Sturm des Gemüthes durch ein gekünsteltes Gelispel auszudrücken versteht, dünkte er Blanche

auch hierin eine wohlthuende Erscheinung, und niemals schied sie von ihm, ohne ihn gleich dem Vetter Bitter im Stillen einen Prachtmenschen zu nennen. Sie hatte mit Mühe sein ungestümes Verlangen nach einer bestimmten Erklärung, oder vielmehr, weil er den ihm günstigen Sinn einer solchen nicht mehr bezweifeln zu müssen glaubte, nach einem bestimmten Zuwort hintangehalten.

Eines Nachts, zu Ende des Winters, kehrte sie von einem Balle heim, auf welchem sie den Freuden der vornehmen Welt den Abschied zu geben beschlossen hatte. Die Nachtluft wehte so frühlingslau zum offenen Fenster des Wagens herein, daß Blanche den Zeitpunkt für gekommen erachten mußte, welchen sie sich selbst zu einer offenen Verständigung mit Cyrrian festgesetzt hatte. Ein anderes Moment kam hinzu, um sie nicht länger zögern zu lassen. Sie hatte auf dem Balle von, ihr ziemlich fremden Personen Andeutungen vernommen, nach welchen sie nicht mehr zweifeln konnte, daß, wenn nicht ihr ganzes Verhaben, wenigstens ihre nicht ganz gleichgiltige Beziehung zu einem Manne aus dem Bauernstande kein Geheimniß mehr, ja sogar ein Gegenstand allgemeiner Konversation, vielleicht sogar der Mesdames für die große Welt war. Sie sann vergebens darüber nach, auf welchem Wege das Geheimniß in diese Kreise gedrungen sein konnte, da nur sie und Madame darum gewußt und Madame noch schmerzlicher als Blanche selbst von dem Transfiriren der stillen Beziehung berührt zu sein schien. Wie dem auch sein mochte, Blanche erkannte, daß die laufenden Vermuthungen und Gerüchte ihrem Ruf und ihrer Achtung vor der Welt in ihrer ohnehin isolirten Lage gefährlich werden konnten, wenn sie ihnen nicht schnell den Damm einer Gewißheit setzte, mochte diese eine noch so eklatante sein. Beim Souper hatte ihre nächste Umgebung das Gespräch, wie absichtlich, auf die Vor- und Nachtheile

einer Exiſtenz auf dem Lande gelenkt und dabei war ihr ein Mann aufgefallen, der ihr nicht ſo fern ſaß, daß er nicht jedes Wort der Diskuſſion hätte vernehmen können. Er gab trotzdem ſeine Meinung nicht ab und beantwortete darauf bezügliche Fragen, die an ihn wie an eine Autorität gerichtet wurden, nur unbeſtimmt und oft kaum hörbar. Daß er an den Geſprächen dennoch lebhaften Antheil nahm, erſah Blanche aus ſeinem Blick, der ununterbrochen und faſt wie ſtrafend auf ihr ruhte. Sie hatte ſich vorgenommen, dieſen Mann nach aufgehobenem Souper ſich vorſtellen zu laſſen, aber die Furcht, mit ihm dann neuerdings und nur noch ernſter in dieſelbe Diskuſſion zu gerathen, hatte ſie abgehalten. Und jetzt, während ſie im Wagen ſtill vor ſich hinſann, war es wieder jener Blick, der ſie am meiſten peinigte, den ſie wie eine Ungerechtigkeit empfand, gegen welche ſie ſich vertheidigen mußte, und der ſie zu dem Entſchluß brachte, mit einer, alle Vermuthungen niederſchlagenden Entſcheidung nicht länger zu zögern. Für den nächſten Tag war ohnehin der Beſuch Cyprians zu erwarten, und da ſollten denn die Würfel fallen. Blanche ſelbſt war des Ausgangs nicht gewiß; denn die Entſcheidung beſtand nicht blos, wie Cyprian meinte, in der einfachen Billigung ſeines Werbens, ſondern ſie hing, mehr als er wiſſen konnte, noch von ihm ſelbſt ab. Von den Verhältniſſen gezwungen, den Ernſt ſeiner Neigung einer Art von Probe zu unterwerfen, dachte Blanche, die über den weſentlichen Punkt, über die Stärke ihres eigenen Gefühls mit ſich ſelbſt noch nicht einig war, daß der Ausgang der Probe auch ſie beſtimmen könne, ſich entweder mit unerſchütterlicher Neigung in die Arme ihres Freiers zu werfen, oder ihn mit feſter Ueberzeugung für immer abzuweiſen.

Am Morgen des nächſten Tages zeigte ſich Madame mehr als jemals hoch aufgerichtet, herb und einſilbig.

Das diente nur dazu, Blanche wieder in dieſelbe Verſtimmung zu verſetzen, unter der ſie während des ganzen Winters gelitten hatte. Die Urſache derſelben war nichts weiter, als die Verſchiedenartigkeit der Lebensanſchauungen beider Frauen. Madame konnte ſich überhaupt und für Blanche insbeſondere, kein Glück außerhalb der vornehmen Kreiſe denken, zu welchen das Mädchen bisher nur prekäre Beziehungen hatte, die allein durch ein legitimes Band feſtgeknüpft werden konnten. Blanche hingegen war überzeugt, daß nur ein ſtilles Leben im Schoß der freien Natur ihrem ganzen Weſen entſprechend wäre, und die Schatten, die über ihre Abkunft gebreitet waren, erſchienen ihr nur wie eine Aufforderung mehr zu einer Exiſtenz in der Einſamkeit und Verborgenheit. Daraus ergab ſich der ſchmerzlichſte Zwieſpalt, weil er der einzige iſt, der zwiſchen Perſonen ſtattfinden kann, die ſich ſonſt aufrichtig lieben. Sie würden ſich gegenſeitig jedes denkbare Opfer bringen, jede zu erfüllende Forderung befriedigen; das einzige Opfer jedoch, das ſie von einander verlangen, iſt ein undenkbares, die einzige Forderung, die ſie ſich ſtellen, geht über das Menſchliche hinaus — das Opfer der innerſten Ueberzeugung, die Forderung, ein Ding anders zu ſehen, als ſie es eben ſehen. Weder Leidenſchaft noch Ueberredung können hier vermitteln und ſind nur eine ſchmerzliche und vergebliche Anſtrengung, zwei Naturen gerade in dem einzigen Punkt zu vereinen, in welchem ſie unvereinbar bleiben müſſen.

Blanche tröſtete ſich an dieſem Tag damit, daß Madame ſich zuletzt in eine vollendete Thatſache fügen werde, und bedachte zugleich, daß ſie, mündig, unabhängig und nicht mehr allzu jung, das gute Recht habe, frei nach ihrer Ueberzeugung zu handeln, ein gutes Recht aber eben durch vieles Anfragen nur abgeſchwächt zu werden pflege. —

Cyprian kam, wie gewöhnlich vor der bestimmten Stunde und Madame verließ bei seinem Eintritt mit einem Kopfnicken, das nur ein sehr zweifelhafter Gruß war, das Zimmer. Blanche gab hierauf Befehl, daß sie während der Anwesenheit dieses Besuches für Niemand zu Hause sei. Cyprian, der dies hörte, sprang in erwartungsvoller Freude vom Stuhle auf, und kaum hatte sich die Thüre hinter dem Diener geschlossen, als er beide Hände des Mädchens ergriff und als ob ihm jedes weitere Wort versagt hätte, nur im innigsten Frageton rief: „Ja? Ja? nicht wahr, Du sagst ja?"

„Es würde Sie denn sehr glücklich machen, wenn ich Ja sagte," sprach Blanche nicht ohne Rührung, die der Jubelklang seiner Stimme und die Bewegung seiner Züge erweckte. Sie entzog ihm aber dabei sanft ihre Hände. Zu dem „Du", das er sich erlaubte, hatte sie ihm die Berechtigung immer verweigert.

„Ich kann nichts mehr sprechen," sagte Cyprian, „als Du bist der Kern meines Lebens, und wenn er brüchig wird, so fällt alles in mir zusammen. Du bist mein Herz und mein Kopf, mein Gut und Blut, mein Haus und Hof! Gib mir die Hand und sage Ja, und wir gehören einander bis zum Grab und eine Weile darüber hinaus! Was braucht es da für Geschichten erst und Formen? Muß ich mir einen französischen Galafrack dazu anziehen, eh' Du Ja sagst?"

Er versuchte seine Arme um sie zu schlingen.

„Cyprian!" rief Blanche mit einem imponirenden Blick, dem er unwillkürlich gehorchen mußte. „Setzen Sie sich dorthin, mir gegenüber! und achten Sie ruhig auf das, was ich Ihnen sagen werde! Es sind nicht Geschichten und Formen; es ist der Ernst des Lebens, der wohlbedacht unsern Entschließungen vorhergehen muß."

Sie sammelte sich einen Augenblick, dann sagte sie

mit einem gewiſſen erhabenen Freimuth, der ſehr wohl zu der Röthe ſtand, die dabei auf ihren Wangen flammte: „Ich bin die natürliche Tochter des Grafen O***. Meine Mutter war ein Fräulein von hoher Abkunft. Ihren Namen werde ich niemals einem Sterblichen nennen, ſelbſt meinem einſtigen Gatten nicht. Sie ſtarb, als ich kaum ein Jahr alt war, unvermählt und ohne daß außer Madame Jemand ahnte, daß ſie ein Kind zur Welt gebracht. Selbſt der Graf, mein Vater, wußte damals nichts von den Folgen ihres Fehltrittes und daher auch nichts von meiner Exiſtenz. Sie erſehen daraus, Cyprian, wenn der leere Glanz, der mich umgibt, Sie geblendet haben ſollte, daß vor den Sitten und Gebräuchen der Welt ſelbſt das ſchlichteſte Bauernmädchen mehr Anſprüche darauf hat, eines Mannes ehrlichen Namen tragen zu dürfen — — als ich!“

„Sie ſagen mir nichts Neues,“ erwiederte Cyprian, der unwillkürlich in den Ernſt überging, mit dem ſie geſprochen hatte. „Sie ſagen mir nichts, was ich nicht beiläufig ſchon gewußt hätte, als wir damals im Walde zum erſten Male von einander ſchieden; ich, der Bauernburſch, von Ihnen, dem ſtolzen Edelfräulein, für das Sie bei uns im Dorfe immer gegolten. Und für das würden Sie auch als mein Weib, auch heute noch, dort gelten; ſonſt wäre es freilich — — Ich meine,“ unterbrach er ſich, „halten Sie mich nicht für einen der moriſchen Pflaſtertreter, daß ich nach Namen und Geburt früge wenn ich liebe! Alſo, herzliebe Blanche, wär' es das, was Ihnen Sorge gemacht hat, ſo daß Sie alles auf die lange Bank geſchoben haben? Nein, Weißchen, brauchſt nicht feierlich zu reden und ein Geſicht zu machen, wie der Amtsdiener, wenn er den Gant austrommelt! Sind wir einig?“ Und er reichte ihr ſeine Hand über den Tiſch hin.

„Ich bin nicht zu Ende,“ ſagte Blanche mit dem-

ſelben Ernſt und ohne ihre Hand zu geben. „Schwankend wie mein Name, wie meine Stellung in der Welt, iſt auch ſonſt alles, was ich habe oder was mir anzugehören ſcheint. So lange meine Mutter lebte, ſorgte ſie für meinen Unterhalt. Aber ſie war unvolljährig als ſie ſtarb, ſie konnte mir nichts hinterlaſſen. Sterbend legte ſie mich in die Arme von Madame, ihrer einzigen Vertrauten. Ihr übergab ſie auch einen Brief an meinen Vater, zu dem nun mich Madame brachte. Dieſer ſorgte fortan für mich und zugleich für die Wahrung des Geheimniſſes, ſowohl aus liebender Pietät für die Todte, als um ſeiner eigenen häuslichen Ruhe willen, denn er war Familienvater. Unter der Obhut von Madame allein lebte ich bis zu meinem ſiebzehnten Jahre in dem ſchönen Häuschen am Waldſaum, das Sie kennen. Der Graf hatte es zu dieſem Zweck auf den Namen von Madame angekauft. Ich wähnte nichts anderes, als eine Waiſe zu ſein, von Madame aus Mitleid angenommen an Kindes Statt. Meinen Vater ſah ich niemals. Die Reue, die ihm meine Exiſtenz einflößen mochte, bewies er dadurch, daß er dieſe Exiſtenz ſo ignorirte, als ihre pflichtgemäße Erhaltung es geſtattete. Obgleich ich nur die Abſicht habe, Ihnen Thatſachen zu melden," fuhr Blanche fort, „iſt es Pflicht und Bedürfniß meines Herzens, bei Erwähnung dieſer Umſtände nicht zu verſchweigen, mit welchem Eifer, mit wie vieler Liebe und Sorgfalt Madame bei mir Mutterſtelle vertrat. Ihr ganzes eigenes Leben hat ſie dem meinen untergeordnet, in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung hat ſie mit der Wachſamkeit jedes Augenblickes das Schlimme von mir abgewendet und das Gute auf mich gelenkt. Jeder meiner Athemzüge muß Dankbarkeit für ſie ausdrücken, und wenn ich in dieſem Moment, in dem ich mit Ihnen, Cyprian, die Möglichkeit einer Vereinigung beſpreche, Madame weh zu thun den Muth habe,

so geschieht es aus der innigsten Ueberzeugung, daß Madame nichts weiter will, als mein Glück, und daß mein Glück sie zuletzt zufrieden stellen wird, auch wenn es nicht auf ihrem, sondern auf meinem Wege erreicht wurde. Mein Vater starb, als ich sechszehn Jahre alt geworden war. Er hatte mich in den letzten Monaten vor seinem Tode einigemal gesehen, ohne daß ich es wußte oder ihn ebenfalls gesehen hätte. Unzweifelhaft aber war mein Anblick hinreichend gewesen, um ihn mit mehr Liebe für mich zu erfüllen, als er mir bisher bewiesen hatte. Davon zeugten einige Veranstaltungen, die er unmittelbar vor seinem Tode traf, sowie eine Bestimmung in seinem Testamente. Er hatte Briefe an mehrere seiner vornehmen Freunde zurückgelassen, denen er mich mit strenger Verschweigung des mütterlichen Namens als sein geliebtes Kind empfahl. Sie sollten mir, wenn ich in die Welt träte, die Wege bahnen, und in den höhern Kreisen der Gesellschaft, als ob ich ganz rechtmäßig dahin gehörte, mein Glück finden helfen, ohne daß irgend ein Steinwurf des Spottes oder der Roheit in Beziehung auf meine Geburt mich träfe. Ein zurückgelassener Brief an Madame sprach seinen festen Willen aus, daß ich mit siebzehn Jahren meine ländliche Einsamkeit verlassen und in das bewegte Leben der Hauptstadt mich einfügen möge. Er bezeichnete Madame die Freunde, denen er mich zu diesem Zwecke empfehlen, und die ihr beistehen sollten, meine ersten Schritte in der fremden Umgebung zu lenken, und mir selbst, mit Würde darin mich zu behaupten. In seinem Testament endlich war eine Summe für mich ausgesetzt, deren Zinsen vollkommen genügten, mich inmitten einer luxuriösen Welt so einzurichten, um in keiner Weise zurückstehen zu müssen. An diese Bestimmung jedoch knüpfte sich eine Bedingung, welche meinen ganzen materiellen Besitz wieder vernichten kann. Wie

dieſe Bedingung ſich zu Ihren Verhältniſſen ſtellt, das iſt es, Cyprian, was über unſere Verbindung entſcheidet. Mein Vater ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, mich ſtandesgemäß zu verheiraten, als ob ich ſeine legitime Tochter ſei. Das Kapital, von deſſen Erträgniſſen ich lebe, bildet meine Mitgift, für den Fall nämlich, daß ein Mann von Adel ſich entſchließt, mich zum Weibe zu nehmen. Sollte dies nicht der Fall ſein oder ſollte meine eigene Neigung mich den untern Ständen zuführen, ſo werde ich mit einem unbedeutenden Legat abgefunden, während das erwähnte Kapital einem Sohne der minder begüterten jüngern Linie des Grafen von O*** zufällt, was auch der Fall iſt, wenn ich unvermählt ſterbe."

Blanche öffnete nach dieſen Worten einen Schrank und nahm Papiere heraus, welche ſie Cyprian überreichte. Er ſah ſie fragend an.

„Hier, mein Freund," ſagte ſie, „iſt die gerichtlich beglaubigte Abſchrift des Teſtamentes. Ueberzeugen ſie ſich ſelbſt von der Richtigkeit meiner Angaben!"

Eine Enttäuſchung hatte ſich über die Züge des Mannes vom Lande gebreitet, die zu verbergen er entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft beſaß. Dennoch legte er die Papiere wieder hin, nachdem er kaum einen Blick hinein geworfen, und ſprach: „Und das iſt alles, Blanche, was Sie mir zu ſagen haben?"

Das Mädchen hatte ihn genau beobachtet, und bei ihrem verwaltenden Verſtande mißfiel ihr der Ausdruck der Enttäuſchung, als natürliches Ergebniß bei einem Manne des praktiſchen Lebens keineswegs; ja die Ehrlichkeit, eine Enttäuſchung ſolcher Art nicht hinter ſchwärmeriſche Phraſen zu verhüllen, gefiel ihr ſogar in hohem Grade. Daß ſie eine Niedergeſchlagenheit aus ſolcher Urſache nicht ſo gelaſſen und jedenfalls nicht mit Wohlgefallen von einem Manne hingenommen hätte, dem ſie

in wahrer Leidenſchaft zugethan geweſen wäre, daran dachte ſie nicht. Und dennoch überkam ſie ein Gefühl von Angſt, als ſollte der Traum einer ſchönen, genußreichen Zukunft rettungslos zerſtört werden, je länger ſie Cyprian's Haltung beobachtete, der in Gedanken verſunken, ſeine letzte Frage nicht wiederholte, wie lange auch Blanche in Schweigen verharrte.

„Sie ſehen, Herr Moosglauber," begann ſie endlich in einem etwas fremdern Tone, „daß die Entſcheidung nicht ſo ganz, wie Sie meinten, nur von meinem Ja abhängt. Ich habe vielmehr Sie zum Herrn Ihres und meines Schickſals machen müſſen."

Er war, als ſie wieder zu reden angefangen hatte, gleich bei ihren erſten Worten wie von einem Pfeil getroffen in die Höhe gefahren. Einen Augenblick ſah er im Zimmer umher, als müßte er ſich beſinnen, wo er ſei. Dann blickte er auf Blanche; ſein Auge nahm einen ſonnigen Glanz an, und wie der Nebel vor der Sonne verfleg die Wolke auf ſeiner Stirne. Nun fragte er noch einmal, aber in ganz verändertem Tone, mit Stolz und Triumph, ob das alles ſei, was ihm Blanche Schweres und Verhängnißvolles zu ſagen gehabt?

„Und iſt das nicht genug?" entgegnete Blanche, welcher die Farbe auf die Wangen und das Lächeln auf die Lippen zurückkehrte. „Iſt es nicht traurig genug, daß ich arm bin wie eine Kirchenmaus und daß der Mann, der mich nimmt, ein gutes Werk thut, ein armes verlaſſenes Waiſenkind aufnimmt?"

„Und ich bin einmal ein ſo braver Armenvater!" rief Cyprian lachend und ſetzte ſich an ihre Seite. „Blanche, Blanche! So will ich Dich jetzt immer nennen, denn Du ſollſt kein ungewohntes Wort hören in dem neuen Leben, das ich Dir aufthue. Das Beſte von Stadt und Land ſollſt Du beiſammen haben. Aber jetzt laß auch Du mich

eine Sprache hören, in der ich zu Hause bin mit meinem ganzen Herzen! Nenn' mich Du und ſag' mir, daß Du mich ſo rechtſchaffen lieb haſt wie ich Dich! Nein, nicht die weiße Stirne! Der Mund drückt das rothe Siegel auf den himmelſeligen Vertrag!"

„Noch Eins, Cyprian!" ſagte Blanche, eh' ſie ſeinem Drängen nachgab. „Sie ſind ein Mann, Sie verſtehen den Ernſt der Dinge und wiſſen, daß ſich in der Wirklichkeit damit nicht wie in Romanen ſpielen läßt. Ueberlegen Sie alſo noch einmal, ob Sie Ihrer Wirthſchaft eine ſo große Laſt auflegen ſollen und können, wie es eine Frau iſt, die faſt nichts mitbringt, eine Frau, die ärmer iſt als die niederſte Magd; denn die Magd, die nichts hat, ſie bringt ihrem Mann noch immer drei gute Sachen in's Haus: Kenntniß der Arbeit, Kraft zur Arbeit und Gewohnheit zu arbeiten. Und glauben Sie nicht, daß ich geringer von Ihnen denken werde, lieber, guter Mann, wenn Sie mich meiner Armuth wegen verſchmähen. Im Gegentheil! Ihr Stand iſt nicht blos ein Auskommen, er iſt Ihr Beruf, Ihre Ehre! Niemand Redlicher wirft ſeine Ehre weg, um ein Geliebtes dafür zu faſſen. Wenn Sie jetzt Nein ſagen, Cyprian, weil Sie mit einer Laſt, wie ich bin, zu Grunde gingen, ſo weiß ich dennoch, daß Sie mich lieben, und wir wollen dann einander helfen, zu trauern und zu verzichten. Hängt doch mein ganzes Herz am Segen des Naturlebens und eben darum will ich es nicht als ein Fluch für Sie betreten!"

„Kreuzmillionen!" rief Cyprian halb lachend halb ärgerlich. „Aber nein; ich will nicht wettern, ich will reden wie ein vornehmer Mann, der jedes Wort zierlich aus den Fingerſpitzen ſeiner weißen Handſchuhe ſaugt, ſonſt, ſehe ich ſchon, verſteht mich Blanche nimmermehr! Alſo, mein Fräulein, ich habe Haus und Hof, Felder, Weideplätze, ein Dutzend Kühe, zwei Dutzend Pferde, und wenn

ich meinen Prozeß mit dem amerikaniſchen Junker gewinne, mit meinem Nachbar, den der Teufel in's Land geſchoſſen hat wie eine platzende Granate, ſo hab' ich noch einmal ſo viel. Den Prozeß aber muß ich gewinnen oder den eingebildeten Junker zu einem Vergleiche zwingen, der eben ſo viel werth iſt; denn ſein Gut iſt wüſt, und was er bar Geld hat, dazu braucht man keine Taſchen; das kann man bequem in der geſchloſſenen Fauſt tragen. Nun frag' ich, ob ich mir bei meinen Umſtänden nicht das Vergnügen gönnen kann, eine Frau zu haben, die kein Dienſtbote iſt? Blanche," fuhr er zutraulicher fort, „ich habe viele Jahre in der Stadt gelebt, ich habe ja ſelbſt ein Stadtmenſch werden wollen. Ich kenne den Werth der Bildung und beſonders eines gebildeten Mädchens, und das iſt auch der Grund, weßhalb ich noch keine Bäuerin geheiratet habe. Aber ich erinnere mich auch deſſen, was ich in den Städten an gebildeten Mädchen immer beklagt habe. Und das iſt, daß ſie mit all ihrem Wiſſen, ihren Gedanken und ſchönen Formen nicht auf meinem Boden leben wollen oder können — auf dem Boden des Naturlebens, wie Du es nennſt, Blanche, im Bauernhaus, wie ich es nenne. Und weil keine das aus freiem Antrieb und eigener Ueberzeugung gewollt hätte, drum hab' ich auch keine Gebildete geheiratet. Denn die wahre Bildung eben muß auf das Land trachten, ſie muß Einfachheit und Natur über Alles ſchätzen. Und nun, Blanche, ſage ſelbſt, ob nicht Du die Richtige biſt, die ganz beſonders für mich gewachſen iſt? Und Dich ſollt' ich aufgeben, weil Du kein Geld haſt oder weil Du die Kühe nicht melken kannſt? Nein! Stolz will ich mit Dir einziehen in's Dorf, eine Edelfrau will ich heimführen, ein Stadtfräulein, und wär's auch nur, damit der hochmüthige Junker aus Amerika, den die Hölle mir zum Nachbar geſetzt hat, vor Wuth berſte, ja, und vor Neid!

Denn Du biſt ſchön, Blanche! Wie glänzen Deine treuen Augen, als ob ſie Jedem etwas Gutes in's Herz blicken wollten! Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Und nun ſag', biſt Du mein und willſt Du mein bleiben in alle Ewigkeit? Blanche, Geliebte, Braut, mein Weib, nun reißt Dich nichts mehr von mir los!"

Zum erſten Male brannten die Lippen eines Mannes auf den keuſchen Lippen dieſes Mädchens. In ihrem Herzen hielt ſie ſich dadurch ſchon ſo unauflöslich mit ihm verknüpft, als ob der Prieſter bereits ſeinen Segen über den Bund geſprochen hätte. Nach ihrem Sinne war mit dieſem einzigen Kuß der Würfel gefallen, ihr Schickſal entſchieden und keine menſchliche Gewalt, ſelbſt ihre eigene nicht mehr im Stande, ſie von dieſem Manne loszureißen, wenn ſie es auch gewollt hätte.

Das ſagte ſie Cyprian. Während er aber lachte und jubelte, floß ihr Thräne um Thräne vom Auge, Thränen, welchen ſie keinen Namen zu geben gewußt hätte; ſie ſchienen weder dem Schmerz noch der Luſt, ſondern nur der Bewegung überhaupt anzugehören, welche den erſten Schritt in eine neue Lebensepoche begleitet. Zu Cyprian, der nach dem Grunde ihres Weinens forſchte, ſagte ſie: „Ich habe Dich geküßt und ſomit bin ich ſchon Dein Weib, und dieſe Thränen müſſen wohl die ſein, die man bei der Trauung am Altare weint!"

Er umſchlang ſie. Plötzlich aber ließ er ſie los und ſchritt einige Male im Zimmer auf und nieder. Er ſchien von einem Gedanken nicht frei werden zu können.

„Wie heißt denn Dein Verwandter," fragte er endlich, „der Sohn der jüngern Linie?"

„Er führt denſelben Namen," erwiederte Blanche, „wie mein Vater: Graf v. O * * *. An ſeinen Vornamen weiß ich mich im Moment gar nicht zu erinnern.

Ich müßte erſt hier in den Papieren nachſehen, ſo wenig habe ich bisher an ihn gedacht."

Cyprian nahm jetzt die Abſchrift des Teſtamentes auf und fragte, während er blätterte: „Wo iſt denn der Graf jetzt?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Blanche. „Ich habe ihn nie geſprochen, nie geſehen. Er iſt ſeit ſeiner Kindheit auf weiten Reiſen."

„Er kriegt viel Geld!" ſagte Cyprian, der die betreffende Stelle gefunden und nun die Papiere wieder hinlegte. „Ich aber — kriege doch mehr, ein ganzes Königreich von Schönheit und Klugheit, Liebe und Güte! Blanche, wann machen wir Hochzeit?" — —

Ein Bann ſchien ſeit dem Verlobungskuß von der Bruſt des Mädchens genommen zu ſein. Als ob ſie jetzt erſt auf das eigentliche Ziel ihrer Sehnſucht hätte losſtürzen dürfen, fragte ſie Cyprian nach der Beſchaffenheit ſeines Hauſes, nach dem gegenwärtigen Stand der landwirthſchaftlichen Arbeiten und ließ ſich von ihm bis in die kleinſten Umſtände die Vorkommniſſe ſeines täglichen Lebens erzählen, in Feld und Wald, im Haus und bei den Heerden. Sie ſchwelgte in dieſen Mittheilungen, die Cyprian nicht ohne Ausſchmückung reizender Art gab. Ein Freudenfeuer loderte immer heller auf in ihrem Herzen und ſie ahnte nichts davon, daß es nicht der Verlobte allein war, der dieſem Feuer Nahrung gab, ſondern mit ihm oder vielleicht auch ohne ihn die Waldluft des Frühlings und das Felderglück der Erntezeit, mit einem Wort der ganze, reiche Schatz von Naturgenuß, welchen als ein ſtetiges und ungeſtörtes Eigenthum ihres Lebens betrachten zu dürfen, ſie nun die Gewißheit hatte.

Mitten aus dieſem Bau an den Kartenhäuſern der Zukunft riß ſie der durch leiſes Klopfen ſich anmeldende Eintritt des Dieners. Verwundert und faſt unfreundlich

blickte Blanche dieſen an, denn ſie hatte Ordre gegeben, ungeſtört bleiben zu wollen und daß ſie für Niemand ſichtbar wäre. Mit welch ſeltſamer Betroffenheit aber blickten Cyprian und Blanche einander an, als der Diener berichtete, daß der Graf Clemens von O *** ſeine Aufwartung zu machen wünſche. Eben von weiten Reiſen zurückgekehrt, wolle er ſich nicht abweiſen laſſen, da er des andern Tags die Stadt ſchon wieder verlaſſen müſſe. Er wolle jedoch früher ſeine Verwandte kennen gelernt haben. So habe es der Diener gewagt, ihn trotz des ergangenen Befehls zu melden.

5.

Es erſchien den Verlobten als ein merkwürdiger Zufall, daß der Mann, deſſen ſie Beide bisher nur als eines Unſichtbaren und Unbekannten gedacht, eben in dieſem bedeutungsreichen Augenblick zum Erſtenmale vor ihnen ſtehen ſollte, in einem Augenblick, wo ſie mit ihrem Schickſal zugleich über das ſeine, wenn auch nur von der materiellen Seite verfügt hatten. Sie ſagten ſich ihr Erſtaunen mit Blicken, doch murmelte Cyprian vor ſich hin: „Er kann es nicht erwarten, ſich das viele Geld abzuholen, das wir ihm geſchenkt haben. Er iſt nicht dumm, grad jetzt heimzukommen!“

Blanche hörte das nicht. „Ich will ihn empfangen,“ ſagte ſie leiſe zu ihrem Verlobten. „Er ſoll der Erſte von der neuen Wendung meines Lebens vernehmen, die auch ihn betrifft. Doch iſt es nicht ſchicklich,“ fügte ſie erröthend hinzu, „daß er gleich den Mann bei mir treffe, um deſſenwillen ich für Niemand zu Hauſe ſein wollte.“

Sie veranlaßte hierauf Cyprian, ſich, ungeſehen vom Grafen, nach dem andern Flügel der Wohnung zu Madame zu verfügen, der er das neue Ereigniß vorbereitend mit-

theilen sollte, mit Schonung und in jenen Farben des Glückes, daß sich Blanche davon versprach. Dann gab sie dem Diener ein Zeichen, den Grafen vorzulassen.

In den wenigen Sekunden, die sie allein blieb, griff sie gedankenlos nach der Abschrift des Testamentes, die noch immer auf dem Tische lag, und mußte von Neuem den wunderbaren Zufall anstaunen, der die zwei Momente, in welchen das Papier eine Rolle zu spielen hatte, so nahe an einander gerückt.

Eine seltsame Befangenheit aber überkam sie, als der Graf eintrat und sie in ihm denselben Mann erkannte, der am Abend vorher auf dem Balle mit seinen forschenden Blicken sie gedrückt und fast gefoltert hatte. Er war ein Mann von schlanker Gestalt und sonngebräunter Gesichtsfarbe, die sich jedoch nicht auf seine weiße Stirne erstreckte und den Glanz seiner großen, dunklen Augen nicht beeinträchtigte. Von einfachster Eleganz in seinem Anzuge, zeigte er jene körperlichen Attribute, die man der angebornen Vornehmheit zuschreibt: kleine Hände und Füße in untadelhafter Form. Unbefangen und doch nicht mit unziemlicher Vertraulichkeit grüßte er, und indem er, Blanche gegenüber sich setzend, zuerst allein das Wort führte, geschah es in der Absicht, dem Mädchen über eine kleine Verlegenheit, die es nicht zu besiegen vermochte, die er aber nicht zu bemerken sich den Anschein gab, leichter hinweg zu helfen. Er sprach von seinen Reisen, und mit Verwunderung hörte Blanche, daß er eigentlich schon vor beinahe einem Jahre in die Heimat zurückgekehrt war.

Er sagte, als ihm Blanche ihr Befremden ausdrückte, daß man ihn nicht schon früher in der Hauptstadt gesehen: „Sie wissen, mein Fräulein, daß ich, ferne von der civilisirten Welt, zwischen den Jägern und Farmern des Westens ein nichts weniger als geselliges Leben ge-

führt habe. Ich verkaufte aber meine kleine Besitzung dort, um in Europa das tiefverschuldete Gut meines Oheims mütterlicher Seite zu übernehmen, das er mir vermacht hat. Die Sorge, es wieder zu einem Ertrag zu bringen und den landwirthschaftlichen Betrieb nach dem Muster der andern Hemisphäre diesem Boden anzupassen, das hält mich auch jetzt noch von den Kreisen ziemlich ferne, in welchen das Leben nicht als Pflicht, sondern nur als Genuß aufgefaßt wird. Das Wenige, was ich besitze, wird auf das Gut verwendet. Ich habe nichts, um es in der Hauptstadt zu verschwenden, und gehe oft in lähmender Verzweiflung umher, wenn die erfolgreichsten Pläne, die sichersten Aussichten auf Gewinn und Verbesserung an der Stupidität des Geldmangels scheitern."

Einen Augenblick wähnte Blanche, der Graf wäre gekommen, um, von diesen pekuniären Schwierigkeiten bedrängt, bei ihr Abhilfe zu suchen. Das bewegte sie seltsamerweise so freudig, daß es sie verlangte, ihm ohne Verzug die glückliche Ueberraschung zu bereiten, die ihm durch ihre Verbindung mit Cyprian und den Uebergang ihres Vermögens auf ihn, den Grafen, bevorstand. Allein die Wendung, die der Graf jetzt dem Gespräche gab, ließ sie einen ganz andern Zweck seines Besuches erkennen und war geeignet, nun hinwieder ihr eine nicht vorherzusehende Ueberraschung zu bereiten.

„Ich habe nun die Gewißheit," fuhr der Graf fort, „von diesen finanziellen Bedrängnissen befreit zu werden; allein der Egoismus, womit ich mich rücksichtslos auf diese Gewißheit freute, wird nun grausam dadurch bestraft, daß ich seit wenigen Stunden lieber, o tausendmal lieber zum Bettler werden, als diese Chance sich verwirklichen sehen möchte. Und die Angst davor ist es, die mich zu Ihnen getrieben hat, mein Fräulein!"

Als ihn Blanche mit fragender Verwunderung ansah,

ſagte er endlich nach einer Pauſe im Tone der ernſteſten Beſtimmtheit: „Mein Fräulein, Sie ſind die Braut des ſogenannten Pferdebauern, mit Namen Cyprian Meosglauber?“

Blanche wurde vor Betroffenheit bis in die Lippen blaß. Wenn ſie auch keinen Augenblick die Thatſache geläugnet hätte, ſobald ſie in einem andern Tone wäre vorgebracht worden, erſchrak ſie doch vor der unweltmännischen Kühnheit, mit ſolcher Beſtimmtheit davon zu ſprechen, bevor ſie ſelbſt eine Mittheilung darüber gemacht. Sie glaubte ſich auf das Aeußerſte verletzt. Die vagen Gerüchte über das Verhältniß, die in der Welt ihrer Kreiſe die Runde machten, berechtigten Niemanden und am wenigſten einen Fremden, der ſie zum erſten Male ſprach, ſo frech den Schleier von ihrem Geheimniß zu reißen.

„Mein Herr,“ ſagte ſie in ſtolzem Tone und erhob ſich wie in ſtummer Andeutung, daß ſie der Unterhaltung ein Ende zu machen wünſche.

Der Graf, als er dieſe Wirkung bemerkte, bat mit dem ungeheuchelten Ausdruck des größten, des ſchmerzlichſten Bedauerns, ihm eine Indiskretion zu verzeihen, die er vollkommen unabſichtlich begangen. „Sie ſehen,“ ſagte er, „wie ſehr ich die Formen der großen Welt verlernt habe, daß ich eine Sache, von der Jedermann als von einer ausgemachten ſpricht, die nicht mehr verborgen zu werden braucht, der Welt gegenüber wie etwas behandle, von dem ich nichts weiß, und dafür nur mit der Einzigen davon ſpreche, welche die Sache wirklich etwas angeht!“

„Wie,“ fragte Blanche, „Jedermann ſpricht davon als von einer ausgemachten Thatſache? Und Sie, Herr Graf, wußten bereits, daß ich kein Geheimniß mehr daraus machen will? Und es iſt doch kaum eine Stunde verfloſſen, daß ich ſelbſt erſt zu feſtem Entſchluß gekommen.“

„Nicht nur die Thatsache selbst," entgegnete der Graf, „ist lange schon kein Geheimniß mehr für irgend wen; auch für all Ihr Denken, Reden und Handeln in dieser Beziehung scheinen Sie, mein Fräulein, ja selbst die größte Oeffentlichkeit gewünscht zu haben!"

Und der Graf erzählte ihr Gespräche, die sie schon vor Monaten mit Cyprian geführt, jedes Wort der Hoffnung, das sie diesem gegeben hatte. Er berichtete ihr von den Vorbereitungen, die sie durch Verkauf ihrer Möbel und Schmucksachen getroffen. Er wußte von jedem noch so geringfügigen Umstande, der sich zwischen ihr und Cyprian ereignet hatte, und theilte ihr dies mit der Versicherung mit, daß eben so genau wie er, der Graf, auch das ganze Dorf und ein großer Theil der städtischen Freunde und Bekannten davon unterrichtet sei.

„Aber so ist es denn ein Dämen," rief Blanche, nicht eben angenehm von dieser Mittheilung berührt, „der sich die Mühe genommen hat, meine Handlungen zu belauschen und die Welt von jedem meiner Schritte in Kenntniß zu setzen?"

„Kein Dämen!" entgegnete der Graf lächelnd. „Im Gegentheil, das höchst gutmüthige Naturell des Herrn Cyprian Moosglauber selbst, der voll edler Dankbarkeit, voll Menschenliebe für Jeden, der eine gute Miene und ein günstiges Wort für ihn hat, auch Jeden zu seinem besten Freunde und Vertrauten macht. Es ist eine liebenswürdige Vielseitigkeit, daß er den Superlativ der Freundschaft so oft und bei so Verschiedenen empfinden kann."

Eine Pause entstand. Blanche wußte nicht, ob sie die letzten Worte für eine nachsichtige Entschuldigung ihres Verlobten oder für Ironie nehmen solle, obgleich die letztere unverkennbar war. Aber mit einem gewissen

Trotz ſchlug ſie endlich die Augen auf und ſagte: „So kennen Sie denn Cyprian perſönlich, Herr Graf? Das iſt doch ſeltſam! Noch vor einem Augenblick, da wir von Ihnen ſprachen, kannte er weder Sie, noch auch nur Ihren Namen. Sollte Ihre Kenntniß von ihm trotzdem eine genauere ſein, als die ſeine von Ihnen? Sollte der hochgeborne Graf ſich eifriger um die Exiſtenz eines ſimplen Landmannes gekümmert haben, als dieſer Landmann um die Exiſtenz eines Grafen?“

Ohne den Stachel merken zu wollen, der in dieſen Worten lag, erwiederte der Edelmann: „Es iſt ſehr einfach, daß Herr Moosglauber mich nicht zu kennen meint. Auf dem Gute führe ich ausſchließlich nur den Namen meines Oheims Wölfmann, von dem ich das Gut ererbte, einen Namen, welchen ich dem meinen hinzugefügt habe, weil jener ſonſt erloſchen wäre. Mein Gut grenzt an den Hof Ihres Verlobten, der mich mit ſeiner innigſten, glühendſten Feindſchaft beehrt.“

„Eine Ehre, die Sie ihm ohne Zweifel in vollem Maße zurückerſtatten,“ verſetzte Blanche, noch immer vergebens nach einem Motiv ſuchend, das den Grafen zu ihr geführt haben könnte, wenn es nicht eben die Abſicht war, Ungünſtiges von einem Feinde zu ſprechen.

Allein in den Augen des Mannes vor ihr loderte nach ihren letzten Worten etwas, das ihr den Irrthum, in den ſie verfallen war, dem Grafen Feindſchaft gegen Cyprian und eine unedle Aeußerung derſelben zuzutrauen, hell genug beleuchtete. Er ſchien eine zornige Aufwallung gewaltſam bezwungen zu haben, da er mit Ruhe antwortete: „Ich bin Edelmann, und nenne mich auch einen gebildeten Mann. Wen ich irgend eines Gefühles und nun gar eines ſo ausgeſprochenen würdige, wie es der Haß iſt, der muß mir auf beiden Terrains oder wenigſtens auf einem von beiden Genüge thun können.

Und dies — vergeben Sie mein Fräulein — iſt hier nicht der Fall."

„Auf dem Terrain des Edelmannes — nicht," ſagte Blanche, welche eine Beleidigung ihres Verlobten als eine ihr ſelbſt zugefügte abzulehnen ſich verpflichtet fühlte. „Und nun, Herr Graf," fuhr ſie fort, „darf ich Ihren Beſuch noch einem andern Grund, wie Sie anzudeuten ſchienen, als einer verwandtſchaftlichen Anknüpfung beimeſſen? Denn ſonſt würde ich die Wendung, welche unſere Unterhaltung genommen, mindeſtens ſehr auffallend finden."

„Sie haben Recht, mein Fräulein! Auch muß ich das ganze Gewicht dieſer Verwandtſchaft in Anſpruch nehmen, wenn nicht das Unzukömmliche, das in Manchem meiner Rede zu liegen ſcheint, überwiegen ſoll. Ich wiederhole, daß ich an meine Rettung aus finanziellen Bedrängniſſen mit einem rückſichtsloſen Egoismus dachte, welcher nun grauſam beſtraft werden ſoll. Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit, dieſe Strafe zu mildern."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Ich will mich erklären."

Auf dem Antlitz, das ſonſt nur das Gepräge charaktervoller Sicherheit trug, zeigte ſich einen Augenblick lang ein Schimmer von Befangenheit, den der Graf, mit der Hand über die Stirne fahrend, ſchnell verwiſchen zu wollen ſchien.

„Als ich vor einigen Monaten," ſagte er, „mich eben in der verdrießlichſten Lage befand, in die man Hyperbelgläubigern gegenüber, welche man ſich noch dazu nicht ſelbſt geſchaffen hat, nur immer gerathen kann, verbreitete ſich dort plötzlich die Nachricht, von der Sie andeuten, mein Fräulein, daß Sie ſelbſt ſie erſt ſeit einer Stunde beſtätigen können. Sie wiſſen, welcher Umſchwung der Verhältniſſe ſich für mich daran knüpft, wenn Fräulein Blanche ihre Hand einem Manne reicht,

der nicht von Adel iſt. Dennoch erſchrak ich im erſten Augenblick vor dieſer Kunde, die ich gar nicht für möglich halten wollte. Es iſt mir, wie ſich die Dinge heute geſtaltet haben, nicht mehr geſtattet, die Urſache dieſes Erſchreckens eben Ihnen, welche ſie zunächſt betrifft, ganz deutlich zu machen. Ich ſagte mir, von welcher Seelengröße muß ein Weſen ſein, das in unſerer Zeit, in Ihrer Stellung, einer Neigung ſo große Vortheile erſetzt, und wie unglücklich, wenn der Gewählte weder das Opfer, noch die Neigung verdienen ſollte! Allein ich hatte Sie damals noch nicht geſehen, Fräulein Blanche. Der Gedanke an den eigenen Nutzen gewann die Oberhand. Nicht lange, und ich freute mich der Sache wie einer Lebensrettung, wie eines ungeheuern Glückes. Das Gut konnte mit einem Schlag ſchuldenfrei gemacht, vergrößert, zu einem wahren adeligen Beſitzthum erhoben werden und ich endlich die Früchte jahrelangen Mühens und Entbehrens, die Früchte meiner praktiſchen Studien und zugleich meiner moraliſchen Lebensanſchauung ernten. Ich ſchalt mich einen Thoren, daß ich die Kunde nicht gleich ſo dankbar wie einen Segen des Himmels aufgenommen hatte, und es kam ſo weit, daß meiner Freude nur die Angſt die Wage hielt, Ihr für mich ſo glücklicher Plan könnte noch ſcheitern. Mich beruhigten jedoch die fortdauernden Beſuche Cyprian's in der Stadt und die vorſichtigen Mittheilungen darüber, ſo allgemein verbreitet, daß ſie wider meinen Willen auch bis zu mir dringen mußten. Was gehen dich fremde Schickſale und Lebensentſcheidungen an? ſagte ich mir in der Selbſtſucht eines am Abgrund Stehenden, wenn nur du noch einmal den Rückweg in das ganze, volle, ſchöne Leben findeſt! So war — bis geſtern mein Denken und meine Stimmung.“ Er hielt inne und ſeine Stimme zitterte, als er wieder begann: „Ich ſah Sie geſtern zum erſten Male,

Fräulein Blanche. Ich ſah jede Ihrer Bewegungen, ich lauſchte Ihren Reden mit Andern, ich glaubte bei manchem Wort plötzlich wie unter einer Taucherglocke die Tiefe Ihrer Seele zu ermeſſen. Alles, was ich bisher Ungewöhnliches geſehen und erlebt, Schweres und Muthiges vollbracht, an Schmerz beſiegt und an Glück gehofft hatte, ſchien mir nichts zu ſein als eine Vorbereitung auf das, was ich in jenem Augenblick ſah und erlebte, und auf das, was ich mir zu vollbringen vornahm, wie ſchwer es auch ſei und wie viel Muth es auch erheiſche. Und größer dann als Alles, was ich bisher gelitten, iſt der Schmerz, wenn es mißlingt, und größer als Alles, was ich jemals hoffte, iſt das Glück, wenn es gelingt. Das Eine aber, was ich vollbringen will, es iſt . . . .“

Er machte unwillkürlich eine Pauſe. Blanche ſah ihn erwartungsvoll an; ſie konnte und mochte das Ziel nicht errathen, nach welchem er hinſteuerte.

„Ich bin in einer ſchlimmen Situation,“ ſagte er endlich, „und dadurch gezwungen, Ihnen die Beweiſe gegenwärtig zu halten, die für die Reinheit meiner Motive zeugen, dem Anſchein trotzend, als ob ich mir dabei etwas zu beſonderem Verdienſte anrechnen wollte. Verſchuldet alſo, wie ich bin, und in Verzweiflung, die Mittel zu einer fernern Exiſtenz, wie ich ſie wünſche, herbei zu ſchaffen, trachte ich die einzige und glänzende Rettung, die es für mich gibt, zu zertrümmern, — Ihre Verbindung mit einem Mann aus dem Bauernſtande! Ohne daß mein Herz Anſprüche erheben dürfte, will ich Ihre beabſichtigte Verheiratung mit Cyprian Meesglauber zu nichte machen. Und den Willen dazu und das Recht ſchöpfe ich aus nichts als aus der Ueberzeugung, für die ich einſtehe, daß ich dadurch das Unglück Ihres ganzen Lebens, ein langſames Verbluten an Wunden der Enttäuſchung und der Empörung verhindere.“

„Und worauf ſtützt ſich dieſe Ueberzeugung?“ fragte Blanche ernſten Tones und wie es ſchien, nicht gerührt von der Wärme ſeiner Sprache. „Wiſſen Sie Schlechtes, Verbrecheriſches, Erniedrigendes von Cyprian? Nein! Ihre Ueberzeugung ſtützt ſich ſomit nicht auf Thatſachen, ſondern nur auf moraliſche Eigenſchaften, die Sie vorausſetzen. Es ſind aber nicht Vorausſetzungen, welche berechtigen könnten, in fremde Schickſale einzugreifen. Und ſelbſt zu Vorausſetzungen fehlt Ihnen jede Grundlage, mögen ſie nun Cyprian oder mich ſelbſt betreffen. Cyprian iſt Ihrem Stolz, Herr Graf, wie Sie ſelbſt bekennen, kein Gegenſtand der Beachtung, nicht einmal des Haſſes. Wie wären Sie im Stande ihn zu beurtheilen? Mich aber, Herr Graf, ſprechen Sie heute zum erſten Male, und wenn Sie Ihre Ueberzeugung von meinem Unglücke in einer Verbindung mit Cyprian vielleicht auf die Vorausſetzung ſtützen, daß ich den ſtädtiſchen Comfort nicht entbehren könne, daß mein Einfall, eine Landbewohnerin zu werden, eine romantiſche Grille ſei, ſo beweiſt dies eben nur, daß Sie mich heute — zum erſten Male ſprechen.“ Ihr Ton war hart und abweiſend, mit milderem Blick und Wort aber fügte ſie hinzu: „Ich mißdeute Ihren Schritt nicht; ja ich ehre ihn. Die eklatante Probe von Uneigennützigkeit, die Sie dabei ablegen, zwingt mich, ſogar dankbar zu ſein für Ihren guten Willen. Aus Dankbarkeit auch will ich Ihnen, Herr Graf, dem Fremden, den ich nie früher ſah, ein Vertrauen ſchenken, auf das ſonſt nur ein Freund Anſpruch hätte. Ich will Ihnen anvertrauen, welche Bedeutung ich der Verlobung mit Cyprian gebe. Ich habe ihm vor einer Stunde den erſten Kuß geſtattet und bin dadurch ſein auf ewig. Das Band zwiſchen ihm und mir iſt dadurch ſo unauflöslich geworden, als ob Sie jetzt bereits vor ſeinem angetrauten Weibe ſäßen. Und Sie werden es gewiß nicht unternehmen, Herr Graf,

durch nichts als durch Ihre subjektive Ueberzeugung dazu berufen, eine fertige Ehe zu lösen."

Der Graf verbeugte sich schweigend und erhob sich zum Abschied.

In dem Herzen des Mädchens brannte jetzt ein Wehgefühl, dessen Grund sie sich nicht deutlich machen konnte. Sie hielt es für Entrüstung über die Demüthigung, die man ihrem Verlobten hatte zufügen wollen. Auch sie erhob sich, und mit dem Drang, den seltsamen Schmerz, der sie bewegte, einen Ausdruck zu verschaffen, obgleich sie dunkel ahnte, daß sie nicht den richtigen fand, sagte sie: „Wie kann man Cyprian anklagen oder gering schätzen! Vielleicht weil er die eitlen und leeren Formen einer konventionellen Welt mißachtet? Aber sein Herz ist jeder erhabenen Regung fähig, sein Geist reif für jede herrliche Erkenntniß. Im Kreise seiner Umgebung ist er geliebt und verehrt. Er ist ein edler Mensch!"

„Er ist — ein Naturmensch!" sagte der Graf ruhig; „einer von Jenen, für welche Rousseau und seine Nachahmer einzunehmen wußten. Im Buche gleicht das einer idyllischen Landschaft voll Poesie; im Leben, im unmittelbaren, faktischen, einer schauerlichen Wildniß. Beides gehört der Natur an. Möge Ihnen dieser Dualismus in einem und demselben Gegenstande niemals klar werden; denn diese Klarheit gewinnt man nicht durch Nachdenken und Betrachten, sondern nur durch die bittersten Erfahrungen!"

Mit einem letzten Blick des Lebewohls verließ der Graf das Gemach. Im Vorsaal wurde ihm vom Diener gesagt, daß Madame ihn bitte, sich zu ihr zu verfügen.

6.

Blanche blieb allein zurück; sie wußte nicht wie lange. Ihre Pulse klopften, ihre Wangen brannten, ein fieber-

haſter Sturm war in ihr aufgeregt worden. Zürnte ſie Cyprian, daß er den ſtillen Verkehr mit ihr, lange bevor er dazu berechtigt geweſen, dem Gerede der Menſchen Preis gegeben? Wenn ſie es näher betrachtete, ſo war ihr dies in dieſem Augenblicke ſehr gleichgiltig. Hatte die Demonſtration des Grafen gegen ihren Verlobten überhaupt Eindruck auf ſie gemacht? Aber, wenn ſie ſich, um das zu unterſuchen, die Schwächen und Unvugenden Cyprian's vergegenwärtigte, über die ſie ſich ſonſt ereifert, gegen die ſie angekämpft hatte, ſo dachte ſie jetzt nur mit einem indifferenten Lächeln daran. Woher nun dieſe Aufregung, dieſer unbeſiegbare Groll und Schmerz? Das galt dem Grafen! Aber was war er ihr? Bedurfte ſie ſeiner Billigung? Brauchte ſie überhaupt an ihn zu denken? Es war nicht einmal wahrſcheinlich, daß er ihr je wieder begegnen könnte. Sie verſank ungeſtört in eine lange und ſchmerzliche Träumerei. Und als die Dämmerung einbrach, als der Diener erſchien und ſie zum Diner abrief, ſchreckte ſie auf, als ob man ſie über einer heimlichen Unthat ertappt hätte. Sie begab ſich in den Speiſeſaal zu Madame.

Madame ſaß bequem im Fauteuil, in ſich zuſammengeſunken, ohne im Geringſten an ihre manchmal ſo fürchterliche aufrechte Haltung zu erinnern; ein Beweis, daß ſie in vergnüglicher Stimmung ſein mußte. Sie berichtete, daß Cyprian bei ihr geweſen, aber das Fortgehen des Grafen nicht habe abwarten wollen, da es ihm Verdruß gemacht, daß Blanche ſo lange mit ihm eingeſchloſſen geblieben. Er werde erſt am nächſten Tage wiederkommen.

Wider alles Erwarten hatte Madame die Kunde von der vollzogenen Verlobung ihres Schützlings mit Cyprian heiter und mit jener Zuſtimmung aufgenommen, welche einer vollendeten Thatſache gegenüber für vernünftig gilt. Ja, ſie ging noch weiter. Bevor Cyprian des andern

Tages erſchien, machte ſie Blanche den Vorſchlag, ſchon jetzt auf das Dorf zu ziehen. Wenn auch das Häuschen, in welchem ſie ihre Kindheit verlebt hatte, eingeriſſen war, ſo würde ſich doch ein anderes hübſches Schlößchen für die in eine Bäuerin verzauberte Stadtdame finden laſſen. Madame wolle während des ganzen Brautſtandes bei ihr ausharren, ſo daß alle Rückſichten der Schicklichkeit gewahrt blieben. Blanche entginge dadurch dem fernern Verkehr mit den bisherigen Bekanntſchaften, die ihr jetzt nur läſtig ſein konnten, und träte mit einem Schlag in das neue Leben ein.

Blanche war voll Freude über dieſen Vorſchlag. Zu den Argumenten, welche Madame dafür anführte und die ſie ganz richtig fand, geſellten ſich noch innere Motive. Es war ihr zu Muthe, als ob ſie ſich von quäleriſchen Schwankungen ihres Gemüthes durch einen raſchen Schritt nach dem gewählten Ziele befreien müßte, und zugleich war es ihr lieb, ihre Sehnſucht nach einem ländlichen Aufenthalt ſo bald befriedigen und dabei die Thätigkeit genau kennen zu lernen, die ſie als Weib eines Bauers von nun an zu fördern und zu theilen haben würde. Sie ergriff den Gedanken Madame's mit Jubel und malte ihn in fröhlichſter Stimmung aus.

Auch Cyprian war voll Jubel darüber. Er war mit finſterer Miene gekommen und hatte nicht ohne Heftigkeit zu klagen begonnen, daß Blanche ſich ihm ſchon am erſten Tage ſo lange entzogen hätte, um einen fremden Mann zu ſprechen, deſſen freudigen Antheil an dem Ereigniß er übrigens gar nicht bezweifle, da dieſer Antheil einen ſo gut klingenden Grund hätte. Nun aber, da Cyprian das Vorhaben der Frauen erfuhr, war er ganz ausgeſöhnt, ganz glücklich und, beſinnungslos wie immer unter der Herrſchaft einer momentanen Gemüthsregung, wollte er, daß ſogleich eingeracht werde und

er ſeine Braut im Triumphe ſelbſt in das Dorf führe, noch dazu an dem Grundſtück des verhaßten Nachbars knarr vorüber. Ein prächtiges Gefrann hätte er ohnedies eben in der Stadt ſtehen.

Blanche machte ihm begreiflich, daß ein Umzug dieſer Art ſich nicht ſo raſch wie eine Spazierfahrt ausführen laſſe und mindeſtens einige Tage der Vorbereitung bedürfe. Cyprian möge indeſſen ein zu miethendes Wohnhäuschen im Dorfe ausfindig machen und dann ſogleich darüber Bericht erſtatten.

Acht Tage ſpäter war Blanche los und ledig aller Beziehungen zur Stadt. Von den Menſchen, welche ihren Cirkel gebildet hatten und unter denen ſich kein eigentlicher Freund befand, war ein leichter Abſchied genommen worden. Die Gegenſtände, die den ſchimmernden Rahmen ihres Stadtlebens ausgemacht hatten, lagen zum größten Theile verwerthet in ihrem Portefeuille, Cyprian, in deſſen Weſen es lag, niemals etwas Unwiderrufliches ausſprechen zu können, war von ſeinem Plan, Blanche abzubolen, und den beabſichtigten Triumphzug dennoch auszuführen, wieder abgekommen und erwartete ſeine Braut im Dorfe. Hoffnungsfrohen Gemüthes und in beſter Zuverſicht verließ Blanche an der Seite Madame's die Stadt, und immer gehobener und beglückter wurde ihre Stimmung, je näher ſie ihrem Ziele kam. Es war, als ob ihr das Unmögliche vergönnt wäre, in die verlaſſene Kindheit zurückzukehren.

7.

Das Haus, welches Cyprian für Blanche gemiethet hatte, lag abſeits vom Dorfe und näher dem Gute Wölfmanns als dem Hof des Roßbauers. Seitwärts befand ſich ein Gemüſegärtchen, von welchem aus man durch

ein kleines Pförtchen auf einem ſchmalen Seitenweg an die Landſtraße gelangte. Eine Brücke blos über einen rauſchenden Bach brauchte man zu überſchreiten, und man befand ſich an der Parkmauer des Gutes. Man hätte denken können, Cyprian habe ſeiner Braut dieſe, von ſeinem eigenen Hauſe ziemlich entfernte Wohnſtätte ganz abſichtlich geſucht, um den Anblick ſeiner ſchönen und gewiſſermaßen vornehmen Erwählten dem ſtolzen Edelmann möglichſt nahe zu rücken.

Blanche dachte dies nicht, um ſo weniger als ſie den Grafen niemals zu Geſichte bekam. Zwei Monate waren ſeit ihrem Einzuge in das Dorf und in das neue Leben verfloſſen. Sie hatte mit der ganzen Hinneigung ihres Gemüthes dafür den Reiz des Vorfrühlings auf ſich wirken laſſen und dabei alle Stellen aufgeſucht, welche ihrer Kindheit lieb geweſen. Alles Unveränderte begrüßte ſie mit der Freude, als ob es ihr bezeugte, daß die Zeit und damit ihre eigene Jugend ſo lange ſtille geſtanden. Auch unter den Menſchen fand ſie die Wenigen mit unveränderter Geſinnung ihr zugethan, welchen ſie während ihres erſten Lebens hier nahe gekommen.

Nicht lange hatte Blanche bei ſolchen Genüſſen des Gemüthes müßig verweilt, vielmehr verſucht, ihr zukünftiges Walten früh genug kennen zu lernen und zum Theil ſchon zu beginnen. Da war ſie aber bei Cyprian auf unerwarteten Widerſtand geſtoßen. Er hatte durchaus nicht zugeben wollen, daß ſie irgend eine ländliche Beſchäftigung betreibe. Sie hätte ihren Tag mit Leſen, Singen, leichten Handarbeiten und am Flügel verbringen, ihr Stadtleben möglichſt genau weiter führen ſollen. Faſt ſchien es, als ob ſeine Liebe ſich nur durch den Stolz aufrecht erhielte, ein Mädchen zu heiraten, wie es ſonſt wohl kein Bauer bekömmt, zum Staunen und zur Verwunderung der ganzen Gegend, und nichts ſollte

Blanche unternehmen, worunter dieſer Stolz hätte leiden können.

Erſt als Cyprian eines Nachmittags traurig aus der Stadt heimgekehrt war, von Sorge gedrückt, hatte er, weich geſtimmt durch das Bedürfniß, ſich einem treuen Gemüth anzuvertrauen, Blanche einen Einblick in ſeine Verhältniſſe gegönnt. Sie ſah mit Schrecken, wie zerrüttet ſie waren; aber nur um ſo feſter fühlte ſie ſich dadurch mit ihm verknüpft, weil ſie ſich die Kraft zutraute, ihn aus einem Unglück, einer Verwahrloſung zu reißen, woran, mehr als er wähnte, ſein eigenes Weſen, und weniger als er es eingeſtehen mochte, blos das Geſchick die Schuld trug. Als er, der auf Vorwürfe gefaßt geweſen, auf Anklagen, ihr falſche Vorſpiegelungen gemacht zu haben, Blanche ſo muthig, treu und anhänglich fand, übermannte ihn ein himmliſches Gefühl von Zuverſicht auf die Erwählte und von erneuerter Liebe für dieſen, wie er meinte, nun einzigen Halt ſeines Lebens. Wieder feierten die Verliebten eine jener Stunden, welche Blanche ſo ganz bezaubern konnten, in welchen jedes Wort ein heller Silberklang des Gemüthes war und in denen Cyprian ſich und ſie zu den reinſten und beſten Anſchauungen des Erdenlebens zu erheben vermochte.

Allein ſolche Momente wirken verſchieden auf verſchiedene Naturen. Das Ueberſtrömen der Seele waltet bei den Einen wie eine wohlthätige Ueberſchwemmung. Wenn ſie ſich verlaufen hat, ſchießen die edelſten Fruchtkeime in die Höhe, die ſie geweckt. Bei Andern erzeugt ſolch inneres Aufſchäumen nur einen ſpurlos verfliegenden Rauſch, welchen dann ein um ſo größeres Unbehagen am nüchternen Leben beſtraft. Während Blanche nach jener Stunde innigſter Vereinigung ſich gereifter, beſſer und ſelbſt glücklicher fühlte, hätte man von Cyprian vermuthen können, daß dieſelbe Stunde Reue in ihm zurückgelaſſen.

Blanche hatte nach den letzten Geständnissen ihres Verlobten die Wurzel des Uebels, den Hauptgrund seines Verkommens, in den Opfern erkannt, die er seinem Haß gegen den Gutsnachbar gebracht, gegen den Edelmann, der für ihn nur Wölfmann hieß. Eben so war es ihr nicht verborgen geblieben, daß dieser Haß zuletzt nur verwundete Eitelkeit zum Motiv hatte. In Gemeinde-Angelegenheiten hatte der Graf einige Ansichten Cyprian's bestritten und den Sieg davon getragen. Der Roßbauer glaubte sich in seinem Ansehen beeinträchtigt. Außerdem war ihm in der einzigen persönlichen Begegnung, die er mit dem Grafen gehabt, von diesem nicht mit der ehrfurchtsvollen Zuvorkommenheit entgegengetreten worden, welche die Inwohner des Dorfes ihm widmeten, schon aus der Gewohnheit, ihm jeden schwierigen oder bedenklichen Fall zu unterbreiten, und wegen eines gewissen Predigertones, mit welchem er seine Lehren und Rathschläge ertheilte. Der Graf war nicht gesonnen gewesen in diesem didaktischen Ton mit sich verhandeln zu lassen und eine seine Abwehr desselben war Cyprian wie eine empörende Geringschätzung erschienen. Ein unbezwinglicher Haß war augenblicklich in ihm aufgelodert und zeigte ihm kein anderes Ziel mehr des Erreichens werth als die Rache.

Das alles war Blanche in dem Augenblicke klar geworden, da sie zum ersten Male deutlich seine Verhältnisse übersah. Die Weichheit des Gemüthes, die dazu gehörte, daß ihr Cyprian seine materielle Zerrüttung eingestand, hatte auch den Moment glückseliger Eintracht und Erhebung herbeigeführt. In Folge dessen war auch Blanche des andern Tages voll froher Zuversicht und des Gelingens gewiß, als sie daran ging, den unseligen Giftkeim aus dem Herzen ihres Verlobten zu reißen. Sie dachte, ihm begreiflich zu machen, wie unvernünftig der Prozeß wäre, von dem sein irdisches Gut verschlungen wurde,

wie viel ſchlimmer noch der Haß, von dem die Gedanken verſchlungen wurden, die er ſeinen Geſchäften, die er ihr und ſeinem Glück widmen ſollte.

Sobald jedoch Cyprian merkte, was ſie im Sinne hatte, ſchäumte er in einer Leidenſchaftlichkeit auf, in einer ungezügelten Wildheit, wovon Blanche bisher keine Ahnung gehabt. Er überhäufte den Grafen mit Schmähworten und ſchwur, daß er, Cyprian, lieber auf faulem Stroh bittos ſterben, als von dem Beſtreben ablaſſen wolle, den Grafen ſelbſt auf das Stroh des Bettlers zu bringen.

Eine gewiſſe Scheu, unerklärlich zwar, aber auch unüberwindlich, hatte Blanche bisher abgehalten, Cyprian die Identität Wölfmanns mit dem Grafen O***, ihrem einzigen Verwandten, mitzutheilen, der ſich ihr als ſolcher genähert hatte. Dieſe Scheu bekam jetzt ein vollwichtiges Motiv: Blanche fürchtete, Cyprian könnte in ſeiner maßloſen Leidenſchaftlichkeit ſolche Schmähreden ſelbſt noch mit dem Bewußtſein fortſetzen, daß er damit gewiſſermaßen ihr eigenes Blut beſchimpfte. Sie wollte den Anlaß vermeiden, ihn wirklich ſo tief ſinken zu ſehen, als zu ſinken ſie ihn bereits für fähig hielt. Sie verbarg von nun an die Identität um ſo ſorgfältiger, wie ein räthſelhaft ſüßes Geheimniß, welches ſie vor jedem rohen Angriff ſchützen wollte.

Von dieſem Tag an trat aber auch ihr Verhältniß mit Cyprian in eine andere Phaſe, oder vielmehr er ſelbſt trat in einer Weiſe auf, die er bisher, wenn auch vor andern Menſchen, doch ihr gegenüber noch nicht offenbart hatte. Seit er vor Blanche den Schleier von ſeinen materiellen Schäden gehoben, war es ihm, als brauche er auch ſeine ungezügelte Natur vor Blanche nicht mehr zu verſchleiern. Sie hatte ihm die Täuſchung, daß er ſie einen geordneten Wohlſtand ſeines Hauſes annehmen gemacht, nicht nur verziehen, ſie hatte derſelben auch den

Grund ſeiner großen Liebe zu ihr unterſchoben. Er überzeugte ſich dadurch, wie ſehr ſie ſich an ihn gebunden fühlte und daß ſie ihm innerlich ſchon ganz ſo zu eigen war, als ob der prieſterliche Akt das Band bereits unauflöslich geknüpft hätte. Er glaubte ſomit, daß er nichts mehr zu fürchten und folglich auch, daß er nichts mehr zu ſchonen brauche, nach Art ſolcher Naturen, die viel zu zaghaft ſind, ihre Kraft an einer Gegenkraft zu üben und dafür tyranniſiren, was ihnen ſchutz- und willenlos überantwortet ſcheint.

In die Ausdrücke ſeines Haſſes gegen den „Amerikaniſchen Junker“ miſchte er nun Strafreden gegen Blanche, als ob er ſie zu meiſtern und erſt zu ſeiner Lebensgefährtin zu erziehen gedächte. Ihre Abſicht, ihn von dem Prozeß abwendig zu machen, deutete er als eine böſe Sympathie mit den höhern Ständen, von deren „Korruption“ ſie ſich noch nicht völlig frei gemacht hätte. Es wäre noch allzu viel von den parfümirten Beziehungen an ihr, welche die geſunde Luft des Naturlebens nur verpeſten. Er ging immer weiter. Grazie, Zartheit und alle jene Rückſichten, welche der Seelenadel ſich jederzeit gegenwärtig hält, verwarf er als leere Formen, welche nur eine Karrikatur der wahren Bildung zu Wege brächten. Zuletzt aber konzentrirten ſich ſeine Aeußerungen immer wieder in der Wuth gegen den Nachbar, und da er einerſeits dem wilden Trieb ſeines Gemüthes nicht Einhalt thun konnte, anderſeits aber Geiſt genug beſaß, um zu erkennen, daß er ſich durch jene Ausbrüche des Haſſes entwürdigte, ſo war er fortwährend bemüht, ſeiner Leidenſchaft eine ſittliche Rechtfertigung zu geben. Er behauptete, die Sache der unverderbenen Natur gegen die Verderbtheit der vornehmen Welt zu führen, von welcher der Graf das Sublimat wäre, an dem er im Namen aller Guten ein Beiſpiel ſtatuiren wolle.

Blanche beſaß jede Art phyſiſchen wie moraliſchen Muthes, nur nicht den Muth, wilde und gemeine Schmähreden, gegen wen immer gerichtet, anzuhören, auch wenn ſie nur ihr Ohr und nicht ihre Seele beleidigt hätten. Sie vermied es darum, das Thema vom Grafen nur im Entfernteſten zu berühren, da ſonſt unabweisbar die diſharmoniſchesten Variationen dieſes Thema's erfolgen mußten. Dadurch wurde aber auch eine ſchließliche Verſtändigung über dieſen Punkt, von der die Zukunft der beiden Verlobten abhing, immer mehr in die Weite gerückt.

An eine Heirat war nicht zu denken, ſo lange Cyprian ſich nicht vom Prozeß und von den moraliſchen Uebeln, die in ſeinem Gefolge waren, entſchieden losgeriſſen hatte. Dennoch fiel es Blanche nicht im Traume ein, ſich eine andere Zukunft als ihre Verbindung mit Cyprian vorzuhalten. Wenn ſie auch nicht ihre Verlobung ſchon mit einem ſo treuen Ernſt wie einen Schwur am Altare aufgefaßt hätte, ſo traten doch auch zwiſchen die ſtürmiſchen immer wieder friedliche Momente, deren Zauber allein ſchon vermocht hätte, Blanche ſtets feſter an das erwählte Los zu knüpfen. Cyprian war in ſolchen Augenblicken von einer Luſtigkeit, die etwas Schwunghaftes hatte und ſich weit über jeden profanen Scherz erhob. Wie der Wiederhall eines fröhlich ſüßen Volksliedes klang dann ſein Lachen und alles, was er that und ſagte, ſtimmte mächtig zu der vollen Frühlingsluſt. Störend für Blanche war in ſolchen Feſtſtunden nur, daß er jeden ihm zufällig Begegnenden, der ihm nur einigermaßen lieb und bekannt war, ſogleich für ſeinen beſten Freund erklärte, um ihn mit in die Vertrautheit, ja in die Geheimniſſe des Seelenaustauſches zwiſchen Braut und Bräutigam zu ziehen. Allein dies geſchah in ſo liebenswürdiger Art, mit ſo überquellendem Gemüthe wie ein Beſtreben, das ganze

All mit in ſein Glück einzuſchließen, daß ihm Blanche darum nicht zürnen konnte.

So waren zwei Monate, getheilt zwiſchen Kampf und Frieden, hingegangen und das Verhältniß glich einem heißen Sommer, in welchem verzehrende Glut immer wieder mit wilden Gewittern wechſelt. Beim Kampf aber wie beim Frieden verhielt ſich Madame vollkommen paſſiv. Sie ſchien nichts mehr zu denken und zu wollen von den Dingen, die Blanche betrafen. Ihre einzige Aufgabe ſchien zu ſein, als Geſellſchafterin bis zur Hochzeit auszuharren. Ja, wenn bei manchem derben Auftreten Cyprian's, bei Aeußerungen und Ausdrücken, die ſie ſonſt nicht mit angehört hätte, Blanche auf ſie blickte, fürchtend ſie werde entrüſtet das Zimmer verlaſſen, ſaß Madame ruhig und lächelnd, und nicht einmal zu ihrer vollen Höhe richtete ſie ſich empor. Das war eine Wohlthat für Blanche, die ihren Verlobten beſſer vor dem eigenen Herzen als vor Andern zu rechtfertigen im Stande war.

Ihre treue Ausdauer ſollte dem Anſchein nach früher, als ſie hoffte, einen Lohn finden.

Der Frühling war mit Macht gekommen und Blanche ſtand eines frühen Morgens in ihrem Gärtchen, als Cyprian über die Hecke ſprang. Er hatte die Kleidung, die er immer trug, wenn er nach der Stadt fuhr, und zeigte ſeiner Braut an, daß es diesmal geſchehe, um ihr eine Freude zu machen. Er ließ ſie rathen, was es wohl ſein könnte. Doch ſie hatte nicht den Muth das Einzige zu rathen, was ihr in der That Freude gemacht hätte. Allein er traf ihren verborgenen Gedanken, als er endlich ſagte: „Mein Advokat ſchreibt mir, daß der Junker einen Vergleich vorſchlägt. Ich gehe nach der Stadt, um die Bedingungen einzuſehen. Wenn meine Ehre nicht darunter leidet und mein Vortheil auch nicht,

wenn mir in jeder Art Genugthuung geschieht und der Vergleich für mich nicht viel weniger ist, als ein gewonnener Prozeß, dann will ich heute noch abschließen. Ich werde mich billig finden lassen, denn der Amerikaner fängt an, mich zu dauern. Er muß nicht wenig herunter sein und sehen das Leder seiner Stiefel nicht mehr verdauen können, wenn er der Erste ist, einen Vergleich vorzuschlagen. Nun, wir werden sehen, Blanche! Und dann hat der Prozeß auch zwischen uns Beiden ein Ende und wir können Hochzeit machen!"

Freude strahlte aus seinen Augen, aber sie galt, wie Blanche wohl merkte, keinem anderen Gefühl, als dem Triumph über den Grafen. Es war die Befriedigung seines dürstenden Hasses über den ersten labenden Tropfen der Rache, was ihn beglückte. Auch war es durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Vergleich so günstig für Cyprian lauten werde, um einen gewonnenen Prozeß ersetzen zu können. Dennoch benützte Blanche die Stimmung ihres Verlobten, um ihm das Glück eindringlich zu schildern, das mit dem Ende des Prozesses, wie dieses auch immer ausfalle, für sie und ihn verbunden wäre. Er achtete wenig darauf und war ungeduldig, nach der Stadt zu kommen. Doch gab er die besten Versprechungen und betheuerte, daß er den heißen Wunsch seiner Braut vor Augen haben werde, obgleich er weder sich selbst eine Beschämung noch dem Grafen einen unverdienten Sieg zu bereiten Willens sei, was aus allgemeinen Interessen der Sittlichkeit nicht angehe. Er schied endlich, indem er versprach, am Abend des nächsten Tages mit der Entscheidung zurück zu sein.

8.

Madame hatte ſeit dem Brautſtand ihres Schützlings die Gewohnheit angenommen, lange Spaziergänge zu machen, zu welchen ſie die Begleitung Blanchens ablehnte. Dieſe vermuthete dabei einen geheimen Zweck, um den ſie ſich jedoch weiter nicht kümmerte, da ſie nicht voraus-ſetzen konnte, daß es ſich um einen ſonderlich wichtigen Gegenſtand handle. Die Zukunft von Madame war vollkommen ſicher geſtellt, auch wenn Blanche den Roß-bauer heiratete und dadurch ihr Vermögen verlor: theils durch die Verbindungen der alten Frau mit den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, theils durch ein Legat, welches ihr das Teſtament des verſtorbenen Grafen O * * * zu-gewendet hatte.

Auch am Nachmittag des Tages, an welchem Cyprian nach der Stadt gefahren, war Madame unſichtbar ge-weſen. Blanche fürchtete, ihre alte Freundin wäre zu leicht gekleidet, denn auf einen warmen Nachmittag im Mai folgte ein ungewöhnlich kühler Abend. Madame kehrte bei ſinkender Nacht heim und wußte es Blanche Dank, daß ſie die großen Oefen des Bauernhauſes hatte heizen laſſen.

In der Nacht wurde Blanche von einem erſtickenden Qualm geweckt und behielt noch ſo viel Beſinnung, um zu erkennen, daß er aus dem Nebenzimmer drang, wo Madame ſchlief. Blanche riß Thüren und Fenſter auf und hob Madame, die ſchon bis zur Bewußtloſigkeit betäubt war, aus dem Bette. In demſelben Augenblicke hörte ſie es durch das offene Fenſter herein ſeltſam kniſtern und brauſen, und als ſie hinaus in die Höhe blickte, gewahrte ſie eben die Flamme aus dem Dache ſchlagen. Jetzt erſt ſtürzten auch Knecht und Magd

mit Schreckensrufen in die Stube. Blanche raffte ein Käſtchen mit den wichtigſten Papieren und die nöthigſten Kleidungsſtücke auf, und während auch die Diener aufraffften, was ſich nur immer mit vier Armen raſch fortbringen ließ, trug Blanche mehr, als ſie ſie führte, Madame die Treppe hinab dem Gärtchen zu. An der geſchloſſenen Pforte deſſelben vorüber hörte Blanche Wagen rollen und das Getümmel und Rufen von Leuten. Madame war aus ihrer Ohnmacht erwacht und Blanche dachte eben mit ihr durch den Garten nach der Straße zu eilen, da brennende Balken niederſtürzen und den Aufenthalt hier gefährlich machen könnten, als der Graf vor den Frauen ſtand. Zwei Knechte mit Fackeln beleuchteten ſeine Züge und ſeine verſengten Kleider. Er mußte offenbar durch die brennenden Gemächer der Frauen gedrungen ſein.

„Dem Himmel ſei Dank, daß Sie ſich ſo früh hierher retteten!“ rief er. „Für Sie hat es jetzt keine Gefahr mehr, aber das Haus wird niederbrennen. Fehlt Ihnen noch etwas, das Sie aus dem Brand gerettet wiſſen möchten? Noch iſt es Zeit!“

Blanche warf einen Blick auf die Sachen, die von Knecht und Magd herbeigeſchleppt wurden und ſagte: „Nichts was die Mühe lohnte, aus einem brennenden Hauſe geholt zu werden!“

„So folgen Sie mir, meine Damen,“ rief der Graf, „denn hier iſt Ihres Bleibens nicht mehr!“

Madame faßte krampfhaft den Arm von Blanche und zog ſie mit ſich fort, dem Grafen nach. Dieſer ſchloß die Gartenpforte auf, vor der ein beſpannter Wagen hielt. Madame ſtieg eiligſt ein und rief nach Blanche, daß ſie ſich zu ihr ſetzen möge. Während aber die Leute beſchäftigt waren, die Habſeligkeiten der Frauen auf den Wagen zu bringen, blieb das Mädchen ruhig am Schlag

ſtehen, und ſchien durchaus nicht Willens, der Einladung von Madame Folge zu leiſten.

Endlich bot ihr der Graf den Arm, wie um ihr beim Einſteigen behilflich zu ſein.

Blanche ſah den Grafen mit großen Augen an und ohne ſeinen Arm zu ergreifen, fragte ſie: „Wohin?“

„Es iſt wahr,“ antwortete der Graf, „ich habe im Drang der Umſtände vergeſſen, mir die Ehre erſt zu erbitten, Ihnen mein armſeliges Haus als Obdach für eine Nacht anbieten zu dürfen. Wäre ein beſſeres und vor allem ein näheres Unterkommen ausfindig zu machen, ſo müßte ich auf das Glück verzichten, Sie zu beherbergen, ſchon wegen des geringen Komforts in meinem Hauſe. Gönnen Sie mir das Glück, ich beſchwöre Sie, was ich Ihnen bieten kann, wenigſtens einige Stunden lang nicht zu verſchmähen!“

Blanche empfand das heftigſte Widerſtreben, Gaſtfreundſchaft beim Todfeind ihres Verlobten zu ſuchen. Aber Madame ſchrie aus dem Wagen, daß ſie friere, daß ſie ſich nach dem Bett ſehne und nicht Luſt habe, irgendwo bei ſchnarchenden Bauern oder gar im Wirthshaus Schutz zu ſuchen, und ob Blanche ſie in dieſer Nacht des Schreckens allein laſſen wolle. Das Mädchen mußte ſich fügen und nahm ihren Platz an der Seite von Madame.

Als der Wagen nach einer Fahrt von wenigen Minuten an der Schwelle des Herrenſchloſſes hielt, empfing der Graf, der vorausgeritten war, die Damen mit aller Ritterlichkeit altadeliger Sitte. Er geleitete ſelbſt ſie die Treppe hinan bis an die Thüre ihrer Gemächer, wo er ſich verbeugte und ſchied. Als wäre ein ſolcher Fall vorhergeſehen worden, fanden ſich alle noch präſentablen Einrichtungsſtücke des Schloſſes in dieſen zwei Zimmern mit Geſchmack angeordnet. Eine alte Haushälterin, deren

Miene die unterdrückte Klage verrieth, beſſere Tage geſehen zu haben, überwachte den Dienſt zweier Landdirnen, die als Kammermädchen fungirten. Madame äußerte, als ſie mit Blanche allein war, daß ſie ſich wie aus einem Gefängniß befreit vorkomme, weil ſie nun wieder einmal unter einem „standesgemäßen" Dache ſchlafen werde, ohne fürchten zu müſſen, daß ihr die Ruhe eine nächtliche visite de reconnaissance abſtatten möchten.

Noch viel lebhafter äußerte Madame ihre Zufriedenheit nach dem Erwachen am andern Morgen.

„Setzen Sie ſich zu mir an das Bett, liebe Blanche," ſagte ſie, „und laſſen wir dem armen Hausherrn eine Stunde länger Zeit, ſich den Kopf zu zerbrechen, wie er uns aus ſeiner Dürftigkeit heraus ein Frühſtück herbeizaubere! Es wird ihm gelingen, denn er kann Wunder vollbringen, wenn er will. Aber wiſſen Sie, daß Ihr Cyprian die ganze Schuld trägt, wenn wir beinahe verbrannt wären? Wenn er nicht vor dem Grafen mit Ihnen hätte groß thun wollen, in der Meinung, der Graf werde vor Neid und Grimm vergehen, ein ſo ſchönes, gebildetes Mädchen als Braut ſeines Feindes zu ſehen: wenn der liebe Herr Cyprian nicht ſo eitel wäre, ſo hätte er uns nicht ein ſo einſam gelegenes Haus erkoren, wo man in der Gefahr verlaſſen und verloren iſt! Wir hätten den Tod davon haben können. Ohne den Grafen hätten wir uns in der kalten Nacht zu Fuß nach dem Dorf ſchleppen müſſen. Ich will Ihnen nach ſo vielem Schrecken nicht noch Kummer machen, ſonſt könnte ich mehr ſagen über dieſen Punkt!"

„Iſt es aber billig," ſagte Blanche, „daß wir dem Grafen die Mühe und Laſt einer Gaſtfreundſchaft auferlegen, die unter ſolchen Umſtänden ihm vielleicht nur Beſchämung bringt? Wir ſollten uns augenblicklich mit

Dank für das Genoſſene entfernen und unſer Frühſtück wo anders ſuchen.“

„Billig iſt es vor Allem,“ erwiederte Madame, „daß wir ihm für ſeine Güte und Aufopferung eine Freude bereiten, und die kann keine andere ſein, als daß wir mit Herzlichkeit annehmen, was er uns bietet, und die Beſchwerden nicht merken, die es ihm macht. Er iſt ein braver Mann. Er hat ſich kopfüber in die brennenden Zimmer geſtürzt, aus Furcht, wir wären noch darin vom Qualm betäubt. Die Haushälterin hat mir das geſtern beim Entkleiden geſagt, und man hat es ſeinen Kleidern angeſehen. Nachdem Sie nicht einmal die Aufmerkſamkeit der gewöhnlichſten Romanheldin für ihn hatten, ſo lange ruhig zu erſticken, bis er kam und Sie aus den Flammen trug, ſo bleiben Sie wenigſtens ſo lange ruhig in ſeinem Hauſe, als es die Umſtände ohnehin gebieten. Wir werden es gar nicht ſchlecht hier haben.“

Die überaus gute Laune von Madame, eine Seltenheit ſeit einem halben Jahre, hatte für Blanche etwas Erfreuliches und zugleich Ermuthigendes. Dennoch konnte ſie ſich mit dem Gedanken, an dieſem Ort zu verweilen, nicht befreunden und war entſchloſſen, ihn bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verlaſſen.

Als die Damen ihre Morgentoilette vollendet hatten, geleitete man ſie nach einem Gartenſaal, und da ſie mit der Dürftigkeit, die jetzt in dieſem alten Hauſe herrſchte, noch nicht durch Thatſachen bekannt geworden, konnten ſie nicht ahnen, welches Wunder dazu gehörte, welche ruheloſe Anſtrengungen der Graf in dieſen wenigen Stunden gemacht haben mußte, auf daß ſie einen ſo geſchmackvollen Raum und eine ſo treffliche Erquickung fänden. Sie begaben ſich dann in den Garten und machten luſtwandelnd eine Runde durch die Höfe und die

nächſte Umgebung des Schloſſes. Ueberall, im Garten ſowohl als an den Bauten, fanden ſie, was blos zu Zier und Schmuck dient, entweder gar nicht vorhanden oder nur als Trümmer einſtigen und nun verfallenen Glanzes. Da gab es verſandete Teiche, zerſtörte Gewächshäuſer, in welchen keine exotiſche Pflanze mehr gehegt wurde, dachloſe Pavillons und verödete oder zu einem fremden Gebrauch dienende Ställe. Was hingegen als zu täglichen landwirthſchaftlichen Arbeiten unentbehrlich an Requiſiten u. dgl. zu ſehen war, trug größtentheils den Stempel jener naiven Selbſtverfertigung, durch welche Robinſon Cruſoe ſich ſo ſehr auszeichnete. Wohlthuend wirkte in dem allen nur die rings herrſchende Thätigkeit, die erkennen ließ, daß ſie ſich weit über das Schloß ſelbſt hinaus erſtreckte, eine fröhliche Arbeitſamkeit, die mitten im Verfall den Eindruck friſchen Lebensmuthes machte, als ſollte in jedem Augenblick mitten aus den feindlichen Hemmniſſen das Ganze wiedergeboren an's Licht treten.

Gegen Mittag ließ ſich der Graf bei den Damen anſagen, und nachdem ſie ihm ihren Dank für die gute Aufnahme ausgeſprochen hatten, konnte Blanche nicht umhin, ihr Intereſſe an der regen Betriebſamkeit auszudrücken, die ihr hier überall begegnete. Der Graf ging lebhaft darauf ein. Er beſchrieb ſeine Unternehmungen, ſeine Zwecke, gab eine komiſche Schilderung der Schwierigkeiten, den mit dem Alten verwachſenen Leuten neue Methoden der Bewirthſchaftung beizubringen, und ſprach von dieſen Dingen mit dem Feuer eines Landedelmannes von altem Styl. Das führte von ſelbſt auf Erinnerungen an ſeine Reiſen, an ſeinen Aufenthalt in Amerika. Unter ſolchen Geſprächen der heiterſten und anregendſten Art nahm man das Diner ein, und Blanche mußte ſich geſtehen, daß ſie eine Atmoſphäre von Harmonie, Ruhe und Bildung athmete, die ſie von Jugend an gewöhnt war, und

die ſie jetzt in ſo durſtigen Zügen trank, wie die gewohnte friſche Luft, wenn man eben aus einem beengten, dumpfen Raum getreten iſt.

Der Graf wendete ſich in ſeinen Unterhaltungen nur ſo weit an Blanche, als es die Höflichkeit erforderte, und ſchien übrigens ausſchließlich für Madame zu ſprechen. Als die Sonne tiefer ſank, führte er die Frauen nach einer Abtheilung des Gartens, die ſie bisher nicht wahrgenommen hatten. Hier wurden, wenn auch freilich nur in ſehr geringer Ausdehnung, Blumen gepflegt, und einige beſcheidene Verſuche mit dem Luxus der Gartenzucht gemacht. Es hatte etwas Rührendes, daß hier, wie überall auf dem Gute, die Kenntniß des wahren Lebensgenuſſes hinter Armuth und Mangel hervorblickte und ein Schatten davon auch verwirklicht war. Von einer Anhöhe dieſes kleinen Gartenraumes, die jetzt mit bequemen Sitzplätzen verſehen war, genoß man eine entzückende Fernſicht in das Gebirge.

Wohl wäre es für Blanche jetzt Zeit geweſen, wenn ſie überhaupt an dieſem Tage noch von hier ſcheiden wollte, an ein anderes Unterkommen zu denken; war doch auch jeden Augenblick Cyrrian's Rückkehr zu erwarten und ſein Schmerz, ja ſein gerechter Zorn zu fürchten, ſein erlornes Weib in dem Hauſe des Mannes zu wiſſen, den er am meiſten auf Erden haßte. Aber Blanche vergaß dies Alles in einem nie erlebten Gefühl von ſüßer Beklommenheit, und während ſie fremd und gleichgültig blickte, und jedes Wort, das ſie ſprach, ihr gleichſam abgezwungen werden mußte, ſchaukelte ſich ihre Seele auf den Mittheilungen des Grafen, wie auf einer wohligen Fluth. Er war von den Gegenſtänden, die ſich unmittelbar der Betrachtung aufdrängten, zu dem inneren Leben übergegangen, das ſich damit verknüpfte, und ſprach die Poeſie eines engen Zuſammenhanges mit dem Natur-

leben und einer Weltabgeschiedenheit aus, zu welcher nicht Haß, Groll und Schmerz, auch nicht Schicksal und äußere Bestimmung geführt haben, sondern die reine und freie Erkenntniß.

„Die Gegensätze sind nur scheinbar," sagte er; „städtische Verdorbenheit zum Beispiel und ländliche Unschuld, im Grunde nur abergläubische Sentenzen ohne rechten Sinn, in welche sich aber ein Gemüth, sei es zum Haß oder zur Liebe, wie toll verbeißen kann. Erst die Erziehung des Gemüthes durch die Vernunft vermittelt ihm dergleichen scheinbare Gegensätze zu einer Welteinheit, in welcher es keine Konflikte mehr gibt und kein Zustand den andern negirt. Wer einen Beruf nur aus dem Grunde wählt, um dadurch einem andern Berufe zu entgehen, die Landwirthschaft etwa, um die Gesellschaft fliehen zu können, der wird nicht glücklich sein, denn seine Wahl stammt dann aus dem Haß und nicht aus der Liebe, in welcher allein die Wahrheit und die Erkenntniß eingeschlossen liegt. Nichts unvernünftiger aber als der Haß gegen ganze Klassen, Stände, Schichten der Gesellschaft, nach Oben oder nach Unten; der Haß gegen willenlose Produkte der Weltentwicklung, die berechtigt sind, zu sein, eben weil sie sind; oder wohl gar die Wuth gegen Menschen, welche nur Typen solcher Zustände, die bewußtlosen Träger derselben sind. Solche Ungerechtigkeiten überwinden liegt nicht in der Macht der wildwachsenden Gemüther, der Naturgeschöpfe; das lehrt nur die Erziehung, oft die indirekte durch Erfahrungen."

Er hielt inne, aus Furcht, man könnte ihm beimessen, seinen Worten eine absichtliche Beziehung zu geben. Auch verlockte der Zauber des Frühlings bald genug, von geistiger Betrachtung zu leiblichem Schauen überzugehen. Es war jene geheimnißvolle Stille des Abends gekommen, in welcher die Natur wehmüthig in sich selbst zu versinken

und ihren eigenen Räthseln nachzuhängen scheint. Unwillkürlich fühlt sich das Herz ergriffen, an der Wehmuth Antheil zu nehmen, wenn es auch oft selbst die Quelle derselben nicht kennt. Mit sinnendem Schweigen wird dann das Schweigen des Abends gefeiert.

Endlich erhob sich Madame. Der Graf bot ihr den Arm und Blanche folgte mechanisch nach. An einem Beet blieb sie, mit scheinbarer Aufmerksamkeit es betrachtend, in Gedanken verloren stehen. Als sie aufsah, fand sie sich allein und kehrte, ohne zu wissen, wohin sie ging, nach dem eben verlassenen Sitz zurück.

Beide Hände auf die Brust gepreßt, saß sie lange gesenkten Hauptes. Plötzlich stürzten unaufhaltsam die Thränen aus ihren Augen, und als ob sie eine Erleichterung darin gefunden hätte, auszusprechen, was so lange unausgesprochen, weil unerkannt, in ihrer Seele gelegen, sagte sie halblaut: „Ich liebe ihn! ich liebe ihn!“

Ja, das war jene unnennbare Bezauberung des ganzen Wesens, welche die Erde verklärt und zugleich sie vergessen macht. Jetzt durfte sie sich mit zweifellosem Jubel die Frage bejahen, ob sie liebe. Dieser Sonnenaufgang im Gemüthe war auch für sie gekommen.

„Ich liebe ihn!“ sagte sie noch einmal, aber dann erhob sie sich entschlossen, als wäre mit dem ausgesprochenen Wort alles abgethan, was sie von dieser Liebe erträumen, wünschen und fordern durfte. Alles Glück der Liebe, alle Wonnen des Lebens faßte sie in dies Wort zusammen, das sie in die Luft warf, auf daß es für immer vernichtet und verloren sei. Sie hatte sich freiwillig mit einem Andern verlebt, — sie war dadurch nach ihren Begriffen sein angetrautes Weib.

In diesem Gedanken behielt sie von dem eben Erlebten nichts zurück als den Schmerz, auch nur einen Augenblick lang mit ihren Pflichten gegen Cyprian in

Widerſtreit gerathen zu ſein. Sie kam ſich vor, als wäre ſie bis an den Rand eines verbrecheriſchen Abgrundes getreten, und auch äußerlich müßte der abſchüſſige Weg, der dahin führte, fortan vermieden werden. Nicht eine Sekunde länger wollte ſie im Hauſe des Grafen und in ſeiner Nähe verweilen.

Sie eilte durch den Garten, um Madame aufzuſuchen und ihr den Entſchluß kund zu geben, das Schloß augenblicklich zu verlaſſen. Durch Demuth, durch Hingebung für Cyprian, ſagte ſie ſich, will ich dieſen Moment büßen und aus ſeiner Liebe für mich die Kraft ſchöpfen, glücklich zu ſein.

Als ſie das Haus betrat, kam ihr Madame zur Abfahrt gekleidet entgegen. Ihr folgte der Graf, der ſich an Blanche wendete, ſich entſchuldigend, daß es ihm erſt zu ſo ſpäter Stunde gelungen, ein anderes Wohnhaus für die Frauen ausfindig zu machen, ſo eifrig er hätte ſuchen laſſen, um das unrechtmäßige Glück, ſie in ſeinem Hauſe zu ſehen, nicht über Gebühr zu mißbrauchen. Er geleitete die Frauen zum Wagen und ſchied mit einem herzlichen Händedruck von Madame und mit einer ſtummen Verbeugung von Blanche.

„Wie gefällt Ihnen der Graf?“ fragte Madame während der Fahrt; „ich gebe Ihnen die Verſicherung, Blanche, er wäre überglücklich geweſen, wenn Sie ſo lange als möglich geblieben wären, und dennoch hat er, um Ihnen nicht zu mißfallen, Sie gleichſam ſelbſt aus ſeinem Hauſe getrieben. Auch kann ich Ihnen nun geſtehen, daß meine geheimnißvollen Spaziergänge nur die Beſuche waren, die ich zuweilen dem Grafen abſtattete, den ich wie einen Sohn liebe. Er hat von mir erfahren, daß der ſchwebende Prozeß Ihrer Heirat noch im Wege ſtehe, da ich ihm meine Freude nicht verbergen konnte, daß noch ein Hinderniß exiſtirt. Er aber aus Mitleid

für Sie, um Sie nicht hangen und bangen zu ſehen, ja aus übergroßer Liebe hat ſich herabgelaſſen, dem Herrn Cyprian einen vortheilhaften Vergleich anbieten zu laſſen. Ich wollte den Grafen daran verhindern, aber das Einzige, was ich erlangte, war, daß ich dem Advokaten einige Inſtruktionen nach meinem Sinn geben durfte. Wir werden nun den Erfolg ſehen."

„Ich will nicht hoffen, Madame," verſetzte Blanche, „daß dieſe Inſtruktionen von der Art ſind, die guten Abſichten des Grafen zu paralyſiren."

„Das hätte ich mir niemals geſtattet," erwiederte Madame; „ich habe nur dafür geſorgt, daß der edle Beweggrund des Grafen ein Geheimniß für Herrn Cyprian bleibe, der ſonſt daraus eine zu große Labung ſeines ungerechten Haſſes gezogen hätte."

Blanche hatte nichts dagegen einzuwenden, ja es entſprach ihren Wünſchen, wenn die Gefühle, die der Graf für ſie zu hegen ſchien, ihrem Verlobten verborgen blieben. Sie würden zuletzt nur ſeinen Haß geſteigert, jedenfalls ſeiner Leidenſchaftlichkeit ein neues Moment hinzugefügt haben.

Als die Frauen vor dem Bauernhauſe ankamen, in welchem ihnen eine Wohnung bereitet werden, fanden ſie Cyprian bereits an der Schwelle. Er war gleich nach ſeiner eben erfolgten Heimkehr auf Veranlaſſung des Grafen von dem Ereigniß der Nacht benachrichtigt und ihm das Haus bezeichnet worden, welches die Frauen beziehen ſollten.

9.

Madame hatte die Wahrheit geſprochen. Der Advokat war von ihr nur angewieſen worden, den Vergleich nicht zu einem Triumph des Haſſes und der Eitel-

keit für Cyprian auf Kosten des Grafen zu machen. Sie hatte dem Rechtsgelehrten, der ein bewährter Freund des gräflichen Hauses war, den Charakter Cyprian's geschildert, wie er ihr in den letzten Monaten klar geworden. Der Advokat war noch einer von der alten Schule, der seinen Beruf mit der Liebhaberei für eine psychologische Kunst betrieb, und man brauchte ihm nicht viel zu sagen, um daß er auch den unausgesprochenen Wünschen seiner Freunde still und wirksam in die Hände arbeitete.

Nachdem er es veranlaßt hatte, statt mit dem Advokaten Cyprian's mit diesem selbst diesmal verhandeln zu können, unterbreitete er ihm die Vergleichspunkte, die sich in der That unerwartet vortheilhaft für den Roßbauern gestalteten, so zwar, daß dieser eine Falle dahinter vermuthete und es nicht sogleich wagte, sich seiner Siegesfreude zu überlassen. Er forschte nach den Motiven Wölfmann's, die ihn zwängen, so „klein beizugeben".

„Mitleid ist es, mein lieber Herr Moosglauber," sagte der Advokat; „doppeltes Bedauern mit Ihnen, zuerst weil Sie sich in der Sache mehr und mehr verbluten, während Wölfmann jetzt in Verhältnissen ist, wo er noch ein Jahrhundert prozessiren kann, ohne die Kosten zu spüren."

„Was!" lachte Cyprian, „Sie werden mich doch nicht für so einfältig halten, um mir einreden zu wollen, Wölfmann wäre in bessern Verhältnissen als ich? Er frißt ja schon von dem Korn, das er erst in zehn Jahren schneiden wird!"

„Das ist möglich," sagte der Advokat ruhig; „trotzdem wird es nicht lange dauern und er wird einer der reichsten Grundherren in Ihrer Gegend sein."

Cyprian hielt es für einen gar zu plumpen Advokatenkniff, als daß er es der Mühe werth gefunden hätte, noch einmal darauf zu antworten. Er sagte nur:

„Sie haben noch eine Urſache angeben wollen, wegen welcher der gute Mann mich bedauert.“

„Ja,“ entgegnete der Alte, „aber das gehört nicht in unſer Geſchäft und betrifft Ihre Privatverhältniſſe, die Niemand berühren darf.“

„Sprechen Sie immerhin!“ ſagte Cyprian und beſtand ſo lebhaft auf dieſem Verlangen, daß der Advokat endlich der Ueberredung zu weichen ſchien. In Umſchreibungen und Andeutungen brachte er die Erfindung vor, daß der Graf den Reßbauern um der Ehe willen bedauere, die dieſer zu ſchließen im Begriffe ſtehe, da ihn zuletzt der Verdruß, ein Mädchen von unehelicher Abkunft geheiratet zu haben, noch mehr in allen Dingen herunterbringen müſſe. Der Graf würde eine ſolche Frauensperſonen nicht einmal zur Magd haben wollen.

Nichts hätte Cyprian bei ſeiner Unſelbſtändigkeit und bei ſeinem Mangel an feſter Entſchiedenheit im Urtheil eine tiefere Wunde ſchlagen können. Liebe war von den Motiven, die ihn Blanche hatten wählen laſſen, erſt das dritte in der Reihe geweſen. Zuerſt hatte die Hoffnung gewirkt, reich zu heiraten. Dann, als dieſe durch die Geſtändniſſe des Mädchens vernichtet werden, der ſtolze Gedanke, dem Grafen eben ſo wie dem ganzen Dorfe durch den Beſitz eines Weibes aus den höhern Ständen imponiren zu können. Trotz des Wohlgefallens, das ihm Blanche von Jugend an eingeflößt, hatte er ſie eigentlich lieben doch erſt in der letzten Zeit gelernt, ſeit ſie in ſeiner Nähe lebte. Dieſe Liebe war jedoch viel weniger Leidenſchaft, als ſie vielmehr ſein Haß gegen den Grafen war.

Er würgte aber das Gift, das ihm der Advokat jetzt vorgeſetzt hatte, ſtillſchweigend hinab, wie ſehr auch Wuth und Grimm gegen den Feind von Neuem und nun um ſo unverſöhnlicher in ſeinem Innern ſchäumten. Nur um nicht ſprachlos zu bleiben, kam er auf die erſte Be-

hauptung des Advokaten von dem plötzlichen Wohlstand Wölfmann's zurück.

Der Alte schien sich auch hier erst langsam überreden zu lassen, die gewünschten Beweise zu liefern. Er setzte endlich einfach den Sachverhalt auseinander. Wölfmann war Graf O*** und erlangte durch die Vermälung Cyprian's mit Blanche das Vermögen. Somit war es Cyprian selbst, der seinem Todfeind die Mittel in die Hände gab, fortan glücklich und hochangesehen zu leben.

Cyprian stürzte fort, wie von einem entsetzlichen Unglück getroffen. Hab und Gut, sein Glück und seine Existenz hatte er seiner leidenschaftlichen Erbitterung in den Rachen geworfen und selbst seine Verbindung mit Blanche sollte eine Beziehung haben zu diesem Haß, und ihm, dem mit Geringschätzung behandelten Bauern, einen höhern moralischen Rang vor dem Grafen einräumen, als dieser ihm bisher hatte zuerkennen wollen. Und jetzt sah er sich nicht nur um dieser Verbindung Willen noch mehr verachtet, sie wurde auch zum Mittel, dem glühendgehaßten Feinde all die Besitzthümer in die Hände zu spielen, deren ihn beraubt zu sehen die Wonne, deren Wiedererlangung ihm für immer unmöglich zu machen, das Rachéziel Cyprian's gewesen war.

Noch war es Zeit, dies Alles zu verhindern. Er wenigstens, Cyprian, wollte nicht wider Willen der Wohlthäter des Grafen werden. In seiner Seele stand nur das Eine fest: die Verbindung mit Blanche dürfte nicht geschlossen werden. Allein er erkannte auch, daß er ein würdigeres Motiv brauchte, um diesem Entschluß einen Anschein von Berechtigung zu geben. Wieder machte sich das Bestreben in ihm geltend, ein leidenschaftliches Trachten seines Gemüthes, von dem er willenlos geknechtet wurde, zu einer sittlichen Allgemeinheit zu erheben, ohne

mit Bewußtsein dadurch betrügen zu wollen, vielmehr nur, um sich selbst über den faulen Kern seiner Beweggründe zu täuschen. Wenn das plötzliche Abbrechen der Verbindung sittlich gerechtfertigt werden sollte, so mußte er Blanche eine Schuld beimessen können. Eine solche schien ihm nahe zu liegen. Warum hatte sie ihm verborgen, daß Wölfmann kein Anderer sei, als Graf O***? Wie aber, wenn eben dieser Umstand die unendliche Liebe seiner Braut bezeugt hätte? Wenn sie es hätte vermeiden wollen, durch die Entdeckung den Haß ihres Verlobten noch mehr zu schüren und ihn noch unglücklicher zu machen? In solchen Zweifeln trieb er sich umher, unentschieden, in welchen Formen er seinen unabänderlichen Entschluß ausführen sollte, bis die Stunde der Heimkehr gekommen war. —

Als die Frauen in das Haus getreten waren, wohin ihnen Cyprian gefolgt, entging dem Mädchen die finstere und verstörte Miene ihres Verlobten nicht. Sie fand eine genügende Ursache dafür in ihrer unfreiwilligen Anwesenheit im Hause des Grafen. Wie erstaunte sie aber über die Worte, mit welchen Cyprian ihre darauf bezügliche Rechtfertigung unterbrach. In seinem Gemüthe blutete die Wunde nicht am wenigsten stark, daß der Graf — wie der Advokat behauptet hatte — den Mann verachten müsse, der sich mit einem Mädchen von unlegitimer Abkunft verband. Er sagte daher: „Ich wundere mich nur, daß ein Edelmann wie Graf O*** — denn ich weiß jetzt, wer er ist — seinen Hochmuth so weit treiben kann, einer Frau, die bei ihm Schutz sucht, blos weil ein Flecken auf ihrer Geburt haftet, die Gastfreundschaft aufzukündigen, ja sie aus seinem Hause zu jagen."

Blanche sah ihn wie versteinert an. Die Niedrigkeit des Motivs, das er dem Grafen unterschob, brachte sie außer Fassung. Cyprian aber nahm diese Haltung für

Betroffenheit darüber, daß er die Identität beider Grafentitel entdeckt hatte. Er nahm dies zum Anlaß der bittersten und nicht eben zart vorgebrachten Anklagen über das falsche Spiel, das man mit ihm getrieben hätte, und da er instinktmäßig fürchtete, was Blanche zu ihrer Vertheidigung anführen könne, beruhe auf Umständen, die ihn mit Recht demüthigen würden, so überhörte er, was sie sagen wollte, und hetzte sich immer wilder in seinen Zorn, der keine Grenzen mehr kannte. Er schloß mit der Forderung, daß Blanche augenblicklich in seinem Namen an den Grafen schreibe, um ihm in den beleidigendsten Formen anzukündigen, daß Cyprian den angebotenen Vergleich zurückweise, sich aber außerdem eine Genugthuung für den Schimpf vorbehalte, daß man seine Braut nicht in dem Hause geduldet hätte, welchem sie die Ehre erwiesen, Schutz darin zu suchen.

Blanche wäre in ihrer vornehmen Weise nie im Stande gewesen, leidenschaftlicher Heftigkeit der Sprache gegenüber ein Wort vorzubringen. Der Irrthum jedoch, daß der Graf sie unwürdig behandelt hätte, schien ihr so monströs, daß sie den Sturm durch ein sanftes Wort der Aufklärung zu beschwichtigen suchte. Sie verstummte jedoch wieder, da sie bemerkte, daß Cyprian sich fast absichtlich in diesen Irrthum hineinarbeitete, wie um einen Grund mehr für seine Wuth zu haben. Als er wiederholt auf der Forderung bestand, Blanche möge die beleidigenden Worte, die er ihr in die Feder diktiren wolle, an den Grafen schreiben, beugte sie das Haupt leicht zurück, die Augen halb schließend, während ein Zug der Trauer ihren Mund zu wölben und noch mehr zu verkleinern schien.

Madame kannte, wie wir wissen, diese Bewegung, die dem Mädchen schon als Kind natürlich gewesen, um eine unüberwindliche Verneinung auszudrücken. Madame,

die sich immer den Verlobten gegenüber schweigend und mit anscheinender Theilnahmslosigkeit verhielt, erwartete von diesem Augenblicke eine Krise.

Auch auf Cyprian brachte jetzt der Anblick des Mädchens eine seltsame Wirkung hervor. Er stand plötzlich von seiner Forderung ab, nicht aber von dem Bestreben, einen sittlichen Grund für sein Verhalten ausfindig zu machen. Nichts ist so erfindungsreich, als der Drang, ein unerlaubtes Verhalten durch scheinbar ehrenhafte Motive zu beschönigen. Wie zu einem Bilde der Sanftmuth mit einem Male verwandelt, ließ sich Cyprian nieder, und indem er auch Madame's Theilnahme zu wecken suchte, bat er demüthig für den eben verflossenen Auftritt um Vergebung und erklärte ihn als hervorgegangen aus seinen Gewissensskrupeln, ein Mädchen wie Blanche ihres Vermögens zu berauben, und sie in so zerrüttete Verhältnisse wie die seinen hineinzuziehen.

Bei diesen Worten war es dem rechtschaffenen Mädchen zu Muthe, als ob die Pflicht, die sie an Cyprian band, von Neuem befestigt würde. Und in dem wieder erwachenden Opfermuth dieses Gedankens reichte sie ihrem Verlobten versöhnt und beschwichtigt beide Hände.

Er küßte ihre Hände, er bebeit sie einen Augenblick in den seinen — aber der Gedanke an den Grafen überkam ihn wie ein Verhängniß. Es war einer von den Momenten, in welchen der Mensch durch eine leise Biegung nach links oder rechts sich selbst sein Schicksal bereitet. Die Leidenschaft, die in ihm zufällig stärker als Haß, denn als Liebe war, lenkte ihn nach der unglücklichen Seite.

Er begann, indem er dabei seine Worte größtentheils an Madame richtete, auf die abgebrochene Beziehung zu dem General hinzudeuten, welche ihm Blanche einst ebenso wie ihr ganzes früheres Leben offen dargelegt

hatte. Er gab zu verstehen, daß er unter den obwaltenden Umständen zu gewissenhaft, zu edel wäre, um Blanche in den Strudel seines Geschickes zu reißen und daher ein Glück für das Mädchen darin erkennen würde, wenn sie, wie tief und gewaltig er selbst auch dabei leiden müßte, mit dem wackern Freier, dem General, wieder anzuknüpfen versuchte. Ihr bliebe dann in der Verbindung mit dem adeligen General ihr Vermögen gewahrt.

Bei dieser Wendung fiel es wie ein Schleier von den Augen des Mädchens. Verwöhnte Naturen bedürfen lange, bis sie in der Seele Anderer einen Winkelzug erkennen, dessen sie selbst nicht fähig wären. Als der Haß aber Cyprian so weit führte, zum Verräther an seiner Liebe für sie zu werden, da erkannte sie plötzlich auch den versteckteſten Hebel in der Handlungsweise ihres Verlobten.

„Herr Meesglauber," sagte sie, „Sie wollen Ihre Braut mit einem Andern verloben. Dazu ist es vor allem nothwendig, daß sie nicht mehr mit Ihnen verlobt sei. Das ist von dieser Minute an in der That der Fall. Leben Sie wohl."

Sie verließ das Zimmer. Erschrecken über das, was er selbst herbeigeführt, stand Cyprian wie betäubt. Ein unendlicher Schmerz über das so plötzlich Verlorene erfaßte ihn.

Madame, die sich zu der möglichsten Höhe aufgerichtet hatte, sah ihm starr und steif in's Gesicht. Dann sagte sie mit einem dämonischen Lächeln, das zu unterdrücken sie sich bemühte: „Seien Sie ruhig, Herr Meesglauber, Sie haben sich nun an dem Grafen gerächt. Nicht zum zweiten Male wird Blanche, um ihn zu beschenken, ihr Vermögen wegwerfen."

Und Cyprian lehnte sich an diese Versicherung wie an einen letzten Halt.

Dieser Halt brach zusammen, als nach einem halben Jahre Blanche die Gattin seines Feindes war. Er wüthete, doch hatte er von anderer Seite nicht Ursache zu klagen. Unsichtbare Kräfte waren ihm mit der genauesten Detailkenntniß seiner Verhältnisse beigestanden, dieselben zu ordnen. Er konnte die Gegend schuldenfrei und selbst mit einem Kapital ausgerüstet verlassen.

Ein Rath des Grafen war es gewesen, daß Madame Blanche veranlaßt hatte, als Braut Cyprian's auf dem Lande in dessen Nähe zu wohnen. Sie sollte sich klar darüber werden, daß sie nicht eine Individualität in ihm schätzte, sondern die vermeintliche Vermenschlichung des Naturlebens, zu dem sich ihr Gemüth hingezogen gefühlt.

Der Graf stimmte niemals in den vollen Tadel ein, welchen Madame oft gegen Cyprian verbrachte, den sie einen Selbstheuchler zu nennen pflegte. Er bezeichnete vielmehr das Wesen des Roßbauern ganz einfach mit den Worten: „Er hat keine Erziehung genossen, und Erziehung ist mehr als ein Aneignen leerer Formen. Sie beruht auf Selbstbeherrschung, führt zur Selbsterziehung und zum Charakter. Genie und Talent können ohne sie bestehen, aber im Leben der Gesellschaft und der Familie können auch Genie und Talent den Mangel an Erziehung nicht ersetzen."

Der Spieltiſch Peter des Großen.

Von Alfred Meißner.

Kein Badegaſt Karlsbads war dadurch aufgeweckt worden, daß es Nachts einmal in der Werkſtätte des Tiſchlermeiſters Michael Koſer gebrannt hatte. Einige Hölzer zum Fournieren, welche trocknen ſollten, hatten zu glühen angefangen und die Glut ſich einem Haufen Späne mitgetheilt. So war das Feuer entſtanden. Der Rauch, der durch einen Riß in der Decke in das Zimmer des Tiſchlers, das unmittelbar über ſeiner Werkſtätte gelegen war, empordrang, hatte dieſen frühzeitig genug aus ſeinem ohnehin leichten Schlaf geweckt und mit Hilfe der Hausgenoſſen war der Brand gelöſcht worden, ehe er noch um ſich zu greifen vermocht. Es war dabei außer jenen Hölzern nichts verbrannt als ein kleines dreieckiges Tiſchchen. Am Abend deſſelben Tages aber war Michael Koſer auf dem Dachboden ſeines Hauſes todt gefunden worden. Er hatte ſich erhenkt. Nun erſt machte der Vorfall Aufſehen und man ſprach allgemein, der Verluſt jenes kleinen Tiſchchens habe den Unglücklichen zu dieſer That getrieben. Allein nur Wenige wußten, was es damit für ein näheres Bewandtniß habe. In der That aber knüpfte ſich für den Mann an dieſen Tiſch eine Reihe der verhängniß-

vollſten Handlungen, die es Jedem, der ihn gekannt, klar ſein laſſen mußten, daß er deſſen Verluſt nicht zu überleben vermocht.

Zehn Jahre beiläufig waren es, da ſtand Michael Koſer bei dem reichen Tiſchlermeiſter Löhner noch als Geſell. Michael war, was man ſagt, ein hübſcher Menſch; hoch, ſchlank, gut gewachſen, in den Dreißig. Sein Geſicht, etwas bleich und hager, hatte einen ſcharfen, beinahe intereſſanten Ausdruck; ſein ſchwarzes Haar, nach der damaligen Art hinten kurz geſchnitten, hing an beiden Schläfen in zwei einwärts gedrehten Locken herab. Die dunklen Augen verliehen ſeiner Phyſiognomie etwas, was feſſeln, wenn auch keine Neigung erwecken konnte. Und das mit Recht. Der Geſell war hartherzig, jäh, verbiſſen, von der Leidenſchaft der Gewinnſucht ausgehöhlt. Er hatte keine Freunde, ſuchte keine Erholung, haßte Jeden, der über ihm ſtand und ihm befehlen konnte, vornehmlich aber ſeinen Meiſter, wenn auch nur darum, weil er ſein Herr war, dabei glücklich, mit Haus, Familie und Gütern geſegnet, während er ſelbſt arm, unfrei, noch dazu mit einem Kinde belaſtet daſtand, das ihm außerehelich geworden und das er nach dem Tode der Mutter bei einer Witwe in die Pflege hatte geben müſſen. Löhner, bei aller Gemüthlichkeit ein heller Kopf, durchſah den Koſer. Allein er behielt ihn, weil er ein intelligenter trefflicher Arbeiter war.

Eines Nachmittags arbeitete eben Koſer in Gemeinſchaft mit einem Kameraden Namens Keil, als der alte Hofrath Kruſius, ein langjähriger Beſucher des Bades, der mit Löhner ſich gerne unterhielt, nachdem er Mancherlei in der Werkſtätte beſichtigt, mit großer Aufmerkſamkeit vor einem kleinen Tiſchchen ſtehen blieb.

„Iſt das Tiſchchen dort,“ fragte er, „nicht von der Witwe zu „den drei Helmen“, der Möhrig?“

„Wohl!“ erwiederte Löhner gleichgiltig.

„Wie hoch ſchätzen Sie es?“ fragte der Hofrath weiter.

„Wie hoch? So viel als Brennholz daran iſt,“ antwortete der Tiſchlermeiſter mit geringſchätzigem Lächeln. „Ein altes, wurmſtichiges, leckes Tiſchchen aus gebräuntem Eichenholz; ein Spieltiſch, übrigens von abſonderlicher Konſtruktion! An den drei Seiten Vertiefungen für Spielmarken und in den drei Winkeln Treff-Aß, Pik-Aß und Carreau-Sieben ausgeſchnitzt und farbig eingelegt. Die drei Beine bilden, wie man es nennt, ein Paternoſter. Das eine davon iſt übrigens in der Mitte gebrochen. Es mag höchſtens zwanzig Kreuzer werth ſein und die Reparatur wird wohl halb ſo viel koſten!“

„So! Zwanzig Kreuzer?“ erwiederte der alte Hofrath ſinnend. „So viel ungefähr rieth ich, als der ſelige Möhrig mir es zeigte. Ich wohnte damals in den „drei Helmen“. Der aber lachte mir in's Geſicht und ſagte: Zwanzig Gulden könnten Sie mir herlegen, den Tiſch bekommen Sie nicht!“

„Er war wohl ein rechter Narr, der alte Möhrig!“ meinte Löhner lachend.

„Und nicht für vierzig Gulden ſei er ihm feil, meinte Möhrig,“ erzählte der Hofrath weiter; „denn — wiſſen Sie auch, von wem dieſer Tiſch herrührt? So was gibt es in der ganzen Welt nicht mehr! Es iſt der Tiſch, den Peter der Große eigenhändig gezimmert hat, als er im Jahre 1711 einen Theil des Winters hier zubrachte.“

Koſer und Keil hielten in ihrer Arbeit einen Augenblick inne und betrachteten den Tiſch mit Aufmerkſamkeit. Koſer beſonders, der Einiges geleſen hatte, fixirte ihn mit Intereſſe. Auch Löhner war einen Augenblick ernſthaft geworden. Bald aber ſagte er: „Lirum, larum! das iſt ſo eine Geſchichte vom alten Möhrig! Das Möbel mag

aus dem Hauſe auf der alten Wieſe ſtammen, in welchem Peter der Große gewohnt hat. Er mag auch einmal daran geſpielt haben. Allein, daß er ſelbſt es verfertigt — das glaub' ich nimmer! Für die Arbeit eines Kaiſers, ſo ſchlecht das Ding auch ſonſt gemacht iſt, iſt es doch noch immer viel zu geſchickt hingeſtellt!"

„Ihr zeigt dadurch nur, lieber Löhner," erwiederte Kruſius, „daß Ihr kein Geſchichtskenner ſeid. Peter der Große war in jedem Handwerke wohl erfahren. In Saardam war er Schiffsbauer. Warum ſollte er nicht auch einen Tiſch haben machen können? War er ja auch Drechsler, und eine elfenbeinerne Doſe, die er hier gedreht, iſt noch im Prager Muſeum. Er war zwei Jahre nach einander hier, blieb mehrere Monate und Karlsbad war damals ein trauriger und öder Ort. Er liebte das Spiel und konnte vielleicht einen Tiſch, wie er ihn wünſchte, nicht finden. Warum ſollte er nicht verſucht haben, ſich ſelbſt einen zu fabriziren? Der Möhrig hat den Tiſch in dem Hauſe, darin der Czar wohnte, vorgefunden. Wer beweiſt, daß er ihn nicht gemacht? Und da iſt es nun immerhin möglich, daß ein Ruſſe, wenn man die Sache ihm recht darſtellte, oder auch irgend ein Raritätenſammler zehn, ja zwanzig Dukaten für das Ding zahlen würde. Ich habe das auch ſchon der Witwe Möhrig geſagt. Aber das Weibervolk! Mein Gott! Die Möhrig lachte mich aus. Sie ſagte, ſie hänge nur an dem Tiſchchen, weil ihr Mann ſeliger es ſo ſehr in Anſehen gehalten. Und weiter, ſei es eben nur ein altes Rumpelkammerſtück."

„So? Aber ihn ſelbſt hat ſie ſchlecht in Anſehen gehalten, die Hexe!" lachte Löhner. „Gehalten hat ſie es übrigens mit Vielen und ſagt vielleicht wohl heute nicht nein, wenn Einer käme! Herr Hofrath, laſſen Sie ſich mit der Witwe nicht zu viel in's Plaudern ein!"

Die Beiden gingen lachend in die anſtoßende Stube.

Am Abend desſelben Tages ſagte Koſer zu ſeinem Meiſter: „Ich habe das Tiſchchen reparirt. Wenn es Euch recht iſt, will ich es hintragen zur Möhrig!“

„Sie ſchickt ſchon darnach ſelber!“ meinte Löhner.

„Ich gehe ohnehin zum Schloſſer,“ entgegnete Koſer, „da komme ich vorbei!“

„Nun, wenn Du willſt, in Gottes Namen!“ meinte Löhner. Und die Platte des Tiſches mit dem Tuche abſtäubend, ſagte er ſchmunzelnd: „Alſo dies Möbel hat ein Kaiſer gemacht? Wer's glaubt wird ganz gewiß ſelig!“

„Was ſoll ich für die Reparatur fordern?“ fragte Koſer mit unſicherem Blicke, welcher eine tiefe Erregung verbergen ſollte.

„Ei was!“ meinte der Meiſter, „mag ſie zehn Kreuzer zahlen!“

„Können Sie mir wohl etwas über die Anweſenheit Peter des Großen in unſerem Orte ſagen?“ fragte Koſer einige Wochen ſpäter den Stadtſchreiber Jedliczka, den er Abends mit einem Bund Akten unter dem Arm in ſeine Wohnung zurückkehrend traf.

Jedliczka, ein Individuum wie der leibhafte Hunger und Neid in einer Perſon vereinigt, war eine Art Geſpenſt in ſchwarzem Frack, Rankingbeinkleidern und hohen Vatermördern. Er war unheimlich durch ſeine hagere Figur, ſeine dunklen lauernden Augen mit dem unſteten Blick und ſeine feuchten Hände, deren Nägel er fortwährend kaute. Um ſeinen verzogenen Mund lag Haß, Erbitterung gegen die Welt, Neid gegen Alle, die es beſſer hatten als er. Er war Stadtſchreiber und Zunftaktuar und friſtete nebenbei durch Winkelſchreiberei ſein Leben und das einer zahlreichen Familie.

„Ihr ſeid in allen Sachen, die unſere Stadt angehen,

trefflich erfahren, Herr Jerliczka," fuhr Keser zu dem Manne fort, der, als er angeredet worden, stehen geblieben war, ohne den Hut zu rücken oder sich im Benagen seiner Nägel unterbrechen zu lassen. „Vielleicht wißt Ihr über den hohen Besuch etwas aus Eueren Büchern und Schriften. Ich möchte gern Genaueres darüber erfahren."

„Peter der Große? Wann Peter der Große hier war?" begann Jerliczka nicht ohne vorsichtiges Zurückhalten. „Peter der Große, glaub' ich, war zweimal hier — anno 1711 und anno 1712. Er gebrauchte die Kur wegen —"

„Was hat er an Belustigung und Beschäftigung hier getrieben?" fragte Keser weiter.

„An Belustigungen? Er hat z. B. — wenn man das eine Belustigung nennen will — das Schützenfest mitgemacht und den ersten Schuß nach einer Scheibe gethan, die noch immer im Schützenhause unten zu sehen ist. Wie er da, so wie große Herren beim Scheibenschießen gewöhnlich, mitten in's Schwarze hinein trifft, springt der Mann, der die Kreise angibt, hervor, schwenkt dreimal den Hut, jauchzt dabei hell auf und schlägt einen Purzelbaum. Der Kaiser aber, der glaubt, er habe schlecht geschossen und der Mann mache sich über ihn lustig, reißt dem ersten Besten, der neben ihm steht, die geladene Büchse aus der Hand, legt an und hätte unfehlbar den armen Teufel niedergeknallt, wenn ihm nicht Leute in den Arm gefallen wären. Wär' übrigens auch nur ein armer Teufel weniger gewesen!"

„Ei! ei! Das muß ja ein verteufelt jähzorniger Herr gewesen sein," rief Keser, indeß Jerliczka gieriger als je an seinen Nägeln kaute, um das durch seine Rede Versäumte gleich wieder nachzuholen. „Weiß man nicht, ob er dabei ein Freund von Spiel und Trunk gewesen?"

„So ein Mann kann alle Passionen haben," erwie-

derte Jedliczka. „Er kann's bezahlen. Ja, er war ein Freund vom Trunk. Er trank furchtbar, entsetzlich, über die Maßen! Und was das Spiel anbelangt, ganze Nächte konnte er sitzen und die Karten nicht aus der Hand legen!"

„Ist's wahr," fragte Keser, dem Punkte seines Interesses allmälig näher rückend, „daß er selbst sich einen Spieltisch verfertigt?"

„Der verstorbene Möhrig hat's behauptet und wollte den Tisch im Besitz haben," erwiederte der Stadtschreiber. „Ich habe das Ding gesehen. Es sind drei Kartenzeichen darauf: Pick-Aß, Treff-Aß, Carreau-Sieben. Der Möhrig sagte, das müss' ein russisches Spiel sein. Nun, er wußte es nicht besser. Es ist einfach ein L'hombre-Tisch und die drei Karten sind, wie man's nennt, die Matadore in dem Spiele."

„So? so?" sagte Keser sinnend. „Ihr glaubt also nicht, daß der Tisch vom Kaiser selbst verfertigt worden ist?"

„Man kann es glauben, man kann es nicht glauben," antwortete Jedliczka. „Beweisen läßt sich das Eine so wenig als das Andere. Ich glaube indessen, wo mir recht ist, gehört zu haben, daß der Kaiser von der hiesigen Schreinerzunft das Meisterrecht erhalten. Wird dem Mann jedenfalls eine große Ehre gewesen sein! Vielleicht findet sich in den Büchern etwas darüber. Man könnte nachschlagen . . . ."

„Thun Sie das, lieber Herr Jedliczka," meinte Keser. „Sie würden mich recht verbinden und ich würde dafür erkenntlich sein. Die Witwe Möhrig . . . ."

Jedliczka's Lippen verzogen sich zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln: „Ich habe schon gehört," sagte er, „daß Sie öfters zu ihr kommen. Nun, jedem nach seinem Herzen! Was Czar Peter anbelangt, will ich sehen, was sich über seine Anwesenheit erfahren läßt, besonders was

den Tisch betrifft. Freilich, die Sache ist lang her. Vielleicht aber ist dennoch etwas in den Archiven. —"

Der Stadtschreiber verabschiedete den Tischlergesellen mit einem leisen Kopfnicken und schlich, die Akten unter dem Arm, langsam und schwermüthig seines Weges weiter.

Jedliczka's Lächeln bei der Nennung der Witwe Möhrig war nicht ohne Grund gewesen. Sollte man glauben, daß der Tisch für Koser der Anknüpfungspunkt eines Liebesverhältnisses mit der fast vierzigjährigen, unschönen und kränklichen Frau geworden? Und es war dennoch so. Zehn! zwanzig Dukaten! Der magische Klang dieser Worte des alten Hofraths Krusius hatte einen unermeßlichen Eindruck auf das von Habgier gereinigte Gemüth des Gesellen ausgeübt. Er hatte beschlossen, der Witwe zu schmeicheln, ihr den Hof zu machen und eine Zeitlang ihren Geliebten zu spielen, um sich den Spieltisch eines Tages von ihr schenken zu lassen. So saß er nun, nebenbei das Geld ersparend, das er sonst im Wirthshaus ausgegeben hätte, fast alle Abende bei der leidenden, für männliche Gesellschaft aber noch immer nicht erkalteten Witwe. Noch vermied er, um das Tischchen sie anzusprechen, einmal weil er der ohnehin geizigen Frau keinen allzugroßen Begriff vom Werthe ihres Möbels beibringen mochte, dann weil jetzt, im Herbst, wo die Käufer fehlten, ohnehin damit nichts zu machen gewesen wäre. Koser war klug und benahm sich vorsichtig und ruhig. Ihm war es nicht um Heute und Morgen zu thun; er dachte in die Ferne.

Der große grüne Kachelofen, weit in's Zimmer vorstehend, strahlte eine einschläfernde Wärme aus. Ueber den runden Tisch von Eichenholz war das Linnen zum Nachtessen gebreitet. Der alte graue Hauskater machte auf der Ofenbank seinen hohen Buckel. Der Käfig mit dem Kanarienvogel war hereingenommen und mit einem

Tuche bedeckt und der Laden geschlossen. Die Witwe strickte und schwatzte noch immer, sorglos und leichtgläubig wie ein Weib, Kurz- und Langweiliges durch einander. Im hohen braunledernen Lehnstuhl des seligen Möhrig aber saß der Intriguant, betrachtete mit funkelnden Augen das kleine Möbel, daran seine Hoffnungen hingen, und träumte von Dokumenten für dessen Echtheit und von vornehmen Russen, die sich mit Kaufpreissummen überboten.

Eines Abends im Winter darauf saß Keser in gewohnter Weise in der Stube der Witwe am Ofen. Die Möhrig, am Fenster sitzend, besserte irgend ein Wäschstück aus. Die Unterhaltung gerieth heute fortwährend in's Stocken, denn die sonst sehr geschwätzige Frau litt seit einiger Zeit an einem bösen Husten. Keser saß stumm da und seine Augen konnten ohne Störung auf dem verhängnißvollen Spieltischchen ruhen. Nach mehrmaligem Anlauf sagte er endlich: „Ich muß Dir doch sagen — mir gehen so viel Dinge im Kopfe herum, daß ich oft das Wichtigste vergesse — der Meister schickt mich morgen nach Altsattel und in die Umgegend. Ich soll da Holz für ihn einkaufen."

„Und wie lange bleibst Du aus?" fragte die Witwe beunruhigt.

„Wie Du gleich erschrickst!" bemerkte Keser. „Diesmal wird es schneller abgethan sein, als das letzte Mal im Herbst. In sieben oder acht Tagen bin ich wieder zurück."

„In acht Tagen?" wiederholte die Möhrig scheinbar gelassen, griff nach dem Taschentuch und trocknete ihre Augen.

„Ich glaube gar, Du weinst?" sagte Keser, den Kopf ein wenig vorbiegend um deutlicher zu sehen. „Du

weinſt wirklich, Kind!“ fuhr er fort. „Acht Tage ſind doch nicht acht Jahre!“

„Für mich wohl!“ gab die Witwe in höchſt betrübtem Tone zur Antwort. Für mich iſt das ſehr lange.“

„Biſt doch ein gar zu verliebtes Kätzchen!“ erwiederte Koſer mit erkünſteltem Humor.

Die Möhrig ſah ihn bei dieſen Worten durchdringend an und ſagte: „Merkſt Du denn gar nichts?“ Merkſt Du nicht, wie ich huſte und ſeit einiger Zeit ſo ganz eingehe? Wäre ich geſund, was wären mir acht Tage, wenn ich weiß, daß Du mir treu bleibſt? Aber ich bin krank, kränker als ich es je geſagt habe!“

„Ach geh'!“ ſagte Koſer, „Du übertreibſt das. In dieſer Jahreszeit huſtet alle Welt.“

„Nun, Gott mag es beſſern!“ erwiederte die Witwe, trocknete die Augen und fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Eine Pauſe entſtand, während welcher Koſer folgende Selbſtbetrachtungen anſtellte: „Krank iſt ſie und kränker als ſie ſagte. Mein Gott, ich komme faſt täglich her und merke es nicht! Sie iſt wirklich ſehr mager geworden. Sie geht gebückt wie ein altes Weib und huſtet gräulich. Wenn ſie ſo ſtürbe! Donnerwetter! Gar ohne Teſtament! Das wäre doch gar zu ſchrecklich, wenn ich von meinen Beſuchen gar nichts hätte, als das elende Nachteſſen! Das Verhältniß, im Grunde genommen, widert mich an. Sie iſt eine Perſon in den Vierzigen und ich — ich könnte noch die jüngſten Mädchen haben. Nun, acht Tage lebt ſie doch jedenfalls noch. Sobald ich wiederkehre, will ich gleich auf eine geſchickte Art von dem Spieltiſchchen anfangen. Ich kann ſagen, ſie ſoll es mir ſchenken, weil es unſere Bekanntſchaft eingeleitet, oder — weil es ſo lange ſchon ihr Nachttiſchchen iſt. Es iſt hohe Zeit, daß ich es zu mir nehme. Sie iſt wirklich ſehr leidend . . .“

Hierauf verabschiedete er sich von der Witwe, nicht ohne die herzlichsten Tröstungen an sie zu richten. —

Acht Tage waren um. Keser hatte seine Einkäufe gemacht und sich einen, wie er glaubte, recht gescheiten Plan ersonnen, wie er das Tischchen ja gewiß geschenkt bekommen wollte. Gleich am ersten Abend gedachte er ihn in Ausführung zu bringen. Der Gedanke schien ihm so unfehlbar, wirksam und praktisch, daß er von einer Munterkeit beseelt nach Hause kam, die man gar nicht an ihm gewohnt war.

Mit Recht sagte zwei Stunden nach Keser's Ankunft der Geselle Keil, während beide ein großes Brett durchsägten: „Du bist ein ganz anderer Kerl geworden. Du mußt in der Lotterie gewonnen oder eine alte Tante beerbt haben.“

Keser lächelte seltsam, während in demselben Augenblicke und noch ehe er zu einer Antwort gekommen, ein einfacher Leichenzug an den Fenstern vorbeizuziehen begann.

„Sieh' mal hinaus, Keil!“ sagte Keser. „Wer ist denn gestorben?“

„Hab' nichts gehört,“ meinte Keil und fügte, die Leidtragenden, die dem Sarge folgten, musternd, hinzu: „Kenne keine Seele dabei, außer den Schlossermeister Abele.“

„Ich habe eine schreckliche Ahnung!“ murmelte Keser erbleichend, ging mit raschen Schritten an die Thüre, öffnete diese halb und rief in die Küche hinaus: „Wer weiß denn, wer da begraben wird?“

„Haben nichts gesehen!“ antworteten die Hausleute. Eine arme Frau, die im Hofe eben gekaufte Hobelspäne in einen Korb lud, wandte sich um und sagte: „Das wird wohl die Möhrig sein.“

„Ist sie — todt?“ stotterte Keser.

„Am Mittwoch iſt ſie geſtorben," war die Antwort.

Keſer taumelte zurück in die Werkſtatt. Eine der Mägde, die ſein Verhältniß zu der Verſtorbenen kannte, machte die Bemerkung: „Habt Ihr ihn recht angeſehen? Er war kreideweiß! Ich ſagte es immer, er iſt kein ſo harter Menſch, als man glaubt!"

Alle Befürchtungen Keſer's waren in ſchlimmſter Art eingetroffen. In der vierten Nacht nach ſeiner Abreiſe war die Witwe Möhrig in Folge eines Stickanfalles plötzlich geſtorben. Da ſie kinderlos war und kein Teſtament hinterlaſſen hatte, fiel ihr Haus ſammt allem Mobilar dem nächſten Anverwandten zu, dem Schloſſermeiſter Abele.

Keſer wurde gewiſſermaßen krank über die bittere Enttäuſchung, die er erlebt. So feſt hatte ſich der Plan, mit dem Spieltiſch eine Spekulation zu machen, in ſeinem Kerfe feſtgeſetzt und ſo zähe verfolgte dieſer Kopf ſeine Pläne! Vergeblich nun hatte er ein halbes Jahr lang einer ältlichen Frau den Hof gemacht, vergeblich Monate lang ſein eigenſtes Selbſt verläugnet und Anfrielungen und Witzworte von allen Seiten geduldig hingenommen. Knapp vor der Erreichung des Zieles mußte er ſich vom Schickſal gleichſam geprellt ſehen. Er betrachtete den Tiſch wie einen werthvollen Stein, den er ſauer genug ſich verdient habe. Das Juwel war plötzlich in anderer Hand.

War Keſer ſchon früher wortkarg geweſen, ſo wurde er nun vollends ſtumm und fuhr nur, wenn er ſich beleidigt glaubte, in jähem Zorn empor. Er ging keinen Schritt aus dem Hauſe und ſetzte ſich an Feierabenden in ſein Stübchen hin, wo er zurückdachte, brütete und ſich ärgerte. Seine Stimmung ward um ſo grimmiger, je zahlreichere Kurgäſte der Sommer brachte. Wenn er die

Kurliste zur Hand nahm, stachen ihm zumeist die Russen in's Auge. In jedem Obersten oder General, in jedem Staatsrath aus Moskau oder Petersburg, der da angekommen, sah er einen möglichen Käufer der kostbaren Denkwürdigkeit und war gefaßt darauf, nächstens zu hören, wie der Schlossermeister Abele sie verkauft, seine kleine Werkstatt auf dem Jakobsberge verlassen und für den Erlös eine prächtige Boutique auf der Wiese an sich gebracht.

Niemand weiß, wie lange dieser Zustand Keser's hätte andauern können, oder wohin er schließlich ihn geführt hätte, wenn nicht mit einem Male ein Umstand sein Leidwesen um den Verlust des Tischchens zerstreut und dagegen die Hoffnung, es wieder zu gewinnen, in ihm neu belebt hätte. Keser erfuhr nämlich, daß Abele keine Ahnung von dem Werth der bewußten Rarität habe.

Von diesem Augenblicke an stand es bei Keser fest, den Tisch an sich zu bringen. Er wollte ihn erhandeln und war nur noch über die Art und Weise mit sich uneins, wie darum anzuhalten. Ein unerwarteter Umstand jedoch kam dazwischen und änderte die Lage der Dinge mit einem Schlage.

Eines Abends saß er, seine Pfeife rauchend, vor der Thür der Werkstatt, als Keil sich zu ihm gesellte.

„Du hast wohl den kleinen Tisch vergessen," fragte dieser, „den wir im vorigen Jahre hier hatten? — Den Tisch von der Möhrig?"

„Keineswegs!" antwortete Keser. „Was ist's damit?"

„Mit diesem Tisch wäre, unter uns gesagt, ein famoses Geschäft zu machen."

„Wie so? Wie so?" fragte Keser und seine Augen rollten irre umher, da er die Möglichkeit dachte, daß ein Zweiter sich auf seine Spekulation werfen könnte. „Rede! Sei offen!"

„Was der Zufall nicht alles will!" begann Keil.

„Ich ging gestern — es war ein so schöner Sonntagsnachmittag und ich hatte kein Geld, um in's Wirthshaus zu gehen — im Walde bei der Findlatersäule spazieren. Tritt ein Fremder zu mir heran und frägt, wo denn der Weg zum Hirschensprung hinaufführe. Dort links im Zickzack! antworte ich und erbiete mich, als ich merkte, daß er sich nicht auskenne, ihn zu führen. Wir gehen nebeneinander her. Ich überlege, was er mir wohl geben werde und ob es dann noch Zeit sein möchte, nach Klein-Versailles auf die Kegelbahn zu kommen; — er blätterte in einem Notizenbuch. Da soll ja, frägt er plötzlich, als wir fast ganz eben bei den Felsen sind, Peter der Große oft gesessen sein? Wißt Ihr was davon? Gewiß! sage ich, denn den Hirschensprung hat er ganz besonders lieb gehabt und ist den Weg da, der von der Stadt fast gerade hier auffuhr und in jenen Zeiten so steil war, daß man ihn kaum mit eigenen Beinen ersteigen konnte, gar auf einem Gaule herangeritten. — Alle Wetter! ruft er, das ist ein Unternehmen! — Halsbrecherisch! sage ich, aber das muß auch ein Mensch gewesen sein! — Ist es wahr, frägt der Fremde weiter, daß er seinen Namen dort in das Kreuz geschnitten hat? — Man erzählt es so, erwiederte ich. Freilich ist das Kreuz jetzt ganz mit Namen bedeckt oder kann auch ein neues sein, denn die Sache ist lang her. — Erzählt mir, was Ihr wißt! sagte der Fremde. Es interessirt mich, ich bin ein Russe. — Ich erzähle, was ich weiß und noch manches andere, was mir so gerade einfällt. Endlich komme ich auf den Tisch zu sprechen, aber da hättest Du sehen sollen, was der Fremde für Augen machte!"

„Wirklich?" rief Keser mit einer Aufregung von Freude über den Werth des Tisches und aus Ingrimm über dessen Nichtbesitz. „Große Augen, sagst Du, machte er?"

„Tellergroße! Er frägt mich, wohin das merkwürdige Stück gekommen sein möge. Ich antworte, schnell gefaßt, daß ich es im Augenblick nicht wisse, aber mich erkundigen wolle. So gibt er mir denn seine Karte und heißt mich kommen, wenn ich Nachrichten hätte. Da sieh!"

Keser buchstabirte: „Le prince Anatole Troubetzkoi, chambellan de sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies."

Keser blieb lange stumm. Endlich sagte er: „Ich verstehe das so wenig als Du. Aber die Hauptsache, die daraus hervorgeht, — es ist ein Russe und das einer von den Großen!" Dann seufzte er tief und sprach in sich hinein: „Ich wußte wohl, daß mit dem Tische ein Hauptgeschäft zu machen sei. Der Dummkopf da braucht mir's nicht erst zu sagen, mir, dem Erfinder, dem Entdecker der Sache!"

Jetzt, erst jetzt, wo unzweifelhaft ein trefflicher Handel zu machen gewesen wäre, schmerzten ihn all' die vergeblichen Gänge und Bemühungen am Tiefsten. Es war unläugbar, er war der Ureigenthümer der kostbaren Idee und nun war ihm ein Konkurrent erstanden, der zum mindesten den Lohn zu theilen beabsichtigen würde!

Doch Keil ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken. Er sagte: „Ich weiß recht gut, wer den Tisch hat!"

„Wer sonst als der Abele?" rief Keser bestimmt und rasch, um dem Konkurrenten darzuthun, daß er wohl unterrichtet sei.

„Derselbe!" bestätigte Keil. „Ob er denn auch weiß, was an dem Stück ist?"

„Warum das?" fragte Keser, um die Gedanken des Andern zu erforschen.

„Narr! Weil, wenn er es nicht wüßte, man den merkwürdigen Tisch von ihm kaufen und den Gewinn theilen könnte —"

„Vortrefflich! Halb Part!“ rief Koser.

„Halb Part!“ schlug Keil ein. „Morgen gleich will ich den Abele besuchen und es mit ihm auf eine gescheite Weise abmachen. Man darf keine Zeit verlieren.“

„Ganz mein Gedanke!“ gab Koser zur Antwort und die Kameraden trennten sich.

Koser aber ging schnurstracks in seine Kammer, legte seine besten Kleider an und begab sich unverzüglich zu dem Russen, dessen Wohnung er zuvor in der Kurliste eingesehen.

Er fand einen stattlichen Herrn, der eben vor dem Spiegel stand und den Kopf sich zu gleicher Zeit mit zwei großen Bürsten bürstete. Hinter ihm stand sein Kammerdiener und hielt einen schwarzen Frack mit einem Stern auf der Brust in Bereitschaft. Der Fürst wollte eben in die Reunion.

„Durchlaucht haben nach dem merkwürdigen Spieltische Peter des Großen gefragt?“ begann Koser seine Ansprache. „Dieses in seiner Art einzige Kuriosum ist im Besitz eines meiner Bekannten. Es gehört eigentlich in's Museum von St. Petersburg, das ist klar. Mehrere Engländer haben schon davon Kenntniß. Einer sogar ist nahe daran, den Tisch zu kaufen und stellt ein großes Anbot. Ich aber mit meinem schlichten Verstande sage: nach Rußland gehört die kostbare Reliquie und nicht nach England.“

„Sie sind ein vernünftiger Mensch;“ erwiederte der Fürst. „Und was fordert der Besitzer?“

Wie im Schwindel und ohne sich zu bedenken antwortete Koser: „Hundert Dukaten —“ Als das Wort heraus war, dachte er: „Ich bin toll!“

„Hundert Dukaten?“ antwortete der Russe. „Er soll sie haben. Aber schaffen Sie mir den Tisch bald; morgen! Ich habe soeben einen Brief erhalten, der meine Anwesenheit hier abkürzt.“

„Sie werden ihn morgen haben, Durchlaucht!“ rief Keser. „Morgen haben Sie ihn, ganz gewiß!“

Er war jedoch kaum die Treppe herunter, als es mit der Freude über die Geldsumme, die er erhalten sollte, auch schon wieder vorüber war. Er blieb nachdenklich stehen und sagte sich im Stillen: „Der Russe gab das Geld schnell. Auffallend schnell! Da hab' ich mich schön geschnitten! Ach ja, so ist es immer in dieser Welt. Ein je ärmerer Teufel man ist, um so weniger versteht man es, Geld zu machen. Ein Kerl wie unsereins kommt einmal nicht vorwärts.“ So grenzenlos wuchs seine Habgier! Er hatte eine Summe zugesagt erhalten, so groß, wie er sich im Traume sie nicht hätte einfallen lassen und siehe da, nun er sie hatte, war er unglücklich.

Es war spät Abends, als Keser in die Wohnung des Schlossers Abele eintrat.

„Sie haben einen kleinen Spieltisch, Herr Abele?“ sagte er, den Schlossermeister begrüßend.

„Einen Spieltisch?“ sah ihn Abele fragend an. „Nicht daß ich wüßte.“

„Wenn er ihn zerschlagen und verbrannt hätte!“ dachte Keser im Stillen und in seinem Innersten erzitternd. Laut aber sagte er, wie um dem Gedächtnisse des Schlossermeisters nachzuhelfen: „Sie haben ihn gewiß. Ein ganz kleines Tischen mit drei Füßen, von Eichenholz, glaub' ich. Es ist nicht viel an dem Dinge.“

„Ja richtig! Aus dem Nachlasse der Möhrig?“ sagte Abele.

„Derselbe. Ich möcht' mir ihn kaufen,“ entgegnete Keser, „wenn —“

„Ach, da ist nichts daran!“ meinte Abele. „Ein altes Ding. Fast unbrauchbar.“

„Thut nichts,“ versetzte der Tischler. „Ich kann ihn schon noch verwenden, wenn's d'rauf ankommt; ich geb' zwei Gulden dafür.“

„Nun, wenn Ihr gerade wollt," verſetzte Abele, „Ihr ſollt ihn morgen haben."

„Warum nicht heute?" fragte Keſer, kaum im Stande, ſeine Gier zu verbergen.

„Er ſteht oben in der Dachkammer, wo die Kinder ſchlafen," ſagte Abele, die Bewegung ſeines Kunden gar nicht bemerkend. „Morgen will ich ihn herabholen."

Keſer, um ſich nicht zu verrathen, mochte nicht weiter dringen und ging nach Hauſe. „Welche Kette von Lügen ſchon," dachte er auf dem Wege, „wegen dieſes Stückchen Holzes! Aber hundert Dukaten! — Ich bin ein gemachter Mann, erwerbe das Meiſterrecht, kaufe ein Haus, halte Geſellen. Thor, mir bleiben ja nicht die hundert, wenn Keil — doch nein, nein! Der Kerl muß angeführt werden! Und der Ruſſe — o der Ruſſe gibt ſchon noch mehr als hundert! Schlau, nur ſchlau! Man kommt in der Welt ſonſt nicht vorwärts und bleibt ein Hund, den Jeder mit dem Fuße ſtößt!"

Er verbrachte eine ſchlafloſe Nacht.

Des Morgens in aller Frühe machte Keſer einen kleinen Spaziergang, damit es heiße, er ſei fortgeweſen. Dann kehrte er nach Hauſe zurück. Sein Plan war fertig. Er nahm einen Beutel in die Hand, in welchen er alles Geld that, das er beſaß und weckte dann ſeinen Kameraden.

„Keil!" begann er, „während Du ſchlieſt ſind große Dinge geſchehen. Der Tiſch iſt verkauft!"

„Schon verkauft? Wie iſt das zugegangen?" fragte Keil, die Augen ſich heftig reibend.

„Geſtehe ſelbſt! Durfte man warten?" entgegnete Keſer. „Der Ruſſe hätte ja nachfragen und ſich dann ſelbſt direkt an Abele wenden können. So wäre für uns

alles verloren gewesen. Ich habe also die Sache frisch angegriffen und abgethan; den Tisch aus Eigenem gekauft und gleich wieder verkauft."

„Hoffentlich auch gut?" fragte Keil, der aus Interesse für die Sache sich inzwischen aus den Federn gemacht.

„Vortrefflich, Herzensjunge!" rief Kofer, indem er mit verstellter Freude den Kameraden an den beiden Schultern faßte und schüttelte. „Vortrefflich! Vierzig Gulden hat mir der Russe gegeben. Zwei Gulden gab ich dem Abele — so kommen neunzehn auf uns jeden!"

„Das nennst Du gut verkauft? Esel!" schrie Keil. „Achtzig Gulden zum Mindesten hättest Du fordern können. Nein, eh' ich neunzehn Gulden nehme, will ich des Henkers sein!"

„Aber Freund —"

„Ich gehe zum Abele! Ich sage ihm, was er an dem Tische gehabt! Ich rühre Dir eine Geschichte an —"

„Was fällt Dir ein? Du bist toll!" schrie Kofer außer sich.

„Toll bin, toll her! Ich erzähle ihm alles!" fuhr Keil wüthend fort, indem er sich in seine Kleider warf. „Und ich gehe gleich zu ihm! Gleich! Auf der Stelle!"

„Du sollst also für Deinen Theil dreißig Gulden haben!" schrie Kofer. „Dreißig Gulden! Hörst Du? Nur um Skandal zu vermeiden! Mir bleiben dann nur acht! Verfluchter Handel das! Ich wollte lieber, ich hätte —"

„Fünfunddreißig! Keinen Heller nehm' ich weniger!" schrie Keil und schlug den Stiefel, den er eben anziehen wollte, mit aller Gewalt auf den Boden. „Oder Du sollst den Spektakel sehen, den ich anrichte!"

„Da hast Du sie!" rief Kofer mit erkünstelter Entrüstung. „Ich habe nur Aerger von der Sache; aber um des Friedens willen —" warf das Geld mit einer Miene der Verachtung auf Keil's Bett und ging.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eine Weile später klopfte er an Abele's Fenster. „Guten Morgen, Meister!“ rief er hastig. „In einer halben Stunde hole ich den Tisch ab“.

„Gut!“ erwiederte Abele.

Koser rannte weiter. Sein Weg war in's Gartenhaus zu dem russischen Fürsten.

„Durchlaucht,“ sagte er, „ich bringe üble Nachricht. Der Besitzer des Spieltisches fordert zwei hundert Dukaten. Es ist ein englischer Lord mit ihm beinahe handelseins geworden. Er sagt: von weniger wolle er gar nicht hören!“

„So zahl' ich zwei hundert,“ erwiederte der Russe mit einer vornehmen Ruhe, die dem Tischler imponirte. „Aber hören Sie eins, lieber Mann! Eine Art gerichtlicher Beglaubigung, daß das Möbel mindestens aus der Nachlassenschaft des Hauses stammt, in welchem Czar Peter wohnte, muß ich haben. Es wird amtlich zu legitimiren sein, daß der Tisch, den sie mir bringen, derselbe ist, an den sich die Tradition knüpft, der Czar habe ihn eigenhändig gezimmert. Dieser Nachweis darf nicht fehlen, wenn ich, wie es meine Absicht ist, das Kuriosum dem Museum in Moskau soll überreichen können.“

„Wir werden sehen. Es wird sich wohl finden,“ sprach Koser, hocherfreut über den gedoppelten Gewinn, beängstigt durch die neue Forderung.

„Ich reise morgen,“ sagte der Fürst. „Trachten Sie also, daß ich möglichst bald in den Besitz des Möbels komme. Dann bezahle ich Sie auch sofort.“

Koser ging. Auf dem Wege sagte er zu sich: „Dieser vermaledeite Keil! Welchen Lärm er gleich geschlagen! Wie er mich hinaufschraubte! Aber über den Löffel barbirt ist er doch worden, und das gehörig! Zweihundert Dukaten! Nun wird's auch an einem Weibchen nicht fehlen, das recht viel Geld hat, und mein Glück ist gemacht.

Nur fehlt noch die Legitimation. Aber die — die schaff' ich mir wohl auch noch!"

Mit dem Schlusse dieses Selbstgesprächs erreichte er Abele's Haus.

„Das Tischchen, lieber Meister, das Tischchen!"

„Da steht es. Ihr seid daran vorübergegangen," sagte der Schlosser.

Reser blieb verdutzt, vernichtet, ja zur Bildsäule erstarrt stehen. Abele hatte, um dem Ding, das er für so ganz werthlos hielt, in den Augen seines Käufers doch einiges Ansehen zu geben, die Vormittagsstunden damit zugebracht, die Löcher, welche für die Marken bestimmt waren, mit Holz, das er hineingeleimt, auszufüllen und das ganze mit einem frisch glänzenden gelben Firniß zu überziehen, der einen äußerst durchdringenden Geruch verbreitete.

Reser stand noch immer sprachlos. Es summte vor seinen Ohren, ihm schwindelte, es schwirrte ihm vor den Augen. Er wäre am liebsten über Abele mit gewaltthätiger Hand hergefallen.

So stand er eine Weile kaum seiner mächtig, von tausend wilden Gedanken erfüllt, wüthend, verzweifelnd. Er sah die kostbare Antiquität für immer verdorben, den Handel zerschlagen und all' die schönen Aussichten, die ihm eine erregbare Phantasie vorgegaukelt, für ewig zu Schanden gewerden. Wie er so sah, daß er, der betrügen hatte wollen, nun selbst der wahrhaft Betrogene sei, reizte es ihn sehr, alles umzuwerfen, den Urheber seines Unglücks zu packen und an den Boden zu schlagen. Allein der Funke Bewußtsein, der ihm noch geblieben, ließ ihn fühlen, wie niederträchtig er an Abele gehandelt und daß er nun dafür zum Stillschweigen verdammt sein müsse.

Da lagen nun seine Hoffnungen, wie die Scherben eines köstlichen Gefäßes, zerschmettert. Geld, Meisterrecht, Haus, reiche Partie, alles das hatte der dumme Kerl, der vor ihm stand, ihm zu nichte gemacht, indem er die kostbare Rarität mit dem verdammten Lack überstrichen, auf den er sich so viel einbildete!

Während dieser Kampf in ihm vorging, that er, als ob er das sorgfältig angestrichene Geräth von allen Seiten genau betrachte. Endlich aber lösten sich die schmerzlich zusammengekniffenen Lippen und mit der mühseligsten Beherrschung seiner Affekte sagte er: „Nun — ich danke Euch für den Anstrich!"

„Ist gerne geschehen!" erwiederte der unbefangene Abele; „muß aber selbst gestehen, das Tischchen ist wie neu geworden. Mit den Löchern da habe ich besonders viel Mühe gehabt. Nun brauche ich mir doch wenigstens keinen Vorwurf zu machen, daß ich Euer Geld dafür nehme."

Keser lächelte schmerzlich und blieb unvermögend, etwas zu erwiedern. Er faßte den Tisch vorsichtig unten an und schaffte ihn heim nach seiner Kammer.

Als er eine Weile später in die Werkstatt trat, sagte Keil: „Du machst ein teufelmäßiges Gesicht."

„Du wirst es auch machen, wenn Du alles hörst," gab Keser leichenblaß zur Antwort.

„Der Handel ist doch nicht rückgängig geworden?" fragte Keil mit großer Spannung.

„Nichts ist daraus, gar nichts!" sagte Keser und wühlte sich wild in den Haaren.

„Das ist eine Erzlüge!" entgegnete Keil, indem er durchbohrenden Blicks auf Keser losging.

„Du wirst noch daran glauben!" gab Keser zur Antwort.

„Dann bist Du nur schuld!" rief Keil; „Du hast

Dich hineingemiſcht und ging Dich eigentlich gar nichts an! Hätte ich die Sache abgemacht, ich hätte erſtens mehr bekommen und — das verſichere ich Dich — kein Teufel hätt' mir's wieder rückgängig machen können!"

„Hahaha!" lachte Keſer, den eine diaboliſche Schadenfreude über Keil's Erbitterung ergriff.

„Was lachſt Du?" rief Keil, das Gelächter ſehr übel nehmend. „Du lachſt doch nur die Leere Deines eigenen Beutels aus!"

„Mach' mich nicht wild," ſchrie Keſer, „und gib mir mein Geld zurück!"

„Ich Dir Geld?" antwortete Keil. „Keinen Heller, eh' Du mir nicht beweiſeſt, daß Du nicht ſchuld daran biſt."

„Das will ich Dir gleich beweiſen!" gab Keſer mit einem finſtern Blick zur Antwort. „Mit dem Ruſſen war Alles abgemacht; ich ſollte ihm noch Vormittags den Tiſch bringen. Wie ich zu Abele komme, ihn abzuholen — ich traue meinen Augen kaum! hat der ihn ganz verunſtaltet und mit friſchem Firniß angeſtrichen."

„Was Du ſagſt?" rief Keil betroffen.

„Das Vieh glaubte, mir damit noch einen Gefallen zu thun. Geh' in meine Kammer, da kannſt Du die Beſcherung mit eigenen Augen ſehen!"

Keil flog hinauf. Keſer ſetzte ſich, von Erregung müde. Als Keil zurückkam, war er ſehr kleinlaut.

„Nun?" lächelte ihm Keſer boshaft entgegen.

„O, der Eſel!" klagte Keil. „Der Tiſch iſt gar nicht wieder zu erkennen. Alles iſt hin!"

„Nun begreifſt Du," begann Keſer, „daß ich nicht Schuld trage und daß Du das Geld mir zurückgeben mußt, weil auch ich ſelbſt es heute noch dem Ruſſen zurückſtellen muß!"

„Ich weiß nicht, ob mich Jemand dazu zwingen kann," ſagte Keil kopfſchüttelnd. „Hätteſt Du das Ding

ſchen geſtern von Abele geholt, ſo hätte das Malheur nicht geſchehen können."

„Hätteſt Du gedacht, daß der Abele ſo ein Dummkopf ſei?" meinte Keſer.

„Wenn auch das nicht," gab Keil zur Antwort, „ſo wäre ich doch ſo geſcheit geweſen, den Tiſch je eher je lieber in meine Hand zu bekommen."

„Suxerkiug — aber hinterdrein!" höhnte Keſer.

„Gar nicht," verſetzte Keil. „Das wäre Jedem eingefallen, nur Dir nicht."

„So wollen wir doch ſehen, ob Du mir das Geld zurückgibſt oder nicht!" ſchloß Keſer, und beide fuhren, ohne ein Wort mehr zu wechſeln, mit ihrer Arbeit fort, bis die Mittagsſtunde ſchlug.

Beim Mittageſſen rührte Keſer kaum etwas an. Die Gemüthsbewegungen in Folge ausſchweifender Hoffnungen und niederſchmetternder Enttäuſchungen machten ihn beinahe krank. Der Spieltiſch hatte allen Werth verloren und er hatte den größten Theil ſeiner Habe an dieſe Spekulatien geſetzt. Daß ihm Keil, der ihm an Habgier kaum nachſtand, von der empfangenen Summe freiwillig nichts oder nur ſehr wenig zurückerſtatten werde, deß konnte er ſich für überzeugt halten. Aber was konnte er durchſetzen? Der Handel war nach allen Seiten hin unrein und lügenvoll. Keil konnte den Einfall haben, den Ruſſen noch vor deſſen Abreiſe zu ſprechen und wenn er die Wahrheit über die Verkaufsverhandlungen erfuhr, war es unzweifelhaft, daß er nicht nur ſeinen Heller zurückzahlen, ſondern überdies einen eklatanten Spektakel machen werde.

Die Sachlage ſo betrachtend ging Keſer auf ſeine Kammer. Er ſetzte ſich vor das Tiſchchen und ſah es

wehmüthig an. Nach langer dumpfer Trauer ſtand er auf, wie wenn in ihm ein rettender Gedanke aufzuwachen begänne und wiſchte mit ſeiner Schürze an dem Firniß herum. Nach einem viertelſtündigen Verſuche, ob ſich dem Tiſchchen das vorige Ausſehen nicht wiedergeben ließe, rief er neubelebt aus: „Bei Gott, es geht! Die Löcher für die Marken ſind leicht wieder hergeſtellt, der Firniß läßt les und der Geruch verfliegt! Was verliere ich? Heute einen Käufer. In wenig Wochen kann ſich ein neuer und leicht ein noch weit beſſerer finden. Ich will dem Schuſt das Geld laſſen, dadurch finde ich mich mit ihm ein für allemal ab. Wenn ich es recht bedenke, bin ich durch den verwünſchten Anſtrich ja erſt eigentlich in den rechtmäßigen Beſitz des Tiſchchens gekommen. Weder der Abele noch der Keil können ſich nun noch beklagen, daß ich ſie gerrellt habe. Wenn der Tiſch wieder ausſieht, wie er ausgeſehen hat, iſt es mein Werk und mein Verdienſt. Ich habe dann alles Recht darauf und leicht möglich, daß ich noch viel mehr als zweihundert Dukaten dafür bekomme!“

Da kam Keil die Treppe herauf. „Iſt es aber auch dasſelbe?“ ſagte er, das Tiſchen näher betrachtend. „Ich habe es in der erſten Ueberraſchung gar nicht recht angeſehen.“

„So thu' es jetzt!“ ſagte Koſer ſich gegen das Fenſter wendend, um ſeine Pfeife auf den Kopf eines Hundes auszuklopfen, der unten im Garten ſtand und nun heulend davonlief.

„Ja, ja! Es iſt's!“ überzeugte ſich Keil. „Der Abele iſt ein Dummkopf, aber — er wußte nicht, was er that. Du haſt alles verſchuldet! Hätteſt Du den Trödel gleich fortgenommen, ſo wäre alles nicht ſo gekommen!“

„Ja, wer ſo geſcheit wäre!“ ſagte Koſer, dem Keil's Zahlungsweigerung ganz willkommen war, im Tone des Bedauerns.

„Ich — vergüte Dir einmal nichts!“ rief Keil entſchloſſen.

„Und ich,“ entgegnete Koſer, „werde mich mit Dir nicht herumzanken. Ich werde das Ding zu reinigen und wieder herzuſtellen trachten, und ehe der Sommer hingeht, können wir es doch noch verkaufen und vielleicht beſſer.“

„Ich laß' mir keine leeren Hoffnungen vormachen,“ gab Keil zur Antwort. Er ahnte in ſeiner Beſchränktheit die Erfindungsgabe nicht, welche in Koſer durch deſſen Habſucht geweckt worden.

„Wie Du willſt,“ ſagte Koſer. „Behalte das Geld! Ich geh' zum Ruſſen und bezahle ihn aus meinem Beutel. Wenn ich aber ein Geſchäft mit dem Tiſchchen mache, fahre Dir dann nicht in die Haare!“

Die beiden Geſellen gingen darauf in die Werkſtatt hinab. Keil, über die letzten Worte nachdenklich geworden, ſagte nach einer Weile: „A bah, verkauft er das Zeug noch ſo gut, viel mehr wird er nicht profitiren als ich bereits in der Taſche habe. Ein Sperling in der Hand — —“ und pfiff ſich ganz munterer Dinge ein Liedchen.

Am folgenden Tage war der Ruſſe wirklich abgereiſt.

Michael Koſer, nunmehr alleiniger Beſitzer des Spieltiſches Peter des Großen, verwendete in den nächſten Wochen alle Feierſtunden darauf, dem Tiſche ſein früheres Anſehen wieder zu geben. Er bediente ſich hiezu des Meſſers, der Bürſten, des Schwammes und verſchiedener Säuren. Die Löcher für die Marken wurden wieder hergeſtellt, der neue Firniß entfernt, ein verwittert ausſehender aufgetragen. Die Arbeit gelang vortrefflich. Das Möbel ſah grotesk, alterthümlich, bizarr, verkommen aus.

Nun fehlte zum glänzenden Verkauf weiter nichts als eine gerichtliche Beglaubigung des Objekts. Koſer

ſprach deßhalb eines Tages den Stadtſchreiber Jedliczka an, den wir bereits kennen gelernt haben.

Dies Geſpenſt in Frack, Nankingbeſen und Vatermördern flanirte alle Morgen an den Brunnen, auf den Plätzen, unter den Bäumen der Wieſe bei den Caffeetiſchen umher, fortwährend an ſeinen Nägeln kauend, während die Augen neidiſch und boshaft die Kurgäſte betrachteten, die ihm nichts einbrachten, ihm aber Reſt und Leben vertheuerten.

„Herr Jedliczka,“ ſagte Koſer, „ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden.“

„Womit kann ich dienen?“ lispelte Jedliczka, die Nägel fortwährend an den Zähnen haltend.

„Sie ſchreiben noch immer auf dem Rathhauſe?“

„Ja, noch immer,“ antwortete Jedliczka. „Der neue Bürgermeiſter freilich — möchte Einem lieber den Biſſen Brod vom Munde wegziehen. Mein Gott, mein Gott! Das Schreiben auf dem Rathhauſe iſt doch noch immer eine Aushilfe, ſo wenig es auch einträgt. Wenn nicht noch Anderes wäre, hie und da ein Bittgeſuch oder eine Eingabe, verhungern müßte man mit Weib und Kind in dieſen Zeiten, in dieſen herzloſen Zeiten!“

„Ich weiß, ich weiß,“ gab Koſer zur Antwort. „Ich würde ja auch den Dienſt, um den ich Sie bitten möchte, recht gerne bezahlen; das verſteht ſich. Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen, Herr Jedliczka, daß ich jenen alten Tiſch, den Spieltiſch Peter des Großen, beſitze —“

„Ich weiß, ich weiß. Von der verſtorbenen Möbrig, oder vielmehr —“ ſeine Augen blitzten boshaft und ſchlau umher, indeß er, wie es ſeine Gewohnheit war, durch eine eigenthümliche Aktion des Rückgrats plötzlich den Kragen ſeines Fracks ſo hoch hinaufſchnellte, daß er ihm faſt den Hut vom Kopfe geſchlagen hätte.

„Kurz und gut,“ fuhr Koſer raſch fort, „der Tiſch

iſt in meinem Beſitz. Ich habe ihn ehrlich erſtanden, dagegen iſt nichts einzuwenden."

„Freilich, freilich," liſpelte Jedliczka, eifrigſt an ſeinen Nägeln kauend. „Kauf iſt Kauf. Der Tiſch iſt Ihr Eigenthum."

„Das iſt er," ſagte Koſer beſtimmt. „Doch iſt er mir wenig nütze, ſo lange er nicht dokumentariſch beglaubigt iſt."

„Dokumentariſch?" fragte Jedliczka, indem er die Sylben langſam zog. „Dokumentariſch? Das möchte ſchwer werden."

„Ich glaube nicht," meinte Koſer.

„Wie ſo?"

Eine Pauſe entſtand.

„Sie erwähnten ſelbſt einmal," begann Koſer entſchloſſen, daß Czar Peter der Große in die hieſige Tiſchlerzunft aufgenommen worden ſei. Damit dies geſchehen konnte —"

„Pure Formalität, Ehrenbezeigung —" unterbrach ihn Jedliczka.

„Damit dies geſchehen konnte," fuhr Koſer, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort, „hat der Czar zweifelsohne ein Meiſterſtück verfertigen und vorlegen müſſen. Wie wär' es nun, wenn eben der Tiſch, der in meinem Beſitz iſt, dieſes Meiſterſtück wäre? Als ſolches könnte es gar wohl in den Stadtbüchern verzeichnet ſein."

„Aber es iſt nicht darin," erwiederte Jedliczka. „Ich habe alles genau nachgeſehen."

„Man hat es aufzuzeichnen vergeſſen," antwortete Koſer mit liſtigem Lächeln. „Sie, lieber Herr Jedliczka, ſind in Ihrer Eigenſchaft als Stadtſchreiber auch zweiliger Zunftsaktuar und haben als ſolcher die Zunftnormalien und Zunftarchive unter ſich. Sie ſollen das Verſehen unſerer Vorfahren wieder gut machen und das

eintragen, was sie vernachlässigt. Die Bücher der Schreinerzunft kommen leicht in Ihre Hand. Damit schaden Sie Niemandem und leisten mir einen großen Dienst. Etwas blasse Tinte und altes Papier — ohne Wasserzeichen nota bene! — wird wohl auch aufzutreiben sein. Herr Jedliczka, ich würde gewiß sehr erkenntlich sein und für den Käufer, der sich möglicher Weise einmal findet, wäre das eine sehr große Beruhigung. Man könnte sich dann sogar direkt an die Museen von Petersburg oder Moskau wenden."

„Herr Koser," lispelte Jedliczka, „freilich bin ich auch Zunftaktuar, aber Sie fordern da nichts Geringes. Es ist so zu sagen —" er laute abbrechend wieder lebhaft an den Nägeln.

„Ein Falsifikat? Keineswegs! Es schadet ja Niemandem. Ueberlegen Sie sich die Sache nur! Ich gebe gern zehn Gulden für eine Abschrift der Stelle."

Hiemit trennten sich die Beiden unfern der Egerbrücke. Koser ging die Anhöhe hinan in die Stadt zurück; der Stadtschreiber blieb, in tiefe Gedanken versenkt, stehen.

Koser war in bester Laune und ganz zufrieden, wiewohl für seinen Tisch noch immer kein Käufer sich gefunden hatte — und die Badesaison zu Ende ging. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadtbücher folgende für ihn überaus werthvolle Notiz enthielten:

„Heunt am untersetzten Jahr und Tag sind wir endesunterschriebene Zunfts- und Innunge-Aelteste der wohlberühmten, ehrsamen Schreinerzunft zusammengetreten und haben nach reiflicher Berathung und Ueberlegen den Peter Romanow, Herr und Großfürsten aller Reussen, zu unserem lieben Zunfts- und Innunge-Genossen ernennet. Bezeugen auch durch Urkund, daß das von ihme über un-

seren Belangen und Zunftsauftrag angefertigte dreibeinigte Spieltischlein, auf seiner Platten von feinausgelegter Arbeit, darstellend die Chartenzeichen Spadille, Manille und Basta wunderlich und absonderlich wohlgeraten und zu unserer vollsten Zufriedenheit ausgefallen, dieses sonach als wirkliches Meisterstücklein approbiret worden.

Carlsbad, am 30. Nov. des Jahres 1711."

Jedliczka hatte ihm die genaue Copie dieses Aktenstückes, wie es im Archive der Schreinerzunft tom. 6. fase. 7 zu lesen war, selbst überbracht und dafür die versprochenen zehn Gulden in Empfang genommen.

„Jetzt," sagte Koser, als das Gespenst in Rauchhosen fort war, „jetzt bin ich ein gemachter Mann. Der Spieltisch ist mein und auch das Dokument ist in meinen Händen. An einem Käufer soll es nun auch nicht fehlen!"

Im Herbst dieses Jahres ging übrigens mit unserem Koser noch eine große Veränderung vor. Er hatte sich um die Tochter eines reichen Holzhändlers aus der Umgegend beworben. Der hübsche Bursch gefiel dem Mädchen, der kluge geschickte Arbeiter flößte dem Vater, den er schon seit langer Zeit im Garne hatte, Vertrauen ein. Er erhielt eine Aussteuer von zweihundert Gulden, erwarb das Meisterrecht, heiratete gleich nach Neujahr und drei Monate nach der Hochzeit kam seine Frau nieder. Gegen den Frühling miethete Koser einen kleinen Laden in der Kreuzgasse, in welchem er seine Möbel, Chatoullen und Nähkästchen ausstellte. Der Tisch Peter des Großen war dort nicht zu sehen; den hielt er zu Hause in fester Verwahrung.

Allmälig verbreitete sich in der Badewelt die Kunde von der merkwürdigen Reliquie, die in Carlsbad von Rußlands größtem Czaren zurückgelassen wäre. Der Meister zeigte sie Hunderten, aber es fand sich unter ihnen kein Einziger, der auch nur eine dem feststehenden Preise

von zweihundert Dukaten ſich annähernde Summe zu bieten geneigt war. Der Herbſt kam wieder, Carlsbad ward wieder leer und der Spieltiſch war nicht verkauft. Ueber dieſen Zufall, wie Koſer es nannte, ging er hinaus und hoffte im nächſten Sommer ſeine Rechnung zu finden. In der felſenfeſten Gewißheit eines theueren Verkaufs betrachtete er das Spieltiſchen, das ihm ſelbſt, von Sorgen, Enttäuſchungen und Mühe nicht zu reden, nun ſchon an baare fünfzig Gulden koſtete, als ein Kapital, nur mit dem Unterſchiede, daß es keine unmittelbaren Zinſen trage. Dieſe mußten ſonach dem Verkaufspreiſe zugeſchlagen werden.

Auch eine zweite und dritte Saiſon kam und verging. Es ſtellte ſich wohl in der Niederlage des Tiſchlers eine Legion von Kunſtliebhabern ein, welchen es auf zehn oder wohl auch fünfzehn Thaler nicht ankam, allein ein Fürſt Anatol Troubetzkoi, welcher anſtandslos zweihundert Dukaten dafür bot, fand ſich nicht wieder. Dies verſtimmte den Beſitzer, wiewohl er die freudige Genugthuung hatte, den Spieltiſch in Murray's Handbuch unter den Merkwürdigkeiten des Ortes aufgezählt zu ſehen. Koſer beſchloß, direkt an das Muſeum von St. Petersburg ſich zu wenden und es verſtrich darüber abermals ein Jahr, ohne daß eine Antwort gekommen wäre, oder ein anderer Käufer ſich gemeldet hätte.

Beunruhigend und läſtig für des Meiſters Gemüthsruhe war das Benehmen des Geſpenſtes in Nankinghoſen und Vatermördern. Dies Geſpenſt erſchien häufig und immer häufiger in des Tiſchlers Wohnung und war ohne Geſchenke gar nicht abzufertigen. Es erinnerte Koſer fort und fort und mit eindringlichen Worten an den großen Dienſt, den es ihm geleiſtet, und die große Gefahr, die es damit auf ſich genommen. Es gab vor, die heftigſten Gewiſſensbiſſe über die begangene Fälſchung zu empfinden

und ließ durchblicken, daß ſich dieſer Zwieſpalt am leichteſten dadurch entfernen ließe, wenn das bewußte Blatt in den Büchern wieder verſchwände. Das Geſpenſt war mit alten Kleidern nicht abzufertigen, es brauchte Geld. Mancher Gulden fiel in ſeine unheimlich leere Taſche und gleich darauf kauten die weißen langen Zähne wieder an den kolbigen verunſtalteten Fingern umher und die blaſſen Lippen murmelten nicht nur keinen Dank, ſondern vielmehr Worte der Unzufriedenheit, vielleicht gar heimliche Flüche.

Eines Abends ſagte Frau Koſer zu ihrem Manne: „Wenn ich Dich wegen des Spieltiſches ſo viel Kummer und Aerger hinabwürgen ſehe, ſo kann ich Dir nur ſagen, daß Du ein Narr biſt. Unſer Geſchäft trägt, was wir brauchen und wir leben zufrieden beiſammen. Verkaufe das alte Rumpelzeug dem erſten Beſten, der da kommt, da haſt Du Ruhe! Mir wird ſein, als ſei damit ein böſer Alp aus dem Hauſe geſchafft worden.“

„Du plapperſt, wie eben Weiber plappern!“ entgegnete der Meiſter tief beleidigt. „Wenn Du einmal den Eſtiſch da mit Dukaten bedeckt ſiehſt, einen über dem andern liegend und zu zehn Stück bei einander, wirſt Du mich erſt verſtehen! Ich habe Unglück; das iſt alles! Doch es thut nichts! Wenn Du es recht verſtändeſt, was er werth iſt, würdeſt Du ſehen, daß ſelbſt zweihundert Dukaten dafür zu wenig ſind. Der Tiſch iſt dreihundert werth. Und ſo wahr Gott im Himmel iſt, unter dieſem Preis geb' ich ihn auch nicht her.“

Eine neue Saiſon kam und drohte ſchon wieder dahinzugehen, ohne daß ein auch nur annähernder Kaufantrag gemacht worden. Vom Muſeum in Petersburg kam der Beſcheid, daß Koſer den Tiſch, wenn er ihn verkaufen wolle, zur Prüfung einzuſenden habe. Dagegen aber ſträubte er ſich. Er war an die koſtbare Reliquie

zu ſehr gebunden und konnte ſich nicht entſchließen, ſie, ohne daß die Regierung die Garantie übernehme, es einer ſo weiten Reiſe auszuſetzen.

Es war im Herbſt, gegen Ende September. Bei einem preußiſchen General hatte ein großes Diner ſtattgefunden. Lord Erskine, ein brittiſches Parlamentsglied, und der Fürſt Demidoff waren anweſend. Das Geſpräch war auf den Spieltiſch Peter des Großen gekommen und der Engländer wie der Ruſſe hatten ein lebhaftes Intereſſe an der Exiſtenz dieſes Kurioſums kundgegeben.

Es war am Abend desſelben Tages als ein ſehr roth und erhitzt ausſehender Engländer, von einem Lohnbedienten geführt, in Koſer's Wohnung eintrat und den Tiſch zu ſehen wünſchte. Er nahm ein roth eingebundenes Buch aus den Händen des Lohnbedienten, blätterte, las und muſterte dann um ihn herumgehend den Tiſch von allen Seiten, während er deſſen Ausſehen durch flüchtige Blicke in das Buch, das er in der Hand hielt, beſtändig kontrolirte. Er ſprach kein Wort, ſchien aber vollkommen befriedigt und ſagte endlich: „Was verlangen Sie für dieſen Tiſch?“

„Ich ſage das Aeußerſte,“ gab Koſer zur Antwort. „Dreihundert fünfzig Dukaten.“

„Viel Geld, viel Geld!“ meinte der Engländer. „Zweihundert ſollen Sie haben!“

„Ich bedaure —“ begann Koſer, jedoch ohne zum ausreden zu kommen; denn der Engländer hatte ſich kalt umgedreht und ohne weiter ein Wort zu reden die Stube verlaſſen.

„Iſt der Tiſch verkauft?“ fragte Frau Koſer, die ihren Mann auf der Hausflur erwartete.

„Nein.“ antwortete Koſer. „Das Beefſteak wollte nur zweihundert Dukaten geben.“

„Großer Gott!“ rief die Frau. „Hätteſt Du ihn doch hingegeben! Dein Uebermuth iſt himmelſchreiend.“

„Schweig!“ herrſchte Koſer ihr zu. „Miſche Dich nicht in Dinge, die Du nicht verſtehſt! Als mir letzthin hundert Thaler geboten wurden, wollteſt Du den Tiſch auch ſchon hergeben. Jetzt ſiehſt Du wohl, was das „Rumpelzeug“, wie Du es nennſt, für einen Werth hat. Ja ich ſage Dir, auch dreihundert und fünfzig Dukaten ſind noch ein Spottpreis. Es kriegt ihn aber auch von heute an Niemand als für vierhundert!“

Die Frau wollte etwas erwiedern, aber ſie kämpfte ihre Aufregung nieder. Nach einer Pauſe, in welcher ſie ſchwer geſeufzt, ſagte ſie: „Soeben war der Jerliczka da. Er wollte wieder Geld und war unverſchämter als je. Ich wies ihn ab, aber er ſagte, er werde wieder kommen.

„Die Treppe werf' ich den Kerl hinab, wenn er ſich noch einmal blicken läßt!“ ſchrie Koſer. „Er ſoll mir noch einmal kommen, dann lernt er mich kennen!“

Aber ſchon zeigte ſich ein neuer Beſuch. Ein Mann von imponirendem Aeußern trat ein und fragte in geläufigem Deutſch nach Herrn Koſer. Dieſer erkannte den Grafen Demidoff und führte ihn ſogleich in die Werkſtatt.

Ohne erſt nach dem Preiſe zu fragen, bot der Graf dreihundert Dukaten.

Koſer antwortete: „Vierhundert, Excellenz! Anders kann ich ihn nicht geben und ſollte er noch weitere zehn Jahre auf dem Platze ſtehen.“

Der Graf bot noch fünfzig. Koſer machte eine Miene des Bedauerns und ließ ihn gehen. Das Weib ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, doch wagte ſie kein Wort dazwiſchen zu reden. Sie kannte ihres Mannes zuweilen furchtbar aufbrauſenden Zorn.

Da trat Jedliczka in die Hausflur. Seine Augen irrten umher, die Zähne knirschten an den Nägeln.

„Herr Koser," begann er, die Stimme gedämpft, doch die Worte scharf betonend, „bedenken Sie die Lage eines unglücklichen Familienvaters! Ich habe ein Verbrechen begangen, um Ihnen zu helfen, aber Sie sind ein hartherziger Mann und weisen mich fort, während Sie auf dem Punkte sind, aus dem Gegenstande unserer gemeinsamen Spekulation einen großen Nutzen zu ziehen. Bedenken Sie, wie Sie dem Abele — O ich kann Ihnen heute noch schaden, heute noch eine gar böse Geschichte einrühren!"

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Sie bösartiger Hungerleider!" wüthete Koser.

„Ich kann einen Betrug aufdecken," fuhr Jedliczka kaltblütig fort, indem er den Spieltisch vor sich hinschob, während die linke Hand fieberisch nach etwas in der Rocktasche suchte. „Ich kann den rechtmäßigen Besitzer aufrütteln! — Ich kann —"

„Sie können sich zum Teufel packen!" brach Koser los, indem er den Stadtschreiber mit beiden Händen an den Schultern faßte, ihn zur Thüre hinausschob und diese rasch hinter ihm zuschlug. Dann ging er, da es sehr spät war, fluchend in seine Schlafkammer hinauf.

Niemand hatte in der Aufregung dieser Scene bemerkt, daß Jedliczka, indem er zähneknirschend fortging, unter einen Haufen Späne, die unfern vom Ofen lagen, ein Päckchen Schwefelhölzer und Schwefelfäden ausgestreut hatte.

In derselben Nacht — kaum ein Paar Stunden später — brach das zu Anfang dieser Erzählung erwähnte Feuer aus, das den Spieltisch in Asche verwandelte.

Nun begreift man, wie Koser nach dem Stricke griff und seinem Leben ein Ende machte.

Die Senſation, welche der Selbſtmord hervorrief, war groß und gab zu vielem Gerede Anlaß. Der Faden der Begebenheiten war aber damit noch immer nicht abgewickelt. Keſer war kaum eine Woche im Grabe, als es ſich herausſtellte, daß der unſelige Spieltiſch, an welchen ſich ſo Verhängnißvolles knüpfte, nicht einmal der echte Thombretiſch Peter des Großen geweſen ſei. Ein Schreiner, der nach fünfzehnjähriger Abweſenheit nun in ſeine Heimat zurückgekehrt war, ſagte nämlich aus, daß er dieſen Tiſch für den verſtorbenen Möhrig nach dem Muſter eines anderen verfertigt, der in dem Hauſe, in welchem der Czar einſt gewohnt, geſtanden ſei. Dieſer Tiſch war verſchollen. Es gelang nach vielen Nachforſchungen, ihn aufzufinden und er iſt heute noch im Beſitz eines gutmüthigen und humorvollen Mannes, der mit Keſer nur das Gewerbe, aber keinen Zug des Charakters gemein hat. Er wohnt, wenn ich nicht irre, in einem Häuschen, das „Zur Zufriedenheit“ benannt iſt, während die Wohnung Keſer's, eine wahre Stätte der Unzufriedenheit, der Habſucht und dämoniſchen Gier längſt verſchwunden und durch neue Bauten verdrängt iſt.

Nino.

Georgiſche Sage von Friedrich Bodenſtedt.

Prinz Mirian lebte in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach der Geburt unſres Heilands. Er war der Sohn Schapur's, des Sohnes Ardaſchir's, des erſten Fürſten aus dem Stamme Saſſan's, der König wurde in Perſien.

Mirian aber war von ſeinem Vater verſtoßen, weil er von den Göttern ſeines Landes gelaſſen hatte aus Liebe zu Risya, einer ſchönen Jüdin. Mit ihr zeugte er eine Tochter, die noch ſchöner als ihre Mutter war und Egla genannt wurde. An Egla hing ſein ganzes Herz. In der Liebe des einzigen Kindes fand er mehr Glück, als er durch den Haß ſeines Vaters verloren. So lebte er fern von den Paläſten der Hauptſtadt, in ländlicher Einſamkeit, heiter und zufrieden, bis Egla das Alter von zehn Jahren erreicht hatte.

Da begab es ſich, daß König Schapur von Perſien die Länder am Fuß des Ararat und Kaukaſus mit Krieg überzog. Armenien vermochte dem Andrang des mächtigen Feindes nicht zu widerſtehen. Chosrew, der König, wurde ermordet, das Land verwüſtet, Artaxata, die Haupt-

ſtadt, der Erde gleichgemacht, und ſchon wälzten ſich die wilden Eroberer durch die blühenden Bergthäler Georgiens, deſſen König Aſphagur ebenfalls in vergeblichem Widerſtande den Tod gefunden.

Die Fürſten und Edlen Georgiens verſammelten ſich in der alten Hauptſtadt Uzchetha, um den Rath ihres Feldherrn Miaschan zu vernehmen.

Dieſer ſprach: „Schapur hat ſeinen Mund geöffnet, um Alles zu verſchlingen. Unſer Volk iſt wie eine Herde ohne Hirten. Was können wir thun, als dem Könige von Perſien entgegengehen, uns vor ihm demüthigen und ihn bitten, uns einen ſeiner Söhne zum König und der Tochter Aſphagur's zum Gemal zu geben."

Alle Fürſten und Großen ſtimmten ihm bei.

Schapur empfing die Geſandtſchaft ſehr gnädig und verſprach ihren Wunſch zu erfüllen.

Unter ſeinen Söhnen war aber nur der verſtoßene Mirian alt und verſtändig genug, um ein kriegeriſches Volk zu beherrſchen, und Schapur wußte, daß Mirian ſich um keinen Thron und keine Fürſtin der Welt von ſeiner ſchönen Iſkin trennen würde. Deshalb gab er heimlich Befehl, Mutter und Kind zu tödten, ihr Haus zu plündern und alles ſo einzurichten, als wären es Räuber geweſen, die den Beiden nach Habe und Leben geſtrebt, damit Mirian keinen Argwohn auf ſeinen Vater Schapur werfe.

Eines Abends, als Mirian von der Jagd heimkehrte, fand er ſeine Wohnung verwüſtet und geplündert, das Ingeſinde war erſchlagen oder geflüchtet, Weib und Kind waren nicht zu finden. Da zerriß er ſeine Kleider, raufte ſeine Haare aus und tobte entſetzlich vor Schmerz und großem Zorne. Er that ſeine Rüſtung an, umgürtete ſich mit dem Schwerte und folgte den Fußſtapfen der Miſſethäter, um Rache an ihnen zu nehmen. Doch gelang

es ihm nicht mehr, ſie zu erreichen. Ihre Spur verlor ſich im Dickicht eines endloſen Waldes, wo der unglückliche Mirian nach langem Umherſtreifen nichts fand, als den Leichnam ſeines erſchlagenen Weibes. Er grub der geliebten Todten ein Grab mit dem Schwerte, ſchmückte es mit Blumen und jammerte und weinte bitterlich.

Da kam ein Magier, ein Prieſter des Lichtgottes, des Weges gezogen. Der trat auf den Jammernden zu und fragte: „Was weineſt Du?“

Und Mirian erzählte ihm alles Leid, das er erfahren. Der Prieſter antwortete: „Das iſt die Strafe des Himmels, die Dich getroffen, weil Du von den Göttern Deines Landes gelaſſen aus Liebe zu einer Jüdin, einer Dienerin Ahriman's, des Gottes der Finſterniß! Die Götter geben Gutes, wem ſie wollen, und ſie nehmen Liebes, wem ſie wollen, nach ihrem Wohlgefallen. Sie ſtrafen die Abtrünnigen und belohnen die Gläubigen, die zu ihnen beten in ihren Feuertempeln nach dem Geſetze. Darum kehre um von dem falſchen Wege, darauf Du gewandelt, und wende im Gebet Dein Angeſicht wieder der Sonne zu und dem Feuer, dem Sinnbild der Sonne, und Dein Unglück wird ſich in Glück verwandeln, und Dein Schmerz in Freude! Denn das Feuer hat ewige Kraft hell zu machen, was dunkel war, und das Unreine zu läutern.“

Alſo redete der Magier um ihn zu tröſten, und Mirian hörte ihn ſchweigend an, mit der Demuth des Unglücks. Noch einmal wollte er die verödete Stätte ſehen, wo er ſo lange glücklich gelebt in Liebe und Eintracht. Der Magier begleitete ihn.

Auf dem Wege kam ihnen eine Schar Reiter entgegen, und der Führer ritt auf ſie zu und fragte: „Wißt Ihr nicht, wo der Prinz Mirian zu finden iſt? Wir haben ihm eine Botſchaft zu bringen vom König Schapur,

ſeinem Vater, aber wir fanden ſeine Wohnung leer und war Niemand darin, der uns Kunde geben konnte von ihm."

Und Mirian antwortete: „Ich bin es, den Ihr ſuchet! Was wollt Ihr von mir?"

Da fiel der Reiter vor ihm nieder zur Erde und ſprach: „Geſegnet iſt die Stunde, in der ich zu Dir gekommen! Setze Deinen Fuß auf meinen Nacken, denn ich bin Dein Sklave! Dein Vater hat ein großes Reich erobert am Kaukaſus und hat Dich zum Könige geſetzet über daſſelbige Reich. Wir ſind ausgeſandt, Dir die frohe Botſchaft zu künden, daß Du kommeſt mit Weib und Kind, um zu herrſchen über uns!"

Und da Mirian ſeines verlorenen Weibes und Kindes gedachte, überfiel ihn wieder große Trauer.

Aber der Magier erkannte in der frohen Botſchaft ein Zeichen des Himmels und ermahnte Mirian, daß er ihr folge. Und Mirian folgte ihr.

Er kam durch Perſien und Armenien in das Land, das ihm fortan unterthan ſein ſollte, und hielt ſeinen Einzug in Uzchetha mit großer Herrlichkeit.

Bald darauf vermälte er ſich mit der georgiſchen Prinzeſſin Abeſchura, unterwarf alle umwohnenden Völkerſchaften, baute Städte und Burgen und machte ſich weitum gefürchtet als ein gewaltiger Herrſcher. Die Juden aber, die vorhin in Schmach und Verachtung gelebt, kamen unter ihm zu Ehren, darum, daß ſeine erſte Frau Riſpa eine Jüdin geweſen.

Der Gedanke an Riſpa indeß und noch mehr an ſeine liebliche Tochter Egla erfüllte ihn fortwährend mit Trauer und Herzeleid, denn er wußte nicht, daß Egla noch lebte. Die Mörder, voll Mitleid mit dem holdſeligen Kinde, hatten Egla einer nach dem Abendlande ziehenden Karavane anvertraut. So war ſie gerettet und unter mancherlei Schickſalen zu einer blühenden

Jungfrau erwachsen, ohne daß sie um ihren Vater und ohne daß ihr Vater v[illegible]ein Kind wußte.

Inzwischen hatte es auch dem Könige Mirian, trotz seiner Herrlichkeit, an Trübsal und schwerem Ungemach nicht gefehlt. Die georgische Prinzessin, deren Herz an den Eitelkeiten der Welt hing, vermochte ihm die ihretwillen geopferte Jüdin, die nur für ihn gelebt, nicht zu ersetzen. Nach langer kinderloser Ehe hatte ihm Abeschura einen Sohn geboren, aber ein so kränkliches Kind, daß sein Leben eine Quelle steter Sorgen für seine Eltern wurde. Zu diesem häuslichen Ungemach gesellten sich manche andere schwere Plagen. Eine Seuche verheerte das Land und raffte viele Tausende von den Einwohnern hin, also, daß ganze Städte und Ortschaften öde standen. Heuschreckenschwärme in so großer Anzahl, daß sie die Sonne verdunkelten, verwüsteten Felder und Weingärten. Eine Hungersnoth kam über das Land und drohete die ganze Bevölkerung auszurotten.

Niemand wußte sich diese Heimsuchungen zu erklären, als die Priester und Magier des Landes, welche alle Plagen, die das Volk trafen, dem Verfall des Glaubens an die alten Götter Georgiens zuschrieben.

Es war nämlich schon seit einigen Jahren Kunde von einer neuen Lehre in's Volk gedrungen, der sich viele Herzen zugewandt hatten, besonders unter den Leidtragenden und Armen. Aus dem Abendlande waren nach Armenien und Georgien Apostel gekommen, welche die Anbetung Armasi's (Ormusd's), der Sonne, des Mondes und der Planeten für Götzendienst erklärten und die Lehre von dem einigen Gotte predigten, der in Menschengestalt auf Erden erschienen als Jesus von Nazareth und zur Erlösung von den Sünden in den Tod gegangen, damit Alle, die an Ihn glaubten, eingingen zum ewigen Leben.

Nun hielten die Magier dafür, daß der Glaube an

den neuen Gott die Ursache alles Unglücks sei, das über das Land gekommen, und da niemand anders dem Könige Mirian eine andere Erklärung des Erscheinens der Pest, der Heuschrecken und Hungersnoth zu geben wußte, so hielt er sich an die Auslegung der Magier und folgte ihrem Rathe, alle Bekenner der neuen Lehre öffentlich verbrennen zu lassen als ein abschreckendes Beispiel für die Andern und zugleich als eine Sühne zur Besänftigung des Zornes der alten Götter Georgiens. So waren schon viele Opfer gefallen, Bekehrer wie Bekehrte. Die Flammen des Scheiterhaufens wetteiferten mit den Verheerungen der Pest und Hungersnoth, aber vermochten ihnen nicht Einhalt zu thun.

Doch der Christenglaube war ausgebrannt in Georgien. Im ganzen Land war fürder kein Bekenner der neuen Lehre zu finden und die Magier und Oberpriester wurden fast zornig, daß sie ihrem Gotte Armasi keine Opfer mehr zu bringen hatten.

Da begab es sich im zwölften Jahre der Regierung des Königs Mirian, daß im Lande Kunde erscholl von einer wundersamen Jungfrau, deren Weisheit alle Männer, und deren Schönheit selbst die schönsten Töchter Georgiens verdunkelte. In Gang und Haltung war sie einer Königin gleich, aber in Geberde und Rede war sie demüthig wie eine dienende Magd. Sie ging in die Wohnungen der Armen und Leidtragenden, heilte die Kranken, ermuthigte die Verzagenden, goß Trost und Hoffnung in jedes Herz.

Wo sie erschien, hörte die Pest auf zu wüthen, die Menschen hatten keine Furcht mehr vor dem Tode und alle Noth verwandelte sich in Segen.

Es war aber die wundersame Jungfrau Nino geheißen und sie predigte das Evangelium des menschgewordenen Gottes, der in den Tod gegangen, auf

daß Alle, die an ihn glaubten, eingingen zum ewigen Leben.

Man sagte von ihr, sie sei mit noch zwei anderen gottbegnadigten Frauen, der heiligen Rixsime und deren Wärterin Gajan aus dem Abendlande nach Armenien gekommen, wo die drei in Gemeinschaft das Gotteswort verkündigt und so viel Glauben gefunden im Volke, daß der König ihnen nach dem Leben getrachtet. Rixsime und Gajan waren des Märtyrertodes gestorben, aber so freien Herzens und voll freudiger Ergebenheit in den Willen Gottes, daß das Volk noch mehr an sie glaubte denn vorher und der König sich fürchtete, auch Nino tödten zu lassen, weil die Saat des neuen Glaubens schon Keime gewonnen hatte in seinem eigenen Herzen. Darum ließ er sie heimlich entfernen aus Armenien, auf daß die Magier und Hohenpriester sich ihrer nicht bemächtigten, sie umzubringen.

Nino aber hatte keine Furcht vor den Menschen und ihrer Gewalt, denn sie wußte, daß der Tod des Gerechten nur der Eingang zum ewigen Leben sei. An den Ufern des fischreichen Sees Tsparawan, wohin sie die Diener des Königs von Armenien gerettet hatten, fuhr sie fort zu lehren und zu predigen wie sie vorhin gethan, und Alle, die sie hörten, wurden zum Glauben an den Heiland bekehrt.

Da erfuhr sie von einem Schäfer, daß am Fuße des Kasgebirges ein großes Land liege, Georgien genannt, wo ein mächtiger König herrsche, dessen Volk noch Armasi und seine Untergötter, dazu die Sonne, den Mond und die fünf Planeten verehre. Der Schäfer sagte ihr auch, daß das Wasser des Sees Tsparawan an Uzchetha, der Hauptstadt desselbigen Landes, vorbeiströme. Und Nino machte sich auf den Weg, dem Laufe des Wassers entgegen, um unter dem georgischen Volke das

Wort Gottes zu predigen. Vergebens warnte man sie, daß ihr der Tod drohe in dem heidnischen Lande. Sie kannte kein größeres Glück, als für ihren Herrn und Heiland zu sterben.

Als nun die Kunde erscholl in Uzchetha von Nino's wunderbarer Schönheit und Weisheit und von dem großen Anhange, den sie auf ihrem Wege zur Hauptstadt durch Lehre und Wandel im Volke gewonnen, da ergrimmten die Magier und Oberpriester sehr und suchten den König zu bereden, daß er die Verkünderin des neuen Gottes unter ganz absonderlichen Qualen zu Tode bringen lasse, um dem Volke noch ein schrecklicheres Beispiel zu geben als jemals zuvor geschehen.

Den König aber jammerte die heilige Jungfrau und er suchte sie vom Verderben zu retten. Er sandte heimlich Boten zu ihr und ließ ihr sagen: „Weißt Du nicht, daß Dir harte Todesstrafe bevorsteht zur Strafe für Deinen Wandel?"

Sie antwortete und sprach: „Ich weiß es."

Da verwunderten sich die Boten und sprachen: „Warum dann beeilst Du Dich nicht, dies Land zu fliehen und Dich zu retten?"

Nino antwortete wieder: „Ich bin nicht gekommen mich zu retten, sondern ich bin gekommen Euch zu retten. Ihr vermögt mich nicht zu tödten mit all' Eurer Macht, ich aber vermag Euch lebendig zu machen durch das Wort Gottes, meines Heilands. Denn Ihr seid todt, obwohl Ihr zu leben vermeint!"

So sprach Nino und fuhr fort, das Wort Gottes zu predigen, die Kranken zu heilen und die Leidenden zu trösten.

Die Boten aber kehrten heim zum Könige und sprachen: „Ihr ist nicht zu helfen!" Und erzählten dem Könige alles, was sie gehört und gesehen hatten.

Da ward der König sehr zornig und sprach: „So geschehe ihr nach dem Gesetze!"

Und er sandte seine Reisigen aus, daß sie Nino vor sein Angesicht führten, um sie zu richten; den Magiern und Priestern aber befahl er, einen Scheiterhaufen zu bauen auf dem Platze Megrhthi (das ist verdolmetscht die Magierwohnung) in Uzchetha, denn er wollte nicht, daß Nino anders getödtet werden sollte, als die andern Christen vor ihr, so sehr auch die Magier verlangten, sie vorher zu martern, um ihren Göttern das Opfer angenehmer zu machen und dem Volke ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Zu derselben Zeit war der Sohn des Königs Mirian noch kränker geworden, als er von jeher gewesen, also, daß man für sein Leben fürchtete.

Vergebens berief man die vornehmsten aller Magier und Heilkundigen des Landes. Die Krankheit wurde immer schlimmer und der Jammer der Königin war groß. In ihrem Schmerze beschloß sie das letzte Mittel zu versuchen, daran sich noch ein Hoffnungsstrahl knüpfte, das Leben ihres einzigen Kindes zu retten. Sie hatte von der Heilkraft und Weisheit der fremden Jungfrau gehört, die allen Gefahren trotzend das Land durchziehe, einen neuen Glauben predige und allen Kranken und Leidtragenden helfe. Und sie bat den König, daß er die wunderbare Jungfrau zu dem kranken Kinde führen lasse, um ihre Heilkraft zu erproben. Die Priester und Magier aber, als sie Kunde davon erhielten, beschließen, den Königssohn heimlich zu tödten, weil sie fürchteten, daß die fremde Jungfrau zu großen Einfluß gewinnen und ihr eigenes Leben retten würde, wenn es ihr gelänge, durch Hilfe der Zauberei und böser Geister das Leben des Kindes zu retten. Dann wäre Armasi um sein Brandopfer und die heiligen Diener des Gottes wären um die

Freude gekommen, das Strafgericht zu vollziehen, welches sie der Verkünderin des Wortes Christi bestimmt hatten.

Erst sollten ihr die Augen ausgebrannt, dann Nase und Ohren abgeschnitten, dann die Zunge ausgerissen werden und darauf sollte in den Flammen des Scheiterhaufens ihr junges Leben enden.

Das Alles aber mußte geschehen und das Urtheil konnte nicht widerrufen werden, denn der Oberpriester hatte es bei dem Grabe Karthlos*) beschworen. Dazu kam, daß der Scheiterhaufen schon errichtet war auf dem großen Platze Mzchthi in Uzchetha. Deshalb steckten die Magier dem Königssohne nach dem Leben und tödteten ihn heimlich, während die Königin schlief, in der Nacht vor dem Tage, da Nino, die wunderthätige Jungfrau, erwartet wurde, um ihre Heilkraft zu versuchen.

Als nun die Königin Abschchura am Morgen erwachte und ihren Sohn todt fand, war ihres Wehklagens und Jammerns kein Ende. Sie raufte ihr Haar aus, zerriß ihre Kleider, weinte bitterlich und wollte sich nicht trösten lassen.

Auch des Königs Gemüth war schweren Kummers voll, daß er sein Kind todt finden mußte gerade an dem Tage, dem er mit neuer Hoffnung entgegengesehen. Alles Volk wehklagte mit ihm und betete zu den Göttern, dem Königshause bald einen neuen Sprößling zu schenken. Die Priester und Magier aber sagten: alles Unglück rühre von der fremden Jungfrau her und es werde kein Heil kommen über das Land, so lange sie am Leben sei. Deshalb dürfe man keine Zeit verlieren, das Strafgericht an ihr zu vollziehen, um den Zorn der Götter zu sühnen.

*) Karthlos: der Stammvater der Georgier, Mingrelier und Imerier. Der Schwur beim Grabe Karthlos war der höchste und heiligste Schwur aller Stämme von Karthli.

Plötzlich erhob sich ein lauter Lärm in der Stadt, so laut, daß er das Jammern und Klagen im Innern des Königspalastes noch übertönte.

Eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit kam über den großen Platz geschritten, geleitet von einer stattlichen Reiterschar und umdrängt von einer bunten Menge Volks, das ihr durch Jauchzen und Freudengeschrei seine Bewunderung zu erkennen gab. Die Einen fielen nieder, wie um sie anzubeten, die Andern küßten den Saum ihres Gewandes, noch Andere streuten Blumen auf ihren Weg — und Alle wußten doch, daß sie zum Tode geführt werden solle und daß Jedem gleiche Strafe drohe, der es wage, ihr anzuhangen.

Die schöne Jungfrau war Nino, die Verkünderin der neuen, von den Priestern verdammten Lehre.

Sie schritt einher, strahlend wie die Morgenröthe, stolz von Gang und Geberde wie eine Königin, aber Demuth und Liebe im Blicke.

Die Reiter saßen ab, um Nino in den Palast zu führen vor das Angesicht ihrer Herrin Abeschura. Aber die Magier und Priester traten ihnen entgegen und sprachen: „Ihr kommt zu spät! das Königskind ist in der Nacht gestorben. Führt die Verbrecherin auf den Richtplatz, daß sie das Volk nicht länger verführe und die Strafe empfange, die ihr bestimmt ist nach ihrer Missethat!"

Der Oberste der Richter antwortete: „Wir sind ausgesandt die wunderthätige Jungfrau vor unsere Königin zu führen, und wir thun, wie man uns geheißen. Mit Euch haben wir nichts zu schaffen!"

Da eilten die Magier und Priester in den Palast, warfen sich nieder vor dem Könige und flehten, daß er ihren Händen die Jungfrau überliefere, damit sie verbrannt werde und durch sie nicht neues Unheil komme über das Land.

Der König ſprach: „Erſt will ich ſie ſelber ſehen!“ Und ſie folgten ihm, um ſie aufzuſuchen.

Schon war Nino in das Gemach getreten, wo die Königin ſchluchzend neben ihrem todten Kinde ſtand. Sie näherte ſich der Königin, berührte ſie mit der Hand und ſprach: „Abeſchura, was weineſt Du?“

Als die Königin die hehre Jungfrau erblickte und den Klang ihrer Stimme hörte, ergriff es ſie mit wunderbarer Gewalt, daß ſie vor ihr niederfiel, ihre Knie umklammerte und rief: „O Heilige, rette mein Kind! Ich weiß, Du kannſt es! Ich glaube an Dich!“

Da hob Nino die Flehende auf und ſprach: „Dein Glaube hat Dir geholfen!“

Und ſie legte ihre Hand auf das Haupt des Kindes, blies den belebenden Odem ihres Mundes in des Kindes Mund, daß es die Augen aufthat und erwachte wie aus einem ſchweren Traume.

Da die Magier dies ſahen, entſetzten ſie ſich und riefen: „Führt ſie hinweg, daß ſie verbrannt werde, ihre Kraft kommt von Ahriman und ihr Segen wird ſich in Fluch verwandeln!“

Aber das Königskind erhob ſich auf ſeinem Lager und begann mit lauter Stimme wider die Magier und Prieſter zu zeugen, wie ſie ihm heimlich nach dem Leben geſtrebt.

Die Königin kniete am Lager ihres vom Tode erſtandenen Kindes, und wußte ſich nicht zu faſſen vor Freude und Rührung.

Der König hatte lange ſtarren Blickes auf die wunderbare Jungfrau geſehen. Sein ganzes Weſen erſchien verändert. Er zitterte vor Furcht und Freude. Die Züge Nino's erſchienen ihm ſo bekannt. Plötzlich ſtürzte er ſtrahlenden Antlitzes auf ſie zu, umſchlang ſie und rief: „Du biſt nicht Nino, Du biſt Egla, mein langebeweintes,

todtgeglaubtes Kind! Ich habe Dich wieder und ich laſſe Dich nicht mehr von mir!"

Auch Egla erkannte ihren Vater wieder und Beider Freude war groß. Sie erzählte von ihrer wunderbaren Rettung, wie ſie mit der Karavane in's Abendland gekommen, wie die heilige Rixſime ſie zum Chriſtenthum bekehrt und in der Taufe ihr den Namen Nino gegeben, wie der Geiſt Gottes ſie erleuchtet und mit Wunderkraft begabt, alſo daß ſie ſelbſt ausgezogen, um den Völkern das Evangelium zu predigen, bis ſie durch höhere Fügung in dies Land gekommen, ohne zu wiſſen, welche Freude ſie hier erwarte.

Als ſie ſo redete, umſtrahlte es ihr Haupt, wie ein Heiligenſchein, und Alle fielen nieder, um ſie anzubeten.

Sie aber wehrte ihnen und ſprach: „Nicht mich ſollt Ihr anbeten, ſondern den, der mich geſandt hat, der für uns in den Tod gegangen, auf daß wir durch ihn eingehen zum ewigen Leben!"

Die Magier und Prieſter hatten ſich heimlich hinausgeſchlichen aus dem Palaſte, um das Volk aufzuwiegeln gegen Nino, daß ſie verbrannt werde, da ſie eine böſe Zauberin ſei, die den König mit ſeinem ganzen Hauſe umſtrickt habe durch Hilfe Ahriman's, des Gottes der Finſterniß.

Alle, die Nino geſehen hatten, glaubten nicht an die Worte der Magier und Prieſter. Die Andern aber hielten ſich zu ihnen, zogen zum Palaſte, um ſich der Zauberin mit Gewalt zu bemächtigen, auf daß ſie verbrannt werde, denn der Scheiterhaufen ſtand ſchon ſeit lange bereitet auf dem Platze Megphthi.

Als der König das hörte, ergrimmte er ſehr und befahl, die Magier und Prieſter zu ergreifen und ſie alle zu verbrennen auf demſelben Scheiterhaufen, den ſie für Nino errichtet hatten. Und es geſchah nach ſeinem Befehle.

Da erhob ſich ein groſser Streit zwiſchen den Anhängern der alten Götter und denen, die durch Nino zu dem neuen Glauben bekehrt waren.

König Mirian ſchlug mit der Schärfe des Schwertes Alle, die ſich ihm widerſetzten, und ſeine Mannen kämpften mit ihm, bis alle Widerſacher vernichtet waren.

Die Häuſer am Platze Mogzhthi, wo die Magier gewohnt, wurden der Erde gleichgemacht, der Feuertempel Armaſi's wurde zerſtört, an ſeiner Stelle ein hölzernes Kreuz errichtet, das noch jetzt als ein Heiligthum gezeigt wird. Solches geſchah im Jahre 276 nach der Geburt unſeres Heilands.

Die heilige Nino aber zog durch das ganze Land, predigte das Evangelium, tröſtete die Armen, half den Kranken und Leidtragenden, und Alle, die ſie hörten, wurden zum neuen Glauben bekehrt.

Die Hungersnoth und Seuche verſchwand, wo die wunderbare Jungfrau erſchien und mit ihr zog ein neuer Segen ein in die blühenden Bergthale Georgiens.

So wurde König Mirian ſammt allem Volk aus dem Samen Kartlos, durch die heilige Nino zum Chriſtenthum bekehrt, und ihre Nachfolger ſind Chriſten geblieben bis an den heutigen Tag.

Zwei Nächte bei einem Seher.

Von A. v. Sternberg.

Ich will dem Leser von einem Manne erzählen, dessen Bild mir lebhaft verschwebt, wenn ich in dunklen Winternächten gewisser räthselhafter Menschen und Ereignisse gedenke. Jeder, der das Leben kennt, weiß, daß es seine Nachtseiten hat. Der Mann, von dem ich sprechen will, wurde von der Welt so falsch beurtheilt, daß sie ihn für einen Freidenker und Spötter hielt, während er doch ein Gläubiger von großer Innerlichkeit war.

Er war ein Arzt, den ich in Petersburg kennen lernte, später in Deutschland wiederfand, wo er seine Praxis niedergelegt hatte und von den Erträgnissen seines großen Vermögens lebte. Er war Arzt gewesen in der Bedeutung, wie große Städte einen Mann dieses Faches auszubilden pflegen, das heißt, er war in allerlei verwickelte Verhältnisse gerathen und hatte mit Dingen zu thun gehabt, deren tiefliegende Uebelstände durch keine Apotheke beseitigt werden. Dabei war er Vertrauter, Mitwisser, Mitverschwiegener und endlich, wie man behauptete, sogar Mitschuldiger gewesen bei manchem interessanten und geheimen Vorfall, der in der großen Stadt sich zugetragen.

Durch dieſe vielſeitige Uebung im Verbergen und Verſtellen hatte der Mann ein Aeußeres gewonnen, das man hätte „ſteinern“ nennen können. Sein Geſicht war zur Maske geworden, aber zu einer ſchönen Maske; denn nicht leicht konnte man regelmäßigere Züge finden, denen nur Eines, das Leben, fehlte. Aber in ſeinem Innern war dieſer ſonderbare Mann deſto lebendiger. Er hatte ein Geſicht der Seele, das er ſehr ſelten Jemand ſchauen ließ, und das ſtets in leidenſchaftlicher Bewegung war.

Wir hatten von meinem Aufenthalte bei Juſtinus Kerner in Weinsberg geſprochen, und ich war erſtaunt, in dieſem Manne einen Gläubigen zu finden. Auch er hatte den Doktor Juſtinus kennen gelernt, ſich ſelbſt aber ihm nicht zu erkennen gegeben; dann, wie er mir geſtand, hatte er an dem Württemberg'ſchen Propheten ſo manches entdeckt, das ihm als äußeres Beiwerk zuwider war, und das der Verkündigung der Wahrheit eher ſchaden als nützen konnte. Die große Welt hatte ihn dergeſtalt mit „Schein“ überſchüttet, daß er jetzt wie das Kind vor der Flamme, deren Natur es erkannt, vor jeder prunkenden Unwahrheit zurückbebte. „Wenn ich ihn ſo gefunden, wie ich gehofft und gewünſcht,“ ſagte er in Beziehung auf jene Bekanntſchaft, „ſo hätte ich ihm mancherlei mitgetheilt, das er hätte brauchen können; ſo aber hab' ich nicht zehn Worte mit ihm geſprochen, und ich bin überzeugt, er weiß jetzt lange nicht mehr, daß ein Weſen wie ich jemals ſeine Schwelle überſchritten. Es iſt auch gut ſo. Sind zwei bedeutende Naturen — ich will diesmal annehmen, ich ſei eine — in falſcher Stimmung gegen einander, ſo ſoll kein Einverſtändniß erzwungen werden; ein ſolches iſt immer ein unwahres, und zerfällt in ſich ſelbſt. Die Vertraulichkeit der Geiſter iſt eine ſo ſubtile Sache, daß ein Härchen Kälte oder Zwang, oder gar Mißtrauen, das dazwiſchen fällt, ſogleich das Widerſpiel

deſſen bewirken kann, was beabſichtigt war, nämlich Widerwillen und Feindſchaft, ſtatt Annäherung und Einverſtändniß. In der großen Welt, wo man lügt und lügen muß, iſt es etwas anderes. Da wird jeder verſtändige Mann wiſſen, daß er nichts anderes zu geben hat als die gerrägten Spielmarken, die ihren bekannten Zahlen-, nicht Gehaltwerth haben.“ Ich will dieſen Mann Ariſtobul nennen; ich glaube gehört zu haben, daß er in einer Art Freimaurergeſellſchaft, zu der er einige Zeit hindurch ſich zählte, wie er denn nach und nach in unzählige kleinere Kreiſe und Geſellſchaften eingetreten, dieſen Namen führte.

Ariſtobul alſo hatte mich eingeladen, ihn in ſpäter Abendſtunde zu beſuchen; denn Tags über hatte er, veranlaßt durch ein Uebel, an welchem er litt, das Bedürfniß, in großer Abgeſchiedenheit und öfters ſogar in tiefer Stille hinter verſchloſſenen Thüren und Vorhängen zuzubringen. Gegen die zehnte Stunde erſt erwachten gleichſam ſeine Lebensgeiſter und geſtatteten ihm eine freie Bewegung. Er las dann, ſchrieb und ſah Freunde bei ſich. Er wohnte in ſeiner Vaterſtadt Lübek, wo er das Haus eines ſeiner Vorfahren gekauft und nach ſeiner Weiſe eingerichtet hatte.

Der kleine Saal, worin wir uns zuſammenfanden, hatte nur ein großes Fenſter und einen alterthümlichen Kamin, in welchem regelmäßig zur Nachtſtunde, obgleich es erſt zu Anfang des Herbſtes war, Feuer brannte. Zwei Lederſtühle mit Schnitzwerk und hohen Lehnen waren an das Feuer herangeſchoben und auf einem Teppich vor der Flamme lagen in brüderlicher Vereinigung ein graues Windſpiel und ein ſchwarzer Kater von großer Schönheit und ſtattlicher Geſtalt. Dieſes Thier hatte auch die Ufer der Newa geſehen und war mit ſeinem Herrn ausgewandert, als dieſer die Paläſte der nordiſchen Hauptſtadt

verließ. Das Windſpiel, das Geſchenk eines Freundes in Deutſchland, war ſpäter hinzugekommen.

Wenn ich kam und der Schall der Glocke das einſame Haus durchtönte, hörte ich immer zuerſt, bevor noch der Schritt des Dieners vernehmbar wurde, der öffnen kam, das aus den innerſten Gemächern hervorſchallende Bellen des Hundes. Im Vorſaal kam mir Andreas entgegen, ſo hieß der Kater, und ſtreifte an mein Bein, indem er einen grandiosen und imponirenden Buckel machte, was ſoviel ſagen ſollte, als: „Der Herr erwartet Dich, das Kaminfeuer brennt und was mich betrifft, ich freue mich, Dich zu ſehen!“

„Ich bin in völlig realiſtiſcher Umgebung aufgewachſen,“ hub Ariſtobul unſer heutiges Geſpräch an, „da, wo ich wirkte und lebte, galt nur die Thatſache und die nach einem hergebrachten Räſonnement aus ihr gefolgerten Konſequenzen. Die Anſchauungen und, wenn man es ſo nennen darf, Kenntniſſe, die ich mir von einer Geiſterwelt erworben, ſind mir alſo auf einem ganz andern Wege geworden. Sie begreifen, daß ein Arzt Vieles gleichſam zwiſchen den Zeilen lieſt und daß das auf dieſe Weiſe Angeſchaute, oft wunderlich genug, der geſchriebenen Zeile widerſpricht. Da iſt der Punkt, wo die tiefſte Wahrheit, aber auch der boshafteſte Unſinn oder Aberſinn zuſammen liegen. Es iſt ein Gebiet, wo man bei Tage nicht eindringt und wo man bei Nacht kein Licht erhält, um es zu betreten. Und doch will und muß unſer einer hinein. Männer wie Kerner haben ſich zu helfen gewußt. Sie haben im Dunkeln Etwas geſehen und nach dieſem Etwas haben ſie ſich alles Uebrige hinzugedacht oder hinzuphantaſirt, und ſo iſt eine Geſpenſter-Karte zu Stande gekommen, ähnlich der Mond-Karte, wo man auch ſchon die Gebirge und die Seen mit Namen benannt hat, ohne zu wiſſen, ob es auch wirklich Gebirge und Seen ſeien.

Das Kind will seinen Namen haben und die Eitelkeit der Gelehrten hat immerdar dafür gesorgt, daß das geliebte Kind nicht einen, sondern recht viele Namen erhalte. Kerner hat beide Eigenschaften, die nach meiner Ueberzeugung zum Geisterkundigen — wir wollen es so nennen, denn Geisterseher ist mir ein zu trivialer Ausdruck — gehören. Er ist Arzt und Poet. Ein Arzt allein sammelt nur Präparate: der Poet, das heißt der „Schauende" im weitesten Sinne, nimmt Kenntniß von dem Geiste, der über der Materie schwebt. Es ist aber bei ihm der Arzt nicht Arzt genug und der Poet kein echter. Das heißt, der Arzt ist ohne die scharfe unerbittliche Forscherkraft und der Poet ohne die priesterliche Weihe. Beide Faktoren sind also ungenügend und das Resultat ihres Zusammenwirkens muß daher auch ein ungenügendes sein. Geschähe es einmal, daß ein Dante und ein Galen — ich nenne den letzteren, weil ich keinen andern Namen weiß, den höchsten und tiefsten Grad ärztlicher Weisheit zu bezeichnen — sich in einer Person zusammen fänden, wir würden staunenswerthe Aufklärungen und Verkündigungen erhalten. Es hieße die Eitelkeit auf die Spitze treiben, wenn ich für meine Person behaupten wollte, in mir seien jene begehrenswerthen Eigenschaften in dem gehörigen Grade vorhanden. Ich selbst weiß zur Genüge, daß kaum die Anfänge da sind, aber diese — ich darf es behaupten — in tüchtigerer und brauchbarerer Gestalt auch, als es bei jenem Manne der Fall ist, der sich in seinem ganzen Wesen als einen bereits fertigen gibt. Wenigstens ist der Arzt bei mir besser vertreten, das kann ich dreist behaupten, und behaarte damit nicht zu viel. — Doch zur Sache! Mit einem Wort, ich habe mein Wissen an den Sterbelagern geschöpft. Wird auch da noch gelogen, sehr weit reicht die Lüge nicht, weil das Leben selbst nicht mehr weit reicht. Bei den meisten Menschen nämlich heißt leben — lügen!"

„So wie bei Vielen lügen — leben heißt!“ warf ich ein. „Sie können ſich nicht vorſtellen, daß es ein Leben geben könne völlig ohne Flitter und Schein. Sie umgeben ſich abſichtlich mit erlogenen Zuſtänden und Genüſſen und ſchwelgen gleichſam in der Ueberzeugung, daß ſie bei ſich die Kraft fühlen, ſich Illuſionen hinzugeben. Eine Exiſtenz ohne dieſen Schein würden ſie proſaiſch nennen. Aber doch müſſen wir vorſichtig ſein, gerade auf dem Felde, das wir jetzt betreten. Denn ſelbſt die redlichen Naturen werden mit dem beſten Willen ſich nicht wahren können, ſich und Andere zu täuſchen. Hat doch ſchon unſer größter Dichter nicht gewagt, die Denkwürdigkeiten, die er uns aus ſeinem Leben erzählt, geradezu Wahrheit zu nennen. Er fügt das Wort Dichtung hinzu, und gerade in dem Sinne, in welchem ich mir es denke; um nämlich das zu bezeichnen, was Wahrheit ſein könnte, es aber keineswegs iſt, das heißt, nicht feſtſtehende Thatſache.“

„Ich verſtehe vollkommen, wie Sie das meinen,“ ſagte Ariſtobul, „und in dieſer Richtung ſollen Sie mich ganz nach Wunſch tolerant finden. Ich bin kein Wortklauber der Wahrheit. Ich ziehe meine Conturen abſichtlich ſo weit, daß innerhalb ihrer jede freie Bewegung des Lebens möglich wird. Nur das, was die Leute „Illuſionen ſich hingeben“ heißen, haſſe ich, weil ich gefunden habe, daß in der Welt, in der ich gelebt, jeder Thorheit, ja ſogar jedem Verbrechen damit Thor und Thür geöffnet wird. Ich will aber nun auf meinen eigentlichen Gegenſtand zurückkommen. Die erſte Kunde von jener Welt, die mir wurde, erhielt ich durch einen Freund, der wie ich eine realiſtiſche, rein auf äußere Vortheile gerichtete Erziehung genoſſen hatte. Wir wurden beide Aerzte. Unſere Studienjahre verlebten wir miteinander.“

Der Erzähler hielt hier inne und ſein Blick ſtarrte

einige Momente hindurch wie ſinnend in die Flamme. Dann ſetzte er kurz hinzu: „Wir waren beide Gottesleugner. — Ich ſehe noch den Tiſch vor mir im anatomiſchen Hörſaal, an dem wir Nachts einmal Beide allein an dem vor uns hingeſtreckten Leichnam mit Meſſer und Pincette arbeiteten. Wir löſten die Nerven aus ihren Hüllen, ſchlugen darauf in unſern Büchern nach und legten die Präparate in die gehörige Ordnung, indem wir auf kleine Zettelchen Nummern ſchrieben und kurz, ganz ſo wie ein Botaniker mit ſeiner Blume, ſo mit unſerem Todten verfuhren. Und dieſer Todte war uns noch dazu ein wohl Bekannter. Er hatte mir ein Jahr lang gedient, meine kleinen Geſchäfte beſorgt, bis er ſich eines groben Vergehens ſchuldig machte, in's Zuchthaus kam, dort ſtarb und nun uns überliefert wurde. Das Antlitz einer ſolchen Leiche iſt gewöhnlich bedeckt. Ich konnte mir es nicht verſagen, während mein Gefährte eben damit beſchäftigt war, das Herz aus der linken Nirrenkammer hervorzuholen, das Tuch von dem Geſichte herabzuziehen und laut die Worte auszurufen: Nun, Rechus, was ſagſt Du dazu? In dieſem Augenblicke ſchlug die nahe Domuhr zwölf. Mein Freund hatte das Herz in den Händen; es entfiel ihm und er ſah ſich nach rückwärts um, als rufe ihn Jemand. Laß' das! ſagte er zu mir, deck' das Geſicht wieder zu! Wir wollen überhaupt ſchließen. Es iſt zwölf und ich fühle mich nicht ganz wohl. Ich ſah ihn befremdet und lächelnd an; doch er vermied meinen Blick. Willſt Du nicht das Herz mit in Deine Wohnung nehmen? fragte ich. Nein, ſagte er, wir wollen es ihm lieber laſſen. Und damit legte er den abgelöſten Muskelklumpen wieder in das Bruſtgewölbe zurück. Wir verließen nun den Saal. Mein Freund war ungewöhnlich einſylbig auf dem Heimwege, und als wir noch eine Weinſtube offen fanden, überredete er mich, mit ihm einzutreten

und ein Glas Wein zu trinken. Ich folgte. Wir kamen bald in die heiterſte Stimmung. Plötzlich ſagte er: Hör', es iſt doch etwas Seltſames um den Menſchen! Ich wollte antworten, doch er ſetzte raſch hinzu: Wenn Einer ſo daliegt und muß ſich das nehmen laſſen, womit er empfunden, geliebt und getrauert hat! — Narrheit! erwiederte ich. Wenn Einer ſo daliegt, ſo iſt eben alles vorbei. — Ich weiß es! ſagte er dumpf; aber ich kann das Bild nicht los werden, wie ich ihm das Herz aus der Bruſt nahm und Du dabei ihm in's Geſicht ſahſt. Gib Acht, das kommt uns nach! — In wiefern? — Ich weiß es nicht. Gewiß aber iſt, es wird uns zurückgezahlt. — Du biſt nicht recht bei Sinnen! Was ſoll geſchehen? — Aeußerlich, nichts; aber innerlich! Es iſt mir auch etwas angethan. Sagen kann ich's nicht, aber an dieſe Nacht werde ich denken. — Er brach kurz ab und wir verließen die Weinſtube. Den andern Tag vermißte ich ihn im anatomiſchen Saale. Eine Woche verging, er kam nicht. Dann hörte ich, er ſei verreiſt und zwar zu ſeinen Eltern in der Nähe, wohin man auch mich baldigſt erwartete. Doch hielten Geſchäfte mich einige Zeit zurück. Als ich kam, war er fort. Er hatte mit ſeinem ältern Bruder eine längere Reiſe angetreten zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. Ich erhielt unterdeſſen einen Ruf nach der nordiſchen Hauptſtadt, wo ich in einem angeſehenen Hauſe eine vortheilhafte Anſtellung fand. Später verließ ich dieſe Stelle, um in Deutſchland mir das Doktordiplom zu holen. Ich kehrte, nachdem ich es erhalten, nach dem Norden zurück. Meinen Freund hatte ich bei dieſer Gelegenheit nur flüchtig geſprochen. Es ging ihm gut. Er war Vater blühender Kinder und ſeine Stellung in der Geſellſchaft eine geachtete und feſte. Er gab mir ein Buch mit, das er neuerdings geſchrieben und das ein ſtreng wiſſenſchaftliches Thema behandelte.

Er forderte mir das Verſprechen ab, daß ich das Buch genau durchleſen und ihm meine Meinung darüber ſchreiben ſollte. Beſonders lies das ſechſte Kapitel! rief er mir noch nach, als ich ſchon auf der Schwelle ſtand und ihm bereits die Hand zum Abſchied geſchüttelt hatte. Das ſechſte Kapitel! ſagte ich: gut! ich werde es leſen. In Petersburg angelangt, vergaß ich — zu meiner Schande muß ich's geſtehen — in den erſten Monaten Buch und Freund. Ein Zufall brachte mich auf Beide. Mein Bibliothekſchrank wird ausgeräumt. Ich finde das Buch, blättere darin und es kömmt mir des Freundes Wunſch in den Sinn, vor allem das ſechſte Kapitel zu beachten. Es handelt über die Knochenbildung und iſt bewundernswürdig geſchrieben, mit einer Genauigkeit der Forſchung, mit einer Kühnheit der Ideen und Folgerungen, daß ich in Entzücken und Bewunderung ununterbrochen bis zur letzten Zeile fortleſe. Unter dem Text ſtehen eine Menge Citate aufgeführt, Beweisſtellen, bald aus dieſem, bald aus jenem gelehrten Werke geſchöpft. Wie ich dieſe Sprüche näher prüfe, entdecke ich plötzlich mitten darunter einige ganz ſeltſame, gar nicht hierher gehörende Zeilen. Sie lauten: Du, der Du frech das Antlitz eines Todten aufdeckteſt, möchte mein Antlitz nicht im Tode Dir erſcheinen! Was iſt das? rufe ich. Was ſoll das? — Ich fange an zu lächeln über die Zerſtreutheit meines gelehrten Freundes, der in ſeine Noten und Citate unverſehens irgend einen Spruch aus einem Trauerſpiel oder ſonſt woher hat einfließen laſſen. Der Vorfall in jener Nacht aus meinen Studentenjahren war mir völlig entfallen. Meinem Verſprechen gemäß ſchreibe ich ihm und lobe ſein Buch und beſonders das Kapitel über die Knochenbildung. Er ſchreibt mir dagegen die wenigen Worte: Haſt Du's auch recht aufmerkſam geleſen? Faſt ſchien mir dieſe Frage eine Beleidigung. Die Sache indes kam in Ver-

gessenheit. Jahre vergingen, ich hörte von meinem Freunde weiter nichts. In einer Nacht — es war der sechste Oktober des Jahres 183* — sitze ich noch spät in meinem Arbeitszimmer mit der Abfassung einer Eingabe an das Medizinalkollegium beschäftigt. Ich muß bemerken, daß mein Zimmer im dritten Stock sich befand und daß dicht an der Mauer dieser Seite des Hauses ein Arm der Newa vorbeifloß. Es war eine stürmische Nacht, der Himmel völlig dunkel, und aus dem Fenster, das unverhangen war, konnte ich die Lichter am jenseitigen Ufer wie blasse Sterne schimmern sehen. Mechanisch richte ich meine Augen auf diese Lichtpunkte. Plötzlich glaub' ich zu bemerken, wie aus der Tiefe unten etwas auftaucht. Es kommt langsam hervor. Es ist mir, als sähe ich einen Büschel blonden Haares erscheinen. Es bleibt eine Weile, dann zeigt sich eine Stirn; alles an der dunkeln Fensterscheibe und zwar an dem Glase. Ich reibe mir das Auge, ich sehe weg, ich sehe wieder hin — es steigt ein Kopf in die Höhe. — Sollte Jemand auf einer Leiter? Unmöglich! Ich richte mein Auge starr auf die Fensterscheibe. Jetzt kommen die Augen! Sie sind geschlossen. Ein kalter Schauer überläuft mich. Immer höher steigt der Kopf! Ein furchtbar verzerrtes, bleiches Angesicht, darin der schrecklichste Todeskampf wühlt! Jetzt sieht es völlig zum Fenster hinein! Ich rufe den Namen meines Freundes und sinke in den Stuhl zurück. Als ich die Hände von den Augen löse, an die ich sie gerestt hatte, ist das Schreckbild verschwunden, alles still, alles ruhig. Was war das? Ein Bild, das die durch nächtliche Arbeit überreizten Nerven schufen? Ich suchte wenigstens, mir dieses einzureden. Ich verließ meinen Platz und ging in der Stube auf und ab. Mein Herz rechte hörbar. An der Wand hing der Kalender. Mechanisch nahm ich den Bleistift und machte ein Zeichen, indem ich zugleich nach

der Uhr ſah, um mir die Zeit zu merken. Es war gegen drei Uhr Morgens. Was ſoll ich hinzuſetzen? Ich erhielt, wie ich befürchtet, die Kunde von ſeinem Tode, und da ich mich genauer erkundigte, erfuhr ich auch, daß er genau um die angegebene Zeit dieſe Zeitlichkeit verlaſſen habe."

Eine Pauſe folgte. Wir lauſchten Beide den Stößen des Sturmwindes, die an dem Fenſter vorbeiglitten. Endlich nahm ich das Wort und fragte: „Und was folgern Sie nun aus dieſem Erlebniß?"

„Zuerſt," entgegnete Ariſtobul, „die Gewißheit, daß es einen Weg der Mittheilung gibt für die ſcheidenden Seelen an die zurückbleibenden. Dieſer Glaube ſteht feſt bei mir. Und dann, daß es einſt möglich ſein wird, wenn die Wiſſenſchaft weitere Fortſchritte macht, dieſe Mittheilungen an den Ausdruck eines beſtimmten Willens zu ketten."

„Die Wiſſenſchaft?" fragte ich erſtaunt.

„Nun ja, die Wiſſenſchaft. Weshalb befremdet Sie das? Wenn wir unſeren Vorfahren geſagt hätten, daß es möglich ſei, ſeine Gedanken in wenig Minuten an einen weit entlegenen Ort unſeren Freunden vernehmlich zuzurufen, hätten ſie uns nicht erwiedert: ja, das ſind Geiſter! die heutige Wiſſenſchaft antwortet: es iſt der elektriſche Strom. Dieſer elektriſche Strom agirt jetzt. Wir haben ihn eingefangen und ihn gelehrt, nach der Uhr ſich zu richten und in Worten zu ſprechen. Kann nicht etwas Aehnliches mit jenem noch ſubtilern Agens, mit dem Nervengeiſte, ſtattfinden? Noch lange nicht ſind ſeine Kräfte und die Geſetze ſeiner Wirkſamkeit erkannt, die neuere und neueſte Chemie, überraſcht durch die Erfolge, welche ſie von der galvaniſchen und elektriſchen Thätigkeit geerntet, wagt ſich für's Erſte noch nicht höher. Aber ſie wird es wagen und dann iſt dieſer wunderbare, jetzt noch unerforſchte Nervengeiſt die erſte ihr geſtellte

Aufgabe, an die ſie ſich machen wird und muß. Welche Erfolge dann! Eine ganze Geiſterwelt wird vor uns auftauchen und es wird keine Entfernung, keine Abgeſchloſſenheit mehr geben."

„Wollen wir hier inne halten!" rief ich, und es befiel mich ein unbeſchreibliches Unbehagen. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß, wie wir jetzt Telegraphen-Bureaux haben, es dann auch Geiſter-Bureaux mit dazu gehörigen Beamten, Kanzlei-Einrichtungen und täglicher Briefabgabe geben könnte."

„Das ſind unweſentliche Nebendinge," erwiederte mein Freund. „Die Hauptſache iſt, daß wir eine unermeßlich wichtige geiſtige Kraft in unſere Macht gegeben erhalten. Sie nennen dieſe Erklärung des Faktums, die daraus gezogenen Folgerungen gewagt. Nun, welche anderen ſollen wir daraus ziehen? Es ſteht einmal feſt, daß es den Sterbenden im Augenblicke ihres Todes, oder vielleicht wenige Sekunden darauf, möglich iſt, in die Ferne zu wirken. Das, was mein Freund gewollt, ſteht mir klar vor der Seele. Er war, wie ich ſpäter erfuhr, von ſeinem Materialismus und Unglauben abgewichen und hatte ſich nicht gerade den Frömmlern, doch den Gläubigen beigeſellt. Er wußte, oder meinte zu wiſſen, daß ich bei dem alten Unglauben beharrte. Es trieb ſich in ſeiner Seele der peinigende Gedanke, daß dies mein Elend und Unglück ſein werde. Er hätte es gerne geändert, wußte aber nicht, wie es anzufangen. Geradezu den Bekehrer ſpielen mochte er nicht. Es fehlte ihm auch dazu die Gelegenheit. Dann mochte er wieder denken, es ſei beſſer, mich bei meinen Anſichten zu laſſen; denn er wußte, daß ich dabei ein Ehrenmann war. In dieſem Hin und Her von Zweifeln rochte er gleichſam leiſe an, und dieſes leiſe Anrochen war jene ſeltſame Note unter den gelehrten Citaten. Wenn ich dieſen ſonderbaren Spruch

bemerkte, ſo hoffte er, würde mir auch die Nacht in dem anatomiſchen Lehrſaale einfallen, und an dieſe Dinge anknüpfend wollte er dann weiter in mich dringen. Es geſchah aber nichts von dem Erwarteten. Mittlerweile wurde er krank, und auf ſeinem Krankenlager beſchäftigte er ſich angelegentlich, wie man mir erzählt hat, mit mir. Es that ihm unfehlbar leid, daß er nicht ernſtlicher an meine Bekehrung gegangen, und er fürchtete, der Tod werde ihm ein ferneres Handeln unmöglich machen. Nun kam der Tod und in dem Augenblicke des Sterbens, wo er meinen Namen mit Heftigkeit ausgeſtoßen, drängte er alle Vorſtellungen zuſammen, und ſo ging denn dieſe ſchauerliche Seelenreiſe vor ſich, und zwar unter der Form und unter dem Bilde, das dem Sterbenden nun einmal geläufig geworden war, unter dem des aufgedeckten Totenantlitzes."

„Sie müſſen nun geſtehen," hub ich an, indem ich dieſer auffallenden Geſchichte nachdachte, „daß Ihr Freund bei dieſer Kundgebung eine Abſicht hatte, welche Sie nicht gehörig aufgefaßt zu haben mir ſcheinen. Er wollte Sie bekehren und Sie von Ihrem Unglauben, den Sie früher ſelbſt zugeſtanden, abbringen."

„Es mag ſein," entgegnete Ariſtobul; „jedenfalls hat er inſoweit auch ſeinen Zweck erreicht, als er mir eine Thür aufgeſchloſſen, durch die ein Lichtſtrahl in mein Inneres gedrungen. Es gilt gleich, wie wir das Licht benennen, es iſt eben — Licht!"

„Und nun weiter?" fragte ich.

„So hab' ich denn ſpäter nicht wenige Beiſpiele geſammelt," fuhr der Arzt fort, „wo eine ähnliche Kundgebung auf dem Sterbebette ſtattgefunden. Die Thatſache iſt mir außer allem Zweifel: der menſchliche Wille hat die Macht, ſich in die Ferne auszuſprechen, und es ſind nur die Zeit, der Ort und die Perſon zu beachten."

„Erklären Sie ſich näher.“

„Was die Zeit betrifft, ſo ſcheint mir, daß der Rapport mit der Geiſterwelt ſich nicht über die Dauer eines Menſchenlebens hinaus erſtreckt. Daraus folgt, daß wir keine Mittel beſitzen, uns mit den Abgeſchiedenen lange voraus in Verbindung zu ſetzen. Sogenannte Geiſterbeſchwörungen ſind mir daher Sache der Täuſchung. Der Ort iſt gänzlich jenem auf uns einwirkenden Geiſte anheimgegeben. Wir können inmitten einer rauſchenden Geſellſchaft, beſchäftigt mit frivolen Dingen, eine ſolche Geiſtermahnung erhalten; es braucht keiner Nacht, keiner Einſamkeit dazu. Nun die Perſonen! und hier treffen wir auf den Hauptpunkt, auf den eigentlich alles ankommt.“

„Ich bin neugierig.“

„Bei den Krankheitsſtoffen haben wir Aerzte bemerkt, daß es Naturen gibt, welche eine beſondere Empfänglichkeit für deren Mittheilung beſitzen. Worin dieſe Empfänglichkeit liegt, können wir nicht erklären, aber ſie iſt unleugbar da. Mit dem Geiſte iſt's nicht anders. Ganze Zeitalter ſind einer Richtung der Gedanken oder Phantaſie gefolgt. Selbſt ganz Abgeſonderte, Einſame ſind auf dieſelben Gedanken und Träume verfallen, ohne daß ſie mit der Welt, wo dieſe herrſchten, Verkehr hatten. Dies war der geiſtige Strom, der über Alle dahinglitt. Ein Schritt weiter und — der Geiſt des Einzelnen kann über die Ferne hinaus ſich dem Einzelnen bemerkbar machen. Der Magnetismus zeigt uns, wie weit dieſe Fernwirkung möglich iſt. Sie iſt vielleicht noch viel weiter möglich. Bei jener Geſchichte, die ich erlebt habe, iſt es ein Sterbender, der ſich bemerkbar und kennbar macht. Weshalb ſollte nicht auch ein Lebender dasſelbe zu thun vermögen? Man hat Beiſpiele, daß Leute doppelt geſehen werden, an zwei verſchiedenen Orten, manchmal aber

auch ganz unmittelbar nah aneinander. Auch da sind mir glaubwürdige Fälle bekannt. Ich will nur einen erzählen. Ich behandelte in Petersburg eine Frau, die an einem bösartigen Nervenfieber darnieder lag. Wenig Hoffnung hatte ich, sie aufzubringen; dennoch ging es nach Verlauf einiger Wochen besser, dann, wider Erwarten, sogar gut; das heißt, die eingetretene Krise wandte sich entschieden der Genesung zu. In dieser Zeit verreiste der Mann der Kranken, und sie, die gewohnt war, in ihrem Hause Alles in Allem zu sein, mußte es dulden, daß die Angelegenheiten bei der Abreise von jemand Anderem besorgt wurden. Wir verschwiegen ihr absichtlich die Stunde der Abreise, die früh am Morgen stattfinden sollte. Ich muß von der Oertlichkeit des Hauses sprechen. Das Krankenzimmer lag zu ebener Erde. Oben, eine Treppe höher, wohnte der Mann und noch eine Treppe höher war das Weib einquartirt, welches die Vorräthe des Hauses an Wäsche und Kleidungsstücken zu verwalten hatte. Ein großer Schrank, der die Garderobe des Mannes enthielt, stand auf einem Korridor, der von dem Zimmer der Ausgeberin zu der Treppe führte. Um vier Uhr war die Abreise bestimmt. Um drei Uhr hörte jenes Weib Jemand an der Schrankthür sich zu schaffen machen. Sie tritt auf den Korridor hinaus und beim Schein der Lampe sieht sie ihre Gebieterin, wie sie am geöffneten Schranke steht und in die Fächer hineinlangt, als suche sie etwas. Bestürzt eilt das Weib hinzu. In diesem Augenblicke sieht sie Jene die Treppe langsam wieder hinabsteigen. Sie geht an den Schrank; er ist verschlossen. Und doch hat sie ihn eben, ganz deutlich, offen gesehen. Ihr nächster Gang ist nun zu dem Herrn des Hauses, den sie in seinem Zimmer, zur Abreise gerüstet, mit dem Ordnen einiger Papiere beschäftigt findet. Ist die gnädige Frau nicht bei Ihnen? fragte sie. Die gnädige Frau?

wiederholte der Mann; Du Einfältige! Du weißt ja, daß sie krank unten in der Stube liegt. — Sie ist aber aus dem Bette, denn sie war eben im Korridor oben! sagte das Weib. — Jetzt tritt der Hausknecht ein, der den Auftrag hat, nach dem Ofenfeuer zu sehen. Karl, ruft die Ausgeberin, bist Du nicht der gnädigen Frau eben begegnet? — Ja, wie ich die Treppe hinaufkam. Sie ging hinunter und hatte ein graues Tuch über dem Arm. — Auf diese Rede hin, hat der Mann nichts Eiligeres zu thun, als in das Krankenzimmer hinunter zu eilen. Auf der Schwelle trete ich ihm entgegen und scheuche ihn mit den Worten zurück: Wohin? Die Kranke liegt in einem tiefen Schlafe, aus dem wir sie nicht aufstören dürfen! — Sie hat aber noch vor wenigen Minuten das Bett verlassen? — Ich erwiedere, daß ich die ganze Nacht hindurch an ihrem Bette gewacht. Der Mann verläßt mich kopfschüttelnd und ich kehre an das Krankenlager zurück. Die Schlummernde erwacht und in ihren Gesichtszügen lese ich einen quälenden und beunruhigenden Gedanken. Was ist Ihnen? frage ich. — Ist mein Mann schon fort? — Nein, aber er ist eben im Begriff, abzureisen. — Er vermißt ein Tuch, das ich ihm geschenkt, sagt sie leise, damit er sich es umbinde, da er leicht an Halsweh leidet. Er weiß nicht, daß ich dieses Tuch in den Kleiderschrank oben hingehängt habe. Wenn er nur nicht fortreiset ohne das Tuch. — Ich eilte hinaus. Nach dem Tuche wurde gesucht und es an dem bezeichneten Orte gefunden."

„Und die Frau? — Sie starb?"

„Nein, sie lebt noch heute. Es gelang mir, sie völlig herzustellen."

„Gewöhnlich sind solche Erscheinungen," bemerkte ich, „Vorboten des Todes."

„Hier waren sie es nicht. Und weshalb sollen sie

auch stets nur Verboten des Todes sein? Es ist ja nur die Kraft und Macht des Geistes, aus dem Körper hinauszutreten und die Fähigkeit Anderer, dieses Heraustreten zu gewahren. In tausend Fällen ist weder das Eine noch das Andere möglich. Es ging von der kranken Frau ein Strom des Nervengeistes aus, der in seiner Berührung mit der Außenwelt und gleichsam auf der Oberfläche derselben Gestalten bildete, wie das für diese Strömung empfängliche Auge jener beiden Personen sie sah. Sie wurden in diesem Augenblicke von dem Krankheitsstoffe in dieser Form angesteckt, wenn wir es so nennen wollen. Beide Fälle, die ich Ihnen eben erzählte, unterscheiden sich jedoch merklich von einander. In dem einen war der bestimmte Wille da, nach Außen und zwar auf eine bestimmte Person und in einer bestimmten Form zu wirken; in dem andern eine Thätigkeit des Geistes oder des Willens bei gänzlicher Unfähigkeit des Körpers, eine gewisse Arbeit zu vollführen, die vollführt werden mußte, nämlich das Tuch herbeizuschaffen. Ich könnte noch eine große Menge von Beispielen anführen. Allein diese beiden genügen. Genug — es ist in uns eine Macht vorhanden, welche in die Ferne wirkt und durch Bild und Schall sich bemerkbar machen kann. Es kommt nur darauf an, die Gesetze herauszufinden, nach denen diese Macht wirkt. Dann haben wir sie in unserer Hand, wie wir den galvanisch-elektrischen Strom in unsere Macht bekommen haben, und in noch höherem Grade wahrscheinlich bekommen werden. Ich selbst habe Versuche angestellt, meinem Willen diese Schärfe und Spitze zu geben, daß er wie ein Pfeil in die Ferne und an ein bestimmtes Ziel dringe. Allein ich habe nichts zuwege gebracht, als bei der Person, auf die ich wirken wollte, ein unbehagliches Gefühl, eine Art Beklemmung, von der sie nicht wußte, woher der Zustand kam. Mir also fehlte

entweder die Macht, oder jener Perſon die Empfänglichkeit.“

„Sie haben vorhin,“ warf ich hier dem Sprecher in's Wort, „jene Kraft einen Krankheitsſtoff genannt, und ihre Ausſtrömung eine Anſteckung.“

„So erſcheint ſie in der That uns Aerzten. Denn der Körper, von dem dieſe Macht ausgeht, iſt entweder ſterbend, oder leidend.“

„Alſo dürften wir eigentlich nicht tiefer nach dieſer Seite hin forſchen, wenn wir uns nicht dem Vorwurfe ausſetzen wollten, daß wir leidende Zuſtände begünſtigten oder gar hervorriefen.“

„So ſtellt ſich allerdings die Sache auf den erſten Anblick dar, und der Unfug, der mit gewiſſenloſem und gewinnſüchtigem Experimentiren mit dem Magnetismus und den ihm verwandten Zuſtänden getrieben werden, beweiſt zur Genüge, wie vorſichtig der Menſchenfreund und redliche Forſcher zu Werke gehen muß. Auf der andern Seite dürfen wir nach dem jetzigen Stand der Wiſſenſchaft keinen Augenblick zögern, wenn uns ein neuer Weg gezeigt wird, dieſen bis an die Grenze des Erlaubten zu wandeln. Wir können nicht wiſſen, in welche neue Gegend wir gelangen. Die Geiſterſeherei, zum Beiſpiel, wie lange iſt ſie in den ungeſchickteſten Händen geweſen! Anfangs durch den religiöſen Fanatismus zu einer Art Wunderwelt geſtempelt, die ihre Schrecken zum Dienſte der herrſchenden Parteien über ganze Zeitalter und Generationen ausbreiten mußte, dann, in der Periode nüchterner Aufklärung, wieder in's andere Extrem, in die Ammen- und Kinderſtube verbannt, hat ſie ſtets zu viel oder zu wenig gegolten, iſt bald ein dunkles Schreckbild, bald eine Kinderflauſe geweſen. Unſerer Zeit ſcheint es vorbehalten, auch hier gemeſſenen, feſten Schrittes vorwärts zu gehen. Der Name „ein Geiſterſeher“ ſoll hinfort

weder ein mitleidiges Lächeln, noch eine abergläubische und ſtaunende Bewunderung erregen, ſondern er ſoll ein Titel mehr ſein, den der redliche Forſcher, der die Größe, Tiefe und Schönheit der Schöpfung erkennen lehrt, ſich beilegt."

Es waren einige Wochen vergangen, daß ich Ariſtobul nicht geſehen. Ich hatte eine kleine Reiſe unternommen, von der ich ermüdet und nicht im beſten Wohlſein heimgekehrt war. Auf meinem Tiſche lag ein Brief des Arztes, in welchem er mich einlud, ihn an einem der nächſten Abende zu beſuchen. Die Störungen wären jetzt beſeitigt und ich könne auf die gewohnte Ruhe und Stille in ſeinem Hauſe rechnen. Ich wußte, worauf dieſe Nachrichten gingen. Ariſtobul hatte ſchon lange beabſichtigt, eine Aenderung in der Eintheilung ſeiner Wohngemächer vorzunehmen, und zu dem Ende eine Wand niederreißen laſſen, die ſein Schlafkabinet bisher von dem Zimmer getrennt hatte, das an unſern kleinen Verſammlungsſaal ſtieß und in welchem einige wiſſenſchaftliche Apparate und eine Anzahl phyſikaliſcher Geräthſchaften aufbewahrt wurden. Dieſe Arbeiten hatten eine für den einſamen Gelehrten ſehr unbehagliche Unordnung und Störung veranlaßt und ſelbſt jetzt, obgleich die Hauptſache abgethan, waren noch immer nicht alle Dinge an den ihnen zukommenden Platz geſtellt. Als ich kam, fand ich das Zimmer leer. Nur Andreas kam mir entgegen und gleichſam zur Entſchuldigung, daß ſein Herr noch nicht da war, rollte er mir einen kleinen Schädel vor die Füße, mit dem er eben wie mit einem Balle ſpielte. Ich hob den zierlichen Knochenbau vom Boden auf und brachte ihn dem Scheine einer Kerze näher, um ihn zu betrachten. Es war der Schädel eines, wie mir ſchien, kaum zweijährigen Kindes.

Die Knochen waren von einer überraſchenden Zartheit und Weiße, der ganze kleine Ball ſo leicht, daß man ihn auf zwei Fingern wiegen konnte. Ich legte das zierliche Gebilde auf den Tiſch und einen Kranz von bunten Papierblumen, der zur Lampendecke gedient hatte, darauf. So war das Symbol fertig: das unter Blumen ſchlafende Kinderhaupt. Es herrſchte eine tiefe Stille im Zimmer. Die Flamme des Kamins kniſterte, ruhig ſtrahlten die vier Kerzen ihre Glorie durch die Dämmerung der Holzvertäfelung, welche die Wände rings auf Mannshöhe umgab. Der weiche Teppich ließ keinen Schritt hörbar werden und ſo mußte es dem Ohre auffallen, daß plötzlich, wahrſcheinlich durch Oeffnung einer Thüre unten, ein dumpfer, brauſender Ton durch die Gänge zog und zu gleicher Zeit der Sturm eine Wolke Schnee mit Regen gemiſcht an das Fenſter ſchleuderte. Ein langgehaltener melancholiſcher Ton zitterte als Nachhall durch die Kaminmündung hinauf. Andreas hatte ſich mir angeſchmiegt und ſah blinzelnd in die Flammen der Kerzen.

Jetzt öffnete ſich geräuſchlos eine Thüre und Ariſtobul ſtand vor mir. Nach den erſten begrüßenden Worten warf er einen Blick auf den Kinderſchädel und mit den Worten: „Wie kommt das hieher?“ ſtellte er ihn in einen Schrank, deſſen Thür er ſorgfältig verſchloß.

Wir ſetzten uns und der dampfende Theekeſſel wurde gebracht. Ein feiner Wohlgeruch, das Arema des Thees, verbreitete ſich im Gemach. Nach einer Weile kam wieder das Toſen des Windes.

„Es iſt unterdeſſen, daß wir uns nicht geſehen, Winter geworden, lieber Freund,“ hub Ariſtobul an. „Es iſt der erſte, den ich nach langen Jahren wieder in Deutſchland verlebe. In Petersburg erſchreckt uns der Winter nicht. Er iſt ein alter Bekannter, und wir ſind vorbereitet, ihn zu empfangen. Hier in Deutſchland

glaubt man, daß er wohl hie und da ganz ausbleiben könne. Jedenfalls ist man erstaunt, wie er es wagen darf, mit Strenge aufzutreten, und in der Ungewißheit, wie man sich gegen ihn benehmen soll, nimmt er seinen Vortheil wahr, und versetzt uns mit seiner eisigen Faust derbe Schläge. Und die Häuser hier — wie sind sie gebaut! Lange Zeit hab' ich geglaubt, dieses alte Erbstück, das ich jetzt zu bewohnen die Ehre habe, sei ein solides und ehrenhaftes Stück Steingefüge. Jetzt aber, da ich an die Zerstörung der alten Mauern gegangen, seh' ich, daß auch unsere respektablen Altvordern sich's hie und da ungebührlich leicht gemacht. Freilich ist's nur eine Zwischenwand, die ich habe einreißen lassen. Aber sie war von Holz, und ich bin immer des Glaubens gewesen, sie sei von Stein."

„Sind Sie nun zufrieden mit der Aenderung?" fragte ich.

„Ich muß es wohl sein," erwiederte er lächelnd. „Wenigstens hab' ich mir Ruhe geschafft vor einem alten Gespensterspuk dieses Hauses."

„Das wäre!" rief ich. „Ein Gespensterspuk? Dann befinden wir uns ja mitten darin in dem Thema unserer Unterhaltungen?"

„Das ist auch der Fall. Aber lassen sie mich, ehe ich ihnen die abenteuerliche Geschichte dieses Hauses erzähle, in der auch jener kleine Schädel, den Sie gefunden, eine Rolle spielt, zunächst an die Betrachtungen unseres letzten Abends anknüpfen! Ich erinnere mich ganz wohl, wobei wir geblieben. Es war von dem Willen die Rede, und dessen geheimnißvoller, fast despotisch zwingender Macht. Diesen Willen haben wir als eine Seelenausströmung kennen gelernt, der die Kraft innewohnt, auf einem noch nicht ermittelten Wege sich mit unserem Geiste in Correspondenz zu setzen. Jetzt wollen wir von einer anderen Seelenmacht sprechen, von der des Begehrens: sei

es als Liebe, sei es als Haß. Auch auf diesem Gebiete sind mir Erfahrungen zu Theil geworden. Dieses fortdauernde Anhaften der Seele an Personen und Dingen, die sie hier auf Erden verlassen hat, verlassen mußte, ist nicht minder eine Thatsache, als es jene Willensthätigkeit ist, von der wir gesprochen. Vorher jedoch muß ich einer Erscheinung erwähnen, die wohl ein Jeder an sich selbst erlebt hat, und die gleichsam ein Vorspiel ist von dem, was sich später, da unsere körperliche Existenz aufgehört, in einem größeren Maßstab und in einer unberechenbaren Ausdehnung zuträgt. Wer besinnt sich nicht auf Vorkommnisse, wie zum Beispiel folgender. Man hat seine Wohnung bereits verlassen. Schon zwei oder drei Straßen ist man fern. Da befällt Einen plötzlich eine Unruhe, es treibt Einen ein Etwas zurück, man muß umkehren und nochmals das verlassene Zimmer betreten, wenn auch nur, um nachzusehen, ob nicht etwa das Licht brennen geblieben, von dem man doch gewiß weiß, daß man es ausgelöscht. Der Himmel weiß, welch' eine Geisterstimme und zu welchem Zwecke sie uns zurückruft. Während meines Lebens in Petersburg geschah mir etwas, wo ich diesen Zweck mit einer, mir das Haar aufsträubenden Unzweifelhaftigkeit vor mir sah. Ich will den Fall erzählen. Eine junge Dame von hohem Stande besuchte mich öfters, um, wie sie sagte, ihre müßigen Stunden unter meinen Medikamentflaschen und Büchern zuzubringen. Wenn sie kam, pflegte sie irgend einen Folianten aufzuschlagen, darin zu blättern oder die umherhängenden Abbildungen der verschiedenen Schäden und Difformitäten des menschlichen Leibes mit jener Aufmerksamkeit zu betrachten, die doppelt auffällig war bei einem Wesen, das jung, reich und in der Fülle des Lebensgenusses stehend, durch nichts, wie man glauben hätte sollen, widriger berührt werden konnte, als durch den Anblick von Krank-

heit und Tod. Allein meine junge Fürstin war seltsam geartet. Sie trug mit sich den Gedanken, ich will sagen die Gewißheit eines frühen Todes und zwar eines nicht natürlichen. Was ich auch dagegen sagen mochte, es war in den Wind gesprochen. Eines Tages fand ich sie in einem Werke lesend, das über die Gifte handelte. Dieser Gegenstand fesselte sie dergestalt, daß sie mein Kommen und meine Anwesenheit kaum bemerkte. Ich mußte ihr einige Giftstoffe zeigen, die ich in einem Schränkchen in kleinen Phiolen aufbewahrte. Sie ließ die Namen der Gifte und die Art ihrer Wirkung sich genau sagen. Darauf entfernte sie sich, indem sie scheinbar nachlässig fragte, ob ich das Schränkchen auch gewissenhaft verschlossen halte. Da Niemand das Recht hat, in mein Zimmer zu kommen, erwiederte ich, so halte ich es allerdings mit dem Verschließen nicht sehr genau. Darauf entfernte sie sich, und wir versprachen, diesen Abend noch auf dem Balle beim *— Gesandten einander wiederzusehen. Ich befinde mich bereits seit einer Stunde in den vollgedrängten Gesellschaftsräumen, umgeben von Freunden und Bekannten, die mich in ein lebhaftes Gespräch verwickeln, da überfällt mich eine unerklärliche Unruhe. Ich weiß das Gefühl der Beklemmenheit, die mir den Athem fast versagt, nicht zu bannen. Meine Wohnung, mein Zimmer, mein Schreibtisch — alle diese Gegenstände sind mir gegenwärtig, als gehörten sie hierher, oder vielmehr als gehörte ich zu ihnen. Je ernstlicher ich gegen die Zumuthung kämpfe, unnöthigerweise in meine Wohnung heimzukehren, um so dringender wird diese Anforderung. Endlich lasse ich meinen Wagen vorfahren, um mich nach Hause zu begeben. Auf der Treppe vom Gesellschaftssaal niedersteigend, gewahre ich den Diener der Fürstin. Jetzt besinne ich mich, daß ich diese Dame hier treffen sollte, und daß sie nicht ge-

kommen. Auf meine Frage nach ihr wird mir eine ausweichende Antwort. Meine Unruhe wächst. Kaum kann ich es jetzt erwarten, mein Haus zu erreichen. Schon von ferne seh' ich Licht in meinem Studirzimmer, und treibe den Kutscher an, schneller zu fahren. Aber das Gedränge von Wagen, die zum Feste fahren, hält mich auf. Als ich endlich vor meiner Hausthür anlange, ist das Licht eben verschwunden. Ich sehe eine Gestalt, in einen Pelz gehüllt, rasch um die Ecke biegen. Mit einer Hast, die Jedem, der mir begegnet, unerklärlich ist, eile ich meinem Diener nach, der mit der Kerze mir voranleuchtet. Mein erster Blick fällt auf das bewußte Schränkchen. Es steht offen. Ich weiß nun, wer hier gewesen. Ein zweiter Blick belehrt mich, daß die Phiole mit dem stärksten der Gifte fehlt. Auf einen Augenblick drohen die Sinne mich zu verlassen. Die wunderſame Erscheinung hat mich bis in's Innerste erschüttert, und ich habe meine volle Geisteskraft nöthig, um rasch den Weg einzuschlagen, den zu gehen mir gleichsam vom Himmel vorgezeichnet war. Ohne mich mit Fragen und Vorwürfen gegen meinen Diener, der wider meinen Befehl Jemand in das Zimmer gelassen, aufzuhalten, stürze ich der Gestalt nach, die ich um die Ecke hatte biegen sehen, als mein Wagen durch widrige Umstände zurückgehalten worden. Sie war es! Fast mit ihr zugleich erreichte ich ihre Wohnung, in die sie eben unbemerkt auf einer versteckten Treppe zu gelangen gedachte. Geisterbleich und wankend sah sie mich vor sich. Ohne ein Wort zu sagen, fuhr ich mit der Hand unter ihren Pelz, erfaßte die ihre und klirrend fiel ein Gegenstand zu Boden. Mein Himmel! rief sie, was machen sie? Was treibt sie her? Was wollen sie? — Sie retten! rief ich. Da liegt das Gift, das sie mir entwendet haben! — Sie hielt sich an den Pfeiler der Treppe. Nun ja! sagte sie — ich will

es nicht läugnen — ich wollte — Still! Kein Wort weiter, Fürstin! rief ich. Ich weiß, was sie wollten, Unselige! Der Himmel hat mich durch die Stimme der wunderbarsten Ahnung zu ihrem Retter gemacht. — Dies waren die wenigen Worte, die wir mit einander wechselten in einer der schauerlichsten und beklommensten Situationen, die ich mich besinne, je erlebt zu haben. Dem Himmel sei Dank, die Arme erholte sich bei der aufmerksamen Pflege, die ich ihr nun angedeihen ließ, von ihrem besammernswerthen Uebel. Ihre Schwermuth wich, ihre Selbstmordgedanken verließen sie, und sie ist jetzt, in glücklichen Verhältnissen lebend, eine frohe, heitere Gattin, eine gesegnete Familien-Mutter."

Während dieses Berichtes und den Blick auf die lebhaft angeregten Züge des Sprechenden gerichtet, besann ich mich jetzt, von dieser Geschichte während meines letzten Aufenthaltes in der Newastadt gehört zu haben. Doch schrieb damals das Gerücht die Beweggründe zu dem versuchten Selbstmorde der schönen und jungen Fürstin einer Leidenschaft zu, welche sie zu dem Arzte gefaßt haben sollte. Sie war in der That nicht die Einzige gewesen, die durch die dämonische Anziehungskraft, welche dieser seltene und in mehrfacher Beziehung geheimnißvolle Mann auf Frauen mehr als auf Männer ausübte, an ihn gefesselt worden war.

Als wir Beide einige Zeit geschwiegen, begann ich: „Sie dürfen nur nicht unbeachtet lassen, daß Sie an demselben Tage, wo dies geschah, mit der Fürstin jenes Gespräch über die Gifte geführt und daß sie wußten, wie sehr und auf welche gefährliche Weise sie zu dem Wahnsinne des Selbstmordes neige."

„Alles dieses zugegeben," versetzte mein nächtlicher Erzähler, „so hatte ich doch in dem Augenblicke, wo jene Stimme an mich erging, die Fürstin sowohl als unser

Gespräch völlig aus dem Sinne verloren. Ich dachte an ganz andere Dinge, und das Gespräch, das ich mit meinen Freunden führte, leitete nicht von ferne zu diesem düstern Gegenstande, welcher der Boden war, aus dem meine Ahnung sich erhob. Der Fall steht übrigens nicht vereinzelt da. Ich kenne mehrere, doch ist dies einer, den ich selbst erlebte."

Wir schwiegen wieder und horchten den Stößen des Sturmwindes, der das hohe Fenster erdröhnen machte. Meister Andreas befand sich in einer unruhigen Stimmung. Seine Augen leuchteten und er saß zwischen uns, nachdem er mit einem raschen Sprunge sich auf den Tisch geschwungen hatte, seine Aufmerksamkeit bald seinem Herrn, bald mir zuwendend. Die Hand des Ersteren glitt streichelnd an seinem schwarzen, sammetweichen Pelze hin.

„Ja, mein Freund," rief der Arzt, „es wird wohl die Zeit kommen, wo wir ein Wörtchen mit einander sprechen werden. Daß du mir viel zu sagen hast, weiß ich. Warte nur, das Gewand, das ich trage, hält nicht ewig. Wir begegnen einander in einem andern Kleide und da bin ich es vielleicht, der bei dir antichambrirt!"

Der Kater erhob seinen Rücken und streifte so nahe an die Kerze, daß er die Flamme mit dem hochgebogenen Schweife fast auslöschte.

„Sachte, sachte!" rief ihm sein Gebieter zu; „nicht zu stolz! Noch bist du das Thier und ich der Mensch! An deinen Platz unter'm Ofen! Dort kannst du dir von unserem Gespräche so viel merken, als für Deinen Kram rasst!"

Der Kater entfernte sich und folgte der Weisung, obwohl langsam und unwillig.

„Sie werden sehen," sagte Aristobul zu mir, „so wie ich die Geschichte zu erzählen anfangen werde, die Sie jetzt hören sollen, wird er wieder hervorkommen. Diese

Erfahrung hab' ich ſchon oft gemacht. Dies Thier hat eine wunderſame Begabung und ich mühe mich vergebens ab, zu erforſchen, in welchem Zuſammenhang beſondere Laute mit den Empfindungen oder dem Inſtinkte dieſes Thieres ſtehen. Geben Sie Acht! wenn ich einen gewiſſen Namen nenne, ſo werde ich damit alle Geiſter der Thätigkeit bei ihm wachrufen."

Wir ſahen den Kater auf ſeinem Kiſſen unter'm Ofen zuſammengerollt, wie es ſchien, in Schlaf verſunken. Ich forderte den Arzt auf, ſeine Erzählung zu beginnen.

„Dieſes Haus", hub er an, „in welchem wir uns gegenwärtig befinden, gehört meiner Familie bereits über hundert Jahre. Mein Großvater kaufte es, als er, noch jung und im Beſitz eines blühenden Geſchäftes, hier in Lübeck ſich anſiedelte. Mein Vater hat die Zeit eines langen Lebens hier verbracht und ich erblickte das Licht der Welt in dieſen Mauern. Schon in früher Kindheit wurde mir die Sage bekannt, die an dieſem Hauſe haftet. Sie beſteht in Folgendem. Ehe mein Großvater dieſes Beſitzthum an ſich brachte, befand ſich an dieſem Platze ein alterthümliches Gebäude, das der Hanſa gehört hatte, ſpäter in den Beſitz eines reichen Großhändlers übergangen war, der alt und unverheiratet hier ſtarb, und von dem das Gericht ſonderbare Dinge berichtet. Die Geſchichte iſt nicht ohne Intereſſe auch für weitere Kreiſe, weil der Name einer ſehr gefeierten Frau des achtzehnten Jahrhunderts öfters in ihr genannt wird. Mit einem Worte, es iſt hier von der Gräfin Aurora Königsmark die Rede, die, wie Sie wiſſen, nach Dresden kam in Begleitung ihres Schwagers und ihrer Schweſter in der Abſicht, über das räthſelhafte Verſchwinden ihres Bruders, des Grafen Königsmark, der in dem Schleſſe von Hannover unſichtbar geworden, Nachforſchungen anzuſtellen. Es iſt ſpäter an's Licht gekommen, daß der junge Graf einem Mordanfalle

erlegen iſt, den man auf ihn verübt. In dieſe dunkle Geſchichte verwickelt iſt die Perſon eines portugieſiſchen Juden, mit Namen Laſtrey. Von Liſſabon ausgewandert, kommt er in Schweden an, und es gelingt ihm dort, freilich auf ſehr ungeſetzlichem Wege, große Reichthümer zu erwerben. Im Bunde mit den Boucaniers, jenem frechen und zügelloſen Corps von Seeräubern, plündert er und raubt, wo er irgend es möglich machen kann, und bringt die durch das Blut der unglücklichen Opfer beſudelten Schätze in Sicherheit. Als er in Schweden ſich nicht mehr ſicher fühlte, brachte der Verbrecher einen Theil ſeines Raubes hierher in dieſes, neuerdings von ihm erkaufte, alterthümliche und dem Einſturz nahe Haus. Hier verlebte er einſam und wie ein Greif über ſeinen Schätzen wachend, die Tage ſeines hinfälligen Alters. Niemand wußte um ſeine Exiſtenz hier. Erſchien er in Stockholm, ſo war er der prahlende Millionär, dem Alles huldigte, und der einen prächtigen Palaſt bewohnte. Hier aber ſchlich er in Lumpen einher und ſein Anblick war ſchreckenerregend. Er zeigte ſich ſo ſelten wie möglich und verließ faſt nie die finſtern Mauern ſeiner Höhle. Indeſſen erforderten die Zufälle, denen er unterworfen war, doch menſchliche Hilfe, und dieſe leiſtete ihm ein halb blödſinniger Knecht von herkuliſchem Bau. Wenn der Alte ſeine Krämpfe bekam, oder in Anfällen von Wahnſinn ſich auf die Straße zu ſtürzen drohte, war dieſer Wächter ſein Pfleger, Beſchützer und drohender oder ſtrafender Gebieter. Ihm folgte er wie ein Kind."

Der Erzähler hielt hier inne, und machte mich auf Meiſter Andreas aufmerkſam, der hervorgeſchlichen war und aus einiger Entfernung ſeine unheimlichen Blicke uns zuſendete, auf einen drohenden Wink ſeines Herrn aber wieder ſeinen Ruheplatz aufſuchte.

„Sie haben die Geſchichte wohl ſchon öfters erzählt,"

bemerkte ich, „und da ſind es oft Namen und Laute, die ein ſolches Thier ſich merkt.“

„Gewiß,“ entgegnete mein Wirth lächelnd, „die Geſchichte iſt ein Eigenthum dieſes Hauſes und iſt mit dem ſchwarzen Burſchen da aufgewachſen. Er gibt aber jedesmal offen zu erkennen, daß er ſie nicht gerne hört.“

Wir lachten. Meiſter Andreas aber ſchien das ſehr übel zu nehmen, denn unverwandt ſahen wir die leuchtenden Augenſterne aus dem Dunkel der Ofenecke hervor uns zugewendet.

„Sei nur ruhig,“ rief Ariſtobul, „alter Freund! Wenn du auch wirklich der Banquier Laſtrop ſelbſt biſt und die ſchöne Gräfin Königsmark dir beſſer bekannt iſt als uns, die wir ſie nur aus ihrem Bilde und aus der übelgeſtalteten Mumie kennen, die man in der Abtei zu Quedlinburg zeigt, ſo iſt das kein Grund, daß du unſer Geſpräch ſo mißtrauiſch überwachſt! — Ich fahre fort. Nach dem Tode des alten Laſtrop, der hier geſtorben, wurde ein Prozeß anhängig gemacht über gewiſſe Summen, die der junge Graf Königsmark aus Hannover und unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes an das Haus Laſtrop geſendet und die ſich in den hinterlaſſenen Rechnungsbüchern nicht gefunden, mithin ſpurlos verſchwunden waren. Dieſe Gelder und Pretioſen beliefen ſich an Werth faſt auf eine Million. Man kann ſich denken, wie eifrig die beiden Schweſtern Königsmark ſowohl, als auch der Graf Löwendahl dieſem ihnen entzogenen Beſitzthum nachſpürten. Die Spur leitete hierher. Das alte Haus und deſſen geſchwärzte Mauern wurden Gegenſtand der Aufmerkſamkeit hochgeſtellter Perſonen. Schon die Entdeckung, daß der alte kranke Wucherer hier in Lübek und der reiche Banquier in Stockholm eine und dieſelbe Perſon waren, machte Aufſehen genug. Indeſſen die Schätze fanden ſich nicht. Wo waren ſie? Wohin hatte der Alte ſie geborgen? Denn

daß er sie unterschlagen, war kein Zweifel. Jetzt beginnt der Spuk in unserem Hause. Mein Großvater hatte das alte Gemäuer völlig umgebaut; doch waren einige Verbindungsmauern stehen geblieben, unter andern auch die, welche ich jetzt habe niederreißen lassen. Mein Großvater bewohnte demnach das Zimmer des Wucherers. In jenem Gemache, das sie durch die offene Thüre von hier sehen können, hing, als ich ein Kind war, das Porträt der Gräfin Königsmark. Sie war hierher gekommen mit ihrem Sachwalter, um sich über den Bestand dieses Hauses und über dessen frühere Geschichte in Kenntniß zu setzen. Mein Vater hatte eben den Neubau vollendet, und es war ihm eine sehr willkommene Gelegenheit, die schöne Gräfin als Gast bei sich aufzunehmen. Ihre glänzende Rolle in Dresden war übrigens schon ausgespielt. Sie war vom Kurfürsten verlassen. Umsomehr war es ihr darum zu thun, jene eingebüßten Schätze wo möglich durch erneute Nachforschungen in ihren Besitz zu bringen. Mein Großvater war ihr dabei behilflich, so weit er es konnte. Es hatten sich in einem alten Schränkchen Papiere gefunden und unter diesen die Abschrift einer Quittung über die empfangenen Summen, von der sie selbst das Original hatte. Was nützte aber dieses Papier? Die Gräfin reiste unverrichteter Sache wieder ab. An dem Hause blieb jedoch von der Zeit an die Sage haften, als sei hier noch ein verborgener Schatz zu heben. Mein Großvater starb, die Geschichte gerieth in Vergessenheit. Mein Vater war ein thätiger Geschäftsmann, dem man mit dergleichen nicht kommen durfte. Er verbot uns Kindern, in der Stadt von der Geschichte zu sprechen, er zwang uns sogar, in jenem verrufenen Zimmer die Nächte zuzubringen, das seit dem Tode des Großvaters nicht bewohnt wurde. Ich kam von der Universität heim und die erste Nacht, die ich im väterlichen Hause zubrachte, führte mich mit dem

Geheimniß desselben zusammen. Es war ein mondheller Abend, als ich von einer fröhlichen Gesellschaft junger Leute meines Alters, die meine Ankunft gefeiert, in diese stille Gasse bog und leise an der Hausthürklingel zog; denn ich wußte, daß meine Eltern sich bereits zu Bette gelegt. Die alte Magd öffnete. Bevor sie mich in mein Zimmer führte, zischelte sie mir besorgt und ängstlich in's Ohr, sie habe nebenan, im sogenannten Billardzimmer für mich das Nachtlager hergerichtet und sie hoffe, daß ich hievon den Eltern nichts sagen werde, denn sie könne es nicht über's Herz bringen, daß ich in dem verrufenen Zimmer schlafe. Ich verspottete sie, und das Bettzeug wurde in aller Stille wieder auf die alte Stelle geschafft und gerade so, daß ich unter dem Bilde der schönen Aurora mein Haupt niederlegte. Die Alte wünschte mir Gottes Segen, trippelte fort und ich hörte in der Stille der Nacht, wie sie unten im Gange Thüren aufschloß und sich nach einer Weile in den Räumlichkeiten daselbst, die zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände des Haushaltes und der Wirthschaft dienten, zu thun machte; dann öffnete sie das Fenster und die Strophen eines Abendliedes, das ich schon als Kind gehört, tönten in die Nacht hinaus. Auch ich hielt das Fenster offen und indem ich die einsamen Häuser gegenüber ihre Schatten über den engen Hofraum werfen sah, verfolgte ich die Nachtgänge eines Katers, der über die Balken des Gerüstes, das in einer Ecke aufgerichtet war, mit Geschicklichkeit kletterte und seine gefahrvollen Wege nahm. Eine entfernte Uhr schlug Dreiviertel auf Mitternacht. Das Gefühl, im Vaterhause zu sein, die Mauern mich umschließen zu sehen, welche dereinst mein Eigenthum werden sollten, wenn ferne Jahre gekommen sein würden und ich erst mancherlei Länder und Menschen gesehen, viele und gefahrvolle Schicksale erlebt, goß eine Ruhe und einen Frieden in meine Brust, wie

ich ihn bisher nicht gekannt. Ich wünschte meinen Eltern, die ich herzlich liebte und ehrte, ein Leben noch viele Jahre hinaus. Aber am Ziel dieser Jahre konnte ich doch nicht umhin, mein eigenes Glück mit Vergnügen emporsteigen und wie ein üppiger Baum sich ausbreiten zu sehen, der schöne Früchte mir in den Schoß warf. Endlich schloß ich das Fenster und machte mich bereit, mein Lager einzunehmen. Ich war unschlüssig, ob ich das Nachtlicht anzünden sollte, das bereit stand. Ich entschied mich bei der Helle des Mondes, der seinen vollen Lichtstrahl in's Zimmer warf, und auf dem Boden das Fensterkreuz abzeichnete, den Schlummer zu erwarten. Es war jetzt so stille im Gemach, daß ich einzelne Stückchen des Anwurfs von der Decke niederrieseln hörte. Ich hatte diese Erschütterung hervorgebracht, indem ich für meine Reisetasche ein an der Decke schwebendes alterthümliches Netzwerk benützte, das, dieser Last ungewohnt, lange hin und her geschwankt hatte und erst jetzt sich dazu bequemte, in Ruhe zu kommen. Meine Taschenuhr lag vor mir auf dem Tische, und dieser stieß an die Wand, die ungefähr einen Schritt von meinem Bette entfernt war. Ich muß dieses so genau bezeichnen, weil, wie Sie sogleich hören werden, das eigenthümliche Ereigniß, das ich erleben sollte, ohne die scharf angegebene Oertlichkeit sich nicht klar vor Augen bringen läßt. Eine Stunde mochte ich geschlummert haben, als ich, völlig wach, plötzlich im Bette in die Höhe fuhr und mit weitgeöffneten Augen im Zimmer umhersah, als hätte Jemand meinen Namen gerufen. Es war hell wie bei Tag. Ich hörte dicht an meiner Seite das Geräusch einer sich öffnenden Thür. Ich glaubte, den Luftstrom zu fühlen, der durch diese Thüre hereinströmte, und doch war keine Thüre zu sehen. Die vom Monde beleuchtete Wand mir zur Seite blieb unverändert. Jetzt vernahm ich Schritte, ganz nahe meinem Bette vorbei

und zwar schien es mir, als hörte ich ein Gewand an den Nachttisch streifen. Ich wollte das Bett verlassen und Licht anzünden. Allein eine unerklärliche Schwäche, fast wie eine Lähmung, hielt mich auf den Polstern zurück. Je ohnmächtiger mein Wille wurde, desto schärfer meine Sinne, und es war mir, als gesellte sich zu diesen letzteren noch ein neuer hinzu. Ich sah nichts, aber ich wußte ganz bestimmt, daß ich im Zimmer nicht mehr allein war. Mein Ohr verfolgte die unheimlichen Laute, und es ging der ungewisse und wankende Schritt an meinem Bette vorüber in die Tiefe des Zimmers an jene Wand, die jetzt nicht mehr existirt, und dort an einer gewissen Stelle hörten die Schritte auf: aber ein Laut, viel unheimlicher als jenes Gehen, wurde jetzt vernehmbar. Ich hörte deutlich leise aber herzerschütternde Jammerlaute, und es fuhr dabei an der Wand hin und her, als wolle es die Tapete abstreifen. Ich kann wohl sagen, daß dieser Ton mir ein Frösteln über den ganzen Leib jagte; denn tausend düstere und unheimliche Vorstellungen weckte er in meiner aufgeschreckten Seele. Nachdem die Klagelaute nochmals und mit erneuter Stärke sich hatten vernehmen lassen, kamen die Schritte wieder an meinem Bette vorbei, aus dem ich jetzt aufgesprungen war, und wieder vernahm ich das Oeffnen und Schließen der Thüre. Damit hatte das geisterhafte Drama ausgespielt. Die Nacht blieb ruhig, und gegen Morgen sank auch ein milder Schlaf auf meine Augenlider. Drei Nächte hinter einander wurde mir diese Kundgebung. Dann, obgleich ich einen Monat im Elternhause blieb, nicht wieder. Meinem Vater sagte ich nichts von dem Erlebten, wohl aber meiner Mutter. Sie schüttelte das Haupt, halb ungläubig, halb unwillig, und bat mich gegen meine Geschwister zu schweigen. Es war natürlich, daß ich den Spuk in Verbindung brachte mit der Königsmark'schen Geschichte und in allem Ernste glaubte, mit

dem unheimlich umherirrenden Schatten des Wucherers Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber mir kam eine andere Geschichte zu Ohren, und diese ist's, der ich jenen Kinderschädel verdanke. Nicht der gottlose alte Mann, der wohl genug hier auf Erden gut zu machen gehabt haben mag, sondern eine andere gereinigte Seele, wie ich annehmen muß, machte hier ihre nächtlichen Strafgänge. Ich will nur kurz andeuten, um was es sich handelt, denn nichts kann thörichter sein, als bei solchen Dingen mit scharfer Bezeichnung und umständlicher Genauigkeit zu sprechen. Mit jenem Alten zusammen in diesem Hause und sicherlich zu ihm in irgend einer Beziehung, lebte ein aus der Fremde hergekommenes Weib. Das Gerücht sagt, sie sei vornehmen Standes gewesen und das Opfer einer verbrecherischen Leidenschaft. Sie gab ihrem heimlich geborenen Kinde den Tod, und in der Höhlung jener Wand hat, möglicher Weise, sie den Zeugen ihrer Schande in Nacht versenkt. Nach dem Tode ließ diese That ihr keine Ruhe. Ich sage jedoch dies alles nur, wie man einen Traum erklärt. Ich will damit nichts Gewisses ausgesprochen haben; denn bei dieser Erklärung bleibt, wie bei allen Erklärungen auf diesem Gebiet, vieles ungelöst. Warum, um nur Eines zu nennen, fand sich nur der Schädel des Kindes, und wo ist der Körper? Kann dieser Schädel nicht anders woher gekommen sein, ohne daß die Schicksale jenes Weibes irgend wie Einfluß darauf haben? Aber bei alledem ist die Geschichte dieser Frau ein Faktum, ihre That gleichfalls, und der Spuk — bleibt ebenfalls etwas, das sich nicht hinwegläugnen läßt. Die Wand ist niedergerissen, und nicht die Schätze des Wucherers, wohl aber ein unschuldig Kind rechtfertigt hat sich als der Mittelpunkt gezeigt, um den sich die Sagenkreise dieses meines Vaterhauses drehen. Nun, ich habe das Meinige gethan. Und ist damit dem irregehenden Geiste der Friede gegeben,

ſo will ich's ruhig dulden, daß man mich rühmt, als hätte ich eine gute Handlung verübt."

„Jedenfalls," ſetzte ich hinzu, als ich den Schluß dieſer eigenthümlichen Mittheilung angehört, „haben Sie ſich jene gute Handlung anzurechnen, die das Reſultat jeder ernſtlichen Forſchung als Lohn mit ſich führt. Aber wo bleibt nun die Folgerung, die Sie ziehen?"

„Sie bietet ſich mit Leichtigkeit dar," erwiederte Ariſtobul. „Die ſuchende, liebende oder haſſende Seele kehrt zurück zur Erde. So wie ich, der ich noch im Leben weile, damals in mein Zimmer heimkehren mußte, gezwungen von dem mächtigſten Verlangen, ein Verbrechen zu hindern, ſo, nur in viel ausgedehnterem Grade, kehrte jene Seele zurück in die verlaſſene Behauſung, um, der Himmel weiß, welche grauenvolle That zu beklagen und, womöglich, ihre Spur zu tilgen. So iſt es überall immer derſelbe Ruf und Zug der Seele. Leugne hier oder erkläre wer kann!"

Wir ſchloßen das Geſpräch. Bald darauf erfolgte meine Abreiſe. In meiner Heimat angelangt, traf mich die Nachricht, der berühmte Arzt ſei, aber nur auf kurze Zeit, nach der nordiſchen Hauptſtadt zurückgekehrt.

Durch Schein zum Sein.

Von Theodor Herzog.

1.

Doktor Reinhard war eben erſt von ſeinen Krankenbeſuchen nach Hauſe gekommen. Müde und abgeſpannt nach dem heißen Tage, ſehnte er ſich recht herzlich nach dem behaglichen Abendſtündchen in der Laube, wo ſeine kleine Frau, eine noch mädchenhaft jugendliche Blondine, den Theetiſch bereits geordnet und das Buch, aus welchem ſie ihm vorzuleſen gedachte, aufgeſchlagen hatte. Da, während er die Treppe hinabſtieg, um nach dem Hausgarten zu gelangen, und durch das Treppenfenſter eben einen ſeelenvergnügten Blick nach ſeinem Weibchen warf, das ſeiner bereits mit Ungeduld zu warten ſchien, riß es heftig an der Thürklingel, und nachdem raſch geöffnet worden, trat ein Bote des Unterſuchungs-Gerichtes ein, um den Herrn Doktor, welcher zugleich Phyſikus war, höflichſt zu erſuchen, ſich Behufs einer auswärtigen Gerichtscommiſſion ſo ſchleunig als möglich in das Amtslokale zu begeben.

Da half kein Zögern. Der Doktor kannte ſeine Pflicht zu wohl, um nicht ſofort Folge zu leiſten. Aber die kleine Frau, deren traute Freude ſo grauſam geſtört werden

ſollte! Das war keine angenehme Aufgabe, ſie von dem verdrießlichen Zwiſchenfalle in Kenntniß zu ſetzen. Und in der That ging es bei der unerwünſchten Trennung ohne einen Thränenſtrom nicht ab, und als der Doktor nach einer kleinen Viertelſtunde marſchfertig Abſchied nahm, da gab es ein Schluchzen, gleich als ob der Herr Gemal in den ſiebenjährigen Krieg zöge, und dünkte ſich die kleine Frau an dem verwaiſten Theetiſche ſchier eine höchſt beklagenswerthe Witwe.

Inzwiſchen rollte der Doktor, an der linken Seite Sr. Geſtrengen, des Herrn Inquiſitors, und gegenüber der wirklich Mitleid erregenden Erſcheinung des Gerichtsprotokolliſten ſitzend, eines langen, ſtarknochigen Burſchen, welchen der Büttel auf dem Kutſchbocke draußen mit einer wahren Schadenfreude zu dieſer Expedition von einer höchſt intereſſanten Kegelpartie hinweg requirirt hatte, in einem leichten Wagen zum Thore hinaus, ohne über die Richtung und den Zweck dieſes unfreiwilligen Ausfluges eigentlich noch im Klaren zu ſein. Sr. Geſtrengen, dem Herrn Inquiſitor, beliebte es nämlich, über dieſen Punkt, wie gewöhnlich, ein myſtiſches Schweigen zu beobachten, um an Ort und Stelle erſt die Betheiligten mit der Größe ihrer Aufgabe um ſo mehr zu überraſchen. Dem Doktor war dies Schweigen ziemlich gleichgiltig. Umſomehr hingegen verdroß es den Protokolliſten, weil er auf dieſe Weiſe ſich gänzlich außer Stande ſah, über den etwaigen Reſt des Tages im Voraus zweckmäßig zu verfügen und die Möglichkeit einer Fortſetzung der unterbrochenen Kegelpartie auch nur annähernd zu ermeſſen. Der Chirurg, der vierte Inſaſſe des Wagens, befand unter Allen ſich offenbar in der angenehmſten Gemüthsſtimmung. Er berechnete im Stillen den Reingewinn dieſer Expedition und gelangte zu dem angenehmen Reſultate, daß dieſe eine Fahrt ſeiner Kaſſe mehr einbringen

dürfte, als eine volle Woche angestrengten Bartscheerens, und, glücklich in dieser Ueberzeugung, lächelte er vor sich hin, als ob es zu einer Hochzeit oder Kindstaufe ginge.

So war man eine Stunde etwa und zwar so rasch gefahren, daß die Gäule vor dem Wagen bei dem noch immer warmen Abend schäumten und trieften. Da unterbrach der Herr Inquisitor das gleichgiltige Gespräch und bemerkte mit wichtiger Miene, daß die Expedition der Aufhebung eines unbekannten Frauenzimmers gelte, welches an diesem Nachmittage todt neben einem noch lebenden, etwa eine Woche alten Kinde am Kommunikationswege zwischen Groß- und Kleinsaalbach aufgefunden worden. Die Sache erscheine fast unerklärlich. Der Ortsvorstand der betreffenden Flur habe sofortige Anzeige erstattet und alle Indizien deuteten auf ein Verbrechen hin, weshalb man mit größter Sorgfalt zum Werke gehen müsse.

Der Doktor, einigermaßen erstaunt über die außergewöhnliche Mittheilsamkeit des Untersuchungsrichters, hörte mit Interesse zu. Ebenso, wenn auch etwas weniger uneigennützig, der Chirurg, welchem unter diesen Umständen zwei Besichtigungen und mindestens eine Sektion — das Kind konnte aber auch an Entkräftung gestorben sein! — bevorstanden. Nur der Protokollist war unbefriedigt. Er verwünschte jede amtliche Funktion, insofern sie außerhalb der streng bemessenen Geschäftsstunden fiel, und war der tiefinnersten Ueberzeugung, daß die ganze Geschichte sich nicht der Mühe verlohne und in keinem Falle würdig sei, eine fast zum Austrage gediehene Regelpartie ihretwegen abzubrechen. Dabei wünschte er dem diensteseifrigen Büttel zu wiederholtem ganz aufrichtigst, daß er zum Lohne für seine einfältige Schadenfreude beim Requiriren harmloser Protokollisten bei ehester Gelegenheit den Hals brechen möge.

Nun aber war man angekommen. Vor dem Klein-

saalbacher Gasthofe wurde ausgestiegen und der weitere Weg zu Fuß fortgesetzt. Der dasige Ortsvorstand schloß sich dem Zuge an. Man mußte einen mäßigen Hügel hinansteigen und auf der Höhe desselben den Saum des Waldes entlang weiter gehen, um an die betreffende Stelle zu gelangen. Unterwegs gab der Ortsvorstand, ein ruhiger verständiger Mann, über den merkwürdigen Fall einige nähere Aufschlüsse. Etwa um die vierte Nachmittagsstunde sei es gewesen, als ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren auf dem Wege von Großnach Kleinsaalbach, gerade an jener Stelle, wo der Weg hart an den Wald streift (Felder und Wiesen liegen weit ab und es breitet sich dort nur eine mit dürftigem Grase bedeckte Lehde zwischen diesen und dem Holze aus), ein leises Wimmern im Gehölze vernommen habe. Obschon am hellen Tage, sei das Mädchen in der Einsamkeit doch heftig erschrocken und habe sich nicht getraut, an die Stelle näher zu treten, von wo aus immer deutlicher die schwachen Jammerlaute eines Kindes sich vernehmen ließen. Da, in ihrer Angst und ihrem Zweifel darüber, was zu thun, habe sie rasche, starke Schritte gehört, und, sich umsehend, zu ihrem großen Troste einen Bauer aus ihrem eigenen Dorfe erblickt, den sogenannten Ehrevreit, welcher, wie es schien, ebenfalls auf Kleinsaalbach lossteuerte. Der Ehrevreit aber sei so hastig an ihr vorübergestürzt, daß sie sich kaum habe so weit sammeln können, um ihn anzureden und aufzufordern, der Ursache jenes seltsamen Wimmerns mit ihr nachzuspüren. Auch sei sie vor dem barschen verdrossenen Manne, bekannt als keines Menschen Freund und ein arger Spötter, einen Augenblick zurückgeschreckt. Dennoch habe sie es gewagt, ihn, als er ohne Gruß, wie das seine Sitte, an ihr vorüber rannte, am Zipfel seines Mantels zu fassen — den trug er ungeachtet der Sommerhitze wie im strengsten

Winter — und ihm kurz zu sagen, was sie bemerkt. Ehrevelt habe ein höhnisches Gesicht gezogen und das arme erschreckene Mädchen so bitterböse angeblickt, als ob er es in den Grund der Erde hineingewünscht hätte. Dann aber habe er ein helles Gelächter aufgeschlagen und gefragt, ob es denn noch kein Kind habe schreien hören, wenn die Mutter es allein auf dem Boden liegen lasse und Moos oder Kräuter suche? Da sei doch kein Gotteswunder dabei und dürfe man deshalb nicht am Wege lagern und rechtschaffene Leute aufhalten, die nicht den hellen Tag verlungern könnten. So habe der Ehrevelt gegrollt und das Mädchen abschrecken gewollt. Das aber habe doch wieder etwas Muth gefaßt und gedacht, lieber diesen Unhold zur Seite als allein, und so in den Alten gedrungen, daß dieser unter einer Fluth von Spott- und Schmähreden dennoch nachgegeben und mit ihr in das Holz und auf die Stelle zugegangen sei, woher die Jammertöne gekommen. Und siehe da! Das brave Mädchen habe Recht gehabt!

Inzwischen war die Expedition an Ort und Stelle angelangt und konnte nun selbst sehen und hören, was der Ehrevelt und seine Begleiterin einige Stunden zuvor da angetroffen hatten. Denn mit strengster Achtsamkeit hatte der Ortsvorstand, sobald ihm durch den Ehrevelt Meldung von dem Vorfalle gemacht worden, darüber gewacht, daß bis zur Ankunft des Gerichtes der Stand der Dinge nicht verrückt werde. Nur das Nothwendigste war geschehen. Das arme kleine Geschöpf, dessen Klagelaute seine Rettung herbeigeführt, lag an der Brust eines hübschen jungen Bauernweibes, das es mit theilnehmender Bereitwilligkeit stillte, und hiedurch vor dem Verschmachten bewahrt hatte. Denn ein Leben war ja bereits an der Seite des armen Kindes dem Tode erlegen. Ausgestreckt im Moose lag eine lange hagere Frauengestalt da, in

bunter ärmlicher Kleidung, kalt und leblos. Die großen tiefschwarzen Augen unter dem gleich dunkeln Haare starrten aus dem gelben, nicht unschönen, aber eingefallenen Antlitz heraus den Himmel an, wie wenn sie noch immer eine Erscheinung oder eine Antwort von dort erwarteten. Eine Tasche mit Lebensmitteln, sowie eine große Kerbflasche, welche offenbar mit Milch gefüllt gewesen, jetzt aber bis auf den letzten Tropfen leer war, endlich noch ein großes werthvolles Umschlagetuch von buntem türkischen Muster bildeten außer den nöthigsten Kleidungsstücken ihre ganze Ausstattung. Das Kind dagegen war in die feinste Wäsche gehüllt. Ein einziges Stück derselben, ein feines Schnupftuch, welches man offenbar nur aushilfsweise gebraucht hatte, zeigte in einer Ecke die weiß eingestickten Buchstaben F. S. Nur bemerkten das Mädchen und der Ehrevest übereinstimmend, daß das Kind, als sie es zuerst neben dem todten Weibe aufgefunden, auffällig schlecht und unordentlich, gleich als ob dies zuletzt nur in aller Eile geschehen wäre, eingebunden gewesen sei.

Die Gerichtscommission nahm nun ihren regelrechten Verlauf. Das Mädchen und der Ehrevest, letzterer zu seinem sehr offen ausgesprochenen Verdrusse, sowie der Ortsverstand mußten anwesend bleiben. Das junge Bauersweib mit ihrem, ihr bis auf Weiteres anvertrauten Pfleglinge, einem kräftigen und wohlgebildeten Knaben, welchen Doktor Reinhard für etwa drei bis sechs Tage alt erklärte, wurde dagegen entlassen.

Der weitere Fortgang der Verhandlung, wie nun obducirt, scherulirt und protokollirt wurde; wie der Herr Inquisiter die ernsteste Amtsmiene und der Protokollist über der unendlichen Schreiberei das niedergeschlagenste, mitleidswürdigste Gesicht zur Schau trug, indeß der Chirurgus über die Verlängerung der Expedition und die ihm daraus erwachsende höhere Liquidation sichtlich freh-

leckte; wie endlich auch unſer pflichtgetreuer Doktor über dem endloſen Schreiben ungeduldig ward, dann und wann nach der Uhr ſah und an ſeine kleine einſame Witwe zu Hauſe dachte, — alles das intereſſirt uns nicht weiter, da wir Wichtigeres zu erzählen haben.

Eines nur darf nicht unerwähnt bleiben: das ſchadenfrohe Lächeln des Ehrevelt während des ganzen Vorganges, und doch wieder der wohlwollende, faſt herzliche Blick, welchen er aus ſeinen überbuſchten grauen Augen, über deren linkes ſich eine breite rothe Narbe hinwegzog, der jungen Bauersfrau zuwarf, als dieſe unter der Verſicherung, für das Kind wie für ihr eigenes ſorgen zu wollen, ſich von dem Platze entfernte. Ja er brummte ſogar Etwas in den Bart, wie von „einer braven ordentlichen Weibsperſon", ſo daß die Gemeinte nicht umhin konnte, dem Lobſprender im Abgehen einen höchſt erſtaunten Blick zuzuwerfen. Der Ehrevelt und ein freundlich anerkennendes Wort! Das war ihr ſeltſamer als das ganze übrige Ereigniß.

Nachdem endlich alles beſorgt und auch nach dem Ortsvorſtande bedeutet worden war, daß ſeiner Gemeinde, als in deren Flur das Kind aufgefunden worden, die Verpflichtung obliege, für den Findling zu ſorgen, trat man ſpät in der Nacht den Rückweg an, immer aber noch zu frühe für den Amtseifer des Inquiſitors, der gar zu gerne noch ein Dutzend Zeugen abgehört hätte, die ſämmtlich nichts wiſſen konnten, und nur durch die Rückſicht für den Doktor davon abgehalten wurde: eine Ewigkeit zu ſpät für den Protokolliſten, dem ſeit lange bereits kein Abend ſo unerquicklich verfloſſen war.

So fuhren die Herren heimwärts, um nicht viel klüger, als ſie hinausgereiſt waren. Ein plötzlich vom Tode überraſchtes Weib, das faſt unmittelbar an der Straße geſtorben; ein fremdes, beinahe neugeborenes Kind:

Beides hatten sie mit eigenen Augen gesehen, aber keine einzige Spur war aufzufinden gewesen, die auf irgend ein Woher oder Wohin gedeutet hätte. Die Buchstaben in dem Schnupftuche waren noch das Einzige. Aber welch' ein schwacher Anhaltspunkt, zumal dicht an einer Stelle, wo die Grenzen der Länder von vier Herren einander berührten. Der Inquisitor hoffte Aufschlüsse von der Zeugenvernehmung am nächsten Tage. Die übrigen Mitglieder der Expedition hatten jedoch in dieser Hinsicht weniger sanguinische Hoffnungen, obschon sie, außer dem Doktor, es nicht zu äußern wagten, um die gute Stimmung des Gerichtsmenarchen nicht unnütz zu stören.

Während dessen lag das arme verlassene Kind, dessen gewesene Pflegerin in einer elenden Kammer des Hirtenhauses den Todesschlaf schlummerte, an der Brust der Anna-Rosine, seiner neuen gutmüthigen Wärterin, und dann in der Wiege neben deren einige Monate älterem Knaben. Die hübsche junge Frau herzte und küßte das Kind, bevor sie es neben den eigenen Liebling legte, und sagte vor sich hin: „Armer Wurm, wo magst Du hergeschneit sein und wohin magst Du kommen, wenn es so weiter geht?" — Dann fiel ihr der alte Ehrenreich ein und seine wunderliche Herzlichkeit, und sie wiederholte sich leise seine Worte: „brave erdentliche Weiberexsen!" und lachte erst laut über den derbfeinen Gesellen und dann leiser und immer leiser und schlief endlich an der Wiege der Kinder, nachdem sie beide an ihrer Brust zuvor genährt hatte, fröhlich ein. Und Gott, der jede rechte That segnet, gab ihr einen sanften Schlaf.

2.

In den nächsten Tagen nach dem eben geschilderten Vorfall ward auf dem Untersuchungsgerichte ungewöhnlich

viel Papier verbraucht. Der Inquisiter wollte durchaus Licht schaffen in der räthselhaften Geschichte, welche — man kann sich es wohl denken — die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publikums einer mittelgroßen Stadt bedeutend in Anspruch nahm. Es begann daher eine äußerst betrübte Zeit für den Protokollisten, der weit über die Geschäftsstunden hinaus sitzen und schreiben mußte, und dessen Regelschiebetalent in Folge dessen von Tag zu Tag mehr verkümmerte. Aber vergebens. Es war kein Segen bei dieser Untersuchung; den übernatürlichen Anstrengungen, welche gemacht wurden, beinahe zum Trotze, möchte man sagen. Auch die benachbarten Behörden wurden in Thätigkeit gesetzt; jedoch mit nicht mehr Erfolg. Der Inquisiter, welcher weiter sah wie andere Sterbliche, und wenn es darauf ankam, die Gräser wachsen und die Mücken husten hörte, meinte freilich, die Eine benachbarte Untersuchungsbehörde hätte ein Resultat erzielen können, wenn sie Muth genug gehabt, ohne Ansehen der Person die einzige Spur, die man hatte, weiter zu verfolgen. In ihrem Bezirke nämlich hatte allerdings um jene Zeit ein alter, auf seinem Landsitze einsam hausender Edelmann von einer jungen Verwandten und deren Mutter Besuch gehabt, von denen die erstere körperlich leidend sollte gewesen sein. Der jungen Dame wurde aber nachgesagt, daß sie die Geliebte des schönen und geistvollen Prinzen Oskar wäre, eines Mannes, der, obschon über die ersten Jugendjahre hinaus, dennoch, und vielleicht nicht mit Unrecht, in dem Rufe leidenschaftlicher Excentricität stand. Mit diesen Umständen ließ sich das Ereigniß recht wohl in Zusammenhang denken und sogar das S. in dem aufgefundenen Taschentuche wäre sodann erklärlich gewesen. Allein das jenseitige Untersuchungsgericht hatte, wie schon bemerkt, jedenfalls nicht die unserm Inquisiter innewohnende Combinationsgabe, oder nahm überhaupt an dem

Falle nur ein untergeordnetes Interesse, oder, was das Wahrscheinlichste, war in Rücksicht auf die dem Hofe so nahe stehende und in mehrfacher Hinsicht hervorragende Persönlichkeit des Prinzen der sehr praktischen Ueberzeugung, daß man in manchen Dingen nicht übertrieben eifrig sein dürfe. Kurz, das unbekannte Weib wurde begraben und der Findling auf Kosten der Gemeinde erzogen. Das Dunkel übrigens blieb dunkel.

Der Protokollist jedoch war nicht der Einzige, dem der Vorfall vielen und dauernden Verdruß schaffte. Dieses Schicksal theilte namentlich auch Ehrereit, oder Ehregott Veit, wie er eigentlich, wenn auch den Namen nicht eben durch die That rechtfertigend, hieß. Er ward zu wiederholten Malen als Zeuge vor die Behörde gefordert, da ihm, wie er sich ausdrückte, das verwünschte Loos getroffen, gerade an jenem Nachmittage den gottverhaßten Weg zwischen den beiden Nestern Groß- und Kleinsaalbach einher zu trollen. Und doppelt verdrießlich war ihm die viele Wirthschaft im Gerichte, weil seiner Tochter, die in Großsaalbach verheirathet, deren Mann aber die ganze Woche über vom Hause abwesend war, just am Tage nach jenem Ereignisse ein erst vor wenig Tagen geborenes Kind gestorben und er die einfältige, über den Verlust des wiewohl schon siebenten Jungen schwer betrübte Frau auch noch zu trösten und zu unterstützen hatte. Und da sprengte man ihn hin und her, um ihn zehnmal, und darüber versichern zu lassen, wie er auch nicht das Mindeste weiter wisse. Der Ehrereit hatte in der That einen schlimmen Stand und durfte sich mit Recht beschweren.

Doktor Reinhard wurde ebenfalls mit Fragen über die seltsame Geschichte stark heimgesucht. Nicht von Seiten des Gerichtes, darüber war er nun hinweg; wohl aber von seinen Freunden, Bekannten und Patienten, denen er die Tage nach der Expedition ein doppelt willkommener

Besuch war. Dazu kamen allerlei neue Gerüchte in Umlauf. Man wollte z. B. wissen, Anna-Rosine, die Pflegemutter des Findlings, habe in ihrer Behausung allerlei seltsame Besuche gehabt, die unter verschiedenen Vorwänden sich nach dem Befinden des ihrer Obhut anvertrauten Kindes umgesehen. Dann erzählte man, Ehrereit, im höchsten Unmuthe über seine unfreiwillige und so ganz unverschuldete Betheiligung bei der Geschichte, welche ihn mit der ihm vorzugsweise verhaßten Behörde in so lästige Berührung gebracht, habe angelobt, jenen Mitwissern des Geheimnisses aufzulauern und die vornehmen Schufte, wie er sich ausdrückte, welche das Kind ausgesetzt oder ausgestoßen, an den Galgen zu bringen. Man fand es sonach begreiflich, daß er das Haus der Anna-Rosine, so weit es seine Zeit erlaubte, wie ein Argus hütete und oft noch zu später Nachtzeit um dasselbe herumstreifend getroffen wurde, und eben so begreiflich, daß er mit der Bäuerin eine Art freundschaftlichen Verkehres angeknüpft, oft Stunden lang bei ihr saß und plauderte, und daß das gutmüthige Weib, dessen Mann gleichfalls die ganze Woche hindurch auf harter Arbeit in einem Steinbruche abwesend war, allmälig eine vortheilhaftere Meinung von dem sonst allenthalben gefürchteten und kaum von seinen Angehörigen geliebten Alten faßte.

Der Doktor, welchen sein eigenes Interesse an dem Gerichtskinde — so nannte er scherzend den Findling — veranlaßt hatte, zu verschiedenen Malen bei Anna-Rosine vorzusprechen und dem es bei diesen Anlässen gelungen war, sich das Vertrauen des jungen Weibes und bis zu einem gewissen Grade auch Ehrereits zu erwerben, wußte um alle diese Gerüchte und Verhältnisse sehr genau und wußte sie geschickt genug zu verwenden, daß dem Kinde, welches außerdem vielleicht bald vergessen worden wäre, eine fortwährende Theilnahme des Publikums bewahrt blieb.

Ja, als das Kind ganz prächtig gedieh, so, daß es eine Luft war, es anzuſchauen, und deſſen Pflegemutter, der inzwiſchen das eigene Kind geſtorben, um der Verantwortung ledig zu ſein und ihrem Erwerbe nachgehen zu können, der Sorge für den, obſchon liebgewonnenen Pflegling enthoben zu ſein wünſchte: dachten er und ſeine kleine blonde Hausfrau ſogar ernſtlich daran, den Knaben bei ſich anzunehmen und an Kindes Statt zu erziehen.

Da aber, als man dieſen Gegenſtand eben wieder einmal in Erwägung zog und — es war in dem bereits erwähnten Gäßchen, beim Abendbrod — nach allen Seiten hin beleuchtete, da geſchah es, daß die kleine Frau, anſtatt vorzuleſen, halb weinend halb lachend ihrem Manne ein Wörtchen in's Ohr flüſterte, welches allen weitern Erörterungen in dieſer Sache mit einem Male ein Ende machte. Der Gedanke, ein fremdes Kind anzunehmen, ward nun ein- für allemal aufgegeben. „Denn Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte," ſagte die Frau zu ihrem Manne, und dieſer beſtätigte es mit einem innigen Kuſſe auf ihre friſchen Lippen.

Doch, obſchon nun bald andere Sorgen über ihn hereinbrachen, vergaß der Doktor, deſſen Herz ſtets am rechten Fleck ſchlug, des fremden Kindes nicht, und als eines Tages Anna-Roſine mit ihrem Manne in ſein Zimmer trat, um ihm zu erzählen, wie ſie nach Polen zu einem dort anſäßigen Schwager auszuwandern gedächten, der ihnen daſelbſt ein beſſeres Loos in Ausſicht geſtellt, und daß ſie unter ſolchen Umſtänden ihr Ziehkind nicht länger behalten könnten, ſah er zwar recht wohl ein, daß dieſe Angelegenheit im Grunde ihn gar nichts angehe, ſondern lediglich vor den Ortsvorſtand von Kleinſaalbach gehöre, deſſen Sache es ſei, dem Findling eine andere Unterkunft zu verſchaffen; allein ſowohl ſeine eigene Theilnahme für den Knaben als das treu-

herzige Vertrauen der Leute, welche sich an ihn wie an des Kindes obersten Protektor wendeten, veranlaßten ihn, die Letzteren nicht mit leeren Worten abzuweisen, sondern ihnen seine eigene Fürsprache und Beihilfe wegen anderweiter Versorgung des Kindes zuzusichern.

Plötzlich nämlich war in ihm ein Gedanke gereift, dessen Keim schon längere Zeit in ihm gelegen und von welchem er sich die besten Früchte versprach. Zu seinen Patienten gehörte eine Frau von Stachwitz, die Witwe eines Offiziers, mit welchem sie nur ganz kurze Zeit verheiratet gewesen. Es war eine Dame von trefflichem Charakter und der wohlwollendsten Gesinnung, welche letztere sie aber, von manchen Standesvorurtheilen befangen, nicht immer glücklich zu bethätigen verstand. Doktor Reinhard, ihr Arzt, war zugleich ihr entschiedener Günstling, dessen Einfluß nicht selten maßgebend wurde; seine Frau hätte in der That eifersüchtig werden können, wenn Frau von Stachwitz weniger betagt und reizlos, und sie selbst, als Frau eines Arztes, dessen beste Einnahmsquelle wohl fast immer die Damenpraxis ist, weniger klug gewesen wäre. Frau von Stachwitz hatte die Erzählung von dem Findling mit größtem Interesse gehört; ein Interesse, welches sich immer mehr steigerte, als das Gerücht von einer Beziehung zwischen dem Prinzen Oskar und dem Knaben, so wenig es eigentlich festen Boden hatte, eine größere Verbreitung gewann. Prinz Oskar — für ihn schwärmte Frau von Stachwitz, obschon sie ihn kaum dem Sehen nach kannte — war ein gefährlicher, ein schöner und geistvoller Mann, ein berühmter Verehrer ihres Geschlechts, und galt selbst in seinen Verirrungen und Sünden für liebenswürdig. Die gutmüthige Frau war kinderlos und besaß ein ansehnliches Vermögen. Wenn sie vielleicht dahin zu stimmen wäre, sich des Knaben anzunehmen, dann wäre dessen Zukunft geborgen und nicht

der armseligen Gnade einer kleinen und verschuldeten Gemeinde anheimgegeben, die der eigenen Kinder genug besaß, um für fremde eben nicht allzugern ein Opfer zu bringen.

Gedacht, gethan. — Ehe noch Anna-Resine mit ihrem Manne nach Polen ausgewandert war und von Ehrereit einen Abschied genommen hatte, über dessen Herzlichkeit alle Welt staunte, und ehe noch der Kleinsaalbacher Ortsvorstand wegen fernerer Unterbringung und Verpflegung des Knaben eine feierliche Gemeindeversammlung zu berufen Zeit gehabt, hatte Doktor Reinhard die schriftliche Zusicherung der Frau von Stachwitz in der Tasche, daß sie für die weitere Erziehung und die Zukunft des Findlings aus eigenen Mitteln sorgen und die Gemeinde Kleinsaalbach vorläufig jeder diesfälligen Verbindlichkeit überheben wolle.

Frau von Stachwitz feierte wegen dieses edelmüthigen Entschlusses eine Reihe von Triumphen, bei denen sie die ihr erwiesenen Ehren mit einem herablassenden und doch vielsagenden Lächeln hinnahm. Doktor Reinhard, der die treffliche Dame genau kannte, deutete dieses Lächeln etwa so: „Ihr guten Leute! Denkt Ihr, ich würde mir einen albernen Bauernjungen in das Haus schwatzen lassen? Nein; das hieße doch wohl die Wohlthätigkeit in's Lächerliche treiben. Aber es gibt eigenthümliche Beziehungen, gewisse zarte, unnennbare Verhältnisse, die außerordentliche Entschlüsse erheischen und rechtfertigen. Es gibt, nun ja, es gibt Dinge, die eben nur das Zartgefühl der Frau von Stachwitz begreift!“ Und siehe da! Als der Doktor zum ersten Male das neue Pflegesöhnlein der Frau von Stachwitz in deren Hause besuchte, — das, obschon es von seiner vornehmen Beschützerin aus dem Hermann Saalbach vorläufig in einen Arthur umgetauft worden, ihm doch mit aller Freundlichkeit die

Aermchen entgegenstreckte, — hing da nicht in einen prächtigen goldenen Rahmen gefaßt eine von ihm bisher noch nicht bemerkte Porträtlithographie an der Tapetenwand?

Frau von Stachwitz bemerkte den raschen Seitenblick des Doktors auf das Bildniß des „Prinzen Oskar" — und ließ als Antwort einen zweiten, halb schmachtenden, halb verschämten Blick von dem Bilde auf das Kind gleiten, welches gerade darunter auf dem Schooße seiner Wärterin saß. Der Doktor biß sich auf die Lippen und schwieg. Hätte er reden können, wie er wollte, seine Worte wären nichts weniger als schmeichelhaft ausgefallen. Noch einen Blick warf er auf den spielenden Knaben. In Wahrheit, dieser glich dem Bilde nicht im Mindesten. Jeder Unbefangene mußte das zugeben. Aber er hütete sich, ein Wörtlein davon zu äußern. Wie leicht konnte nicht des armen Kindes ganze Zukunft von solch' einem Wörtlein abhängen!

Just an demselben Tage, an welchem das, nach der Flur, in welcher es gefunden worden, getaufte Kind zu seiner neuen Pflegemutter geschafft werden, und die gesammte Kleinfaalbacher Gemeinde hierüber in nicht ganz uneigennütziger, freudiger Aufregung war, trank sich der Ebereit, obschon er einer andern Gemeinde angehörte und gar kein Interesse an der Sache hatte, einen bitterbösen Rausch in der Schenke, gebärdete sich toller und ausgelassener, als er seit vielen Jahren getban, und gab dem Nachtwächter, welcher ihn nach der durchzechten Nacht am Morgen noch in der Nähe des Gottesackers herumtaumelnd antraf, folgenden Kindervers zum Besten, den er mit schnarrender Stimme vor sich hinsang:

„Kuckuk, schlaues Vögelein,
Ei wie fein, ei wie fein,
Der die Brut du brüten läßt
In der Nachtigallen Nest!

Kuckuk dann und Nachtigall
Sind Geschwister überall!"

Es war gut, daß der Morgen schon graute. Sonst hätte sich der Nachtwächter trotz seines großen Spießes und gewaltigen Hornes wahrhaftig vor dem alten, unheimlichen Manne gefürchtet.

3.

Eines Erfolges im Laufe der Jahre hatte sich der Amtseifer des Inquisitors, der in der widerspenstigen Trägheit des Protokollisten auch jetzt noch immer seinen Hemmschuh besaß, denn doch zu erfreuen: freilich aber eines sehr geringen und von dem Protokollisten namentlich dergestalt mißachteten, daß dieser meinte: um eines solchen Parergstiels willen habe man füglich nicht erst die Feder in's Tintenfaß tauchen dürfen! Es stellte sich nämlich heraus, daß jene unbekannte Person, welche man im Walde todt gefunden, aus einem etwa zwei Tagereisen entfernten Zigeunerdorfe des benachbarten Staates gestammt hatte, wo sie, bekannt wegen ihres oft jahrelangen Umherstreifens, erst sehr spät vermißt worden war. Wie aber das Kind, welches erwiesener Maßen ihr eigenes nicht sein konnte, an sie gekommen, blieb unaufgeklärt, und das war ohne Zweifel doch die Hauptfrage.

Inzwischen wuchs Arthur — so wollen wir mit Frau von Stachwitz, der Wiedertäuferin, ihn nun auch nennen — unter der Letztern und des Bitzes vom Prinzen gemeinsamer Obhut munter heran und ward ein so bildhübscher Junge, wie er mit seinen starken und kräftigen, von dem blühendsten Roth bedeckten Zügen es nur immer werden konnte. Seine Pflegemutter erlebte viele Freude an ihm. Nicht nur daß sie um ihrer Gutthat willen, welche in mancher Hinsicht man ihr wohl etwas über die

Gebühr hoch anrechnete, in ihren Kreisen viel Lob und Bewunderung einerntete und des interessanten, unter ihrer Protektion heranwachsenden Knaben wegen natürlich auch selbst Gegenstand eines lebhafteren Interesses wurde (was ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte): auch sonst ward ihr die Fürsorge für ihren Pflegling eine sehr wohlthätige Beschäftigung, angenehmer und anregender jedenfalls als das ewige Sticken, Häkeln, Charpiezupfen u. s. w., womit sie ihre Mußestunden (andere als solche hatte sie freilich nicht) neben einer ausgebreiteten Romanlektüre bisher ausgefüllt und ihren gemeinnützigen Sinn an den Tag gelegt hatte.

Freilich hatte das Ding auch seine Schattenseiten, und der Doktor bemerkte dies recht wohl, obgleich er nicht allzuviel Gewicht darauf legte. Arthur wurde sehr verwöhnt und erhielt einen Stolz eingeimpft, der durch die Verhältnisse allerdings nicht sehr gerechtfertigt war. Frau von Stachwitz erzog ihn ganz und gar für die höheren Ansprüche des Lebens und ließ nicht allein gegen Andere, sondern auch dem Knaben selbst gegenüber nur zu deutlich durchblicken, welch' eine Zukunft sie für ihn erwarte. Erwägt man noch, welche Aufmerksamkeit dem heranwachsenden Knaben auch von Anderen erwiesen und welche vielseitige Theilnahme seinem allerdings merkwürdigen Schicksale überhaupt geschenkt wurde: so darf man sich nicht wundern, daß im Herzen des körperlich und geistig reich genug ausgestatteten Jungen eine bemerkenswerthe Eitelkeit und ein nicht geringer Dünkel Platz griff, und daß er in seinem eigenthümlichen Eintritte in's Leben gar bald viel weniger die Mahnung zu bescheidener Dankbarkeit, als die Vorbedeutung eines, zu Großem berechtigten Daseins erblickte. Der Doktor hielt es denn doch für seine Schuldigkeit, Frau von Stachwitz hierauf wiederholt aufmerksam zu machen und ihr zu beherzigen zu

geben, wie er ſowohl, als ſie, mit einer anſpruchsvollen Erziehung dem Knaben einen ſchlechten Dienſt erwieſen haben würden, wenn ſeine Zukunft nicht den Erwartungen entſprechend ſich entfalten ſollte. Die Dame aber lächelte nur zu derartigen Beſorgniſſen, und gab dem ehrlichen und einſichtsvollen Doktor die bündige Zuſicherung, daß ſie, die ohnehin nur ſehr entfernte Erben beſitze, die weitere Exiſtenz Arthur's, den ſie wie ihren Sohn betrachte, im ſchlimmſten Falle ſelbſt ſichern zu können hoffe. Das gedieh dem Herzen des Doktors allerdings zur großen Erleichterung, der als gewiſſenhafter Mann nicht blos ein Auge für die nächſte blendende Gegenwart hatte, ſondern auch, nunmehr Vater mehrerer eigener blühender Kinder, ſich geſtehen mußte, ein von ihm hinſichtlich des Schickſals Arthur's etwa begangenes Verſehen aus eigenen Mitteln nicht wieder gut machen zu können. Nun, ſeine Abſicht war die beſte und reinſte geweſen. Er hatte auch gethan, was er vermocht, um Verkehrtheiten abzuwenden, oder doch möglichſt unſchädlich zu machen; das Uebrige ſtellte er dem Himmel anheim, deſſen Hand nun einmal allem Menſchenwerke Gedeihen oder Verderben beſcheidet.

Und ehe wir nun die Jugendgeſchichte Arthur's ſchließen, müſſen wir noch zweier Gönner gedenken, auf welche der Knabe ſtolz ſein durfte, obſchon er mit dem Einen nur ein einziges Mal, mit dem Andern zwar öfter, jedoch nie ohne das größte Aergerniß Seitens der gnädigen Frau, ſeiner Wohlthäterin, in Berührung gekommen war.

Der Eine war — Prinz Oskar ſelbſt, derſelbe, deſſen Bild, ſtets mit einem friſchen Kranze geſchmückt, in dem Wohnzimmer der Frau von Stachwitz prangte. Die gute Dame war vor Glück ganz außer ſich. Sie hatte recht geahnt, vom Anfang an, wo Viele nur zweifelnd und kopfſchüttelnd von der Sache ſprachen. Ihr feiner Inſtinkt hatte ſie nicht betrogen, konnte ſie nicht betrogen haben.

Ja, Prinz Oskar, der mittlerweile nach vielen Abenteuern eine nicht mehr gar jugendliche Prinzessin aus dem Fürstenhause zur Gemalin gewählt, dessen Unterthanin zu sein Frau von Stachwitz so glücklich war, hatte dem Drange seines Herzens nicht widerstehen können und bei einem, vielleicht nicht so ganz zufälligen Besuche in unserer Provinzialstadt den Knaben einmal sehen müssen, welcher — wer konnte noch zweifeln? — in so naher Beziehung zu ihm stand. Er hatte sogar Frau von Stachwitz, mit welcher er zuvor in einer Cour zusammengetroffen war, mit seiner Visite beehrt, und wiewohl scheinbar nur nebenbei, ihren Schützling sich vorstellen lassen, lange mit ihm gesprochen, ihn mit unverkennbarer Theilnahme betrachtet, und endlich sich dahin geäußert, daß es am besten wäre, den, wie er vernommen, so talentvollen Knaben die gelehrte Laufbahn einschlagen zu lassen.

Das war doch gewiß ein Wink gewesen, den Niemand mißverstehen konnte, und Frau von Stachwitz erblickte im Geiste bereits in Arthur einen besternten Diplomaten und Staatsmann, dessen gewichtige Stimme in den Conferenzen der Fürsten einst den Ausschlag geben werde. Solch' ein Protektor und solch' ein Protegirter! Arthur's Zukunft galt ihr für eine unfehlbare.

Arthur's zweiter Gönner war Ehrenreit. Da verging keine Woche, daß der alte Mann mit dem unvermeidlichen Mantel nicht durch die Straße, in welcher Frau von Stachwitz wohnte, patrouillirt, daß er der Wärterin des Knaben und später diesem selbst nicht aufgepaßt hätte, und geraume Strecken sodann theils hinter-, theils nebenher gegangen, überhaupt, wo immer möglich, darauf bedacht gewesen wäre, sich bemerkbar zu machen. Ja, einige Male sprach er ohne Weiteres im Hause vor, um sich nach dem Kinde zu erkundigen, wenn er längere Zeit seiner nicht ansichtig hatte werden können, und nur erst, als er von

der Dienerschaft des Hauses auf Befehl der Herrin wiederholt war abgewiesen werden, gab er diese Besuche auf und beschränkte sich auf die Straße.

Dem immer noch aufmerksamen Inquisitor war Alles dies allerdings nicht entgangen, gleichwohl hatte er wenig Lust, seine Finger weiter in Dinge zu thun, an denen man sich nur verbrennen konnte, und ließ es auf sich bewenden.

4.

Arthur hatte die juristische Laufbahn gewählt. Universalerbe der Frau von Stachwitz, deren Namen er ihrem letztwilligen Wunsche gemäß angenommen, befand er sich im Besitze einer, für sein jugendliches Alter — er war etwa 25 Jahre alt und bereits Gerichtsassessor — angesehenen Stellung und eines, wenn auch nicht sehr großen, doch sehr anständigen Vermögens. Seine rasche Beförderung war auffallend genug. Zwar war er ein aufgeweckter heller Kopf und besaß schöne und tüchtige Kenntnisse; aber es gab auch noch viele Andere, die ihm hierin gleichstanden, und dennoch hinter ihm weit zurückblieben. Dazu kam, daß seine Persönlichkeit selbst ihm kaum viele Freunde erwerben konnte, und in dieser Hinsicht stand er sogar manchem seiner Berufsgenossen nach. Genügte es, eine schlanke und doch kräftige Gestalt, ein ausdrucksvolles, wenn auch nicht eben vornehmes Gesicht zu besitzen, dessen schönste Zierde die großen leuchtenden Augen bildeten, und dazu ein starkes Bewußtsein des eigenen Werthes, gepaart mit geistiger und körperlicher Frische, um allenthalben beliebt zu werden, so fehlte es Arthur an nichts, um diesen Erfolg zu erreichen. Aber jene feineren, halb moralischen, halb gesellschaftlichen Eigenschaften, die den Umgang der Menschen mit einander so erleichtern und

verschönern, dieses freundliche Entgegenkommen und gegenseitige Nachgeben, diese anerkennende Duldung der Persönlichkeit des Nächsten und die rücksichtsvolle Unterordnung der eigenen, mangelten ihm gänzlich, und sein Selbstgefühl artete nicht selten in Selbstüberschätzung aus. Und was das äußere und innere Bild seiner Erscheinung nur noch mehr trübte, das war die Eitelkeit auf seine gesellschaftliche Stellung, seine bisherigen Erfolge und seine künftigen Aussichten: Dinge, welchen er, wie das so häufig geschieht, selbst dasjenige hintansetzte, was er wirklich sein Eigen nennen und als Vorzug oder Verdienst geltend machen durfte.

Arthur war auf seinen besondern Wunsch (daß er einflußreiche Gönner besaß, konnte nun wohl Niemand in Abrede stellen, wenn sie aus ihrem Dunkel auch nicht heraustraten) in dieselbe Stadt und an eben dasselbe Gericht als Assessor versetzt worden, an welches sich seine Jugendgeschichte knüpfte. Vorher hatte er abwechselnd bei verschiedenen anderen Behörden, zum Theil selbst in der Residenz gearbeitet, wo sich ihm auch eine vortheilhafte dauernde Stellung bei einer hohen Administrativbehörde dargeboten. Allein vorläufig hatte er diese abgelehnt und war, wie bemerkt, in die Stadt seiner Jugend gegangen. Verbindungen hatten ihn nicht dahin gezogen. Seine Pflegemutter hatte ihm deren nicht hinterlassen, und der Doktor allein, welcher mit seiner Familie noch immer im Orte lebte und sich einer ausgebreiteten Wirksamkeit erfreute, hätte ihn, obschon er in der That mit großer Ergebenheit an ihm hing, zu einem derartigen Entschlusse sicher nicht veranlaßt. Es war im Ganzen blos ein dunkler, unbestimmter Drang, was an die Stätte seiner Jugend ihn zurücktrieb und wünschen ließ, nunmehr selbst als Beamteter an demjenigen Gerichte zu wirken, dessen einstmaligem, energischen Einschreiten er, wie er wohl

wußte, zuförderſt ſeine Rettung und dermalige Exiſtenz verdankte. In dieſem Wunſche lag für ihn ein eigenthümlicher Reiz, ein wunderſamer Zauber, und als er zum erſten Male das Aktenſtück zur Hand nahm und aufmerkſam durchlas, in welchem die, von der unwilligen Hand des Protokolliſten in nicht allzuliebloſen Schriftzügen niedergeſchriebene Meldung von ſeiner eigenen Auffindung verzeichnet war, und vor ſeinem inneren Auge die beinahe vergeſſene Kunde wieder Leben und Bedeutung gewann: da entſtand in ihm auch der feſte Vorſatz, über ſeine Herkunft und die Geſchichte ſeiner Eltern ſich Licht und Klarheit zu ſchaffen, welches Opfer dies auch koſten möge. Mochte er immerhin recht wohl begreifen, daß ſeine Lage günſtig genug, ſeine Ausſichten noch günſtiger ſeien; — Etwas beeinträchtigte dennoch ſeine Zufriedenheit: der fortwährende Zweifel. Und wer konnte wiſſen, ob er mit dem erſchloſſenen Geheimniſſe ſeiner Geburt ſich nicht eine noch ganz andere Lebensſtellung erobern würde? Das Geheimniß mußte er ſein eigen nennen; es zu benutzen oder auch nicht, ſtand dann noch immer bei ihm ſelbſt. Und ſo grübelte und forſchte und verhörte er von Neuem trotz Sr. Geſtrengen, weiland des Herrn Inquiſitors, der nunmehr längſt ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen und einem weniger eifrigen, mit dem gelaſſenen Protokolliſten beſſer ſympathiſirenden Oberbeamten das Regiment des Gerichtes hinterlaſſen hatte. Und die vor Jahrzehnden abgethane Arbeit erhob ſich wieder aus dem Aktenſtaube, in welchem ſie begraben gelegen, und die alten bekannten Geſtalten, inſoweit die ſichern Grabbügel ſie nicht bereits vor neuer Beunruhigung ſchützten, tauchten ebenfalls, nur älter und verreſteter, in den heiligen Unterſuchungsräumen wieder auf. Ja, ſogar die ferne Fremde ſollte ihr Contingent zu dieſen neuen Forſchungen ſtellen, und ſo wurde auch Anna-Roſine, die

Bauersfrau, welche Arthur zuerst gepflegt und, wie wir wissen, durch ihre Auswanderung den nächsten Anlaß zu seiner Verpflanzung in die Stadt gegeben hatte, jetzt, da ihr Aufenthalt gänzlich unbekannt war, in öffentlichen Blättern amtlich aufgefordert, von sich hören zu lassen und ihre Vernehmung in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu ermöglichen. Hieß es doch in ihrem Dorfe, daß sie ihren Aeußerungen nach jedenfalls irgend eine Wissenschaft von Arthur's wahrer Herkunft gehabt haben müsse! Aber wie leicht konnte auch sie bereits den ewigen Schlaf schlummern?

Während Arthur auf diese Weise in einer fast unnatürlichen Aufregung und nicht unähnlich jenen Helden der alten Sage, welche das Verhängniß trieb, durch Enthüllung verborgener Geheimnisse ihren eigenen Untergang herbeizuführen, keineswegs aber gleich jenen in düstern Verahnungen befangen, seine Nachforschungen betrieb, ohne durch manchen wohlmeinenden Rath, der ihm von der und jener Seite kam, sich beirren zu lassen, wurde er eines Tages, als ihm gerade die Stellvertretung des abwesenden Amtschef oblag, von dem Diener des Gerichts benachrichtigt, daß ein Gefangener, Namens Veit — „der alte Ehrevcit", setzte der Diener hinzu — um einen Vertritt bitten lasse. Arthur war überrascht, konnte aber die Bitte füglich nicht abschlagen, weil er nicht wußte, um was es sich handle und Ehrevcit, der sich wegen eines, in Gemeinschaft mit einem seiner Enkel verübten Holzfrevels in Untersuchungshaft befand, möglicherweise ein Geständniß machen wollte. Freilich stand ihm eine Verhandlung mit Ehrevcit auch in seiner eigenen Angelegenheit nächstens bevor. Allein, weil er wohl gewußt, mit wem er es zu thun haben würde, und aus einem gewissen, ihm selbst nicht recht erklärlichen Grauen vor dem alten Mann — dem Unhelde seiner Kinderzeit, wie er sich wohl erinnerte —

hatte er dieſen Termin bis zur Anſammlung aller außerdem nothwendigen Grundlagen bisher hinausgeſchoben. Er war äußerſt gespannt, ob Ehrevelt wiſſen würde, vor wem er ſtehe. Faſt war das unmöglich, denn der Mann hatte ſich bereits vor ſeinem Amtsantritte in Haft befunden und konnte ſchwerlich noch Näheres über ihn gehört haben.

Der Alte trat ein. Arthur verbarg ſein Geſicht hinter einem Aktenſtücke und faßte ihn feſt in's Auge. An dieſem Manne waren die Jahre faſt ſpurlos vorübergegangen. Kaum daß ſein graues Haarthaar etwas ſpärlicher geworden. Eines nur vermißte Arthur: den bekannten Mantel, den man dem Arreſtanten als überflüſſig abgenommen und über deſſen Entbehrung er die erſten Tage bitterer geklagt hatte, als über die entzogene Freiheit.

Ehrevelt's lichtgraue Augen verſuchten Anfangs vergeblich, das Antlitz des vor ihm ſitzenden, ihm noch unbekannten jungen Mannes zu erſchauen, deſſen Rang und Namen nicht einmal er zu nennen vermochte. Er ſtotterte daher, als ob er verlegen wäre, erſt einige unzuſammenhängende Worte wegen der von ihm erbetenen Audienz, um vor Allem ſeinen Gegenmann zu bewegen, das ihm bedenkliche Verſteck ſeines Angeſichts aufzugeben. Da ihm dies jedoch nicht gelang, ging er endlich mit der Rede denn doch heraus.

„Herr — — ich weiß nicht zu tituliren —“ ſagte er zögernd und immer lauernd, „Sie erlauben mir, obſchon Sie nicht der rechte Herr ſind, mit dem ich bisher immer zu reden hatte! Ich bin des Sitzens überdrüßig, hinten in dem dunkeln unſaubern Loche — Sie verzeihen, geſtrenger Herr, denn Sie können nichts dafür bei Lichte beſehen, und haben kein freundlicher Quartier für Unſereinen! Nun ja, ich bin deſſen müde, möchte ein Mal wieder in's Freie gucken, obſchon es draußen wintert und

nicht sehr behäbig ist. Nun, da wollte ich denn dem Dinge ein Ende machen und sagen, wie Alles — — aber das im Voraus! der Heinrich, der arme Teufel — nun, Sie wissen freilich von dem noch nichts! Das ist mein Enkel, der Sohn meiner Tochter, Gott hab' sie selig! Den hab' ich nur so mit hineingebracht und verlockt; den dürfen Sie nicht strafen! Was weiß so ein dummer Junge, was in den Gesetzen steht, zumal wenn er's die Alten anders machen sieht! Nun ja, also da hab' ich freilich die Holzart — — —"

Arthur, gefaßt darauf, was der Alte nun beichten würde, ließ das Aktenstück vor seinem Angesicht sinken und des Alten graue Augen erreichten ihr Ziel. Da plötzlich verstummte sein eben noch so beredter Mund und blieb offen stehen. Die kleinen Augen traten aus ihren überbuschten Höhlen ganz unheimlich hervor und nahmen einen gläsernen Ausdruck an, und die Arme weit vorstreckend stand der Ehrenveit wie eine steinerne Bildsäule mitten im Gerichtszimmer da. Und wieder mit einem Male brach er in ein Gelächter aus, das in dem großen leeren Raume unheimlich wiederhallte und rief: „Ei, das Gerichtskind, die Nachtigall soll meine Beichte abhören? Mit nichten, mit nichten! Das fehlte noch! Der Junge den Alten an den Galgen —! Guten Tag, Herr Saalbach! Weiß ja nun gleich den Namen! Nun, wie sieht's denn aus in der fürnehmen Welt, Herr Saalbach? Oder heiß' ich Sie falsch? Etwa Herr von Saalbach? Da bitte ich sehr, mich alten Mann — —"

Er vollendete seine Rede nicht. Außer sich hatte Arthur an der Klingel gerissen, und der Büttel führte den toll gewordenen Alten ab. Arthur sank totenbleich in seinen Arbeitssessel zurück, und noch jetzt, einer Ohnmacht nahe, schwur er sich, daß er Licht haben müsse über sich selbst, wäre es auch nur, um der dämonischen

Macht des Geheimniſſes und mit dieſer — jener Ehrerbietung zu entrinnen.

5.

Eine einzige rechte Freude, ein einziges Glück, aber ein großes, hatte Arthur's Aufenthalt in der Stadt ſeiner Jugend ihm bis jetzt gebracht: zuerſt die Bekanntſchaft und dann die Liebe der reizenden Dora von Stachwitz, welche ihm hier geworden. Dora, eine ſehr entfernte Verwandte ſeiner Wohlthäterin, war mit ihrem Vater, einem verdienten Offizier, der den größten Theil ſeines Lebens in auswärtigem Dienſte geſtanden hatte, erſt vor kurzer Zeit in das Vaterland zurückgekehrt. Hier bewohnten die Beiden einen beſcheidenen Landſitz, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, in großer Abgeſchiedenheit. Eine Penſion, welche der alte Mann, der ſonſt kein Vermögen beſaß, bezog, reichte eben nur hin, um bei einiger Einſchränkung ihnen ein ſorgenloſes Auskommen zu ſichern.

Arthur, faſt gleichzeitig mit ihnen angekommen, war durch die weitläufige Verwandtſchaft veranlaßt worden, ſich ihnen zu nähern, und weil entfernt, den Erben eines Vermögens, welches vorausſichtlich ſonſt ihnen zugefallen wäre, mit ſcheelen Blicken zu betrachten, hatten ſie den jungen Mann mit der liebenswürdigſten Zuvorkommenheit aufgenommen. Namentlich hatte der Oberſt gleich Anfangs ein beſonderes Wohlgefallen an der friſchen und kräftigen Urſprünglichkeit Arthur's gefunden, deſſen ſchroffe Seiten ſogar von dem Alten, einem entſchiedenen Feinde aller flachen Abgeſchliffenheit, gutmüthigſt entſchuldigt wurden. Und ſo hatte ſich Arthur bald bei dieſen einſamen Menſchen eingebürgert, deren faſt einziger Umgang er war, und genoß an ihrem Herde den höchſten Grad des Glücks, deſſen ſein energiſches Herz fähig war.

Dora liebte ihn und der Vater sagte ihm die Tochter ohne Bedenken zu. So schön das Mädchen war, so geistvoll und gut, so hatte sie doch, aller äußern Glücksgüter entbehrend, keine Ansprüche, und wenn der ergraute Offizier einmal die Augen schloß, stand sie einsam und verlassen da, und auf ihrer Hände Arbeit und der Menschen Barmherzigkeit angewiesen. Wie hätte sie der Alte unter solchen Umständen nicht gern einem Manne zusagen sollen, den er achtete und ehrte, dessen Gegenwart gesichert, dessen Zukunft viel versprechend und der ihm und seinem Kinde auch schon äußerlich durch die Namensgleichheit und die Beziehung zu seiner Pflegemutter nähergerückt war? Doch vorläufig sollte die Sache noch Geheimniß bleiben, Arthur's Annäherung nur für die eines Namensvetters und lieben Bekannten gelten.

Eines kränkte und beunruhigte indeß Dora an dem geliebten Manne: sein reizbarer, nicht immer richtiger Stolz, sein brennender Ehrgeiz; und sie verabsäumte keine Gelegenheit, ihm warnend darüber zu Herzen zu sprechen. Allein vergeblich. Auch die zärtlichsten Vorstellungen waren nicht im Stande, über seine innere Richtung irgend einen Einfluß zu gewinnen.

So belauschen wir ein Gespräch, welches am Abend nach der Begegnung Arthur's mit Ehrereit, an welchem sich jener noch in der Dämmerung und des stürmischen Wetters ungeachtet, auf's Land zu der Geliebten geflüchtet hatte, zwischen ihm und Dora stattfand.

Der alte Herr studirte die Zeitungen. Die Beiden saßen in dem Kabinet nebenan. Die Fenster klirrten von den scharfen Windstößen, denen das freistehende Haus von allen Seiten ausgesetzt war, und dann und wann flackerte selbst die Lampe in dem durch die Fenster hereinströmenden Luftzuge. Dora bedauerte den Geliebten wegen des schlimmen Her- und Rückweges in der stürmischen Nacht,

woran ſie freilich ſelbſt die Schuld trügen, mit ihrem abenteuerlichen Landaufenthalte im Winter.

„Sprich nicht davon,“ ſagte Arthur, indem er Dora's blonde Locken von ihrer reinen Stirne zurückſtrich und ihr innig in das ſo milde und verſtändige Auge blickte; „ſprich nicht davon, Dora. Deinetwegen, Du weißt es ja, ging' ich durch Flammen und bis an's Ende der Welt, wenn es ſein müßte, und nur dankbar bin ich dem Schickſale, daß ich Dich täglich mit einem tüchtigen Marſche durch das Unwetter hindurch erkaufen muß. Das iſt doch ein kleines Entgeld für all' das Glück, das mich bei Dir dann erwartet!“

Dora lächelte über dieſe ungewöhnlich zärtlichen Worte. Aber zugleich that es ihr unbeſchreiblich wohl, Arthur ſo weich und hingebend geſtimmt zu ſehen. Vielleicht gelang es ihr heute, Macht über ihn zu gewinnen.

„Und dennoch,“ erwiederte ſie in leichtem Tone, „bin ich Deinem Herzen nicht das Nächſte, wenn Du offen ſein willſt. Da kommen gar viele Dinge an die Reihe, ehe Du für mich Raum haſt, Arthur. Da iſt Dein Amt, da ſind Deine ehrgeizigen Wünſche, da iſt vor Allem Deine unglückliche Grübelei über Dich ſelbſt — — Ach wenn ich Dir Alles wäre, wie Du mir, und ich all' die Ehrenzeichen und wie die Geſpenſter, von denen Du Dich quälen läſſeſt, ſonſt noch heißen, ſämmtlich zu bannen vermöchte, wie wollte ich mich dann erſt glücklich preiſen und wie dankbar dem Himmel ſein!“

Arthur ergriff ihre Hand und ſagte, dieſe an ſeine Bruſt drückend: „Für wen ſtrebe ich denn mit, das entſetzliche Dunkel zu lichten, welches meine Vergangenheit verhüllt, als für Dich? Für wen ſonſt möchte ich Rang und Ehre gewinnen? Wahrhaftig, Dora, nicht für mich allein! Nur zu Deinen Füßen möcht' ich gern Alles niederlegen, was die Welt mir außer Dir zu bieten vermag,

ſo wie ich Dir auch, wenn es gälte, Alles opfern könnte, was ich mein nenne auf Erden, Habe, Ehre, Rang und wie die armſeligen Dinge alle heißen! Du ſcheinſt zu zweifeln? So wollt' ich doch, daß das Schickſal mich auf die Probe ſtellte, daß ich Dir zeigen könnte, wie nur Du mir Alles biſt — wie ich Dich liebe!"

Seine Augen flammten; ſeine Bruſt, gegen welche er ihre Hand noch immer gepreßt hielt, pochte in gewaltigen Schlägen. Sie war erſchrocken über dieſe Leidenſchaftlichkeit, dieſe ungewöhnliche Erregtheit. Doch erwiederte ſie ihm in ihrer klaren beruhigenden Weiſe: „Ich lege wenig Werth auf Aeußerlichkeiten. Mir gilt der Menſch was er iſt, und nicht was er ſcheint. Und darum, Arthur, liebe ich Dich gleich, wie auch Deine Vergangenheit ſich enthülle oder nicht enthülle. Du biſt mein Freund und bleibſt es, mein einziger geliebter Freund, und wenn Du ſagteſt, daß Du, wenn es ſein müßte, mir Alles opfern könnteſt, ſo ſage ich auch Dir, obſchon ich Betheuerungen nicht leiden mag, daß ich gern Alles mit Dir ertragen will und wär' es das Bitterſte! Denn an Dir ſelbſt, das weiß ich ja, haftet kein Makel, und das vergängliche äußere Kleid müſſen wir ja ohne Ausnahme früher oder ſpäter Alle ablegen. Darum halte frohen Muthes zu mir. Wir laſſen nicht von einander und nichts darf zwiſchen uns treten!"

Sie legte die Rechte auf ſeine Schulter, und in ihrem holden Blicke ging eine Welt voll treuer Liebe für ihn auf.

Drüben ſchlug die Wanduhr die neunte Stunde. Das war das Signal für den alten Herrn, die Zeitungen bei Seite zu legen und ſein hartes Feldbett aufzuſuchen, und dies wieder für Arthur, ſich zu verabſchieden.

„Wir laſſen nicht von einander und nichts darf zwiſchen uns treten!" wiederholte er zu ſeinem Troſte ſich immer und immer wieder auf dem unfreundlichen Heim-

wege, welchen er heute in seiner ernstesten Stimmung zurücklegte.

6.

Der Winter war bereits weit vorgeschritten. Das liebe Weihnachtsfest, welches Arthur mit Dora und ihrem Vater gemeinschaftlich verlebt hatte, lag schon wieder eine geraume Strecke rückwärts. Die Geselligkeit feierte jetzt kurz vor den Fasten ihre Blüthezeit und selbst Oberst von Stachwitz hatte sich auf vieles Zureden entschlossen, mit seinem Kinde, das von der Welt noch so wenig genossen, einen öffentlichen Maskenball, dem Arthur gleichfalls beiwohnen wollte, zu besuchen. Die Kennzeichen waren verabredet und Arthur versprach sich an Dora's Seite in den bunten glänzenden Umgebungen einen genußreichen Abend.

Am Morgen des Tages, an welchem der Ball Statt finden sollte, fand Arthur noch Muße, eine kurze Weile in seinen eigenen Angelegenheiten thätig zu sein, und da ihm Ebereit's Benehmen in der ganzen Sache immer verdächtiger erschien, beschloß er nunmehr, vor Weiterem noch dessen gesammte persönliche Verhältnisse zur Zeit seiner eigenen Auffindung einer möglichst genauen, auf Zeugenaussagen gestützten Erforschung zu unterziehen. Wie es ihm aber bei diesem Geschäfte, ein so ganz freiwilliges dasselbe auch war, fast stets erging — er ward verstimmt und mißlaunig und freute sich deshalb um so lebhafter auf den Abend.

Seine Freude schien aber sehr in Frage gestellt, als kurz nach Mittag desselben Tages eine auswärtige Gerichtsexpedition angesagt und er von dem Chef des Amtes mit deren Vernahme beauftragt wurde.

So wenig dieses außergewöhnliche Geschäft in seine

heutige Tagesordnung paßte, so wenig durfte er daran denken, sich demselben um eines Vergnügens willen, das möglicher Weise nicht einmal geeperrt zu werden brauchte, zu entziehen, und so saß denn bald darauf das vierblätterige Kleeblat, in welchem wir außer Arthur die umfangreiche Gestalt des jetzt zu einem Herrn Gerichtsschreiber emporgeschwungenen Protokollisten, dann unsern alten bekannten Doktor und auch noch einen neuen, harmlosen Chirurgus bemerken, in dem rasch trottelnden Wagen.

Arthur war nicht zum ersten Male in der Lage, einer derartigen Expedition vorzustehen, obgleich seine innere Stimmung — namentlich in Gesellschaft mit Doktor Reinhardt und dem Gerichtsschreiber, den Zeugen seines ersten bitteren Auftretens in der Welt, — schon an sich eigenthümlich genug sein mochte. Allein heute fuhr das Gericht nach Kleinsaalbach, fuhr hin, um die Aufhebung einer fremden Weibsperson zu leiten, welche unweit der Stelle, wo Arthur einst entdeckt worden, im Schnee vergraben todt aufgefunden worden war. — Der Doktor ahnte, was unter solchen Verhältnissen in dem Herzen des jungen Mannes, welcher ihm trotz seiner Schwächen werth und theuer geblieben, vorgehen mußte, und blieb, seiner Gewohnheit zuwider, den ganzen Weg schweigsam. Der Chirurgus schlummerte. Des Gerichtsschreibers Gedanken hatten sich zu dem warmen Ofen des Casino's geflüchtet und seiner ihm heute doppelt wünschenswerthen Scatpartie dortselbst, denn die jungen Laffen würden heute sicher Alle auf dem Maskenballe schwärmen und die gesetzten verständigen Leute im Casino durch überflüssige und widerwärtig laute Conversation am Spielchen nicht stören. Arthur war ganz seinen Empfindungen überlassen.

„Eigenthümliches Loos!" dachte er bei sich. „Wunderbarer als viele Tausend Menschenschicksale! Sollte es nicht auch einen würdigen Abschluß finden? Sollte der Unsicht-

bare, der bis jetzt nur durch Begünstigungen und Beförderungen die geheimen Beziehungen mich fühlen läßt, die zwischen ihm und mir bestehen, nicht endlich dennoch mit einem offenen Worte hervortreten, und mich der aufgedrungenen Rolle eines Abenteurers entheben, in welcher zuletzt ich selbst mir ein unentzifferbares Räthsel zu werden beginne? Und da er immer noch schwankt — soll ich nicht vielleicht selbst? — —"

Hier brach er in seinen Gedanken ab. Ihn übermannte wieder einmal die unsägliche Wehmuth, daß es nicht einmal das heilige Zeugniß einer Mutter sei, das seinen Ansprüchen zur Seite stehe und ihn darin schütze. Wer war sie denn — seine Mutter? —

Sie waren darüber an Ort und Stelle gelangt. Auf dem Scheitel des Hügels über dem Dorfe hatte der Sturm mit dem Schnee wieder einmal sein tolles Spiel getrieben. Hier lagen ellenhohe Massen aufgeschichtet; dort war der Boden streckenweise leer gefegt und das braune Gras starrte nackt in die Höhe. Einen ähnlichen Anblick bot das Schwarzholz, nahe an dem freilich kaum kenntlichen Wege. Nach der einen Seite hin brachen die schwarzgrünen Aeste fast unter der Last des Schnees, auf der andern hatte sie der Wind ihrer Bürde entledigt, und kahl und rein gefegt ragten sie in die grauumflorte Luft hinaus. An einem durch Menschenhände errichteten Schneehaufen auf der linken Abdachung des Hügels ging ein, in Mantel und Pelzhaube dicht gehüllter Mann auf und nieder. Dort lag die Verunglückte, wie der die Gerichtsherren begleitende Ortsvorstand angab. Wiederbelebungsversuche hatte man fruchtlos angestellt. Sie mußte schon einige Tage auf dem einsamen Platze erstarrt gelegen haben.

Der Schnee wurde entfernt, die Todte betrachtet. Es war eine ordentlich und sauber gekleidete Bauers-

frau, zwischen 50 — 60 Jahren alt. Ein Reisebündel mit Kleidungsstücken lag neben ihr, auch ein kleiner Korb und ein handfester Krückenstock. Verletzungen fanden sich nicht, überhaupt keine Spur eines begangenen Verbrechens. Die in der untern Schneedecke eingefrorenen und wieder zum Vorscheine gebrachten Fußstapfen beschrieben einen kleinen Kreis um die Stelle, wo die Todte lag, und rings um fanden sich einige Brodstücke zerstreut, welche die Bedauernswerthe, vom Schneegestöber auf der freien Windelstätte überrascht und angsterfüllt einen Ausweg suchend, aus ihrem Korbe verloren haben mochte. Hier ließ sich ein Weiteres nicht thun. Der Doktor und der Chirurgus bestätigten übereinstimmend den Erfrierungstod und die Todte wurde nach Kleinsaalbach in das Gemeindehaus geschafft, woselbst noch eine genauere Obduktion und die Durchsuchung ihrer Effekten stattfinden sollte.

In einem niedrigen dunklen Raume des halb verfallenen Hauses, bei einer Temperatur, fast empfindlicher als die im Freien herrschende, entfaltete nun das Gericht seine weitere Thätigkeit, und während der Gerichtsschreiber mit rothen erstarrten Fingern die Angaben der beiden Sachverständigen flüchtig aufzeichnete, durchflog Arthur beim Scheine einer winzigen unrein brennenden Oellampe die Papiere der Verunglückten. Es fanden sich deren nur zwei in dem Körbchen: ein großes und sauber eingeschlagenes Zeitungsblatt und ein Reiseraß. Arthur entfaltete das Zeitungsblatt zuerst und las zu seiner nicht geringen Ueberraschung auf dessen erster Seite seinen eigenen Aufruf an eine gewisse Anna-Rosine Blum, Bauersfrau aus Kleinsaalbach, welche vor etwa 25 Jahren nach Polen ausgewandert sein und jetzt in einer für ihn und sie wichtigen Angelegenheit vernommen werden sollte. Eine Vermuthung stieg in ihm auf, die ihn mit Schrecken erfüllte. Wenn diese Todte Anna-Rosine gewesen, wenn sie, ehe

sie ihr Geheimniß offenbart, vom Tode überrascht worden wäre? Und siehe da! Da stand es in dem zweiten, hastig entfalteten Papiere deutlich geschrieben! Die Witwe Anna-Rosine Blum aus ** im Preußisch-Polen, hierdurch von ihrer Heimatsbehörde zu einer Reise in das Innere Deutschlands, Geschäftsangelegenheiten halber, legitimirt!

Ein leiser Ausruf der Bestürzung entfuhr Arthur über diese verhängnißvolle Verkettung der Umstände. In demselben Augenblicke aber, als der Doktor, um zu sehen was vorgefallen, sich fragend gegen ihn wandte, rief auch schon der Chirurgus, einen Brief, den er an der Brust der Verunglückten gefunden, in die Höhe haltend: „Nun, das ist aber erstaunlich! Mit der Adresse: „An den Herrn Assessor von Stachwitz, nur von ihm selbst aufzubrechen und zu lesen! Im Namen Gottes!“

Arthur verfärbte sich, und seine Hand zitterte, als er den Brief ergriff und Anstalt machte, ihn zu öffnen. Besorgt und theilnehmend trat der Doktor an ihn heran.

„Lesen Sie jetzt nicht!“ flüsterte er ihm freundlich mahnend zu. „Sie sind jetzt zu gereizt, um ohne Schaden für Ihre Gesundheit sich noch mehr aufregen zu dürfen. Es ist Anna-Rosine, Ihre ehemalige Pflegerin, nicht wahr, die dort liegt? Nun ja, ich habe es beinahe geahnt. Die Züge kamen mir bekannt vor, obschon sie sehr gealtert sind. Lesen Sie doch jetzt nicht, Arthur!“

Allein dieser ließ sich nicht beirren und wankte mit dem Briefe in eine Ecke des Raumes.

Der Doktor und der Chirurgus fuhren nebst dem ewig gleichgiltigen Gerichtsschreiber in ihrer Beschäftigung fort, und nur ein einziges Mal warf der Erstere einen von den Anderen kaum beachteten Blick nach Arthur. Doch genügte dieser, um zu bemerken, wie Arthur, leichenblaß einen kurzen Moment in den leeren Raum starrend, gleich darauf mit dem Briefe nach der Lampe fuhr, welche

er mitgenommen hatte, gleich als ob er das Blatt zu vernichten gedächte, ſodann aber langſam die Hand zurückzog und den Brief in die Bruſttaſche barg.

Dies Alles war der Vorgang eines Augenblicks. Dann näherte ſich Arthur wieder den Expeditionsmitgliedern und ſagte mit einem ſchwachen Lächeln: „Die gute Frau hat mir ein Abſchiedswort zugerufen; das iſt es Alles! Den weiten Weg hätte ſie ſich erſparen können, wenn ſie ſonſt nichts zu ſagen gehabt. Was für ein närriſcher Zuſammenhang in dieſer Welt! Mir hat die Anna-Roſine zum Leben verholfen, und eigentlich mir zu Liebe hat ſie ſich hinwiederum den Tod geholt!“

Er trat ſinnend an die Leiche heran, deren Geſicht einen ſanften ruhigen Ausdruck hatte. Weinen konnte er nicht.

Die Expedition war nunmehr raſch beendet, und als die Herren zur Stadt gelangten, wurden in dem Schauſpielhauſe, in welchem der Maskenball Statt finden ſollte, eben erſt die Luſtres angezündet.

7.

Körperlich erſchöpft und geiſtig leidend, befand ſich Arthur nicht in der Stimmung, welche den Beſuch des heitern Feſtes ihn wünſchen laſſen konnte. Aber er war durch ſein Verſprechen gebunden. Dora erwartete ihn dort. Sie durfte er durch ſein Ausbleiben nicht beunruhigen, nicht betrüben.

Dora? — Aber gehörte ſie ihm denn noch nach der furchtbaren Erſchütterung, welche ſein Inneres vor Kurzem erſt erfahren? Durfte er ſich noch an ihre Seite drängen, nicht nur an dem heutigen, dem bunten Maskenſpiele geweihten Abend, ſondern überhaupt jemals im Leben, im Angeſichte des noch weit bunteren und überdies

gefährlichen Spieles der wirklichen Welt? Trotz des Spottes, der vernichtenden Mißachtung, der brandmarkenden Schande? — — O, daß er diese gräßlichen, sinnverwirrenden Gedanken hätte von sich weisen können und der heutige Maskenscherz ihm nicht als die herbste Ironie seines ganzen bisherigen Lebens erschienen wäre!

Und wieder sagte er sich: „Wir lassen nicht von einander und nichts in der Welt soll zwischen uns treten!“ Allein — auch das nicht, was ihm heute geoffenbart worden? Denn sein war nun das Geheimniß, nach welchem er so eifrig gerungen; sein — und noch eines Einzigen außer ihm. Aber konnten die Reden dieses Letzteren im äußersten Falle verlacht oder sonst wie unschädlich gemacht werden? Sein war das Geheimniß, sein sollte es auch bleiben, selbst Dora gegenüber! Denn — das menschliche Herz ist so schwach und erträgt so selten den vollen schweren Ernst dessen, was tragen zu wollen und zu können es sich rühmte — so lange es dessen Last und Größe eben nicht kannte!

Arthur ging auf den Ball. Gut, daß die Halbmaske sein bleiches Antlitz und das unheimliche Leuchten seiner Augen verdeckte und daß der Domino, in welchen er gehüllt war, nicht merken lassen konnte, wie seine sonst so schlanke und stattliche Gestalt heute in sich selbst zusammengebrochen schien. Auf dem Wege dahin fiel ihm das Liedchen von der armen Mücke ein, die so lange um die Flamme flattert u. s. w.

Jetzt befand er sich in den reich ausgeschmückten Räumen des Schauspielhauses, mitten im bunten Maskengewühle. Welch' ein reges fröhliches Leben entfaltete sich hier, wo alle Zeiten und Nationen im Abbilde vertreten waren! Nach langen Jahren einmal wieder war ein Fest dieser Art veranstaltet worden, und Alles hatte sich zu der seltenen Lustbarkeit herangedrängt. Für Arthur existirte

dieses heitere Durcheinander nicht. Ein griechisches Mädchen nur suchten seine Augen, begleitet von einem Herrn in weißem Domino mit schwarzem Kreuze. So nämlich hatten Dora und ihr Vater erscheinen wollen. Er suchte und suchte, fand aber die Ersehnten nicht. Um den Raum besser überblicken zu können, begab er sich auf die Galerie und musterte von dort aus die auf- und niederwogende Menge. Umsonst! Das blaue, silbergestickte Kleid und der weiße Domino waren nirgends zu erschauen. Mißmuthig lehnte er an dem Bogenpfeiler. Da legte sich eine derbe Hand auf seine Schulter und eine tiefe Stimme flüsterte seinen Namen. Er fuhr zusammen und sah sich um. Ein Herr im Domino von gleicher Farbe wie der seine, Schwarz mit Gelb, stand hinter ihm.

„Stachwitz," sagte der Unbekannte, „Sie langweilen sich gleich mir und haben wahrscheinlich so wenig wie ich Ihre Rechnung gefunden. Gut, daß ich Sie an dem Domino erkannte, der mit dem meinigen aus einer und derselben Schmiede stammt! Ich besitze ein Arkanum, um uns beide herrlich zu amüsiren, wenn Sie auf den Spaß eingehen wollen. Sagen Sie Ja?"

Arthur erkannte den Sprecher sofort. Es war ein junger, gebildeter Artillerieoffizier, einer seiner liebsten Gesellschafter. Um ihn nicht ohne Weiteres abzuweisen, bat er erst noch um nähere Mittheilung, so wenig er auch im Voraus geneigt war, auf irgend einen Plan einzugehen.

„Das ist ganz einfach," fuhr Brunow fort. „Ich habe mich in den Besitz zweier Schleifen von eigenthümlicher Farbenmischung und Konstruktion und auch eigenthümlichem Werthe zu setzen gewußt. Die stecken wir an die Domino's und wandeln dann eine Weile Arm in Arm im Parterre auf und ab, wo wir noch mehr dergleichen Schleifen bemerken werden. Bald wird ein Lakai

in reicher Livrée erſcheinen und uns Karten überreichen. Das ſind die Eintrittskarten zum Jokeiclubb, wo ſich heute die auserleſenſte Geſellſchaft, Herren und Damen, en masque zuſammenfindet. Niemand entlarvt ſich bis zum Schluſſe. Es herrſcht die unbeſchränkteſte Freiheit. Die vorſichtig vertheilten Karten bürgen dafür, daß kein Uneingeweihter ſich einſchleichen kann. Das gibt das herrlichſte Vergnügen von der Welt, Stachwitz, und hinterdrein lachen wir die Geſellſchaft aus, die vornehme exkluſive Clique, welche wir in ihrem Negligé beobachtet haben! Allein mag ich nicht hin, aber mit einem braven Geſellen, wie Sie ſind, iſt mir das lieber, wie zehn Maskenbälle!“

„Und wie ſind Sie zu den Schleifen gekommen?“ konnte ſich Arthur nicht enthalten zu fragen.

Der Lieutenant lachte vergnügt in ſich hinein. „Das iſt eben der Spaß bei der Sache! Die beiden Grafen von Menken haben ſich mit ihrer Clique entzweit, und die Schleifen, die ihnen zugedacht waren, mir deshalb zum beliebigen Gebrauche überlaſſen. Das weiß ich, Stachwitz, Sie ſcheuen ſich nicht vor einem kleinen Rencontre, wenn ein ſolches aus der Geſchichte entſpringen ſollte, und gehen mit. Ihnen gönne ich am liebſten den Genuß eines ſo koſtbaren Jokus!“

Arthur war nicht in der Stimmung, das ihm ſonſt höchſt willkommene Anerbieten anzunehmen und lehnte es deshalb entſchieden ab. „Viel Dank, lieber Freund!“ ſagte er mit bebender Stimme. — „Ich mag unter keiner Bedingung mich unter fremder Maske in fremde Kreiſe einſchleichen und gälte es den erleſenſten Genuß. Wohin ich gehöre, dort will ich — auch ſein! Und damit Gott befohlen!“

Er verließ den erſtaunten Freund und verlor ſich in dem Korridor. Im Tiefſten ſeines Herzens aber fühlte er den herben Widerſpruch, in welchen er bei dieſer ſtolzen

Antwort zu ſich ſelbſt getreten. Den kleinen harmloſen Betrug ſchonte er — vor dem großen ernſten ſchreckte er nicht zurück! Ihm erſchien an dieſem Abend das ganze Treiben der Welt als ein eben ſo großartiger wie verächtlicher Mummenſchanz und wie ſehnte er ſich — und wie zagte er dennoch, die Maske abzuwerfen, die er darin ſelber trug!

Dora war wiederholten Suchens ungeachtet nicht zu entdecken. Einmal glaubte er ſie gefunden zu haben und ſchon hatte er die Hand einer jungen Griechin in blauem Gewande ergriffen, deren freundlicher Druck ihn ermuthigen konnte. Aber rechtzeitig fiel es ihm noch wie Schuppen von den Augen. Das war nicht Dora's feine Geſtalt, welche er an ſeiner Seite erblickte, und raſch eilte er weiter, ruhelos und voll bittern Grolls. Da, wie er den Saal noch einmal mit eiligen Schritten durchmaß, tauchte in dem Gewühle ein alter Bauersmann mit hohem braunen Filzhute und derbem Knotenſtocke, in einen grauen Mantel gehüllt, vor ſeinen Blicken auf und näherte ſich ihm — glaubte er — mit auffallender Haſt. Gerechter Gott! War das nicht Ehrenreit, der Eingekerkerte? Ja, das war ſein Gang, ſeine Haltung! Auch die rothe Narbe über dem Auge fehlte nicht! Der Alte war aus dem Gefängniſſe entſprungen, um ihn zu verfolgen! — Aber nein. Nicht hier vor den Augen der freiheitſüchtigen Welt durfte der entſetzliche Mann an ihn heran!

Arthur floh aus dem Saale hinaus, über die Straßen und Plätze hinweg, nach ſeiner Wohnung. Aber das Trugbild folgte ihm auf Tritt und Schritt und trabte hinter dem Fliehenden einher, bis dieſer, glühend und athemlos, hinter Schloß und Riegel ſeines Hauſes die erſehnte Sicherheit fand.

Maske und Domino ſchleuderte er weit von ſich hinweg und ſank auf ſein Lager.

8.

An demſelben verhängnißvollen Tage, deſſen Verlauf wir eben geſchildert, geſchah es, daß der greiſe Oberſt von Stachwitz von einem ſeiner äußerſt ſeltenen Ausgänge nach der Stadt in ernſter und ſorgenvoller Stimmung gegen Mittag heimkehrte. Sein ſonſt ſo freundliches und wohlwollendes Antlitz war heute in trübe Falten gelegt und der ſchwermüthige Blick ſeiner Augen ließ erkennen, daß der Greis mit einem tiefen Schmerz zu kämpfen hatte. Zunächſt ſchloß er ſich in ſeinem Zimmer ein, öffnete den Sekretär und betrachtete aufmerkſam ein kleines Bild in koſtbarem Etui, welches dort aufbewahrt war. „Ja, ja, es iſt kein Zweifel!“ ſprach er dabei vor ſich hin. „Das iſt daſſelbe Geſicht, nur jünger!“ Dann ſchloß er den Schrank wieder ſorgfältig zu und fuhr nach einigen raſchen Gängen durch das Zimmer zu ſich ſelbſt fort: „Das Beſte iſt, daß ich ihr es gleich ſage und ſie nicht mit halben Redensarten hinhalte; denn einmal muß ſie es doch erfahren, und das bald! Alles muß aufhören zwiſchen den Beiden, jeder Verkehr, jede Beziehung! Ich will mich ſelbſt an ſeinen Stolz, ſein Ehrgefühl wenden, auf daß er meinem armen Kinde die Trennung wenigſtens erleichtern helfe!“

Um die Lippen des Alten zuckte es ſchmerzlich und ſeine Augen wollten ſich mit Thränen füllen. Da aber pfiff er ſich raſch, wie es in ſolchen Beängniſſen ſeine Sitte war, ein munteres Soldatenliedchen, daſſelbe, das im Kugelregen und bei Kanonendonner die wackern Trompeter ſeinen Leuten vorzublaſen gepflegt, und ging hinüber zu ſeiner Dora, um ihr die ſchwerſte Mittheilung in ſeinem Leben zu machen, oder es wenigſtens — zu verſuchen. Denn er wußte im Voraus, daß ſein Muth eine harte Probe zu beſtehen haben werde.

Allein in dem Augenblicke gleich, als er unbemerkt in Dora's Zimmer trat, fühlte er seinen Muth, auf den er so sehr baute, merklich sinken. Ihm den Rücken zukehrend stand sein Kind im blauseidenen, reich mit Silber gestickten Gewande vor dem Spiegel und war eben damit beschäftigt, das leichte Käppchen von gleichem Stoffe und gleicher Verzierung recht keck und unternehmend und doch ohne Nachtheil für das reiche, schön geordnete Lockenhaar aufzusetzen. Wie sie dabei ihre schlanke jugendliche, von dem breiten silbernen Gürtel umschlossene Gestalt lieblich zur Seite neigte, und mit dem weißen, von dem halblangen griechisch geschlitzten Aermel nur zum Theil verhüllten und mit einer Menge funkelnder Spangen gezierten Arm das Käppchen zurecht rückte und bei dem höchst wichtigen Geschäfte so unbeschreiblich glücklich vor sich hinlächelte, nicht etwa eitel auf das im Spiegel ihr entgegentretende eigene Bildniß, sondern selig in dem Gedanken an Arthur's unfehlbaren Beifall: — da erst erinnerte sich der Alte, woran er bis jetzt nicht einmal gedacht, daß es ja heute war, wo das vielbesprochene Maskenfest stattfinden sollte! Und als es ihm vor die Seele trat, seinem Kinde nun auch dieses harmlose Glück zerstören zu müssen, da war sein Muth, für dieses Mal wenigstens, vollends hin und er schickte sich still zu einem unbemerkten ehrenvollen Rückzuge an.

Allein zu spät: Dora hatte ihn bereits im Spiegel bemerkt und eilte, das Käppchen nun auf gut Glück aufgesetzt, lachend auf ihn zu. Den Vater zu umarmen, wie sie gern gethan hätte, das verbot ihr diesmal die Rücksicht, welche sie ihrer kostbaren Toilette schuldete. Aber hinpflanzen durfte sie sich vor ihm, wie ein Soldat zur Musterung, und schelmisch fragen: „Nun, Papa, wie gefalle ich Dir heute?“

Sie wußte nur zu gut, daß sie dem Alten stets

gefiel, dessen ganzes Glück auf ihr beruhte. Und doch — was war das? Keinen freundlichen Blick für sie? Kein Wort des Wohlgefallens? Und dies Hinwegwenden! Und die zitternde Stimme, mit welcher er endlich zu ihr sprach!

„Lege den Flitter von Dir ab, Dora, und sammle Dich; wir werden nicht zum Maskenballe gehen!“ versuchte der Alte seine gewohnte Entschiedenheit zu gewinnen.

Das Mädchen entfärbte sich. Nicht aus Schmerz über das Vergnügen, dessen sie entbehren sollte; eine solche Entbehrung hätte sie ohne Klage über sich ergehen lassen. Nein, weil sie fühlte, daß auf dem Herzen ihres Vaters etwas Entsetzliches lasten mußte.

„Und warum nicht, Vater?“ — fragte sie endlich schüchtern, nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte.

Der Oberst war einen Augenblick sichtlich verlegen, wie seine Antwort zu fassen. Sollte er rundheraus die volle Wahrheit enthüllen, welche vielleicht das Lebensglück seines einzigen Kindes für immer zerstörte? Doch blieb in der Situation des Augenblicks nichts Anderes übrig.

Er erfaßte Dora's Hand und sagte mild: „Wenn Du mir versprichst, ein ruhiges verständiges Kind zu sein, Dich, wie es Dir ja sonst eigen ist, in das Unvermeidliche zu fügen und dem Schicksale gelassen in's Auge zu sehen, so sollst Du Antwort auf Deine Frage haben. Aber auch nur dann!“

Dora bezeigte durch einen leisen Druck ihrer Hand ihr Versprechen, und der Oberst fuhr fort: „Deine verstorbene Mutter, liebes Kind, hat mich, nach allem zu vermuthen, in einer Hauptsache nicht ganz wahrheitsgetreu berichtet oder ist selbst getäuscht worden, und diesen Irrthum — ich kann es keine Lüge nennen — wirst Du, mein Kind, fürchte ich, büßen müssen! Es wird mir, glaub' es mir, schwer genug, von diesen Dingen zu Dir zu sprechen, doch — ich kann Dir sie nicht ersparen! Deine

Mutter war nicht ohne Tadel, Dora, als ich ſie zur Gattin wählte. Weder je noch jetzt aber machte ich ihr einen Vorwurf daraus. Denn als ich im fremden Lande, wo ich ſie kennen lernte, um ihre Liebe warb, geſtand ſie mir aus freiem Antriebe, welch' ein Makel auf ihrer Vergangenheit hafte, ſtellte mir die Werbung nochmals anheim, und — ich verharrte bei meiner Wahl. Ein unglückſeliges Verhältniß zu einem Manne aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, welchem es ein Leichtes geweſen ſein mochte, ihrer jugendlichen Unerfahrenheit prächtige Luftſchlöſſer vorzuſpiegeln, hatte ihre Sinne bethört und ſie zu einem Fehltritte verleitet, den ein gerechter Mann dem ſchwachen Weibe unter ſolchen Umſtänden verzeihen muß. Du erräthſt, meine Dora. Vergib mir, wenn ich ſo ſpreche. Allein dem vollen Ernſte des Lebens gegenüber müſſen ſelbſt Rückſichten des edelſten Zartgefühls ſchweigen, und um Dich geſtählt und gewappnet zu fühlen, mußt Du zunächſt über alles Dir klar ſein. Deine Mutter vertraute mir damals, das arme Kind, deſſen Mutter ſie geworden, ſei bald wieder geſtorben. Empört über den Mann ihres Herzens, der im Augenblicke der Entſcheidung ſie verlaſſen, oder ſeinen vormaligen Betheuerungen doch einen andern, ihrer unwürdigen Sinn unterlegen konnte, hatte ſie jede Verbindung mit ihm abgebrochen, und ihr Kind einer treu bewährten, aus der Fremde eigens dazu beſchiedenen Frau, einer ihrer vormaligen Dienerinen, anvertraut, die es unbemerkt und ſicher in das benachbarte Gebiet und von da aus weiter hätte bringen ſollen, bis ſie ſelbſt im Stande ſein würde, dem Kleinen zu folgen und ihre Mutterpflichten zu erfüllen, ohne ihre Zukunft ganz Preis zu geben. Das Kind war ſchwach und kränklich. Deine Mutter überraſchte es daher nicht, als ſie bald nachher, während ſie gerade im Begriffe war, dem Kinde und ſeiner Pflegerin zu folgen,

aus einem, an der verabredeten Stelle von der Zigeunerin — eine solche war jenes Weib — hinterlassenen Zeichen den Tod des unglückseligen Knaben erfuhr. Die Person galt ihr für völlig zuverlässig; ihre Ergebenheit, versicherte Deine Mutter, habe keine Grenzen gekannt, weil sie ihr früher einmal aus wahrem Mitleiden von schwerer Strafe geholfen. Deshalb mißtraute sie ihr nicht; selbst dann nicht, als sie später von ihrem plötzlichen Tode hörte, der kurz nach dem des Kindes erfolgt sein mußte. Ein einziges Mal, fügte sie hinzu, sei ein leiser Zweifel in ihr aufgestiegen, jedoch mit Unrecht, wie sie sich denn doch von Neuem überzeugt habe. Näheres sagte sie nicht. Ich forschte auch nicht und begnügte mich mit dem freiwilligen Geständnisse. Nicht einmal nach dem Namen ihres Verführers habe ich je gefragt. Daß aber das Kind der Schuld und mit ihm der lebendige Zeuge jenes Fehltritts gestorben, das diente — ich kann es nicht leugnen — wesentlich zu meinem Frieden, zu meiner Genugthuung. Wär' es noch am Leben gewesen, ich darf wohl zweifeln, daß meine Liebe dieses Bedenken überwunden haben würde. Und wenn ich Dir nun sage, mein Kind, daß ich seit heute Morgen glauben muß, daß er dennoch am Leben geblieben, der bedauernswerthe, verstoßene und verleugnete Zeuge? daß er noch heute lebe, daß — — — Nein, nein!" unterbrach hier der Alte seine eigene Aufwallung. — „Ich will ruhig fortfahren und nicht aus dem Geleise gerathen, denn es ist noch eine geraume Strecke bis zum Ziele! Erst nach Deiner Mutter Tode, welche, unserem jetzigen Vaterlande stets abhold, mich bestimmte, noch länger im Auslande unter den Waffen zu bleiben, als ich mir ursprünglich vorgenommen, kehrten wir hierher zurück. Wie ich hier unsere Koffer auspacke, finde ich in einer alten vergessenen Chatoulle Deiner Mutter das Bildniß eines Mannes, das ich bisher nicht

bemerkt hatte. Es fällt mir auf. Ich betrachte es genau und präge mir die intereſſanten und vornehmen jugendlichen Züge ein. Leicht konnte ich ahnen, weſſen Bildniß ich vor mir hatte, wenn ich an die Leidensgeſchichte Deiner verſtorbenen Mutter zurückdachte. Seit heute Morgen jedoch — weiß ich es! Rathe, meine Tochter, rathe! — Aber zittere nicht ſo, Du armes Kind! Nein, nein, zittere nicht ſo!"

Der Alte hatte ſich doch wieder in eine furchtbare Erregung hineingeſprochen, und Dora folgte ſeinen Worten mit allerdings fieberhafter Spannung. Ehe er noch ſeine Rede völlig beendet, hatte ſie bereits den Zuſammenhang geahnt und hauchte nun, einer Ohnmacht nahe, mit tonloſer Stimme: „Prinz Oskar!" Dann ſtürzte ſie ſchluchzend an die Bruſt des Alten, der ſolchem großen Schmerze gegenüber lange, lange kein weiteres Wort wagte.

Erſt nachdem Dora von dem erſten Sturme der Gefühle ſich erholt, fuhr auch er ruhiger fort: „Nach allen Erkundigungen, welche ich allmälig eingezogen und namentlich noch heute geſammelt habe, und nach der allgemeinen Ueberzeugung ſteht —" (den Namen brachte er nicht über ſeine Lippen) „Derjenige, mit dem wir bisher ſo viel und ſo ahnungslos verkehrt haben, in einem nahen Verhältniſſe zu dem Prinzen. Ja ſein eigenes Dichten und Trachten iſt, wie wir ja wiſſen, gerade darauf gerichtet, jenes Verhältniß über allen Zweifel zu erheben. O über die Verblendung des Menſchenherzens, das einen ſolchen Schleier gelüftet wiſſen will! Und doch wiederum Dank dafür, daß der Schleier ſchon jetzt ſo durchſichtig ward! Mein Kind, mein theures Kind, was wäre geſchehen, wenn wir im Dunkel weiter geſchritten wären! Alles ſtimmt zuſammen; die Zeit, der Ort, die Verhältniſſe, ja ſelbſt das Tuch, welches ſich bei der Zigeunerin gefunden hat und mit den Anfangsbuchſtaben des Namens

Deiner Mutter gezeichnet iſt, wie ich mir heute Alles von vertrautem Munde, der nicht ahnte, wer meine Gattin geweſen und wie nahe ich aus doppeltem Grunde bei der Sache betheiligt bin, berichten habe laſſen. Was nun folgen muß, mein Kind — Du kannſt es ſelbſt ermeſſen. Arthur iſt mein Sohn nicht; ich kann nicht, ich werde ihn nicht wiederſehen —!"

Mit einem Schrei des Entſetzens ſank das Mädchen zu des Alten Füßen.

„Vater," rief ſie mit ſchneidendem Vorwurfe, „welch' ein Ausſpruch! Wo iſt Deine Milde, wo Deine Gerechtigkeit? Welches ſeine, welches meine Schuld in dieſer Kette von Verhängniſſen? Was zerſtört ſein muß, das ſei es! Alles Gefühl ſei erſtickt, das ſündig geworden! Aber verſtoßen! — ihn verſtoßen auf immer, iſt nicht gerecht. Kann Arthur mein Geliebter nicht ſein, ſo iſt er doch mein Bruder und ich muß ihn als Schweſter lieben dürfen, und um der Tochter willen wirſt Du den Sohn nicht von Dir ſtoßen!"

Sie bedeckte die Hände des Alten mit Thränen und Küſſen, bis dieſer ſie an ſeine Bruſt zog und kopfſchüttelnd das harte Wort zurücknahm.

Das war die Nacht des Maskenballes, welche einem Tage folgte, der drei Herzen Grund genug brachte, ſie ſchlaflos und in qualvollſter Erregung bis in den grauen Morgen hinein zu durchwachen!

9.

Als Arthur am folgenden Morgen bleich und verſtört in ſein Bureau trat, war es ſein Erſtes, nach dem Ehrevein zu fragen. Erſt als er die Verſicherung erhalten, daß derſelbe ſein Gefängniß mit keinem Schritte verlaſſen, ja ſeit geſtern ſogar ſich krank fühle und nach einem

Arzt verlange, beruhigte er sich in etwas und gelangte schließlich bei sich selbst zu dem festen Entschlusse, nie wieder dem Sturm seiner Gefühle so nachzugeben, wie dies am gestrigen Tage geschehen. Er wollte Mann sein und als solcher handeln, nicht mehr geängstigt durch Trugbilder einer geängstigten Phantasie, nicht mehr beirrt durch die Regungen unreaktiver Gemüthsanwandlungen. Fast schämte er sich seiner gestrigen Hingebung an diese, die, wenn glücklicherweise seine thätige Natur nicht Widerstand geleistet, ihm unwiderrufliches Elend hätte bringen müssen.

„Ich bleibe — was ich scheine!“ sagte er zu sich selbst; „und Tausende würden meinem Beispiele folgen,“ beruhigte er sich selbst wegen der tiefen Kluft von Widersprüchen in diesen Worten. „Das ist nun einmal eine Welt des Scheins. Ein Narr, wer die Maske ablegt, bevor es die Andern thun und — die Lampen ausgelöscht werden! Maskenfest — Maskenfreiheit! Geht mir weg mit dem ehrlichen Bürger- oder Bauernkittel! Ausgelacht werdet Ihr in dem verlichsten Alltagskleide, wenn es Euer wirkliches ist und nicht blos Maske! Und Dora? Geh', geh', mein griechisches Mädchen! Würde Dir gar nicht behagen, wenn ich so simpel daher gewandelt käme und Dir die Hand zum Reigen böte! Würdest nicht sehr erbaut Dich abwenden und Dir einen geschmückteren Gesellen suchen! 'S gibt deren genug; denn die Masken sind wohlfeil zu der kurzen Freude!“

Jede Stimmung weckt ihren Gegensatz und so dürfen wir, wenn so bittere Gedanken wie die eben angedeuteten durch Arthur's Seele zogen, sie doch nur als natürliches, vorübergehendes Widerspiel zu den tief einschneidenden Erfahrungen vom gestrigen Abend betrachten.

Wenn die Sonne zum Untergange neigt, wird die erregte Seele immer weicher und milder gestimmt und

befindet sich gern des Kampfes, den sie während des Tages, schwankend zwischen Sieg und Erliegen, gerungen. Auch Arthur eilte heute, sobald es zu dunkeln begonnen, fast sehnsüchtiger als sonst nach dem Landhause des Obersten.

Auf der Treppe trat ihm der Diener entgegen und bat ihn, sich zu dem alten Herrn zu begeben. Von Dora nichts zu sehen, nichts zu hören. Schweigend und geängstigt folgte er der Aufforderung. Er wagte nicht zu fragen, denn er ahnte bereits, daß hier irgend etwas vorgefallen sein müsse.

Der Oberst empfing ihn gemessen und würdevoll. Von der früheren Herzlichkeit war seinerseits kaum eine Spur übrig geblieben. In fast athemloser Spannung harrte Arthur der Mittheilung, welche ihm dieses Räthsel lösen sollte. Der Alte holte das uns bereits bekannte Miniaturbild aus dem Sekretär und sagte mit dem vergeblichen Bemühen, die Schroffheit seiner Worte durch deren Ton zu mildern: „Wenn Sie Dessen sind, Herr von Stachwitz, so können Sie meiner Tochter nicht sein. Hören Sie mich an!"

Arthur erkannte in dem ihm vorgehaltenen Porträt zwar sofort die bekannten Züge des Prinzen, begriff aber den Zusammenhang der eben gehörten Worte so wenig, daß er den Obersten nur verwundert ansah. Bald darauf jedoch wurde er unsicher und sagte erbleichend: „Sie sprechen in Räthseln, Herr Oberst. Ich bitte dringend um Aufklärung."

Und nun erzählte der Alte in vollem Zusammenhange und noch eingehender und ausführlicher, als er aus guten Gründen dem eigenen Kinde gegenüber gethan, die ganze Reihenfolge der Umstände und Ereignisse, welche ihn zu dem Schlusse geführt, daß Arthur und Dora unter einem Mutterherzen gelegen und demnach in jeder an-

dern Beziehung auf immer von einander geſchieden ſein müſſen.

Als der Oberſt geendet und die Tapetenthüre, welche nach dem Nebenzimmer führte, ſchon mehrmals leiſe ſich bewegt hatte, als ob hinter der nur angelehnten Jemand lauſchte, da zuckte durch Arthur's Seele ein raſcher heißer Kampf, der in ſeinem Antlitz ſich abſpiegelte. Aber nur einen Augenblick, und der Sieg war entſchieden. Mit dem Feuer des Entſchluſſes in den blitzenden Augen und beinahe ſpöttiſchem Lächeln um die Lippen — Spott über ſich ſelbſt, der in der heiß begehrten Panacée ſeines Daſeins kaum erſt das gefährlichſte Gift erkannt hatte und dem ſie nun dennoch zum Heil werden ſollte — riß er ein Papier aus der Bruſttaſche und ſagte, es dem Alten überreichend: „Und doch irrt ſich die Welt, Herr Oberſt, wie auch ich bis geſtern im Finſtern gewandelt! Ueberzeugen Sie ſich! Haben Sie Licht wie ich! Aber laſſen Sie es nicht zur vernichtenden Flamme für mich werden!“

Der alte Herr las hierauf mit lauter Stimme Folgendes: „Gott helf' mir, daß ich's dem lieben Herrn ſelber ſagen könne, was ich auf dem Herzen habe. Iſt's aber nicht, ſo will ich's mühſelig niederſchreiben, ſo ſauer mir's mit der Feder angeht. Merkte es wohl, daß die Sache ernſt wird, als mir von dem Aufrufe in der Zeitung geſagt wurde, und darum mache ich mich auf den Weg. Aber viel weiß ich nicht; der Ehrereit weiß das Beſte. Wie der Herr noch ſo ein kleines Kind war und neben meinem Kinde — Gott hab' es ſelig! — in der Wiege lag, da hatt' ich vielerlei Beſuch in dem kleinen Gebäu, daß es oft meinen Mann verdroß, und der Ehrereit war auch ein Gaſt, aber lange nicht der feinſte. Wollten Alle den armen Wurm ſehen — verzeih's der Herr, wenn er es lieſt — den ſie vom Gerichte aus in dem Holze gefunden. Da kam eines Abends auch eine

schöne, noch junge Dame zu Fuß angeschlichen. Der Wagen hat aber, wie ich nachher erfuhr, draußen vor dem Dorfe gehalten, wo dem Oberförster seine Debsterei ist. Die fragte schüchtern und verstört nach dem Kinde und als ich ihr's gezeigt, sagte sie fast vergnügt vor sich hin: Gott sei Dank, das ist der Knabe nicht: sie ist mit keiner Lüge aus der Welt gegangen! Drückte mir einen harten Thaler in die Hand und war fort. Das sagt' ich am andern Tage dem Ehrenveit, als er dem Kinde zuguckte, wie es seine Art war: da lachte er in sich hinein und sprach: Anna-Resine, Du bist eine brave ordentliche Person, der man etwas anvertrauen kann, wenn sie Einem auf seinen Mund Handschlag gibt. Willst Du 'was wissen? Geb ich ihm die Hand drauf und sprach er: Das ist das Kind auch nicht, was die Leute darunter suchen. Das ist längst begraben und wächst Gras darüber. Aber laß sie nur immer glauben, daß es der Wurm ist. Ist gut für ihn; bringt es weiter, als wenn es für seiner eigenen Eltern Kind gälte! Ganz verwundert fragt' ich ihn: Aber, mein gütiger Gott, wem gehört denn das Kind eigentlich an und was habt Ihr damit zu schaffen? — Schickt die Frager zu mir, lachte der Alte; doch erst, wenn es an der Zeit ist, sonst weiß' ich ihnen die Zähne und damit basta! Aber wann ist es denn Zeit? fragte ich neugierig weiter. Wann ich selbst denke, erwiederte er, oder wenn der Junge zu Verstand gekommen mich sein selbst darum bittet. Aber das wird nicht geschehen, denn paß einmal auf, der wird weich gebettet! Nun liegt mir's doch zentnerschwer auf dem Herzen, daß ich so lange geschwiegen habe, und will mich noch erleichtern, ehe es zur Neige geht. Wer weiß, ob der Ehrenveit noch lebt, der's sagen könnte, wie alles steht, und könnte doch ein rechtes Elend für die unwissenden Menschen daraus erwachsen. So füg' es denn der gnä-

dige Gott, daß ich die Wahrheit, wenn sie vom Heile ist, an den Tag bringen helfe. Denn die Wahrheit muß gelten. Anna-Rosine Blum."

Kaum hatte der Alte zu Ende gelesen, als die Tapetenthüre sich öffnete und Dora jubelnd in Arthur's Arme stürzte.

„Wunder und Zeichen," rief sie überglücklich dem Vater zu, „auf daß wir heilsamen bleiben! Sei wer Du willst, Arthur, nur Eines nicht, und Gott sei gepriesen!"

Arthur schloß die Geliebte freudig in die Arme. Er wagte nicht einmal zu fragen, ob sie auch auf alles, was noch folgen könnte, gefaßt sei. Denn in diesem aufjauchzenden Herzen dicht an seiner Brust hielt er die Antwort auf seine Frage umschlungen.

Auch dem Obersten war mit dem soeben erhaltenen Aufschluß, an dessen Echtheit er nicht zweifeln mochte, ein Stein vom Herzen gefallen. Dennoch aber mahnte er zur Besonnenheit und sagte zu Arthur mit freundlichem Ernst: „Eines vergessen Sie nicht! Ich verlange von Ihnen noch volle Aufklärung, ehe es werden kann, wie zuvor. Das können und dürfen Sie nach solchen Vorgängen mir nicht verargen. Und nicht allein für mich stelle ich dies Verlangen, mehr noch der Welt gegenüber, deren Urtheil über solche Dinge wir achten müssen. Gilt Ihnen wahres Glück, dann werden Sie ja gern den bloßen Schein der wahren Wirklichkeit zum Opfer bringen."

„Unselig Opfer!" dachte Arthur mit einem Blicke auf die Geliebte, die ihr Lockenhaupt noch immer an seiner Brust barg, — „für solchen Gewinn!"

10.

So war es denn doch mehr als eine flüchtige, durch die Gewalt des Momentes hervorgerufene Selbsttäuschung

nung gewesen, als Arthur um des Besitzes Dora's willen seinen tief eingewurzelten, wenn auch ungerechtfertigten Stolz der überwältigenden Macht einer schönern und edlern Leidenschaft zum Opfer brachte. Und nun, da er es gethan, wie wurde ihm alles Folgende so leicht, wie muthig und entschlossen schritt er auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts und vertilgte dadurch den Makel, der vor dem Richterstuhle seines eigenen Gewissens auf seinem früheren Schwanken, seinem haltlosen Wollen und Wünschen, Streben und Trachten haftete! —

Ebereit war nicht unbedenklich erkrankt. Die Haft, deren übermäßige Verlängerung freilich er selbst durch sein störrisches Wesen und sein hartnäckiges Leugnen herbeigeführt, hatte seinen eisernen Körper endlich gebrochen, und matt und siech lag er auf dem ärmlichen Bett in der Gefangenzelle.

Da wurde ihm Doktor Reinhard gemeldet, und nachdem dieser seinen Zustand sorgfältig untersucht und für einen stärkenden Trank Sorge getragen hatte, kündigte er ihm ein Verhör an, welches unter den obwaltenden Umständen in der Zelle selbst abgehalten werden würde.

„Meinetwegen," brummte der Alte verdrießlich, „mögen die Herren sich noch einen Zeitvertreib mit mir machen! Werden ohnedies bald genug zu Ende verhört haben an mir altem Kerl! Nicht wahr, Herr Doktor? Bin der Plackereien auch müde, sehne mich nach Ruhe, und denke, schlimmer kann's nicht werden, wohin immer ich auch kommandirt werde!"

Der Doktor sprach einige ermunternde Worte zu dem närrischen Greise, dessen freundschaftliches Zutrauen er seit langer Zeit besaß, obschon es ihm trotzdem nie gelungen war, ihm hinsichtlich Arthur's irgend eine Mittheilung zu entlocken, und blieb bei ihm, bis nach einer kurzen Weile auch der Herr Untersuchungsrichter in eigener

Personen, gefolgt von dem Gerichtsschreiber, von Arthur und dem Obersten von Stachwitz in dem Gefängnisse sich eingefunden.

Die beiden Letztern blieben an der Zellenthür. Der Untersuchungsrichter und der Protokollist nahmen an einem herbeigeschafften Tische ihre Plätze.

Ebereit erhob sich, beunruhigt durch diese außerordentlichen Anstalten, von seinem Lager und blickte erstaunt um sich. Auf Arthur haftete sein Blick mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke. War es Theilnahme? War es Hohn oder Haß, was in diesem Blicke lag? Wer mochte das entscheiden? Alle aber und zumeist Arthur selbst empfanden die Bedeutsamkeit dieses einzigen Blicks.

Doktor Reinhard mahnte durch leise Zeichen zur Eile. Ihm schien der Zustand des Gefangenen Besorgniß erregend und er zitterte vor der Möglichkeit, daß der Tod vielleicht zum zweiten Male ein Paar Lippen verschließen könne, welche allein das für Arthur so wichtige Geheimniß zu lösen vermochten. Der Untersuchungsrichter richtete daher an Ebereit sofort die ernste und eindringliche Frage, ob er über die Geburt des anwesenden Herrn Assessors von Stachwitz irgend welche Auskunft zu geben vermöge, wie man in Folge verschiedener Aeußerungen, die er gethan, und im Vertrauen auf glaubwürdige Zeugenaussagen mit gutem Grunde vermuthen müsse. Er möge sprechen, ohne Rückhalt sprechen, da das Lebensglück des Herrn von Stachwitz von seinem Geständnisse abhänge und er selbst dann, wenn ihn dabei ein Vorwurf träfe, ohne Besorgniß sein könne. Das Menschenalter, welches seitdem beinahe verstrichen, verjähre alle Schuld, wenn es nur keine Blutschuld sei, und sie Alle, wie sie hier versammelt, würden dafür einstehen, daß ihm eine offene und ehrliche Rede keinen Nachtheil bringen werde.

Ebereit machte einige unruhige, gleichsam abweh-

rende Handbewegungen über die Decke seines Lagers und blieb stumm.

Der Doktor trat nochmals zu ihm heran, fühlte ihm an den Puls und sprach zu ihm dann einige leise, den Andern nicht vernehmbare Worte. Da war es, als ob sich in Ehrevelt's Antlitz ein leichtes Zucken zeigte. Doch nur einen Augenblick; dann drehte er sich um und legte sich mit dem Gesichte gegen die Wand.

Der Doktor zuckte die Achseln. Mit stürmender Gewalt ließ sich bei diesem verstockten Gemüthe nichts richten. Der Gerichtsdirigent ergriff nochmals das Wort und ermahnte den störrigen Alten in wohlwollend überredender Weise zu offener Mittheilung. Es war alles fruchtlos. Nicht eine Sylbe kam über seine Lippen.

Da stürzte Arthur an das Lager des Gefangenen und sprach zu ihm, von dem Sturme seiner widerstrebenden Empfindungen bebend: „Nun so komm' ich denn selbst, alter Vater, und bitt' Euch im Namen des allmächtigen Gottes um Auskunft über mich selbst, gewiesen an Euch von Anna-Rosine Blum, der nun Verstorbenen! Sprecht, ehe es zu spät wird! Das Glück meines Lebens hängt davon ab!"

Alle Anwesenden waren im Innersten ergriffen. Selbst der ewig gleichmüthige Gerichtsschreiber verlor einen Augenblick seine Fassung, und die Feder entglitt seiner Hand, als er gespannt der Antwort entgegenlauschte.

Ehrevelt erhob sich wieder und setzte sich auf dem Lager zurecht. Der Doktor stützte seinen Rücken mit einem Strohkissen. Solch' ein Lächeln der Befriedigung und innigsten Genugthuung hatte wohl noch niemals über sein frostiges Antlitz geleuchtet als jetzt, da der alte Bauer zu reden anfing: „Nun freilich: alter Vater! Nun freilich; das ist nicht übel gesprochen. Ei, ei! Wer hätte das gedacht, daß mir noch eine solche Frage zu Ohren käme?

Möchte wohl wissen, wie das zusammenhängt. Muß etwas Besonderes dabei sein. Freut mich aber; freut mich, daß ich gebeten werden muß. Gebeten, meine Herren; nicht gezwungen, nicht überlistet! Recht fein und manierlich gebeten; anders nicht! Freier Wille ist's von mir, daß ich rede, und nur weil ich gebeten werden bin! Aber, lieber Herr!" wandte er sich nun gegen Arthur allein, „Lebensglück — nannten der Herr nicht dieses Wort? Sagten der Herr Assessor nicht so? Daß Sie sich nur nicht täuschen, der Herr Assessor, wenn ich einmal laut werde! Was einmal laut geworden ist, bleibt laut, und der Bettelmann kann keine Goldfüchse verschenken, wenn er um eine Gabe gebeten wird. Der hat kaum schmutzige Heller und verschimmelte Brodkrumen auszutheilen. Also wollen's der Herr nehmen, wie ich es habe? — Sonst behalt' ich's für mich und die Welt weiß eine lustige Geschichte weniger — —!"

Der Alte sprach sich nach und nach in einen wilden Humor hinein, der die Erwartungen Aller noch mehr spannte. Arthur erklärte wiederholt und mit fester Stimme, daß er Aufklärung wolle, unbedingte, rückhaltslose.

Ehrenreit fuhr fort:

„Hab' in meinem Leben, seit alles darin schief gegangen, oft absonderliche Gelüste gehabt und mein Vergnügen darin gefunden, der schlechten verkehrten Welt eine Nase zu drehen. Hätte mir helfen können, als ich einer lumpigen Schuld willen von Haus und Hof verjagt werden, um seitdem den Krebsgang zu gehen; half mir aber nicht, weil kein Sang und Klang dabei war, keine Ehre und kein Rühmen, einem armen simpeln Bauersmann aus der Noth zu helfen. Muß Aufsehen und Spektakel dabei sein, dann hilft sie gern; oder muß etwas Großes und Glänzendes dahinter stecken, dann zieht sie am Ende gar den Rock aus und übt Christenpflicht.

Das ekelte mich, wollte ſie ſo gern deshalb einmal um die Ecke herumführen, die lumpige Welt, um meinen Jux daran zu haben: fand aber immer keinen rechten Fleck, ihr beizukommen. Fünf- bis ſechsundzwanzig Jahre ſind's nun beinahe, da hatte meine Tochter — ſie war mein einziges Kind — den ſiebenten Jungen gekriegt und lag krank und elend im Hauſe. Ihr Mann iſt nun auch ſelig, arbeitete weit vom Orte im Steinbruche und kam nur Sonntags heim: ihre Brut aber war noch zu klein und dumm, um nützen zu können. Mußte da der alte Vater die Tochter unterſtützen. Sollt' ich nun, als das Kind einige Tage alt war und meine Tochter noch immer ſo hart litt, daß ſie oft Stunden lang nicht recht zu Sinnen kam, an einem Sommernachmittag in die Stadt laufen, um Arznei zu holen. Machte mich auch auf den Weg und trabte derb zu. Hatt' aber trotz des ſcharfen Trabs unterwegs meine närriſchen Gedanken. Der ſiebente Junge — ſagt' ich zu mir — oft kein Brod im Hauſe, und wer weiß, was alles noch ankömmt, wenn die Tochter überſteht. Iſt ein hartes Elend mit ſolchen Kindern, wachſen traurig auf, der Noth und dem Elend entgegen und ſterben endlich noch ſchlimmer als die Eltern. Iſt ein übler Segen für den armen Mann, die ſtarke Sippe; kaum daß er ſie richtig in die Höhe füttern kann!

Wie ich ſo denke und mir's durch den Kopf geht, wie ganz anders ſo ein Wurm gebettet werden möchte, wenn ihn der Storch in ein anderes Neſt getragen, da ſchreit's aus dem Walde am Saalbacher Wege, wo ich juſt vorbeitrabe: Kuckuk, Kuckuk! Ei du ſpitzbübiſcher Vogel, denk' ich weiter, ſchreiſt noch ſo ſpät im Sommer? Haſt ſicher noch einen Schalksſtreich vor! Freilich, biſt klüger als der dumme Teufel von Storch, der die Kinder in die falſchen Häuſer bringt; ſorgſt für deine Brut beſſer, beſſer für ſie, beſſer für dich, wenn du ſie andern

behäbigen Leuten in das Nest schmuggelst! Und der Kuckuk schreit in Einem fort, und zwischen hinein — der Himmel sei mir nicht gnädig, wenn es nicht wahr ist! — hör' ich aus dem Dickicht heraus ein leises Stöhnen wie von einem kranken Christenmenschen. Spring' rasch hinzu und find' ein fremdes Weibsbild auf dem Boden liegen und im Todeskampf. Bei ihr auf dem Boden liegt ein Kind, das schon längere Zeit tot sein mußte. Das Weib wies auf das Kind als ich hinzutrat und flüsterte kaum hörbar: Begrabt's um Gotteswillen, einen Tag ist's tot, ich bring's nicht weiter! Hätte sie doch gleich gesagt: Begrabt uns Beide! das närrische Weib; denn auch mit ihr ging es eilends zur Neige und tot war sie, gründlich tot, ehe ich mich nur gefaßt hatte.

Hilfe war zu spät, das sah ich ein. Es war auch noch ein weiter Weg, um welche herbeizurufen. Aber das Kind, das Kind zog mich an. Sah fein und manierlich aus, mußte aus gutem Hause stammen. War zwar sicher verschleppt worden: that aber nichts. Entweder helfen's die eigenen Leute wieder, oder die Welt half; denn das war so ein Fall, wo ein Spektakel beim Heiden ist. Schade, daß es gestorben war. Wer weiß, ob's für das Kind nicht zum Besten geworden! 'S war gerade so lang, wie meiner Tochter siebenter Junge. Alle Wetter, was schrie der Kuckuk so mörderlich von Neuem? 'S war gar keine Zeit mehr für ihn, so spät im Sommer, oder galt es mir? Sollte ich selber Kuckuks spielen? Unter meinem Mantel das tote Kind — es schauderte mich, als ich's mit mir davon trug — trabte ich auf dem menschenleeren Wege nach Großsaalbach zurück, in die Wohnung meiner Tochter, die ihres Bewußtseins nimmer mächtig war, trieb die kleine Brut von dannen, packte das tote Kind um und legte es in den Korb neben dem Bette. Den derben siebenten Jungen meiner Tochter aber

trug ich wieder unter dem Mantel von dannen und in den Wald hinaus zu dem todten Weibe. Er war in die feinen Hüllen des todten Kindes gewickelt. Vorher hatte ich ihm ein wenig Milch eingeflößt, daß er ohne Gefahr eine Weile liegen konnte und nun ging's nochmals zurück nach dem Dorfe, wo ich dafür sorgte, daß der Tod des Kindes eine geraume Weile unbekannt blieb und daß ein Junge aus dem Dorfe statt meiner die Arznei für die Tochter holte. Hatte mich nunmehr nur zu placken, daß das lebendige Kind bald zur Entdeckung käme, damit es nicht auch ein todtes werde. Und deshalb eilte ich wieder auf den Weg hinaus und patrouillirte in der Nähe herum, um, wenn alles mißglückte, selbst den Entdecker zu machen. War aber nicht nöthig. Ein Mädchen kam mir zuvor, und Niemand weiter hielt mich im Argen.

Meine Tochter heulte und jammerte, als sie wieder zu Sinnen kam, über das verlorene Kind, und sie und das dumme Volk aus dem Dorfe trauerten über den jähen Tod. Niemand aber schöpfte Verdacht. Du lieber Himmel! Am Ende ist auch so ein siebenter Junge im armen Hause bald verschmerzt! Ueber's Jahr kam der achte an, der nun doch immer erst der Siebente war und des Siebenten Brod aß. Da wuchs vollends über die Geschichte hohes Gras. Und wer hat Recht gehabt, Ihr Herren? Ist nicht alles gekommen, wie ich's gedacht? Ist's dem Herrn Assessor nicht wohl ergangen? Hat er nicht Ruhm und Namen und Stand erlangt? Ist die Welt nicht großmüthig gewesen? Und hat sie der Ehrenveit nicht am Narrenseil geführt? Und darum, weil der Herr Assessor es eigentlich mir zu danken haben, daß Sie ein feiner, vornehmer Herr geworden und kein Bauerntölpel geblieben, wie hunderttausend Andere, darum, dächte ich, legten der Herr ein gutes Wort ein, für den achten Jungen meiner Tochter, der jetzt, weil er auf mein Geheiß am

unrechten Orte mit der Art zugeschlagen, unter einem Dache mit mir sitzt und — nach dem Zuchthaus soll!"

Als Ehrevelt, der zuletzt nur heiser und undeutlich gesprochen, geendet, herrschte in der Zelle ein lautloses Schweigen allseitiger Ergriffenheit. Arthur, dessen Festigkeit schwerer geprüft worden war, als er selbst erwartet hatte, schwankte zuletzt am Arme des Obersten hinaus, der ihm freundlich zusprach und sich neben Doktor Reinhard als herzlichsten Tröster bewährte. Beide fühlten dem jungen, strebsamen Manne am Lebhaftesten nach, welch' eine tiefe Beschämung seine Eitelkeit, welch' ernste Lehre sogar sein edlerer Stolz in dieser Stunde erfahren habe! — Doch der Oberst sagte beim Abschiede mit herzlichem Händedrucke: „Und nun, mein lieber Arthur, seien Sie mir als Schwiegersohn gegrüßt!" — Und so durfte dennoch der Hartgeprüfte mit dem Bewußtsein heimkehren, wenn auch mit schweren Opfern, doch Sieger geblieben zu sein! —

Ehrevelt starb bald darauf, nachdem er sein frevelhaftes und gewagtes Spiel der Welt enthüllt hatte.

Arthur, welchem nach allen diesen Erlebnissen sein jetziger Aufenthalt verleidet war, suchte um seine Versetzung an. Für seine Brüder, welche ohne Ausnahme in ärmlichen Verhältnissen lebten und mit der sauern Arbeit ihrer Hände das Brot verdienen mußten, sorgte er nach Kräften und übertrug an sie mit anerkennenswerther Aufopferung beinahe die Hälfte seines Vermögens. Am Grabe der Eltern, die er nie gekannt, betete er wenigstens. Dora und der alte Oberst begleiteten ihn mit theilnehmenden Herzen an diese, nun auch ihnen ehrwürdige Stätte.

Und Dora? — Wohl erhob die Welt, die vor der Aufklärung aller dieser Verhältnisse das unbemittelte Mädchen um den stattlichen und hoffnungsreichen Verlobten

beneidet haben würde, ein gewaltiges Geschrei über ihren Entschluß, daß sie nun dennoch dem eingeschmuggelten Bauernlehn, dem falschen Demetrius und wie er weiter geheißen wurde, dem seines Nimbus entkleideten Prinzensprößling, dessen Carrière nunmehr offenbar zu Ende wäre, als Gattin angehören wollte. Aber sie stand fest, das wackere Mädchen, und ebenso ihr Vater, in dessen Augen eine jede ehrliche, rechtschaffene Abkunft ihren unabhängigen Werth hatte. Blieb denn ihr Geliebter nicht immer derselbe, der er vorher gewesen, und hatte er nicht gerade um ihrer selbst willen den Schleier des Geheimnisses muthig von sich abgestreift?

Nach kurzer Zeit erhielt Arthur aus der Residenz, wo die gerichtlich eingerichtete Enthüllung seiner Abkunft auch in den höchsten Kreisen eine lebhafte Sensation erregt hatte, ein Dekret zugefertigt, das ihn in seiner bisherigen Eigenschaft als Assessor in eine entfernte Provinzialstadt versetzte. Man erzählte ziemlich laut, daß er seiner letzten auffälligen Schritte und des damit verbundenen verdrießlichen Aufsehens wegen die Ungnade seiner bisherigen Gönner sich zugezogen und seine ganze Laufbahn verscherzt habe. An einflußreicher Stelle sei er ein überspannter lächerlicher Thor genannt worden, der seine eigentliche Herkunft doch nicht verleugnen könne. Was Prinz Oskar zu der Sache gemeint habe, blieb Geheimniß.

Als Arthur die Verlobte von seiner Versetzung benachrichtigte, fügte er hinzu: „Und nun, meine Dora, will ich mit allen Aussichten abschließen und mich dessen bescheiden, was ich besitze und mein nenne! Das bist Du, mein Amt, das sie mir nicht mehr entziehen können, und, was ich mir geistig erworben. Wüßte ich nur, daß ich dies alles auch mir allein verdankte, nicht blos dem Scheine dessen, was ich nicht war! Deiner allein fast darf ich mich rühmen! Dich hab' ich durch mich selbst ge-

wennen! So biſt denn Du auch mein einziger rechter Reichthum, und alles Uebrige iſt nur noch Trümmerwerk einer zerſtörten Scheinwelt!"

Dora lächelte und küßte dem Geliebten die Falte des Mißmuths von der hohen Stirn, mit welchem er dies geſprochen.

„Laß es ſein," ſagte ſie heiter, „und ſorge deshalb nicht! Mehr oder weniger theilen Dein Schickſal die meiſten Menſchen; nur daß es bei Dir ſchärfer und greller als ſonſt an den Tag getreten. Der Schein trägt und fördert ſie mehr als die Wahrheit und weil ſie dies wiſſen, hüllen ſich Alle ſo ſorgfältig in ihn ein. Wer wägt denn ab, was er dem Scheine und was er ſich ſelbſt verdankt? Es wird alles auf eine Rechnung geſetzt, und oben darüber ſteht: Eigenes Verdienſt! Willſt Du aber dennoch ganz gewiſſenhaft verfahren und mit der Vergangenheit gründlich brechen, dann, Arthur, halte es ſo: Was Du aus der Zeit des Scheines unverdient beſitzeſt, das verdiene in der Wirklichkeit nun redlich nach! Gelegenheit und Muße dazu werden Dir nicht fehlen, denn wider Verdienſt und Würdigkeit, das glaub' ich gern, wird man Dich nicht mehr mit Gaben überſchütten. Dann werden die Trümmer, von denen Du ſprachſt, gute, vortreffliche Bauſteine abgeben für das neue beſcheidene Haus, in welchem wir gemeinſam wohnen wollen, und welches, mein Freund, ich Dir ja gerne bauen helfen will!"

Arthur ſchloß die holde Tröſterin dankbar in ſeine Arme. Aller Mißmuth war vergeſſen.

„Gut, ſo hilf mir denn, meine Dora!" ſprach er. „Ueber das Schwerſte hat ja ohnehin nur Deine Liebe mir hinweggeholfen!" —

Die Botengängerin von Rohrau.

Von Moriz Horn.

Motto: Erlebnis iſt an keinen Kreis gebunden;
Habt Ihr der Syrten Schattin oder Licht
Auf wenig Angeſichtern nur gefunden,
So ſeht Ihr ſie auf tauſend andern nicht.

Es ſchwingen um beſonnte Hügel,
Die neubegrünter Raſen deckt,
Im friſchen Morgen linde Flügel
Die Lüfte, die der Mai geweckt.
Holdlächelnd ſchaut aus Blumenwiegen
Das junge Thal in's Morgenlicht,
Die erſten Sonnenſtrahlen ſchmiegen
Zum Kranz ſich um ſein Angeſicht.
Ich ſtehe auf dem Berg und höre
Hoch über mir im Himmelsblau
Der Frühlingslerchen Jubelchöre,
Und Glockenläuten durch die Au.
Mein Auge glänzt, vom Anblick trunken.
Dort liegt der See, ein ſchimmernd Schild!
Er trägt, geſäumt mit gold'nen Funken,
Auf ſeiner Bruſt das Sonnenbild.
Wie ſich am Baum die Knoſpen bräunen!

Vollsaftig ſchwillt ihr Blätterſchooß;
Nur aus den kaum begrünten Zäunen
Rang ſich die Weißdornblüthe los.
Rothveilig keimt der Klee der Brache,
Hell iſt der dunkle Wieſenſammt
Des Ufers am enteisten Bache,
Mit Blumenmuſtern reich durchflammt.
Fern über graue Bergesrücken
Spannt weite Bogen düſt'rer Wald;
Herab durch leicht geſtützte Brücken
Entlädt ſein Strom ſich mit Gewalt.
Hin brauſt er durch die weite Fläche,
Bis auf ihn hält ein ſich'rer Hort;
Nun zieh'n, getheilt in kleine Bäche,
Beſänftigt ſeine Wogen fort.
Hier treiben ſie die Tannenmühle,
Die an dem Fuß des Berges ſteht,
Und in dem alternden Gefühle
Melodiſch ihre Räder dreht;
Dort ſchleichen ſie in engen Rinnen
Durch Wieſen die beſchränkte Bahn,
Und netzen ſelbſt geſponnen Linnen
Der Dunen auf dem grünen Plan.

Aus jenen Linden, die vor Jahren,
Als durch die Flur getobt der Streit,
Geſchmückt mit jungen Zweigen waren
Und jetzt mit Kronen voll und breit,
Nur daß die markerhabnen Stämme
Gebräuntes Moos bedeckt und Scherf, —
Erhebt im Schutz der Weidenkämme
Aus grünem Anger ſich das Dorf!
Da prangt mit Hof und Stall und Scheuer
Das Erbgericht ſo ſchmuck und ſtolz.

Wie ziert das weißliche Gemäuer
Das Balkenwerk aus braunem Holz!
Die Jahrzahl an der Giebelſeite
Nennt als die Zeit, da es entſtand,
Das Ende von dem Glaubensſtreite,
Der dreißig Jahre ſchritt durch's Land.

Vom Erbgericht entfernt, umgeben
Von einem ſchmalen Fichtenzaun,
Aus dem die jungen Buchen ſtreben
Zum Schutz der Vögel, die dort bau'n,
Birgt ſich ein nied'res Haus am Bache.
Ein Tannenbaum vor ſeinem Thor
Ragt über'm grauen Schindeldache
Voll Waldesmajeſtät empor.
Dort wohnt die Greiſin, die mir werthe!
Sie ging, als ich noch Knabe war,
Zu uns, ſo oft der Samſtag kehrte,
Den Botengang von Jahr zu Jahr.
Sie wandelte im munt'ren Schritte,
Auf keinen Krückenſtock gebückt,
Die Haube nach des Landes Sitte
Mit Bändern und mit Lahn geſchmückt.
Ob auch der Nordwind ſcharf gegangen,
Sie kam zur ſchlimmſten Winterzeit
Des Weges mit erhitzten Wangen,
Das Kopftuch fleckenüberſchneit.
Dann nahm ſie Sitz, um auszuruhen,
Am Herde auf der Küchenbank,
Den Fuß entkleidend von den Schuhen,
Erquickend ſich am warmen Trank.
Wir Kinder ſtanden in der Runde;
Kaum Athem holend hingen wir,
Belauſchend jedes Wort vom Munde,

Wie an der Mutter, ſo an ihr.
Dem Knaben ſchien war nicht entgangen,
Wenn ſie erzählte, wie ſo klar,
Wie bilderreich die Worte klangen,
Wie rein der Ton der Sprache war,
Wie eine And're ſie geſchienen,
Als jene, die das Dorf erzieht,
Aus deren unbelebten Mienen
Nur bleiches Träumedämmern ſieht! —

Es floh die Kinderzeit des Knaben,
Er kehrte heim zuweilen nur,
Am Jugendbrennen ſich zu laben,
Zum Vaterhaus, zur Heimatflur.
So kam ich einſt, ein Gaſt, zur Schwelle
Des Hauſes heim nach manchem Jahr,
Und ſucht' auch ſie an alter Stelle.
Umſonſt! Ich ward ſie nicht gewahr.
Man ſagte mir, das Alter laſte
Zu drückend auf der greiſen Frau,
Kaum daß ſie ſich durch's Zimmer haſte,
Geſchweige wandle durch die Au!
Es drängte mich, ſie zu begrüßen.
So zog ich mit dem Morgen aus
Und ſah vom Berg' zu meinen Füßen
Das Dorf im Thal und jenes Haus.
Herab zur Eb'ne kaum geſtiegen
Gewahrt' ich ein vielhelles Kind.
Wie dunkelbraun die Locken fliegen
Im friſchbewegten Morgenwind!
O lieblich Kind, kaum erſt erblühet
Zur reizenden Jungfräulichkeit,
Scheinſt Du vom Schmelz noch überglühet
Harmlos vergang'ner Kinderzeit!

„Dahin zum Haus der guten Alten
Führt," sprach sie, „jener Wiesensteg!
Kann ich nur Schritt mit Eu'rem halten,
So gehen wir denselben Weg!"
Wie lieblich war der Pfad durch Hecken,
Der hinter'm Dorfe hin sich wand!
Bald säumten binsenreiche Becken,
Bald Veilchengruppen seinen Rand.
Bald hob sich aus dem Feldesraine
Der jungen Saaten üpprig Grün,
Bald rauschten lustig Birkenhaine,
In dem die Anemonen blüh'n.
Sie schwätzte von des Dorfes Freuden,
Vom Maientanz, vom Kirchweihtag,
Wobei sie, Zukunft auszudeuten,
Sich Sternenblumen pflückt' am Hag.
So plaudernd kamen wir zum Orte.
Abschied nahm die Begleiterin,
Ich aber eilte nach der Pforte
Der hochbetagten Klausnerin.

„Ihr seid es, Herr?" rief die Matrone,
Als ich zu ihr in's Zimmer kam.
„Wie ähnlich meinem theu'ren Sohne,
Den mir der Himmel wieder nahm!
Ja, ja! Die Augen sind noch helle,
Und mein Gedächtniß unversehrt.
Erkannt' Euch ja gleich auf der Schwelle,
Der schon als Kind mir war so werth!
Seht, daß Ihr heut' zu mir gekommen,
Das freut mich alterésmüde Frau!
Der Winterschnee hat Platz genommen;
Und schmolz er auch dort in der Au,
Begrünen sich am Teich die Weiden,

Erblühen Blumen zauberiſch, —
Von dieſem Haupt wird Schnee nicht ſcheiden,
Die weiße Locke wird nicht friſch!
Doch nicht geziemt es, jetzt zu klagen,
Wenn Maienſang im Thale tönt,
Die Fluren Blumenkränze tragen
Und ſich der Baum mit Blättern krönt!
Drum rückt den Stuhl zu mir! Erzählet!
Was macht die ſchöne Gotteswelt?
Ich ſehe, wenn mich Neugier quälet,
Von ihr ein Stück nur grünend Feld
Und etwa einen Hirtenknaben,
Der vor dem Fenſter ſtehen bleibt,
Wenn er dorthin zum Weidegraben
Die Herde früh vorüber treibt.
Am Abend, wenn mit ſanfter Röthe
Die ſpäte Sonne Abſchied nimmt,
Hör' ich, wie fern am Rain die Flöte
Ein herzzufried'ner Schäfer ſtimmt.
Dann wandeln wohl die frohen Paare
Vorüber hier im Abendglück
Und rufen mir vergang'ne Jahre
Im alten Herzen neu zurück.
Dann ſehn' ich mich in ſolcher Stunde
Nach einem Herzen, einem Wort,
Geſprochen von des Freundes Munde.
Sie aber gingen Alle fort,
Und Keines lebt von meinen Lieben,
Niemand theilt meine Einſamkeit.
Ein ſtummer Freund nur iſt geblieben
In dieſer freudenarmen Zeit. —
Der Roſenſtock im Fenſterrahmen!
Er, der jetzt weiße Blumen bringt,
Er kennt recht gut den einz'gen Namen,

Der freudig durch die Seele klingt!
Wer weiß, seh'n wir uns jemals wieder;
Deshalb schenkt mir nur kurze Frist.
In Eu're Seele leg' ich nieder,
Was jetzt nur mein Geheimniß ist.
Doch eh' ich mag damit beginnen,
Zieht von den Fensterscheiben dort
Das dichtgeschloss'ne Verbanglinnen
Zum ersten Male heute fort!

Dort drüben prangt mit Stall und Scheuer
Das Erbgericht so schmuck und stolz,
Verziert das weißliche Gemäuer
Mit Balkenwerk aus braunem Holz!
Wer möchte meinen Worten glauben,
Daß dort ein hartes Herz gelebt,
Das, mir mein Erdenglück zu rauben,
In schwerer Stunde nicht erbebt'?
Ich will dich nicht mit Fluch beladen,
Dich Quelle, reich an herbem Weh!
Du schufest Dornen meinen Pfaden,
Die Wunde brennt, wenn ich dich seh'.
So bricht sie auf am Orten wieder,
Wenn an das Bett sein Mörder tritt,
Und die erstarrten kalten Glieder
Empfinden neu den scharfen Schnitt.
Dich aber, Wald, in weiter Ferne,
Euch Bergeskurven hell und blau,
Euch grüßen meiner Augen Sterne,
Euch segnet heiß die alte Frau!
Ihr saht sie einst im Glücke wohnen,
Jetzt, trauernder Gedächtniß stein,
Schaut ihr mit grünen Tannenkronen
Doch freundlich noch zu ihr herein!

Dort hinter jenen Bergeszinnen
Liegt meiner Heimat ſtilles Thal;
In einem Walde mitten innen
Steht dort ein Häuschen klein und ſchmal.
„Zum Edelhirſch“ ſteht angeſchrieben,
Wie man es dort zu Lande trifft,
Wo alter Zeiten Brauch geblieben,
Ob ſeiner Thür mit geld'ner Schrift.
In jenem Haus erſchloß dem Morgen
Der Welt ſich einſt mein Augenlit;
Beglückt dort lebte ohne Sorgen
Das Kind, ob Jahr um Jahr auch ſchied.
In jenes Waldes grünen Hal'en
Luſtwandelte der Jungfrau Fuß,
Beglückt, wenn um ſie Sänge ſchallen,
Entzückt vom duft'gen Blumengruß.
Der Vater tränkte an dem Brunnen
Des reichen Wiſſens mein Gemüth,
Daß prangend in der Jugend Wonnen
So Leib wie Seele aufgeblüht.
Die Mutter gab dem Herzen Speiſe
Aus ihrem Buſen. Engelmild
Steht ſie am Schluß der Pilgerreiſe
Vor mir, ein heilig Gnadenbild.

Luſtwandelnd ging ich einſt am Rande
Des Waldes hin im Abendſchein;
Der Tag im beſten Sonnenbrande
Sah ſtrahlend noch in's Thal herein,
Im Niedergang es zu verſchönen.
Froh war mein Herz, leicht meine Bruſt;
So ließ ich hell ein Lied ertönen,
Als Freudegruß der Abendluſt.
Da ſtand vor mir in Jugendprangen

Er, der mir tief in's Herz geblickt,
Daß in der Bruſt die Brunnen ſprangen
Der Liebe, die mich reich erquickt.
O Zeit der Wonne! Freudenquelle!
Du Herz, an das ich mich geſchmiegt!
Ach, jene floh mit Windesſchnelle,
Der Reichthum dieſer iſt verſiegt.
Der einz'ge Sohn war er dem Manne,
Der einſt im Erbgericht gewohnt,
Schlank anzuſchau'n, gleichwie die Tanne,
Die auf dem Waldesfelſen thront,
Stark wie die unbeugſame Eiche,
Die Stürmen kühn in's Antlitz ſieht,
Doch gaſtlich frohem Sängerreiche
Die Wipfel öffnet für das Lied.
Mir ward von allem Erdenleide
Das ſchwerſte, denn an einem Tag
Begruben ſie die Eltern beide.
Als ich im Schmerz der Thränen lag,
Als Niemand Theil nahm an dem Jammer,
Da wurde er mir Schirm und Hort;
Er trat in meine Trauerkammer,
Und brachte milden Troſtes Wort.
Und als ein trübes Jahr verrennen,
Sein Lenzbrautfeſt das Thal beging,
Der gold'ne Reif der Maienſonnen
Zur Frau die ſchmucke Erd' umfing,
Da ſchlug die Stunde, die im Leben
Nur ein Mal bringt den Himmelsgruß,
Den Seelen in einander beben
Zum Liebesbund im Hochzeitskuß.
Doch ungetrübt war nicht die Feier;
Nicht dornenlos der Roſenkranz.

Es ſchattete ein dunkler Schleier
Ob meines Brautſtand's holdem Glanz.
Der Vater weigerte, den Segen,
Als kindlich fromm ihn bat der Sohn,
Auf unſ'rer Liebe Bund zu legen,
Und ſprach alſo mit bitt'rem Hohn:
Du biſt Dein eigner Herr geworden,
Biſt reich, haſt ja Dein Muttertheil.
Willſt Du den ſichern Wohlſtand morden,
Mit Füßen treten ſchnöd Dein Heil,
Nimm ſie, die, leer die beiden Hände,
Dein Haus betritt! Doch bringe nicht
Als Tochter ſie in meine Wände,
Und niemals vor mein Angeſicht!

Ich habe tiefen Schmerz gelitten,
Als er mir zögernd das vertraut.
Mir war, als habe man geſchnitten
Die Blüthen aus dem Kranz der Braut.
Doch ſah ich ſeine Manneswürde,
Vernahm ſein kräftig edles Wort, —
Da trug ein Hauch die ſchwere Bürde
Der Angſt von meinem Herzen fort.
Ein ferner Prieſter ſprach den Segen.
Es folgte Niemand unſ'rem Gang,
Auf unſ'ren blumenleeren Wegen
Ertönte Gruß nicht, nicht Geſang —
Der Himmel nur mit Wohlgefallen
Sah nieder auf das neue Paar,
Die Lerche ließ ihr Lied erſchallen
So feſtlich rein, ſo wunderbar,
Als wir nach jenen Bergen ſchritten,
Die dort aus dunklem Walde blau'n.

Wir ſtanden endlich in der Mitten
Der Felſen auf bemoosten Au'n.
Hier laß uns an die Schritte halten!
— So ſprach er — hier iſt trauter Platz.
Hier wollen, theures Weib, wir walten,
Hieher verberg' ich meinen Schatz!
Nie wieder ſoll der Vater ſchauen
Das Kleinod, das er von ſich ſtieß;
Drum eilt' ich, hier ein Haus zu bauen.
Folg' mir zum Liebesparadies! —
Wir ſchritten um die Felſenecken.
Und ſieh', da ſtand das Bergeshaus!
Weit ſchaute man auf ferne Strecken
Vom Vorſprung eines Felſens aus.
Wie reizend lag die kleine Stätte,
Geſchirmt von mächt'ger Felſenwand,
In grüner Matten weichem Bette,
Umgeben rings mit Gartenland!
Von jungen Tannen ein Gehege
Umſchloß das Haus und ſeinen Plan;
Es führten moosbekränzte Wege
Zu ſeiner Pforte ſanft hinan.
Entlang die Hausthür rankten Reben
Von Hopfen und von wildem Wein;
Im Garten, an den Gängen neben,
Entſproßten blumig bunte Reih'n.
Aus der Umzäunung letzter Ecke
Erhob ein Hügel grün ſein Haupt,
Lud ein zum Sitz die Birkenhecke,
Der Linden Zweignacht, dicht belaubt.
So wonnig, wie die Friedensſtätte,
So ſonnig ward uns jeder Tag;
Denn eine friſche Freudenkette
Um's Haupt jedweder Stunde lag.

Wir ſaßen, wenn im Abenddunkel
Die Sonne in den Himmel ſank,
Begrüßt vom Mond und Sterngefunkel,
Umſchlingend uns auf moos'ger Bank.
Wir ſtanden, wenn im Morgenſtrahle
Am Halm das Thaugeſchmeide hing,
Tief unter uns im weiten Thale
Die Flucht der grauen Nebel ging,
Auf jenem Vorſprung am Gelände
Vom Glanz des Morgens ſtill entzückt,
Gefaltet im Gebet die Hände
Zum Herrn, der alſo uns beglückt.
Des theuren Mannes reiches Wiſſen
Erſchloß mir liebend Licht um Licht;
Das letzte Dämmern ward zerriſſen,
Mein Liebesglück zum Lobgedicht.
Ich trank begierig aus der Schale,
Die mir der Edle lehrend bot;
So trinkt die Blum' in ſonn'gem Thale
Den Aetherglanz vom Morgenroth.
Reich wohnten wir, von keinem Wehe
In dieſen Bergen heimgeſucht,
Nichts ahnend von des Sturmes Nähe,
Nichts von des Corſen kühner Flucht,
Der fern von Elba's Inſelſtrande
Gewitterhaft den Flügel ſchlug,
Der ihn nach ſeinem Frankenlande,
Den grimmen Königsadler, trug.

Einſt ſaß ich mit dem Kind alleine,
Das Gottes Gnade uns geſchenkt,
Vor'm Haus im milden Abendſcheine.
Ich hatte eben es getränkt,
Und wiegte lind den holden Knaben,

Der mir entſchlummert lag im Schooß.
Da hört' den Schrei ich eines Raben,
Der kreiſchend durch die Lüfte ſchoß.
Ein dürres Aſtholz hört' ich knittern —
Mich faßte Bangen namenlos.
In's Haus entfloh ich unter Zittern,
Das angſtvoll hinter mir ich ſchloß.
Kaum daß mein Mann mich konnte tröſten,
Als heim nach banger Stund' er kam;
Kaum daß die Schrecken ſich noch löſten,
Als Schlaf mich in die Arme nahm.
Der Ton, der mich mit Angſt durchdrungen,
Das war der erſte bange Schrei,
Seit unſ'rer Liebe Bund geſchlungen.
Das Schickſal rauſchte jäh herbei.
Auf Sturmesflügeln kam's geflogen,
Wie ſchwarze Wetter durch den Forſt,
Daß unſer's Glückes Friedensbogen
In einer einz'gen Nacht zerborſt.
Denn noch im Thale ſchwamm der Nebel,
Noch mit der Dämm'rung rang die Nacht,
Da hört' ich klirren Spern und Säbel.
Schnell war ich, wie mein Mann, erwacht.
Es fielen Schläge an die Thüren.
Herr Gott! Was ſoll das? — rief ich aus —
Wem, ſprich, gelang es auszuſpüren,
O Theurer, dies verberg'ne Haus?
Bleich, wie ich niemals ihn geſehen,
Schob er den Riegel von dem Thor, —
Sein Vater und Soldaten ſtehen
In Waffen, dicht geſchart davor!
Der Amtmann aus dem Dorfe unten
Zeigt höhniſch das Verhaftspatent,
Und ſpricht: Wir ſind Euch ſehr verbunden,

Daß man jetzt dieſe Zuflucht kennt.
Natürlich drang zu Euch die Kunde
Vom Aufgebot nicht und vom Streit,
Denn Euch und Eurem Liebesbunde
Liegt Krieg und Völkerzwietracht weit.
Doch da Ihr nicht davon vernommen,
So ſind wir, thut es uns auch weh,
Zu bitten Euch, o Frau, gekommen,
Daß Euer Liebſter mit uns geh',
Der hier, verſchont vom Weltgeſchicke,
In unbegrenzter Liebesluſt
Mit zärtlich hingegeb'nem Blicke
So wonnig ruht an Eurer Bruſt! —
Ich ſank in's Knie, ich bat, ich flehte;
Vergebens! Denn mein Wort verklang
Wie ſeines, das der Wind verwehte,
Als ſcheidend er mich heiß umſchlang.
Ich lag entſeelt am Waldesboden.
Ach, daß ich nimmer aufgewacht!
Wohl wäre mir bei lieben Todten,
Wohl in des Grabes ſtiller Nacht!
Doch anders hatte Gott beſchloſſen.
Von kühler Morgenluft geküßt,
Ward Leben neu in mich gegoſſen.
Das Schwerſte war noch nicht gebüßt!

So ſchwankt' ich nach der leeren Stätte.
Der leeren? Nein! Noch birgt ein Gut
Der theure Raum, da in dem Bette
Sein Bild, mein Knabe, ſchlummernd ruht!
An dieſem Orte ſank ich nieder.
Doch thränenleer blieb Aug' und Herz;
Des armen Weibes weiche Glieder
Erſtarrten zum Gebild aus Erz.

Da ſchlug der Knabe auf die Lider,
Der Augen ſchönes Himmelsblau;
Hell wogte draußen auf und nieder
Der Lerchenſang ob Wald und Au;
Die Sonne warf in's traute Zimmer
Der warmen Strahlen gold'nes Glück: —
Und ſchmeichelnd ſchlich ein Hoffnungsſchimmer
Sich in mein banges Herz zurück!
Wohl war es ein noch ſüß'res Träumen,
Als Abends jener Greis erſchien,
Der einſt in der Kapelle Räumen
Den Segen unſ'rem Bund verlieh'n.
Ein flüchtig Blatt brachť er, geſchrieben
Von des geliebten Mannes Hand:
Zur Flucht ſei mit dem Kind, dem lieben,
Bereit, mein Weib, in fernes Land!
Den Häſchern werden wir entfliehen.
Des Vaters Vogt hat ausgeſpäht
Die Stätte, die uns Schutz verliehen;
Er hat die ſchlimme Saat geſä't! —
Der Prieſter legte ſeine Hände
Auf's Haupt mir ſegnend und dem Kind:
Der Herr der Gnaden — ſprach er — wende
Von Euch die Feinde ſchlimmgeſinnt!

Ich wachť die Nacht in ſchweren Sorgen,
Vor Schreckensbildern floh der Schlaf.
So kam zurück der helle Morgen,
Der mich in heiß'en Thränen traf.
Um Mittag ſchwankť ich mit dem Kinde
Hinaus zum Garten, nach der Bank,
Zur Hecke, wo aus breiter Linde
Der Duft der erſten Blüthen ſank.
Still war es in der ſonn'gen Schwüle;

Die Vögel duckten ſchweigſam ſich
In's Laub der Bäume, in das kühle,
Durch das ein ſanfter Lufthauch ſtrich.
Ein Roſenſtock ſtand mir zu Füßen,
D'ran eine rothe Blüthe hing,
Als wollte tröſtend ſie mich grüßen,
Die ſchwerer Sorgen Qual umfing.
Denn Stunden waren ſchon vergangen,
Noch immer kam er nicht zurück;
Noch ſchmachtete in Schmerz und Bangen
Der Hoffnung und der Liebe Glück.
Da fiel ein dumpfer Schuß im Thale —
Ich ſprang mit lautem Schrei empor,
Denn neben mir mit einem Male
Die Roſe ihren Glanz verlor!
Weiß hing ſie an dem Strauch, verglommen;
Bleich ſank ich, zitternd, in den Staub.
Was war das? — rief ich angſtbeklommen —
Ein ſchnöder Mord? Ein blut'ger Raub?
Als bebend ich vom Boden blicke,
Erſtarrt zu Eiſe mir das Blut, —
Der Vogt vor mir, im Antlitz Tücke,
Im Auge lüſtern wilde Gluth!
Erſchreckt nicht, holde Frau! mein Kommen
Iſt wohlgemeint und wollt Ihr, kann
Mein guter Rath Euch trefflich frommen! —
Abſcheulicher, wo iſt mein Mann? —
Von ihm nachher. Jetzt hört mich weiter!
Kurz iſt mein Wort und kurz die Zeit,
Denn noch im Thal ſind die Begleiter.
Sie bleiben dort, wenn klug Ihr ſeid!
Ihr wißt recht gut aus frühern Tagen
Euch zu entſinnen, wie ich warb
Um Euch, wie ſelbſt ich angetragen

Mich Euch, eh' Euer Vater ſtarb.
Damals verhöhnt Ihr mein Werben
Und hießt mich aus dem Hauſe geh'n;
Gefiel's Euch doch, den reichen Erben
Zu Euren Füßen ſchmachten ſeh'n!
Ihr floht mit ihm nach ferner Stätte
Und ſchwelgtet mit ihm üppiglich;
Noch wär' es ſo, wenn ich nicht hätte
Dies falſche Liebesglück belauſcht!
Was meint Ihr nun, wenn ich empfände
Noch Liebe für Euch für und für?
Zum Bunde einen wir die Hände,
Ihr öffnet Herz und Kammerthür! —
Unmenſch, hinweg von dieſer Stelle!
Rief ich, als er erfaßt die Hand;
Und überſchritt der Kammer Schwelle
Und riß die Büchſe von der Wand.
Entgegen ſtürz' ich mit der Wehre
Dem fühlloſen verhaßten Wicht,
Dem Frevler an des Weibes Ehre:
Hinweg! Aus meinem Angeſicht!
Fort! Fort! Beim Himmel ſei's geſchworen,
Nach dieſer Schwelle noch ein Schritt —
Und rettungslos biſt Du verloren!
In's off'ne Grab ſtürzt Dich Dein Tritt!
Dem Theuren will ich treulich halten,
Was ich vor Gott ihm treu verſprach;
Im Tod nur kann dies Herz erkalten,
Mein Lieben folgt ihm jenſeits nach! —
Da — ſprach der Schelm — müßt Ihr Euch ſputen;
Voraus ſchon iſt der Bettgenoß.
Ich ſah den Flieh'nden juſt verbluten,
Ereilt vom ſtrafenden Geſchoß! —
Mehr hört' ich nicht. Die Sinne ſchwanden

Und mancher trübe Tag verflog,
Eh' ich, erlöst aus Wahnsinns Banden,
Gebrochnen Herzens weiter zog.

Bei fremden Leuten fand ich Stätte,
Fand Zuflucht an der Armuth Herd.
Wie schwer auch meine Leidenskette,
Ich hatte alles gern entbehrt,
War mir mein Knabe doch geblieben!
Er wuchs heran dem Vater gleich,
Und diesen lernt' in ihm ich lieben;
Nicht ganz verödet lag mein Reich!
Da ward ich krank. So tiefes Leiden,
Als ich durch jenen Schlag erfuhr,
Kann nicht so bald vom Körper scheiden;
Es bleibt unheilbar seine Spur.
Wild loderte durch meine Glieder
Ein zehrend Fieber Tag und Nacht;
Kein Schlaf schloß seine Augenlider,
Treu hat bei mir mein Kind gewacht.
Doch als mich neue Kraft durchdrungen,
Als frisch mein Lebensbronnen quoll,
Da ward mein Bestes auch verschlungen
Vom Strom der Leiden übervoll;
Mir starb der Sohn in Blüthentagen.
Wie ich noch lebe, weiß ich nicht.
Gar Schweres kann das Herz ertragen,
Eh' es zerstückt in Trümmer bricht!

Nun war von allen meinen Lieben,
Die mir der Herr vor Langem gab,
Das kleinste Theil mir noch geblieben,
Der Rosenstock! Vom theuern Grab
Nahm Abschied ich und zog von dannen,

Bis ich an dieſe Stätte kam,
Wo die auch, die mir Böſes ſannen,
Der Richter längſt von hinnen nahm.
Dies kleine Haus war mir gelaſſen
Von Jenem, der bei Gott nun weilt.
Ich habe ohne Fluch und Haſſen
Mit Armuth dieſen Raum getheilt.
Ich ging Jahr aus Jahr ein die Stege
Den Betengang um kargen Lohn:
Leicht machte mir die ſchweren Wege
Erinnerung an Mann und Sohn.
Da fühlt' ich nicht des Korbes Laſten,
Nicht Sonnengluth, nicht Winterſchnee,
Den Mangel nicht, nicht Noth und Faſten,
Nur Eines ſtets, der Trennung Weh'!
Es wurde ſchmerzlich wach gerufen,
Wenn ich, das Herz ſo ſchwer gedrückt,
In Eurem Haus erſtieg die Stufen.
Und wieder war ich hochbeglückt;
Denn da ich Euch in's Aug' geſehen,
Dem holden Knaben, ſah ich mild
Vor meiner Seele auferſtehen
Des Gatten und des Sohnes Bild!

So mögt Ihr heißen Dank empfangen
Dafür und daß Ihr mich beſucht!
Bin ich nun bald nach Haus gegangen,
Als eine reife Himmelsfrucht,
Dann weilt, wenn Ihr vorübergehet,
An meinem Hügel und gedenkt
Am Kreuze, das darüber ſtehet,
Der Duld'rin, die man hier verſenkt!
Den Roſenſtock mit weißer Blume
Nehmt freundlich als Vermächtniß an,

Und denkt vor diesem Heiligthume
An meine Leiden dann und wann!“ —

Und so geschah es. Von dem Grabe
Bracht' mir nach wenig Tagen schon
Die letzte, theure Liebesgabe
Der armen Frau ein Hirtensohn.
Der Rosenstock in meinem Zimmer
Scheint nun mit Blumen weiß und bleich
Des Abends mir im Mondesschimmer
Ein Bote aus dem Geisterreich.

M. Veilhack.

Eine Alltagsgeſchichte.

Der Geiger ſitzt in kalter Kammer,
Im Bette liegt ſein krankes Weib;
Bleich iſt ſein Angeſicht vor Jammer,
Und Jammer zehrt an ihrem Leib.

Da ſitzt er in verſchwiegnem Härmen
Ob des Geſchicks, das Beide traf.
Sie kann im Bett ſich nicht erwärmen,
Es flieht ſie ſelbſt der Tröſter Schlaf.

Da rafft er auf, was er gedichtet
Und der Geliebten einſt beſcheert;
Zum Scheiterhaufen aufgeſchichtet
Legt er es auf den kalten Herd.

Auflodert nun ein luſtig Feuer;
Still träumend wird des Geigers Sinn,
Er lehnt ſich an des Herd's Gemäuer
Und legt die Geige an das Kinn.

Er geigt die Lieder, die jetzt flammen,
Denkt einſt'gen Glücks, vergißt der Noth, —
Das Feuer ſinkt in Staub zuſammen,
Und auch das kranke Weib iſt todt.

Klage nicht!

Nie beklage Dein Verhängniß!
Seiner Wage Schalen hangen
Keine höher, keine tiefer;
Freude wieget gleich dem Bangen.

Jegliche der Menſchenfreuden
Iſt getränkt von fremden Zähren,
Wie gepflückte Blumen laben,
Aber bald ſich abwärts kehren.

Denke liebreich fremder Freuden,
Will Dein Leid zu lang Dir dauern;
Denke liebreich, lächelt Glück Dir,
Daß ein And'rer jetzt muß trauern!

G. Fr. Daumer.

Historie vom Johannisberg.

Kam nach Johannisberg der Abt von Fuld einstens,
Zu visitiren, wie es um den Wein stehe.
Er ladet den Konvent zu einem Nachttrunke.
„Wir wollen, eh' wir trinken, ein Gebet sprechen,“
Beginnt der Abt, „nehmt das Brevier zur Hand, bitt' ich.“
„Zum Henker, das Brevier,“ so flucht die Schar heimlich.
Sie sucht und sucht mit aller Müh'; es kommt aber
Nicht ein dergleichen heiliges Buch zum Vorscheine.
„So laßt es sein, und setzet auf die Weinflaschen!“
Spricht jener endlich. „Habt Ihr einen Korkzieher?“
Da in die Taschen allumher in Hast fäh't es;
So viele Mönche sind, so viele Korkzieher
Sind bei der Hand. „Fürwahr, das ist ein Prachtstückchen!“
So lacht der Abt. „Breviere habt Ihr nicht, aber
Korkzieher. Das nenn' ich für der Seele Heil sorgen!“
Die Mönche sind beschämt; allein es spricht Jener:
„Seid unbesorgt, Ihr Herren; ich allein weiß es,
Wie fromm Ihr seid und ich verrath es Niemandem!“

Mäuselocherpoeſie.

1.

In ſtillen, engen Klauſen,
In dunkeln, da draußen
Im Küchenwinkel, hauſen
Gewiſſe proſkribirte
Und exkommunizirte
Unglückliche, proletariſche
Doch häuslich exemplariſche,
Graufarbige, kleine Familien.
Von Tiſchen und von Stühlen,
Von weichen Ruheſtühlen,
Kommoden, Spiegeln, andern Utenſilien
Verwöhnter Zeiten und Geſchlechter iſt
Hier keine Spur. Sie ducken Tags in ihren
Geheimen Domizilien,
Die Furchtſamen, und halten ihre Vigilien
Im Grau'n der Nacht. Zu dieſer Friſt
Spazieren und vagiren
Sie ringsumher nach einem Bröſamlein,
Ihr kümmerliches Sein zu konſerviren
Und ſo trotz alledem zu exiſtiren.

Hier in Verborgenheit
Ohn' allen äußern Schein,
Wie viele Sittlichkeit,
Wie viel Gemüth verbirgt ſich wohl! Ein Riehl,
Wenn er des Mauſeloches konzentrirte
Genügſamkeit, Beſcheidenheit
Und inniges Familienthum ſtudirte:
Gewiß, er proſtituirte
Unendlich viel!

Ein neues Werk entflöße seinem Kiel
Voll von dem Geiste wahrer Sittlichkeit,
Ein klassisches! —

Ich lebe nicht in Streit
Mit diesen armen Wichten.
Ich stelle keine Fallen,
Und füttre keinen Katzengraus
Mit fürchterlichen Krallen,
Sie grausam ohne Gnade zu vernichten.
Wenn Alles in dem Haus,
Was menschlich ist, in Schlummer sank,
Mach' ich mich auf und schleiche sacht hinaus,
Um hinterwärts den Küchenschrank,
Wo sich die scheue Brut versteckt,
Zu bergen einen guten, fetten Schmaus.
Dafür wohl ernt' ich einen großen Dank
Von ihr, der hung'rigen, der ihr Konfekt
Niemals gebricht. Man darf jedoch nichts merken
Von diesen guten Werken,
Die nicht geboten sind
Von der Moral,
Und die so gar nichts nütze
Zur Seligkeit; dazu so ganz und gar
Unökonomisch und irrational!
Ich gelte jetzt schon fast
Für baar der Menschenwitze;
Und würde nun auch offenbar,
Daß ich so thöricht-lind
Die Armuth und die Tugend unterstütze,
Die kleine, die geschwänzte, die mein Gast, —
Man sperrte mich sofort in's Narrenhaus!

2.

Mir gefallen
Will vor Allen
Dieſer alte Mauſevater!
Ernſten Anſehns, hoch bei Jahren,
Will er ſcheinen,
Doch nicht ſchwach.
Seine Blicke zu gewahren
Glückte mir, die klugen, klaren.
Dieſer iſt wohl ein Berather
Für die Seinen;
Vielerfahren
Auf dem kleinen Welttheater,
Wo geſtellet ſeine Laren,
Treubeſorgt und immer wach!
Möge Gott ihn nur bewahren
Vor dem ungeheuern Kater,
Der zuweilen über's Dach
In das Haus hineinſpaziert,
Und auf Beute ſpekulirt!
Denn wehren ſich darf vermeſſen
Wilde, wüſte Katerſchaft
Ohne Schonung aufzufreſſen
Solche würd'ge Vaterſchaft — —
Euch wohl iſt's ein purer Scherz?
Euere Buſen ſind von Erz!
Euere Seelen, die vergeſſen,
Zu ermeſſen,
Welch ein Hirn
Hier ſo feindlich
Wird behandelt, welch ein Herz!
Aber für ein mauſefreundlich-
Zart Gemüthe, — — welch ein Schmerz!!

3.

„Was Teufel ſind das für Materialien
Für einen Dichter? Solcherlei Lappalien
Kunſtreich in ein Poema zu verweben!“

So rufet Ihr. Ich werd' Euch Antwort geben!
Mein Leben iſt — ein deutſches Dichterleben:
Da keimen keine beſſeren Realien.
Da pflegt man nicht, von bunter Welt umgeben,
Ganz ungemeine Dinge zu erleben.
Da raſſen — Mäuſelöcher und Moralien!

Noch kommt dazu mein kritiſches Beſtreben.
Hier — wird zu großes Aergerniß gegeben:
Dort — nimmt die Welt furchtbare Reprefſalien.
Da mangeln Euch nicht nur die Kapitalien,
Da fehlen leicht ſogar die Cerealien!
Braucht aber nur zu machen, daß ich heben
Die Schwinge kann und in die Ferne ſchweben;
So geh' ich auf der Stelle nach Italien!
Bin da ganz andern Studien ergeben,
Und feire da ganz and're Bacchanalien.
Ich ſchreibe da bei'm edlen Saft der Reben
Auch wohl ganz and're — deutſche Memorialien!

Ida von Düringsfeld.

Vollendung.

Wer nicht gekämpft, der kann nicht dichten,
Wer nicht geweint, der kann nicht rühren,
Wer nicht geirrt, der kann nicht führen,
Wer nie bereut, der darf nicht richten.

Die Schätze ruh'n in Finsternissen,
Die Perlen in der Wogen Mitten;
Wir wissen nur was wir erlitten,
Und alles Können ist im Wissen.

Nicht wohlfeil kannst Du, nein, nur theuer
Das Meisterwerden Dir erkaufen;
Du magst das Kind mit Wasser taufen,
Der Mensch wird nur getauft im Feuer.

J. G. Fiſcher.

Der Glücksgöttin.

Einmal ganz vor mir enthüllt,
Göttin, ſah ich Dich,
Und es tränkte, vollgefüllt,
Deine Schale mich.

Was ich träumend kaum geglaubt,
Haſt Du mir geſchenkt,
Und der Langerſehnten Haupt
Mir an's Herz geſenkt.

Und was Liebe geben kann,
Hat ſie gern gewährt,
Und ich war ein ſel'ger Mann,
Dem ſie ganz gehört.

Weiß es ganz ſeit jenem Tag,
Wie ich's nie gewußt,
Was dem Menſchen werden mag
An des Menſchen Bruſt!

Und ich danke, Göttin, Dir,
Daß Du unverhüllt
Einmal Deine Schale mir
Reichteſt, vollgefüllt!

Glückliche Seelen.

Friſch treibt's der Geſell' auf dem Zimmerplatz,
Und drüben am Rain ſein ſlinker Schatz;
Die Balken die wollen gezimmert ſein
Und gebleicht das Linnen im Sonnenſchein.

Und heimlich im Baum ihr Neſtlein baut
Die emſige, ſelige Finkenbraut;
Doch ihr Vertrauter, er ſchnattert drein,
Als ſäng' er ſein Herz in die Welt hinein.

Und droben weiß es der himmliſche Tag,
Was die Seelen da unten entzücken mag!

Neugeboren.

O dieſer Lenz, unendlich klar,
Wie lange keiner auf Erden war!
So leuchtete Erd' und Himmel ja,
Als ich den erſten Frühling ſah.

Und lange glaubt' ich ſchon nicht mehr,
Daß ſolcher Glanz noch möglich wär'; —
O Himmel und Erde, nun weiß ich doch,
Es lebt der alte Frühling noch!

Wenn ich auf immer dereinſt entſchlief.

Und wenn ich auf immer dereinſt entſchlief,
Dann machet mein Grab auch noch ſo tief,
Ich weiß ja, daß es kein tief'res gibt
Als die Erde, die ich ſo warm geliebt!

Weiß, daß ich in aller Gebornen Schar
Ich ſelber und nicht ein And'rer war,
Daß keinem Andern gehören kann,
Was ich gelebt, was ich gethan!

Und über meinem Grabe hin
Wird wie immer die Sonne zieh'n,
Eine ewige Kette von Herzen ſich
Fortſchlingen, die fühlen ſo froh als ich:

Daß nimmer der herrliche Muth vergeht,
Welchem der Sinn nach dem Höchſten ſteht,
Und für jegliches ſchönen Begehrens Luſt
Die erfüllende Kraft in der Menſchenbruſt!

Viktor Hansgirg.

Ein Sonntagsabend.

Es ging im fräten Abendstrahl
Ein munt'rer Bursch' durch's grüne [illegible]

Da lag ein Dorf am schatt'gen Hain.
Das mußte noch durchwandert sein.

Im Dorf, wohin der Bursche blickt,
Die Fenster sind von Laub umstrickt.

Dort aus dem einen winkt ihm gar.
Durch's Weingeländ' ein Augenpaar!

Ein Mägdelein von jungem Blut
Beim off'nen Fenster lesend ruht;

Dem spielt der Sonne scheidend Licht
Sanft über Buch und Angesicht.

Da wirft der Bursche keck und leis
Auf's off'ne Buch ihr eine Ros'.

Die nimmt sie schamroth auf und blickt
Empor zum Spender dankentzückt.

Der aber ſieht ſich einmal um,
Und wandert weiter — ernſt und ſtumm.

Auch längſt verblüht, verwelket fiel
Schon Blatt um Blatt vom Roſenſtiel.

Doch ſinkt darauf vom Auge blau
Allſonntäglich ein Thränenthau.

Dem Mädchen iſt im ſüßen Wahn,
Als lächle ſie die Roſe an,

Als ſei an ihren bleichen Wangen
Das Glück einſt ſchnell vorbeigegangen.

Moriz Hartmann.

Der Camao*).

„Ihr da, Dom Luis? O haltet an!
So ruf' ich nun allt'äglich,
Ihr geht vorüber, harter Mann,
Den solch Gebet nicht rühren kann
Und solch ein Anblick kläglich.

Als Ihr, der Ruhm von Portugal,
Einzoget in das Hospital,
Kam ich zu Sinnen wieder;
Den kranken Geist verließ die Qual,
Der Schmerz die alten Glieder.

Steht still, Dom Luis! Ihr seid gesannt,
Vom Fluch mich zu erlösen!
Im fernen Land ist's wohl bekannt,
Warum Camoens Ihr genannt;
Bekannt ist's auch dem Bösen.

*) Der Vogel Camao fand sich im Mittelalter auf der vorderindischen Halbinsel in jedem adeligen Hause. Er hütete die Ehre des Hauses. So lange er lebe, glaubte man, sei die Reinheit der Hausfrau treu bewahrt; so wie jedoch die Ehre des Hausherrn durch die Schuld der Frau befleckt werden, sterbe der Vogel. Von dem Namen dieses Vogels leitet die Sage den Namen Camoens, des Dichters der Lusiaden, ab. Das Ereigniß, welches dem zu Grunde liegt, erzählt hier der Dichter im Hospitale zu Lissabon, wo er bekanntlich seine letzten Jahre verbrachte.

Hört meine Beicht'! — Ihr gehet hin,
Und achtet nicht des Irren.
Steht! — sonst beginnt auf's Neu' mein Sinn
Zu schwärmen und zu schwirren!

Wißt Ihr, wie ein Gedankenheer
Leicht aus dem Herze schwinde?
Mein Schädel weiß, es ist nicht schwer.
Wie Bienen treibt sie hin und her
Der Rauch in alle Winde.

Ihr aber geht und niedersieht
Ihr kaum auf mich, den Narren;
Dem Segel, das in's Blaue weht,
Liebt Ihr nur nachzustarren.

Ihr starret nach jedwedem Mast,
Und denket, wie in Tagen
Des Ruhms Ihr Euch geschlagen,
Und wie das Lied, die edle Last,
Ihr durch den Sturm getragen.

Dann sehnt Ihr nach dem Paradies
Santarems, — nach den Stätten,
Die weinend Euer Herz verließ,
Und lächelnd Eure Muse pries
In herrlichen Sonetten."

Dom Luis hält an: „Du Schreckgestalt,
Dein stechend' Auge macht mir kalt,
Dein Irrsinn macht mich zagen.
Du bannst mit heimlicher Gewalt!
Was hast Du mir zu sagen?"

„So ſteht Ihr nun? Jetzt magſt Du ruh'n,
Mein Geiſt, nur Eine Stunde,
Und hilf mir treu, ihm kund zu thun
Die ſchauervolle Kunde!

Dom Luis Camoens! Kenn' ich Dich,
Du Ruhm der Portugieſen?
Biſt Du derſelbe nicht, o ſprich,
Den, als er um Santarem ſchlich,
Sie ſich mit Fingern wieſen?

Haſt Du das Vöglein je geſeh'n?
Camao iſt ſein Namen!
Einſt war's im Land der Pyrenä'n
Gekannt von Herrn und Damen.

Dies Vöglein gab den Namen Dir,
Der jetzt die Welt durchklinget.
Das Vöglein? — Nein! — Ich gab ihn Dir!
Ich ſchuf Camoens — wehe mir,
Mein armer Kopf zerſpringet!

Camoens nennt ſich Dein Geſchlecht
Nach dem Camao, — Grauen! —
Die lieblichſte der Frauen
Hab' ich zu lieben mich erfrecht,
Sie, Deine Ahnfrau, ich der Knecht.
Du ſollſt den Greuel ſchauen!"

Dom Luis hält an: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was haſt Du mir zu ſagen?"

Der ſchüttelt ſeinen Schädel kahl;
Der Patriarch im Hoſpital
Iſt trüb zu ſeh'n und kläglich.
Am Eckſtein in der Sonne Strahl,
So ſitzt er da alltäglich.

Nun ſitzen ſie am Eckſtein dort,
Der Bettler und der Dichter,
Und keiner ſprach zuerſt ein Wort,
Zwei traurige Geſichter.

Am Tajo lag das Hoſpital:
Es glühte d'rauf der Morgenſtrahl.
Es war d'rum mehr nicht heiter,
Und wer daran vorübertam,
Ging raſchen Schrittes weiter.

Der Tajo rauſcht; doch nicht mehr lauſcht
Camoens ſeinen Fluthen.
Wie hold ſich auch das Segel bauſcht —
Die Ferngedanken ruhten.

Er ſtarret an den greiſen Mann.
Sein Antlitz iſt verwittert,
Wie alt' Gemäu'r iſt ſeine Stirn,
Sein Schädel wie die öde Firn,
Und ſeine Lippe zittert.

Ausſtreckt er ſeine dürre Hand
Und faßt Camoens am Gewand,
Und faßt ihn an der Seele:
„Kennſt Du Galiziens öden Strand?
Horch, daß ich Dir erzähle!

Galiziens Land, Galiziens Strand
Sind beide öd' und wüſte;
Einmal ein luſt'ges Schlößlein ſtand
Auf ſeiner felſ'gen Küſte.

Das Schlößlein in den Lüften hing
Gleich einem gelb'nen Sterne;
Wer dort zu Schiff in's Weite ging,
Dem winkt's in blaue Ferne.

Don Vasco Pires wohnte da,
Stolz, frei, gleich einem Aare;
Don Vasco Pires Euer Ahn,
Und ich, ich war ſein Kaſtellan,
Bald ſind es hundert Jahre.

Ja, ſtolz und frei und hoch beglückt.
Wie nenn' ich ſeine Dame?
Mein Hirn iſt krank, mein Sinn zerſtückt;
Nicht nenn' ich ihn, mich macht verrückt,
Eſtrella, Euer Name!

Ich aber hatte achtzehn Jahr',
Dem Herrn ſein Schloß bewacht' ich,
Zugleich, ein Knabe wie ich war,
Bei ihm den Pagen macht' ich.

Ein Blumenpfad iſt Jugendzeit,
Der führt zur Höllentreppe.
Ging ſie zur Kirche, ihrem Kleid
Trug ich die gold'ne Schleppe.

Weihwaſſer, das wie Thränen ihr
Die Braue küßt, die reine,

Es ziſchte von der Stirne mir
Als wie von heißem Steine.

Sie betete; ich kennt' es nicht.
Was fluchend ich begehrte,
War, daß der Gott, der mich verdammt
Und mild entflammt, uns alleſammt
Durch Ein Gericht verzehrte.

Und das geſchah. Die Zeit war da,
Wo Spaniens Herr den Helden
Der Rache letzten Tag erſah.
Den Basco mußte ſcheiden.

Den Basco Pires ſprach zu mir:
Ich zieh' zum Glaubensherre;
Mein Schloß, mein Gut vertrau' ich Dir,
Mein Weib und meine Ehre.

Verzeh' mein Gut, und ob die Glut
Den Wohnſitz mir verzehre,
Dich gräm' es nicht; Du nimm in Hut
Mein Weib und meine Ehre!

Und ruhig lächelnd ſprach er dann:
Auf den Camao ſchaue!
Kehr' ich zurück, ſagt er mir an,
Ob ich Dir recht vertraue.

Ich ſtarrte hin mit irrem Sinn,
Mit Haß und wildem Grimme;
Wie ſpottend ſprang er her und hin,
Und ſang mit luſt'ger Stimme.

In tiefſter Bruſt, mir unbewußt,
Hab' ich ihm Haß geſchworen;
So lang er lebt in freier Luſt,
Iſt mir das Glück verloren!

Noch iſt — bald ſind es hundert Jahr' —
Mein Haß nicht minder worden!
Was drängt er ſich ſo wunderbar,
Der Vogel, in der Menſchen Schar,
Und zwinget ſie zu Morden?"

Dem Luis erſchrickt. „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend' Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was will das Wörtlein ſagen?"

„In Spanien ſtarb die Sitte aus.
Den Vogel, den Camae,
Beherbergt' einſt jedweges Haus
Von Liſſabon bis Barcelon,
Von Cadix bis Bilbae.

Er kleidet ſich in Farben hold,
Ganz lieblich anzuſchauen,
In Grün und Blau und Roth und Gold,
Wie Pagen edler Frauen.

Er war in jedem Frau'ngemach:
Denn alſo ging die Sage:
Wenn je die Frau die Treue brach,
Und ihrem Herren brachte Schmach —
Er ſtarb am ſelben Tage.

Bis dahin lebt' er lustig fort,
Des Hauses Ehrenhüter;
In Spanien galt er als ein Hort
Und als ein Gut der Güter.

Und er war da, als Vasco ging;
D'rum faßt' ich jene Worte.
Sein goldverzierter Käfig hing
Dort an Estrella's Pforte.

Ich seh' ihn noch! Aufsprang er hoch
Und singend auf den Stangen,
Als ich entbrannt von ihr gerannt
Mit glutgefärbten Wangen.

Er sang — wie Hohn war mir der Ton! —
Er sang von ihrer Treue.
Sie that es ja, daß er nicht starb.
Die Keuschheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob sie ihn freue.

Anstürzt' ich mit geballter Faust —
Noch ward ich nicht sein Schlächter;
Mich hat's umfaust, mir hat's gegraust
Vor'm keuschen Ehrenwächter.

Er lebte fort und ich verging,
Da glänzend gleich dem Sterne
Das Glück vor meinen Augen hing
In unerreichter Ferne.

Das Mark im Leib war mir verdorrt,
Mein Hirn zerschmelz in Flammen;
Sie aber blühte fort und fort,

Und hatte manch' ein troſtreich' Wort,
Sank ich vor ihr zuſammen.

Ich lag vor ihr — des Weges Staub
Lag ſo nicht ihr zu Füßen —
Der Schmach ein Raub, und ſie blieb taub
Der Niedrigkeit, die an ihr Kleid
Sie angedrängt mit Küſſen.

Ausbrach in Wut mein Stolz, mein Mut,
Auf daß er ſie verzehre,
Sie aber ging aus Flammenglut
Geläutert vor, die Hehre.

Zu jener Zeit, erſchöpft von Leid,
Begann mein Hirn zu kranken;
Fortflogen, feſſellos und weit,
Traum, Sinn mir und Gedanken.

Leer wie ein Neſt, d'raus in der Peſt
Die letzten Vöglein ſanken,
So öde war, ſo leer und baar
Der Kopf mir von Gedanken.

Und der Camao ſang mir Hohn,
Er ſang von ihrer Treue.
Sie that es ja, daß er nicht ſtarb;
Die Keuſchheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob ſie ihn freue!"

Der Alte ſchweigt. Camoens neigt
Sein Haupt. Der Kindheit Tage
Zieh'n ſchattenhaft an ihm vorbei;

Auftauchet aus des Alten Schrei
Ihm eine alte Sage.

„Fahr' fort! Fahr' fort! Jedwedes Wort
Erwecket ein Erinnern.
Der Kindheit Räthsel wachen auf
Wie einst in meinem Innern!“ —

„Ein Hirngespinnst, und weiter nichts,
Nichts mehr ist dieses Leben;
Gespenster eines Traumgesichts,
Die jeden Pfad umschweben.

Für mich war kein Camae da.
Was ich zu scheuen glaubte,
Bald wie ein Aar, ein Geier war;
Und wo ich ging, es flog und hing
Nah über meinem Haupte.

Das Vöglein held aus Seid' und Gold
War ein Gespenst voll Grauen.
Es flog mir nach, und krächzt', und sprach;
Und floh ich matt zur Lagerstatt,
Schlug's nach mir mit den Klauen.

Es kam die Zeit, da heimgekehrt
Der König und die Krieger,
Es kam mit ruhmgekröntem Schwert
Den Vasco heim als Sieger.

Kaum auf dem Flur, hin eilt er, nur
Den Vogel anzuschauen.

Mit ſel'gem Sinn dann eilt er hin
Zur lieblichſten der Frauen.

Und mit ihm kam zu ſeinem Gram
Sein liebſter Kampfgenoſſe,
Ein Sängerheld, ein Held im Feld;
Der herbergte im Schloſſe.

Don Juan de Caſtera war
Ein ſinniger Geſelle;
Wie Wellen Goldes war ſein Haar,
Sein Auge alſo tief und klar
Wie eine Felſenquelle.

Ich liebt' ihn nicht. Sein Angeſicht,
Voll von erhab'nem Frieden,
Sprach ſprottend faſt: Was Dir gebricht,
Mir iſt es reich beſchieden.

Jedwedem Andern war es traut,
Das Antlitz unſ'res Gaſtes.
Daß gern die Herrin d'rein geſchaut,
Ich merkt' es bald, und haßt' es.

Man hört' und ſah ihn kaum im Schloß.
Wie müd' vom Ritt und Schlagen,
Nahm er den Falken ſelten blos,
Und ſelten ſtieg er auf das Roß,
Im nahen Wald zu jagen.

Zumeiſt, wenn Vasco Pires ſchier,
Saß er im Frau'ngemache,
Der Herrin ſingend manches Lied

Vom Fall der Cava und vom Cid
In caſtillan'ſcher Sprache.

Oft wandelt' er hinaus mit ihr
Zum Pinienhain, zum Meere;
Ich blieb allein und weh ward mir
In der Gemächer Leere.

Vom Thurme ſpäht' ich ihnen nach
Mit aufgeriſſ'nen Augen.
Wie herrlich mag der Wellenſchlag,
Auch wenn er nicht ein Wörtlein ſpricht,
Als Liebesflüſtern taugen!

Wenn ſich ihr Pfad im Wald verlor,
Sie meinem Blick entſchwunden,
Beugt' ich mich weit und lauſchend vor,
Ob ich nicht möcht' mit gier'gem Ohr
Ein Wörtlein nur erkunden.

Und wie die Fahne, die der Sturm
Abreißt von hoher Zinne,
Sprang ich zum Hof herab vom Thurm
Mit wildverſtörtem Sinne.

Und zum Camao ſtürzt' ich hin —
Er ſang und ſprang wie immer.
Was frommt' es?! Seinem Scherſinn
Vertraut' und glaubt ich nimmer.

Und doppelt hab' ich ihn gehaßt,
Weil ich ihn einſt geſcheuet;
Daß ich gethan nicht wie der Gaſt,
Hab' ich mit Grimm bereuet.

Es war vorbei. Mit dieser Scheu
War alle Scheu erstorben,
Und mit dem Glauben, daß sie treu,
Der Glauben all' verdorben.

Die Liebe lag als wie ein Kind
Im brennenden Gebäude,
Begraben in des Neides Wut,
Im Flammenbrand der Racheglut
Grausch öpferischer Freude.

Still ward's in mir. Ich sann und sann;
Nacht lag auf meinen Blicken.
Es kam der Tag, der Tag verrann —
Ein großes Netz war's, das ich spann,
Uns alle zu umstricken.

Ein Pförtchen bald schien mir der Tod
Aus diesen dunklen Gängen;
Es däuchte mir, eh alle wir
Uns freudig aus so böser Noth
Durch dieses Pförtchen drängen.

Mich stieß man fort!" — Bei diesem Wort
Schweigt plötzlich still der Alte.
Dem Luis Camoens mutet's an,
Als ob er starr auf steiler Bahn
Vor einer Leiche halte.

„Fahr' fort! Fahr' fort! Dein irres Wort,
Sacht blutend wie Verbrechen,
Ist wie ein Kleid, daraus von Mord
Blutrote Wunden sprechen." —

„Es war ein heller Maientag,
Ein Tag voll Frühlingswonnen;
Auf Blüth' und Hag und Meere lag
Ein Netz vom Licht der Sonnen.

Mein Herr ließ von des Thurmes Rand
Lustvoll den Falken steigen:
Er wollte mir, der bei ihm stand,
Die Falkenierkunst zeigen.

Bald dacht' er nicht an Unterricht.
Froh hub er an zu kreisen
Den Vogel, der im Meer von Licht
Hinzog in schönen Kreisen.

Ich sah ihn nicht. Ich sah vorbei
Und stets nach Einer Richtung;
Dort gingen just im Wald die Zwei
Hin über eine Lichtung.

Dort gehen sie! so rief ich aus,
Und streckte starr den Arm hinaus.
Das Wort hat mir gebebet.
Er sah mich an, und sagte dann
So kühl, daß mir das Blut gerann:
Der Ehrenhüter lebet.

Und wenn er stirbt? Es war ein Schrei,
Ein Schrei nur, wild und gähe.
Den Basco sah mich an dabei
Und wurde blaß: Dann — wehe!

Dann lächelte der Herr afu's Neu':
Horch wie das lieblich klinget!

Eſtrella, Stern, wie biſt Du treu!
Horch, der Camao ſinget!

Doch rief er bald den Falken ein,
Und ſtieg vom Thurme nieder;
Er trat in das Gemach hinein
Und horchte bis zum Abendſchein
Auf des Camao Lieder."

„Dom Luis, mit Deinem Dichterblick,
Kannſt Du es ſchon erſchauen,
Wie ſich ein blutiges Geſchick
Heranſchleicht voll von Grauen?

O hörſt Du, hörſt Du, wie ſich naht
Unſägliches Verbrechen?
Doch eh' ich ſag' die Miſſethat,
Laß mich von meinem Leidenspfad,
Von meiner Buße ſprechen!

Wie das Geſpenſt, das Nachts durchfährt
Die ſturmbewegten Lüfte,
Rückwärts das Angeſicht gekehrt
Nach dem Gefolge, das vermehrt
Der Auswurf aller Grüfte:

So floh ich hin, ſo war mein Sinn
Stets zugekehrt den Scharen,
Die jagend mich zu fahn geſucht
Auf meiner endlos langen Flucht
Von zehnmal ſieben Jahren.

Von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort
Schleppt' ich die müden Glieder fort;

Vor jedem Gnadenbilde
Hab' ich gesucht, umsonst gesucht
Ein Stündlein Ruh' nur auf der Flucht,
Ein Stündlein nur der Milde.

So weit auf Erden nur bekannt
Der guten Botschaft Segen,
Hab' ich gerannt von Land zu Land
Ein Netz von Pilgerwegen.

Doch Ruhe ward mir nicht gewährt
Durch Pilgern und Kasteien;
Ich griff zum Schwert, um so bewehrt
Um Gottes Huld zu freien.

Und wenn auch nicht um Gottes Huld,
Doch mind'stens um ein Sterben,
Das mindern möchte meine Schuld
Und lindern mein Verderben.

So in's Gefecht als Jesu Knecht
Zog ich mit Johannitern
Durch Wüstensand, in's Heidenland
Mit Calatravarittern.

Mit Helden Deines Lieds, o Held,
Kämpft' ich, mit Lusitanen,
Auf schreckumwehten Bahnen,
Auf palmenüberdachtem Feld,
In des Aufgangs Ozeanen.

Umsonst! — Es floh wie flüchtig' Wild,
Wie holder Traum, wie Dunstgebild
Der Tod vor meinen Schritten;

Er floh vor mir im Schlachtgefild
Und in des Kampfes Mitten.

Ich war gefeit; und wie im Streit,
So, ach, in allen Nöthen.
Was tödtlich trifft, ob Stahl, ob Gift,
Mich konnt' es nimmer tödten!

So ging ich durch das Haus der Peſt,
So trat ich in das Schlangenneſt
Und in die Schlucht des Leuen —
Mich ſchienen Schlange, Leu und Peſt,
Als brächt' ich Tod, zu ſcheuen.

Und brach ein Schiff im Sturm, am Riff,
Die Mannſchaft ging zu Grunde —
Und ging zu Grund' ein ganzes Heer,
Mich warf zur Stund', mich ſpie das Meer
Wie Gift aus ſeinem Munde.

Dom Luis, wißt Ihr, warum vor mir
Der Tod geflieh'n mit Zagen?
Weil dieſe Hand, die Rechte hier,
Den Vogel hat erſchlagen!

Den Camao, der ſo luſtig ſprang,
Der von der Herrin Reinheit ſang,
Schlug ich in jenen Tagen;
Und als ihn todt Don Vasco ſah,
Hat er ſein Weib erſchlagen.

Und als ich ſchrie: O, rein iſt ſie!
Blut rauchet meine Rechte!
Ich ſchlug ihn todt, mich tödtet jetzt!

Da wichen von mir, ſtarr, entſetzt,
Der Herr und ſeine Knechte.

O Gott, wie ich unnahbar ſtand!
Ein Kainsmal fühlt' ich loben.
Es hob ſich tödtend keine Hand —
Unſtät floh ich hinaus in's Land
Und bin nun ſtets geflohen!"

Und wie dies ſprach der Greis, da brach
Sein meriſcher Leib zuſammen.
Erloſchen war mit Einem Mal
In ſeinem Aug' der wilde Strahl,
Der ſtach wie Höllenflammen.

Da lag er vor des Dichters Knien,
Der liſpelte: Dir ſei verzieh'n!
Und in dem Abendrothe,
Wie Trümmer, die der Tag durchbricht,
Voll Ruhe blickte das Geſicht,
Das traurige, das todte.

Adolf Glaser.

Die Fischerhutte.

Fern der Welt und ihrem lauten Schwarme
Lebten drei beglückte, gute Menschen,
Mutter mit dem Sohn und dessen Gattin,
An des Meeres schilfbekränztem Strande:
Er, ein Fischer, frisch wie seine Welle,
Und sein Weib, ein sanftanschmiegend Wesen;
Still sich ihrer freuend, fromm die Mutter.
Selig schwanden ihnen heit're Tage,
Und die Herzen gaben dem Gefühle
Sicheren Besitzes sich dahin;
Nahmen froh des Frühlings bunte Blüthen,
Früchte aus des Herbstes vollen Händen,
Und des Meeres reiche Gabe täglich.
Doch das ewig ernste Ziel der Menschen,
Das dem Glück wie Unglück gleich bestimmt ist,
Nahet auch dem Frieden ihrer Hütte,
Und entführt das junge Weib, das holde,
Aus der Vielgeliebten engem Kreise.
Wer beschreibt des armen Gatten Leiden!
Tag und Nacht verweilt er, halb bewußtlos,
An dem Orte, wo bei dichter Laube
Eingesenkt die theure Leiche schlummert.
In Verzweiflung ruft er oft den Tod,
Daß er von dem Elend ihn erlöse.
Wär' die Mutter nicht, der er als Stütze

Leben muß, — er gab ihn längſt ſich ſelber;
Denn die Zeit, ſo heilend ſonſt, ſie mehrt nur
Statt zu lindern, ſeiner Seele Qualen.

Einſt am Abend, ganz in Leid verloren,
Rief er der geliebten Todten Namen.
„Nimm," ſo rief er, „nimm mich aus dem Leben,
Oder kehre, kehre Du mir wieder!
Mehr als tauſendjährige Verdammniß
Duld' ich jede Stunde hier auf Erden.
Kehre wieder! Gern zum Preiſe geb' ich
Meiner Seele einſt'ge Seligkeit!"
Plötzlich rauſcht es in dem dichten Laube.
Sieh', ein Engel an Geberd' und Blicke,
Steht vor ihm die heißerſehnte Gattin!
„Dir," ſo ſprach ſie lispelnd, „Dir gehöret
Ganz mein Sein, und wird es ewig bleiben.
Dir gehört die Seele noch, obgleich ſie
Aus dem Erdenleibe nun geſchieden;
So Du willſt, geb' ich für Dich ſie wieder.
Doch bedenke, was Du nun begehreſt!
Kehr' ich wieder, iſt für ſtets verloren
Unſrer Seelen einſt'ge Seligkeit!"
Aber er, von Wonne, ſie zu ſehen
Und zu hören die geliebte Stimme,
Ganz bethört, ruft noch einmal: „O komme!"
Und die Todte ſtand, im ſanften Auge
Eine Thräne, lebend ihm zur Seite.

Freudebebend faßt er ſie, als fürchte
Er zum andernmal ſie zu verlieren;
Fühlt zum ſichern Zeichen ſeines Glückes
Der Geliebten Herz an ſeinem ſchlagen;
Und den ſüßen Raub zur Hütte tragend

Ruft er ſchon von fern der guten Mutter,
Und ſie hört des Sohnes lauten Jubel.
Doch das Alter trägt den Sturm der Freude
Nicht wie kräft'ge Jugend. Jäher Tod
Bricht der Greiſin Herz im Wonneſchrecken,
Eh' ſie ganz des Sohnes Glück ermeſſen.
„Dort!" ſo haucht ſie, und ihr Auge deutet
Nach den Sternen, „dort auf Wiederſehen!" —

Eine Weile trübt der Mutter Scheiden
Unſres Paares Glück. Doch bald entſchwindet
In der Liebe Luſt der Trennung Leiden.
„Wohl ihr!" ſpricht der Sohn. „Es ſtarb die Gute
Mit der Hoffnung, die den Tod verſchönet,
Und getröſtet ſchied ſie. Mag ſie ruhen!
And'res Loos iſt uns beſchieden. Freudig
Sinken wir, wenn einſt der Tod uns nahet,
Noch im letzten Hauche eng verbunden,
In das Nichts hinab — o ſüße Wonne!"

Monde ſchwanden. Ihre Luſt zu mehren
Ward dem Weib ein lieblich Kind beſchieden,
Und ſie ſtanden auf des Glückes Gipfeln.
In den lieblich ſüßen Kindeszügen
Fand er ſie, und fand ſie ihn ja wieder.
Beide liebten ſich und Jedes liebte
In dem Kinde noch einmal das andre.
Friſch gedeihend ſchuf das kleine Weſen
Täglich neue Freuden. Faſt zu reichlich
Strömt auf ſie der Erdenfreuden Fülle. —

Doch des Menſchen Schickſal, nie beſtändig,
Wechſelt ſtets, und wie der Trauer Freude,
Folgt der Freude Trauer unabwendbar.

Eines Abends kehrt der Gatte freudig
Heimwärts von gelung'nem, reichen Fiſchfang.
Doch erſtaunt blickt er umher. Die Gattin,
Sonſt ihm ſtets entgegen mit dem Kinde,
Sucht vergebens ſein geängſtigt Auge.
Einen Augenblick ſteht er betroffen,
Drückt die Hand an's Herz, das angſtvoll pochet.
Dann betäubend faßt ihn finſt're Ahnung,
Und er tritt hinein zur ſtillen Hütte.
Wie ein Engel ſchön und ſtill und friedlich,
Bleich und kalt, liegt da ſein Kind, geſtorben;
Vor dem Lager, ſtarr im Weh, die Mutter,
Leeren Auges, ohne Thränen ringend,
Höchſten Schmerzes mitleidwürdig Bildniß.

An dem Strand, nach bunten Kieſeln ſuchend,
Ward das Kind erfaßt von tück'ſcher Welle.
Jammernd laut vergebens ſchrie die Mutter;
Ach! zu ſpät erſt gab die Fluth es wieder. —

Da erfaßt des Wahnſinns finſt'rer Schrecken
Mit der ganzen Macht des herben Schlages
Wie ein jäher Blitz den armen Vater.
Sucht nach Troſt im eig'nen leeren Herzen,
Fragt nicht wann? noch wie? Sein Auge haftet
Auf des Kindes redend ſtummen Zügen.
Ach! zu deutlich ſprachen ſie dies Eine:
„Dort!“ Da ſtürzt er troſtlos in die Wildniß. —
Scheidend ſieht ſein letzter Blick die Gattin
Mit dem Tode kämpfen, und er ſelber —
Fand ihn bald als Ende der Verzweiflung.

Hermann Lingg.

An die Stechpalme.

Dunkel glänzend, frisch wie Myrten,
Seh' ich dich, Stechpalme blüh'n!
Ist ein Stab dem kleinen Hirten,
Grünst du schlank auf Felsen kühn.

Lorbeer unsrer Bergesquellen,
Wilde Tauben aus der Schlucht,
Suchen, wenn die Beeren schwellen,
Deine röthlich herbe Frucht.

Abgehärtet durch die Wetter
Sproßt dein Laub, den Dorn im Schooß.
Doch die ersten zarten Blätter
Sind noch völlig stachellos.

Scheint es nicht, daß etwas Großes
Eine Bergdiana träumt
Hier in ihres Jagdgeschoßes
Dornig Waldkleid eingesäumt?

Mit den Frühlingen verscheiden
Alle Freuden zart'rer Lust,
Und die Jahre und die Leiden
Drücken Dornen in die Brust.

In die Fluthen, Lichtgott, milder
Taucht dein held Geſtirn den Lauf;
Leuchtende Gemälde, Bilder
Aus der Jugend dämmern auf.

Und ein heilig' Schweigen dunkelt
Um der Berge ſtille Pracht,
Und der Stern der Liebe funkelt
Auf der Welle dunkler Nacht.

Elephantenwanderung.

Wolken wie die Midgardſchlange recken ſich am dunklen Himmel;
Auf die weiße Winterdecke blickt Arktus im Sterngewimmel,
Die bereiften Bäume ſtrecken Aeſte aus, die nicht mehr blühen;
Dürr wie Todtenfinger, rieſig wie Geweih von Elennkühen.

Aelter noch als Elenn, lebten einſt im Norden Elephanten,
Als noch auf die Polregionen heiße Sommertage brannten;
Denn die Sonne ging nicht unter, und der Erde, voller Feuer,
Ihr entſproßten Rieſenbäume, kühne Pflanzenungeheuer.

Bunte, giganteske Schlangen hingen an den hohen Aeſten,
Oder wanden ihre Leiber in den glühenden Moräſten;
Weißer Elephanten Herden lagerten am Rand der Quelle,
Oder graſten, oder trakten durch den Wald mit Windesſchnelle.

Und Jahrtauſende vergingen dem Geſchlecht der Maſtodonte.
Aber eines Tages wurd' es dunkel an dem Horizonte,
Und aus einer grauen Wolke fielen Flocken, kalte Flocken;
Elephant und Mammuth ſtanden voll Erſtaunen und erſchrocken.

Denn es ſtarb das Grün der Palmen vor dem raſchen Ueberfalle,
Und die Blumenkronen welkten vor dem ſtürmenden Kryſtalle.
Da verlor das Aug' der Schlange viel von ſeinem erſten Feuer, —
Vor dem kleinen Feinde bebten all' die großen Ungeheuer.

Noch erhoben ihre Rüſſel wie zum Kampf die Elephanten,
Wie Poſaunen gegen Himmel hochentrüſtente Tubanten,
Stampften auf den Schnee, den Gegner, mit den Füßen, mit den Klumpen;
Doch vergebens! Er erſtarrte, und ward Eis in harten Klumpen.

Nun zur Flucht gewendet eilten Herd' an Herde weite Reiſen
Nach dem Süd, dem Froſt entfliehend, aus des Nordens Wendekreiſen.
Noch ein friſcher Palmzweig ſchwankte in dem Rüſſel eines Jeden
Als ein theu'res Angedenken des zu Grund gegang'nen Eden.

Viele mußten auf dem Schlachtfeld ihre Zähne liegen laſſen;
Doch vor deren reiner Weiße mußte ſelbſt der Feind erblaſſen!

Selbſt der Schnee kann nicht an Reinheit das Gebein der Mammuthleichen,
Nicht der Elerhanten Knochen, nicht das Elfenbein erreichen!

Greiſenalter.

Feſt ſchritten ihm und g'rad die Beine;
In ſeines Auges Stern
Sprach Etwas wie mit Flammenſcheine:
Ich lebe gern!

G'rad trug er auch ſein hochgewaltig
Umlecktes Haupt,
G'rad war ſein Wort und vielgeſtaltig, —
Ihm ward geglaubt.

Er ging, und ſchuf mit Denken Werke,
Er athmete mit Luſt,
In ſeinen Sehnen war die Stärke,
In ſeiner Bruſt.

Wie iſt er jetzt hinweggeſchwunden,
Wie eingeſchrumpft!
Er lebt in lauter kleinen Stunden
Halb abgeſtumpft.

In jener Bildung niemals wieder
Wird ihn die Sonne ſeh'n!
Schon ſchweifen ſeine Blicke nieder,
Ich ſeh' ihn untergeh'n!

Verluſt.

Je dunkler, je ſchattiger ein Baum,
Um ſo lieber ſingt ein Vogel darauf;
Je ſchwermüthiger, je düſt'rer ein Traum,
Um ſo lieber wacht man auf.

Je härter, um ſo edler der Stein;
Je mürber, je mehr gebrechen
Ein edles Herz von Pein,
Um ſo tiefer und ſtiller ſein Pochen.

Wem ein großes Leid geſchehen,
Der wird ewig elend ſein.
Blumen kann man wieder ſäen;
Herzen bringt man nicht mehr ein,
Herzen, die uns recht verſtehen.

Herbſt.

Was hab' ich nicht Alles dem Himmel verzieh'n,
Nur weil er auf Hügeln die Rebe läßt blüh'n!
Ich liebe den Herbſt, und im erſten Schnee
Die Tannen im Nebel, im Berge den See.

Wo einſam im Winde die Blume ſich neigt,
Die Haide nur dräuende Wolken noch zeigt,
Aus alternden Eichen zerklüfteter Wucht
Nur Raben umflattern die dämmernde Schlucht,
Da ſteigen mir über den Felſen im Meer
Die Götter der nordiſchen Sagen empor.

Sie ſchreiten und reiten um Berg und zu Thal
In Stürmen auf Wolken zum Mitternachtmahl.
Ich füll' mir indeſſen den Becher mit Wein
Und laſſe vergangen Vergangenheit ſein!
Herüber iſt mancherlei, das uns gequält;
Und was uns noch drückt und was uns noch fehlt, —
Die ſtürmiſchen Tage des Lebens vergeh'n,
Wie jagende Wolken am Himmel hin weh'n!

Und alles ſei freudig dem Himmel verzieh'n,
Nur weil er im Herbſte die Rebe läßt blüh'n.

Traumbild.

Eine Treppe' iſt irgendwo;
Alles geht auf ihr, hinauf, hinunter,
Keiner, der hinaufging, wurde froh,
Keiner, der herabging, wieder munter.

Wächter ſtehen oben aufgeſtellt,
Die vor ſchweren Eiſenthüren
Von der Leichenfackeln Glut erhellt
An den Ketten die Geſtirne führen.

Aeolsharfe.

Geheimnißvoller Klang,
Für Geiſter der Luft bekaitet,
Von keines Menſchen Geſang,
Von Stürmen nur begleitet,

In deinen Tiefen ſind
Die Melodien der Sterne, —
So ruft ein weinend Kind
Der Mutter in die Ferne.

Laute der Tröſterin Einſamkeit,
So ziehen über Fluthen Schwäne,
So wiegt in Träume der Seligkeit
Die ſchmerzenſtillende Thräne!

Theodor Körner.

Ein Tiſch-Nachbar.

Fröhliche Mittagszeit theilender Tiſchgenoß,
Trauernd vermiſſ' ich oft Dein harmlos Angeſicht,
Das ſo erwartungsvoll ſtrahlte in ſtiller Luſt,
Wenn zum Beginn des Mahls tönend die Glocke rief.
Immer der Erſte Du auf dem gewohnten Sitz,
Reinlich gebreitet lag auf Deinem Knie das Tuch,
Zierlich in jeder Hand führteſt die Waffen Du,
Immer gewandt und leicht, ſicher zu Schnitt und Stich,
Und ſie gewannen Dir vielfachen ſchönen Sieg.
Lächelnd Behagen flog über das Antlitz Dir,
Wenn auf der Tafel ſtand duftend ein Leibgericht,
Das Du, der Ordnung kund, wußteſt, es komme heut'!
In dem geſchliff'nen Glas perlte Dir goldner Wein,
Das Du bedächtig hobſt, gegen die Sonne hielteſt,
Langſam den klaren Trunk ſchlürfend dann Zug für Zug.
Keiner hat mehr wie Du ſich am Genuß erfreut
Und ſeinem Nachbar ſo auch den Genuß erhöht!

Siehe, da kam ein Tag — längſt zum Beginn des Mahls
War ſchon der Glocke hell lockender Ruf verhallt,
Aber der Stuhl blieb leer, aber der Gaſt blieb fern!
So dieſem erſten Tag folgte der zweite dann;
Wie an der ſeid'nen Schnur Perle an Perle liegt,
Folgten die Tage ſich, bis eine Woche voll.

Staunend zum Wirth gewandt fragt' ich: was hat den Gast,
Der so genehm uns war, ganz von dem Tisch verscheucht?
Längst schon vermißt' ich ihn, aber gedoppelt heut',
Da just der leck're Fisch mit ros'gem Fleisch erscheint!
Dieser entgegnet mir sichtbaren Unmuts voll:
Kein ungeziemend Wort, kein Blick hat ihn verjagt.
Aber am heitern Schmaus nimmt er hinfort nie Theil.
Unter den eig'nen Tisch streckt er die Füße jetzt.
In einer Witwe Netz fiel er als Eh'gemal!
Wird ihm Erinn'rung nie quälend zur Seite stehn,
Wenn nun die Kinder schrei'n, endlos die Gattin schmält
Ueber des Herdes Magd, über des Hauses Last,
Rühmend des ersten Manns beff're Genügsamkeit?
Prüfte doch Jeder klug, eh' er zu tauschen wagt,
Wie der Gewinn sich auch zu dem Verlust verhält!
Solches verständ'ge Wort sprach der berechte Wirth. —

Jahre vergingen wohl, aber zu jeder Zeit,
Wenn auf der Platte liegt duftend der ros'ge Fisch,
Denk' ich des Nachbars noch und seiner Efferkunft!

Emanuel Geibel.

Aus der Tragödie „Die Albigenſer".

(1849.)

(Gewölbtes Gemach in Montfort's Burg.)

Simon Montfort, krank auf einem Ruhebette lehnend. **Alice**, ſeine Gemalin. Dieſen gegenüber der **Vogt**.

Montfort.

Es bleibt dabei. Und wenn im ganzen Land
Unglaube wuchert, und Gottloſigkeit
Mit frech erhob'ner Stirne ſtraflos geht;
Wo ich gebiete, duld' ich keinen Frevel
Am Heiligſten, davor mein Knie ſich beugt!
Der Burſche, welcher das Marienbild
Mit Koth beworfen, — iſt dem Strang verfallen.

Alice.

Er iſt noch jung, und war berauſcht.

Montfort.

Gleichviel!
In dieſen Tagen der gelöſten Zucht
Thut ein erſchreckend Beiſpiel doppelt Noth.
Der Spruch wird heut vollführt. Es bleibt dabei.

Vogt.

Und jener Bauer, den die Jäger geſtern
Im Forſt betrafen am erlegten Hirſch?

Montfort.

Der hat an mir gefrevelt, nicht an Gott;
Er mag ein Jahr im Thurmverließ bedenken,
Daß solche Jagd nicht seinesgleichen ziemt.
Ist sonst nichts weiter?

Vogt.

Nichts.

Montfort.

So geh'! — Doch Eins noch!
Mir kam's heut Nacht, da ich nicht schlafen konnte,
Daß unsre besten Schützen nie so weit
Als wie die Schotten treffen, die ich sah.
Doch diese trugen — wohl entsinn' ich mich —
Stahlbügel an der Armbrust. Sorge d'rum,
Daß meine Wegner auch solch Schießzeug führen.
Das nächste Mal, wenn sie im Zwinger dort
Sich üben, seh' ich zu vom Fenster. — Geh'!

(Der Vogt geht ab.)

Alice.

Simon!

Montfort.

Was soll's?

Alice.

Vergib; doch thust Du wohl,
So wenig Dich zu schonen? Du wirst kränker
Mit jedem Tage, wie Du's auch verhehlst;
Und dennoch gönnst Du keine Ruhe Dir.
Aus Deinem Siechenzimmer leitest Du

Die Schritte jedes Söldners, hältſt Gericht,
Ja ſelbſt bei Nacht, wenn Dich das Fieber ſchüttelt,
Sinnſt Du Schlachtpläne, Schanzen, Wurfgeſchütz.
Die ſtete Unraſt Deines Geiſtes wird
Dich noch verzehren —

Montfort.

Laß das gut ſein, Alix!
Iſt's nicht genug, daß dieſer morſche Leib
Mir jede ritterliche Luſt verſagt?
Soll ich auch noch in meiner eig'nen Burg
Aufhören, Herr zu ſein, und ſoll ich Nachts
Die bleibeſchwingte Zeit ſtatt mit Gedanken,
Mit Stöhnen füllen, wie die Weiber thun?
Im Menſchen lebt ein göttlich Ding, der Wille.
Nur wen'ge kennen's; aber wer es kennt,
Bezwingt damit ganz andre Dinge noch
Als Nerven, Blut und Fleiſch; — und ich bin Montfort!
Genug darüber! — Sagteſt Du nicht erſt,
Iſolde ſei zurückgekehrt?

Alice.

So iſt's;
Nur Deines Winkes harrt ſie, Dich zu grüßen.

Montfort.

Was zögert ſie? — Ich hab' einſt Söhne nur
Gewünſcht aus Deinem Schoß; doch, hätt' ich ſie,
Wer weiß, ob ich ſie liebte, wie dies Mädchen!
Sie iſt im dürren Herbſtlaub meines Lebens
Die ſüße Spätfrucht. — Ruf' ſie her!

Alice (eine Seitenthür öffnend.)

Tritt ein!

Iſolde (eintretend.)

Mein theurer Vater! —

Montfort.

Sei willkommen, Kind,
Willkommen tauſendmal! Und laß in's Antlitz
Dir ſchauen! — Sieh', der Strahl der Sonne hat's
Mit dunklem Anflug glühend überhaucht!
Gewiß, Du ſtandeſt vielfach Mühſal aus
Auf dieſer weiten Fahrt, dazu Dein Herz
Die fromme Sorg' um meine Krankheit trieb.
Wie dank' ich Dir die Liebe, armes Kind?

Iſolde.

Bei jedem ſchweren Schritt gedacht' ich Dein,
Und leicht wie Flügel wurden meine Füße.
Doch nun, Du Lieber, ſprich, wie fühl'ſt Du Dich?
Ach, wenn die hohen Heil'gen, welche droben
Auf gold'nen Stühlen ſitzen — wie man lehrt —
Fürſprecher ſind für armer Waller Beten,
Dann hoff' ich, Vater, ſollſt Du bald verjüngt
In Fülle der Geſundheit vor uns ſteh'n.

Montfort.

Hab' Dank, mein Kind, hab' Dank. Mir iſt auch beſſer.
Könnt' ich nur anders als mit Worten Dir
Die Treue lohnen. Doch, das iſt mein Gram:
Du biſt von unſerm alten Heldenſtamm
Der letzte, zarte Sproß'; und ich vermag
Dir nichts zu bieten, als ein ſchmales Erbtheil.
So liſcht der ſtolze Name tonlos aus. —
Ich wollt', ich ſtänd' in meiner Jugend Saft;
Mit meinem Schwert ein Fürſtenthum erkämpft' ich
Und drückte Dir die Kron' in's dunkle Haar!

Iſolde.

Du gibſt mir Deinen Segen; das iſt mehr.

Alice.

Doch nun erzähle! Denn manch' Abenteuer
Von ſelt'ner Art — ſo ſagteſt Du verhin —
Haſt Du erlebt auf Deiner Pilgerfahrt.

Montfort.

Wohlan, laß hören, Kind!

Iſolde.

Ihr wißt —

(Ein Diener tritt ein.)

Montfort.

Was gibt's?

Diener.

Soeben reitet der hochwürd'ge Herr,
Abt Arnold von Citeaux, im Burghof ein.

Montfort.

Leucht' ihm herauf!

Diener.

Er folgt mir auf dem Fuße.

(Geht ab.)

Arnold von Citeaux.

Guten Abend, Simon! Seid gegrüßt, Ihr Damen!
Ich bringe gute Zeitung: nun bricht's los.

Alice.

Was meint Ihr?

Montfort.

Was bricht los?

Arnold.

Lebt Ihr denn hier
In dichte Kloſtermauern eingepfercht,
Daß Ihr nicht wißt, was alle Welt bewegt?

Montfort.

Sprich deutlich —

Arnold.

Nun ſo hör', und freue Dich!
Die Stunde des Gerichtes hat geſchlagen
Für dieſe gottverhaßte Ketzerbrut.
Der König und der Papſt ſind endlich eins,
Die weiche Schonung abzuthun; und Krieg,
Vernichtung gilt es dem geſammten Gräuel.

Alice.

O redet! Wie gedenkt man's zu vollführen?

Arnold.

So drang auch davon kein Gerücht zu Euch?
Und durch das Land vieltauſendzüngig ſchallt
Die Predigt, die, Erlaß der Sünden bietend,
Dem Kreuzzug ſchon unzähl'ge Scharen wirbt.
Ganz Frankreich rührt ſich. Was ſich geiſtlich nennt,
Die Erzbiſchöfe, Biſchöf', Aebte, Prieſter,
Erheben ſtreitbar ſich zum heil'gen Werk;

Der Adel greift begeistert zu den Waffen,
Die Fürsten rüsten, und der König selbst
Schickt fünfzehntausend Lanzen nach Lyon,
Das man zum Sammelplatz des Heer's erkor.
Es wird ein Kampf, so ehrenreich und blutig,
Wie dieses Land noch keinen sah! D'rum auf!
Auf, Simon Montfort! Gürte Deinen Lenden,
Und nimm das Schwert! Die Kirche zählt auf Dich.

Montfort.

Du bringst mir Lust und Gram in Einem Athem.
Aufstöhnen möcht' ich, wie ein lahmes Schlachtroß
Beim Schall der Kriegstrompeten. Ich bin krank.

Arnold.

Was krank! Jetzt ist es Zeit nicht, krank zu sein.
Nicht Deines Arms allein berufen wir;
Die Sache braucht ein kriegserfahren Haupt,
Braucht einen Geist, der kühn auf gradem Pfad
Durch Schrecken vorwärts geht. Ich komme her,
Im Auftrag der gesammten Ritterschaft,
Den Feldherrnstab in Deine Hand zu legen.
Du sollst des ganzen Zuges Führer sein!

Montfort.

O, daß ich's könnt'! Ein Auge gäb' ich d'rum,
Um mit dem andern dann die Schlacht zu lenken!
Doch diese Glieder sind wie taubes Blei. —
Sucht Euch ein ander Haupt!

Arnold.

Ein ander Haupt;
Als ob auf jedem Zaun am Weg eins wüchse!
Nein! Die Dich wählten, wußten wohl, warum.

Wir können Dich nicht miſſen; d'rum ſei ſtark!
Das Banner trag' uns vor, und ſollteſt Du
Mit Stricken auch auf's Roß Dich binden laſſen!
Gedenk' der Siegerglorie, die Dir winkt,
Der Luſt gedenke, durch des Feinds Gezelte,
Ein Rachechernb, würgend hinzuzieh'n!

Iſolde.

Nein, nein, mein Vater! Folg' ihm nicht, der Dich
Zum grauſen Richteramt berufen will,
Das keinem Menſchen ziemt! Um meiner Liebe,
Um Deiner Seele willen, folg' ihm nicht!
Das iſt kein reiner Lorbeer, den er beut.
Nun erſt erkenn' ich, daß der Himmel auch
Mit Trübſal und mit Leiden ſegnen kann.
Er will nicht, daß Dein edler Heldenarm
In ſolches Kampfes Gräul ſich tauchen ſoll,
D'rum ſchlug er ihn in dieſer Krankheit Feſſeln.
O tretz' ihm nicht — bleib' bei uns! Sieh', ich will
Bei Tag und Nacht Dich pflegen, wie ich mag;
Ich will der Stunden öden Raum Dir ſchmücken
Mit Red' und Lied und jedem frommen Dienſt,
Den Liebe bieten kann! O bleib'! Dir ſoll
Am Herd, im Kreis der Deinen wohler ſein,
Als wenn Du draußen in der Kirche Namen
In fühlloſ ſchrecklicher Erhabenheit
Vollführen müßteſt, was unmenſchlich iſt!

Arnold.

Was muß ich hören? Iſt das Montfort's Tochter,
Die alſo redet von dem Sichelfeſt,
Dazu der Herr uns ruft? Fürwahr, ich ſtaune!
Am Ende, Fräulein, wirft Eu'r zart Gemüth
Sich noch zum Anwalt dieſer Ketzer auf?

Iſolde.

Ich will nicht richten über ihren Glauben,
Denn ich vermag's nicht. Aber Menſchen ſind ſie,
Und beſſ're Menſchen, als man Euch gelehrt;
Das bracht' ich heim als Frucht von meiner Reiſe.
Sie mögen mit verbund'nen Augen tief
Im Irrthum wandeln; und ob ſie vor Gott
Dereinſt beſtehen werden, weiß ich nicht.
Das aber weiß ich, Euer Rath und Wille,
Der durſtig iſt nach Blut, wird nicht beſteh'n,
Und ob Ihr auch den heiligſten der Namen
Wie einen Teppich d'rüber breiten mögt!

Arnold.

Erröthen nicht die Wände dieſes Hauſes?
So wuchert mitten ſchon im Weizenfeld
Die Saat des Unkrauts?

Iſolde.

Nennt es Unkraut immer;
Doch ward's von Gott mir in die Bruſt gepflanzt.

Monfort.

Schweig'! Keine Sylbe mehr, bei meinem Zorn! —
Laßt's Euch nicht ärgern, Abt; ſie iſt ein Weib,
Und Weibermitleid faſelt —

(Lärm hinter der Scene.)

Alice.

Horch', was iſt's!

Stimmen von außen.

Legt Hand an! Licht her!

Alice (an's Fenſter eilend).

All ihr Heiligen!
Schaut her!

Arnold.

Fürwahr, das iſt ein düſter Bild.
Auf einer Bahr' aus Zweigen ſchleppen ſie
Langſamen Schrittes, murmelnd, einen Todten
Die Stufen nach der großen Pfort' hinauf!

Alice.

Nach ſeiner Kleidung ſcheint's ein Mönch zu ſein.
Jetzt fällt der Fackeln düſterrother Strahl
Auf ſein Geſicht — Allmächt'ger! —

Arnold.

Peter iſt's
Von Caſtelnau!

Montfort.

Eil' in den Hof, Alice!
Thu was Du kannſt! Vielleicht iſt Rettung noch —

(Alice eilt fort.)

Arnold.

Ich zweifle d'ran. Das Ding ſieht aus wie Mord.

Montfort.

Laß mich's nicht denken! Wär' es ſo — — Doch nein!
Wer hätt' an dieſem Heil'gen das verübt?
Iſt er dahin, — 's iſt ſo des Grams genug!
Es ſchlug kein reiner Herz auf dieſer Erde,
Die Kirche hatte keinen treuern Knecht.

(Der Vogt tritt ein.)

Vogt.

Herr —

Montfort.

Sprich, was iſt es mit dem frommen Bruder?

Vogt.

Der Jäger Guilbert fand am Ufer ihn
Des Rheneſtroms, in ſeinem Blute ſchwimmend,
Von Lanzenſtichen grauenvoll durchbohrt.
Dort war der Aermſte — ſo viel ſtammelt' er —
Auf ſeiner Wand'rung mörd'riſch angefallen
Von einem Reitersmann, der ihn zuvor
Mit ketzeriſcher Schmähung überhäuft.

Montfort.

O feiger Höllenfrevel!

Arnold.

Hört Ihr's, Fräulein?
Das ſind die Thaten Eurer Schützlinge!

(Alice kommt zurück.)

Alice.

Vergebens, — alle Hilfe kommt zu ſpät;
Sein Leben rann dahin aus ſeinen Wunden.
Vor einer Stunde faſt verſchied er ſchon
In Guilbert's Arm. Sein letztes Wort war dies:
„Ich lebt' in Gottes Dienſt, ich ſterbe drin;
Er wird vergelten!"

Montfort.

Amen!

Arnold.

Ja, er wird
Vergelten Deinen Mördern! Zahn um Zahn!

Montfort.

Sein Tagewerk iſt aus. Das unſere
Beginnt, und wacker finden ſoll es uns.
O, dieſes todten Mannes Wunden ſchrei'n
Laut wie Poſaunen! Weiche Kinderſeelen
Vermöchten ſie mit Wolfesgrauſamkeit
Zu wappnen zum Gericht: und wir ſind Männer!
Gefaßt iſt mein Entſchluß. Ich bin bereit!

Alice.

Simon! Du willſt doch nicht, Du Schrecklicher —

Montfort.

Ein Baſtard, wer noch zaudert und bedenkt,
Wenn ruchlos jener Tempelſchänder Fauſt
Des Heiles Boten würgt!

(Steht auf)

Abt von Citeaux,
Ich nehme den Befehl des Heeres an,
Den Ihr mir antrugt.

Iſolde.

Vater, Du biſt krank;
Verſuch' den Himmel nicht!

Montfort.

Ich bin geſund!
Seht her! Ich trete feſt und ſicher auf,
Und jedes Glied gehorſamt meinem Willen.
Noch einmal, Arnold, ich bin Euer Feldherr! —
Den Harniſch bringt, und ſattelt mir den Hengſt!

Arnold.

Ha, wack'rer Montfort, Glaubensheld, Du wirſt
Den Feind wie Judas Makkabäus ſchlagen!

Montfort.

Bei Gott, ich will's! Mein Herz ward feſt wie Stahl,
Und alle Sanftmuth von mir ſchüttelnd ſchwör' ich's
Bei Deinem Blut, verklärter Märtyrer:
Nicht eher will das Schwert ich von mir thun,
Noch meiner Sendung ſchreckenvoll Gebot
Erfüllt erachten, als bis tauſendfach
Dein Mord geſühnt ward, und die Brut der Schlange,
Die tückiſche, die Deine Ferſe traf,
Zertret'nen Haupt's im Staub verendet liegt!

Arnold.

Gott hat den Schwur gehört!

Montfort.

Auf denn, zur That!
Noch eh' der Tag graut, zieh'n wir nach Lyon!

Ludwig Pfau.

Lieder nach dem Drucke.

Arme Lieder! Da ſteht ihr beſtürzt vor dem Auge des Leſers,
Und es ſtockt euch das Wort, das euch der Dichter gelehrt.
Wie ein Schwarm lautjubelnder Kinder vor fremden Beſuchern,
Halbverſchämt, halberſchreckt, flüchtend zur Ecke ſich drängt,
Kehrt ihr euch ab. Wohl ſchmeichelt der Gaſt dem Vater zu Liebe,
Faßt euch lobend am Kinn, tätſchelt die Wange euch mild.
Aber ihr ſchweigt hartnäckig und weigert ihm jegliche Antwort;
Denn, ihr Schelme, ihr merkt, daß er im Innerſten denkt:
„Wär' ich euch los mit Art, aufdringliche, lärmende Bengel!
Was die Väter doch ſchwach ſind für ihr eigenes Blut!"
Doch der Vater, er nimmt euch auf's Knie und flüſternde Worte
Sagt er euch lächelnd in's Ohr, die ihr ſo oft ſchon gehört.
Und es erhellt ſich euer Geſicht und öffnet ſich freundlich,
Wie ein geſchloſſener Kelch, wenn ihn die Sonne beſcheint.
Er verſteht und erkennt all' eure geringſten Geberden,
Der euch an ſorglicher Bruſt täglich und nächtlich gehegt;
Weiß den unendlichen Schatz gewaltigen, treibenden Lebens
Unter der Wange ſo rund, hinter der Stirne ſo glatt.
Er iſt Künſtler und Kenner zugleich, ein Schaffer und Schauer;
Und er liebt euch mit Recht, die ihn zum Vater gemacht.

Sieh', da kommt auch der Freund, der wohlbekannte! Frohlockend
Dreht ihr euch, hürfender Schwarm, rhythmiſch im Reigen um ihn,
Lächelt und jauchzet und klagt zum Trauten empor, der ein zweiter
Vater euch ward und euch liebt, weil er euch liebend begreift.
Euer Lallen, ihm iſt es Muſik; er hört in dem Stammeln,
Wie ſich der ringende Geiſt von der Empfindung befreit.
Nur wer mit fühlendem Sinn dir naht und kindlichen Herzens,
Kann deine Schönheit verſtehn, göttliches Kindergeſchlecht!
Und ihr Lieder, ihr Kinder des Lichts in dunkeln Gewändern,
Zeiget dem Liebenden nur eure verborgene Welt.
Für den Fremdling ſeid ihr ein müßiges Volk; dem Geweihten
Plaudert ihr traulichen Tons eure Geheimniſſe aus.
Er, der allein Unausſprechliches ſchaut im gewöhnlichen Zeichen,
Lieſt im beſcheidenen Wort, was ihm die Sprache verſchweigt.

Dichterſeele.

Die Dichterſeele gleichet einem Kinde,
Deß Mutter ſtarb, da es zur Welt gekommen;
Das Leben hat es an die Bruſt genommen,
Die liebeloſe Wärterin, die blinde.

Da weint das Kind. Daß es die Mutter finde,
Streckt es die Aermchen aus ſo ſchmerzbeklommen.
Doch Nachts, wenn Alles ſchläft und nur die frommen
Weltaugen wachen, naht der Genius linde.

Der hält das Kind hoch in des Himmels Prangen;
Da beugt die große Mutter mild ſich nieder,
Und küßt es lächelnd auf die bleichen Wangen.

O ſüßes Träumen, ſeliges Umfangen!
Da lallt das Kind die Wunder hehrer Lieder,
Und bleibt zuletzt am Hals der Mutter hangen.

Ermuthigung.

Nur Muth, mein Volk, Dein Werk muß Dir gelingen!
Den Strom betrachte, der dem Berg entſproſſen,
Wie klein und zaghaft hat er ſich ergoſſen!
Die Erde, meint man, ſollte ihn verſchlingen.

Doch, wie er fließt, da kommen ihm mit Klingen
Viel junge Bruderquellen nachgeſchoſſen;
Er wächſt, am Arm die ſchwellenden Genoſſen,
Und froh entfaltet er die feuchten Schwingen.

So der Gedanke. Iſt er erſt verkündet,
Wälzt er ſich fort im eigenen Gewichte,
Und tauſend Kräfte ſind ihm bald verbündet.

Er ſteigt und fällt im Sonn- und Mondenlichte,
Er brauſt und ſtrebt, bis er, ein Gott, ſich mündet
Mit Jubelſchall in's Meer der Weltgeſchichte.

Otto Roquette.

Böſer Sommer.

Ihr grünt am Fenſter wieder mir empor,
Und ſchwellt, und biegt euch, meine Rebenranken.
Vergeblich ſucht ihr jene Lichtgedanken,
Die euch umſpielten einſt im Freudenchor!

Auf meiner Seele liegt's wie Trauerflor;
Ich ſehe Schatten nur vorüber wanken,
Seit meines Heiligthumes Pfeiler ſanken,
Seit ich des Herzens ſchönſten Traum verlor.

Hinweg, du Grün! O Sonne, laß dein Gleißen!
Es ſchmerzt mein Haupt, mein Auge brennt und glüht —
Nicht mehr iſt mir dein Strahl ein Glückverheißen.

O Gott, das Herz will in der Bruſt verbluten,
Und um Erlöſung ringen im Gemüth
Umſonſt die eingepreßten Thränenfluthen!

Stromabwärts.

Die weißen Segel ſeh' ich wieder gleiten,
Vom Frühlingswind getrieben, auf dem Fluſſe.
Ach, da ich noch in meines Glücks Erguſſe
Mit ihnen zog, es waren ſchöne Zeiten!

Ihr Wogen kanntet all' die Seligkeiten,
Ihr trugt viel tausendmal mich zum Genusse,
Ihr saht beflügelt mich zum heißen Kusse
Der theuersten Gestalt entgegen schreiten.

Nun ist's vorbei! Es stehn, wie eine Mauer,
Die Berge dort, beraubt der Rosengluten;
Die Dämm'rung hüllt sie in ein Kleid der Trauer.

Es ist vorbei! Durch jene dunklen Grenzen
Folgt nur ein banger Seufzer auf den Fluten
Stromabwärts den zerriss'nen Jugendkränzen.

An Janthe.

Da saß bei Dir ich wieder, wie vor Zeiten.
Als wären wir aus langem Schlaf erstanden,
Und anders Alles, was wir wiederfanden,
So ließen wir zurück die Blicke gleiten.

Ein Führer war, mich in Dein Herz zu leiten,
Der ernste Schmerzenszug, den tief verstanden
Ich las in Deinem Antlitz. Doch es schwanden
Nein, niemals! Deines Auges Herrlichkeiten!

Was wir erduldet, ließen wir verstummen.
Doch dachten wir der Zeit, die wir verloren,
Und sprachen manchen unvergess'nen Namen.

Da quoll der alten Lieder fernes Summen —
Wir fühlten neu den alten Schmerz geboren,
Und saßen schweigend, bis wir Abschied nahmen.

Die Helden des Tages.

Es prangt die Eitelkeit, es herrſcht der Wahn,
Die Mißgunſt ſchleicht umher und wirkt verächtig,
Die Geiſtesarmuth putzt ſich groß und prächtig,
Der Menge blöder Sinn iſt leicht zu fahn.

Da wagt dann jeder kühnlich ſich zu nahn,
Erheuchelt hohen Sinn, Empfindung mächtig;
Von innen doch gemein und niederträchtig,
Macht er geſchickt die Welt ſich unterthan.

Bewund'rung leiht Dir gerne die Fanfare,
Man läutet Deinem Ruhm mit tauſend Glocken,
Biſt Du zu gleichem Freundſchaftsdienſte willig.

Was blendet und verwirrt, gilt für das Wahre.
Der heil'ge Lorbeer, der einſt um die Locken
Der Beſten grünt', iſt jetzt erſtaunlich billig!

Leopold Scheſer.

Graue Haare.

Seht, meine Locken, ſie ſind grau!
Mein Schmuck iſt aller längſt dahingefahren,
Des Frühlings Wind ſpielt mit den grauen Haaren;
Im ringsum herrlich grünend blüh'nden Raum
Steh' ich, ein treck'ner nieerwärmter Baum,
Und meine Locken — ſie ſind grau!

Seht, meine Locken, ſie ſind grau!
Der Geiſt ſprach: „Wenn Dir Deine Locken grauen,
Maßt Du Dein Leben auch vollendet ſchauen.“
In meinem Auge glänzt der Schmerzensthau;
Nicht ſteht vollendet noch mein Lebensbau,
Und meine Locken — ſie ſind grau!

Seht, meine Locken, ſie ſind grau!
Was wird Dir Angſt in Deinen braunen Haaren?
Weil meine grau, erſt eben braune waren?
Ich ging nur hin. Ohn' Mühe ward ich alt,
Denn mich verwandelt himmliſche Gewalt,
Und meine Locken — ſie ſind grau.

Seht, meine Locken, ſie ſind grau!
Der Geiſt ergreift mich bei den grauen Haaren;
Nun muß ich nieder in die Grube fahren.
Noch ſteht über welken Blumen der Himmel blau,
Sie blühn nie wieder, ſind ſie einmal grau —
Und meine Locken — ſie ſind grau.

Vaterland.

Wer nicht ein Vaterland auf Erden fühlt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben.

Das Vaterland iſt auch das Land der Mutter;
Es iſt die Kinderſtube Deines Volkes,
Die Erde da iſt Deiner Spiele Garten.
Ein bloßes Gleichniß Deiner Heimathbäume
Sind alle Bäume Dir nur in der Fremde;
Ein Gleichniß nur die Sonne Dir da draußen
Von Deiner Sonne, und der Mond von Deinem;
Ein Gleichniß nur die Flüſſe Dir vom Fluſſe
In Deinem Thal; die Roſen, von der Roſe,
Die Deiner Mutter Du zuerſt gebracht.
Die Kinder draußen ſcheinen Waiſenkinder;
Die Menſchen in dem fremden Lande bleiben
Dir bunte Schatten, niemals recht von Dir
Gekannt, und die Dich niemals ganz verſteh'n,
So Du wie ſie aus einer andern Welt,
Gleich wie aus Luft und Waſſer Fiſch und Vogel.

Ich nehme ganz Sibirien, ganz Aſien
Nicht für mein Heimatthal, mein Vaterhaus,
Und einen tauben Himmel voll von Engeln
Nicht für mein Volk! Nicht Mauſoleen
Und dumme Tempel, die man mir erbaut,
Für den umgrünten Raum der theuern Gräber
Von meinen Lieben, — nicht für meinen eig'nen
Grabhügel, der, mir ſchon geſchüttet, aber
Noch leer, ſtill auf mich harrt, und wunderſam
Mich anſieht und ich ihn, wenn er mich ſonnhell

Anflüſtert mit dem ſanft bewegten Graſe,
Das leiſ' im Hauch vom blauen Himmel ſäuſelt.

Der Geiſt von meinem Volke hat im Lande
Der Väter ſich ſein Leben eingerichtet,
Nach allem ihrem Trachten ſich geſchmückt.
Der Väter Land iſt ihm ſein Kleid, ſein Mantel,
Sein trautes Neſt, ſein Kinder-Hirtenhäuschen
Mit Hirſch und Reh, mit Schäfer, Hund und Schafen,
Mit leiſer freundlicher Bewegung rings
Umher ihm an die Wand geſchattet. Alles
Hat Er nach ſeinem Bildniß ausgeprägt.
Das Vaterland iſt ſeine weite Bruſt,
Sein Haupt, darin er lebt in ſeinem Himmel.
Ich ſelbſt bin meines Volkes Geiſt; ich lebe,
Ich athme, ihm verſtändlich. Meinen Geiſt,
Und jedes Kind verſteh' ich, das da weint.

Wohl dem, der in dem Land der Väter blieb!
Heil, wer in das zum Unglück nur verlaſſ'ne
Zurückkehrt, wär' es lieber ſelbſt als Bettler,
Als draußen in der todten Fremd' ein König
Wo über Torte, ewig ſehnſuchtsbang!
Denn in der Heimat ſtirbt er nicht, — er ſchläft
Nur wie ein Kind in ſeiner Wiege ein.

Wer nicht ein Vaterland im Herzen fühlt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben!

Höchſter Mutterwunſch.

Daß Deine Frau und Deine Kinder alle
Dir niemals ſterben ſollen, — o das wäre
Der grauſam-unnatürlichſte der Wünſche,
Auch wenn Erfüllung je ihm möglich wäre!

Die frohe Mutter, die das Kind geboren,
Muß fromm und gut auf ihren Arm es nehmen,
Und beten: „O mein Kind, mein liebes Kind,
Stirb ja mir wieder ſanft und ſelig — einſt!“
Das iſt die wahrhaft fromme, weiſe Mutter;
Sie ſelber iſt der tiefſte Geiſt des Alls.

Wann aber ſtirbt das Kind ihr ſanft und ſelig
Für dieſes und für alle Menſchenleben?
Wenn ganz als Menſch es ſelig hat gelebt.
Solch Leben heißt den ſchönſten Tod ihm wünſchen.

Und vor der hohen Ahnung rinnen ihr
Die hellen Thränen heiß von ihren Wangen.
Sie drückt den Knaben als den Himmliſchen
Voll Himmelſeligkeit an ihre Bruſt,
Und beide küßt der Vater, beide ſegnend,
Und ſpricht: „O ſterbt dereinſt mir beide — ſelig!“

Theaterrede.

Die Erde iſt die große Schauſpielbühne
Des großen wandernden Geſchlechts der Menſchen,
Frei unter off'nem, ſonnenhellem Himmel.
Da ſoll es ſeine Menſchbegehungen
Aufführen, ſeine großen Heereszüge
Mit ſcharfen Waffen, Dolchen, vorgelad'nen
Geſchoſſen, mit den lebenden Perſonen,
Die ihren eig'nen Lebenslauf aufführen,
In ihren eig'nen Kleidern, ganz mit ihren
Selbſteig'nen Worten aus der eig'nen Bruſt,
Mit echten Thränen aus dem Quell der Augen,
Mit einer Wahrheitstreu, Gefühlesinbrunſt,
Die tief ergreift und zum Exſtaunen hinreißt.

Das Leben iſt das allerhöchſte Kunſtwerk,
Vom allergrößten Dichter ausgedacht,
Mit allen reichſten Mitteln ſchön in Scene
Geſetzt, mit Bergen, Thälern, Meeren, Städten,
Mit Thürmen — und mit wahren Gräbern, wahren
Denkmalen; Alles wirklich, was es ſcheint.

Und wie bewunderswürdig und natürlich
Spielt jedes Kind „das Kind" in jedem Hauſe,
Daß es die Mutter freh an's Herz ſich zieht,
Sie, die die „Mutter" gibt als eine Göttin,
Als Meiſterin, der nie in ihrer Rolle
Die rechte That, das rechte Wort gebricht!
Der Vater aber ſpielt ſich, als der große,
Mit allen Schätzen ausgerüſtete
Urrichter; für den Abend ſeines Lebens
Der Vater *ſelbſt* geworden — und nicht länger,
Als ſeine Spielzeit, die ein Jeder hat.

Unwiderſtehlich iſt die heilige
Verwandlung Aller in die Zauberdinge.
Und jede Seele, die ſie ſieht — und ſelbſt fühlt,
Wird von der Prachterſcheinung fortgeriſſen,
Und reißt die Andern fort durch ihre Wahrheit:
Das Dargeſtellte ſelbſt ſo ſchön zu ſein,
Wie eine Roſe wahr die Roſe iſt,
Und ſchön ſie darſtellt; wie der Mond der Mond iſt,
Und wahr ihn darſtellt, daß ihm Jeder glaubt;
Und wie der Abendſtern den Abendſtern
So prächtig vorſtellt, und zugleich er iſt.

D'rum: alles Spiel ſei frei und jeder Spieler,
Der Schädliches nicht ſpielt; frei alle Züge,
Der Heereszug zur Schlacht, der Prieſter Züge,
Ein jeder mit den eig'nen Requiſiten
Und mit dem Mund voll ſchauriger Geſänge,
Die da ihr Gott nun, oder ihre Göttin,
Und ſelbſt ihr Kind gern hört, ſo wie ſie glauben;
Sonſt ſängen ſie ja nicht und zögen nicht.
Mit allem ſeinem freien Thun und Wirken
Iſt erſt der große Dichter ſelber frei
In ſeinem eig'nen, weltengroßen Hauſe,
In ſeiner wunderſchöpferiſchen Seele.
Nur wer der Andern Spiele launiſch ſtört,
Der ſei nicht werth, des Lebens Spiel zu ſpielen,
Die Kinderſpiele auf den ew'gen Wieſen,
Die Schwalbenzüge in den blauen Lüften,
So wie der Töpfer Zug mit ihren Töpfen,
Und alles Volk in ſeiner Tracht und Sprache.

Unvorbereitet, unverſucht, ſogleich
Zum erſten und zum letzten Mal vollkommen
Spielt jede Jungfrau ſchön die junge Mutter,

Und ſagt das Herzenswort zu ihrem Kinde,
Das meiſterhaft die kleinen Thränchen weint.
Unübertrefflich ſpielt der ärmſte Bettler
Den Bettler. Ganz unübertrefflich ſpielen
Die Todten ſich im Sarge ſelbſt, die Todten.
Unübertrefflich ſpielt die Gans die Gans,
Das kleinſte Hühnchen ſchon das kleine Hühnchen,
Und pickt, und nippt im Schnäbelchen das Waſſer,
Und blickt dabei zum Himmel rührend auf,
Daß Dem, der's ſchaut, vor Andacht Thränen fließen.

Und wie das Leben frei iſt, frei die Welt,
Und Alles, was in ihr der Meiſter aufführt,
Sei auch die Kunſt frei! Nur die Kunſt ſei frei,
So iſt das ſchönſte Menſchenleben frei.
Die Kunſt erſetzt das Leben nicht allein —
Die Kunſt iſt ſelbſt das göttervolle Leben.
Sie lehrt die Welt anſchau'n mit Seel'entzücken,
Lehrt jedes Kind und Weib, jed' Haar, jed' Veilchen
Und ſelbſt den Thau mit Herzenswonn' empfinden.
D'rum eh' auf dem Theater eines Volkes
Nicht alles ſchöne Menſchliche und Wahre
Gleich aufgeführt darf werden, was von Todten
Auch geſtern erſt geſchah, ja ſelbſt der Todte
Von Geſtern und der Lebende von Heute,
Und was ſchon morgen in der Welt geſcheh'n ſoll,
Das Herz zu ſtimmen für den neuen Akt —
Eh' iſt der Menſch nicht frei, ſo wie der Meiſter
Es dann nicht wär', der Alles herrlich aufführt.
Doch wo der Künſtler frei iſt wie der Meiſter
Mit allem ſeinem wundervollen Schaffen
Da ſind die Völker nicht mehr Geiſteesſklaven,
Und Keiner angſtvoll Herr und ehrlos Diener.

Weltſchmerz.

Motto: Wohl Dem, der im Verlor'nen
Das Göttliche erblickt!
Hausrecken.

Du ſprichſt von Weltſchmerz. Aber unterſcheide
Dir an der Welt erhalten Schmerz, und ſend're
Den Schmerz noch ab, den uns der Weltlauf bringt.

Die ganze Welt hat ſeit der Ewigkeit
Noch nicht den kleinſten Schmerz gefühlt, ſelbſt nicht
So wie ein Kind nur um ein Kinderzähnchen;
Die Sterne wehen froh wie Funken hin,
Schmerzlos wie glüh'nde Schmiedeeſſenfunken;
Die Sonne weiß von keiner Müdigkeit;
Der Mond, der Kahlkopf, hat zur Winternacht
Vor Kälte keine Mütze noch vermißt;
Das Meer im Sturm hat ſeine Luſt zu wogen;
Stets fröhlich pfeift der Wind im Feld ſein Stückchen;
Schmerzlos gebiert die Erde ihre Blumen,
Und keine Wolke weinte je um Menſchen,
Die Sonn' um keinen Regenbogen. Alle,
Sie alle ſind Schlafwandler, ſelige,
Die ſtill hinwandeln voller Wonnekraft.
Sie haben keinen Schmerz, und machen keinen —
So ſegne, wie Dein ſchlafend Kind, die Welt!

Die Menſchen nur und alles, was da lebt,
Sie fühlen Lebensſchmerz, wenn ihnen nicht
Das Leben treu verläuft nach heil'ger Ordnung.
So rauſcht der Wieſenbach nur über Steine
In ſeinem Bett; ſonſt rinnt er ſtill und lieblich.
Doch wer dem Menſchen Klag' und Thränen nähme,
Nähm' ihm die Sehnſucht nach dem rechten Leben

Und mit ihr auch die Kraft, es ſich zu ſchaffen.
Nur ein Indeß iſt Leid und Klag' und Thräne.
Und weint der Glücklichſte und Weiſeſte
Auch um den glücklichſten geſterb'nen Lieben,
So ſind das heil'ge Thränen der Bewunderung
Des heil'gen Alls, des Gottes ew'gen Lebens,
Der, ſelber unſichtbar, in wundervollen
Geſtalten ſchön und wunderbar erſcheint,
Und wunderbar verſchwindet aus der Sonne
Nach frohem, königlich gelebtem Leben.
Verſchwinden iſt Verklärung. Die Geliebten
Beweinen aber iſt, ſie ſeligſprechen,
Sich ſelber aber heilig. Und das kann
Allein die alte, hohe Götterſeele,
Die unaufhörlich auferſtanden iſt,
Und ſtets ſich wiederſieht im Weltenſpiegel.

Du ſprichſt von Weltſchmerz? ſprich: Weltſeligkeit!
Nur wer von Gott ſich unterſcheidet, — leidet.

Ludwig Seeger.

Durch verworr'ne Gänge.

Durch wilde verworr'ne Gänge,
Durch manchen guten Streich
Trang aus des Gestrüppes Enge
Ich durch zu sonn'gem Reich.

Da seh' ich Wogen sich kräuseln,
Da funkelt der klare See,
Und südliche Lüfte säuseln
Vom Herzen mir alles Weh.

Die peinlichen Räthsel und Fragen
Zerfließen wie Wellenschaum, —
Ich weiß nicht mehr zu sagen,
Was Wahrheit und was Traum.

Kaum daß noch Blätter sich regen!
Die Dämm'rung wegt daher,
Die Seele fluthet entgegen
Dem Allerseelenmeer.

Die Stämme.

Sieh', wie die Stämme feſt zuſammen
Sich ſtellen in dem grünen Tann!
Wie ſtolz ſie in die Höhe flammen,
Geſchloſſen, rüſtig, Mann an Mann!

Die hohen Tannenwipfel neigen
Sich zu einander ernſt und traut,
Durch Flüſtern, Winken und durch Schweigen
Wird ihres Herzens Meinung laut.

Nicht nur im Spiel der Himmelsluͤfte
Beredet ſich ihr Geiſtermund,
Auch in die ſonnenloſen Kluͤfte
Der Tiefe bringt ihr feſter Bund.

Mit ſtarken Wurzeln, langen, zähen,
Steh'n ſie verflochten tief und dicht;
Hoch aufgerichtet alle ſehen
Der Morgenſonn' in's Angeſicht!

Die Forelle.

Im perlenden Bach, in der toſenden Fluth,
Die über Felſen und Kieſel ſchäumt,
Da haust die Forelle wohlgemuth,
Da ſpielt ſie luſtig und aufgeräumt.

Bringt ſie in's Waſſer ſtill und ſtet,
Sie wird ſich darein nicht ſchicken!
Und wenn Ihr wieder nach ihr ſeht, —
Da liegt ſie auf dem Rücken.

So lang es noch Zeit.

Wer hier des Waldes Nymphen will
In ihrer Pracht belauſchen,
Der halt' im grünen Schatten ſtill,
Wo klare Quellen rauſchen!

Dort wird er ſchau'n die himmliſchen Feen
In fleckenloſer Schöne,
Dort wird er Zeichen und Wunder ſeh'n,
Und hören melodiſche Töne.

Dort unter dem laubigen Schattendom,
Da ſchwärm' aus voller Seele!
Nicht dort, wo der Gäſte bunter Strom
Durchwogt die glänzenden Säle!

Den ſchattigen Tempel verwandeln ſie bald
In einen koloſſalen
Salon, der heute noch grüner Wald
Und die Waldluft mußt Du bezahlen!

Neu aufzublüh'n wie die Blume der Flur,
Dem Leib und der Seele zum Frommen,
Hier wird Dir's gelingen! Verſuch' es nur,
Bevor die Vernichter kommen!

Adolf von Tschabuschnigg.

Elfenreigen.

Der Hirsch ist unterlegen,
Der Jäger stoßt in's Horn,
D'rauf geht er auf einsamen Wegen
Heimwärts durch Busch und Dorn.
„Ich fürchte nicht die Wölfe;
Die fliehen Schall und Glanz!
Und komm' ich zu dem Elfenring,
So spiel' ich auf zum Tanz."

Horch in den Kronen der Bäume
Rauschte brausend es fort,
Als wiegten sich die Träume
Des Menschenherzens dort.
Der Abend war verglommen,
Es dunkelte d'rauf gar bald,
Und endlich stand voll Mondenglanz
Der alte Tannenwald.

Er war nicht weit gegangen,
Da lag ein stiller Grund,
Vom Vollmond überhangen,
Vom Wald umfangen rund.
Er war nicht weit gegangen,
Ein Zwerg ergriff seine Hand,

Und führte ihn unter den Weidenbaum,
Und hieß ihn blasen in's Land.

Der Jäger ohne Zagen
Stieß laut in's Horn hinein,
Und spielte mit Behagen
Seine schönsten Melodei'n.
Es lauschten die alten Bäume
Und nickten ihr Haupt voll Ruh';
Die Mondenstrahlen kamen sogar
Und horchten heimlich zu.

Die Mondenstrahlen bebten
Gar seltsam über den Plan,
Auf blauen Flügeln schwebten
Liebliche Elfen heran.
Sie reichten einander die Hände,
Sie drehten sich im Tanz,
Es dämmerte über Wies' und Wald
Ein wunderbarer Glanz.

Der Thau hing in den Zweigen,
Blum' und Halm waren naß,
Im wirbelnden Ringelreigen
Huschte es über's Gras.
Der Jäger blies in's Waldhorn
Bald leise und bald laut,
Nur unter'm lichten Elfenring
Blieb trocken Busch und Kraut.

Der Jäger hat geblasen,
Er wußte nicht wie lang,
Sie tanzten auf dem Rasen
Zu seines Hornes Klang.

„Und wirſt Du mir nichts bezahlen,
Du Elfenvolk, zum Schluß?“
Da flog die jüngſte Elfin heran,
Und gab ihm einen Kuß.

Er blies noch einen Triller,
Den ſchönſten, den er verſtand,
Dann ward er ſtill und ſtiller,
Das Horn ſank ihm aus der Hand.
Und als der Morgen anbrach,
Da lag er feucht im Thau.
Er brachte gar ſeltſame Märchen heim,
Dies Mal von Wald und Au.

Er ſchlich noch oft im Walde
Und blies im Mondenſchein, —
„Wo liegt die einſame Halde,
Wo tanzen die Elfen den Reihn?“
Er kann ſie nicht wiederfinden,
Und auch vergeſſen nicht mehr:
Es war ihr Tanz ſo wunderreich,
Ihr Kuß ſo lieblich ſehr!

Julius von der Traun.

Der Jäger zu Lofensteinleithen.

(1531.)

Das alte Schloß in der Leithen,
Der Lofensteiner genannt,
Hat in vergangenen Zeiten
Der Türke angerannt.

In die Häuſer der Frommen
Trug er Mord und Brand,
Ueber die Enns geſchwommen
Kam er in das Land.

Waren ſie bei fünftauſend;
Alle wohl zu Roß,
Ritten ſauſend und brauſend
Vor das einſame Schloß.

Vor den Gärten des Schloſſes
Steht noch der Lindenbaum,
Wo der Führer des Troſſes
Anzog des Pferdes Zaum.

In den goldenen Bügeln
Hob er die ſtolze Geſtalt,
Ordnend auf grünen Hügeln
Seiner Scharen Gewalt.

„Gegen den Weſten weiter
Drang noch kein Muſelmann,
Als, meine wackern Reiter,
Wir es heute gethan!

Laßt Euern Donner rollen!
Schleudert des Sieges Brand!
Nehmt dies Schloß! Dann wollen
Wir behalten das Land!

Denn ich fühle bedrängen
Mich einen ſeltſamen Traum,
Ob ich die Waffen ſollt' hängen
An dieſen blühenden Baum,

In dieſem friedlichen Haine,
In dieſer Gärten Rund,
Auf dieſem Feldesraine
Ruhen noch manche Stund'!" —

In dem Schloß zur Stelle
War ein einziger Mann,
War ein Waidgeſelle,
Rief Sankt Hubertum an:

„Waidwerks heiliger Pfleger.
Segne mir Kraut und Loth,
Rette mich jungen Jäger
Aus dieſer grauſamen Noth!"

Nahm ſeine Büchſe gelaſſen,
Zielte, — und brannte ſie los,
Daß die Kugel dem Baſſen
Mitten das Herz durchſchoß.

Während der Hengſt ſich bäumte,
Glitt zu Boden der Held,
Und ſeine Schar, die räumte
Fliehend Garten und Feld. —

Als die letzten verſchwunden,
Trat aus des Schloſſes Thor,
Der ſie allein überwunden,
Der treffliche Schütze hervor.

Der ſie allein überwunden,
An dem Stamme des Baums
Hat er den Führer gefunden
In den Armen des Traums,

In den Armen des Traumes,
Der ſich ſo ſchnell ihm erfüllt,
Mitleidvoll von des Baumes
Laubigen Aeſten umhüllt.

Leiſe rauſchen die Haine,
Duftet der Gärten Rund,
Auf jenem Feldesraine
Ruht er noch dieſe Stund'.

Siegfried Kapper.

Erzgebirgische Lieder.

Wiegenlied zur Winterszeit.

Schlaf' ein, schlaf' ein, mein Kind;
Es weht ein rauher Wind!
Bald hat er Ade gesagt,
Der Lenz ihn fortgejagt!

Weißt? Draußen auf der Hald,
Da wird's dann grünen bald;
Und ist es nur erst grün,
Dann wird es auch bald blüh'n.

Und blüht es erst, — paß' auf!
Dann kommt auch bald zu Hauf'
Die Schleh' auf grünem Dorn,
Dazu das liebe Korn.

Dann geht's triptrab, triptrab,
Hügelauf und hügelab;
Wir mähen, was es hält,
Flink ab ein Morgen Feld.

Den Beck, den spannen wir ein,
Der schafft den Segen 'rein;
In der Tenn' da haben wir Platz,
Da klopfen wir aus den Schatz!

Der Müller unten im Saus,
Dem geht das Waſſer nie aus;
Sein Rad hat ſchnellen Gang,
Da dauert das Mahlen nicht lang.

Da thun wir die Körnlein d'rein,
Und mahlen ſie grob und fein.
Krichkrach, krichkrach, krichkrach, krichkrach.
Und 's Mehl iſt unter'm Dach!

Die Lene, die weiße Zieg',
Daß die nur der Heger nicht krieg'!
Brockt gerne junges Laub,
Und macht ſich aus dem Staub.

Die bringt uns Milch, eine Laſt;
Zwei volle Kübel faſt!
Und die Henne legt ein Ei,
Vielleicht auch zwei und drei.

Da haben wir Mehl und Sahn',
— Das Feuer iſt angethan, —
Dazu noch Eier und Schleh'n:
Den Kuchen wird Einer ſeh'n!

Der iſt ſo groß wie ein Haus,
Und wohl noch d'rüber hinaus;
Und iſt auch Zucker zu kauf,
So ſtreu'n wir welchen d'rauf!

Wen laden wir aber ein?
Alle Welt; ſo groß, wie klein!
Ein jeder kriegt ein Stück,
Dir hältſt Du das größte zurück!

Nun aber, ſelige Ruh'!
Schließ' feſt Deine Aeuglein zu,
Und duck' Dich in's Bettlein, Kind, —
'S iſt draußen ein grauſiger Wind!

Aufbruch im Frühjahr.

Aus den grauen Nebelmützen
Tauchen auf die Bergesſpitzen,
Und zu Thale ſieht es aus,
Ob bald Grünes käm' heraus.
Jetzt, wer nichts hat zu verſchenken,
Wird an's Wandern müſſen denken,
An's Hinunter und Hinaus.

G'rad zurecht auch kommt das Thauen,
Läßt das liebe Grün ſich ſchauen!
Brod im Hauſe gibt's nicht mehr,
Küch' und Truh' ſind ſtäubchenleer,
Und auf mancher Feuerſtelle
War ſchon lang kein Fünkchen helle,
Und gefroren hat es ſehr.

Auf darum in allen Räumen
Springen von den Webebäumen,
Auf von Spindl, Spuhl' und Wind'
Männer, Burſche, Weib und Kind,
Auf, was eine Harfe rühren,
Einen Bogen weiß zu führen,
Und was helle Kehlen ſind.

Aus iſt's mit dem Webſtuhlklirren,
Aus iſt's mit des Schiffleins Schwirren!

Jeder von der staub'gen Wand
Nimmt sein Instrument zur Hand,
Und ein Flöten, Streichen, Blasen
Wird vernehmbar, schier zum Rasen,
Durch das ganze Felsenland.

Grau'nhaft zwar in wirren Chören
Ist der Sabbath anzuhören;
Auch die Vöglein auf dem Baum,
Die erwachen aus dem Traum,
Finden in die rechte Weise
Für die neue Frühlingsreise
Sich im ersten Taumel kaum!

Bald jedoch wird sich das Gähren
Der verworr'nen Laute klären!
Eins zum Andern stimmet ein,
Und harmonisch klar und rein
Werden Melodien sich heben,
In die Ferne fortzuschweben
Wie die lautern Engelein!

Auf die Beine denn bei Zeiten,
Daß wir nicht die Letzten schreiten!
Wieder sei's, wie's immer war:
Paar geselle sich zu Paar!
Harfe, Flöte, Horn und Geigen
Dürfen sich allorten zeigen,
Nimmt das Seine Jeder wahr.

Hält nur Alles treu selbander
Klingt das leidlich ineinander;
Unsre Stimmen, Gott sei Lob,
Sind doch auch nicht gar so grob;

Kommt dazu ein Bischen Segen,
Wird sich's thun wohl allerwegen,
Daß sich unf're Kunst erprob'!

Und nun laßt uns ohne Rühren
Unf're kleinen Bündel schnüren!
Obendrauf den Notenband,
Daß er uns sogleich zur Hand, —
Und vergeßt nicht auf den Walzer,
Auf den luft'gen mit dem Schnalzer,
Den Labitzky neu erfand!

Auf dem Rücken Harf' und Fiedel,
In der Kehl ein Dutzend Liedel,
Zieh'n wir so mit Gott hinaus,
Spielen auf von Haus zu Haus,
Schau'n, wie sich's mit luft'gem Singen
Durch die traur'ge Welt läßt bringen
Und mit Jauchzen durch den Graus!

Morgenchoral in der Fremde.

Heilige Cäcilia!
Bei des Morgens erstem Grauen
Stehen wir nun wieder da. —
Woll' auf uns herniederschauen!
Stehen da auf off'ner Straß',
Die zu jeder Tagesstunde
Geben ohne Unterlaß'
Laut von Deinem Ruhm die Kunde.

Schlummer decket ringsumher
Noch die Augen der Beglückten,

Aller Sorg' und Mühſal ſchwer
Und jedwedem Leid Entrückten.
Still iſt's rings; nur hie und da
Lauſcht ein Vöglein unſ'ren Chören.
Heilige Cäcilia,
Woll' auch Du uns gnädig hören!

Laſſ', die jetzt noch ſchlafen thun,
Sanft von unſ'rem Liede träumen!
Dir im Arme laſſ' ſie ruh'n,
Wie in Paradieſesräumen!
Laſſ' geſtärkt von unſ'rem Sang
Sie erwachen und gehoben,
Daß mit uns in gleichem Drang
Sie Dich benedei'n und loben!

Aufthun dann die Fenſter ſich,
Und ſie ſchau'n auf uns hernieder;
Dir zum Preis ergießen ſich
Jubelnd unſ're beſten Lieder.
Und die Herzen werden weit,
Und aus liebend vollen Händen
Kommen uns in Freudigkeit
Deine reichen Segenſpenden!

O, wie ſtreicht der Morgenwind
Friſch und wohlig durch die Aeſte!
Munter alle Vöglein ſind,
Muſiziren ſchon auf's beſte!
Sang und Klang iſt fern und nah',
Auf der Erd' und in den Sphären, —
Heilige Cäcilia,
Was da ſingt, thut's Dir zu Ehren!

Eines nur noch bitten wir,
Was Du huldreich mögeſt hören:
Zu vergeben, daß wir hier
Dich ſo früh des Morgens ſtören,
Und mit unſ'rem ſchlechten Ton
Dir vielleicht ſind läſtig werden,
Die Du juſt an Gottes Thron
Nachſinnſt himmliſchen Akkorden!

Aber Deine Kinder ja
Sind wir all', die flöten, geigen,
Heilige Cäcilia,
Gut und ſchlecht, wie's Jedem eigen;
Und den Kindern zürnen nie
Kann die Mutter, ihren frommen,
Wenn ſie zeitlich Morgens ſie
Liebevoll zu grüßen kommen!

Muſizirende Brautleute.

(Zweiſtimmig.)

Ich habe nicht Feld nicht Wieſe;
Die Fiedel nur, die iſt mein.
Du arme Anneliese,
Du haſt nicht einmal dieſe,
Doch haſt Du ein Stimmlein fein.

Ich habe nicht Mutter nicht Vater;
Nicht Vater nicht Mutter haſt Du.
Der Bogen iſt mein Berather,
Die Geig' meine alma mater
Nun nehm' ich noch Dich dazu.

So ſind wir eine Familie,
Sind unſer grade vier;
Und biſt Du auch keine Lilie,
Doch ſingſt Du, wie Sancta Cäcilie,
Und das gefällt mir an Dir.

Nun können wir Arm in Arm
Durchmeſſen die ganze Welt,
Die kalte und auch die warme,
Und ſchau'n, wie's Gott erbarme,
Daß er es mit uns beſtellt!

Ich fiedle wie kein Zweiter,
In Dur und auch in Moll,
Die ganze chromatiſche Leiter
Und auch noch etwas weiter;
Mein Ton iſt wundervoll.

Du trillerſt in allen Akkorden,
Ahmſt nach den Wiederhall;
Wärſt Du geboren im Norden,
Du wärſt ganz ſicher worden
Eine ſchwediſche Nachtigall.

Das gibt in allen Stücken
Das prächtigſte Duett;
Und geht's nicht zu mit Tücken,
So muß uns Alles glücken
Vom A bis zu dem Z.

So paſſen wir Eins zum Andern,
Gleich wie zur Prim die Terz,
Gleich wie die Not' zum Wandern,
Wie Hero zu Leandern,
Und zur Muſik das Herz.

Und wenn wir uns beſcheiden,
Und 's recht beſchau'n bei Licht:
So ſind am End' wir Beiden
Auf dieſer Welt voll Leiden
Doch lange die Aermſten nicht!

(Nach einer Pauſe.)

Das Lied iſt ausgeſungen;
Doch haben wir noch nichts kriegt.
So muß denn nothgedrungen
Noch Eines ſein geſungen,
Was uns am Herzen liegt.

Ich bin der Preßnitzer Friedel,
Sonſt bin ich weiter nichts.
Wohl hab' ich dieſe Fiedel,
Annelieſen und dies Liedel;
Doch ſehr an Geld gebricht's.

Wir thäten uns gern zu einander
Nach frommer Chriſten Art;
Auch haben auf unſrer Wanter
Wir viel gedarbt mit einander
Und manchen Groſchen erſpart.

Doch will ſich's noch nicht gleichen;
Bei uns zu Land geht's ſchwer.
Die Pfennige aber, die ſchleichen,
Eh' ſie einen Thaler erreichen, —
Und wir brauchen derer mehr!

Doch thut ein Jeder Seines,
Wird endlich doch was d'raus
Und wir in Chriſto Eines!

Und hab't Ihr juſt nicht Kleines,
So geben wir Euch heraus!

Der kleine Kunſtjunger.

Du möchteſt ein Süpplein, Kind?
Kartoffel ſind noch nicht lind!
Du möchteſt auch Butter und Brod?
Ei du meine liebe Noth!

Kleine Kinder wachſen ſchnell,
Und Noth iſt ein böſer Geſell;
Sie hätten gern ſatt und warm, —
Und 's Erzgebirg iſt ſo arm!

Ja, drunten im flachen Land,
Da iſt's ein and'rer Stand!
Da wohnen reiche Leut',
Die haben's gut all'zeit.

Kartoffeln gibt's genug,
Und Bier und Wein im Krug,
Und Brod ſo viel Eins will,
Und Alles in Hüll' und Füll'!

D'rum nimm die Fiedel, Kind,
Lern' geigen hübſch geſchwind!
C, d, e, f, g, a, —
Nun ſieh, es macht ſich ja.

In kurzer Zeit, ſchau zu,
Geigſt wie ein Meiſter Du,
Dann tanzen in Terz und Sext
Die Fingerlein wie verhext.

Strichauf, strichab geht's flink
Und klingt wie Lerch' und Fink,
Und selber bist Du dann
Ein ganzer kleiner Mann!

Und kommt zur heil'gen Frist
Der Vater heim zum Christ,
Und Bruder und Schwesterlein, —
Wird das ein Jubel sein!

Aufspielst Du dann: Juchheh,
Daß ich Euch wiedersehʼ!
Kann sein auch, — o die Freudʼ! —
Kriegst Du ein neues Kleid.

Und wird's dann wieder grün
Und schickt sich an zum Blühʼn,
Und heißt's: Nun seid bereit,
'S ist wieder Wanderzeit!

Dann nimmst auch Du, mein Kind,
Den Fiedelbogen geschwind,
Und an des Vaters Hand
Gehr's hinab und hinaus in's Land!

Da unten, da ist's eine Welt!
Da ist's gar wohl bestellt.
Da wohnen reiche Leut',
Die habenʼs gut allʼzeit.

Und hören ihrer noch viel
Gar gern ein gutes Spiel,
Und wenn das Lied gefällt,
Da schauʼn sie nicht auf's Geld.

Die Pfennige ſinken blank
In's Mützlein frei und frank,
Und manchmal klang auch ſchon
Dazwiſchen ein Silberton.

So geht's landaus, landein,
Vom Bug bis an den Rhein; —
Wie ſchwer mit Dudeldum
Iſt nicht ein Jahr herum!

Und wieder friert's und ſchneit,
Und da iſt die Weihnachtszeit;
Die Mutter ſcheuert das Haus,
Und lugt zum Fenſter hinaus.

Was funkelt ſo in der Fern'?
Es iſt der Dreikönigſtern!
Was aber klingt durch die Nacht
Bergauf ſo ſacht mit Macht?

Heimkehrt das ganze Quartett
Zur lieben Heimatſtätt'.
Wie luſtig klingt's Juchheh',
Daß ich Euch wiederſeh'!

Aufgeht ſperrangelweit
Die Thür; — die Herrlichkeit!
Es flimmert im kleinen Raum
Ein ganzer Fichtenbaum.

Willkommen von fernem Strand
Hier eben im Fichtenland!
Was hat der Chriſt beſcheert,
Der im Wald die Vöglein nährt?

Da lacht der Vater und ſtellt
An den Baum ein Säcklein Geld.
So viel ward nicht geſchaut,
Seit Preßnitz iſt gebaut!

Nun kommt erſt recht in Gang
Die Freude, der Saitenklang;
Die Hirten, die ſangen drauß',
Umſteh'n neugierig das Haus.

Was dampft d'rin auf dem Tiſch?
Das ſind ja Kuchen und Fiſch,
Und Striezel und Hirſebrei
Und Nüſſe ſind auch dabei!

Ja wohl! Und iſt's verzehrt,
Iſt noch viel mehr beſcheert;
Auslangt's für ein ganzes Jahr,
Und wohl noch d'rüber gar.

Und weißt Du, kleiner Mann,
Woher all' das Wunder dann?
Sonſt ſpielten ſie nur ſelbdritt,
Doch diesmal ſpielteſt Du mit!

D'rum flink die Fiedel zur Hand!
Den Bogen hübſch an den Stand!
C, d, e, f, g, a, —
Es lebe die Muſika!

Sie iſt Dein täglich Brod,
Dein wahrer Freund in der Noth,
Sie iſt Dein Feld, Deine Wieſ',
Dein Haus, Dein Paradies!

Die Heimkehr.

Da ſind ſie ja!
Da kommen ſie ja!
Heraus! heraus
Aus jedem Haus!
Hervor! hervor
Aus jedem Thor!
Macht Lärm! Ruft's aus! Sagt's Eins dem Andern!
Sie kehren uns heim! Zu End' iſt das Wandern!

Da ſchaut nur mal:
Dort unten im Thal!
Seht Ihr, wie's dort blinkt
Und glitzert und winkt?
Wie der Schein hinfällt
Ueber's ſchneeige Feld?
Das ſind die Trompeten, die Harfen, die Geigen!
Wer kennt die nicht gleich, ſo wie ſie ſich zeigen?

Kommt hieher! Schnell!
An dieſer Stell'
Iſt's noch beſſer zu ſchau'n!
Wo die Tannen dort grau'n
Klimmen Mann für Mann
Sie jetzt heran!
Wie geht ſich's ſo ſchwer in dem Schnee und Wehen!
Und doch — wie ſchön iſt das Wiederſehen!

Jetzt bleiben ſie ſteh'n!
Sie müſſen uns ſeh'n; —
Sie zeigen mit der Hand
Herauf nach der Wand, —

Sie ſchwenken die Hüte, —
O Gott, Deine Güte!
Sie rufen! — Horcht auf! — 's iſt deutlich zu hören:
„Gegrüßt ſei Maria in himmliſchen Chören!“

Ja gegrüßt und benedeit
Zu jeglicher Zeit!
Und Ihr auch gegrüßt,
Umarmt und geküßt,
Bewillkommt und geherzt, —
Alle Noth iſt verſchmerzt!
Es hat nun ein jeder in Freuden das Seine,
Und wem das Herz zu voll iſt, der weine, — der weine!

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite.

Hieronymus Lorm:
Blanche 1
Alfred Meißner:
Der Spieltisch Peter des Großen 79
Friedrich Bodenstedt:
Nine. Georgische Sage 115
A. von Sternberg:
Zwei Nächte bei einem Seher 129
Theodor Herzog:
Durch Schein zum Sein 164
Moriz Horn:
Die Betengängerin von Nebrau 225
M. Beilbach:
Eine Alltagsgeschichte 245
Klage nicht! 246
G. Fr. Daumer:
Historie vom Johannisberg 247
Mäuselöcherpoesie 248
Ida von Düringsfeld:
Vollendung 252
J. G. Fischer:
Der Glücksgöttin 253
Glückliche Seelen 254
Neugeboren . . . . . —
Wenn ich auf immer dereinst entschlief 255
Viktor Hansgirg:
Ein Sonntagsabend 257
Moriz Hartmann:
Der Camao 258
Adolf Glaser:
Die Fischerhütte 276
Hermann Lingg:
An die Stechpalme 280
Elephantenwanderung 281

Seite.

Greisenalter 283
Verlust 284
Herbst . . . . . —
Traumbild 285
Aeolsharfe . . . . . —

Feodor Löwe:
Ein Tischnachbar 287

Emanuel Geibel:
Aus der Tragödie „Die Albigenser" 289

Ludwig Pfau:
Lieder nach dem Drucke 302
Dichterseele 303
Ermuthigung 304

Otto Roquette:
Böser Sommer 305
Stromabwärts . . . . . —
An Janthe 306
Die Helden des Tages 307

Leopold Schefer:
Graue Haare 308
Vaterland 309
Höchster Mutterwunsch 311
Theaterrede 312
Weltschmerz 315

Ludwig Seeger:
Durch verworr'ne Gänge 316
Die Stämme 317
Die Forelle . . . . . —
So lang es noch Zeit 319

Adolf von Tschabuschnigg:
Elfenreigen 320

Julius von der Traun:
Der Jäger zu Losensteinleithen 323

Siegfried Kapper: Erzgebirgische Lieder:
Wiegenlied zur Winterszeit 326
Aufbruch im Frühjahr 328
Morgenchoral in der Fremde 330
Musizirende Bauleute 332
Der kleine Kunstjünger 335
Die Heimkehr 339

Die Handschriften
von
Grünberg und Königinhof.

Altböhmische Poesien
aus dem IX. bis XIII. Jahrhundert.

Von
Siegfried Kapper.

Zweite Auflage.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1859.

Druck und Papier von Carl Bellmann.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung V

Die Handschrift von Grünberg 1

Erstes Fragment 3

Zweites Fragment 4

Die Handschrift von Königinhof 11

I. Aus heidnischer Zeit 13

Zádoj 15

Cestmir und Wlastaw 30

Der Hirsch 43

Zbéhoň 46

II. Aus christlicher Zeit 53

Oldřich und Jaromir 55

Beneš Hermanow 59

Ludiše und Lubor 64

Jaroslaw 72

III. Die kleineren Lieder 89

Das Sträußchen 91

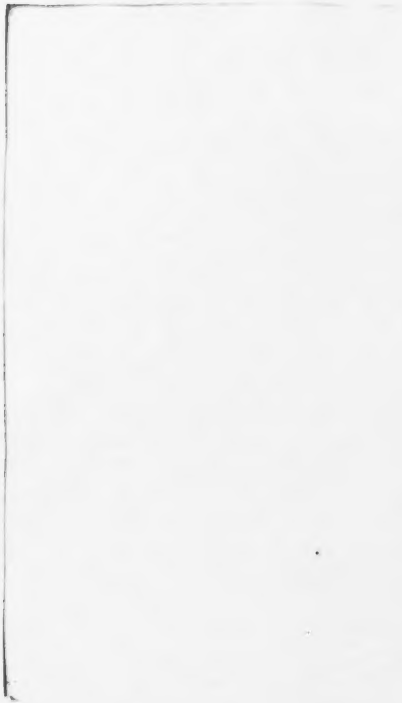
Die Erdbeeren 93

Die Rose 96

Der Kuckuck 97

Die Verlassene 98

Die Lerche 99



Vorherbemerkung.

Indem ich in dem Nachfolgenden eine neue deutſche Ueberſetzung jener Poeſien veröffentliche, in welchen die nationale Literatur meines Vaterlandes ihre bisher bekannten älteſten Denkmäler verehrt, liegt mir die Abſicht fern, dieſelbe durch den Ballaſt einer gelehrten Erörterung beſchweren zu wollen. Eine ſolche muß lediglich die Aufgabe berufener, in den Arſenalen der Sprachforſchung, der Alterthumskunde und der Handſchriftenkenntniß genugſam gerüſteter Fachmänner bleiben, und ihnen auch ſei ſie überlaſſen. Der blos zuſammenfaſſenden Wiederholung desjenigen aber, was für oder wider die echte Urſprünglichkeit dieſer Poeſien ſeit ihrem Bekanntwerden

vorgebracht worden, glaube ich um so füglicher mich entschlagen zu dürfen, als eben die erschöpfendsten Arbeiten, welche die endliche Lösung dieser vielangeregten, leider aber nicht immer ohne Animosität behandelten Frage sich zum Ziele gesetzt, in nächster Aussicht stehen. Nur das Wesentlichste sei daher hier vorausgesandt.

Die zuerst bekannt gewordene der beiden Handschriften, von welchen in der čechischen Literatur ein neuer, kräftiger Aufschwung ausging, ist die von Königinhof. Sie wurde im Jahre 1817 in einem Thurmgewölbe der Pfarrkirche zu Königinhof, einem alten Städtchen an der Elbe im nordöstlichen Böhmen, aufgefunden, und Herrn Wenceslaw Hanka, der sich daselbst eben aufhielt, zur näheren Prüfung übergeben. Eine Aufzeichnung in dem Memorabilienbuche der Kirche hat der Erinnerung das Andenken an den merkwürdigen Fund aufbewahrt, ein unter behördlicher Autorität an Ort und Stelle aufgenommenes Protokoll die nähern Um-

ſtände desſelben ſichergeſtellt. Die Reſultate einer weiteren, in Folge der jüngſten Polemik hervorgerufenen Erhebung ſind noch zu gewärtigen. Von Herrn Hanka auch, der die Handſchrift ſeinerſeits in dem königl. Muſeum zu Prag niederlegte, woſelbſt ſie ſeitdem aufbewahrt wird, wurde ſie im Jahre 1819 zum erſtenmale und hierauf in noch verſchiedenen andern, zum Theil kritiſch variirten Ausgaben veröffentlicht. Sie beſteht aus 12 Blättchen feinen und glatten Pergamentes in der Größe etwa der bekannten Hildburgshauſener Claſſikeredition, zu denen noch die ſcharfabgeſchnittenen Randſtreifen zweier anderer Blättchen hinzukommen. Die ungemein feine und zierliche Schrift, ohne Interpunktion und Abtheilung der Verſe wie Proſa fortlaufend, zeigt die Charaktere aus der Zeit von 1290 bis 1310. Den, ohne erkennbares logiſches Eintheilungsprinzip aneinandergereihten Inhalt bilden 14 theils größere, theils kleinere, theils epiſche, theils lyriſche Dichtungen, welche als Fragment des

25., dann als 26., 27. und als Fragment des 28. Kapitels eines III. der „Bücher“ abgetheilt erscheinen. Die behandelten Stoffe gehören nicht nur verschiedenen Zeiten vom IX. bis in's XIII. Jahrhundert an, sondern auch die Art ihrer Behandlung, sowohl in Form als in Haltung, Kolorit und Diktion läßt den Ursprung der einzelnen Stücke in verschiedenen, weit auseinanderliegenden Zeiten vermuthen, in welchen die Einführung des Christenthums in Böhmen einen scharf unterscheidenden Abschnitt zu erkennen gibt. Auch nur entfernte Andeutungen über den Inhalt der zwei vorangehenden oder eines weitern nachfolgenden Kapitels oder Buches finden sich nirgend.

Die Bekanntwerdung der Handschrift von Grünberg (das Gericht der Ljubuša) fällt in dasselbe Jahr wie jene der eben erst genannten. Sie war mit einem anonymen Briefe dem damaligen Oberstburggrafen von Böhmen zugekommen und von diesem gleichfalls dem Museum übergeben worden. Ueber das Nähere der eigentlichen

Auffindung derselben haben, in Folge des neuerdings ausgebrochenen Streites über ihre Echtheit, erst die jüngsten Tage die langentbehrte Aufklärung gebracht. Sie wurde im Jahre 1817 von Josef Kowář, damaligem Rentmeister der fürstlich Colloredo-Mannsfeld'schen Herrschaft Grünberg im Südwesten Böhmens, in einem Kellergewölbe des dortigen Schlosses unter alten Schriften gefunden, und von dem Finder auf die Anregung des Dechantes von Nepomuk, Pater Boubel, an den Oberstburggrafen gesandt, — anonym aus Scheu des Finders, in den Augen seiner Herrschaft nicht den Schein čechisch-patriotischer Ueberspanntheit auf sich zu ziehen. Die darüber sofort gesammelten Zeugenaussagen von noch lebenden Personen aus Kowář's damaliger Umgebung und dessen sonstiger Verbindung hat Herr Professor Tomek, nächst Palacky der eingehendste Kenner böhmischer Geschichte zusammengestellt. Sie ist auf zwei zusammenhängenden rauhen Pergamentblättern in klein Quartformat mit großer,

graugrünlicher Schrift geschrieben, deren Charaktere auf das IX. Jahrhundert zurückweisen. Den Inhalt bilden zwei Fragmente, ein kleineres und ein größeres, welche die Reste einer größeren, die Fürstenwahl des Ahnherrn der Přemysliden zum Vorwurfe habenden Dichtung zu sein scheinen.

Was meine Uebersetzung der beiden Handschriften betrifft, so muß ich mich darauf beschränken, zu erklären, daß es die sinn- und zugleich wortgetreueste Wiedergabe des Urtextes ist, die ich mir zur Aufgabe gestellt. Ich habe dabei, so weit die Ermittelung eines Versmaßes oder auch nur einer rhythmischen Bewegung der Sprache möglich gewesen, selbst ganz genau an dieser festgehalten, um auch in der Form die getreue Abspiegelung der Originale zu wahren. Die einzige Abweichung, die ich mir erlaubte, betrifft die Aufeinanderfolge der Stücke der Handschrift von Königinhof, welche ich natürlicher und der Uebersichtlichkeit des Entwicklungsganges dien-

licher nach dem muthmaßlichen Alter anordnen zu dürfen glaubte. Wo überdies an einer oder der andern Stelle meine Ueberſetzung von der bisherigen Art, den Text in ſeine Sätze zu ſondern, abweicht, mag dies nicht als ein Verſehen, ſondern als eine, nach eingehender Ueberlegung aus guten Gründen vorgenommene Konſtruktion angeſehen werden, deren Rechtfertigung ich an anderem Orte verhabe.

Dobříš bei Prag, am 10. Februar 1859.

Dr. S. K.

Die voranſtehenden Zeilen waren bereits niedergeſchrieben, als mir Herrn M. Büdinger's Abhandlung über „die Königinhofer Handſchrift und ihre Schweſtern" (v. Sybel's hiſtor. Zeitſchr. 1859, Heft 1.) zukam. Feſthaltend an meinem Vorſatze, die nachfolgenden Blätter, welche nichts als eine neue deutſche Ueberſetzung des Ljubuša-

Gerichtes und der Königinhofer Handschrift bringen sollen, nicht zum Anhange einiger Bogen kritischer Reproduktion zu machen, kann ich doch nicht umhin, einigen Bemerkungen über diese neueste, gegen die Aechtheit der genannten Handschrift und ihrer „Schwestern" gerichtete Schrift hier Raum zu geben.

Die Argumentation des Herrn Büdinger stützt sich wesentlich auf zwei Reihen von Gründen: auf Gründe des Verdachtes und sodann auf positive Nachweisungen. Was die erstern anbelangt, so hat Herr Büdinger aus ihnen eben so wenig wie noch irgend jemand vor ihm weitere stichhaltige Folgerungen abzuleiten vermocht, wohl aber dabei manchen, bereits von Andern begangenen Irrthum neuerlich und mit großer Zuversicht in die Schranken geführt, wie z. B. die Verdacht erregende Aehnlichkeit nach Inhalt und Form mit den serbischen Volksliedern, den vermeintlichen Vorbildern der angefochtenen altböhmischen Poesien. Nachzuweisen, wie irrthüm-

lich dieſe Annahme in Beziehung auf den Inhalt und das Weſen der Poeſien iſt, behalte ich mir, um von meinem Vorſatze hier nicht allzuweit abzugehen, insbeſondere bevor. Bemerkungsweiſe genüge es hier nur darauf hinzuweiſen, daß die Behauptung Herrn Büdinger's, das, dem ſerbiſchen Volksliede ausſchließend eigenthümliche zehnſylbige ungereimte Metrum mit der (charakteriſtiſchen und nie fehlenden) Cäſur nach der vierten Sylbe finde ſich in der Königinhofer Handſchrift, und zwar in zwei Liedern ununterbrochen, wieder, einfach unwahr ſei. Würde Herr Büdinger den altböhmiſchen Text ſelbſt eingeſehen haben, es hätte ihm ſofort nicht ſchwer fallen können, die Haltloſigkeit der von ihm offenbar auf guten Glauben hin adoptirten fremden Behauptung einzuſehen. Denn wie z. B. in Verſen aus „Oldřich und Jaromir“:

Wýhoň dub tamo s niom snahú chwáta...
K Wýhoňu w utrobách statnú wieru,...
Bóh ti bujarost da u vše údy,...

dann aus „Jaroslaw“:

Kehdy nad mrkawy šumy wznide, ...
Wěnčena kameniem i perlami, ...
hádačem, hwězdařem, kúzelníkóm, ...

jene charakteriſtiſche Cäſur nachzuweiſen, dürfte nicht nur für Herrn Büdinger, ſondern für jedermann zu den Unmöglichkeiten gehören.

Nicht ſtichhältiger iſt die poſitive Beweisführung Herrn Büdinger's, wenn er dem unbekannten Fälſcher die Benützung, ja ſtellenweiſe ſelbſt die bloße Verſifizirung des romanhaften Chroniſten Hájek nachzuweiſen vermeint. Die Methode, mit welcher er hierbei vorgeht, iſt theilweiſe geradezu unwiſſenſchaftlich und ſeine Kenntniſſe des Altböhmiſchen ſehr in Frage ſtellend, wie dies z. B. bei der „zur Ergötzung des Leſers“ mit ſichtlichem Behagen unternommenen Paralleliſirung des Hájek'ſchen und des Königinhofer Textes von „Oldřich und Jaromir“ der Fall iſt. Die Texte, die Herr Büdinger einander gegenüberſtellt, ſind nämlich eine deutſche

Ueberſetzung Hájek's und die Swoboda'ſche Ueberſetzung der Königinhofer Handſchrift, keineswegs die Originale Beider, die doch allein hier in Betracht kommen konnten. Die Beweiſe, durch welche er „die Lüge zu Tage“ gelegt zu haben glaubt, knüpft er an einzelne, mittelſt durchſchoſſener Lettern hervorgehobene Worte. Wenn er auf dieſe Weiſe endlich ſogar zu dem Verdachte gelangt (weil nämlich der Ueberſetzer Hájek's „ſprängten“ ſchrieb, und Swoboda an der parallelen Stelle „trabt“ überſetzte!), daß der Fälſcher nicht einmal den Urtext Hájek's, ſondern die deutſche Ueberſetzung benutzt, wo nicht gar ſeine Gedichte urſprünglich deutſch geſchrieben habe, ſo kann man dies offenbar nur weit abenteuerlicher als erſtaunlich finden. Offenbar hat Herr Büdinger lediglich die Ueberſetzungen, keineswegs aber den Urtext des Einen oder des Andern bei ſeinen Studien benutzt.

Wenn ich aus allen, weit zahlreichern Bedenken gegen Herrn Büdinger's Methode hier

nur dieſe wenigen hervorhebe, ſo geſchieht dies blos, um es zu rechtfertigen, daß ich mich keineswegs zu überzeugen vermag, die Frage wegen der Authentizität der Königinhofer Handſchrift und ihrer Schweſtern ſei durch Herrn Büdinger irgendwie der verneinenden Erledigung näher gerückt worden. Die für dieſelbe vorgebrachten philologiſchen Beweiſe hat Herr Büdinger zu widerlegen nicht unternommen. Das abſprechende Urtheil dagegen, das er über die dichteriſche Seite der altböhmiſchen Poeſien fällt, bedarf keiner Widerlegung.

Am 10. Mai 1859.

Die Handschrift von Grünberg.

IX. Jahrhundert.

(Erstes Fragment.)

— — — — — — — —

Jeder Vater waltet seines Hauses.
Männer pflügen, Frau'n besorgen Kleidung.
Stirbt des Hauses Haupt jedoch, dann walten
Alle Kinder mit der Hab' in Eintracht,
Wählend einen Obern aus dem Stamme,
Der, nach Noth, den Hohen Tagen beiwohn'
Mit den Kmeten, Lechen und Wladiken.*)

*) D. i. Stammesältesten, Grundedlen und Hausesobern.

(Zweites Fragment.)

Das Gericht der Ljubuša.

(Die in diesem Bruchstücke erzählte Empörung eines tschechischen Knezen oder Lechen gegen die Herrschaft Ljubuša's — im VIII. Jahrhundert — als einer Frau ist historisch nicht nachzuweisen.)

Was doch trübst, o Wltawa[1]), dein Wasser,
Trübst dein Wasser du, das silberschäum'ge?
Hat ein wilder Sturm dich aufgewühlet,
Schüttend Ströme aus des Himmels Weite,
Spühlend kahl der grünen Berge Gipfel,
Spühlend aus den goldsandreichen Thengrund?

„Wie dann sollt' mein Wasser ich nicht trüben,
Da geborne Brüder sich befehden

Um des Vaters Erb', geborne Brüder?
Furchtbar mit einander iſt ihr Streiten,
Chrudoš an der Otawa [1]), des Wilden,
Der gewund'nen Otawa, die Geld führt —
Stjaglaw's an der Radbuza [2]), des Starken,
Beide Brüder, beide Klenewice,
Alten Stamm's des Tetwa, Sohns des Popel,
Der da mit den Schaaren Čech's gekommen
Ueber drei Gewäſſer in dies Fruchtland!" — —

Flog daherwärts ein geſellig Schwälblein,
Herflog's von der Otawa, der krummen,
Läßt ſich nieder an dem breiten Fenſter
Auf dem goldnen Vaterſitz Ljubuša's,
Auf dem heil'gen Wyšegrad, dem Ahnſitz,
Wehklagt und jammert da vieltraurig.

Da es hört der Beiden eig'ne Schweſter,
Ihre Schweſter an Ljubuša's Hofe,
Bittet ſie auf Wyšegrad die Fürſtin,
Ein Gericht zum Austrag zu entbieten,
Vorzufordern ihre beiden Brüder,
Ihnen Recht nach dem Geſetz zu ſprechen.

Und die Fürſtin, Boten heißt ſie ſenden,
Nach Swatoſlaw von dem weißen Ljubic [4]),
Dort, allwo die jungen Eichenforſte, —
Ljutober vom Hügelgrat Dobroſlaw's [5]),
Dort, allwo die Elbe trinkt die Adler, —
Ratiber vom Krkonoš-Gebirge [6]),
Dort, wo Trat erſchlug den wilden Drachen, —
Nach Radowan von der ſtein'gen Brücke [7]),
Jarežir vom ſtrömereichen Bedy [8]),
Strezider vom Sázawa-Gefilde [9]),
Samorod vom ſilberhalt'gen Mies-Fluß [10]),
Allen Kmeten, Lechen und Mladyken,
Nach den Brüdern Chrudoš auch und Stiaglaw,
Den entzweiten um des Vaters Erbe.

Als verſammelt Lechen und Mladyken
Auf Wyšegrad — — — [11])
Trat ein jeder hin nach ſeinem Alter [12]),
Trat in ſchimmerndweißem Kleid die Fürſtin
Auf des Vaters Thron in die Verſammlung.

— — — Zwei weiſe Jungfrau'n [13]),
Viel erfahren in des Wiſſens Künſten,

Eine mit den Tafeln des Geſetzes,
Mit dem Schwerte des Gerichts die And're;
Vor ſich, das die Wahrheit probt, das Feuer,
Unter ſich, das richtend heil'ge Waſſer.

An nun hebt vom Vaterthron die Fürſtin:
„Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Zwiſchen Brüdern ſcheidet hier, was Recht iſt,
Die da ſtreiten um geerbtes Stammgut,
Um des Vaters Erbe miteinander!
Nach der ew'gen Götter Will' und Satzung:
Soll gemeinſam Beiden ſein die Habe?
Oder theilen ſie zu gleichem Maße?
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken,
Fället nun, was Recht, nach meinem Frageſpruch,
Wie er gut Euch dünkt in Eurer Einſicht!
Dünkt er Euch in Eurer Einſicht nicht gut,
Stellt dann Ihnen einen neuen Wahrſpruch,
Der verſöhne die entzweiten Brüder!"

Und es neigten Lechen ſich, Wladyken,
Und begannen leis ſich zu beſprechen,
Zu erwägen leiſe miteinander,
Und für gut der Fürſtin Spruch zu lieſen.

Flutebor vom Hügelgrat Dobreslaw's
Hebt sich dann empor, und spricht die Worte:
„Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron,
Deinen Fragspruch haben wir erwogen;
Sammle nun die Stimmen deines Volkes!"

Und die Jungfrau'n sammelten die Stimmen
Sammelten in heiligem Gefäß sie,
Reichten sie den Lechen zur Verkündung.

Radowan drauf von der stein'gen Brücke
Hebt empor sich, prüft der Stimmen Anzahl,
Kündet vor dem Volk den Spruch der Mehrheit,
Dem versammelten zur Rechtsentscheidung:
„Leibesbrüder, beide Klenowice,
Alten Stamm's des Tetwa, Sohns des Popel,
Der da mit den Schaaren Čech's gekommen
In dies Fruchtland über drei Gewässer,
Also um das Erbgut vertragt Euch:
Beiden sei's gemeinsam als Besitzthum!"

Aufführt Chrudeš da, von der gewund'nen
Otawa: durch's Innre wogt die Galle,

Alle Glieder zittern ihm vor Ingrimm;
Und, erhobner Hand, brüllt er dem Ur gleich:

„Weh' dem Neſte, drein ſich ſchleicht die Natter!
Weh' den Männern, über die ein Weib herrſcht!
Ueber Männer ziemt die Macht dem Manne,
Recht iſt's, daß wer erſtgeboren, erbe!"

Da erhebt Ljubuša ſich vom Goldthron
Alſo redend: „Aelteſte! Edle! Häupter!
Ihr vernahmt es, wie ich hier geſchmäht ward:
Richtet ſelber nun nach dem Geſetze, —
Nimmer ſchlichten werd' ich Eure Fehden!
Wählet, der Euch gleich ſei, einen Mann Euch,
Daß er mit dem Eiſen Euch beherrſche,
Da zu ſchwach für Euch der Jungfrau Hand iſt!"

Auf jedoch vom Krkonoš-Gebirge
Steht Ratiber, und die Worte ſpricht er:
„Schmach uns wär's, der Deutſchen Recht entlehnen!
Bei uns gilt das Recht nach heil'ger Satzung,
Die gebracht einſt nun uns unſ're Väter
In dieß Land — — — —

1) Aelterer Name der Witawa, d. i. der Multau oder Moldau.

2) Die Otawa oder Wotawa, ein aus dem Böhmerwalde kommender, ehemals Gold führender Nebenfluß der Moldau im Südwesten Böhmens. Man vergleiche auch die Sage vom Ursprung der Stadt Pisek.

3) Ein Nebenflüßchen der Mies oder Beraun, das seinen Lauf nordwärts von der Otawa nimmt. Das Erbgut der Brüder wäre sonach in dem Gebiete zwischen Rabs und Nepomuk gelegen. Wäre da nicht auch an den Ort Stiahlau an der Radbuza unweit Pilsen zu denken?

4) Eine Burg unweit Poděbrad, Später der Sitz Slawnik's, des Aeltern des heil. Adalbert.

5) An der Stätte der heutigen Stadt Königgrätz, wo die Adler sich in die Elbe ergießt.

6) Čechischer Name des Riesengebirges. Von Trut hat Trutnow, Trautenau den Namen, das heute noch einen Drachen im Stadtwappen führt.

7) Kamenz Most unfern Schlan.

8) Das Waldgebirge in der Mitte Böhmens, südwestlich von Prag. Wörtlich: Von der lieblichen Sazawa.

9) Nebenfluß der Moldau im östlichen Mittelböhmen, südlich von Prag.

10) Nebenfluß der Moldau im westlichen Böhmen, in die er sich bei Königstaal, zwei Stunden südlich von Prag, ergießt.

11) Das alte Herzogs- und Königsschloß auf einem schroffen Felsen an der Moldau bei Prag.

12) roxenie — dlá svego kann wohl auch „nach seiner Abkunft" heißen. Doch scheint mir das weniger annehmbar, da es eine strengere ständische Gliederung voraussetzen würde.

13) Wohl Káča und Teta, die Schwestern Ljubuša's.

Die Handschrift von Königinhof.

IX. bis XIII. Jahrhundert.

I.

Aus der heidnischen Zeit.

Záboj.

(In der Handschrift das 3. Stück des 27. Kap. III. Buches mit der Ueberschrift: „Beginn: Von einer großen Niederlage.“ – Der stoffliche Inhalt dieser Dichtung gehört der heidnischen Zeit des tschechischen Volkes an, also keinesfalls einer spätern, als der des IX. Jahrhunderts. Gegenstand derselben ist offenbar die Darstellung des noch siegreichen Widerstandes des unterjochten Heidenthums gegen das neue Christenthum. Historisch indeß ist von dem darin erzählten Faktum nichts bekannt. Alle in dieser Richtung aufgestellten Annahmen haben bisher sich als unstatthaft erwiesen, und läßt aus den gegebenen Andeutungen mit Gewißheit ebensowenig sich die Gegend Böhmens entnehmen, welche der Dichter bei seiner Darstellung im Auge gehabt.)

Aufragt aus dem schwarzen Forst ein Felsen;
Auf den Felsen tritt der starke Záboj,
Schaut umher im weiten Kreis die Lande.
Kummer ob den Landen all erfaßt ihn,
Und er seufzt, der Taube gleich, die weinet.

Lange ſitzt er, grämt ſich alſo lange,
Rafft ſich dann empor, und gleich dem Hirſche
Nieder durch den Forſt, den lang verlaſſnen,
Eilt er ſonder Raſt von Mann zu Manne,
Durch die Heimat all von Reck' zu Recken.
Leis zu Jedem kurze Worte ſpricht er,
Neiget ſich den Göttern,
Eilt zu Andrem fürder.

Und es ſchwand der erſte, und der Tage zweiter.
Nach dem dritten, nächtlich, da der Mond hervor war,
Sammelten im ſchwarzen Ferſte ſich die Männer.

Vor ſie tritt hier Záboj,
Führt in einen Grund ſie
Einen niedern Thalgrund in des Waldes Tiefe.

Tiefſt nach unten tritt hier Záboj ſelber,
Rührt die tönenden Saiten:
„Brüderlichen Herzens, treuen Blicks, Ihr Männer
Aus der Tiefe dies Euch ſing' ich —
Aus dem Herzen kommt das Lied mir,
Aus dem Herzen, dem in Gram auch tief verſunk'nen!

Zu den Vätern kehrt der Vater,
Läßt zurück im Erbgut ſeine Kinder, wie auch ſeine Frauen.
Doch zu Keinem ſpricht er:
Bruder, ſprich zu ihnen väterliche Worte!
Sieh, da kommt ein Fremder mit Gewalt in's Erbgut,
Und gebietet drin mit fremden Worten,
Und wie's Brauch im fremden Land von früh bis an den Abend,
So zu thun hier, herrſchet Kindern er und Weibern,
Und uns ſelbſt mit Einem Weib zu wandeln
Von der Weſna bis zu der Morana*).
Aus den Hainen ſcheucht er alle Sperber,
Und den Göttern, die des fremden Lands ſind,
Heißt er uns ſich neigen, ihnen Opfer darzubringen;
Vor den Göttern an die Stirn ſollen wir uns nicht mehr ſchlagen,
In der Dämmrung ihnen Speiſe nicht mehr reichen!

*) Weſna und Morana, erſtere in der ſlaviſchen Mythologie die Göttin des Frühlings, letztere die des Todes. Bildlich hier: von der Jugend bis zum Tode, alſo das ganze Leben hindurch. Vgl. mor (die Peſt), umorini (vernichten, zu Tode bringen), das lat. mors, das deutſche morſch u. ſ. w.

Wo der Vater dargebracht Koſt den Göttern,
Wo er hinging, um ſie anzurufen,
Schlug er nieder alle Bäume,
Und zerſtört' er alle Götter!"

„„Zábej, o wie ſingſt dein Lied du
Herz zu Herzen aus des Schmerzes Fülle!
Wie einſt Lumir*),
Der mit Wort und Sang erſchüttert
Wyšehrad und ringsum alle Lande,
So auch mich du und die Brüder!
Lieb den Göttern iſt ein wackrer Sänger!
Singe! denn in's Herz gelegt haben ſie dir Trutz
den Feinden!""

Zábej ſchauet Slawej's Blicke, die von Glut entflammten,
Und bewegt die Herzen, fürder ſingend:

„Zwei der Söhne,
Kaum daß mannhaft ihre Stimmen klangen,

*) Lumir. Der Name dieſes Sängers iſt in der ſlaviſchen Sage weiter nicht bekannt.

Gingen in den Forſt hinaus,
Uebten da an Schwert und Streitbeil und am Speer die jungen Arme,
Weilten da verborgen, kehrten erſt mit Jubel heim,
Als ihr Arm erſtarkt war, ihre Kunſt dem Feind gewachſen
Und auch Männer werden ihre andern Brüder.
Hei, wie warfen All' ſich auf den Feind nun!
Gleich des Himmels Wettern war ihr Stürmen —
Und zurück dem Erbe kehrte der entſchwundne Segen!"

Nieder jetzt zu Zábej ſtürzen Alle,
Schließen ihn in ihre ſtarken Arme,
Legen All' von Bruſt an Bruſt die Hände,
Geben, klug erwägend, Wort dem Worte.

Nah indeß dem Morgen war die Nacht,
Und ſie ſchritten aus der Thalſchlucht,
Einzeln je durch all' die Bäume,
Durch den Forſt nach allen Seiten ſcheidend.

Und ein Tag verging und auch ein zweiter.
Nach dem dritten, da es finſtre Nacht geworden,

Schreitet Záboj in den Forſt,
Ihm nach durch den Forſt die Haufen;
Schreitet Slawoj in den Forſt,
Ihm nach durch den Forſt die Haufen,
Alle voll Vertrau'ns zum Führer,
All' das Herz voll Zorn dem Kön'ge,
Wider ihn die raſche Wehr.

„Auf nun, Slawoj, Bruder,
Gen den Berg, den blauen, dort —
In die Land' all' ſchaut ſein Gipfel!
Hinwärts laſſ' den Schritt uns lenken,
Dann vom Berg zur Morgenſonne!
Dort in dunklem Forſt
Reichen wir die Hand einander!
Eile hierhin du mit Fuchſesſätzen,
Selber ich zieh' dieſen Weges!"

„„Wie doch, Záboj, Bruder!
Warum erſt vom Berg erbrauſe nieder unſre tapfre Waffe?
Laſſ' von hier uns ſtürmen gleich in des Königs Würgſchaar!""

„Nicht doch, Slawoj, Bruder!
Willſt die Schlange du zertreten,
Trittſt am beſten du auf's Haupt ihr;
Dort, ſieh, iſt ihr Haupt!"

Durch den Forſt nun theilt die Schaar ſich,
Theilt nach rechts ſich und nach links hin,
Eilet, hierwärts dem Gebote Záboj's,
Dort dem Wort des raſchen Slawoj folgend,
Durch der Wälder Grund dem blauen Berg zu.

Da es fünf der Sonnen waren,
Reichten ſie einand die ſtarken Hände,
Und erſahn mit fuchsesſcharfem Blick des Königs
Kriegsmacht.

„Aufraff' wider uns ſein Heer denn Ludjek,
All ſein Heer zu einem Schlage! —
Ei doch, Ludjek!
Nur ein Knecht biſt du ob Königsknechten!
Sage dies du deinem Zwingherrn:
Gleichwie Rauch, ſo iſt uns ſein Gebieten!"

Wild ergrimmt drob Ludjek,
Ruft heran die Seinen gellen Rufes.
Voll des Sonnenſcheines unter'm Himmel iſt das Land all',
Voll vom Blitz der Königskämpfer iſt's im Sonnenſcheine;
All' den Fuß zum Schritt bereit, an der Wehr die Hand
Steh'n ſie da auf Ludjek's Wort.

„Auf denn, Bruder Slawoj!
Dorthin eil' mit Fuchsesſätzen!
Stirnwärts ſelbſt zieh' ihnen ich entgegen!"

Und von vorn bricht Zábej nun gleichwie Hagelwettern,
Seitwärts Slawoj in den Feind gleichwie Hagelwettern.

„Siehe, Bruder!
Die zertrümmerten die Götter,
Dieſe fällten uns die Bäume,
Scheuchten aus den Hainen uns die Sperber!
Doch den Sieg leih'n uns die Götter!"

Wilde Haſt reißt Ludjek jetzund fort
Wider Zábej aus der Feinde Reih'n.
Zábej auch ſtürzt vor,
Flammen in den Augen wider Ludjek, —
Eiche wider Eiche les reißt ſich aus dem Walde.

Weit voran dem Heere jagt Zábej wider Ludjek;
Ludjek trifft mit ſtarkem Schwert ihn,
Schlägt ihm durch am Schild drei Häute.
Ueber ihm die Axt ſchwingt Zábej;
Doch gewandt entweicht ihm Ludjek
Und die Axt trifft einen Baumſtamm.
In die Heerſchaar wälzt der Stamm ſich,
Und zu ihren Vätern eingeh'n Dreißig.

Grimmig aufführt Ludjek:
„Hieher, du Verthierter,
Schlangenungethüm, entſetzliches,
Daß wir mit dem Schwert uns meſſen!"

Und ſein Schwert ſchwingt Zábej,
Schlägt dem Feind ein Stück vom Schild ab.

Ludjek ſchwingt das ſeine,
Doch zurückprallt's von dem Schild des Gegners.

Drauf zu wildem Kampf entbrennen Beide,
Aneinander Alles grimm zerhauend
Und um ſich mit Blut beſpritzend Alles,
Und mit Blut beſpritzend ſelbſt die Männer
Um ſich her im wüthenden Gemetzel.

Ueber Mittag war die Sonn'
Und vom Mittag halb ſchon nah dem Abend,
Und noch ward gefechten,
Und nicht hier und auch nicht dort gewichen,
Sondern hier gekämpft,
Und von Slawej dort die Schlacht geſchlagen.

„Daß ein Bjes*) dich, Wütrich!
Wozu frommt nach unſrem Blut dein Lechzen?"

Und die Axt faßt Zábej;
Doch abſeits ſpringt Ludjek.

*) Bjes, der Dämon des Böſen in der ſlaviſchen Mythe im Gegenſatze zu Djae, dem Dämon des Guten.

Höher aber ſchwingt die Axt jetzt Záboj,
Schleudert ſie dem Feind nach; —
Und ſie ſauſt,
Und es birſt der Schild,
Und es birſt unter dem Schilde Lubjek's Bruſt, die ſtarke.
Aufſchrickt vor der Streitaxt Wucht die Seele;
Doch die Axt ſtößt aus der Bruſt ſie
Und entführt fünf Klafter weit in's Heer ſie.

Angſtruf bringt den Feinden aus den Kehlen, —
Freude ſchallt vom Mund der Krieger Záboj's,
Lodert auf in ihren frohen Blicken.

„Auf, ihr Brüder!
Seht! den Sieg verliehen uns die Götter!
Eil' denn hin ein Hauf' zur Rechten, eil' zur Linken einer!
Schafft herbei die Roſſe aus den Thälern allen!
Laſſ't den ganzen Wald von Roſſeswiehern ſchallen!'

„„Záboj! Bruder! tapfrer Löwe du!
Laſſ' nicht ab zu ſtürmen in den Feind!““

Weit den Schild hin schleudert Zäbei,
Und die Axt in einer, in der andern Hand das Schwert,
Bricht er Bahnen durch der Feinde Mitte.
Und der Feinde ist der Wehruf,
Und der Feinde ist das Wanken;
Schrecken scheucht sie von der Wahlstatt,
Angstruf dringt empor aus ihren Kehlen.

Roßgewieher füllt den Wald.
„Auf zu Rosse nun,
Und dem Feind zu Roß nach durch das Land all!
Schnelle Rosse, an den Hufen traget unsern Zorn ihm nach!“

Und die Hausen schwingen sich zu Rosse,
Jagen, Sprung um Sprung, dem flücht'gen Feind nach,
Schlag auf Schlag, in wüt'ger Hast erschnaubend.

Und die Ebnen schwanden,
Und die Berge rechts und links, die Wälder;
All' dies blieb zurück.

Da erbraust ein Wildstrom.
Welle stürzt sich über Welle;
Brausend auch die Heere
Uebersetzen Sprung auf Sprung das tosende Gewässer.
Viel des fremden Volks verschlang die Stromflut,
Doch die Heim'schen trug sie an das andre Ufer.

Durch die Gauen weit und breit allüb'rall
Spreitet aus die mächt'ge Schwing' der ergrimmte
Reiher,
Scheucht die Vögel vor sich her.
Weit und breit hin durch das Land allüb'rall
Jagen Zäbel's grimme Schaaren nach dem flieh'n-
den Feinde,
Ueberall ihn metzelnd und mit Füssen tretend
Eine Nacht lang unter'm Schein des Mondes,
Einen Tag lang unter'm Glanz der Sonne,
Wieder eine finstre Nacht dann
Und noch eines Morgens Dämmrung.

Wieder braust ein Wildstrom;
Welle stürzt sich über Welle.
Brausend auch die Heere

Ueberſetzen Sprung auf Sprung das brauſende Gewäſſer.
Viel des fremden Volks verſchlingt die Brandung;
Doch die Heim'ſchen trägt ſie an das andre Ufer.

„Dorthin zu den grauen Bergen!
Dort austobt erſt unſre Rache!“

„„Halt doch Zäbej, Bruder!
Nicht mehr ferne ſind die Berge
Und des Feindes nur ein Häuflein,
Und zu dir aufſteht dies jammernd!““

„Rückwärts denn durch's Land!
Dorthin du, — ich hierhin!
Was des Königs, das verderbe!“

Durch die Lande brauſt ein Sturm, —
Durch die Lande brauſt das Heer,
Rechts und links, nach allen Seiten breitet ſich das Heer aus,
Schallt der Freude Ruf. — —

„Bruder, ſieh den Berg dort dämmern!
Dort verlieh'n zu ſiegen uns die Götter.
Hin und her von Baum zu Baum noch irrt die
Schaar der Seelen dort!
Scheu vor ihnen flieh'n die Vögel, bang das Wild,
Nur die Eulen fliehen nicht."

„„Auf zum Berg, die Leichen zu beſtatten,
Feſt den Göttern darzubringen,
Und der Opfer Fülle den Göttern, den Erlöſern,
Liebeswerte ihnen anzuſtimmen
Und zu weih'n der todten Feinde Waffen!""

Čestmir und Wlastaw.

(In der Handschrift das 4. Stück des V. Kap. III. Buches mit der Ueberschrift: „Vom Siege über Wlastaw". — Den Vorwurf dieser Dichtung bildet die Züchtigung Wlastaw's, eines frechen Tyrannen, durch Neklan, den Stammvater der böhmischen Herzoge aus dem Stamme der Premysliden (um die Mitte des IX. Jahrhunderts), der gegen ihn seinen Feldherrn Čestmir aussendet, und zufolge der Bestrafung Krumed's, der sich räuberischer Einfälle in Neklan's Gebiet schuldig gemacht. Dalemil, Cosmas und Hajek erzählen in ihren Chroniken ein ähnliches Faktum, doch abweichend untereinander in Namen und Nebenumständen. Cosmas nennt Wlastaw oder Wlastislaw den Fürsten des Lutschaner Gebietes, welches in den fruchtbaren Thälern der heutigen Städte Saaz und Laun zu suchen ist.)

Auf zum Kriege rufet Neklan,
Ruft mit fürstlichem Gebete
Wider Wlastaw auf.
Und es steh'n zum Krieg die Heere,
Steh'n auf das Gebet des Fürsten
Wider Wlastaw auf.

Denn es rühmte ſchnöd Fürſt Blaſlaw
Sich des Sieges
Ueber Neklan, den geprieſnen Fürſten,
Ueberzog mit Schwert und Glut
Neklan's Lande.
Ueberhebend ſeiner Krieger räuberiſche Schwerter,
Sprach er Neklan argen Hohn.

„Führ' zum Kampfe, Čeſtmir, meine Scharen!
Höhnend fordert uns zum Streit
Blaſlaw, der Ruhmred'ge!"

Aufſteht Čeſtmir, freut darob ſich ſehr,
Faßt den ſchwarzen Schild, den zweigezahnten,
freudvoll,
Mit dem Schild die Axt und den Helm, den un-
durchdringlichen,
Legt unter die Bäume all' Opfer hin den Göttern.

Mutig drauf rief Čeſtmir ſeinen Kriegern.
Und zu Reihen ſcharten ſich die Krieger,
Brachen auf vor Sonnenaufgang früh,
Zogen all' den Tag und nach der Sonn' auch
Hin bis an den Hügel. —

Hei, wie wälzt der Rauch ſich durch die Orte,
Dringt der Wehruf ſchmerzbewegter Stimmen aus den Orten!

„Wer verheert dieß Land ſo?
Wer bedrängt zu Jammer Euch und Thränen?
Wer? Wlaſtaw?
Seine letzte Gräulthat ſei dies!
Rache und Vernichtung bringen meine Heere über ihn!“

Drauf erwiedern Čeſtmir ſie, dem Kriegesherrn:
„Krutwoj trieb, der Wütrich, uns, Krutwoj fort die Herden,
Brachi' mit Feuer und mit Schwert über uns dies Elend!
Alles, was uns theuer, trat in Staub ſein grimmes Wüten,
Den Wojwoden führt' er fort uns!“

Drob erzürnet Čeſtmir wider Krutwoj:
Aus der Bruſt, der breiten, ſtrömt wilde Zornesglut
Ihm durch alle Glieder.

„Krieger" — ſpricht er, —
„Morgen frühe lehr' empor all' unſer Ingrimm!
Jetzt gönnt Ruh' den müden Gliedern!"

Berge ſteh'n zur Rechten,
Berge ſteh'n zur Linken,
Und auf ihre Gipfel, auf die hohen,
Blickt die Sonne mergenhell.
Hier die Berge nieder,
Dort die Berge nieder,
Zieh'n die Heere, Schlachten in ſich bergend.

„Auf! Zu jener Burg dort, zu der Felsburg,
Drin gefangen Kruwej hält
Wojmir ſammt der helden Tochter,
Die er raubt' im dichten Forſt
Unter jenem grauen Fels,
Neklan, unſrem Herrn zum Hohn!
Treue ihm gelobte Kruwej,
Reicht' zum Treubund ihm die Hand dar;
Mit derſelben Stimm', derſelben Hand
Bracht' dem Volk er nun dies Elend!

Auf denn! Auf zur ſteilen Burg!
Auf zur Burg im Sturm, Ihr Krieger!"

Und es toſten auf die Schaaren,
Drangen zu der Burg hinan
Auf das Wort des tapfern Ĕſtmir,
Wolken gleich, die Hagel führen.
Schild an Schild bedeckten ſich die Vordern,
An den Spießen klommen auf Die rückwärts
Und am Stämmen quer gerannt an Stämme.
Und hoch ob des Waldes Wipfeln
Klirrten ihre Schwerter an die Burg,
Wütend wider die daraus
Mit dem Schwerte Metzelnden.

Einem Stier gleich brüllt Kruwoj von den Zinnen,
Brüllet Mut zu ſeinen Streitern,
Und ſein Schwert fällt wuchtig in die Prager.

Doch gleich wie vom Fels Ein Baum,
Und viel ſtarke Eichen von den Bergen,
Alſo drängen um die Veſte Neklan's Kriegerſchaaren.

Gen die Burg von rückwärts heißt ſie Ceſtmir ſtürmen,
Heißt von vorn die Bruſtwehr ſie erklimmen.
Sieh! Und Stämme, hochgewachſen unter'm Felſen in dem Waldbuſch,
Lehnen an den feſten Wall ſie,
Daß hinweg ob ihren Häuptern,
Drüber ſich die Träme wälzen*).
Mann an Mann darunter ſtellen
Sich voran die Stärkſten dann.
Mit den breiten Rücken ſchließend Einer an den Andern feſt,
Heben Stämme Die auf ihre Schultern,
Feſt'gen quer mit Wieden ſie und längshin,
Stellen neben ſich die ſtarken Lanzen.
Auf die Stämme ſchwingen raſch ſich Andre,
Laden auf die Schultern ihre Spieße,
Binden auch mit Wieden dieſe.
Auf die Zweiten ſchwingt die Reih' der Dritten,
Auf der Dritten jene ſich der Vierten,
Und der Fünften bis hinan zur Bruſtwehr,

*) Welche nämlich die Vertheidiger auf die Stürmenden herabſchleuderten.

Wo herab die Schwerter flammen,
Wo herab die Pfeile ſauſen,
Wo herab die Träme donnern.
Stromgleich wallhinüber ſtürzen ſich die Prager,
In der Burg vertilgend alle Streitmacht.

„Auf mit deiner holden Tochter, Wojmir!
Tritt hervor nun aus dem Thurm
Auf den Fels dort in den lautern Morgen!
Bluten ſchau'n ſollſt auf dem Fels du
Kruwoj unter'm Beil der Rache!"

Und heraustritt Wojmir in den wunderthät'gen
Morgen,
Tritt heraus mit ſeiner holden Tochter,
Siehet Kruwoj, ſeinen Feind, verbluten.
Rückwärts drauf dem Volk ſchickt Čeſtmir die geraubte Habe,
Mit der Habe heimwärts kehrt die holde Jungfrau. —

Opfern nun den Göttern wollte Wojmir
An derſelben Stelle, unter'm ſelben Schritt der
Sonne.

„Auf!“ jedoch ſprach Čeſtmir! „Auf jetzt, Wojmir!
Unſre Schritte eilen hin zu ſiegen
Ueber Wlaſlaw! Dien' den Göttern ſpäter!
Selbſt die Götter wollen ſein Verderben!
Eh' die Sonn' zum Mittag vorgeſchritten,
Muß von uns erreicht ſein jene Stätte,
Wo verkünden unſer Heer den Sieg ſoll!
Nimm die Waffen deines Feinds, und folg' mir!“

Ueberaus erfreut darob iſt Wojmir,
Ruft vom Fels mit mächt'ger Stimm' zum Wald nur,
Ruft mit ſtarker Kehle zu den Göttern,
Daß weithin des Waldes Stämme beben:
„Zürnet nicht, o Götter, Eurem Knechte,
Der bei heut'ger Sonn' nicht brennt das Opfer!“

„Pflicht iſt Götteropfer;“ ſpricht drauf Čeſtmir,
„Doch den Feind auch gilt es zu ereilen!
Schwing' darum dich auf dein ſchnelles Roß jetzt,
Flieg' mit Hirſchesſätzen durch die Forſte
Hin zu jenem Eichwald!
Lieb den Göttern ragt am Weg ein Fels dort;
Opfr' auf ſeinem Gipfel du den Göttern,

Opfre deinen Rettern,
Für den Sieg, der hinter, für den Sieg, der vor uns!
Eh zu merken, daß die Sonn' des Himmels Steil' erklommen,
Trittſt du an die Stätte dort;
Und eh' mit dem zweiten Schritt hinzog die Sonne,
Mit dem dritten ob der Forſte Wipfeln,
Sind auch meine Heere dort,
Wo der Rauch ſich deines Opfers hebt in Säulen,
Und es neigt auch all mein Heer ſich im Vorbeizieh'n!"

Und es ſchwingt auf's ſchnelle Roß ſich Wojmir,
Fliegt mit Hirſchesſätzen durch die Forſte,
Zu dem Eichwald, zu dem Fels am Wege,
Zündet an das Opfer auf dem Felsgrat
Seinem Heil, den Göttern,
Für den Sieg, der hinter, für den Sieg, der vor ihm,
Opfert eine muntre Kalbin ihnen.
Spiegelnd glänzt das Fell an ihr, das rothe.
Von dem Hirten kaufte er die Kalbin
Dort im Thale, in dem hohen Graſe,
Gab für ſie ſein Roß mitſammt dem Zaume.

Kaum das Opfer flammte,
Sieh, da naht dem Thalgrund ſich das Heer!
Aus dem Grund hinan zum Eichwald
Ziehn die Haufen, weithin hallend,
Mannweis einzeln, tragend ihre Waffen.
Schreitend um das Opfer ſtimmt Jeder an der Götter Preis,
Weiterzieh'nd verſäumt Keiner lauten Freudenruf.
Erſt da auch vorüber des Heeres Nachhut war,
Schwingt auch Wojmir ſich auf's ſchnelle Schlachtroß,
Lädt die feiſten Keulen und die Lenden
Reitern ſechs der Nachhut auf.

Und es zog das Heer nach der Sonne Schritten all'
Bis die Sonnen im Mittag ſtand.

Auf der Ebne ihrer harrte Wlaſlaw da bereits gerüſtet.
Weit von Wald zu Walde ſtand ſeine Streitmacht;
Fünfmal ſtand ſie ſtärker als die Prager.
Wie aus Sturmgewölk ſcholl aus ihr der Lärm
Und unzähl'ger Kläffer Heulen.

„Schwer uns iſt's, mit ſolchem Feind zu ſtreiten;
Selten je wehrt ab der Stab der Keule!"
So ſpricht Wojmir.

Čeſtmir drauf zurück ihm:
„Wohl iſt's klug, geheim alſo zu ſprechen,
Doch auch klug, bereit zu ſein auf Alles!
Mit der Stirn wozu an Felſen rennen?
Den ſtarkköpfigen Stier — der Fuchs bethört ihn!
Hier auf dieſem Berge ſah uns Wlaſtaw;
Raſch hinab und rings um dieſen Berg nun
Laſſ' uns ziehn, jetzt rückwärts, die erſt vorwärts,
Wiederholt den Berg uns ſo umkreiſen!"

Alſo that denn Wojmir, alſo Čeſtmir.
Und es ſchritten um den Berg die Haufen,
Schritten neunmal um des Berges Umfang,
So dem Feinde mehrend ihre Anzahl,
So dem Feinde mehrend ſeine Schrecken;
Breiteten ſich aus dann in den Bäſchen,
Daß in's Aug dem Feind die Waffen blitzten,
Und der Berg erfüllt war ihres Schimmers.

Jäh mit dem Gefolg bricht Čeſtmir vor jetzt,
— Vier der Haufen zählte dies Gefolg, —
Mit ihm aus der Waldnacht brauſt Entſetzen.
Durch der Feinde Reihn brauſt das Entſetzen:
„Rückwärts! Rückwärts!“ Angſt fährt aus den Wäldern, —
Und die Reihn zerſtieben hierhin, dorthin.

Wejmir mit gewalt'ger Hand ſtürmt in ſie
Und vertritt zur Hälft' der Thalſchlucht Ausgang,
Hüft' an Hüft' ſich wider Wlaſlaw ſtemmend.

Hei, wie dröhnt der Wald vom Lärm der Thalſchlucht
Als ob Berg' mit Bergen kämpften iſt es
Und an ſich die Bäume all zerſchlügen!

Auf doch fährt nun Wlaſlaw wider Čeſtmir;
Čeſtmir wider Wlaſlaw fährt empor auch,
Trifft ihn Schlag auf Schlag in wildem Kampfe,
Schmettert ihn zu Boden. —

Grau'nhaft wälzt ſich Wlaſlaw an der Erde,
Seitwärts, rückwärts, kann ſich nicht erheben; —
Morena ſtößt in die ſchwarze Nacht ihn.

Roth entquillt das Blut dem ſtarken Blaſlaw,
Strömt durch's grüne Gras hin an die durſt'ge Erde;
Stöhnend aus dem Munde fährt die Seel' ihm,
Fliegt auf einen Baum, und auf den Bäumen
Hin und her, bis daß verbrannt der Leichnam.

Schreck erfaßt drob die Gefährten Blaſlaw's.
Fernhin aufwärts fliehen ſie von hinnen
Heimlich, ſcheu vor Čeſtmir's Anblick,
Čeſtmir's, der den Blaſlaw überwunden.

Auf zu Nellan's freud'gen Ohren tönt des Sieges Ruf,
Reich vor Nellan's freud'gem Aug breitet ſich die Beute aus.

Der Hirſch.

(In der Handſchrift das 4. Stück des 28. Kapitels III. Buches.)

Schweift' ein Hirſch durch das Gebirge,
Durch das Land,
Schweift' in muntern Sätzen über
Berg und Thal,
Trug ein prächtiges Geweih.
Mit dem prächtigen Geweih
Drang er durch die Büſche,
Sprang umher im Walde
Mit den flinken Läufen.

Streift umher ein Knabe durch die Berge,
Streift umher,
Zieht zu wilden Kämpfen
Durch die Thäler aus.

An ſich trägt er kampfesmuth'ge Wehr,
Spält mit mächt'ger Waffe der
Feinde Schaaren.

Nicht mehr in den Bergen iſt der Knabe!
Trügriſch auf ihn vor brach der grimme Feind.
Rollend wild den Blick, den von Muth entflammten,
Traf mit ſchwerer Axt er ihm die Bruſt,
Daß die Wälder weithin klagend ſtöhnten,
Schlug die Seel' ihm aus, die liebe Seele.
Aus dem ſchönen, ſchlanken Halſe floh ſie,
Aus dem Hals über die ſchönen Lippen.

Da nun liegt er!
Der entfleh'nen Seele nach quillt das Blut, das warme,
Und die Erde trinkt das warme Blut,
Und um ihn voll Grams ſind aller Jungfrau'n Herzen.

In der kühlen Erde da nun liegt er.
Eine Eich' ſproßt über ihm empor,
Breitet aus die Aeſte weit und weiter.

Und es kommt der Hirsch heran
Mit dem prächtigen Geweih,
Hüpfend mit den flinken Läufen,
Reckt den schlanken Hals empor zum Laube.
Und die Schwärme kommen raschbeschwingter Sperber,
Zu dem Eichbaum aus dem ganzen Wald,
Und so krächzen all' sie auf dem Baume:
„Grimmem Feind erlag der junge Knabe,
Um ihn jetzund weinen alle Jungfrau'n!"

Zbyhoň.

(In der Handschrift das 1. Stück des B. Kap. III. Buches.)

Fliegt einher ein Täuber,
Fliegt von Baum zu Baume,
Girret schmerzlich bang dem
Ganzen Wald sein Leiden.

„Ei, du Wald, du weiter,
Flog in dir umher sonst
Mit der lieben Taube,
Mit der holden Lieben;
Ach, der böse Zbyhoň
Fing nun mir das Täubchen,
Trug in seine Burg es,
In die steile Burg, ach!“

Irrt umher ein Knabe
Um die Burg, die steile,

Seufzet ſchmerzlich bange
Nach der theuern Liebſten,
Von der Burg zum Felſen,
Setzt ſich auf den Felſen,
Sitzt voll Leid und ſchweiget
Mit den ſtummen Wäldern.

Fliegt heran der Täuber,
Girret ſchmerzlich bange.
Hebt das Haupt der Knabe,
Redet zu ihm alſo:

„Täuber, o du traur'ger,
— Traurig, weil allein wohl! —
Hat ein Sperber etwa
Dir geraubt die Freundin?
Zhöheß, o du oben
In der ſteilen Burg dort,
Du auch haſt entriſſen
Mir mein Lieb mein Liebſtes,
Haſt es fortgetragen
In die ſteile Burg, ach!
Hätteſt wohl gekämpft, o

Täuber mit dem Sperber,
Wäre deinem Herzen
Kampfesmut beſchieden!
Hätteſt wohl entriſſen
Ihm die theure Taube,
Wären ſcharfe Krallen,
Täuber, dir gegeben!
Hätteſt wohl getödtet
Den verwegnen Sperber,
Wäre dir ein Schnabel,
Der in's Fleiſch hackt, eigen!"

„„Auf denn, traur'ger Knabe!
Auf, und wider Zbůheň!
Wohl iſt deinem Herzen
Kampfesmut beſchieden!
Wohl haſt wider ihn du
Starke, ſcharfe Waffen!
Wohl haſt, ihn zu tödten,
Du den ehrnen Kolben!""

Und der Knabe ſtürzt hinab,
Eilt durch Waldesdunkel,

Nimmt die Waffen, ſchnallt ſie um,
Nimmt den ehrnen Kolben,
Eilt durch Wald und Dunkel
Auf zur ſteilen Felsburg.

Nächtlich kommt er vor die Burg,
Rings iſt tiefes Dunkel, —
Pocht mit ſtarker Fauſt an.

„Wer das?“ ruft es aus der Burg.

„„Ein verirrter Weidmann!““

Auf thut ſich die Pforte.

Pocht mit ſtarker Fauſt an;
Auf thut ſich die zweite.

„„Sprecht? Wo iſt Herr Zbýhoň?““

„Nächſt der großen Halle!“

Dorten ſchweiget Zbýhoň,
— Dorten weint das Mädchen!

„„Auf! dem Weidmann öffne!““

Nimmer öffnet Zöyhoñ.

Da mit ſeinem Kolben
Spält die Thür der Knabe,
Da mit ſeinem Kolben
Spält er Zöyhoñ's Haupt,
Schreitet durch den Burgraum,
Schlägt drin Alle nieder,
Liegt bei ſeiner Liebſten,
Bis der Morgen tagt. —

Durch den Wipfel kommt die
Frühſonn' in die Felsburg;
Neue Freude kommt ſo
In das Herz des Knaben:
Der umſchlingt mit ſtarkem
Arm die traute Liebſte.

„„Weß iſt jene Taube?““

„Zöyhoñ fing im Wald ſie,
Hielt, wie mich, gefangen
Sie auf ſteiler Burg hier?“

„„Flieg' zurück zum Walde!““

Und ſie flog zum Walde,
Und ſie flog nun hierhin
Und ſie flog nun dorthin,
Flog von Baum zu Baum mit
Dem geliebten Täuber,
Und auf Einem Aſte
Schliefen ſie nun Beide.

Froh iſt auch die Jungfrau,
Und mit ihrem Knaben
Wallt ſie hierhin, dorthin,
Geht, wohin ihr's lieb iſt,
Und in Einem Bettchen
Schläft ſie mit dem Liebſten.

II.

Aus christlicher Zeit.

Oldřich und Jaromir.

(In der Handſchrift das Fragment des 25. Kap. III. Buches. — Es erzählt die Vertreibung der Polen, die unter Boleſlaw Chrabry in Böhmen eingedrungen waren, aus Prag und weiters aus dem ganzen Lande durch Ulrich, den jüngſten der drei Söhne Boleſlaw II. und die Wiedereinſetzung Jaromir's auf den böhmiſchen Herzogsſtuhl in Folge dieſes Sieges im Jahre 1004.)

— — — — zieht in den ſchwarzen Wald
Dort, wo die Wladyken ſich verſammelt,
Ihrer ſieben, mit den tapfern Haufen.

Mit ihm hin eilt Wýhoň Dub voll Eifers
Durch die finſtre Nacht mit all den Seinen;
Hundert Knechte zählte ſein Gefolge,
Alle in den Scheiden ſcharfe Schwerter,
Alle zu den Schwertern ſtarke Arme,
All' zu ihm erprobte Treu im Herzen.
Heimlich traten mitten in den Wald ſie,
Reichten in der Rund einand die Rechte,
Und beriethen da mit leiſer Rede.

Ueber Mitternacht ſchon war die Nacht hin,
Vorgerückt ſchon zu des Morgens Dämmrung,
Als zu Oldřich Wojeň ſprach, dem Fürſten:
„Höre mich, o Fürſt, von Ruhm bedeckter!
Kraft verlieh Gott allen deinen Gliedern,
Weiſen Sinn gab deinem kühnen Haupt er;
Führe du uns gen die böſen Polen!
Deinem Worte folgen rechts uns links wir,
Vor- und rückwärts und in jede Fährniß!
Auf! Ermannt die Kraft der tapfern Herzen!“

Hob der Fürſt mit mächt'ger Hand das Banner:
„Mir denn nach, und mannhaft auf die Polen,
Auf die Polen, unſres Lands Bedränger!“ —

Und es zieh'n ihm nach die acht Wladyken,
Raſch gefolgt von vierthalbhundert Streitern,
Mut'gen Streitern, dorthin, wo der Polen
Hauſe lag zerſtreut in tiefem Schlafe.

Von der Höh', am Saum des Waldes haltend,
Schau'n ſie Prag, ſchweigend im Morgenſchlummer.
Morgennebel wallen auf der Moldau,

Hinter Prag erblau'n die fernen Berge,
Hinter dieſen tagt der graue Morgen.

Nieder zieh'n ſie. Still iſt Alles, ſtille.
Bergen klug in Prag ſich, das noch ſchlummert,
Hüllen in die Mäntel ihre Waffen. —

Sieh', da kommt ein Hirt im Morgengrauen,
Ruft empor, daß man das Thor ihm öffne.
Und des Hirten Ruf vernimmt die Wache,
Oeffnet nächſt der Moldau ihm die Pforte.

Auf die Brücke tritt der Hirt, und bläſet, —
Auf die Brück' der Fürſt nach, der Wladyken
Sieben, all' mit allen ihren Mannen.

Donnernd wirbeln auf die lauten Trommeln,
Kriegeriſch erſchmettern die Trompeten,
Auf die Brücke pflanzen ſie die Banner; —
Unter ihrer Wucht erbebt die Brücke,
Und erſchrocken fahren auf die Polen.

Zu den Waffen greifen rings die Polen;
Mächtig aber dreinhau'n die Wladyken,

Und die Polen rennen hierhin, dorthin,
Stürzen ſchaarweis über Wall und Graben,
Weithin, weithin vor den mächt'gen Streichen.

Alſo ward der Sieg von Gott entſchieden.
Auf ging, eine Sonn' dem weiten Himmel,
Jaromir dem ganzen Lande wieder.
Freudig jubelt Prag an allen Enden,
Freudenruf verbreitet rings um Prag ſich,
Freudenruf durch all das Land, das weite,
Durch das Land von Prag aus, dem erlöſten.

Beneš Hermanow.

(In der Handschrift das 1. Stück des 26. Kap. III. Buches mit der Ueberschrift „Von der Niederlage der Sachsen". — Diese Niederlage der Sachsen durch Beneš, den Sohn Herman's, ereignete sich im Jahre 1209, als während der Abwesenheit Přemysl Otokar's I., der zu Kaiser Otto IV. gezogen war, das Heer des Markgrafen von Meißen, die Vertreibung der Königin Adele zu rächen, in Böhmen eingefallen war. Eines Beneš, Sohns Herman's, geschieht in böhmischen Urkunden von 1197 bis 1220 Erwähnung. Von ihm oder seinem Bruder Markwart stammt die noch heute in Böhmen blühende Familie der Grafen Waldstein.)

„Ei du Sonne, liebe Sonne,
Ei du bist wohl traurig sehr?
Warum scheinst du auch auf uns,
Auf uns armes Volk?"

„Wo der Fürst? Wo unser Kriegsheer?
Fern zu Otte zog er hin!
Wer erwehrt uns nun des Feinds,
Armes Vaterland?"

„Langen Zuges ziehn die Deutſchen,
Sachſen ſind es, deutſches Volk,
Von dem Görlitzer Gebirg
In dies unſer Land."

„Gebt, ihr Unglückſel'gen, hingebt
Euer Silber, Gold und Gut,
Sonſt die Hütten äſchern ſie
Euch, die Höfe ein!"

Und ſie brannten Alles nieder,
Nahmen Silber uns und Gold,
Trieben uns die Rinder fort,
Ziehn gen Troſky*) dann. —

„Grämt Euch nicht! Klagt nicht, ihr Kmeten!
Wieder, ſeht, ſprießt euch das Gras,
Das ſo lang zertretne, von
Fremdem Roſſeshuf!"

*) Troſky, eine Felspartie in der Nähe von Turnau in Böhmen mit Ruinen alter Thürme und Burgen. Zwiſchen den Troſky und Turnau finden ſich auch die Ruinen der Burg Hrubá Skála (Groß-Skal), von der in diesem Liede die Rede iſt.

„Windet Kränze aus Feldblumen!
Eurem Retter windet ſie!
Wieder grünt die junge Saat, —
Alles ändert ſich! —"

Und es hat ſich ſchnell geändert.
Heida! Benes Hermanow
Schaart um ſich das Volk zu Hauf
Wider die Sachſen dort!

Um ihn ſammelt ſich das Landvolk
Unter Groß-Skal in dem Wald,
Jeder eine Keul' als Wehr
Wider dieſen Feind.

Benes, Benes zieht der Erſte,
Ihm nach das erhobne Volk.
„Rache" — ruft's — „den Plünderern!
Rach' den Sachſen all!"

Heida! wie der Haß zu Kampfwut
Beide Seiten reißet fort,

Wild aufteſt im Innern der
Männer, zornerfüllt!

Flammen ſprühen ihre Blicke
Grauſenvoll einander zu, —
Keul' erhebt ſich über Keul',
Spieß über den Spieß.

Aneinander ſtoßen Beider
Haufen gleich wie Wald auf Wald;
Wie am Himmel Donnerblitz
Zuckt der Schwerter Blitz.

Grau'nverbreitend tobt der Schlachtlärm;
Scheu fährt auf des Waldes Wild,
Scheu der Vogel in der Luft
Flieht drei Berge weit.

Durch die Klüfte wiederhallet
Von dem felſ'gen Waldgebirg
Schwertſtreich hier, dort Keulenſchlag
Morſchem Baumfall gleich.

Unerſchüttert beide Theile
Halten alſe feſten Stand,
In den Grund die Ferſ' gebohrt,
Stramm geſtemmt den Fuß.

Da zur Höhe kehrt ſich Benes
Winkend mit dem Schwert nach rechts, —
Und die Haufen zieh'n nach dort;
Schwingt das Schwert nach links, —

Und die Haufen zieh'n nach links ſich
Und von da zur Felswand auf,
Schütten nieder Stein auf Stein
Auf der Deutſchen Haupt.

Welch ein Kampf vom Fels thalnieder!
Bei den Deutſchen welch Geheul!
Bei den Deutſchen welche Flucht,
Welche Niederlage!

Ludiše und Lubor.

(In der Handſchrift das 2. Stück des 27. Kap. III. Buches mit der Ueberſchrift: „Vom feſtlichen Turnier“. — Der Inhalt dieſes Gedichtes, das in Stoff und Darſtellung ganz und gar den Geiſt der ritterlichen Frauenverehrung des Mittelalters athmet, iſt hiſtoriſch ebenſowenig bekannt, wie die darin genannten Perſonen. Da die Sitte der Turniere in Böhmen erſt unter Wenzel I. (1230—1253) Aufnahme fand, ſo fiele die Entſtehung desſelben in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts bis 1310.)

Hört ihr Alten, hört ihr Jungen
Von Gefechten und Turnieren!

War ein Fürſt jenſeits der Elb' einſt,
Ein berühmter, reicher, edler;
Eine einz'ge Tochter hatt' er,
Lieb ihm ſehr und allen Andern.
Wunderhold war dieſe Tochter,
Anmuthreich geformten Leibes,
Blendend weißen Angeſichtes.

Rosig blühten ihr die Wangen,
Himmelshelle war ihr Auge,
Und hinab den weißen Nacken
Wallten ihr die goldnen Haare
Gleich geschlungnen Fingerringen.

Einst nun sandt' der Fürst den Boten,
Hieß ihn, all' die Herrn versammeln
Auf der Burg zu hohem Festmal.

An dem Tag, dem festgesetzten,
Kamen denn die Herrn auch alle,
Fern aus Gauen und aus Landen
Auf des Fürsten Burg zum Festmal.

Paukenschall, Trompetenschmettern: —
Vor den Fürsten zieh'n die Herrn,
Neigen ihm sich und der Fürstin
Und der lieblichsten der Töchter,
Sitzen an die langen Tische
Nach Geburt und Rang Jedweder.

Aufgetragen wurden Speisen,
Köstliche, und Honigtränke;

Und es war ein lärmend Gaſten
Und es war ein feſtlich Gaſten:
Kraft durchſtrömt die Glieder alle,
Muthig ſchwellen die Gedanken.

Zu den Herrn ſpricht ſo der Fürſt nun:
„Männer! Nicht iſt's unbekannt Euch,
Aus was Urſach Ihr hieherkamt.
Tapfre Männer, gern erprobt' ich,
Wer von Euch zumeiſt mir wacker.
Klug im Frieden ſorgt des Kriegs man; —
Unſre Nachbarn ſind die Deutſchen!"

Sprach's der Fürſt; — da brach das Schweigen.
Von den Tiſchen ſtehn die Herrn auf,
Und verneigen ſich dem Fürſten
Und der Fürſtin und der Tochter: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Alles rüſtet zum Turnier ſich
Vor der Burg auf weitem Plane.
Oben hoch auf ſeinem Söller
Sitzt der Fürſt mit ſeinen Obern,

Sitzt die Fürſtin mit den Frauen,
Sitzt Ludiše mit den Jungfraun.

Und der Fürſt ſpricht zu den Edlen:
„Wer zuerſt tret' in die Schranken,
Will, der Fürſt, ich ſelbſt beſtimmen!"

Winkt darauf dem edlen Stiebor;
Ludiſſaw auffordert dieſer.

Beide ſitzen auf die Roſſe,
Legen an die ſpitzen Lanzen,
Jagen brauſend aneinander.
Lang erfolglos ringen Beide,
Bis die Lanzen Beider ſplittern,
Und ermüdet alſo Beide
Rückwärts aus dem Kampfplatz treten: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Und der Fürſt ſpricht zu den Edlen:
„Wer die Bahn betret' der Zweite,
Mag beſtimmen nun die Fürſtin!"

Und die Fürſtin winket Srpoš;
Spitibor auffordert dieſer.

Beide ſitzen auf die Roſſe,
Legen an die ſpitzen Lanzen,
Und auf Spitibor ſtürzt Srpoš,
Hebt ihn aus dem feſten Sattel,
Schwingt ſich ſelbſt behend vom Roſſe.
Beide greifen zu den Schwertern,
Schlagen an die ſchwarzen Schilder
Schlag auf Schlag, daß Funken ſprühen.
Spitibor ſchlägt Srpoš nieder;
Srpoš ſtürzt zur kühlen Erde.
Und ermüdet auch die Beiden
Treten rückwärts aus der Kampfbahn: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Und der Fürſt ſpricht zu den Edlen:
„Wer die Bahn betret' der Dritte,
Mag Ludiše nun beſtimmen!"

Luber winkt die Fürſtentochter, —
Velemir auffordert dieſer.

Auf die Roſſe ſitzen Beide,
Legen an die ſpitzen Lanzen,
Jagen brauſend in die Schranken,
Einer feſt im Aug' den Andern,
Mit geſchwung'nen Morgenſternen.
Bolemir ſtürzt ab vom Roſſe,
Weitbin abſeits fliegt ſein Schild ihm,
Knappen tragen aus der Bahn ihn: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Lubor jetzund fordert Rubeš.

Raſch ſchwingt dieſer auf ſein Roß ſich,
Jagt im Fluge wider Lubor.
Mit dem Schwerte ſpält die Lanze,
Spält entzwei den Helm ihm dieſer.
Taumelnd ſinkt vom Roſſe Rubeš,
Knappen tragen von der Bahn ihn: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Zuruft jetzt den Edlen Lubor:
„Wer mit mir zu ringen Luſt hat,
Auf denn! In die Schranken tret' er!"

Lang berathen ſich die Edlen,
Harret Lubor in den Schranken.

Zdeſlaw endlich reckt die Lanze,
— Mächtig iſt ſie, dran ein Stierhaupt, —
Schwingt ſich auf ſein wildes Streitroß,
Ruft alſo mit kühnen Worten:
„Einen Ur bezwang mein Ahne,
Schaaren Deutſcher trieb mein Vater;
Prob' nun Lubor meinen Kampfmut!"

Und ſie jagen aneinander,
Rennen an mit ihren Häuptern,
Stürzen Beide von den Roſſen.
Zu den Schwertern greifen Beide,
Kämpfen nun zu Fuße weiter;
Kraftvoll führen ſie die Schwerter,
Daß weithin die Streiche hallen.
An die Seite bringt dem Gegner
Lubor jetzt und ſpält den Helm ihm,
Daß er aufklafft in zwei Hälften,
Schlägt an's Schwert mit ſeinem Schwert ihm,

Daß es hinſauſt aus den Schranken: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

All die Herrn umringen Lubor,
Führen hin ihn vor die Fürſtin,
Vor die Fürſtin, vor Ludiše.

Einen Kranz reicht ihm Ludiše,
Einen Kranz aus Eichenlaube: —
Paukenſchall, Trompetenſchmettern.

Jaroſlaw.

(In der Handſchrift das 3. Stück des 26. Kap. III. Buches mit der Ueberſchrift: „Von den großen Kämpfen der Chriſten mit den Tataren.“ Der Gegenſtand dieſes Gedichtes iſt der aufopfernde Widerſtand, welchen die Mährer den Tataren bei deren Einbruche in Mähren in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts entgegenſetzten und ſchließlich der Sieg Jaroſlaw's (von Sternberg) über dieſelben im Jahre 1241 nächſt Olmütz. Da der Name Kadlan erſt von 1259 bis 1284 vorkommt, ſo beruht die Rückverlegung deſſelben in eine nicht ferne frühere Zeit auf einem Irrthume des Dichters, und die Entſtehung des Gedichtes würde in das letzte Viertel des XIII. Jahrhunderts bis 1310 fallen.)

Eine Kunde künd' ich, hochgeprieſen,
Euch von großen Kämpfen, wilden Kriegen.
Merket auf und ſammelt Euern Sinn all!
Merket auf und höret Wunderbares! —

In dem Land, wo Olmütz führt den Vorrang,
Ragt empor ein Berg, ein nicht ſehr hoher,

Nicht ſehr hoch, Hoſtinow*) iſt ſein Name,
Wunder wirkt allhier die Mutter Gottes.

Lang in Frieden lagen unſ're Lande,
Wohlſein blühte lang in unſrem Volke.
In die Lande brach von Oſt ein Sturm da
Um die Tochter des Tatarenchanes,
Die um edle Steine Chriſtenmenſchen
Und um Gold erſchlagen und um Perlen.

Kublaj-wna**), gleich dem Mond an Schön-,
Von den Landen hatte ſie vernommen,
Die im Weſten, und den vielen Völkern;
That ſich auf, zu ſchaun der Fremde Sitten.

*) Hoſtainow oder Hoſtyn, im Prerauer Kreiſe in Mähren, unfern von Groß-Bittitſch. Die dortige Muttergottes-Kirche wird jetzt noch von zahlreichen Wallfahrtern beſucht.

**) Kublajewna, d. i. Tochter Kublai's. Vergl. die deutſche Legende von der heil. Hedwig. Hiſtoriſch ſicher iſt, daß bei Neumarkt in Schleſien die Enkelin des Kiewer Fürſten Michael von Wegelagerern erſchlagen worden. Es dürfte ſomit hier ein Irrthum in der Perſon obwalten.

Auf die Beine ſprangen gleich zehn Helden
Und zwei Jungfraun, hin ſie zu begleiten.
Nahmen mit ſich Jegliches, was Noth thut,
Saßen All' auf ſchnellgefußte Roſſe,
Zogen hin, wohin die Sonn' den Weg nimmt.

Wie des Morgens glänzt die Morgenröthe,
Wenn ſie aufſteigt über dunklen Forſten,
Alſo ſtrahlt des Chanes Kublaj Tochter
In gebormer, in des Schmuckes Schöne.
Ganz in goldnen Stoff war ſie gekleidet,
Unverhüllt am Halſe und am Buſen
Und mit edlem Stein gekränzt und Perlen.

Staunten ſehr ob ſolcher Pracht die Deutſchen,
Neideten ihr all' den großen Reichthum,
Spähten aus die Fährten ihrer Wandrung,
Stürzten auf ſie vor aus wald'gem Buſche,
Tödteten ſie, raubten ihre Schätze.

Als nun Kublaj hörte, der Tataren
Chan, was ſeiner Tochter widerfahren,

Bot er Heere auf aus allen Landen,
Zog dahin, wohin die Sonn' den Weg nimmt.

Da dies kund im Westen ward den Kön'gen,
Wie der Cham gen ihre Völker anzog,
Traten Einer gleich sie zu dem Andern,
Hoben aus ein unermeßlich Kriegsheer,
Zogen wider ihn vereint zu Felde,
Lagerten auf einer weiten Ebne,
Harrten da des Chans in ihren Lagern.

Kublaj jetzt rief seine Wunderwirker,
Seher, Zaubrer, Sternendeuter alle,
Zu erforschen und ihm zu verkünden,
Welcher Ausgang wohl dem Kampf bevorsteh'.

Rasch versammeln sich die Wunderwirker,
Seher, Sternenkundige und Zaubrer,
Stellen von zwei Seiten sich im Kreis auf,
Legen einen schwarzen Stab zur Erde,
Den darauf sie brechen in zwei Hälften.
„Kublaj" nennen sie der Hälften eine,
„Könige" der Stabeshälften andre,

Und besingen sie mit alten Sprüchen.
Und zu kämpfen buhen an die Stäbe,
Und der Stab, der Kublaj hieß, ward Sieger.

Freudig drob aufjauchzet seine Heermacht,
Jeder eilt, sich auf sein Roß zu schwingen,
Und in Schlachtreihn stehen bald die Schaaren.

Doch die Christen, ohne Rath und Versehn,
Stürzen sinnlos in die Reih'n der Heiden,
Stolz vertrau'nd auf ihrer Streitmacht Größe.

Aneinander stößt das erste Treffen.
Pfeile schwirren, dicht gleich Wolkenbrüchen,
Speere krachen, wie wenn Donner wettern,
Schwerter blitzen, wie wenn Flammen lodern;
Hier wie dort mit ungebeugtem Trutze
Wehrt ein Heer dem andern jeden Fußbreit.

Doch viel Heiden trieb der Christen Heer schon,
Und bewältigt hätt' es bald sie sämmtlich,
Kommen nicht auf's neu die Wunderwirker.
Vor sich her des Stabes Trümmer tragend.

Neu aufflammte der Tataren Mut jetzt.
Schnaubend warfen sie sich auf die Christen,
Vor sich her sie also grimmig jagend,
Daß gleich scheuem Waldwild sie zerstoben.
Hier ein Schild, dort liegt ein Helm viel kostbar;
Dort am Bügel schleift das Roß den Feldherrn;
Hier vergebner Sturm in die Tataren,
Dort um Gott Emporflehn um Erbarmen.

Mächtig also wurden die Tataren,
Legten große Steuern auf den Christen,
Unterwarfen zweier Kön'ge Reiche,
Kiew das uralte und Nowgorod. *)

Rasch durcheilt der Schreckensruf die Lande.
Aufsteh'n in den Ländern all die Völker,
Und vier mächt'ge Heere stehn gerüstet,
Zu erneun den Kampf mit den Tataren.

Rechtshin vorwärts rücken die Tataren.

*) Beides, wie bekannt, im Mittelalter selbständige Staaten. Nowgorod indessen ist von den Tataren nie erobert worden.

Schwarzen Wolken gleich, die drohn mit Hagel
Fetter Aecker Segen zu verwüſten,
War von fern ihr Andrang ſchon zu hören.

Schnell zu Haufen ſchaarten ſich die Ungarn,
Traten ihnen ſchnell bewehrt entgegen.
Doch vergebens war ihr Mut, ihr Ringen,
Und vergebens ihre kühne Abwehr.
Ihre Reihn durchbrachen die Tataren,
Sprengten auseinander ihre Haufen,
Und verheerten weithin ihre Lande.

Alle Hoffnung wich nun von den Chriſten,
Und die Angſt war groß ob allen Aengſten.
Schmerzvoll flehten ſie zu Gott, dem Herrn, auf,
Daß er ſie erlöſ' von den Tataren:
„Herr, erhebe Dich in Deinem Zorne!
Schirm' uns vor den Würgern, den Verfolgern,
Die da unſre Seele wollen beugen,
Uns umkreiſend wie der Wolf die Heerde!"

Eine Schlacht, die andre ward verloren.
Polen überſchwemmten die Tataren,

Rücken, all verwüſtend immer näher,
Drängen ſturmgleich nun heran vor Olmütz.

Härter drückt die Noth noch auf den Gauen,
Nichts fortan iſt ſicher vor den Heiden.

Einen, einen zweiten Tag auch ficht man,
Nirgends aber neiget ſich der Sieg hin.
Immer mehr nur ſchwillet der Tataren
Macht an, wie im Herbſt das Abendduukel,
Und inmitten ihrer wilden Wogen
Schwanket hin und her das Heer der Chriſten,
Nur beſtrebt, den Hügel zu gewinnen,
Drauf die Wunder wirkt die Gottesmutter.

„Auf, ihr Brüder, und hinan!“ ruft Wneſlaw,
Mit dem Schwert an's Schild von Silber ſchlagend,
Ueberm Haupt das Banner höher ſchwingend.
Und geballt zu Einem dichten Knäul All'
Schlagen, neu ermannt, ſie durch den Feind ſich
Und hinan, gleich Flammen aus der Erde,
Aus der Heiden Unzahl zu dem Hügel.
Rückwärts ſchreitend ziehn ſie auf zur Höhe.

An des Hügels Abhang ſich verbreitend
Und am Fuß verengt zu ſcharfem Keile.
Rechts und links gedeckt von ihren Schildern
Legen auf die Schultern ſie die Bogen,
Die, die rückwärts, denen ſtets, die voran; —
Wolken von Geſchoßen ſauſen nieder.

Nieder ſinkt jetzt finſtre Nacht zur Erde
Ueber Erd' und Himmel ſich verbreitend
Und verhüllend die entflammten Blicke
Ihres Feinds den Chriſten wie den Heiden.
In der Finſtre, in der dichten, werfen,
Wall und Graben um den Berg die Chriſten.

Als im Oſt der Tag anhub zu grauen,
Da ſtand auf der Feinde ganzes Lager.
Furchtbar war dies Lager! Um den Berg rings
Bis weithin, dem Auge unerreichbar.
Tummelten ſie drin die wilden Roſſe,
Aufgeſpießt an ihren Spießen tragend
Chriſtenköpfe vor das Zelt des Chanes.

Dicht zu einem Knäul ſchaart jetzt der Feind ſich.
Stürmend an von einer Seite Alle

Wälzen ſie hinan ſich unaufhaltſam.
Schreckbar über Alles iſt ihr Feldruf,
Daß davon ſe Berg wie Thal erballen.

Auf den Wällen aber ſteh'n die Chriſten,
— Ihren Kriegsmut ſtärkt die Mutter Gottes, —
Spannen rührig ihre ſtrammen Bogen,
Schwingen kräftig die gewetzten Schwerter; —
Rückwärts weichen müſſen die Tataren!

Aufbraust das Tatarenvolk, das wilde,
Wütend fährt ihr Chan empor voll Ingrimms.
In drei Maſſen theilen ſie ihr Lager,
Stürmen dreifach nun hinan den Hügel.

Doch die Chriſten fällen zwanzig Stämme,
All die zwanzig, die dort oben ſtanden,
Wälzen an der Wälle Rand die Stämme.

An den Wall ſchon dringen die Tataren
Brüllend auf bis zu den Wolken furchtbar:
Schon den Wall beginnen ſie zu ſprengen, —
Niederrollen da die mächt'gen Stämme,

Würmern gleich zermalmend die Tataren,
Sie zermalmend weit noch auf dem Plan hin.

Lange noch ward grimmig so gestritten,
Bis die finstre Nacht dem Kampf ein Ziel setzt.
Doch, o Gott, der ruhmbedeckte Wnesław
Sank vom Wall, durchbohrt von einem Pfeile!
Grauser Schmerz zerriß die bangen Herzen.

Kühle Nacht folgt auf den stillen Abend.
Durst, qualvoll, durchwühlt die Eingeweide,
Thau des Grases labt die lechzen Gaumen.

Auf die Nacht folgt graue Morgendämmrung;
Still jedoch bleibt der Tataren Lager.

Und des Tages Mittag glüht. Erschöpfet
Sinken hin vor Durstespein die Christen,
Oeffnen schmerzvoll die verdorrten Lippen,
Singen heiser auf zur Mutter Gottes,
Heben auf zu ihr die müden Blicke,
Ringen jammervoll die Hände, seufzen
Bang auf von der Erde zu den Wolken.

„Länger nicht ertragen dieſen Durſt wir,
Und vor Durſt nicht können wir mehr kämpfen.
Wem ſein Wohl, wem theuer iſt ſein Leben,
Gnad' erflehn von den Tataren muß er!"
Sprechen hier die Einen, dort die Andern.

„Schlimmrer Tod vor Durſt als wie vom Schwerte;
Unter'm Joch, da quillt genug uns Waſſers!
Auf drum! Mir nach, wer ſo denkt!" ruft Weſteň;
„Mir nach, wer verkommen nicht vor Durſt will!"

Da, gleich einem Stier, fährt auf Wratiſlaw,
Faſſet Weſteň an den ſtarken Armen,
Ruft: „Verräther! Ew'ger Schimpf den Chriſten!
Wie? Willſt fromme Leute du verderben?
Gnad' erfleh'n von Gott allein iſt ehrlich,
Nicht als Sklav von räubriſchen Tataren!
Wollt euch nicht in's Elend ſtürzen, Brüder!
Ueberſtanden wir die größte Hitze,
Stärkte Gott im Mittagsbrand des Tags uns,
Laßt von Gott uns ferneren Beiſtand hoffen!
Schämet, Männer, ſchämt euch ſolcher Worte,
Die ihr gleichwohl Helden euch wollt nennen!

Sterben wir vor Durſt auf dieſem Hügel,
Iſt's ein Tod, verhängt von Gottes Rathſchluß;
Liefern ſelbſt dem Schwert wir uns des Feinds aus,
Iſt's ein Mord, den ſelbſt an uns wir übten!
Gräul iſt Gott dem Herrn jedwede Knechtſchaft,
Sünd', ſelbſtwillig frei darein ſich ſtürzen!
Auf, und mir nach, Männer, wer ſo denket!
Mir nach an den Thron der Mutter Gottes!"

Und ihm nach zur heiligen Kapelle
Zieh'n ſie. „Auf, o Herr, in deinem Zorne
Und erhöh' uns über unſern Feinden!
Hör' die Stimmen derer, die dich rufen!
Sieh', von grimmem Feind ſind wir umrungen!
Rett' uns du aus der Tataren Drangſal!
Spende Labung unſern Eingeweiden,
Die als Opfer dies Gebet wir bringen!
Du vertilg' den Feind in unſren Landen, —
Rett' ihn aus für alle Ewigkeiten!"

Sieh'! Ein Wölkchen dort am ſchwülen Himmel!
Bald auch brauſen Stürme, rollen Donner,
Und am Himmel jagen finſtre Wetter.

Blitz auf Blitz fährt in der Heiden Lager, —
Milder Regen ſchwellt des Hügels Quelle.

Fürder zieht der Sturm. — Und lange Kriegsreih'n
Zieh'n heran aus allen Gau'n des Landes,
Gegen Olmütz rauſchen ihre Banner!
Wucht'ge Schwerter klirren an den Seiten,
Trutz'ge Helme blinken von den Häuptern,
Muth'ge Roſſe ſprengen ſchnaubend anwärts.

Nah und näher ſchallt der Hörner Schmettern,
Braust heran der lauten Trommeln Wirbel.
An einander ſtoßen beide Heere,
Und gleich Nebeln hebt der Staub ſich wallend.

Furchtbar aber war die letzte Feldſchlacht!
Weithin dröhnte das Geklirr der Schwerter,
Ziſcht' das Sauſen giftgetränkter Pfeile,
Scholl der Aexte Schlag, der Stoß der Lanzen.
War ein Metzeln dies, ein grauvoll Schlachten!
War ein Wehſchrei'n dies, ein Siegesjauchzen!
Regengüſſen gleich ſchoß hin die Blutflut,
Bäumen gleich im Wald ſank Leich' zu Leiche.

Dem hier klafft das Haupt entzweigespalten,
Dem gehau'n vom Rumpf sind beide Arme;
Dort vom Roß stürzt Einer auf den Andern,
Hier fährt Einer wüthend in die Heiden,
Wie der Sturm auf Felsen in's Gehölz fährt; —
Bis an's Heft dringt dort in's Herz ein Schlachtschwert,
Dem hier säbelt der Tatar das Ohr ab.
Hu, war das ein Jammer, ein Gestöne!
Und zu weichen huben an die Christen
Schon den schwarmweis drängenden Tataren.

Da, gleich einem Aar, anrauscht Jaroslaw,
An der Brust von Stahl den mächt'gen Harnisch,
Unter'm Stahl des Helden Mut und Kühnheit,
Unter'm Helm des Helden klugen Scharfblick.
Mannheit sprüht ihm aus dem glüh'nden Auge.

Gleich dem Löwen stürmet er heranwärts,
Dem gereizten, der da warmes Blut schaut
Und verwundet folgt des Jägers Fährte, —
Und durchbricht die Schwärme der Tataren.
Ihm nach, hagelwettergleich, die Čechen!

Auf den Sohn des Kublaj wirft der Held ſich.
Wild entbrennt der Zweikampf zwiſchen Beiden.
Wie ſie mit den Speeren aneinander
Rennen, ſplittern krachend Beider Wehre.
Jaroſlaw jedoch, bedeckt von Blute
Wie ſein Roß, haut nach des Kublaj Sohne
Mit dem Schwert, und ſpält ihn bis zur Hüfte,
Daß der leblos hinſtürzt zu den Leichen,
Ueber ihm der Köcher dröhnt, der Bogen.

Schreck erfaßt die Haufen der Tataren.
Schleudernd fort die klafterlangen Spieße
Rennen ſie, wer nur vermag zu rennen,
Hinwärts, wo die Sonn' des Morgens aufgeht.

Frei von den Tataren war die Hanna*)!

*) Die Hana, eines der fruchtbarſten Landgebiete in Mähren, am Flüßchen gleichen Namens, ausgezeichnet durch eigene Tracht und Sitten. Hier tropiſch für ganz Mähren.

Anmerkung. Auf der Seite 82 von Zeile 8 bis 10 werden die Kenner des Originals eine Umſtellung der Verſe be-

merken. Es wurde aus 1, 2, 3 in meiner Uebersetzung 3, 1, 2. Es scheint mir dies nach dem natürlichen Laufe der Dinge jedenfalls die folgerichtigere, dagegen die Anordnung, wie sie in der Handschrift sich vorfindet, eine aus einem Versehen des Schreibers hervorgegangene irrthümliche. Ich erwähne hierbei, daß diese, so wie noch einige andere Stellen, namentlich in „Zäboj" und „Éstmir", die nur durch eine Umgliederung des Textes erst logisch verständlich werden, mir für die Aechtheit der Handschrift ein nicht ungewichtiges Zeugniß abzulegen scheinen. Es wäre denn, daß man neben andern auch die Behauptung aufstellen wollte, der Fälscher habe, um seinem Imposte auch hierin den Schein der Authenticität zu geben, einige widersinnige Satzfolgen geflissentlich angebracht.

III.

Die kleinern Lieder.

(In der Handschrift sämmtlich im Kapitel 28 III. Buches.)

1. Das Sträußchen.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürſtlichen Forſten,
Läufet das Mädchen
An den Bach,
Schöpfet vom Waſſer
In beſchlagne Eimer.

Auf dem Waſſer dem Mädchen
Zuſchwimmt ein Sträußlein,
Duftiges Sträußlein
Aus Veilchen und Roſen.

Neigt ſich das Mädchen
Zu fangen das Sträußlein, —
Da fällt es, ach fällt es
In's kühlige Waſſer.

„Wenn ich es wüßte,
Liebliches Sträußchen,
Wer dich in lockres
Erdreich gepflanzet,
Dem wohl gäb' ich
Das goldne Ringlein!

Wenn ich es wüßte,
Liebliches Sträußlein,
Wer dich mit Baste,
Zartem, gebunden,
Dem wohl gäb' ich
Die Nadel aus dem Haare!

Wenn ich es wüßte,
Liebliches Sträußlein,
Wer auf dem kühlen
Wasser dich sandte,
Dem wohl gäb' ich
Das Kränzlein vom Haupte!"

2. Die Erdbeeren.

Ging mein Liebchen Beeren leſen
Zu den grünen Kiefern,
Trat ſich einen ſcharfen Dorn
In das weiße Füßlein,
Und nun kann mein Liebchen nimmer
Treten auf ihr Füßlein!

„O du Dorn, du ſcharfer Dorn! Was
Thatſt du ihr ſo weh doch?
Ausgejätet wirſt darum du
Aus dem Kieferwalde!

Warte, Liebchen, wart' im Schatten
Bei den grünen Kiefern!
Hin zur Weid' indeſſen lauf' ich,
Hol' mein weißes Rößlein!" —

Auf der Weide graſt das Rößlein
In dem dichten Graſe,
In dem Schatten harrt mein Liebchen,
Harret des Geliebten.

Still da hebt das Mädchen an zu
Klagen bei den Kiefern:
„Ach, was wird die Mutter ſagen?
O ich Unglückſel'ge!

Immer ſprach zu mir die Mutter:
Hüt' dich vor den Burſchen!
Doch wozu ſollt' ich mich hüten?
Sind ſo gute Leute!"

Und ich kam auf meinem Rößlein,
Gleich dem Schnee an Weiße,
Sprang vom Rößlein, band's an einen
Aſt mit Silberzäumen.

Nahm das Mädchen, drückt' an's Herz es,
Küßt' es an die Lippen, —
Nicht mehr dacht' das holde Mädchen
An den Dorn im Füßchen!

Herzten uns ſo, liebten uns ſo,
Bis die Sonn' ſich neigte.
„Reit' nun, Liebſter, ſchnell nach Hauſe,
Eh' die Sonn' hinab iſt!"

Und auf's Rößlein ſprang ich hurtig,
Gleich dem Schnee an Weiße,
Schloß das Mädchen in die Arme,
Ritt damit nach Hauſe.

3. Die Roſe.

Ach du Roſe, holde Roſe,
Warum biſt du früh' erblüht,
Früh erblüh'nd vom Froſt geſtreift,
Froſtgeſtreift warum verwelkt,
Und verwelkt warum entblättert?

Abends ſaß ich, lange ſaß ich,
Bis der Hahn im Morgenlicht
Sang, und ach erharrt' es nicht,
Und verbrannte allen Kienſpan!

Da entſchlief ich, und im Traum
War es, ach, mir Unglückſel'gen,
Ob mir von dem Finger mein
Gold'nes Ringlein niederglitt
Und das theure Steinchen mit.

Ach, das Steinchen fand ich nicht,
Und der Liebſte kam mir nicht!

4. Der Kuckuck.

Steht im weiten Feld ein Eichbaum,
Auf dem Baum ein Kuckuck ſitzt,
Kuckuckt immer, kuckuckt klugvoll,
Daß nicht immer Frühling iſt.

Wann denn reift' im Feld das **Körnlein**,
Wenn es immer Frühling wär'?
Wann im Garten denn das **Aepflein**,
Wenn es immer Sommer wär'?

Wann denn frör' die Sang' im Schober,
Wenn es immer Herbſt nur wär'?
Und was wüßt' von Leid das **Mädchen**,
Wenn allein es immer wär'?

5. Die Verlaſſne.

Ach ihr Wälder, finſtre Wälder,
Miletiner *) Wälder,
Warum grünt ihr immer gleich im
Winter wie im Sommer?

Ach wie gern wollt' ich nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben!
Aber ſagt, ihr guten Leute!
Wer ſoll da nicht weinen?

Denn wo weilt mein lieber Vater?
Liegt im Grab begraben!
Wo die Mutter, liebe Mutter?
Ueber ihr wächſt Gras längſt!
Hab' nicht Bruder, hab' nicht Schweſter, —
Nahmen auch mein Lied mir!

*) Milenn, ein kleines Städtchen im Jitſchiner Kreiſe, unfern von Königinhof, dem Fundorte der Handſchrift.

6. Die Lerche.

Jüngst wol ein Mädchen Hans,
Nah dem Herrengarten;
Frägt es da ein Lerchlein klein:
„Ei, warum so traurig?“

„„Wie dann könnt' ich fröhlich sein,
Lerchlein du vielkleines,
Da sie in die stein'ge Burg:
Mir entführt den Liebsten?

Hätt' ich einen Federkiel,
Schrieb' ich ihm ein Brieflein,
Du dann kleines Lerchelein
Flögst damit zu ihm hin.

Hab' nicht Kiel, nicht Pergamen,
Kann kein Briefchen schreiben; —
Grüß' den Liebsten mit Gesang,
Daß mich Gram hier tödte!““